DER SALON FÜR LITERATUR, KUNST UND GESELLSCHAFT: 1873,1





73. Heft 1 Preis 10 Sgr.



VERLAG VON A. H. PAYNE IN LEIPZIG.

VERZEICHNISS DER MITARBEITER.

Schriftsteller: **Friedrich Adami, Fr. Althaus. Adelheid v Auer, Berthold Auerbach, Dr. Ludw. Bamberger, E. Bauernfeld, Karl Beck, Friedr. Bodenstedt, Udo Brachvogel, Karl Braun** (Wiesbaden), **W. Buchholz, Dr. G. Büchmann, E. Diethoff, E. v. Dincklage, Adolf Ebeling, Ernst Eckstein, A. H. Ehrlich, L. Ernesti, A. v. Etzel, J. G. Fischer, Theodor Fontane, Karl Frenzel, Em. Geibel, Claire v. Glümer, Rud. Gottschall, Herm. Grieben, Klaus Groth, Julius Grosse, Anastasius Grün** (Anton Alexander Graf von Auersperg), **Otto Gumprecht, Karl Gutzkow, Prof. Ed. Hanslick, George Hesekiel, Ferd. Hey'l, Paul Heyse, Ferd. Hiller, George Hiltl, Edmund Hoefer, Karl von Holtei, Hans Hopfen, Wilhelm Jensen, Moriz Jokai, Dora d'Istria** (Fürstin Koltzoff-Massalsky), **Gottfried Kinkel, H. Kletke, J. G. Kohl, Franz Koppel, E. Kossak, Dr. Fr. Kreyssig, Dr. A. Lammers, Eugen Laur, Dir. Jos. Lehmann, Dr. Hermann Lessing, Dr. Julius Lessing, Arthur Levysohn, Fanny Lewald, Paul Lindau, Herm. Lingg, Heinrich v Maltzan, Alfr. Meissner, Prof. Karl Mendelssohn-Bartholdy, Dr. Julius Meyer, Adolf** und **Karl Müller, Wolfgang Müller (von Königswinter), A. Mützelburg, Prof. L. Nohl, Dr. H. B. Oppenheim, G. zu Putlitz, Otto Roquette, W. Rullmann, Dr. Sacher-Masoch, Dr. Daniel Sanders, Dr. K. Ritter v. Scherzer, Max v. Schlägel, Sigmund Schlesinger, Julian Schmidt, Levin Schücking, August Silberstein, Fr. Spielhagen, Prof. Adolf Stahr, Theodor Storm, Adolf Strodtmann, Max Sulzberger, Karl von Thaler, Iwan Turgéniew, Dr. Otto Ule, Dr. A. Vollert, Baron Warburg, M. M. v. Weber, F. Wehl, Arnold Wellmer, Adolf Wilbrandt, Dr. Alfr. Woltmann.** — Künstler: **W. Amberg, C. F. Deicker, W. Douzette, W. Gentz, Hiddemann, Herm. Kauffmann, Otto Knille, Franz Meyerheim, Paul Meyerheim, Oscar Pletsch, Prof. G. Richter, J. Scholz, W. Scholz, Prof. J. Schrader, Prof. Steffeck, B. Vautier, A v. Wille, O. Wisniewsky.**

Notiz!

Da bei der Zusammenstellung der einzelnen Hefte des „SALON" nach einem bestimmten Plane verfahren wird, zu dessen Ausführung sich der Herausgeber mit einer Anzahl befreundeter Kräfte von vornherein verbunden hat, so bitten wir diejenigen Herren Autoren, welche von uns nicht direct aufgefordert worden sind, nur nach vorgängiger schriftlicher Anfrage Manuscripte senden zu wollen. Eine Verpflichtung, unverlangte Manuscripte, namentlich Gedichte, zurückzusenden, können wir nicht übernehmen.

Für die Redaction:

Dr. Julius Rodenberg.

Berlin, 23 Schöneberger Ufer.

DER SALON

für Literatur, Kunst und Gesellschaft.

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.

Band I. 1873.

Verlag von A. H. Payne.

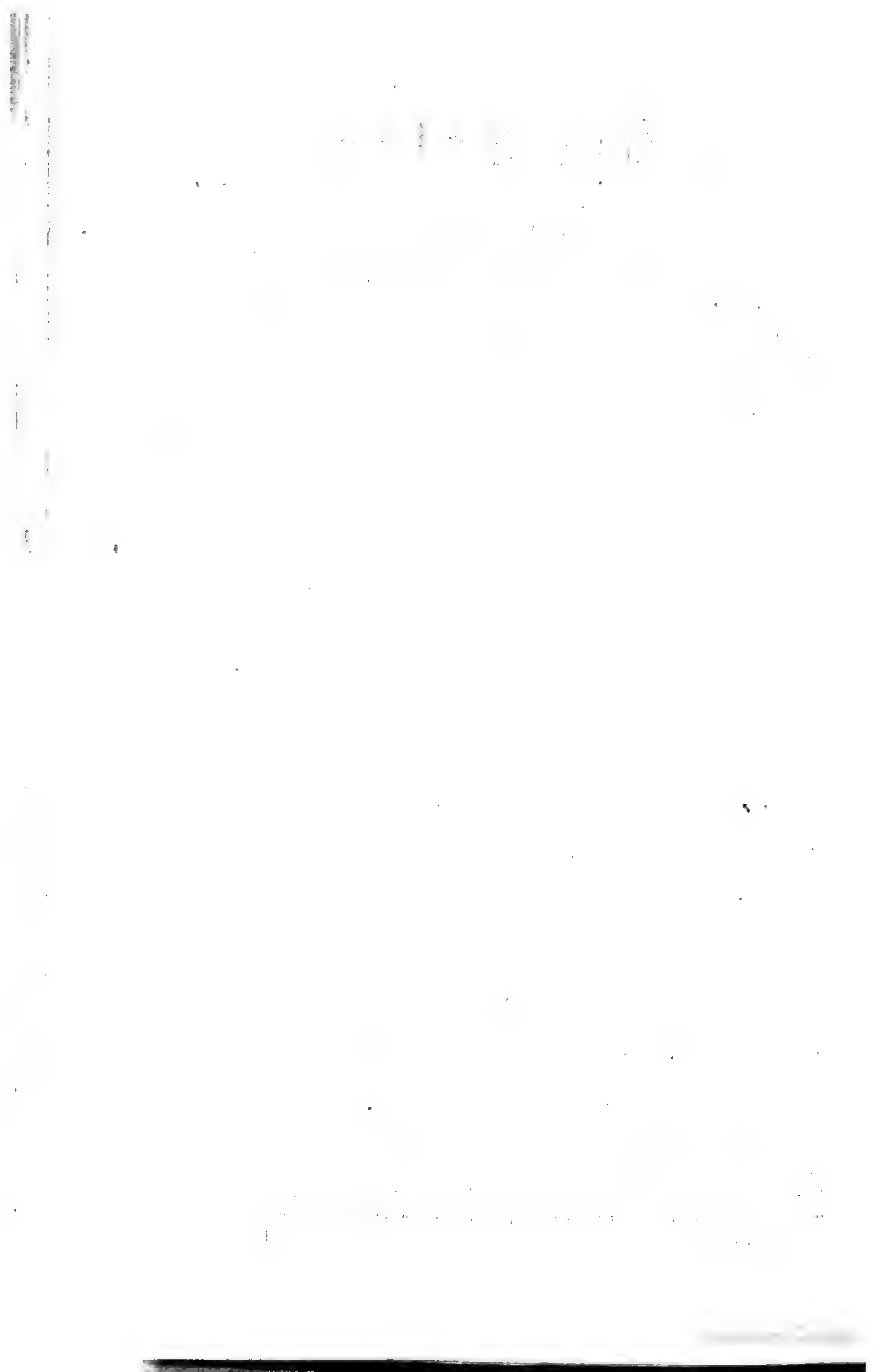
Leipzig.



Inhalt des 1. Bandes.

Seite

Kunstblätter.



Der Salon.

Unser Rechtsbewußtsein.

Novelle von **Adolf Wilbrandt.**

In einer Gegend Deutschlands, die ich nicht nennen werde — doch ich kenne sie ungefähr wie mich selbst — saß die junge Pächterin, Frau Emilie, unter der großen Laube an ihrem Wohnhaus, die einen runden Steintisch durch wildes Weinlaub beschattet, und sah, heiter wie der junge Sommermorgen, auf die Landstraße hinaus, die, an ihrem Gehöft und ihrem Garten vorbei, zwischen den Kornfeldern geradeswegs zum Wald hinanstieg und sich dort im Dunkel der alten Buchen verlor. Die „kaiserlich deutsche Post“ rollte vorbei, der Postillon hob sein Horn, wie um der jungen Frau einen guten Morgen zuzublasen; doch da die Sonne schon heiß auf ihn niederbrannte, ließ er den Arm bedächtig wieder sinken und blies nicht; erst als der gelbe Wagen im Grün der hohen, schattigen Buchen verschwand, klang es aus dem nur halb verstimmten Horn lustig und mit leiserem Echo herüber. Die junge Frau hörte es und bewegte die Lippen, wie um mitzublasen. Sie hatte eine Arbeit auf dem Schooß, doch sie arbeitete nicht; sie war in einer der Stimmungen, in denen man zu glücklich ist, um zu nähen. Ihre Gesundheit und Jugend, der Schatten, in dem sie saß, die Sonne über dem leise wogenden goldgelben Hafer und dem dunklern, röthlich-grauen Roggenfeld dahinter, die schwimmenden Schneewölkchen am blauen Himmel, der sanfte Wind, Alles that ihr so wohl. Sie dachte an ihren jungen, schönen, lebensfröhlichen Mann, den sie von Herzen liebte; an die nahe Ernte und daß der Rost ihr doch weniger geschadet, als sie gefürchtet hatten; an das letzte Singvögelchen, dessen Lied noch vom Wald herüberklang, und das nun auch morgen oder bald in seinen Familiensorgen verstummen werde; und über diesen Gedanken lächelnd dachte sie wieder an ihr eigenes Glück. Endlich blickte sie auf die kleine malerische Blumenanlage neben ihrer Laube, da, wo das Haus in einer Ecke vorsprang — und nun seufzte sie. Worüber konnte sie seufzen? — „Ich wäre doch die glücklichste Frau auf dieser Welt“, dachte sie, „wenn ich dort neben den Blumen die kleine natürliche Felsgrotte hätte, die ich mir nun schon so lange künstlich machen will! Erde ist ja da; nur die Felsstückchen fehlen. Nur ein paar Dutzend Steine in schönen Farben an die rechten Stellen gebracht und mein Kunstwerk ist fertig. Und Er (sie meinte ihren Gatten) wünscht sich das so sehr! Seit er so eine Felsgrotte bei dem Herrn Stadtsecretair im Garten gesehen hat, träumt er ja davon. Wenn ich ihn zum Geburtstag damit überraschen könnte — — wenn ich das könnte — —“ Sie zählte die Tage bis zu seinem Geburtstag an ihren Fingern her; es waren noch sechs. Sie ward roth vor Eifer

über das ganze liebliche Gesicht. Sie hörte weder das kaiserliche Posthorn noch den letzten Singvogel mehr, fühlte weder die warme Luft noch den kühlenden Wind, dachte auch nicht an die schöne Ernte, noch an ihr Glück; sie durchsuchte im Geist die ganze Welt nach Steinen, wie sie sie brauchte. „Ich wünsche mir ja nichts auf dieser weiten Welt, als so eine kleine Grotte!“ seufzte sie vor sich hin.

Eine bekannte Stimme und nicht minder bekannte Schritte störten Frau Emilie aus diesen sorgenvollen Gedanken auf: sie hörte ihren Mann, der auf der andern Seite des Hauses auf die Thürschwelle trat, zu einem Dritten sprach und über den Flur in sein Zimmer hineinging. Ein anderer Schritt folgte nach. Die junge Frau sprang auf, nahm ihr Arbeitszeug und lief mehr, als sie ging, in's Haus hinein. „Seid ihr da!“ rief sie aus. „Wo ist Euer Wagen? Seid Ihr hergeflogen! Guten Morgen, Schwager! — Kinder, wie seht ihr aus!“ — Sie blickte, während sie den Schwager umarmte, auf die Stiefel der beiden Männer hinunter und betrachtete den dicken Staub, unter dem sie verschwanden, mit drolligem Entsetzen.

„Wir haben den Kutscher vom Bahnhof noch in die Stadt geschickt, Dies und Das zu besorgen“, erwiederte der Pächter, ihr Mann, indem er seine junge Frau zärtlich an sich drückte; „und wir Männer sind den kurzen Weg bei dem herrlichen Morgen auf unseren eigenen Füßen hergewandert. Mit einem kleinen Umweg über die Ziegelei. Aber Staub, Staub! Alles voll Staub! Und der Staub, den Du nicht siehst, der in unseren Kehlen, ist der schlimmste. Bier, liebe Frau! Und etwas Frühstück für Deinen Schwager, er hungert. Das weiß der Himmel: wenn der einmal auf's Land kommt, so hungert er von der ersten Minute!“

Emilie lief hinaus, kam wieder, deckte selber das weiße Tuch über den Tisch und stellte die Flaschen hin. „Ah, diese schöne Kühle!“ sagte der Doctor — der Schwager Heinrich — behaglich, indem er sich auf dem schwarzbelederten Sopha in die Ecke warf und in dem großen, tiefen, etwas dämmerigen Zimmer umsah. „Hier vergißt man die Hundstage! Wenn ich mich hier ein paar Tage von der Stadthitze auskühle, bin ich wieder gesund.“

„Die vortreffliche Ventilation!“ sagte der Hausherr mit Stolz. „Ich bitte Dich, wirf ein Auge auf diese Fliegenfester hüben und drüben, meine Einrichtung. Sie lassen mir kühle Zugluft aus und ein, aber keine Fliege. Ich bitte Dich, zu beachten, daß in diesem Zimmer am zwanzigsten Juli keine einzige Fliege ist.“

„Nur diese verdammte Brummfliege!“ erwiederte der Schwager, indem er mit dem Taschentuch, womit er sich die Stirn getrocknet hatte, um sich schlug. „Ein ganz infames Geschöpf!“

„Das einzige! Die nöthige einzige Ausnahme, Heinrich.“

„Und hier noch so ein Brummer! Da fällt er mir eben in's Glas.“

„Offenbar Zwillinge!“ antwortete der Hausherr unerschüttert und trat an das Fenster, um, wie allemal, nach dem Barometer zu sehen. Der Doctor gab den Kampf mit den Fliegen auf, zog ein Packet, in

eine Zeitung gewickelt, aus der Tasche und faltete es auseinander. „Hier hast Du auch das Chloroform, das Du wünschtest, liebe Emilie. Ich vertrau' es Dir und Deinem Gatten an, weil das eine Ausnahme ist; weil ich weiß, wie leicht und wie unschädlich es bei Dir wirkt. Gebrauche es mit Verstand, oder besser, nie!"

„Das wäre zu wünschen", sagte die junge Frau; „denn diese Zahnschmerzen sind das schlechteste Vergnügen, das ich mir denken kann. Ich glaube, die Vorsehung schickt sie mir auch nur, damit mein schönes Talent, mich chloroformiren zu lassen, nicht einrostet! Ich schlafe so leicht davon ein wie ein kleines Kind, und wache so gesund und sorglos danach auf wie eine junge Lerche. Wer sich von Chloroform ernähren könnte! — — Nun, ich bin ja sonst gesund und glücklich, Heinrich", setzte sie treuherzig hinzu.

„Ja, das ist sie, Heinrich", fiel ihr Mann vom Fenster her ein, indem er — nun schon zum sechsten Mal — auf das Barometer klopfte.

„Was, zum Teufel, machst Du da mit dem Ding?" fragte der Doctor.

„Das verfluchte Ding will nicht fallen!" sagte der Hausherr und klopfte zum siebenten Mal. „Wir brauchen endlich Regen, oder die Kartoffeln gehen mir alle zu Grunde. Aber das rührt und regt sich nicht! Das fällt nicht! Das nimmt keine Vernunft an!" — Und er konnte sich nicht enthalten, noch ein achtes Mal auf das Barometer zu klopfen.

Der Doctor lachte. „So treibt er es alle Tage und zu allen Tageszeiten!" sagte Emilie lustig. „Wenn er sich nach festem, trockenem Wetter sehnt, dann klopft er, weil „das verfluchte Ding nicht steigen will"; dann speculirt er à la hausse, wie der Stadtsecretair sagt. Jetzt sind wir bei der baisse; das verfluchte Ding will nicht fallen."

„Wir müssen einmal Regen haben!" wiederholte der Hausherr, indem er noch einen zornigen und vorwurfsvollen Blick auf sein Barometer warf. Das Wetter wird uns zu schön! Die verwünschten Engländer bekommen ohnedies lange nicht die Mißernte, die in Aussicht stand. Sie bauen zu viel Korn, Heinrich; die Preise werden zu schlecht."

„Jetzt ist er wieder bei den „verwünschten Engländern"!" sagte die junge Frau und lachte.

„Was hast Du da für eine Zeitung?" fragte der Hausherr, der das auseinandergepackte Papier auf dem Tisch erblickte. „Schon die Zeitung von heute?" — Der Doctor nickte; der Pächter streckte sogleich seine beiden Hände danach aus. „Wir wollen doch einmal sehen, was diese ver — — was diese Engländer heute von sich melden!" — Indessen der Doctor hatte die Zeitung schon ergriffen, schlug um, bis er an die Handels- und Ernteberichte kam, und fing an, mit seiner wohlklingenden Stimme laut zu lesen. „Gut, lies vor!" sagte der Hausherr. Emilie hatte sich neben dem Schwager auf das Sopha gesetzt, hielt ihre hellen blauen Augen auch auf das Blatt gerichtet und las schweigend mit.

„„London. Getreide. Die Weizenblüthe hat leider vielfach unter den kalten Nächten gelitten —“

„Hat sie das!“ schmunzelte der Pächter. „Davon sagten ja alle diese verfluchten Berichte nichts.“

„„An den Aehren haben wir bereits Spuren von Rost gesehen und wir fürchten, daß er Fortschritte macht —“

„Da wär' es die höchste Zeit! Nur zu! nur zu!“ fiel der Pächter ein und rückte auf seinem Stuhl, als müßte er diesem saumseligen Fortschritt einen Rippenstoß geben.

„„Wenn nicht höhere Temperatur eintritt —“

„Nun, das hoffen wir nicht.“

„„Auch die Gerste ist gefährdet und sieht schlecht aus, eben so manche Haferfelder —“

„Diese Gerste gefällt mir!“

„„Ein paar warme Tage würden von unendlichem Dienste sein —“

„Ja, die möchtet ihr wol, aber die kriegt ihr nicht!“ — Der Hausherr wiegte sich mit komischem Triumph auf seinem Stuhl, als glaubte er wieder an eine gütige und gerechte Vorsehung, die das nicht zugeben würde.

„„Inzwischen haben das Aufhören des Regens und die zeitweisen Sonnenblicke ihre gewöhnliche Wirkung gehabt, indem sie die erregten Märkte beruhigten —“

„Hm!“ murmelte der Pächter beunruhigt.

„Lies auch von Paris“, sagte Emilie.

„Ich lese! — „Paris. Das Wetter bessert sich“ —

„Verflucht!“

„„Aber sehr langsam.“

„Hm!“ murmelte der Pächter etwas behaglicher.

„„Wir müssen jedoch constatiren, daß die Klagen über den Stand der Saaten nicht von Allen getheilt werden —“

„Hoffen wir, daß es auch bei diesen noch kommt!“

„„Während von der einen Seite der Schaden hervorgehoben wird, den Rost, Kälte und überwucherndes Unkraut verursacht haben —“

„Rost, Kälte und Unkraut!“ wiederholte der Pächter mit humoristischer Zufriedenheit.

„„Behauptet man andererseits, daß ein bedeckter Himmel der Blüthe- und Körnerbildung förderlich ist —“

„Darin hat er Recht!“ seufzte der Pächter.

„„Und daß der Regen im Mai und Juni eher wohlthätig als schädlich gewirkt hat —“

„Infam! äußerst infam!“ rief der Pächter aus, mit einem so herzhaften Ton der Ueberzeugung, als hätte man ihm vorgelesen, daß der alte Thiers den deutschen Kaiser durch eine vergiftete Depesche ermordet hätte. Er stand auf. „So wahr ich Robert Feldmann heiße, es giebt keine Gerechtigkeit auf der Welt! — — Uebrigens, was schreibt dieser verfluchte Kerl noch von Blüthenbildung und vom Juniregen: wir haben

ja den zwanzigsten Juli! Und überhaupt — überhaupt — sonderbare Berichte!" — Er griff, sich nachträglich verwundernd, nach der Zeitung, sah hinein und hörte nun seinen Bruder hinter sich lachen. „Das ist ja eine Zeitung vom vergangenen Jahr!" rief er und lachte selbst.

„Ich wußte es, mein theurer Bruder", sagte der Doctor; „aber diese angenehme und gesunde kleine Aufregung wollte ich Dir doch nicht vorenthalten."

„Was für ein Schurke mein leiblicher Bruder ist!"

Die kleine Frau war an ihres Mannes Arbeitstisch getreten, nahm eins der Bücher, die dort zwischen Briefen und Papieren lagen, schlug es auf — es waren Goethe's Gedichte — und kam mit dem ernsthaftesten Schelmengesicht zu ihrem Gatten zurück. „Robert!" sagte sie, ihm eine ihrer kleinen Hände auf die Schulter legend, und declamirte mit feierlich gehobener Stimme:

„Edel sei der Mensch,
Hülfreich und gut!
Denn das allein
Unterscheidet ihn
Von allen Wesen,
Die wir kennen"

„O, Robert Feldmann! Höre auf diese Worte Deines Lieblingsdichters: „Edel sei der Mensch, hülfreich und gut!"

Robert Feldmann lachte.

„Seht diesen schrecklichen Menschen; seht, wie er lacht! — Robert! Robert! Wer nicht weiß, was für ein gutherziges Lamm von einem Menschen Du bist und Dich so ruchlos und abscheulich reden hört, muß der nicht denken: das ist ein Ungeheuer!" — — Das Ungeheuer zog sie in seine Arme und küßte sie, statt zu antworten. Sie machte sich los. „O ihr Männer!" sagte sie mit dem ganzen Ausdruck weiblicher Ueberlegenheit, indem sie sich auf die Zehen stellte. „Ihr seid doch ein recht unzuverlässiges, unsittliches Geschlecht! Ihr redet so schöne Sachen von Recht und Gesetz, wundert Euch über Euch selbst, wie weise Ihr die Welt eingerichtet habt, lächelt auf uns Frauenzimmer herab, wie auf Kinder, die nichts von alledem verstehen; und sobald es sich um Euren Schlag Weizen oder um Euren Rosinenhandel dreht, liegt Euer ganzes Rechtsgefühl im Graben! Hab' ich Recht, Heinrich, oder nicht? — O, Ihr Männer, Ihr Männer!"

„Du hast allemal Recht, wie jede Frau", gab ihr Feldmann zur Antwort, indem er mit unerschüttertem Gleichmuth und Humor sein Glas wieder füllte. „Hör' Einer diese kleine Frau, wie sie von „Rechtsgefühl" spricht!"

„Nun, und warum sollte diese kleine Frau nicht davon sprechen?"

„Weil Ihr alle miteinander nicht wißt, was für ein Ding das ist! Weil Euch holden Frauenzimmern das Rechtsbewußtsein fehlt; weil Ihr da eine Lücke in Eurer Organisation habt"

„Wir eine Lücke?"

„Ja! — Weil Ihr eben **Frauenzimmer** seid —"

„Was heißt das?“

„Weil Ihr in Folge Eurer Frauenzimmerschaft einen bewunderungswürdigen Instinct, aber bewunderungswürdig wenig Logik habt. Weil Ihr eine ganz außerordentliche Abneigung habt, Euch auf eine verstandesmäßige Widerlegung Eures Instincts einzulassen; weil auch gegen Euer „Gefühl“, wie Ihr es nennt, allgemeine Grundsätze nicht einen Groschen werth sind —“

„Und darum, meinst Du, hätten wir „holden Frauenzimmer“ kein Rechtsbewußtsein? darum hätten wir eine Lücke in unserer Organisation?“

„Ja, eben darum. So wahr dieses Bier ein sehr gutes Bier ist“ (er hatte während ihrer Gegenrede sein Glas wieder ausgetrunken), „so wahr hab' ich noch nie ein Frauenzimmer gesehen — ein richtiges, mein' ich — das nicht über Recht und Unrecht seine etwas unlogischen „Gefühle“ gehabt, dessen Rechtsbewußtsein nicht irgendwo an einem kleinen Wurmstich gelitten hätte.“

„Du hättest noch nie so ein Frauenzimmer gesehen?“

„Nein, meine theure Emilie; noch nie.“

„Nicht ein einziges?“

„Nicht ein einziges.“

„Das wäre doch wunderbar!“ — Emilien's reizende Wangen glühten über und über von Rechtsbewußtsein. „Mein lieber Robert, das wäre doch wunderbar!“

„Es ist wunderbar, aber es ist.“

„Und Deine Frau — —?“

Robert Feldmann hatte offenbar diese Frage erwartet, denn er war schon mit großen Schritten bis an die Thür zum Nebenzimmer gegangen, stand nun dort auf der Schwelle, die Thür in der Hand, wie um für seine persönliche Sicherheit zu sorgen und blickte mit dem gemüthlichsten Humor auf seine streitbare junge Frau zurück. „Und meine Frau ist die Schlimmste“, gab er dann zur Antwort. „Sie ist eine viel zu reizende Evastochter, um nicht in diesem Punkt besonders verwahrlost zu sein!“ — Damit machte er die Thür hinter sich zu.

„O Du —!“ sagte sie entrüstet und drohte ihm mit der Hand.

Der Schwager Heinrich hatte sich an den großen, rothbraunen Kachelofen gestellt, wiegte seine lange Gestalt daran hin und her und sah dieser Familienscene mit Behagen zu.

Gleich darauf ging die Thür noch einmal auf, Robert Feldmann steckte sein blühendes, gebräuntes, lachendes Gesicht herein und setzte, wie wenn er etwas vergessen hätte, hinzu: „Es wächst viel Unkraut auf dem Acker ihres Rechtsbewußtseins! viel Unkraut!“ — worauf sein Kopf wieder verschwand.

„O Du elender Verleumder!“ rief sie ihm nach. „Beweise mir's, wenn Du kannst!“

Feldmann's Kopf erschien abermals in der Thür. „Soll ich Dir's beweisen, meine theure Gattin?“

„Ja! gleich! auf der Stelle.“

„Das nicht; nur ein wenig Geduld. Durch Deine Thaten will ich Dir's beweisen."

„Nun, so zeige mir meine Thaten!"

„Deine Vergangenheit — und daß Du den Staat betrogen, daß Du geschmuggelt hast —!"

„Unsinn! Ich war noch ein Kind. — Und übrigens werde ich schmuggeln, so lang' ich lebe!"

Feldmann lachte laut. „Gut! Du warst noch ein Kind; Deine dunkle Vergangenheit lassen wir ruhen! Du wirst die Güte haben, meine theure Emilie, binnen Kurzem neue Thaten zu thun, die für mich beweisen."

„Ich werde mich wol hüten!"

„Was gilt die Wette? — Wenn Du in den nächsten vier Wochen etwas verübst, daß diese Lücke in Deiner Organisation unwiderleglich beweist, willst Du dann besiegt sein?"

„Ob ich dann besiegt sein will? — Du bist ein nichtswürdiger Mensch! — In den nächsten vier Wochen!"

„In den nächsten vierzehn Tagen will ich sagen; das ist genug. Willst Du dann vor diesem „elenden Verleumder" gestehen, daß Du besiegt bist?"

„Ja, so wahr ich lebe!" rief sie empört aus. „Ja, so wahr ich lebe!"

„Und willst Du dann jede Buße auf Dich nehmen?"

„Das noch zu fragen! — Jede!"

„Gut! Ein Mann, eine Frau, ein Wort!"

Feldmann war wieder mit seiner ganzen Figur hereingetreten, nahm seinen Hut vom Tisch und winkte dem Doctor, als wäre Nichts geschehen. „Ich wollte Dir ja noch meinen Weizen zeigen, Heinrich, der hier rechts an der Chaussée steht. Hast Du Deinen ersten Landhunger gestillt, bist Du bereit, zu gehen?"

Der Doctor nickte, nahm seinen Hut und seinen Stock mit dem großen medicinischen Knopf und wandte sich zur Thür. „Bis auf Wiedersehen!" sagte er lächelnd zu der jungen Frau, die sich ungestüm über das dichte, dunkelblonde Haar strich, wie um ihrer Aufregung etwas Luft zu schaffen.

„Auf Wiedersehen, liebe Emmeline!" setzte Feldmann, ebenfalls lächelnd, hinzu.

„Geht nur!" sagte sie.

Die Männer traten auf den Flur hinaus und von da in's Freie. Emilie sah ihnen nach. Sie gingen nach links, der Chaussée zu. Die ganz in Grau gekleidete, schlanke, schöne Gestalt ihres Mannes verschwand zuerst; dann auch der braune Rock des Schwagers, der mit dem Stock auf seine bestaubten Beinkleider klopfte. „Geht nur!" wiederholte sie vor sich hin. „O, dieser Mann! Mir das „Rechtsbewußtsein" abzusprechen — wie wenn ich betrogen und gestohlen hätte! — Und während ich mir

diesen ganzen Morgen den Kopf zergrübelt habe, wie ich ihn an seinem Geburtstag mit einer Felsgrotte überraschen könnte — — o, dieser Mann! — o, Ihr Männer!“

„Du wirst Deine Wette verlieren, mein lieber Robert“, sagte der Doctor, als sie die Chaussée hinuntergingen auf das Weizenfeld zu, das dem Hause des Chausséeeinnehmers gegenüber lag. „In vierzehn Tagen!“

„Nun, wer weiß!“ murmelte Feldmann.

Ueber die Felder und Wiesenflächen hinweg, die den breiten Thalgrund des hundertfach sich windenden kleinen Flusses bedeckten, glänzte im Sonnenlicht das Städtchen herüber, kaum eine Viertelmeile entfernt; rothe Ziegeldächer, eine stattliche alte Kirche mit majestätischem Thurm, die weißen Bahnhofsgebäude; noch näher die Brücke über den Fluß und die helle Fahrstraße, die von da, quer durch den Wiesengrund, in einem großen Winkel langsam heranstieg. Auf dieser Straße, zuweilen von leicht aufwirbelndem Staub gleichsam umschleiert, ging ein einzelner Mann, in dunklem Rock, einen schwarzen Hut auf dem Kopf; weiter vermochte der Doctor Nichts an ihm zu erkennen. Doch das an Fernsicht gewöhnte Auge des Pächters sah mehr; plötzlich blieb er stehen. „Das ist der Stadtsecretair“, sagte er, „der will ohne Zweifel zu mir. Halt! Da fällt mir ein, daß er mich dieser Tage besuchen wollte, um zugleich die Papiere mitzunehmen, die ich ihm versprochen. Das ist auch so weit recht gut, nur daß die Papiere noch nicht in Ordnung sind! Willst Du mir den Gefallen thun, Bruder, den Stadtsecretair einstweilen in Empfang zu nehmen — Du kennst ihn ja auch —“

„Ob ich den Spaßvogel kenne!“

„Gut! So kehre ich wieder um, ordne schnell die Papiere; wenn Ihr Beide dann kommt, ist Alles fertig. Willst Du ihm entgegengehen, und mit ihm zu mir?“

Der Doctor nickte.

Robert Feldmann ging mit großen Schritten, sich ein Lieblingslied pfeifend, die Hände in den Rocktaschen, auf seinen Hof zurück; trat in's Haus, in sein kühles Zimmer und setzte sich sogleich an den Arbeitstisch. Indem er die Papiere hervorholte, die er ordnen wollte, sah er durch's Fenster — denn ein richtiger Landmann sieht gewöhnlich Alles, was geschieht — sah er den weiblichen Wirthschaftslehrling seiner Frau, Fräulein Friederike, aus dem Kuhstall treten und nach dem Wohnhause gehen. Er erkannte sie schon von der Seite mit halbem Auge an ihrem unsichern, zweifelhaften, gleichsam verlegenen Gang. Während sie ihre kleinen Schritte machte, schien sie sich beständig zu fragen, ob sie auch wol das Recht habe, so frei auf der Welt herumzutreten; und wie der Stadtsecretair von ihr behauptete, ging sie stets den Gang einer Kindesmörderin vor das Schwurgericht, die aber auf einige mildernde Umstände rechnet. Sie trug auf ihrem etwas vorgebeugten, winzigen Kopf einen ungeheuren, braunen Strohhut von sonderbarer Gestalt, eine große

Schüssel unter ihrer Schürze und an den kleinen, schüchternen Füßen neue, laut knarrende und ächzende Stiefel; was ihrem Bedürfniß, auf dieser Welt kein Geräusch zu machen, so sehr widersprach, daß sie noch unsicherer und verlegener ging. Ohne aufzublicken und ohne den Hausherrn zu sehen, trat sie in das Haus, knarrte über den Flur und nebenan in Emilien's Wohnzimmer hinein.

Die Thür dorthin stand halb offen; Feldmann hörte, wie die kleinen Stiefel bis an den Nähtisch ächzten, der an einem der Fenster stand und nun Fräulein Friederikens dünne, sanfte Stimme ertönte. Dann antwortete eine andre, resolute, deren heller Wohlklang dem horchenden Feldmann sogleich an die Seele ging. In diese Stimme hatte er sich damals zuerst verliebt. Während er geräuschlos in seinen Papieren blätterte, machte es ihm ein ganz besonderes Vergnügen, diesem Duett nebenan ungesehen und ungeahnt zu lauschen. Es handelte sich um eine kranke Kuh und daß eine zweite weniger Milch gebe, als sonst; aber es klang, wie wenn die kleine Kindesmörderin soeben vor einem weiblichen Schwurgerichtspräsidenten ihr Verbrechen gestände, doch mit dem Zusatz, daß das Kind ein ganz verwachsenes und blödsinniges Kind und sie selber verwirrten Geistes gewesen sei, und wie wenn der weibliche Präsident darauf wohlwollend erwiederte, man werde dies nochmals untersuchen, nur möge sie deutlicher reden und sich nicht stets das Taschentuch vor den Mund halten.

„Ach, und dann möcht' ich noch Etwas sagen, Madame", fing die dünne, sanfte Stimme wieder an.

„Nun, so sagen Sie's", erwiederte Frau Emilie.

„Wegen der Grotte, Madame!"

„Wieso?"

„Ach ja, Madame, wegen der Grotte, womit Sie den Herrn Feldmann überraschen möchten. Die blauen und rothen und grauen Felsstücke — ach Gott!"

„Warum seufzen Sie?"

„An der Chaussée!"

„Wieso an der Chaussée?"

„Da hinten, wo die Chaussée die Ecke macht, wo der große Meilenstein steht und das halbe Rondel mit den jungen Eichbäumen ist —"

„Nun?"

„Da hab' ich sie heute Morgen ja gesehen, Madame."

„Wen?"

„Die Felsstücke; die Steine. Gerade so, wie Sie sie zu der kleinen Felsgrotte brauchen. Nicht zu groß, nicht zu klein. Und blau, grau und roth!"

„Was für Steine? Wie kommen diese Steine dorthin?"

„Ach Gott, ja freilich! Sie gehören Ihnen ja nicht."

„Ich bitte Sie, Friederike, seufzen Sie nicht, sondern sagen Sie, was für Steine das sind."

„Ach Gott, ja freilich, Madame! Sie gehören ja zur Chaussée,

zum Rondel, oder wer weiß, wozu: denn sie liegen ja noch immer auf einem Haufen da. Aber ganz, wie Sie sie brauchen, Madame! Blau, grau und roth!"

Emilie stand auf; Feldmann hörte es. Sie schob die offene Schublade ihres Nähtisches zurück — auch das hörte er, regungslos wie er horchte — und klatschte in die Hände. „Am Rondel, ja, ja!" rief sie ganz glückselig aus. „Nun erinnere ich mich! Da hatte ich die Steine schon früher einmal gesehen; aber ich wußte nicht mehr, wo; mir war, als hätte ich nur von ihnen geträumt. Nein, wenn das nicht ein Wink der Vorsehung ist —! Den ganzen Morgen liegen mir diese Steine wie — wie Steine auf dem Herzen; auf einmal kommt dieses Mädchen und sagt mir, wo ich sie finde."

„Ach ja freilich", seufzte Friederike; „wenn Sie nur Ihnen gehörten."

„Wem gehören Sie? Niemand! Die Chaussée, mein Kind, kümmert sich nicht darum. Ob diese Steine daliegen oder nicht, ist so gleichgültig, wie etwas auf der Welt. Blaue. rothe und graue! Und jetzt fällt mir's ein: auch ganz so behauen, wie ich sie mir wünschte. Mein Geburtstagsgedanke ist gerettet — — Und so edel werde ich mich an diesem Robert rächen!" setzte sie großherzig in Gedanken hinzu.

„Ach Gott, wie das schön ist!" sagte Friederike, und nun lächelte sie zum ersten Mal. „Wenn's nur nicht gerade Chausséesteine wären!" seufzte sie dann wieder.

„Gott sei Dank, das ist gleichgiltig", erwiederte Frau Emilie resolut, ganz im Feuer ihres Unternehmens. „Welchem Menschen schad' ich denn, wenn ich den kleinen Steinhaufen da fortnehme? Für die Chaussée haben sie keinen Werth; nur für mich. Es wird's auch Niemand bemerken, wenn sie nicht mehr da sind!" setzte sie, sich selber beruhigend, hinzu. „Niemand! Wer achtet auf solche Steine. Kommen Sie, Friederike!"

„Ach, Madame! wohin?"

„Wohin? — Was Du thun willst, thue bald!" sagte Emilie in mütterlich überlegenem Ton. „Kommen Sie, Kind; Sie müssen mir ja helfen. Sehen darf's freilich Niemand! Und da ich meinen Mann überraschen will — —" Ein dunkles Gefühl tauchte in ihr auf, daß sie auch sonst noch Grund habe, diesen Mann nicht in's Geheimniß zu ziehen; doch indem sie diesem vorwitzigen Gefühl gleichsam einen Klaps auf den Kopf gab, griff sie schnell entschlossen nach ihrem Hut. „Sechs Tage hab' ich noch Zeit! Wenn wir jeden Morgen einmal, am Roggen entlang, heimlich zur Chaussée gehen, Friederike — und jede ein paar von diesen Steinen in die Schürze nehmen — Sie sind ja auch eine kräftige Person und die Schürzen halten was aus — so tragen wir nach und nach die ganze Grotte zusammen, ohne daß eine Menschenseele es merkt! Kommen Sie, machen wir gleich den Anfang, Friederike. Seufzen Sie nicht."

„Ach Gott, nein! Ich sag' ja auch Nichts, Madame; ich thu's ja

auch gern. Nur daß es mir so sehr schwer wird, Madame, weil's Chausséesteine sind."

„Eben darum: so sind sie ja vogelfrei!"

Emilie lächelte triumphirend, daß sie diese juristische Auslegung des Thatbestandes gefunden hatte, und hütete sich wol, sie noch einer kritischen Prüfung zu unterwerfen. „Wenn ich meinem Mann eine so große, große Freude mache! Sie werden auch eines Tages heirathen, Friederike, und dann werden Sie hoffentlich an sich selber sehen, was eine Frau für ihren Mann Alles zu thun vermag! — Kommen Sie, er ist fort; Alles bei der Arbeit. Wir gehen noch einmal hinüber zu der kranken Kuh und dann da hinten, rechts von der Ziegelei, am Winterroggen entlang, bis zum Rondel. Immer resolut! Nur nicht geseufzt; können Sie sich das nicht abgewöhnen, mein Kind?"

„O, ich seufze auch nicht, Madame!" seufzte Friederike.

Emilie ging hinaus; die Stiefel der Kindesmörderin ächzten hinterdrein. Robert Feldmann horchte noch eine Weile, bis er Nichts mehr hörte. Auf seinem unendlich humoristisch lächelnden, schlauen, schurkischen Gesicht sammelte sich allmälig, wie wenn er aus allen Winkeln zusammenflösse, ein Plan, ein Entschluß. „Warte nur, Emilie Feldmann, geborne Werner", murmelte er vor sich hin; „Du wirst Dich wundern, was für einen Mann Du hast! — Meine leibliche, angetraute Frau eine Verbrecherin! Und ich ihr Mitschuldiger, wenn ich darüber schwiege! — Doch sie wird sich wundern, wie wenig ich schweige. Sie wird das Capitel vom „mangelhaften Rechtsbewußtsein" kennen lernen! — — Jetzt sind sie fort. — Sie sprechen noch erst ein paar Worte mit der kranken Kuh; sagen wir: fünf Minuten; dann haben sie einen Umweg, rechts von der Ziegelei: wieder fünf Minuten; dann gehen sie langsamer als ich: nochmals fünf Minuten; also eine Viertelstunde Vorsprung; das ist mir genug. Die Papiere sind in Ordnung; ich kann gehen!" — Damit ging er. Er trat in den Hof hinaus; die beiden Frauenzimmer waren schon in den Kuhstall verschwunden. Von der Fahrstraße her kamen ihm sein Bruder und der Stadtsecretair entgegen; statt sie zu begrüßen, eilte er mit seinen längsten Schritten an ihnen vorbei, rief nur, er komme sogleich, und ging die Straße hinunter. Vor dem Chausséehause blieb er stehen. Der kleine, dicke Chausséeeinnehmer steckte gerade sein pfiffiges Gesicht zum Fenster heraus und rief ihm, indem er die Pfeife aus den dicken, behaglichen Lippen nahm, sein gewohntes dreimaliges „Guten Morgen" zu. „Auf drei Worte, Herr Wenzel, wenn es Ihnen recht wäre!" sagte Feldmann.

„Immer zu Diensten!" erwiederte Herr Wenzel, verschwand vom Fenster und stand nach wenigen Secunden auf seinen kurzen Beinen vor der Thür. „Was kann's geben, Herr Feldmann?"

„Es giebt eine kleine, sonderbare Geschichte, einen Criminalfall, Herr Wenzel"; und indem Feldmann das sagte, überzog sich wieder sein ganzes Gesicht wie mit einem Gewebe von Humor. „Sie haben da hinten am Rondel einen Haufen merkwürdiger, interessanter Steine, auf die meine Frau ihre blauen Augen geworfen hat; nachher sag' ich

Ihnen, warum. Nun ist sie als Frauenzimmer auf den Gedanken gekommen, diese Steine einfach wegzunehmen; weil sie als Frauenzimmer denkt, daß sie ein Recht dazu hat. Und nun möchte ich, als ihr Mann, sie für diesen verbrecherischen Irrthum tüchtig büßen lassen; doch ich möchte auch, daß sie nicht blos mit einem, sondern mit beiden blauen Augen davonkäme. Weshalb ich Sie bitten wollte —"

„Um was, Herr Feldmann?" unterbrach Herr Wenzel ihn vor Ungeduld und sah ihn mit seinen weit aufgerissenen pfiffigen Augen an.

„Um eine kleine Niederträchtigkeit, Herr Wenzel! Sie sollten die Güte haben — um es kurz zu sagen — von hier sogleich bis an das Rondel zu gehen; dort Ihre ganze werthe Gestalt so lange im Chausséegraben zu verbergen, bis meine Frau und ihr Wirthschaftslehrling — die schon unterwegs sind — ihre erste Unthat ausgeführt und einige von diesen interessanten Steinen in ihre Schürzen gepackt haben. Und dann sollten Sie wie der Engel mit dem feurigen Schwert hervortreten und den beiden Verbrecherinnen verkünden, daß Sie diesen Frevel sofort beim Magistrat in der Stadt anzeigen würden —"

„Verflucht!" rief der kleine Chausséeeinnehmer aus und lachte.

„Und schließlich sollten Sie die Güte haben, auf keine Bitten, Beschwörungen oder Bestechungen zu hören, sondern in Ihrer ganzen Amtswürde sogleich nach der Stadt zu gehen; — das heißt, so weit, bis Sie meinen Damen aus dem Gesicht sind. Dann kehren Sie um, Herr Wenzel; — und alles Weitere überlassen Sie mir."

„Ein starkes Stück, Herr Feldmann! Ein starkes Stück!" — Der Chausséeeinnehmer machte nun doch ein etwas bedenkliches Gesicht.

„Sie haben zwei ausgezeichnete Eigenschaften, Herr Wenzel", unterbrach ihn Feldmann; „Sie verstehen Spaß, und Sie können den Mund halten! Und nur darum sind Sie in dieser Sache mein Mann; sonst hätt' ich Ihnen, so wahr ich lebe, keine Silbe gesagt. Sie werden Ihr diabolisches Vergnügen daran haben, aber Sie werden es nicht unter die Leute bringen. Kommen Sie, es ist Zeit! Und was die Steine betrifft, noch ein Wort, Herr Wenzel; — doch hier kommt Ihre Kleine. Ich sag's Ihnen im Gehen. Während ich Sie bis an jene Ecke begleite, dann kehr' ich um, und Sie allein gehen weiter, als Engel mit dem Schwert!"

Der Stadtsecretair saß in Feldmann's Zimmer auf dem ledernen Sopha, neben dem Doctor; er hatte sich's nach seiner Art ohne Zeitverlust bequem gemacht, seine hohe, breitbrustige, etwas volle Gestalt in die tiefste Ecke zurückgeworfen; die aufmerksamen grauen Augen über der mächtigen, gebogenen Nase wanderten mit Wohlbehagen an den dämmerigen Wänden umher. Im Sitzen war er noch länger, als der Doctor; wenn die Beiden standen, überholte ihn der Doctor durch seine längeren Beine und den aufrechten Gang, während der breite Rücken des Stadtsecretairs sich vor der Zeit, wie aus humoristischer Nachlässigkeit und Bequemlichkeit, gekrümmt hatte. Man sah es ihm ohne langes

Forschen an, daß er Muskeln hatte wie ein Riese, und eine lustige Seele wie ein Kind. Er hielt eben die alte Zeitung vom vorigen Jahr in der Hand, ließ sich vom Doctor erzählen wie diese Zeitung vorhin den Hausherrn geäfft hatte, und lachte herzlich, mit seiner metallenen Stimme: „Ich bin der Meinung", rief er aus, „daß Sie da an Ihrem Bruder Robert Feldmann höchst brüderlich und christlich gehandelt haben! Denn er ist ja ein ganz verworfener Mensch, was die „verfluchten Engländer" und den Weizen betrifft. Doch nun ist der Augenblick gekommen, Sie um eine von Ihren guten Cigarren zu bitten; denn ich habe vorhin meine letzte an einen englischen Lord verschenkt."

„Wie haben Sie das hier, in diesem deutschen Landnest, zu Stande gebracht?" fragte der Doctor.

„Ich stehe auf unserm Bahnhof, der Schnellzug von Hamburg nach Stettin rollt eben herein; da tritt so einer von diesen „verfluchten Engländern", an's Wagenfenster, zieht seine lange Oberlippe in die Höhe und fragt den Schaffner in einem möglichst unverständlichen Deutsch, ob man hier nicht Cigarren haben könne? Der Schaffner hört ihn an; läßt sich die Sache noch einmal vortragen, versteht ihn noch weniger; zuckt die Achseln und geht. Da jammerte mich des Mannes aus Albion; ich zog meine Cigarrentasche, trat zu ihm vor und ersuchte ihn mit Anmuth und Würde, sich daraus zu bedienen. Er nimmt meine letzte; fragt: „Was kostet das?" — „Ich bitte um Entschuldigung, mein Herr", sage ich, mich achtungsvoll verneigend; „ich bin auf diesem Bahnhof dazu angestellt, die Reisenden mit Cigarren zu bedienen." Indem er mich sehr verwundert anstarrt, pfeift der Zug und will fort. Mein Engländer faßt sich schnell: „So werden Sie wol auch die Güte haben, mein Herr, mir etwas Feuer zu geben?" — „Ich bedaure, mein Herr", erwiedere ich, mit einer neuen Verbeugung; „dies Letztere ist gegen meine Instruction!" — Und der Zug geht ab. Altengland steht da, die Cigarre zwischen den Zähnen, und so rollt er mir langsam und tiefverwundert aus dem Gesicht. Aber ich hoffe, Doctor, er wird in seiner Reisebeschreibung diese merkwürdige Einrichtung auf dem Continent und die würdevolle Haltung dieses „verfluchten Deutschen" nicht vergessen."

Der Stadtsecretair zündete sich seine Cigarre an und lachte herzlich mit dem ganzen Gesicht. „So viel edler handle ich an den Söhnen Albions, als Ihr Bruder", setzte er hinzu.

In diesem Augenblick trat Robert Feldmann ein; nickte nur zum Gruß, und sah und horchte in beide Zimmer hinein. „Sind sie schon da?" fragte er.

„Wer?" fragte der Stadtsecretair zurück.

„Meine Frau und das Fräulein!"

„Nein. Ich hatte noch nicht die Ehre, Ihre Damen zu sehen."

„Daß ich also schnell noch ein Wort mit Ihnen rede, ehe die Damen kommen: Stadtsecretairchen, haben Sie vielleicht zufällig irgend ein Amtssiegel bei sich?"

„Nein, mein Freund; sind Sie des Glaubens, die trage man an der Uhrkette mit sich herum? Nur mein eigenes Siegel —"

„Nun, das thut's dann wol auch. Und da ich so ein paar große Stempelbogen im Hause habe — wegen der Wiesenpachtung —"

„Was geht in Ihnen vor?" fragte der Stadtsecretair.

„Sie sollen mir nur einen Gefallen thun: sollen mir in Ihrer amtlichen Stellung bei der Stadt zwei polizeigerichtliche Vorladungen ausstellen —"

„Was soll ich thun?" — Der Stadtsecretair hielt sein linkes Ohr näher zu ihm hin, denn er glaubte, er habe sich verhört.

„Das erklär' ich Ihnen — —"

Doch ehe Feldmann es noch erklären konnte, nahm er durch's Fenster wahr, daß Emilie und Friederike über den Hof zurückkamen; warf noch einen raschen Blick auf sie und trat dann tiefer in das Zimmer zurück. „Wundervoll! Sie sind blaß; sie gehen jetzt Beide im Kindesmörderinnenschritt; der Chausséeeinehmer hat seine Schuldigkeit gethan! Kommen Sie, Freund —", er nahm den Stadtsecretair beim Arm und zog ihn zur Nebenthür —: „Meine Damen dürfen Sie jetzt nicht sehen; draußen, draußen sag' ich Ihnen Alles!" — Indem er dem Doctor winkte, zurückzubleiben, zog er den Andern, der sich aus tiefem Instinct für die Bedeutung des Augenblicks nicht sträubte, in Emilien's Wohnzimmer, und von da in die hinteren Gemächer hinaus. Der Doctor, der aufgestanden war, blieb stehen und erwartete sehr verwundert, was sich ereignen werde.

Emilie trat langsam ein, hinter ihr Friederike; Beide ohne Farbe im Gesicht, Friederike den großen Hut tief über die Augen gezogen und offenbar nicht weit vom Zusammenbrechen, aber auch Emilie sehr unsichern Ganges und aus aller Fassung. Sie hatte kaum so viel Muth, die Augen zu heben und dem Schwager in's Gesicht zu blicken. Es war ihr, als müsse er in ihren Zügen Alles lesen, was geschehen war. Um diesem Gefühl zu entrinnen, wandte sie sich zur Nebenthür und wollte hinein. Doch in dem Doctor regte sich sogleich der Arzt; er trat auf sie zu. „Was ist Dir?" fragte er. „Was hast Du?"

„O Nichts!" antwortete sie, doch mit sehr kleinlauter Stimme. „Seufzen Sie nicht!" flüsterte sie dann Friederike zu, die schon vergehen wollte.

„Fehlt Dir etwas?"

„Mir? O nein; keineswegs! — Nur die Hitze, glaub' ich — — Wir waren Beide lange in der Sonne; — da hinten am Winterroggen", setzte sie hinzu.

So wie Friederike vom Roggen hörte, mußte sie wieder seufzen; es übermannte sie, so sehr sie, nach ihrer Meinung, sich zusammenraffte. Emilie gab ihr einen kleinen Stoß mit dem Ellbogen und ging weiter. Aber an der Schwelle blieb sie plötzlich stehen. „Heinrich! Du bist allein?" fragte sie aufgeregt.

„Ich glaube, Du siehst, daß ich hier allein bin“, antwortete der Doctor.

„Jawol; ich sehe. — Heinrich!“

„Was beliebt?“

„Möchtest Du mir einen Gefallen thun? — Wenn Du ihm nachliessest, Heinrich — — “

Sie stockte.

„Wem?“ fragte er.

„Dem Chausséeeinnehmer — —“

Hier konnte sie wiederum nicht umhin, wieder zu stocken, und so hörte man, daß Friederike seufzte.

„Dem Chausséeeinnehmer?“

„Ja. Jawol. (Schweigen Sie doch, Friederike!) Und wenn Du ihm sagtest — und es ihm nachdrücklich vorstelltest — und Geld bötest —“

„Dem Chausséeeinnehmer? — Warum?“

„Das will ich Dir sagen — —“

Der Doctor erwartete, was sie nun sagen werde; doch sie sagte Nichts. Die Scham brannte ihr auf den Wangen, alle Blässe war fort. Sie sah so reizend aus, aber auch so hülflos, wie der Doctor sie noch nie gesehen hatte. „Ich will's ihm doch lieber nicht sagen! ich kann's nicht!“ dachte sie, und machte wieder eine Bewegung zu gehen.

„Nun? Ich höre ja Nichts!“ sagte der Doctor endlich.

Der Ton, in dem er dies sprach, nahm der kleinen Friederike ihre letzte Fassung; sie hatte nur noch den guten Instinct, sich umzudrehen und wankte stumm durch die offene Thür hinaus. So wie Emilie dies sah, folgte sie ihr nach. Sie trat in ihr Zimmer und machte die Thür hinter sich zu.

Gleich darauf hörte sie die Stimme des Doctors: „Liebe Emilie, was ist Dir? — Was soll ich thun?“

„O Nichts“, antwortete sie, indem sie — gleichfalls aus unbewußtem Instinct — krampfhaft den Thürgriff festhielt. „Laß nur! Es ist nicht nöthig.“

„Was ist denn geschehen? Was wolltest Du mit dem Chausséeeinnehmer —“

„Laß nur, bester Heinrich! Ich meinte ja doch nur so. Wirklich, es ist Nichts.“

„Aber irgend etwas ist Dir geschehen!“

„Nun ja, ich habe Kopfschmerzen“, sagte sie schnell. „Ich brauche nur — etwas Ruhe. Ja, etwas Ruhe; dann vergehen sie sogleich. Bitte, laß mich allein!“

„Gewiß; ganz wie Du willst. Doch wenn ich nur wüßte, was mit dem Chausséeeinnehmer —“

„Ich bitte Dich, Heinrich, laß mich jetzt allein!“ sagte sie mit nervöser Erregung in der Stimme. Hierauf ward es still. Der Doctor schien sich mit leisen Schritten zu entfernen. Emilie winkte auch Friede-

riken, zu gehen. Das Fräulein nickte, seufzte und ging auf ihren ächzenden kleinen Stiefeln hinaus. Jetzt endlich kam Emilien der natürlichste Gedanke, den eine Frau in solcher Beklemmung hat, sich in eine Sophaecke zu werfen und in einem erleichternden Thränenstrom sich Luft zu machen. Es war ein gesundes, herzhaftes Weinen und sie fühlte, daß es ihr gut that.

„Mein Gott!" sagte sie endlich, als ihr die Gedanken gleichsam aus dieser Ueberschwemmung wieder emportauchten und die Besinnung zurückkam — „ich hätte ihm doch Alles gestehen sollen! Hätte ihn beschwören sollen, zu versuchen, was nur menschenmöglich ist, um diesen unglückseligen Chausséeeinnehmer doch noch zu bestechen. — — Jetzt ist es zu spät. — Mein Gott, wer hätte gedacht, daß ein Chausséeeinnehmer so unbestechlich wäre! — Und wer hätte gedacht, daß es so etwas Schlimmes, so etwas Verbrecherisches wäre, ein paar elende Chausséesteine wegzunehmen! Himmlischer Vater — und wenn das Robert erfährt!" — — Bei diesem Gedanken angekommen fühlte sie erst ganz, was ihr geschehen war. Sie fragte sich einen Augenblick — in dem Gefühl, sie könne ihm so nicht unter die Augen treten — ob sie nicht lieber auf der Stelle abreisen solle; unter irgend einem Vorwand — vielleicht zu ihrer Schwester, nach Marienberg. — — Doch dann sagte sie sich seufzend, daß es unmöglich sei. Während sie noch seufzte, erschrak sie über ein Geräusch an der Thür, die auf den Flur hinausführte; Friederike trat ein.

„Was haben Sie da in der Hand?" fragte Emilie, als sie das Mädchen leichenblaß und stumm auf sich zukommen sah. „Was sind das für Briefe?"

„Nun bricht ja wol Alles über uns herein, Madame", sagte Friederike tonlos. „Das ist ja wol schon unser Schicksal, Madame."

Emilie sprang auf. „An wen sind diese beiden großen Briefe da?" fragte sie.

„Der eine an Sie, Madame, und der andere an mich! Johann hat sie mir gegeben; und sie wären in diesem Augenblick durch einen Boten aus der Stadt gekommen. Ach Gott, Madame!" — — Sie hatte so viel gesprochen, wie sie konnte; nun setzte sie sich erschöpft auf einen Stuhl, als wär' es die Armesünderbank und erwartete hülflos, was sich weiter mit ihr begeben werde.

„Fassen Sie sich, Friederike!" sagte Emilie und fing an zu zittern. Sie öffnete das Schreiben, das an sie adressirt war. Ohne ein Wort zu sagen, las sie es; erst von unten nach oben, dann, mit etwas mehr Besinnung, von oben nach unten. „Wissen Sie, was hier steht, Friederike?" fragte sie endlich.

„Ach Gott, nein, Madame; noch nicht", antwortete das Mädchen.

„Hier steht, daß ich auf heute Vormittag vor das Gericht vorgeladen werde — — und Sie auch", setzte sie hinzu, nachdem sie auch das andere Schreiben geöffnet hatte. „Lesen Sie, Friederike."

„Ich bitte um Entschuldigung, Madame, aber ich mag's gar nicht lesen", erwiederte das Mädchen.

„Der Herr Stadtsecretair fordert mich auf — und Sie auch — uns wegen der uns bewußten schweren Uebertretung des Polizeistrafgesetzbuchs, Paragraph so und so —"

„Ich mag gar nicht wissen, was für ein Paragraph das ist!" seufzte Friederike.

„Uns wegen dieser Uebertretung zu verantworten —"

„Und Sie sagten, Madame: noch heute Vormittag!"

„Ja, hier steht's!" — Emilien's Finger zitterte unwillkürlich, indem er auf die verhängnißvolle Stelle des Schreibens hindeutete. „In unserm eigenen Interesse — sagt er — hab' er die Sache so eilig angesetzt, um sie so bald wie möglich aus der Welt zu schaffen. Gegen zwölf Uhr. —"

„Noch heute Vormittag!" wiederholte Friederike, als ging' es in den Tod.

„Gott im Himmel! Dieser Chaussee-Einnehmer —"

„Er muß gelaufen sein wie ein Bürstenbinder, Madame!"

„Und hat diesen Stadtsecretär auch sogleich gefunden — auf der Stelle —"

„Und hat's ihm gemeldet, brühwarm wie es noch war." —

„Und dieser Stadtsecretär setzte sich hin, nimmt die Feder und schreibt" —

„Mein Gott, wie schnell bei Gericht Alles geht, Madame!" stöhnte Friederike.

Die beiden Frauenzimmer sahen sich schweigend an. Eine Stimme, die sie nur zu wohl kannte, schreckte Emilie auf; sie ergriff die beiden Vorladungen und fuhr damit in die Tasche. Robert Feldmann, der mittlerweile auf dem Flur wohl ein wenig gehorcht hatte, wünschte seine liebe Frau endlich wiederzusehen; er näherte sich, doch er fragte zuvor durchs Schlüsselloch: „Bist Du da, Emmeline?" — Zum ersten Mal in ihrem Leben fühlte die junge Frau bei dem Klang dieser Stimme einen peinlichen Stich ins Herz. Sie antwortete nicht, sondern sank — ohne zu wissen, was mit ihr geschah — wieder aufs Sopha zurück. Friederike sprang auf, legte sich die Hand aufs Herz, und lief durch die vordere Thür hinaus.

„Ich höre von Heinrich, daß Du etwas unwohl bist!" sagte Feldmann mit einem abscheulich gut verstellten, theilnehmenden Schurkengesicht, als er eingetreten war und neben Emilien stand. „Du hättest Kopfschmerzen, sagt er."

„Ach ja!" flüsterte sie, ihr Gesicht halb bedeckend.

„Sehr schmerzhafte, wie es scheint."

„Ach ja!"

„Armes Kind! — Hast Du irgend etwas erlebt, was Dich aufgeregt oder geärgert hätte?"

„Ach nein!" sagte sie noch leiser. „Wär' er nur fort!" dachte sie.

„Kann ich Dir auf irgend eine Weise helfen, liebe Emilie?"

„Laß mich nur, lieber Robert!" sagte sie sehr beklommen.

Sie hatte ihre Augen mit der Hand bedeckt, und konnte nicht sehn, wie er lächelte.

„Vielleicht, wenn ich Dir die Schläfe, die Stirn ein wenig einriebe!" fuhr er fort. — „Ich glaube doch, daß Dich irgend etwas aufgeregt hat."

„O nein!" murmelte sie. — „Soll ichs ihm sagen?" fragte sie sich. — Sie schüttelte den Kopf.

„Einreiben thut sonst gut!" fuhr er mit unerschütterlichem Wohlwollen fort. „Hier steht Dein kölnisches Wasser, und das Chloroform, das Heinrich Dir mitgebracht hat. Wenn wir Dich wenigstens mit dem kölnischen Wasser — —"

Sie bewegte abwehrend ihre kleine Hand. „Wenn nur diese Stunde erst vorüber wäre, bis ich vor Gericht stehe!" war ihr einziger Gedanke. Plötzlich fiel ihr ein, daß sie sich ja so leicht und so folgenlos durch Chloroform betäuben könne. Chloroformschlaf, tiefste Bewußtlosigkeit erschien ihr in diesem Augenblick als das einzig Wünschenswerthe auf dieser Welt. „Ach, Robert!" sagte sie, ohne ihn anzusehn.

„Was, mein Kind?"

„Wenn ich nicht zu den bösen Kopfschmerzen auch noch die Zahnschmerzen hätte!"

„Du hast auch Zahnweh, Du Aermste?"

„Ja. Und Du könntest mir die Liebe thun — ich bitte Dich darum — mich durch Chloroform zu betäuben. Du weißt ja schon, wie viel ich vertragen kann! Und das Fläschchen, sagtest Du ja, steht auf dem Tisch."

„Ja, es steht auf dem Tisch. Wenn Du nur die Hand ein wenig von der Nase entfernen wolltest, liebe Emmeline!"

Emilie enthüllte ihr Gesicht, hielt aber die Augen geschlossen. So sah sie wiederum nicht, was für ein arglistiges Lächeln um die Lippen ihres Mannes schwebte, als er mit diesem Schlafgeist in der Hand vor sie hin trat und sein Taschentuch damit tränkte, um sie von ihren angeblichen Schmerzen zu befreien. Wie von der Magie eines Zaubers berührt, entschlief sie bald und leicht. Ihre aufgeregten Züge glätteten sich, die Seelenruhe eines schlafenden Kindes breitete sich auf dem lieblichen Angesichte aus. Den Kopf zurückgelehnt, lag sie friedlich da. Feldmann betrachtete sie, und sein Lächeln nahm einen zärtlichen, fast verliebten Ausdruck an. Ihm fiel das Märchen von Schneewittchen ein; er fühlte sich lebhaft versucht, seine holde Verbrecherin zu küssen. Doch diese voreilige Regung drängte er zurück. Indem er sie nochmals ein wenig Chloroform einathmen ließ, rief er den Doctor und den Stadtsecretär, die draußen harrten, wie dies enden werde. Beide traten ein; der Stadtsecretär voran.

„Sie stehen ja da wie Othello neben seiner Desdemona, Ende des fünften Acts!" sagte der Stadtsecretär; doch sein Lächeln zeigte, daß er den Zusammenhang schon begriffen hatte.

„Sie hat es selber gewollt!" entgegnete Feldmann. „Mein Gewissen ist rein! — Doch diese Situation sendet uns der Himmel; Stadtsecretär, wir müssen sie benützen, um den Spaß zu vollenden."

„Was wollen sie noch?“

„Meine Frau soll mir nicht nachsagen, daß ich so etwas nicht durchzuführen verstehe! Lassen Sie sich sagen — — doch mir war eben, als regte sie sich schon. Sie darf nicht aufwachen, darf uns nicht überraschen, während wir hier reden. Kommen Sie hinaus! Willst Du sie einstweilen behüten, Heinrich?“ — Der Doctor nickte. Feldmann nahm den Stadtsecretär am Arm, öffnete die Thür und führte ihn auf den Flur.

Die unglückliche Friederike hatte sich in der Küche neben den Herd gesetzt; hier saß sie allein, die Mägde waren im Garten, bei den Gemüsebeeten, von da herüber hörte sie sie lachen. Es war ihr unbegreiflich und sinnverwirrend, daß in dieser Stunde, in diesem Garten Jemand lachen konnte. Sie hatte sich die Schürze über das Gesicht gedeckt, um womöglich auch von dem Auge Gottes nicht gesehen zu werden, und war eigentlich mit nichts beschäftigt, als ihr kleines Herz klopfen zu hören, zuweilen zu seufzen, und bei jedem Geräusch, das sie hörte, zu erschrecken

„Fräulein Friederike Weißfisch!“ hörte sie endlich eine männliche, bekannte, feierliche Stimme neben sich reden, nachdem sie bei jedem der Tritte, die sich ihr genähert hatten, regelmäßig zusammengefahren war. „Ich bitte, enthüllen Sie Ihr Gesicht, Fräulein Friederike!“

„Das ist der Stadtsecretär“, dachte sie in dumpfer Resignation, ohne sich zu verwundern, daß er hier auf einmal vor ihr stehe. Sie wunderte sich über nichts mehr. Mechanisch gehorchend enthüllte sie ihr Gesicht, und ebenso mechanisch brach sie in einen wahren Wolkenbruch von Thränen aus.

„Es ist weniger nöthig, daß Sie weinen, Fräulein Friederike“, fuhr der Stadtsecretär, der mit Robert Feldmann vor ihr stand, in seiner ganzen Amtswürde fort, „als daß Sie hören, was ich Ihnen sage. Ich bin persönlich gekommen, um die sehr ernste und bedauerliche Angelegenheit, um die es sich handelt (Friederikens Wolkenbruch nahm einen noch tropischeren Charakter an), hier draußen ohne Aufsehn und in aller Stille abzumachen. Ich bin sehr über Sie erstaunt, Fräulein Friederike! Wenn auch Einige schon längst behauptet hatten, daß in Ihrem unsicheren Gang, Ihrem scheuen Wesen die Anzeichen eines nicht ganz reinen Gewissens sichtbar wären, so haben doch Andere dagegen angeführt — und auch ich konnte es bestätigen — daß Sie im Ansäen von Radieschen, im Backen von Pfannekuchen und im Kaffeekochen über Ihre Jahre hinaus Schönes und Hoffnungsvolles leisteten, und daß man von einem so wirthschaftlichen Gemüth auch eine gesunde sittliche Entwickelung erhoffen durfte. Doch nun sehen wir Sie straucheln, Fräulein Friederike! Und der Stein des Anstoßes, über den Sie straucheln, ist ein Chausseestein —“

„Ach Gott! Ach mein Gott!“ seufzte Friederike.

„Und dieser Chausseestein war der Apfel, zu dem Sie Ihre Lehrmeisterin und Gebieterin verführten, wie die Schlange die Eva —“

Dieser Vergleich nahm Friederiken ihre letzte Kraft. Sie wünschte zu widersprechen, wünschte zu versichern, daß sie keineswegs die Verführerin gewesen sei; aber der Gedanke, für eine Schlange zu gelten, übermannte sie so sehr, daß sie die Worte, die sie sagen wollte, nicht zu finden vermochte. Sie fuhr sich nur mit der Schürze nach dem Herzen, und schwieg.

„Ich brauche Ihnen nicht zu sagen", fuhr der Stadtsecretär fort, „daß es mir in jedem Sinne peinlich ist, ein junges Mädchen, das sich mir im Backen von Pfannekuchen so angenehm und achtungswerth erwiesen hat, auf einem andern Gebiet den verderblichsten Leidenschaften verfallen zu sehn! Doch was ich Ihnen über diesen Punkt noch zu sagen habe, sag' ich Ihnen nicht hier in der Küche, sondern an einem würdigern Ort, und in Gegenwart der Dame, die Sie durch Ihre unglückseligen Ueberredungskünste verführt haben, sich an dem heiligsten Eigenthum, dem des Staates, zu vergreifen. Sie werden hier verweilen, bis man Sie ruft! Wenn Sie schon früher vor Gericht gestanden haben (die unglückliche Friederike wollte wiedersprechen, aber die dazu nöthigen Worte kamen ihr zu spät) — wenn Sie schon früher vor Gericht gestanden haben, so werden Sie wissen, daß man sich mit seinen Complicen nicht verabreden, noch irgend ein Zeichen mit ihnen wechseln darf; daß Sie also der Frau Feldmann gegenüber sich jeder Art von Kundgebung zu enthalten haben. Ist Ihnen Alles klar, was ich Ihnen gesagt habe?"

Friederike nickte. Sie war im Begriffe, jetzt zu Worte zu kommen; aber der Stadtsecretär ging mit drei großen Schritten hinaus und machte die Thür hinter sich zu. Sie stand wieder allein, Feldmann hatte sich schon früher entfernt; er war zu Emilien zurückgekehrt, schickte den Doctor durch eine Geberde hinaus, und sah nun, wie seine Frau aus ihrem Schlaf erwachte.

„Kommst Du endlich wieder zu Dir, liebe Emilie!" sagte der Schalk in feierlichem Ernst.

„Endlich?" wiederholte sie verwundert. Sie besann sich, wo sie war, sie hatte kein Gefühl von der entwichenen Zeit; es war ihr, als lägen Einschlafen und Erwachen nahe bei einander.

„Du ahnst offenbar nicht, daß Du fast eine Stunde so dagelegen hast!" fuhr der Heuchler fort, sie ernst und wehmüthig, doch ohne Strenge betrachtend. „Emilie! Sowie Du entschlafen warst, hat mir Fräulein Friederike gebeichtet, was mit Euch geschehen ist. Sage mir jetzt nichts! Ich bin auf der Stelle — ventre à terre — nach der Stadt kutschirt, um meinen Freund, den Stadtsecretär, zu beschwören, daß er mir und Dir diese — Schande erspare, dich im Rathhaus, in seiner Amtsstube zu verhören. Ich hab' es erreicht, hab' ihn mitgenommen; er ist hier. Mir zu Liebe will er die Gesetzwidrigkeit begehen, die Sache hier in Deinem eigenen Zimmer, unter unseren acht Augen, abzuthun. Also wenn Deine Schmerzen es Dir jetzt gestatten, so steh auf, liebe Emilie; halte Dich bereit! Ich mache Dir in diesem Augenblick keine Vorwürfe; o nein. Fasse Dich; das ist Alles, was ich Dir sage."

Emilie erwiederte nichts, sah ihn nicht an, aber sie stand auf. Sie war offenbar gefaßter, als er erwartete; das Chloroform, dieses Zaubermittel, hatte ihr, wie es schien, ruhigeres Blut und hellere Gedanken gemacht. Sie ward nur roth; das war Alles. Nach einigen Augenblicken öffnete sich die Thür zum Flur, der Stadtsecretär trat ein, hinter ihm der Doctor und Friederike. Durch einen stummen Wink ersuchte der Stadtsecretär das kleine Fräulein, sich in der Nähe des Sophas auf einen Stuhl zu setzen, und machte dann seine Verbeugung vor Emilien. „Indem ich die Ehre habe, Sie zu begrüßen, Frau Feldmann", fing er feierlich an —

„Seien Sie mir willkommen", unterbrach ihn die junge Frau, mit einer Unerschrockenheit, die die ganze Gesellschaft, Friederike mit einbegriffen, in Erstaunen setzte.

„Indem ich also diese Ehre habe", fuhr der Stadtsecretär etwas weniger feierlich fort, „muß ich zugleich Ihnen mittheilen, daß ich, in Verhinderung des Bürgermeisters, gesetzlich verflichtet bin, Sie in der bewußten bedauerlichen Angelegenheit zu vernehmen. Indessen um Ihnen, so viel in meinen Kräften steht, das Peinliche dieses Vorgangs zu erleichtern —"

„Nicht mir, sondern meinem Mann", unterbrach ihn Emilie so unverzagt, daß die kleine Kindesmörderin vor Schreck erstarrte. „Ich habe auch nicht den leisesten Wunsch geäußert, Herr Stadtsecretär, daß man mir irgend etwas erleichtern möchte."

„Gewiß, gewiß", entgegnete er verdutzt. „Sie nicht; Sie durchaus nicht. Aber da Ihr lieber Mann mich äußerst dringend ersuchte —"

„Sie haben meinem lieben Mann zu Liebe das Gesetz übertreten!" fuhr die junge Frau immer unerschrockener fort. „Es ist eine Gesetzwidrigkeit, wie mein Mann mir gesagt hat, daß Sie so zu mir kommen, statt ich zu Ihnen. Nicht wahr, so ist es?" setzte sie fragend hinzu.

„Allerdings, allerdings. Doch warum fragen Sie das —"

„Warum ich das frage?" — Emiliens zierliche Gestalt richtete sich keck triumphirend auf. „Um Ihnen zu sagen, mein lieber Herr Stadtsecretär, daß ich mich wegen jener dummen Chausseesteine von Ihnen sicherlich nicht verurtheilen lasse! Es ist ja gegen Ihre Amtspflicht, daß Sie hier stehn. Sie sind also wohl ebenso schuldig als ich! Und wenn Sie noch weiter gerichtlich gegen mich verfahren wollten, so würden Sie mich zwingen, Sie wegen Ihrer Gesetzesübertretung ebenso anzuzeigen, wie man mich angezeigt hat!"

Der Stadtsecretär, durch diese Wendung ganz aus der Fassung gebracht, wollte etwas erwidern, stand aber ebenso sprachlos wie die Uebrigen da. Endlich brach er in ein lautes, schütterndes, gar nicht endendes Gelächter aus. Der Doctor war der Erste, der ihm darin folgte. Zuletzt fiel auch Robert Feldmann ein, und nur Friederike, der dies alles zu unerhört war, stand noch mit gleichsam vernagelten Gesichtszügen da.

„Sie werden Ihrer Frau nicht Herr, mein Lieber!" sagte der Stadt-

secretär, als seine grenzenlose Heiterkeit endlich Worte fand. „Danken Sie Gott, Robert Feldmann, daß bei uns die Polygamie verboten ist: zwei solche Frauen würden von Ihnen nur den Platz für zwei Pantoffel übrig lassen! — Ich bin geschlagen, Frau Feldmann“, setzte er, sich ritterlich verbeugend, hinzu. „Es bleibt mir nur übrig, Sie kniefällig um Absolution zu ersuchen, daß wir uns dieser kleinen Komödie erdreistet haben.“

„Was heißt das?“ fragte Emilie, nun ihrerseits verdutzt, indem sie die drei Männer der Reihe nach ansah.

„Das heißt, daß Ihr Mann — dieser Heuchler da — der selber der göttlichen Gnade äußerst bedürftig ist, dieweil er das Licht seiner Nächstenliebe im wahrsten Sinne des Worts unter den Scheffel stellt und um des schnöden Weizenmammons willen den Nachbarvölkern Mißerndten und Hungersnoth wünscht — doch Gottes Zorn hat ihn schon getroffen, indem er in dieser heutigen Zeitung (der Stadtsecretär zog sie aus seiner Brusttasche hervor und hielt sie in die Luft) das unaufhaltsame Sinken der Weizenpreise meldet —“

„Verflucht!“ rief Feldmann aus.

„Daß dieser gnadenlose Sünder da“, fuhr der Stadtsecretär, der nie aus der Construction eines Satzes fiel, mit unerschütterlicher Beredsamkeit fort, — „daß dieser gnadenlose Sünder da sich nicht gescheut noch geschämt hat, die kleinen Schwächen seiner liebenswürdigen Gemahlin auszuhorchen, ihr allerdings etwas mangelhaftes Rechtsbewußtsein zum Opfer einer schändlichen Intrigue zu machen, und die achtungswerthesten Männer des Landes, Chausseeeinnehmer, ja selbst Stadtsecretäre, unbescholtene, tadellose Männer, in das scheußliche Gewebe dieses Complotts mit hineinzuziehen!“

„Eine Intrigue! eine Komödie!“ rief Emilie voll Empörung aus; plötzlich wards in ihr Licht.

„Wir sind alle strafbar“, setzte der Stadtsecretär mit demselben feierlichen Humor hinzu; „in dieser Gesellschaft ist Niemand, der sich rechtfertigen könnte.

„O Du Taugenichts! Du Abscheulicher!“ sagte Emilie zu Feldmann und drohte ihm mit der geballten kleinen Hand. „So zu heucheln, und mich so zu quälen! Das vergeb ich Dir nie!

„Ich hoffe doch“, sagte Feldmann.

„Niemals! O nein!“

Feldmann trat auf sie zu. „Wenn Du Dich erinnern wolltest, liebe Emilie, daß Du Dich vor zwei Stunden verschworen hast, jede Buße, jede, auf Dich zu nehmen, wenn ich Dich in den nächsten vierzehn Tagen auf einem Mangel Deines Rechtsbewußtseins ertappte. Ich glaube, ich habe Dich innerhalb der vorgeschriebenen Zeit ertappt, liebe Emilie.“

„O Du nichtswürdiger Mensch!“

„Vielleicht, wenn wir Beide uns nun das Wort gäben, beste Emmeline, uns zu bessern: ich als „nichtswürdiger Mensch“, Du als mangel-

haftes Rechtsbewußtsein, vielleicht, daß dann noch ein ganz leidliches Paar aus uns werden könnte."

„Wenn Du mir doch aus den Augen gehen wolltest!" war Emiliens Antwort.

„Emmy, ich liebe Dich."

„Liebe, wen Du willst!"

„Nun, eben das thu' ich ja! — — Wie sagtest Du mir doch heute, liebste Emmy:

„Edel sei der Mensch, Hülfreich und gut!
Denn das allein unterscheidet ihn — —"

Ein lautes Klopfen an der Thür unterbrach ihn; der Doctor rief „Herein." Darauf erschien der kleine Herr Wenzel, der Chausseeeinnehmer, mit einem noch über seine Gewohnheit hinaus pfiffigen Gesicht; hinter ihm zwei Arbeiter in grauen Kitteln, die draußen auf dem Vorplatz stehen blieben; doch man sah ihre Schubkarren, die hoch mit bläulichen, röthlichen und grauen Felssteinen gefüllt waren. Emilie blickte hinaus; wieder ihren Willen huschte ihr eine Art von Lächeln über das Gesicht. „Es sind die bewußten, Emmy!" flüsterte Feldmann. „Ich habe sie dem Chausseeeinnehmer abgehandelt, ich schaff' ihm andere dafür; sie sind alle Dein! — — Sagst Du dazu nichts?"

„Was soll ich sagen?" murmelte sie. Doch schon wieder entkam ihr so ein verrätherisches Lächeln.

„Haben Sie die Güte, Herr Wenzel", rief Feldmann dem Chausseeeinnehmer zu, „die Steine durch die Küche in den Garten hinausfahren zu lassen; Sie wissen: links von der großen Laube!" — Herr Wenzel nickte, machte seine Verbeugung gegen die Gesellschaft, und verschwand mit seinem Gefolge. Feldmann trat noch einen Schritt näher auf seine Gattin zu. „Liebe Emmy!" sagte er mit seinem zartesten, gemüthlichsten Humor: „willst Du den Arbeitern nicht ein Butterbrod und einen Schnaps geben lassen?"

„Willst Du nicht einmal ganz nahe an mich herankommen?" erwiederte Emilie.

„Hier bin ich", sagte er. In demselben Augenblick fühlte er eine Ohrfeige auf seiner linken Wange; doch die sanfteste und zierlichste, die er in seinem Leben erhalten hatte. „Was ist das, Robert?" fragte ihn ihre süße Stimme.

„Ein Akt der Rache!" antwortete er lächelnd.

„Und was ist das?" — Sie küßte ihn auf den Mund.

„Mein liebes, geliebtes Herz!" sagte er und schloß sie aufs zärtlichste in seine Arme.

„Du! Robert!" sagte sie leise. „Man muß versuchen, ob man sich bessern kann!"

„Amen!" setzte der Stadtsecretär, der es vom Fenster aus gehört hatte, feierlich hinzu.

„Ach Gott ja freilich!" seufzte die kleine Friederike.

Neue Balladen von Theodor Fontane.

1. Schleswig's Ostertag 1848.

Ich denke Deiner, Ostertag!
Ein Nebel über Schleswig lag,
Ueber Schleswig=Stadt, über Schleswig=Land —
Der Däne hielt uns wieder in Hand,
Er hielt Schloß Gottorp, er hielt die Schlei,
Unser kurzer Traum war wieder vorbei;
Ein Nebel über Schleswig lag,
Achtundvierzig, am Ostertag.

Und über die Stadt und über den Strom
Die Glocken riefen in den Dom,
Und eh' das erste Lied erscholl,
Von Betern war die Kirche voll,
Betende Männer, betende Frau'n
In schwarzem Festkleid alle zu schau'n,
Dazwischen aber (bittre Noth)
Leuchtende Punkte in Dänisch=roth.

Und bis an die Kanzel traten wir hin,
Zwischen Hoffen und Bangen ging unser Sinn,
Von Auferstehung der Geistliche sprach,
Wir hingen seinen Worten nach,
Seinem Wort von dem abgewälzten Stein,
Wir mischten viel Weltliches mit ein,
Wenn's Sünde war, es war nicht gewollt; — —
Horch, es donnert! wie dumpf es rollt.

Ein Ostergewitter. Es kann nicht sein,
Durch die hohen Fenster fällt eben ein Schein,
Er fällt, wie suchend, gedämpft und mild,
Auf das holzgeschnitzte Altarbild,
Auf die zwanzigfeldrige riesige Wand
Von Meister Brüggemann's eigener Hand;
Der Felder eines schwimmt wie in Gold, — —
Horch, zum zweiten, es donnert, es rollt.

Es rollt wie näher, die Fenster klirrn,
Aller Blicke hinüber, herüber irrn,
Es fragen die Augen bei Freund und Feind,
Ein Flüstern geht leise: „Was ist gemeint?"

Und eh' noch flüsternd die Antwort geht,
Vom Eingang her ein Zugwind weht,
Weit offen die Thür; was gi'bt's, was ist?
In das Mittelschiff tritt ein Dän'scher Hornist
Und in die Kirche hinein vom Portal
Bläst er Gen'ralmarsch, Signal auf Signal.

Ein Rasseln, ein Lärmen. Still wieder das Haus;
Die rothen Punkte loschen aus;
Was Deutsch in Schleswig wollte sein,
War wieder in Schleswigs Dom allein.
Und wie Hülfe suchend und Trost und Ruh
Den Stufen des Altars drängten wir zu,
Dicht zu; der Geistliche aber spricht:
„Herr, Du bist unsre Zuversicht!
Da ist kein Jäger, der uns schreckt,
So lange uns Dein Fittich deckt;
Ob Tausend fallen an unsrer Seit',
Du bist unser Schirm in jedem Streit,
Du stellst Deinen Engel an unsre Thür,
Uns zu behüten für und für;
Wir rufen Deinen Namen an,
Hilf uns, wie Du so oft gethan,
Zersplittre unsrer Feinde Spott,
Du bist unsre Burg, Du bist unser Gott,
Blende die Wächter, wälz' ab den Stein", —
Er schwieg. Wie Trommeln klang es herein,
Lustiger Preußischer Trommelschlag,
Heller Mittag über Schleswig lag,
Heller Mittag über Schloß und Schlei, —
Ostern war; das Land war frei.

---

2. Kaiser Blanchebart.

(Geschrieben am Einzugstage 1871.)

Vor seinem Heergefolge ritt,
Von seinem Volk umschaart,
Inmitten von Helden und Prinzen,
An der Spitze seiner Provinzen,
Der Kaiser Blanchebart.

Er grüßt und sitzt auf hohem Roß
Und sinnet das und dies:
Er hält am Sadowa-Walde,
Auf der Gravelotter Halde
Und vor Sedan und Paris.

Er lächelt still, ihm ward zu Traum
Die lange Kriegesfahrt,
Es schaukeln und schwanken die Reiser,
Und es jubelt: es lebe der Kaiser,
Der Kaiser Blanchebart.

Und an der Straß' und an dem Thor
Da halten Frau und Mann,
Und sie heben ihren Knaben,
Den einzigen den sie haben,
Und rufen: „sieh ihn Dir an!

„Sieh ihn Dir an und vergiß ihn nicht,
Der ist von sondrer Art,
In Feld und Pflicht der Erste,
Und im Dienste immer das Schwerste, --
Das ist Kaiser Blanchebart."

Der Kaiser sah den Knaben an,
Den überlief es heiß,
Alle Herzen sprachen Segen
Und hernieder fiel ein Regen
Von Blüthen roth und weiß.

Gott mit Dir, Herr, und kommt der Tag,
Der noch keinem wurde gespart,
Dann wie aus Märchen-Tagen
Wollen wir singen und sagen
Vom Kaiser Blanchebart.

Ein Tag im Orient.

Von **Heinrich Freiherr von Maltzan.**

Es ist eine Thatsache daß fast alle Europäer, die den Orient längere Zeit bewohnt haben, sich höchst ungern von ihm trennen. Selbst Diejenigen, welche wir, während sie dort weilten, über die Einförmigkeit des Lebens bitter klagen und Europas abwechselungsvolleres Treiben mit Wehmuth vermissen hörten, die nur in dem Gedanken Trost zu finden schienen, bald wieder der Heimat zueilen zu können, sehen wir, wenn sie endlich am Ziel ihrer falschverstandenen Wünsche stehen und wieder im Lande der Civilisation sich niedergelassen haben, dennoch unbefriedigt und nicht selten voll Reue über den zu spät als voreilig erkannten Schritt der definitiven Rückkehr in die Heimat. Diese Thatsache läßt sich nicht leugnen. Ich habe sie an Hunderten und Hunderten beobachtet und an mir selbst erprobt. Von mir selbst kann ich nur sagen, daß ich jedesmal, wenn ich den Orient verlassen hatte, eine Art Heimweh danach empfand. Der einzige Trost war mir dann, mit anderen Orientreisenden zu verkehren, vom geliebten Morgenland mit ihnen zu sprechen, alle Bücher, welche darüber handelten, zu verschlingen und selbst solche zu schreiben. Aber all' dies wirkte nur als Palliativ. Stets zog es mich zurück nach dem Osten, und wenn auch die Heimat ihrerseits wieder ihre Anziehungskraft bethätigte, so hätte ich es doch niemals in ihr ausgehalten ohne die Hoffnung von Zeit zu Zeit von Neuem das ersehnte Morgenland aufsuchen zu können.

Allerdings wird Derjenige, welcher geistiger Anregung bedarf, niemals Europa gänzlich entbehren können, denn nur dieses vermag sie zu geben. Er wird dann in ein Schwanken mit seinen Wünschen hineingerathen, in Europa sich nach dem Morgenland, in diesem wieder sich nach Europa sehnen und nur dann glücklich sein, wenn er beide Wünsche abwechselnd befriedigen — bald hier, bald dort leben kann.

Woher diese seltsame Erscheinung? Kunst- und Naturgenüsse bieten zwar manche Länder des Orients, aber keineswegs alle, und gerade diejenigen welche sie bieten, sind am Meisten von faden, oberflächlichen Touristen überlaufen, deren bloße Gegenwart schon dem ernstern Freund des Morgenlandes antipathisch ist. Sind es etwa die sinnlichen Genüsse im Orient, welche eine so mächtige Anziehungskraft ausüben? O Gott, nein! Solcher Genüsse bietet jede europäische Großstadt hundertmal mehr, als irgend welche orientalische.

Nein, der Reiz, welchen der Orient auf den Europäer ausübt, liegt in etwas Anderm. Es mag paradox klingen, was ich mich anschicke zu sagen, aber es ist nichtsdestoweniger wahr: dieser Reiz liegt in der Freiheit. Freiheit in einem Lande, wo der finsterste Despotismus herrscht? denn daß dieser dort waltet, ist außer Zweifel. Dennoch halte ich das Wort aufrecht, denn für den Europäer ist jener Despotismus nicht vorhanden. Er steht

nicht unter den Gesetzen des Landes, hat weder Pflichten zu erfüllen noch Lasten zu tragen. Keine Steuer drückt ihn, keine Polizei belästigt ihn, kein Beamter läßt ihn seinen Dünkel fühlen. Für den Europäer sind jene Gebiete des Despotismus wirklich das Land der Freiheit. Freiheit im politischen, gesetzlichen, polizeilichen Sinne, deren Werth selbst Derjenige schätzen lernt, der sich nie von dem Buchstaben der Gesetze, Verordnungen und Steuervorschriften entfernt. Auch der in Befolgung aller Polizeivorschriften pedantischste und in Steuerentrichtung gewissenhafteste Mensch wird eine gewisse geheime Freude aus dem Bewußtsein schöpfen, nicht immer unter den Argusaugen von Richter und Polizei zu stehen. Erhält nicht auch die „Tugend" mehr Werth, wenn sie eine freie und nicht eine polizeilich eingeschärfte ist?

Wirkliche Verbrechen werden natürlich auch beim Europäer im Orient gestraft, d. h. von seinem Consul, unter dessen alleiniger Gerichtsbarkeit er steht. Aber alle die kleineren polizeilichen und steuercommissarischen Plackereien, die leider vom civilisirten Leben unzertrennlich und in Europa ein nothwendiges Uebel sind, fallen hier weg. Kein Mensch (wohlverstanden ist nur von Europäern im Orient die Rede) wird wegen Steuerrückstand gepfändet, keiner bestraft, weil vor seiner Thür nicht zu rechter Zeit gekehrt wurde, keiner eingesperrt, weil er in sein eignes Haus zum Fenster statt zur Thür hineingestiegen ist, wie dies einem meiner Bekannten, der den Hausschlüssel verloren hatte, in Dresden passirte. Ich erkenne nun freilich die Nothwendigkeit aller dieser Plackereien in Europa an. Ein civilisirtes Leben ist leider ohne sie nicht mehr zu denken. Aber gleichwol empfinde ich sehr angenehm ihre Abwesenheit und freue mich, nicht zur Rechenschaft gezogen zu werden, wenn mein Diener vergißt die Straße zu fegen, und nicht in Arrest wandern zu müssen, wenn ich den Eingang in meine Wohnung durch's Fenster statt durch die Thüre gewählt habe.

Noch wohlthuender empfindet der im Orient lebende Europäer die Freiheit auf socialem Gebiete. Welche philiströse Beschränkung legen uns nicht die Gesellschaftsverhältnisse und conventionellen Vorurtheile in Europa auf? Wie mancher Mensch, mit welchem wir gern umgehen möchten, aber nicht dürfen, ohne das Vorurtheil unserer Standesgenossen zu beleidigen? Von allem dem ist im Orient keine Rede, d. h. wohlverstanden auch nur für den Europäer. Wir verkehren mit wem wir wollen und wenn wir hier und da auch ein Standesvorurtheil verletzen, so schützt uns die uns zugeschriebene Unkenntniß der Landessitten, welche, sei sie nun wirklich oder fingirt, beim Europäer stets eine gute Entschuldigung bildet. In den meisten Gegenden des Orients wird übrigens als selbstverständlich angenommen, daß der Europäer mit Leuten aller Stände verkehren kann, ohne sich etwas zu vergeben. So lange er dies mit Tact thut, wird er niemals und bei Niemandem Anstoß erregen. Ich habe im Orient mit Leuten selbst von sehr geringem Stande freundschaftlichen Umgang gepflogen, deren sociale Aequivalente ich in Europa nicht aufsuchen, kaum anreden darf, ohne für excentrisch oder für halb verrückt zu gelten. Daneben bin ich mit Fürstlichkeiten auf so vertrautem Fuße gestanden, wie ich es in Europa niemals mit einer Person gleichen Ranges hätte werden können. In dieser Beziehung ist der Orient für den Europäer auch das Land der socialen Gleichheit.

Der Grund dieser Gleichheit ist freilich nicht gerade schmeichelhaft. In den Augen der Moslems stehen nämlich alle Christen gleich tief. Ein Moslem macht z. B. zwischen einem griechischen Vagabunden oder schmuggel-

treibenden Branntweinhändler und einem reisenden vornehmen oder gelehrten Europäer keinen Unterschied. Doch was kümmert uns der Grund dieser Erscheinung? Die Hochachtung der moslemischen Fanatiker werden wir uns ohnehin nie erringen. Erfreuen wir uns also an dem Resultat, das uns eine sociale Freiheit gewährt wie sie in Europa gänzlich unbekannt ist, selbst in den demokratischsten Ländern.

Eine andere große Wohlthat ist im Orient die Befreiung von jenem tyrannischen kleinlichen Zwang in Bezug auf äußere Ausstattung unserer Häuser, Zimmer, ja unsrer eignen Person. Ein Mann der höheren Stände kann in Europa sein Haus nicht billig möbliren, ohne daß man die Nase über ihn rümpft, er muß einen standesgemäßen Tisch führen, selbst wenn sein Geschmack einfach oder seine Mittel klein sind. Mit dem Sittenzwang in Bezug auf Kleidung ist es zwar bei uns viel besser geworden, als es früher war, aber es bleibt doch noch Zwang genug. Wer ein türkisches Fes oder die im Süden so beliebten weißen Schuhe von gebleichtem Kalbleder trägt, wird bei uns stets noch ein lächerliches Aufsehen erregen. Wer gar sich orientalisch kleidet, wird für einen Narren erklärt. Wer z. B. aus Ostindien kommt und seinen Filzhelm zufällig noch nicht abgeworfen hat, wird überall die Straßenjungen nach sich ziehen. Noch vor wenigen Jahren durfte bei uns kein Mann einen Sonnenschirm führen, ohne für einen Sonderling zu gelten. Jetzt ist dieser Gegenstand wenigstens in Badeorten erlaubt.

In Europa pflegt man sich solche Infractionen der Kleidungsgebräuche nur durch Eitelkeit und die Sucht aufzufallen zu erklären. Sehr mit Unrecht! Manche dieser Dinge, welche bei uns auffallen, sind dem Reisenden Bedürfniß geworden, ja sie sind oft zu seiner Gesundheit nothwendig. Wenn z. B. der verstorbene Gerstäcker seinen südamerikanischen Poncho in Europa beibehielt, so fand man dies sehr lächerlich, während es doch im höchsten Grade vernünftig war, denn der Poncho ist ein Kleidungsstück, das sich an Zweckmäßigkeit nur mit dem algierischen Burnus vergleichen läßt und alle unsere Paletots, Mäntel weit übertrifft. Ein anderer Bekannter von mir trug eine Schärpe um den Leib, die ihm unentbehrlich geworden und sogar ärztlich anempfohlen war, die aber nichtsdestoweniger in Europa nur Nasenrümpfen und Spott hervorrief.

In dieser Beziehung sind wir noch fürchterliche Philister und werden es auch wol bleiben, denn uns fehlt ja die dem Orient eigene Mannigfaltigkeit der Trachten, welche macht, daß nichts dort auffällt und sei es auch das Excentrischste nach gewöhnlichen spießbürgerlichen Begriffen.

Welches Aufsehen erregen nicht auch bei uns noch die orientalischen Dienstboten, besonders diejenigen von dunkler Hautfarbe, zumal wenn sie ihre malerischen Costüme beibehalten haben? Kommt man mit einem orientalisch gekleideten Schwarzen in einen europäischen Gasthof, so wird man immer noch wie ein Meerwunder angesehen, entweder für einen Prinzen, oder für einen Kunstreiter gehalten und muß schließlich horrende Preise für Alles zahlen. Das Publicum aber beschuldigt uns lächerlicher Eitelkeit, der Sucht aufzufallen, und doch ist dies auch in vielen dieser Fälle durchaus nicht richtig. Die schwarzen Diener, namentlich die Nubier, sind oft die besten und treuesten; der Reisende gewöhnt sich an sie, gewinnt sie lieb und trennt sich nur höchst ungern von ihnen. Ich selbst habe nun zwar nie einen Orientalen mit nach Europa genommen, aber ich mußte mir immer Gewalt

anthun, um mich von treuen langbewährten Dienern zu trennen, und that es schließlich lediglich des europäischen Vorurtheils wegen, dessen Herrschaft wir uns eben doch nie ganz entziehen können.

Das nil admirari ist eine vorzügliche Eigenschaft der Orientalen. Vielleicht ist es nicht immer ganz aufrichtig, aber es scheint wenigstens so. Dem Beobachteten kann es übrigens gleichgiltig sein, ob der Beobachter wirklich indifferent ist oder nur so scheint. Er wird nicht durch Neugierde belästigt, das ist die Hauptsache. In keinem Lande von Europa (Griechenland und natürlich die Türkei ausgenommen) findet man etwas Aehnliches. In Italien, Frankreich, Spanien braucht man nur einen etwas anders geformten Hut aufzuhaben, um gleich von Groß und Klein begafft zu werden. Man gewöhnt sich freilich auch an das Begafftwerden, ja es giebt eitle Menschen, denen es nicht unangenehm ist. Aber der ernstere Reisende hegt eher den entgegengesetzten Wunsch und fühlt sich wohl, wenn man ihn nicht beachtet, wenn man thut als sei er gar nicht vorhanden und er in der Menge gewissermaßen verschwindet.

Der Orient ist also für uns Europäer das Land der Freiheit, und das bildet, denke ich, seinen Hauptreiz, der sich bei allen, dort eine zeitlang wohnhaft Gewesenen ihr ganzes Leben hindurch mächtig geltend macht. Aber außerdem bietet er uns noch des Anziehenden so viel! Er ist das Land der Buntheit der Erscheinungen im Volksleben, der Mannigfaltigkeit der Typen, der abwechslungsvollsten Trachten, der scharf markirten Verschiedenheiten in Religion, Sitten, Gebräuchen, Rechtsanschauungen, Sprachen, Dialekten, kurz fast in jeder Form des äußern und innern Lebens.

Ich möchte den Leser einladen, sich mit mir einen Tag in das Morgenland zurückzuversetzen, dort die goldene Freiheit zu genießen, die ein Privilegium des Europäers im Orient ist und die ganze Fülle seiner bunten Erscheinungen an uns vorbei defiliren zu lassen, die, proteusartig wechselnd, gleich den farbigen Steinchen im Kaleidoskop, jeden Augenblick neue Formen bieten. Wählen wir aber eine Stadt, die wenigstens noch das Verdienst hat, nicht so abgedroschen zu sein wie Konstantinopel und Kairo, und dabei doch den Vortheil besitzt, den Sammelplatz aller Völker des Islams zu bilden.

Eine solche Stadt ist Dschedda, die erste Handelsstadt am Rothen Meer und zugleich der Hafen von Mekka. Nach Mekka selbst will ich den Leser nicht einladen, denn unsere Freiheit als Europäer hat dort ihre Grenze. In Dschedda sehen wir übrigens ganz dieselben Leute wie in Mekka, nur mit dem Vortheil, daß wir sie ruhig und ungestört beobachten können, während in Mekka sich der Europäer nur unter Verkleidung einschleichen und blos mit Angst und Zittern, jeden Augenblick Entdeckung und Verrath fürchtend, um sich blicken, nie aber mit Muße beobachten kann.

Dschedda ist in neuester Zeit den Europäern zugänglicher geworden. Zugleich hat es sich merklich verschönert, indem es so manches Häßliche, das es früher verunstaltete, abwarf. Dies war das Werk eines einzigen Monats. Ein wahres Labyrinth von Strohhütten und Baracken füllte früher seine freien Plätze und manche seiner Straßen aus. Hier hauste das ärmlichste und leider auch lasterhafteste Volk; hier hatte die Prostitution ihr Lager aufgeschlagen. Es war ein Herd physischer und moralischer Seuche. Die berüchtigte Pilger-Cholera vom Jahre 1854 brachte alle gesundheitsschädlichen Eigenschaften dieses Hüttengewirres mit dichtestem Bevölkerungs-

schwarm in trauriger Weise zur Anschauung. Zum Glück konnte in Dschedda die internationale Sanitätscommission, die in dem den Europäern unzugänglichen Mekka wohl stets nur Phrase blieb, ihre Thätigkeit ernstlich entwickeln. Das Hüttengewirre wurde verdammt und in kürzester Zeit hinweggefegt. Seine Bewohner wurden in der unendlichen Sandwüste, welche die Stadt umgiebt, in verschiedenen Hüttendörfern angesiedelt, wo sie nun, Gott weiß von was, leben, denn der Boden trägt nichts und nur das Prostitutionsdorf besitzt ein nachweisbar einträgliches Gewerbe. Aber Dschedda ist wenigstens rein geworden. Es ist jetzt eine der schönsten Städte des mohammedanischen Orients.

Nur ein einziges Barackenlager konnte man nicht so mir nichts dir nichts in die weite Sandwüste hinaus verbannen, sondern mußte es dicht bei der Stadt dulden. Das war der große Pilgerbazar beim Mekkathor. Aber man riß wenigstens die alten elenden Hütten nieder und baut luftige Läden und Waarenhäuser, die jetzt den Sammelplatz der müßigen Welt von Dschedda bilden, denn an Kaffeebuden fehlt es natürlich bei keinem Bazar. Die wenigen Europäer, welche Dschedda bewohnen, und die sich jetzt, seit der bekannten Christenverfolgung und ihren Repressalien freier bewegen können als früher (immer nachdem man einige Europäer todtgeschlagen hat, können die überlebenden freier als vorher auftreten, eine alte Regel im Orient), empfanden natürlich auch die Anziehungskraft dieses Pilgerbazars. Dschedda besitzt nämlich keine Spaziergänge, denn dicht um die Stadt ist nur Wüste und weiter in's Innere zu gehen, verbietet die Unsicherheit der Gegend. Nirgends ist Schutz vor der Sonne und doch muß Der, welcher außerhalb der Stadt frische Luft schöpfen will, dies thun, so lange die Sonne am Himmel steht, denn nachher ist kein Einlaß mehr in die Thore. Nirgends ist Schutz vor der Sonne, außer in den Kaffeebuden des Pilgerbazars, große halboffene Hallen, in denen man Schatten und frische Luft zugleich mit dem interessantesten Schauspiel des bunten und lebhaften Pilgertreibens genießen kann. Kein Wunder, daß dies die in Dschedda wohnhaften Europäer anlockte. Dort war ihre Sommerfrische, zugleich ihr Theater, ihr Kaffeehaus, ihr Clubb, kurz ihr ganzes Vergnügen und nebenbei ihre Gesundheitsstation. Aber man wollte lange nichts von ihrer Anwesenheit daselbst wissen. Erst durch große Beharrlichkeit und stoischen Leidensmuth haben sie sich ihre Stelle hier errungen. Jetzt sind sie dort wenigstens geduldet.

Dort wollen wir unsern Sitz aufschlagen. Frisch bläst der Seewind, über die Stadt fliegend und aus dem Mekkathor hervordringend, durch das leichte Barackendorf. Dieses ganze Dorf ist von Holz, hier und da mit ganz hübschen Schnitzereien verziert und mattroth angestrichen, ein Ton, der den Sonnenbrand weniger grell erscheinen läßt, als das augenblendende, sonst so beliebte Weiß. Dort lockt uns ein Kaffeehaus, dessen ganze Baulichkeit eigentlich nur aus einem Dach, von Pfeilern gestützt, besteht, einzig zur Abwehr der Sonne berechnet. Stühle giebt es hier nicht, wol aber kleine oder größere viereckige Rohrkäfige, die einen vortrefflichen Sitz und einem genügsamen Menschen selbst ein Lager abgeben. Auf der Reise dienen sie als Koffer, als Speisekammer oder auch als wirkliche Käfige für Geflügel, was dennoch gar nicht hindert, daß man nach wie vor darauf sitzt oder schläft. Man nennt diese Käfige Serir. Sie finden sich am ganzen Rothen Meer, sind aber vorzugsweise in Dschedda zu Hause. Die armen Leute

kennen kein anderes Bett. Sie sind das Vademecum des gewöhnlichen Stadtarabers. Hätte Diogenes in Arabien gelebt, statt der Tonne würde er ein Serir gewählt haben. Ein moslemischer Heiliger kam sogar, wie die Sage berichtet, auf einem solchen Serir aus Ostindien nach Dschedda angeschwommen, machte die Pilgerfahrt und liegt jetzt in Dschedda begraben, einer der Schutzpatrone der Stadt; der Volksmund nennt ihn nie anders als „Besitzer des Serir". Man sieht, der Serir ist ein ehrwürdiges Möbel. Er hat übrigens vor anderen Angehörigen des Stuhlgeschlechts den Vorzug, keinen harten Sitz zu bieten. Auch ist er nur selten übermäßig mit Nägeln beschlagen, so daß man sich nicht nothwendig die Kleider an ihm zerreißen muß.

Haben wir uns auf dem Serir niedergelassen, so gelingt es uns vielleicht den Kahwadschi (Kaffeewirth) herbeizulocken. Sicher ist dies keineswegs, wenigstens folgt es noch nicht daraus, daß man sich in einem Kaffeehaus befindet, denn in einem moslemischen Kaffeehaus scheint das Geschäft fast Nebensache, so lau wird es betrieben. Hat man endlich den Kahwadschi von Weitem gesehen und ist von ihm erblickt worden, so bringt dieser, ohne daß ein Wort nöthig wäre, von selbst den Kaffee in den bekannten winzig kleinen Täßchen. Beim Europäer wenigstens ist es so. Beim Moslem fragt er wohl auch zuerst an, was für ein Getränk dieser zu schlürfen beliebe. Denn außer dem eigentlichen Kaffee findet man fast in allen Kaffeebuden Dscheddas noch ein anderes Getränk, Gischr genannt, das aus den Hülsen, welche die Kaffeebohne umgeben und die gleichfalls ein angenehmes Arom, wenn auch schwächer, als das der Bohnen, besitzen, nach Art eines Thees gebrüht wird. Ich trank den Gischr stets sehr gern. Er ist leicht und angenehm kühlend, hat jedoch, namentlich in Dschedda, wo er nie ganz frisch ist, da dies nicht im Kaffeedistrict liegt, nur ein geringes Arom. Deshalb gilt er dem gewöhnlichen europäischen Gaumen, der an schärfere Reizmittel gewöhnt ist, für fad und es kommt auch fast nie vor, daß ein Europäer Gischr verlangt. Der Kahwadschi weiß das und bringt deshalb gleich Kaffee.

Der Kaffee wird in Dschedda nur schwarz getrunken. Es wäre jedoch falsch, durchweg anzunehmen, als tränken alle Araber nur schwarzen Kaffee. Dies ist ein ganz europäischer Irrthum. In Yemen, im eigentlichen Kaffeelande, trinken die Landleute, seßhafte Nomaden, den Kaffee stets mit Milch. In den Städten fehlt es aber gewöhnlich an Milch und deshalb hat sich dort die Sitte des schwarzen Kaffees eingebürgert; der Europäer kennt meistens nur die Städte und beurtheilt nach deren Sitte das Land, daher der Irrthum, der sich in allen Conversationslexika beim Artikel „Kaffee" findet: „Die Araber trinken den Kaffee nur schwarz."

Nächst dem Kaffee ist natürlich die Pfeife ein dringendes Bedürfniß. Hier ist es schon die Wasserpfeife, Nargileh, Schischa, Buri genannt, welche vorherrscht. Der Tschibuk ist selbst in der eigentlichen Türkei jetzt fast ganz abgekommen. Nur noch bei den Großen findet er sich als Staatspfeife. Für das Volk ist der Tabak viel zu theuer geworden, um sich den Luxus der Trockenpfeife (im Gegensatz zur Wasserpfeife) zu gestatten, denn bei der Pfeife geht schrecklich viel Tabak unnütz verloren. Man hat deshalb überall da, wo früher die Trockenpfeife herrschte, die Papiercigarette eingeführt, die, wenn sie auch nicht so gut schmeckt wie die Pfeife, jedenfalls das Oekonomischste ist, was man rauchen kann. Die Wasserpfeife dagegen wird stets ihre Herr-

schaft behaupten. In ihr kann man nur eine einzige Tabaksorte „Tombeki" genannt, die aus Persien kommt, rauchen und dieser Tombeki läßt sich auch wieder nur in der Wasserpfeife genießen. So lange es also Tombeki giebt, wird es Wasserpfeifen geben und umgekehrt. Dschedda bildet so ziemlich die Grenze zwischen dem Gebiet der Wasserpfeife und dem des Tschibuk oder vielmehr jetzt der an Stelle dieses letztern getretenen Cigarette. Da hier noch viele Türken und Nordafrikaner leben oder sich temporär aufhalten, so sieht man nämlich noch die Cigarette. Aber die Einheimischen sind dem Nargileh treu. Die Südaraber sehen sogar den türkischen Tabak mit Verdacht an. Sie wittern Haschisch (das bekannte Betäubungsmittel) darin. Eigentliche Cigarren (meist Manillas) werden hier nur von Europäern geraucht, dem Araber sind sie ein Gräuel.

An einem öffentlichen Ort ist die Pfeife vortrefflich geeignet, den Zuschauern vor dem Rauchenden eine Art Respect einzuflößen. Sie ist einmal traditionell vornehm und wer sich recht majestätisch hinzusetzen oder hinzulegen weiß und dabei eine möglichst große Pfeife vor sich stehen hat, die er sich die Miene giebt zu rauchen, den umschwebt immer auch ein Nimbus der Vornehmheit. Früher war der Tschibuk, jetzt muß die Wasserpfeife der Respecteinflößer sein. Hält man das lange Rohr recht phlegmatisch in der Hand, führt man es von Zeit zu Zeit langsam und gravitätisch zum Munde, spricht recht wenig, sieht aber dabei pomphaft und wohlgenährt aus, dann hört man wohl bewundernde Rufe wie: Das ist ein vornehmer Mann! der versteht es, seinen „Keef" (Siesta) majestätisch zu machen: Der Keef ist eigentlich ein halbverduselter Zustand, ein Ding zwischen Wachen und Halbschlaf, das namentlich nach Tisch effectvoll zur Schau getragen wird. Der Europäer, welcher dieß recht versteht, lenkt auch manchen Verdacht von sich ab, denn von einem Menschen, der sich in einem solchen Zustande befindet, erwartet man keine scharfe Beobachtung der Schwachheiten der Moslems, welcher Beobachtung diese sonst so gern die Europäer beschuldigen. Deshalb ist es dem, der beobachten will, sehr zu rathen, diesen Zustand zu fingiren. Das Ding ist nicht schwer und lernt sich bald.

Mein guter Bekannter in Dschedda, ein Kaufmann aus Triest, verstand es vortrefflich, den Moslems durch seine großartige Nonchalance und majestätisches Phlegma zu imponiren. Es war eine Freude, ihn so vor der Thür eines Kaffeehauses daliegen zu sehen, wie er das Gummirohr der Wasserpfeife in der Hand hielt und sehr täuschend das Rauchen nachmachte, denn er selbst liebte die Nargileh nicht und trieb nur „Staat" damit. Ich hatte es bald von ihm gelernt, den Moslems auf gleiche Weise zu imponiren. Wer uns so im Pilgerbazar gesehen hätte, der würde uns für die apathischsten, gleichgiltigsten Menschen von der Welt gehalten haben, und dennoch waren wir die genauesten Beobachter von Alledem was um uns vorging.

Es gab in diesem Pilgerbazar viel zu beobachten. In der That ist er ein Mikrokosmos der ganzen moslemischen Welt. Einmal die Händler selbst. Sie sind so ziemlich aus allen Ländern des Islam zusammengewürfelt. Südaraber aus Yemen herrschen freilich vor. Namentlich die vielen Fleischerläden sind in ihrem Besitz. Diese orthodoxen Schlächter sehen fast Einer wie der Andere aus. Ihr Typus ist der sabäische, ein großes Oval des Gesichts; knochiger, massiver Körperbau, eine kühne, starke Nase, meist von einer kräftigen Adlerform. Ein Faltenhemd, ein tiefer, schiefer Gürtel und darin das Schlachtmesser, auf dem Kopf ein zerlumpter kleiner Turban, das ist die

ganze Ausstattung ihres Aeußern. Ihre Hände sind nicht immer appetitlich. Dennoch wird damit das Schöpsenfett und das Hammelfleisch oft Minuten lang geknetet, ehe ein Käufer durch diesen Anblick sich verführen läßt. Viel kaufen die Einzelnen nicht, denn nach Mekka ist ja blos eine starke Tagreise. Nur die Reichen gestatten sich auf ihr den Luxus des Fleischgenusses. Die Armen ziehen es vor, sich vor der Abreise an Kebab (auf Kohlen gerösteten Hammelsstückchen) sattzuessen und dann sich an's Brod zu halten, bis sie in Mekka sind.

Die Kebabkäufer gehören deshalb zu den Hauptkunden der Schlächter. Gewöhnlich sind diese Leute alte Türken, halbe Bettler, aber dennoch mit der vollen Majestät und dem vornehmen Phlegma, das dem echten Ottomanen eigen ist. So ein alter Türke ist in seiner Art unbezahlbar. Daß er auf der tiefsten socialen Stufe steht (auf der er vielleicht nicht immer stand) macht ihm keinen Kummer. Daß er kaum zu essen hat, bereitet ihm keine Sorgen. Er weiß dennoch, daß er zur herrschenden Race gehört und fühlt sich demgemäß. Denn in Dschedda sind wirklich die Türken noch die herrschende Race. In Mekka schon ist es vorbei mit ihrem Nimbus. Aber hier fühlt sich der alte Türke noch. Nicht als ob er dies durch Hochmuth verriethe. Nein, Hochmuth trägt nur Der zur Schau, der mehr scheinen möchte, als er ist. Der alte Türke aber will nicht mehr scheinen, als ein halber Bettler, und dennoch weiß er (denn es ist Thatsache) daß seine Race hier höher steht, als die aller anderen Anwesenden, und blickt mit Verachtung auf den reichen Kaufmann, den wohlhabenden Krämer, den betriebsamen Karawanenführer. Warum plagen sich diese Menschen? Mit aller Mühe werden sie es doch nur dahin bringen, das zu sein, was er ist, nämlich ein Mitglied des herrschenden Volkes.

Die Bäckerläden nehmen natürlich die vorzüglichste Stelle ein, denn die Pilger kommen meist aus Ländern, in denen das Brod dieselbe wichtige Rolle spielt, wie in Europa, d. h. die Basis aller Mahlzeiten bildet. In Arabien selbst ist dies nicht der Fall. Der Beduine lebt von Milch, der Städter im Süden von Fleisch und einer Mehlspeise, Heris genannt, die ihm das Brod ersetzen muß, im Norden von Datteln, Milch, Butter; das genügt ihm. Fleisch ist überall die Speise der Vornehmen. Das Volk genießt es blos bei Festen und wenn ein geehrter Gastfreund bewirthet wird. Brod ist im innern Arabien ein Luxus. Dschedda aber ist ein Allerweltsort, der in diesem Stück sich vom übrigen Arabien emancipirt. Brod ist hier noch das nothwendige Vademecum des Reisenden. Gewöhnlich besteht dieses Brod aus den bekannten, schwarzbraunen, säuerlichen Teigen von Pfannkuchenform, die einen öligen Geschmack haben. Aber Dschedda ist ein solch hochcivilisirter Ort, daß sogar Brod, auf europäische Art gebacken, daselbst zu haben ist. Es giebt nämlich seit wenigen Jahren hier Griechen, die einen Backofen in andauernder Thätigkeit halten und und damit Glück machen. Sogar im Pilgerbazar hat Einer von ihnen ein Verkaufslocal, in welchem er jedoch sich selbst nicht permanent zeigen darf. Ein Grieche, als regelmäßiger Bazarverkäufer, das wäre denn doch für diesen von frommen Pilgern vorzugsweise besuchten Markt eine allzugroße Profanation! Aber ein Schwarzer, sein Diener, besorgt das Geschäft ebensogut. Dies europäische Brod wird übrigens nur von aufgeklärten Leuten gekauft, der gewöhnliche Moslem findet es denn doch unheilig; ein reines Vorurtheil, denn verboten ist es selbst nach der strengsten Gesetzauslegung nicht. Aber es ist eine Neuerung und dem Orthodoxen ist

jede Neuerung zuwider. Des Geschmackes wegen kauft man es übrigens weniger, denn europäisches Brod gilt im Orient meist für fade, geschmacklos. Aber es hat die schätzbare Eigenschaft, sich länger zu halten und das ist hier der Hauptgrund seines Verkaufs. Das arabische verschimmelt schon nach vierundzwanzig Stunden. Sehen wir uns den schwarzen Verkäufer des europäischen Brodes an. Er ist ein schlanker Galla, mit regelmäßigen schönen Gesichtszügen und jenem eigenthümlich melancholischen Ausdruck, den wir bei vielen Sub-Aethiopiern finden. Streng genommen darf ein Grieche gar keinen Sklaven kaufen. Aber es giebt allerlei Hinterthüren des Gesetzes, die es auf einem Umweg möglich machen. Behalten kann er übrigens den Sklaven nur so lange, bis dieser zum Alter der Vernunft herangereift ist, denn dann fehlt es nie an Leuten, die dem Schwarzen auseinandersetzen, daß er eigentlich frei sei und seinen Herrn jederzeit verlassen könne.

Ich kannte zufällig die Geschichte dieses jungen Galla. Er war fast noch ein Kind, als ihn der Grieche kaufte. Dieser gab ihm in seiner Weise eine Erziehung, lehrte ihn Griechisch, ließ ihn sogar insgeheim taufen, ihm auch wol eine spärliche Dosis religiöser Begriffe beibringen, so daß der Junge, wenn man ihn fragte, behauptete, der orthodox-griechischen Kirche anzugehören. Er war also ein Christ, seine Anwesenheit auf dem Bazar der Pilger hätte folglich eben so auffallen müssen wie die seines Herrn. Davon war jedoch keine Rede. Seine Hautfarbe wirkte besser als ein Glaubensbekenntniß. Ein Schwarzer in Arabien kann nur Moslem sein, das gilt für ausgemacht. Er führte sogar einen griechischen Namen. Ich glaube er hieß Miltiades. Was er indeß am allerbesten bei seinem Herrn gelernt hatte, das war die Wissenschaft des Branntweins, denn dieser war natürlich nebenbei auch Branntweinschmuggler und Branntweinhändler, hatte auch eine Kneipe. In dieser wuchs der junge Miltiades als hoffnungsvoller Kellner heran. Er war ein ziemlich hitzköpfiges Bürschchen. Schon im zehnten Jahre hatte er mit einem jungen Mitsklaven ein Duell mit Küchenmessern, wobei Beide sich gegenseitig so schändlich zurichteten, daß sie zum Verlust ihres Herrn eine Zeitlang unbrauchbar waren.

Es ist überhaupt merkwürdig, wie oft blutige Streitigkeiten unter Mitsklaven vorkommen. Der Grund ist gewöhnlich Eifersucht auf die Gunst des Herrn. Gegenseitiges Anschwärzen und Schlechtmachen ist bei ihnen das tägliche Brod. Sind sie noch klein, so machen sie es ganz wie die Schooßhunde, die sich auch beißen, wenn die Herrin den Einen mehr liebkost als den Andern. Sind sie größer, dann spielt die geschlechtliche Leidenschaft auch wieder eine blutige Rolle. Außerdem erregen sie durch übermäßiges Prahlen stets den Haß und Neid ihrer Mitsklaven. Fast alle diese Sklaven leben in der Einbildung, Kinder sehr vornehmer Aeltern, womöglich von Fürsten zu sein.

Ich habe noch wenig schwarze Sklaven gefunden, die nicht einen König als den Erzeuger ihrer Tage nannten. Da die Sache nicht controlirt werden kann und da es schrecklich viel Könige in Afrika giebt, so ist es ja immerhin möglich, daß Einige von ihnen Recht haben. Nur haben diese dann vergessen, was für eine klägliche Rolle ein afrikanisches Königlein spielt und legen jetzt den europäischen oder türkisch-persischen Maßstab an, wonach ein König ein allerhöchster Würdenträger, wie der Großsultan, der Schah von Persien &c. ist. Für den Sohn eines ähnlich wichtigen Mannes hält sich dann so ein armer schwarzer Sklave. Diese Anmaßung trägt er seinen Mitsklaven vor,

in denen er dann womöglich seine geborenen Unterthanen erkennt. Da diese aber ganz dieselben Prätensionen haben, so ist ein Anprall des gegenseitigen Größenwahns unvermeidlich, der dann gewöhnlich in Messerstichen seine Lösung findet.

Ein solcher Streitgrund war es wol auch, der den jungen Miltiades, als er kaum dreizehn Jahre zählte, veranlaßte, einen seiner Mitsklaven vermittelst eines Küchenmessers in das Jenseits zu befördern. Sein Herr vertuschte die Sache, denn sonst hätte man Miltiades zur Strafe in die türkische Armee gesteckt und sein Herr zwei Diener auf einmal verloren. Unerwachsene werden auch in der Türkei nicht hingerichtet. Begehen sie ein Verbrechen, so ist die Armee oder die Flotte ihr Correctionshaus, wo sie natürlich die Corruption erst recht systematisch lernen, um dann im reifen Alter als abgefeimte Schurken dazustehen. Miltiades entging diesem Schicksal durch die Güte oder vielmehr wegen des Interesses seines Herrn. Aber er war ihm nicht dankbar. Kaum vierzehn Jahre alt, gab er den Einflüsterungen einiger Stammgäste, natürlich Moslems, Gehör, die ihm vorstellten, ein Grieche habe gar nicht das Recht, einen Sklaven zu besitzen, und wenn er durchbrennen wolle, so könne kein Mensch ihn daran hindern und auch Niemand sei berechtigt, ihn wieder einzufangen. Miltiades brannte also durch. Jetzt kamen jedoch sehr harte Tage für ihn. Als was sollte er sich verdingen? Gelernt hatte er nichts als Branntwein einschänken. Diener sucht aber Niemand in Dschedda, da Alle hinlänglich mit Sklaven versehen sind. Niemand außer den Herren Europäern, die dort leben. Ein solcher, zufällig gerade mein Bekannter, der triester Kaufmann, nahm ihn denn auch in Dienst, entließ ihn aber bald wieder, nachdem er die Erfahrung gemacht hatte, daß seine ganze Kenntniß sich darauf beschränkte ein Glas reinzuspülen und nach Schänkenart geschickt zu präsentiren. Da mein Freund nicht viel Branntwein trank, so fand er es für einen unnützen Luxus, einen eigenen Ganymed für dies Getränk zu halten. Miltiades wanderte also in die weite Welt hinaus. Schließlich kehrte er sehr enttäuscht zurück. Hoch und theuer bat er seinen frühern Herrn, ihn wieder anzunehmen, was dieser auch that, und zwar mehrmals, denn der junge Galla hatte am Durchbrennen Geschmack gefunden und öfter noch sein Glück in der weiten Welt versucht, stets mit gleich geringem Erfolg.

Auch einmal war ein Liebesverhältniß der Grund seiner Flucht. Dieses soll übrigens sehr kläglich für ihn ausgefallen sein. Miltiades verliebte sich, kaum sechszehn Jahre alt, in ein Mädchen, das im Hause eines vornehmen Mannes lebte. Natürlich war sie eine Schwarze, denn an einer Weißen findet ein Dunkelhäutiger selten Geschmack. Das junge Mädchen, das im Harem eines mit Frauen gesegneten Mannes eine sehr untergeordnete Rolle spielte, fühlte sich natürlich geschmeichelt, als Miltiades Gelegenheit fand, ihr, der Unbeachteten, Ungeliebten, seine Flamme zu gestehen. Der junge Galla schlug ihr vor, sich von ihm entführen zu lassen, was die Unbesonnene auch wirklich annahm. Der erste Schritt, d. h. das Verlassen des Hauses ihres Herrn, war auch sehr leicht auszuführen. Dann aber wohin? Beide waren gänzlich mittellos. Ueber's Meer hätten sie nicht gekonnt und dort allein wäre Sicherheit für sie gewesen. Sie begaben sich also nach einem der Hüttendörfer in der großen Sandwüste um Dschedda und lebten dort eine Zeit lang von der Barmherzigkeit der diese Hütten bewohnenden Schwarzen, meist emancipirte Sklaven, gutmüthige Menschen, die aber einem tüchtigen Trinkgeld nicht widerstehen können und dafür selbst ihren besten Freund verrathen.

So geschah es auch hier. Das Liebespaar wurde verrathen, die Sklavin zu ihrem Herrn zurückgebracht und Miltiades bekam die Bastonade. Diesmal wollte man doch Ernst machen und den jungen Galla definitiv in die türkische Armee stecken, wo er ohne Zweifel als Trommeljunge und allgemeiner souffre-douleur ein wenig beneidenswerthes Leben geführt hätte.. Aber auch diesmal erbarmte sich sein früherer Herr seiner. Dies ist überhaupt ein schöner Zug der Griechen, ihre sonstigen Fehler mögen noch so abschreckend sein. Sie sind anhänglich, sie wissen was Affection ist, natürlich vorzugsweise in Bezug auf ihre Landsleute, indeß auch in Bezug auf Andere, mit denen sie viel und vertraut verkehrt haben. Miltiades war ja ohnehin ein halber Grieche und so scheute sein Herr kein Opfer und rettete ihn endlich aus den Klauen der Recrution, um ihn von Neuem in die Branntweinkneipe und schließlich in den Bäckerladen zu verpflanzen, wo wir ihn bereits gesehen haben.

Eine andere Specialität des Pilgerbazars bilden die vielen Läden mit Strickwaaren. Stricke aller Art, vom feinen Kameelhaarstrick, Ogal genannt, der sogar sehr oft vergoldet ist und als Zierrath um's Haupt gewunden wird, bis zum groben Packseil von der Aloëfiber. Daneben die vielen Flechtwerke, Netze, Netzkörbe 2c., in denen die Pilger ihre Habseligkeiten tragen; die Korbflaschen, diese wichtigsten Vademecums für den durstenden Karavanenpilger: die kleinen Zäume von feinem Roßhaar, die groben von afrikanischem Bast, kurz fast Alles, was das Kameelreiten mit sich bringt. Auch für einen Schmuck (der zugleich Talisman ist) des Kameels ist in jedem dieser Läden gesorgt. Dieses Thier hat nämlich, nach Ansicht der Araber, die verhängnißvolle Eigenschaft, ganz besonders dem „bösen Blick" und seinen nachtheiligen Folgen ausgesetzt zu sein. Jeder Leser, der Süditalien kennt, weiß was der „böse Blick" ist, den man in Neapel „Jettetura" nennt. Er besteht bekanntlich darin, daß ein Mensch durch das bloße Anblicken einem Mitmenschen oder auch einem Thier Unglück, Krankheit, nicht selten den Tod bringt. Nicht jeder Mensch besitzt das Privilegium, mit seinen Augen solchen Schaden anrichten zu können. Da man aber es den Leuten nicht immer ansieht, ob sie damit behaftet sind, so ist es gut, sich durch Talismane gegen die Möglichkeit zu schützen, einem solchen unversehens zu begegnen. In Neapel thut man dies durch Hörnchen von Korallen, Horn, oder auch wohl von Gold, die als Zierrath an der Uhrkette hängen. Hat man kein Horn bei der Hand und glaubt man einem Jettetura zu begegnen, so macht man mit dem Finger ein Hörnchen indem man ihn in Sichelgestalt krümmt. Je weiter nach Süden, desto fester ist der Glaube an den „bösen Blick". In Arabien geht er so weit, daß man kein Kind scharf ansehen darf, ohne gleich Angst und Wehklagen bei dessen ganzer Familie hervorzurufen. Die Kinder schützt man in der ganzen moslemischen Welt durch Papierfetzen, auf denen Koransprüche stehen. Diese werden in Ledersäckchen eingenäht und den Kleinen um den Hals gehängt. Mancher Knabe bringt es zu einem Dutzend solcher Täschchen, die seine kleine Brust fast verdecken. Das Kameel darf man nun freilich nicht durch Koransprüche schützen. Dazu ist es denn doch zu sehr Thier und der Koran zu heilig. Dafür hat aber das Meer eine Muschel producirt, die die unfehlbare Eigenschaft besitzt, gerade das Kameel gegen den „bösen Blick" zu schützen, nicht jedoch den Menschen, wenn dieser nicht etwa einen intimen Bund mit dem Kameelgeschlecht geschlossen haben sollte, sei es als Züchter, Veredler der Race oder als berühmter Schnellreiter der Hegins, d. h. Reitkameele. Diese Leute be-

sitzen das Privilegium einer Verwandtschaft mit jenem edlen Thier. Auch auf sie dehnt sich die Wunderkraft der Muschel aus. Gewöhnlich sieht man übrigens diese heilige Muschel nur bei dem Höckerthier selbst; aber jedes Exemplar dieser Thiergattung trägt das bewahrende Schutzmittel am Halse. In Arabien ist ein Kameel ohne Muschel gar nicht denkbar. Käme es vor, so würde es gewiß gleich todtgeschlagen werden, blos um dem gottlosen Besitzer zu beweisen, daß man nicht ungestraft den starken Geist spielt. Aber starke Geister sind heutzutage in Arabien selten und das beweist am besten der große Ueberfluß an solchen Muscheln in den Läden des Pilgerbazars, die einen rasenden Abgang finden, denn wenn auch die Muschel das Kameel conservirt, so ist dies doch nicht gegenseitig und das Kameel braucht während seines nicht sehr langen Lebens doch unverhältnißmäßig viele solcher Muscheln.

Da wir doch beim Kameel sind, so müssen wir auch dessen gedenken, was dieses nützliche Thier bei diesem Bazar Unentbehrlichstes findet, nämlich das Wasser. Das Kameel hat zwar die schätzbare Eigenschaft, tagelang ohne Getränk bestehen zu können. Dafür trinkt es aber auch desto mehr, so wie ihm hierzu Gelegenheit gegeben wird. In Dschedda ist nun das Wasser, das im ganzen Orient überhaupt einen viel höhern Werth besitzt, als bei uns, noch werthvoller, als im übrigen Morgenland. Dieses nothwendigste Lebensbedürfniß ist hier oft so theuer, wie ein Luxusartikel, theurer manchmal selbst als der Wein in Weinländern. Das Brunnenwasser ist in Dschedda für Menschen nicht genießbar. Das Trinkwasser kommt aus Cisternen, an denen die Stadt zwar Ueberfluß besitzt, die aber, des Regenmangels wegen, sich nur in ausnahmsweisen Jahren genügend füllen, um auch im Sommer noch den durstenden Kehlen Labung zu bieten. Gewöhnlich sind schon im Frühsommer die Cisternen leer und bleiben es bis Ende November. Dann müssen die Beduinen aushelfen, die Wasser in Schläuchen aus dem gebirgigen Theil des Innern bringen und natürlich sehr theuer verkaufen.

Mit solchem theuren Cisternenwasser kann man begreiflicher Weise die Kameele nicht tränken. Sie vertragen auch das Brunnenwasser. Gut ist es aber, wenn man diesem immer etwas reines Wasser beimischt. Ich sah Kameele lieber dursten, als das brackische Brunnenwasser anrühren. Da standen sie mit lechzender Kehle, vom Wüstenbrand ausgetrocknet. Vor ihnen das ersehnte Wasser. Aber sie schnupperten nur daran und kaum hatten sie es gekostet, so hoben sie die Häupter und ihr grimmiger Ausdruck verrieth die Enttäuschung. In solchem Fall ist es gut, wenn gleich ein Verkäufer süßen Wassers bei der Hand ist. Dieser kann dann fast verlangen, was er will. Eine geringe Quantität genügt jedoch, um das Höckerthier auszusöhnen. Immerhin ist es aber eine kostspielige Sache, denn selbst das Brunnenwasser muß ja noch gezahlt werden.

Für die Menschen, die, namentlich die Aermeren, sehr oft in Verlegenheit sind, wie sie ihren durstenden Gaumen laben können, hat die moslemische Wohlthätigkeit gesorgt. Es giebt eine Anzahl öffentlicher Trinkbrunnen, wo man unentgeltlich seinen Durst löschen kann. Aber die Wohlthätigkeit geht noch weiter. Es sind nämlich Leute eigens angestellt, um mit Krug und Trinkgefäß in Straßen und Bazar herumzugehen und die Leute umsonst trinken zu lassen. Auch beim Pilgerbazar spielen diese Wasserträger eine wichtige Rolle. Die moslemische Wohlthätigkeit ist ohne Ansehn der Person. In diesem Fall will das heißen, daß man nicht absolut ein Armer zu sein

braucht, um dieses flüssigen Almosens theilhaftig zu werden. Denn auch der Wohlhabende kann fern von seiner Wohnung vom quälenden Durst genöthigt werden, sich durch die fromme Stiftung laben zu lassen. Auch mir ging es mehrmals so. Dabei machte ich die erfreuliche Erfahrung, daß mein Europäerthum kein Hinderniß bildete. Bei jeder andern Gelegenheit würde gewiß meine Eigenschaft als Ungläubiger mir den größten Nachtheil gebracht haben. Nicht so bei dieser. Das Wasser ist ein so tiefgefühltes, durch den häufigen Mangel und das versengende Klima Allen so nahe gelegtes Bedürfniß, daß es fast gleichbedeutend mit Leben ist. Wasser verweigern, wäre in vielen Fällen Todtschlag. Darum reicht denn auch der Moslem selbst seinem Todfeind, wenn er ihn vor Durst verschmachten sieht, noch das labende Naß. Ich habe gesehen, wie die Bluträcher, die im Begriff standen, ihr Opfer, den Mörder eines ihrer Verwandten, umzubringen, diesem noch ein paar Minuten vor seinem Tode auf seine Bitte Wasser reichten. Bald darauf war er eine Leiche. Aber er war es geworden ohne kurz vor seinem Tode noch die bitterste Qual, wirklich eine Tortur, leiden zu müssen. Lächelnd mit dem Bewußtsein des höchsten irdischen Genusses (denn das ist Wassertrinken für den Verschmachtenden) empfing er den Todesstreich.

Bunt sind die Costüme und Trachten, mannigfaltig die Waffenformen, die Sättel und Zäume der Besucher des Pilgerbazars. Da ist zuerst der Städter aus Dschedda oder Mekka. Er ist selten ein Eingeborener der Stadt, denn wie es in Paris verhältnißmäßig wenig geborene Pariser geben soll, so zählt auch Dschedda unter seinen Bürgern kaum mehr als ein Fünftheil Eingeborner. Die Uebrigen sind Leute aus Yemen, Hadramaut, zum Theil auch aus Nordarabien. Aber alle, die eine Zeitlang hier leben, nehmen die städtische Tracht von Mittelarabien an. Nur die Ostindier bilden hierin eine Ausnahme. Diese Tracht ist höchst kleidsam. Sie besteht in einem anliegenden Kaftan, der bis unter die Kniee reicht und einem andern ärmellosen Rock darüber. Der untere Kaftan wird von einer Schärpe umschlungen. Die Beinkleider sieht man bei diesen Kostüm nicht. Statt der Schuhe hat man Sandalen, die durch ein Riemchen, das zwischen den beiden größten Zehen hindurchläuft, am obern Haltriemen festgeknüpft werden. Die Stoffe sind meist bunt, aber geschmackvoll. Das rothe Fes, diese in der Türkei, Egypten und ganz Nordafrika unentbehrliche Kopfbedeckung, kommt hier nicht mehr vor. Statt dessen hat man den Kauk, hier Kufiye*) genannt, eine steife Kappe, wie ein kurzer Cylinder geformt, meist von rothem Stoff und wattirt. Darum wird dann der Turban geschlungen, dieser majestätischste Theil des ganzen Männercostüms, der nicht leicht Jemandem schlecht steht, besonders wenn man ihn so voll und bauschig trägt wie es in Dschedda und Mekka Mode ist. Selbst ein an sich noch so unscheinbar aussehender Mensch wird sich im Turban fast immer stattlich ausnehmen. Wie erbärmlich kommt einem daneben das kleine türkische Fes vor!

Die Tracht der Ostindier ist weniger schön. In ihrem Vaterland scheint sich der europäische Einfluß auch auf das Costüm erstreckt zu haben. Es wäre vielleicht besser gewesen, wenn sie die europäische Tracht ganz angenommen hätten. Sie würden freilich nicht schöner, aber doch nicht so zwittermäßig

---

*) In Syrien ist die Kufiye oder Kefiye ein roth- und gelbseidenes Tuch, das man über das Fes schlingt; in Tunis bezeichnet man mit diesem Wort eine kleine Capuze, nur von Frauen getragen.

aus heterogenen Elementen zusammengestutzt aussehen. Der Ostindier scheint sich nämlich von unserer Tracht gerade das häßlichste ausgewählt zu haben. Dies sind doch wohl unsere Beinkleider, besonders die recht engen und knapp-anliegenden. Solchen geben diese Leute den Vorzug. Da sie nun meistens noch mit wahren Schwefelhölzern, statt Beinen, gesegnet sind, so begreift man vollends ihre Geschmacksverirrung nicht. Was diese noch excentrischer erscheinen läßt, sind die grellen Farben der Stoffe (meist von ganz dünnem Baumwollgewebe), welche zu den pantalons collants dieser Stelzen gewählt werden. Der Oberkörper wird dann meist orientalisch mit einem Wamms von hellem Stoff, einer Nachtjacke ähnlich, bekleidet. Nur der Turban erfreut sich einer großen Fülle und namentlich eines fürchterlich langen herabhängenden Zipfels, einer wahren Schleppe, die nicht selten den Boden schleift. So laufen diese originellen Caricaturen, übrigens meist recht thätige Handelsleute, hier umher. Sieht man nun ihre Gesichter an, so können sie sogar imponiren, denn diese sind oft schön, fast alle mit majestätischem Bartwuchs ausgestattet. Blickt man dann aber auf das Untergestell, so muß man über den Contrast lachen. Man denkt unwillkürlich an einen großen Schopfreiher.

Einen grellen Gegensatz gegen diese lächerlichen philiströsen Erscheinungen bilden die Beduinen aus der Gegend zwischen Mekka und Dschedda, deren Tummelplatz eben dieser Pilgerbazar ist. Hier finden sie sich mit ihren Kameelen ein, die sie den Pilgern zum Reiten und Lasttragen vermiethen. Während man von den anderen Besuchern des Bazars die Frauen fast nie sieht, finden sich bei diesen Beduinen oft sehr viele Angehörige des schönen Geschlechts. Ich sah unter ihnen einzelne vollendete Schönheiten, freilich ein anderer Typus, als der, welchen wir Europäer gewöhnlich unter „Schönheit“ verstehen. Das, was wir „Junonisch“ nennen, d. h. die weibliche Schönheit in ihrer reifen Vollendung, findet sich nie bei Beduininnen. Es giebt eben nur schöne Mädchen oder schöne ganz junge Frauen, die noch mädchenhaft sind, denn gewöhnlich, wenn die volle Weiblichkeit erreicht wird, entstellt bereits Verwittertheit die Züge, Folge der rauhen Arbeit im heißen Klima. Die Züge der Beduininnen von Hedschaz sind meist länglich, unendlich fein und zart; nur die Nase zeigt eine etwas starke Entwickelung; oft nähert sie sich der Adlerform; nie jedoch sah ich sie übertriebne Proportionen erreichen. Der Wuchs ist schlank, biegsam, elastisch, Füße und Hände meist von zierlicher Kleinheit. Den Hauptreiz dieser Mädchengestalten bildet jedoch die vollendete Natürlichkeit aller Bewegungen. Nie sah ich bei diesen Beduininnen auch nur einen Anflug von Cokette̱rie. Es ist, als sei ihnen diese Eigenschaft völlig fremd. Auch von jener ängstlichen Zurückhaltung, fast Furcht vor unserm Geschlecht, welche die Araberinnen der Städte theils wirklich empfinden, theils erheucheln, ist hier keine Rede. Sie verkehren frei mit dem andern Geschlecht, fast als wären sie selbst Männer. Trügen sie nicht lange Gewande von eignem Schnitt, man wäre versucht, sie auf den ersten Blick für Jünglinge zu halten, besonders da die beduinischen Jünglinge von Hedschaz selbst fast wie Mädchen aussehen; der Bartwuchs ist hier nämlich immer sehr spärlich, tritt spät auf, so daß die jungen Männer alle ganz glatte Gesichter haben. Dazu die merkwürdige Sitte der Hängelocken bei den Männern, die eine große Aehnlichkeit mit den „Anglaises“ genannten europäischen Damenlocken zeigen; das elastische, fast weibliche Sichgehenlassen der Haltung, und die Illusion wird noch erhöht. Der Europäer verwechselt Anfangs stets die Geschlechter bei der beduinischen Jugend, und dennoch sind die Jünglinge

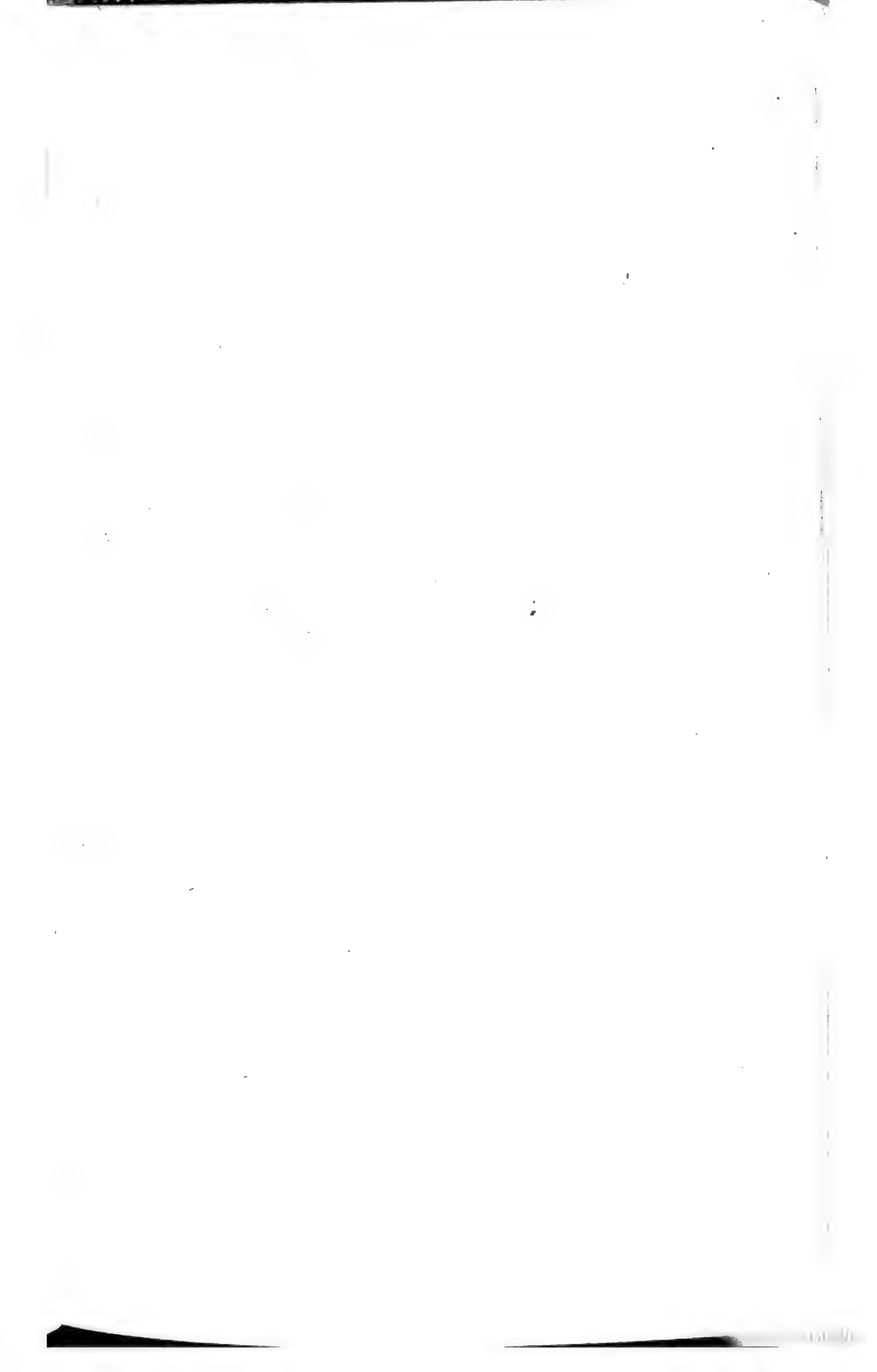
nicht weibisch, wol aber die Mädchen nach unseren Begriffen vielleicht männlich. Die älteren Beduinen, Männer wie Frauen, sind meist von ungefälligem Aeußern. Ihre Magerkeit ist zu groß, um nicht bei der merkwürdigen Menge der Runzeln, deren sie sich sehr bald erfreuen, den Zügen etwas Hexenartiges zu geben. Dazu bei den Männern der elende Bartwuchs; ein paar Härchen auf Kinn und Oberlippe, das ist Alles. Unseren Begriffen von männlicher Kraft entspricht ihr Aeußeres gewiß nicht; dennoch sind sie voll Muskelstärke und Sehnenspannkraft und ich möchte wetten, daß sie manchem unserer europäischen Kraftkolosse, deren Stärke ja oft nur in Masse besteht, über den Haufen werfen würden. Verwittert sind sie sehr früh, aber hinfällig nur äußerst selten. Selbst der älteste Beduine, wenn er auch vor Skeletthaftigkeit und Runzelmenge wie ein Gespenst aussieht, ist doch noch immer ein ganzer Mann, der es mit Andern aufnimmt und sich vor Niemand fürchtet.

Das Hauptgeschäft dieser Beduinen ist, für die Beförderung der Pilger von Dschedda nach Mekka zu sorgen. Die Pilger! diese sind natürlich die häufigsten Erscheinungen auf dem erwähnten Bazar. Welch einen Inbegriff heterogener Elemente schließt nicht dieses eine Wort in sich? Von China und Java bis nach Marokko sendet unter diesem Namen die ganze moslemische Welt ihre Repräsentanten hierher, wo sie alle in einem und demselben einförmigen Gewand erscheinen, dem bekannten Ihram, zwei großen Umschlagtüchern, eines um die Lenden gewunden, eins lose über den Oberkörper gehängt, einförmig in der Ausstattung, aber höchst mannigfaltig in ihren Typen, Hautfarben und Gesichtsausdrücken. Sehen wir dort den blonden Tscherkessen mit den blauen Augen und der blendend weißen Brust, der beinahe genau wie ein Deutscher aussieht, daneben den gelben Malayen mit den geschlitzten schiefen Augen und den hervortretenden Backenknochen, ihm zur Seite den Neger mit den Polsterlippen, der Plattnase und der Haarwolle, dann den Perser mit dem majestätischen schwarzen Vollbart, der die geradlinigen, gedehnten, ernsten Züge beschattet — wer würde diese Leute für Brüder halten? Dennoch sind sie es, denn der Islam hat die Macht, selbst die heterogensten Elemente zu verschwistern. Manche dieser Pilger, namentlich die Nordaraber, die Maghrabiner, oft auch die Türken, bieten stattliche Erscheinungen dar. Mit ihren dunklen Bärten und kräftig vollen Gliedmaßen nehmen sie sich in dem weißen Ihram etwa so aus, wie wir uns antike Römer vorstellen. Im Perser erkennen wir das Urbild der Skulpturen von Ninive, im Aegyptier den starren Ausdruck der einstigen Knechte der Pharaonen, wie ihn uns die Denkmäler Thebens verewigt haben. Auch der Subäthiopier aus dem Sudan und den Galländern bietet sich entschieden vortheilhaft dar. Seine fast kaukasisch regelmäßigen Züge und Gliedmaßen erinnern bei der tiefdunklen Hautfarbe unwillkürlich an antike Bronzestatuen. Alle diese Gestalten zeigen sich uns in ihrer edlen, plastischen Nacktheit, denn der Ihram ist, wie ein Engländer sagen würde, mehr „an excuse for a dress", als ein wirkliches Kleidungsstück. Weniger entsprechen unserm europäischen Schönheitssinn die Erscheinungen, welche uns Chinesen, Malayen, Ostindier und Neger darbieten. Hier fehlt es nicht an den excentrischsten Caricaturen. Die Javanesen sind unter den ostasiatischen Völkern vielleicht am Stärksten vertreten. Sie sind ein höchst schmutziges Völkchen, das sich im Ihram nicht reinlicher ausnimmt, aber sie gelten für reich und bilden deshalb den Anziehungspunkt für Alle, die vom Pilgerwesen leben. Da sie meist kein Wort Arabisch können,

so haben die Ausbeuter gewonnenes Spiel. Unter ihnen sah ich manche seltsame Erscheinung, so z. B. ein Wesen, das ich lange für ein altes Weib gehalten hatte, bis ich es endlich mit dem Ihram bekleidet erblickte und entdeckte, daß es unserm Geschlecht angehöre. Es war der Großvater einer ganzen Colonie schwarzbrauner Jugend, für deren Ahnfrau ich es Anfangs angesehen hatte.

Alle diese halbnackten Träger des weißen Ihrams gerathen in die Hände der Beduinen, die sie nach Mekka befördern. Die bequemste Art der Beförderung ist in großen Tragkörben, in denen man sitzen, selbst liegen kann. Diese werden zu beiden Seiten des Kameels angehängt, so daß sie sich gegenseitig das Gleichgewicht halten. Dabei ist nur ein Uebelstand, nämlich der, daß wenn ein Tragkorb hinunterfällt, es der andere unfehlbar auch thut und so beide in ihnen sitzende Pilger eine unangenehme Bekanntschaft mit dem Wüstenstaub machen und noch froh sein müssen, wenn nicht die ganze Karavane über ihre Leiber dahinschreitet. Für die Frauen ist diese Beförderungsweise die gewöhnlichste. Sie werden da förmlich eingepackt, gleichsam wie ein Kind in eine Wiege und bleiben nun in dieser Verpackung bis zur Ankunft in Mekka. Dies geschieht immer zur Seite des Pilgerbazars, an einem etwas abgelegenen Orte, denn zusehen darf man bei dieser Haremsverpackung nicht. Für diese Aermsten ist der Ihram viel umhüllender, als das gewöhnliche Gewand. Einige sind vom Kopf bis zur Zehe in weiße Laken gehüllt, die nur zwei Löcher für die Augen haben. Andere tragen das Gesicht zwar außerhalb des verhüllenden Tuches, bedecken es dagegen mit einer Art von Maske von Flechtwerk, die doch wenigstens etwas Luft durchläßt. Bedenkt man dabei den hohen Wärmegrad, der fast immer in Dschedda herrscht, so wird man die Armen wirklich nicht beneiden.

Leute, die reich genug sind, ein Kameel für sich allein zu miethen, thronen oben auf dem Höcker des Wüstenthieres. Hie und da findet sich auch wohl ein Krösus, der sich von zwei Kameelen tragen läßt. Dann wird eine Art Sänfte vorn an das eine, hinten an das andere Kameel an einem starken Stocke befestigt. Diese Art zu reisen ist zwar sehr vornehm, aber weder bequem, noch ungefährlich, denn nicht selten stürzt das eine Kameel, während das andere aufrecht stehen bleibt. Bei Weitem die meisten Pilger gehen übrigens zu Fuß und miethen sich nur einen Beduinen zum Führer oder ein einziges Kameel für das Gepäck einer ganzen Gesellschaft. So brechen sie meist in kleinen Gruppen gegen Sonnenuntergang vom Mekkathore auf. Mit dem letzten Strahl der Sonne ist auch der letzte Pilger verschwunden. Der Bazar wird allmählig still. Nur die Wächter bleiben, in weiße Tücher gehüllt, auf ihren Serirs liegen. Alle Anderen kehren in die Stadt zurück. Dann erfolgt der Thorschluß und der Bazar ist bis zum nächsten Morgen ausgestorben.





Joseph und Amalie Joachim.

Joseph und Amalie Joachim.

[illegible]

Joseph und Amalie Joachim.

Die letzten Jahre haben nicht allein der deutschen Nation glänzende Siege, politische Einigung, die höchsten Güter nationalen Bewußtseins verliehen, sie haben auch der Kunst den Vortheil gebracht, daß auf ihrem Gebiete — wie auf dem politischen — die Partei sich bilden kann, welche, aller Exclusivität fremd, das Gute auf jeder Seite anerkennt, widerstrebende Elemente zu versöhnen und für allgemeine große Zwecke zu vereinigen strebt. Die Kunstgeschichte bietet ja fast dieselben Erscheinungen wie die politische: Wechselwirkung zwischen Nothwendigkeit und höherer Erkenntniß des Nothwendigen; Kampf verschiedenartiger Richtungen; scharfe Gegensätze selbst innerhalb der edelsten Bestrebungen nach gleichem Ziele; endlich Verständigung und gegenseitige Anerkennung bei vollkommener Wahrung der eigenen Ueberzeugung und Unabhängigkeit. Allerdings dürfen die Erscheinungen in der Kunst eben so wenig vom doctrinär ästhetischen Standpunkte beurtheilt werden, wie die im Staatenleben vom vorgefaßten politischen; der vielgeschmähte Constitutionalismus, der die verschiedenartigen Kräfte in dem einen Puncte: Zusammenwirken für das allgemeine Beste, zu vereinen sucht, ist auch in der Kunst der einzige richtige Leitfaden für unbefangenes und unabhängiges Urtheil. Doch — und das wollen wir hier gleich vollkommen genau feststellen — sein Wirken beginnt erst, wenn die Gegensätze im Kampfe sich gemessen und ihre Kräfte entfaltet haben; denn „der Streit ist der Vater der Dinge" *).

Von diesem Standpunkte werden wir das Wesen und Wirken des größten ausübenden Meisters unserer Zeit prüfen und beurtheilen, Joseph Joachim's, dessen künstlerische Entwicklung äußerlich als eine ganz gleichmäßige erscheint, in der That aber die bedeutsamsten Phasen des Musiklebens der letzten Jahre durchwandelt hat.

Joseph Joachim ist am 18. Juni 1831 in Kittsee, einem kleinen Orte Oberungarns, geboren. Sein Vater, ein Kaufmann, zog bald nach der Geburt dieses jüngsten Sohnes nach Pest. Der Knabe zeigte frühzeitig entschiedene Neigung für Musik, ward einem Lehrer anvertraut und schon in seinem siebenten Jahre in einem Concerte vorgeführt. Er spielte Variationen von Pechatschek **) und ein Doppelconcert mit seinem Lehrer. Noch im Jahre 1844 erzählten Pester Musiker und Musikfreunde dem Verfasser von dem enormen Eindrucke, den der Knabe hervorbrachte, von dem ruhigen Ernst, mit dem er seine Aufgabe löste. Das allgemeine Urtheil bestimmte den Vater, ihn nach Wien zu führen, und der Leitung Hellmesbergers (Vater) anzuvertrauen.

---

*) Heraklit.

**) Pechatschek war damals der beliebteste Compositionenfabrikant für die Violine, wie seiner Zeit Herz für das Clavier.

Die österreichische Hauptstadt galt damals noch als die, welche allein neben Paris Ruhmesdiplome für Virtuosen ausstellen durfte. Durch ihre Entscheidung war Liszt das Primat zuerkannt worden, um welches zwei Jahre früher Thalberg in Paris und London mit ihm kämpfen durfte, und gerade zur Zeit, als Joachim ankam, fällte sie in dem Wettstreite zweier berühmter Geiger das entscheidende Urtheil. Beriot, das Haupt („chef d'école") der neuen französisch-belgischen Violinschule *) hatte eben durch sein außerordentlich feines, elegantes und sicheres Spiel große Erfolge errungen, und sein drittes Concert angezeigt, als Ernst erschien. Vor dem Glanze seiner Leistungen, vor seiner Elegie, den Othello-Variationen und dem damals ganz neuen „Carneval von Venedig" erblich das bengalische Theaterfeuer des Franzosen; Wien proclamirte Ernst als den ersten Geiger seiner Zeit. Der treffliche Künstler war auch damals noch nicht durch Kränklichkeit und die Ermüdungen eines fahrenden Virtuosenlebens geschwächt, in seinen Vorträgen zeigte sich noch keine Spur jener Unsicherheit und Ungleichheit späterer Jahre, die zwar manchmal vor dem Aufflammen einer erlöschenden genialen Kraft zurückwich, aber immer mehr Herr über ihn ward und ihn zuletzt vom Concertsaale ganz fern hielt. Seine Technik war noch mächtig und außerordentlich glänzend, sein Ton klang gewaltig, schön, edel; seinen Vortrag erfüllte eine tiefe elegische Wehmuth — die erst später in winselndes Klagen ausartete — und feuriger Schwung; und seine Compositionen, wenn auch mehr von effectanstrebender als künstlerischer Richtung, trugen doch edles und individuelles Gepräge und boten nicht den Mischmasch von trockener Generalbaß-Gelehrsamkeit, süßlichem Geklingel und etüdenhaftem Passagenwerke, wie die später vielbeklatschten Concerte und Phantasien von Vieuxtemps. Ernst's Elegie und manche seiner Duos für Clavier und Violine, die er im Verein mit Steffen Heller componirte, können noch heute als Muster ihrer Gattung gelten.

Er stand im vollsten Glanze seines Ruhmes, als ihm der kleine Joachim vorgeführt wurde; und sofort erkannte er den jungen Stamm der Eiche, die einst über Alle hinausragen sollte. Noch in seinen letzten Lebensjahren rühmte er sich öfters mit Behagen seiner Prophezeiung vom Jahre 1841, daß in Joachim der größte Geiger heranwachse; und in seinen niederdrückenden körperlichen und moralischen Leiden war es ihm ein Freudentag, ein Tag erhebenden Trostes, wenn er vernahm, daß der Künstler, dessen Größe er vorausgekündigt, eine von seinen Compositionen öffentlich vorgetragen hatte. Der arme Ernst! Er ist vor wenigen Jahren gestorben, aber sein Name, einst so hochgeehrt, so berühmt, war schon längst verschollen. Wohl selten ist ein bedeutender Künstler und edler Mensch in größerm Weh zu Grunde gegangen!

Seinem Rathe zufolge ward Joachim — dessen weitere Erziehung Verwandte in Wien übernommen hatten — der Leitung Böhm's anvertraut, der nach Maiseder als Virtuos, Quartettspieler und Lehrer das bedeutendste Ansehen genoß **). Unter diesem studirte der junge Künstler bis zum Jahre 1844, in welchem er an dem ersten entscheidenden Wendepunkte seiner künstlerischen Entwickelung anlangte.

---

*) Die ältere Schule (Viotti, Baillot, Rode, Kreuzer) hatte eine viel edlere, wenn auch weniger brillante Richtung eingehalten.

**) Er war auch Ernst's Lehrer gewesen.

Das Leipziger Conservatorium war eben gegründet worden durch die Anregung Mendelssohn's, unter dessen Leitung die Gewandhausconcerte sich zur höchsten Blüthe und Bedeutung erhoben. Eine in Leipzig verheirathete Anverwandte Joachim's schrieb oft und dringend, er solle nach ihrer neuen Heimat kommen, dort auftreten und seine Studien unter Mendelssohn und David vollenden; die Familie, deren Obhut er anvertraut war, entschloß sich, ihn auf die „weite Reise" mit der Post nach Dresden und von da auf der Eisenbahn nach Leipzig zu senden.

Wenn sie dabei wol mehr von dem Gedanken, daß der Knabe „im Auslande" bekannt werde, sich leiten ließ, als von dem seiner künstlerischen Ausbildung in Leipzig, so darf sie nicht der leiseste Tadel treffen. Man konnte von Kaufleuten nicht höhere Kunstanschauungen verlangen, als im elegantesten Wiener Publicum vorherrschten. Die glänzenden Erfolge und reichlichen Concerteinnahmen reisender Wunderkinder waren eine unleugbare, allgemein anerkannte Thatsache, aber die Bedeutung des neu gegründeten Conservatoriums in Leipzig, und die von dort ausgehende Kunstrichtung ward nur in Norddeutschland — und auch da nicht ohne Anfechtung — erfaßt, im Süden fast gar nicht beachtet. Mendelssohn galt noch der Mehrzahl der Wiener Kritiker und Fachleute als Verstandesmusiker; Schumann war dem Publicum zumeist als Gatte der Clara Wieck, deren Vater die Ehe so lange nicht zugeben gewollt, romanhaft interessant; aber seine Compositionen, für die Wien jetzt mehr schwärmt, als der Norden, und sein Wirken als Kunstkritiker kannten nur sehr Wenige; die Masse verhielt sich ganz gleichgiltig gegen ihn*).

Von einem Geiger „David" hatte noch Niemand reden hören, der „alte Moscheles" gehörte einer längst entschwundenen Periode des Clavierspieles an. Wenn wir also behaupten, daß **nicht** die Bedeutung des Leipziger Conservatoriums der für die Verwandten Joachim's entscheidende Grund seiner Uebersiedelung war, so glauben wir um so weniger zu irren, als selbst sein Lehrer Böhm, der vortreffliche classisch gebildete Musiker unbegreiflich fand, daß ein so hochbegabter Knabe, anstatt in Paris höchste virtuose Ausbildung und Ruhm zu suchen, in „Leipzig" Musik studiren wollte. Und um so höher ist das Geschick zu preisen, welches durch einen äußerlichen Anlaß des jungen Künstlers Schritte dahin lenkte, wo er jene harmonische Entwickelung fand, deren Mangel selbst große Künstler schmerzlich empfanden. Wie vieler Kämpfe bedurfte es zu der vollkommenen Reinstimmung, die jetzt sein Wesen kennzeichnet, wenn er die unermeßlich wichtige Uebergangszeit vom dreizehnten

---

*) Wir erinnern uns ganz genau, wie in den vierziger Jahren Schumann mit seiner Frau in Wien war und diese das wundervolle Concert vor halbleerem Hause und mit geringem Erfolg spielte; wie seine schweigsame, in sich gekehrte Natur ihm wenig Freunde gewann; wie er, nachdem seine Frau zwei wenig besuchte Concerte gegeben hatte, und durch die zugesagte Mitwirkung der Jenny Lind die Aussicht auf ein sehr volles drittes gewann, mit einem Male der Presse und den Künstlern keine Karten sandte, und sich heftige Vorwürfe zuzog, und wie selbst Fischhof, der für ihn aufopfernd gewirkt und gestrebt hatte, der langjährige Mitarbeiter seiner Zeitung, sich mit ihm nicht zurecht fand. Schumann gehörte — gleich Beethoven — zu jenen Naturen, die bei allem Edelsinn und innerer Lauterkeit die schroffsten äußerlichen Regungen nicht bemeistern können, vielleicht gerade weil der Widerspruch zwischen den inneren Anschauungen und den äußeren Formregeln ein zu großer ist Schumann's Natur war, wie so viele Stellen seiner Compositionen, synkopistisch — die schönsten Harmonien durch Vorhalte und raschen Wechsel deckend und verwirrend.

bis zum zwanzigsten Jahre anstatt in Leipzig unter Mendelssohn's Einflusse, in Paris verbrachte, wohin damals noch alle Wege wiesen!

Als er Mendelssohn vorgeführt wurde, von dessen Entscheidung die Aufnahme in das Conservatorium abhing, erkannte der große Meister sofort die ganz künstlerisch angelegte Natur des Knaben, und faßte einen schnellen, seinen Charakter bezeichnenden Entschluß: unter seiner unmittelbaren Leitung, nicht als Schüler des Conservatoriums sollte er studiren — von David im Geigenspiel so viel als nöthig unterrichtet werden. Er beaufsichtigte seine Arbeiten, musicirte sehr oft mit ihm, sein Rath und seine Anleitung entwickelten die Auffassung und den Vortrag des jungen Künstlers und gaben ihm den sichern Compaß für die Richtung nach dem Höchsten.

Fünf Jahre blieb Joachim in Leipzig, zuerst als Lernender, dann als erster Geiger, endlich als zweiter Concertmeister der Gewandhausconcerte, von den Besten geliebt und geleitet. In dieser Zeit unternahm er auch seine erste Reise nach London, auf Anregung seines Meisters und Freundes. Dieser war in der Themsestadt fast noch höher geehrt als in Deutschland, beim musikalischen Publicum populär durch seine herrlichen Compositionen und sein wundervolles Clavierspiel, dem nicht musikalischen sehr interessant als des berühmten Philosophen Enkel, der nun auch einen berühmten Namen erworben hatte, selbst bei der damals noch ganz intoleranten aristokratischen Gesellschaft wol angesehen, weil er nicht als „professional" auftrat, für seine Leistungen in Privatzirkeln kein Honorar annahm, und also zu den Gästen gehörte und nicht hinter dem Seile stand, welches die bezahlten Künstler — selbst die Malibran — von der Zuhörerschaft trennte*). Durch seine Verwendung und Empfehlung erlangte Joachim das höchste Zugeständniß des strengst abgeschlossenen musikalischen Vereins: die Philharmonic society, in deren Concerten, den Statuten zufolge, nur ausgebildete Künstler, keine Wunderkinder (prodigies) auftreten durften, öffnete ihm, den fünfzehnjährigen Jüngling, ihre Pforten und ließ ihn das Concert von Beethoven vortragen.

Der Leser mag sich eine Vorstellung bilden von der Scene, wie das classische, exclusive Publicum einer Nation, die noch heute an alten Formen mit pünktlicher Genauigkeit festhält, in deren Parlamente zwar die Mitglieder mit dem Hute auf dem Kopf und in Jagdstiefeln, der Präsident (speaker) jedoch nur im alterthümlichen Costüme und mit einer ungeheuren Perrücke erscheinen dürfen, wie dieses Publicum zuerst den jungen „Burschen" betrachtete, der ihm das Concert von Beethoven vorspielen sollte, wie es nach und nach den Widerstand gegen die ungewohnte Form aufgiebt, sich dem Eindruck der Leistung überläßt, sich immer mehr erwärmt, bis es zuletzt in einen donnernden Applaus ausbricht, wie er die Räume der Hannover concert rooms nur selten durchbraust hatte! An jenem Tage gründete Joachim seinen Ruhm in England und die Ausnahmestellung, auf die wir später zurückkommen werden.

Mit dem Jahre 1850 beginnt eine zweite bedeutsame Phase in der Entwickelung unseres Künstlers. Seit dem Tode Mendelssohn's mochte er wol in Leipzig sich vereinsamt fühlen; er hatte nicht blos den persönlichen Gönner und Freund verloren, auch den hellblickenden großen Meister, dessen ganzes Wesen ihm höchste Anregung im Leben wie in der Kunst verlieh. Er war

*) So schrieb Mendelssohn an Devrient.

gewohnt neben einem Größern zu stehen und zu wirken, immer Neues, Bedeutsames kennen zu lernen und weiter zu befördern. Das fehlte ihm. Eine Reise nach Paris, die er mit dem trefflichen Cellisten Coßmann unternahm, brachte ihm in Trio-Soiréen und Concerten größte Erfolge, beste gesellschaftliche Aufnahme, aber keine innere künstlerische Befriedigung, keinen Ersatz für den bisherigen Wirkungskreis.

Gerade zu jener Zeit entstand die große Bewegung in der Musikwelt, die, von Wagner ausgehend, von Liszt mit allen Kräften unterstützt, einen mächtigen, nicht zu unterschätzenden Umschwung hervorbrachte. Um für ihre Bedeutung und Berechtigung den richtigen Maßstab zu gewinnen, muß man vor Allem sich die Periode vergegenwärtigen, in welcher sie entstand, die Factoren, welche dabei mitthätig auftreten, die allgemeinen politischen und socialen Zustände.

Den überschwänglichen, nebelhaften, zerfahrenen politischen Experimenten war ein scharf gegensätzlicher Umschwung gefolgt, der um so tiefer demüthigend und niederdrückend wirken mußte, als die Nation aus der Revolution nicht einmal das Bewußtsein äußerer Machtentfaltung mitnehmen konnte, wie einst die englische, deren Cromwell ihre Seemacht gründete, und den protestantischen Glauben überall beschützte, oder die französische, die gerade in der schrecklichsten Zeit der neunziger Jahre gegen Europa siegreichen Krieg geführt hatte. Eine dumpfe Apathie lastete auf dem geistigen Leben Deutschlands. Die politische Literatur beschäftigte sich mit mehr oder minder gehässig geschriebenen Parteischriften, und mit dem wenig erquicklichen Broschüren- und Zeitungsstreite zwischen Oesterreich, das durch Rußlands erbetene Dazwischenkunft vom Zerfalle gerettet worden war, und Preußen, welches diesem Oesterreich in allen nationalen Fragen weiteste Zugeständnisse eingeräumt hatte. Kunst und Wissenschaft lagen danieder, das Musikleben kann nicht bezeichnender geschildert werden, als durch die Thatsache, daß Meyerbeer's Prophet und Schulhoff's Concerte den Glanzpunkt bildeten.

So standen die Verhältnisse, als ein schaffender Künstler, der als solcher noch wenig genannt worden war, aber durch seine Betheiligung am Dresdener Aufstande die damals noch Werth verleihende Bedeutung des politischen Flüchtlings genoß, mit einer Schrift hervortrat, die an staunenswerther Kühnheit, an revolutionärem Tone, aber auch an künstlerischem Feuer und Schwunge alles bisher in dieser Gattung Geleistete übertraf; der Mann wagte in jener Zeit den künstlerischen Verfall den elenden politischen Verhältnissen zuzuschreiben, wagte es, an das Volk zu appelliren für Rettung der Kunst. Das ungeheure Aufsehen, welches diese Schrift in den verschiedenartigsten Kreisen erregte, war noch nicht geschwunden, als er ein zweites Werk — dieses Mal ein wissenschaftliches, weit ausgesponnenes — veröffentlichte, worin er seine Grundthesen einer gänzlichen Umgestaltung der dramatischen Musik aufstellte. Der apodictische Ton der Behauptungen und Urtheile, die rücksichtslose Kühnheit der Angriffe, aber auch die unleugbare Wahrheit vieler Aussprüche und Betrachtungen über dramatische Musik, Operntexte, Stil und Färbung, gaben diesem neuen Werke eine noch größere Bedeutung als das erste erlangen gekonnt. Den großartigen Erfolg des Schriftstellers Wagner steigerte der Componist Wagner durch gleichzeitige Herausgabe von „Lohengrin", worin er zeigte, wie er seine Theorien auch durch die künstlerische That verwirklichen könne. Kein Hofintendant oder Theaterdirector wagte

damals, das Werk des verbannten Kapellmeisters und revolutionären Schriftstellers vorzuführen. Nur Liszt in Weimar ließ sich durch kein Bedenken zurückhalten, entschied durch seine Stellung als Hofkapellmeister und durch seinen Einfluß bei Hofe die Aufführung, die einen großartigen Erfolg erzielte, und schrieb in die damals weitest verbreitete Leipziger Illustrirte Zeitung einen von Begeisterung erfüllten Artikel mit Notenbeispielen, der die allgemeine Aufmerksamkeit auf die Oper lenkte. Der Anstoß zur Polemik war nun gegeben, und sie brach allseitig mit einer Heftigkeit hervor, die, wenn auch unleugbar durch die Wichtigkeit der Frage und die rücksichtslose Herausforderung Wagners, doch auch zum großen Theil durch die damalige politische Stagnation zu erklären ist, in welcher die Erregung bedürftigen Geister jede Gelegenheit, sich Luft zu machen, an irgend einem Streite sich zu betheiligen, begierig erfaßten.

Die politischen Leidenschaften hatten ein Feld gefunden, auf dem sie sich frei bewegen durften; sie konnten bei dieser künstlerischen Frage auch die staatlichen mit in's Spiel ziehen; in den Musikzeitungen durfte so Vieles gesagt werden, was eine politische auszusprechen nimmermehr wagte! Die Anhänger Wagner's pflanzten das Banner des Fortschritts, der Menschheit, der Aufklärung — auch der neuesten Schopenhauer'schen Philosophie auf, die damals gerade Boden zu fassen begann; die Gegner der „Zukunftsmusik" stritten nicht allein für die Gesetze der Kunst, sondern auch für „Erhaltung des Staates", den Wagner zertrümmern wollte. Jeder freiheitlich Gesinnte mußte — zumal in den Kleinstaaten — ein Wagnerianer sein, sonst galt er für einen verkappten Reactionair, oder wenigstens für einen „Gothaer". Andererseits durfte man, vorzüglich in Preußen, Sachsen und Oesterreich, die Einleitung zum Lohengrin nicht preisen, wenn man den maßgebenden Kreisen nicht als Demokrat oder wenigstens als „angeröthelt" erscheinen wollte.

Die specifisch musikalische Partei Wagner's war damals noch klein. An der Spitze der Bewegung stand Liszt; ja man kann sagen er hat sie gebildet, organisirt und geleitet. Seinen Namen umgab ein noch ganz ungetrübter Glanz. Er war noch nicht als Componist von „Symphonischen Dichtungen" und „Oratorien" aufgetreten — zwischen denen die gleichzeitig entstandenen Transcriptionen von „Rigoletto", „Trovatore", Faustwalzer, „Afrikanerin" u. dgl. sich seltsam genug ausnehmen und seine unübertroffene Meisterschaft als ausübender Künstler war selbst von Denen anerkannt, die, dem eigentlichen Virtuosenthum abhold, der rein classischen Richtung anhingen, aber seiner Genialität die Fähigkeit, classische Werke vollendet wiederzugeben, zugestehen mußten. Er beherrschte das künstlerische Leben in Weimar, das sich zu jener Zeit ganz und gar in der Musik concentrirte; und von dort aus übte er mächtigen Einfluß nach den verschiedensten Seiten. In der Aristokratie, die noch den vergötterten Pianisten und bezaubernden Weltmann im Auge hatte, und in einem großen Theil der wahrhaft begeisterten Jugend zählte er verläßliche Anhänger, denen sein Urtheil als Gesetz galt. Sein genialer Scharfblick errieth bald, welche große künstlerische und für seine neue Richtung entscheidende Kraft in Joachim gewonnen werden konnte, und auf seine Anregung stellte der Weimarsche Hof dem jungen Künstler in Leipzig glänzende Anträge: lebenslängliche Anstellung als Concertmeister, ein verhältnißmäßig hohes Gehalt, und alle gesellschaftlichen Vortheile. Joachim durfte nicht zaudern, einen solchen Wirkungskreis, und neben Liszt, anzu-

nehmen! Wir haben in diesen Blättern *) bereits einmal ausführlich von der Persönlichkeit Liszt's gesprochen, von seinen außerordentlichen geistigen Gaben, von dem Zauber, den er auf seine Umgebung auszuüben vermochte; und es läßt sich wol denken, in welchem Grade er den zwanzigjährigen Joachim — dem gegenüber er alle seine Kräfte als Künstler, als Musiker von reichstem Wissen, als geistreicher Weltmann entfaltete, und den er als einen Ebenbürtigen behandelte — einnehmen mußte. Das Verhältniß zwischen ihnen war Jahre lang ein freundschaftliches, bis die Verschiedenheit der Ansichten, vielleicht auch die gesteigerten Ansprüche Liszt's, der durchaus als großer Componist anerkannt sein will, allmälig eine Entfremdung, zuletzt die gänzliche Trennung herbeiführten.

Joachim konnte während seines Aufenthaltes in Weimar und auch noch einige Zeit nachher von der Wagner'schen Partei als einer der Ihren betrachtet werden, denn wenn er auch seinem ganzen Wesen nach jedem Parteigetriebe fern stehen mußte, so äußerte er doch seine Sympathien für Wagner's Opern unverholen und bei jeder Gelegenheit. Merkwürdigerweise zeigen seine Compositionen aus jener Periode nicht die leiseste Spur von Wagnerscher Melodienbildung oder Harmonisation. Sein erstes Concert, das er 1853, als er bereits nach Hannover übergesiedelt war, auf dem Karlsruher Musikfest unter Liszt's Leitung vortrug, so wie seine Hamlet-Ouvertüre, Werke von vorwiegend düsterer Färbung tragen den unverkennbaren Stempel von Schumann's und Berlioz' Einfluß. Und diese Eigenthümlichkeit bietet einen bedeutsamen Aufschluß für das innere Wesen Joachim's und eine bessere Erklärung für die spätere gänzliche Trennung von der Partei, als alle die unerquicklichen polemischen Andeutungen. Es ist viel darüber gestritten worden, in wie weit er diese Trennung öffentlich in den Zeitungen **) kundgeben sollte; wir glauben, daß er nicht gut anders handeln konnte, sein Name wurde zu oft neben den Lenkern der Partei genannt, die Pflicht der Aufrichtigkeit gebot ihm, die Veränderung in seinen Ueberzeugungen eben so offen darzulegen, als er diese Ueberzeugungen früher ausgesprochen hatte.

In Weimar blieb Joachim bis zum Jahre 1852, in welchem er als Concertmeister nach Hannover berufen ward ***). Dort verweilte er bis

*) In dem Artikel über Karl Tausig.

**) Im Jahre 1856 oder 57 veröffentlichten Brahms, Joachim, Scholz u. A. eine entschiedene Erklärung gegen die Ansichten und die Zeitungspolemik der neudeutschen Partei.

***) Der Verfasser war so glücklich, bei dieser Berufung thätig mitzuwirken. Er hatte eben seine Stellung als Hofpianist angetreten, als er von dem Hofintendanten um seine Meinung befragt wurde, welcher Künstler wol an die Stelle des kürzlich verstorbenen Concertmeisters und zweiten Kapellmeisters Hellmesberger berufen werden könnte. Er nannte Joachim, den er nicht persönlich kannte, aber dessen hohe künstlerische Bedeutung ihm überall gepriesen, und besonders von Liszt (bei einem Besuche in Weimar) ausführlich dargelegt worden war. Auf die Bemerkung, daß Joachim in Weimar lebenslänglich angestellt sei, und daher eine officielle directe Anfrage sich nicht gut bewerkstelligen ließe, schrieb der Verfasser an Liszt, und dieser machte sich anheischig, Joachim von den bindenden Verhältnissen zu befreien, wenn ihm in Hannover ein bedeutenderer „Wirkungskreis" gesichert würde. Das geschah, und nach einem Besuche in Hannover erklärte Joachim sich zur Annahme der neuen Stellung bereit. Da der Verfasser die Absicht hegt, die auf diese Angelegenheit bezügliche Correspondenz mit manchem andern für das Kunstleben Interessanten gelegentlich zu veröffentlichen, muß er, um späteren Mißdeutungen vorzubeugen, schon jetzt diesen Zwischenfall erwähnen, wenn auch dessen Erwähnung mit der Studie über Joachim in keinem unmittelbaren Zusammenhange steht.

zum Jahre 1865, nach allen Seiten hin rastlos künstlerisch thätig, fördernd, anregend. Dort brachte er durch unablässiges, allseitiges Studium seine Kunst zu jener Meisterschaft, die ihm den unbestrittenen ersten Platz unter allen ausübenden Musikern sichert. Dort bildete er seine künstlerischen Grundsätze um, bis sie zur unwandelbaren Festigkeit gediehen. Dort gründete er seine Häuslichkeit in der Verbindung mit Amalie Schneeweiß, die jetzt als Concertsängerin ihm würdig zur Seite steht. Seine Stellung in Hannover war die glänzendste. Der König, von aufrichtiger Liebe zur Kunst und zu den Künstlern beseelt, gab ihm wiederholte Beweise der Hochachtung, das Publicum ließ keine Gelegenheit vorübergehen, wo es sich ihm dankbar erweisen konnte für den Aufschwung, den die Orchesterconcerte unter seiner Anregung, Leitung und Mitwirkung nahmen.

Nichtsdestoweniger fand er sich zu wiederholten Malen bewogen, seine Entlassung zu verlangen. Er konnte manche Verhältnisse in der Oberleitung nicht mit seinen Ueberzeugungen vereinbaren; zwar vermochte der König des Künstlers Bedenken durch erneute persönliche Gunstbezeugungen zu beschwichtigen, nicht zu beseitigen; auf die Dauer konnte sich der fest auftretende Joachim auf dem glatten Boden der Hofgemächer nicht behaglich fühlen, und sein Entschluß die Stellung aufzugeben, ward zuletzt ein unwiderruflicher. Doch blieb er noch in der Stadt, wo er und seine Frau viele liebe Freunde zählten, bis die veränderten politischen Verhältnisse, die warme Aufnahme, die er bei jedesmaligem Erscheinen in Berlin fand, endlich die Einladung des ehemaligen Cultusministers von Mühler, die Leitung einer neugegründeten Hochschule für Musik zu übernehmen, ihn bewogen, seinen dauernden Wohnsitz in der neuen Kaiserstadt aufzuschlagen. Seine Wirksamkeit in dieser Stellung, die damit verbundenen Zwischenfälle gehören der jüngsten Vergangenheit an, liegen also noch so nahe, daß der Blick nicht alle Einzelheiten sicher zusammenzufassen vermag, und daher ein so zu sagen perspectivisches Urtheil nicht gefällt werden kann. Wir schließen also unsere Erzählung der Thatsachen ab und beschäftigen uns nunmehr mit der Betrachtung und Prüfung des Individuums.

Wenn man als bezeichnendes Merkmal der classischen Schule annimmt, daß sie Formschönheit, Einheitlichkeit des Stiles, Maß in Benutzung der Mittel, Beschränkung der Gefühlsbewegungen, also die Herrschaft des Geistes über die Einbildungskraft, als Gesetz aufstellt, im Gegensatze zur romantischen, welche den Formzwang verwirft, Originalität, freie Bewegung der Gefühle, Prägnanz des Ausdruckes, unbeschränkten Gebrauch der Mittel verlangt; so muß Joachim als der edelste Vertreter des classischen Stiles bezeichnet werden. Ja, er ist jetzt eigentlich der einzige große ausübende Instrumentalist der classischen Schule. Denn fest steht die Thatsache, daß Genialität, Eigenthümlichkeit, höchste Ausbildung der Ausdrucksmittel vorzugsweise bei den Virtuosen und Sängern der romantischen Schule zu finden sind. Tausig, der leider so früh der Kunst Entrissene, Rubinstein, Bülow, die den unbestrittenen ersten Rang unter den Clavierspielern einnehmen, Laub, Singer, Wilhelmi, die Geiger, die neben Joachim großen Ruf erlangen und erhalten konnten, gehören der romantischen Richtung an*), und die größten

*) Wenn auch die beiden Letztgenannten nicht direct der neuromantischen Schule beigezählt werden können, so zeigen sie doch in der Wahl ihrer Programme mehr Neigung für die mit der Romantik zusammenhängende Richtung.

deutschen Sänger, Niemann und Betz, sind entschiedene Anhänger Wagner's; dagegen läßt sich von den meisten „classischen" Clavierspielern und Geigern behaupten, daß sie ihrer Phantasie nicht zu viel Spielraum gewähren, weil — die Finger sie im Stich ließen, d. h. weil ihre Technik dem Fluge nicht folgte, daß also ihr Maßhalten nicht freier Selbstbestimmung, sondern der Nothwendigkeit entspringt, daß sie nicht „über die Stränge hauen", weil der Arm zu kurz ist, der Leidenschaft keine Macht über sich gewähren, weil sie einfach keine Leidenschaft spüren. Was Rosenkranz in seiner „Aesthetik des Häßlichen" vortrefflich von manchen hervorbringenden Künstlern sagt, paßt eben so gut auf die nur wiedergebenden: „die Abwesenheit aller positiven Incorrectheit, die Anwendung bekannter edler Formen im Einzelnen, die Enthaltung jedes Ueberschwungs, die Zahmheit des gewählten Ausdrucks, die negative Sauberkeit, mit welcher das Detail ausgeglättet ist, betrügt nicht über die Gehaltlosigkeit des Innern." Wir unsererseits erkennen die in England sehr hochgeschätzte, auch jetzt in deutschen Kreisen in die Mode kommende musikalische Achtbarkeit und „Solidität", die äußerliche abgeschliffene Form, eben so wenig als das Wesen des classischen Vortrags an, wie wir der gegensätzlichen Richtung, die uns Ungewöhnliches, Bizarres als Eigenthümliches aufdrängen will, irgend eine künstlerische Berechtigung zugestehen.

Aber eben weil unsere Anschauungen so scharf trennende sind, müssen wir Joachim höchste Bewunderung zollen. Er gebietet über alle Mittel der genialsten Romantiker: ausgebildetste Technik und Kühnheit, umfassendste Kunst der Tonfärbung, Schärfe des Ausdrucks, Leidenschaft und unermüdende Kraft; und doch ist er ein echter Classiker, voll Poesie innerhalb der schönsten Formgrenzen, der Meister, der, „mit Zeit und Fleiß an die Kunst gebunden, die Natur in seinem Herzen glühen läßt"*), der die höchste Freiheit in der höchsten künstlerischen Gesetzmäßigkeit entfaltet: nur wer ihn oft gehört hat, wer ihn bewundern konnte, wie er in seinem zweiten und dritten Concerte, oder in den Paganini'schen Capricen die größten erdenkbaren Schwierigkeiten ruhig und sicher überwindet, der vermag die wahrhaft hohe Selbstverleugnung zu würdigen, mit welcher Joachim, vom brillanten Solospiel sich abwendend, den Schwerpunkt seiner Leistungen in das Quartettspiel legt. In diesem ist er auch unvergleichlich, nicht blos durch seine hohe Auffassung und durch den vollendeten Vortrag, sondern durch die Art, wie er die Mitwirkenden leitet und führt, wie er sie mit seinem Geiste durchdringt, und zu einer von anderen Quartetten nie erreichten Gesammtleistung vereinigt. Zur vollständigen Durchführung einer solchen Aufgabe ist allerdings eine Beschränkung der Gefühlsregungen, des Ausdruckes tiefster Empfindung nothwendig, und Mancher mag vielleicht lieber die Vollendung der Form, als diesen Ausdruck vermissen; wir aber müssen uns nach reiflichster Erwägung dahin aussprechen, daß ein wahrhaft classisches Quartett nicht anders gedacht werden kann, als es Joachim jetzt in Berlin gebildet hat; er ist eben der größte Musiker unter den Geigern.

Und wie seine Meisterschaft ist auch seine gesellschaftliche Stellung in ihrer Art einzig zu nennen. Kein ausübender Künstler wandelte je seinen Weg mit solch' vollkommener Nichtbeachtung aller äußerlichen Nebenmittel. Tausig stand ihm in dieser Hinsicht am nächsten, hat nie der Presse oder anderen Einflüssen das mindeste Zugeständniß geboten; aber er war eine stürmische Natur,

*) Siehe Goethe's Sonnett „Natur und Kunst".

konnte ohne innere und äußere Kämpfe nicht bestehen, mußte immer Partei nehmen, und seinen Geist nach den verschiedensten Richtungen beschäftigen, und zählte daher nur heftige Gegner oder entschiedene Freunde; Rubinstein, der sich ebenfalls von allen unkünstlerischen Manoeuvern vollkommen fern hält, gebietet über eine bezaubernde Persönlichkeit, die ganz geschaffen ist, das Publicum sofort einzunehmen, und alle Ungleichheiten des Vortrags, wie sie manchmal neben Leistungen höchster Meisterschaft vorkommen, übersehen zu lassen. Was Liszt betrifft, so war seine Kunst des Inscenesetzens fast eben so groß wie die seines Clavierspiels und noch heute läßt sich der Abbé Liszt vom ehemaligen Concertgeber Liszt belehren, „wie's gemacht wird." Aber Joachim's Natur ist, jeder polemischen Richtung abgewendet, eine glücklich harmonische, die das schöne innere Gleichgewicht anstrebend, auf die künstlerische Lebensaufgabe concentrirt, von der Außenwelt nur so viel aufnimmt, als sie zur geistigen Nahrung bedarf; seine äußere Erscheinung, die kräftige Gestalt, das ernste, bärtige Gesicht *), die ruhige Haltung, sind nicht von der Art, die das elegante Publicum sofort günstig stimmt; und fern von seinem Wesen liegen die blendende Genialität in der Conversation und all' die gesellschaftlichen Talente, die der Abbé aus seiner frühern Laufbahn in die jetzige mit herübergenommen hat. Und doch vermochte Joachim einen Ruhm und eine Stellung in der Gesellschaft zu erlangen, wie jetzt kein Anderer, und wie in England ein ausübender Künstler sie noch nie errungen hatte. Denn in diesem eigenthümlichen Lande, das noch heute Stoff zu den mannigfaltigsten psychologischen Studien bietet: in welchem die stärksten Gegensätze des öffentlichen Lebens sich organisch entwickelt haben: in welchem das Gesetz Freiheit giebt, aber die Gesellschaft in selbst auferlegter Sklaverei der Gewohnheiten und Gebräuche und in scharf gesonderten Kategorien lebt: in welchem die reichsten Universitäten und die großartigsten Bibliotheken und Sammlungen der Welt der wissenschaftlichen Laufbahn das größte Feld bieten, dagegen fast keine Anstalt existirt, in denen die Söhne des nicht reichen Mittelstandes, des Bürgers und Gewerbsmannes ohne viele Kosten die Bildung erwerben können, die an jedem kleinen Gymnasium oder an der Realschule einer kleinen deutschen Stadt erworben werden muß **): in welchem die Armee gar kein privilegirter, nach eigenen Gesetzen regierter Stand war ***), die Officierstellen dagegen bis vor wenigen Monaten noch verkäuflich, daher nur den reichen Leuten zugänglich gewesen sind: in welchem auch die Wissenschaft mit den seltensten Ausnahmen ein specielles Erwerbsgeschäft war, und es nie einem Professor einfallen konnte, als vortragender Rath des Ministerpräsidenten berufen zu werden, oder gar die Ministerstelle zu erklimmen; in diesem eigenthümlichen, in gar manchen Dingen bewunderungswürdigen Lande ist die Stellung eines ausübenden Künstlers eine sehr einträgliche, aber nach deutschen Begriffen eine gesellschaftlich sehr untergeordnete. Er ist ein gut bezahlter „professional", aber sonst wenig beachtet, und er muß eine Lectionen gebende oder Solo-spielende oder singende Maschine werden, wenn er nicht

*) In früherer Zeit, als er noch keinen Bart trug, zeigte der untere Theil des Gesichts, Mund und Kinn, Aehnlichkeit mit dem von Sebastian Bach.

**) Von der Organisation deutscher Gymnasien hat man in England keinen Begriff; nur Privatanstalten bieten dem Mittelstande einige Aushülfe für seine Kinder.

***) In den königlichen Theatern darf die Uniform nicht getragen werden. Jedermann erscheint im schwarzen Anzuge.

seinen Zweck in England ganz verfehlen will. Ist er zu Ruf und Protection (patronage) hoher Damen gelangt, dann wird er als gut bezahlter Lehrer berufen, ist er Geiger oder Sänger, so wirkt er in den Privatsoiréen oder Matinéen der großen Herren und gegen hohes Honorar (terms) auch in öffentlichen Concerten gegen feste Bedingungen; da die meisten dieser Aufführungen in die „Season", d. h vom Anfang Juni bis gegen Ende Juli fallen (wo die Italienische Oper ihre Preise auf die Hälfte herabsetzt), so muß er so zu sagen Alles mitnehmen; und es ist nichts Seltenes, daß ein en vogue stehender Romanzensänger, der außerhalb Londons nicht bekannt ist, jeden Tag der Woche (Sonntag ausgenommen) zwei bis drei Mal dieselben Stücke vorträgt, des Mittags in einem Morgenprivatconcerte, um sechs Uhr in einem öffentlichen Concerte und Abends zehn Uhr wieder im Salon eines großen Herrn, und in dieser Weise während einer „Season" fünf bis sechstausend Thaler erwirbt *). Und die bedeutendsten in London ansässigen Musiker geben nach fünfundzwanzigjähriger Thätigkeit noch immer um neun ein halb Uhr Morgens Unterricht in den Pensionen von Brighton (wohin sie mit der Eisenbahn fahren müssen) nachdem sie Abends zuvor in irgend einer Gesellschaft (entertainment) bis Mitternacht den mehr aristokratischen als musikalischen Gesang einiger Herzoginnen und Marchionesses am Piano begleitet, zuvor aber in irgend einem Concerte einen Psalm dirigirt haben **).

Wenn einer von ihnen ein eigenes Concert veranstaltet, so stehen auf dem Zettel alle die Namen der hohen Damen, die ihn mit ihrer Protection beehren und Billete abkaufen: Under the immediate patronage of Her Grace the Duchess, oder Her Ladyship the Countess, oder the Right Honourable 2c. Ein solches Programm enthält nie weniger als fünfzehn Nummern, nach einer Arie von Händel oder Bach kommt eine Romanze von Stigelli oder Gumbert; und wenn der Zettel nur viele berühmte Leute nennt, dann ist der Erfolg gesichert. In der italienischen Oper (Her Majesty's) kommen alljährlich acht bis zehn „große" Sänger und Sängerinnen aus allen Weltgegenden und von den verschiedensten Theatern zusammen, von denen die meisten Italienisch nur radebrechen, und sehr oft den Inhalt des Textes gar nicht verstehen; sie haben nie zusammengewirkt; mit zwei bis drei Proben führen sie heute den Trovatore vor, morgen den Don Juan, übermorgen vielleicht den Fidelio von Beethoven oder Stiffelio von Verdi. So ist das elegante Musikleben in London beschaffen.

Wir wollen nun nicht etwa gesagt haben, daß die Hauptstadt von Großbritannien nicht ein wahrhaft musikalisch gebildetes Publicum besitzt, die Stadt von drei Millionen Einwohnern, in der Händel gelebt, Haydn und Mendelssohn die höchste Anerkennung gefunden haben, in welcher ja eben Joachim eine solche hochgeachtete Stellung einnimmt. Wir wollen hier auch genau hervorheben, daß der Engländer im Allgemeinen vor jedem bedeutenden Componisten Respect hat, nicht blos aus Liebe zur Tonkunst

*) Der Verfasser hat selbst mehrere derartige Beispiele gesehen: ein italienischer Tenorist, dessen Stimme für die Oper nicht ausreichte, verlegte sich auf die sentimentale Romanze; er war ein sehr angenehmer Salonsänger, dabei ein sehr hübscher Mann von feinen Manieren, ward bei Hofe sehr gut aufgenommen und konnte zuletzt alle ihm zukommenden Einladungen nicht annehmen; er sang durchschnittlich drei Mal des Tages in Concerten. Auch Fräulein Jetti Treffs, jetzige Frau Strauß, machte in London Furore mit einem Liedchen von Kücken, und hat es in einer „Season" wenigstens vierzig Mal gesungen.

**) Der Verfasser spricht auch hier aus eigener Anschauung.

sondern weil seiner Nation jeder bedeutende Producent als ein tüchtiger Mann erscheint; aber das Eine wollen wir feststellen, daß der Musiker in England vor Allem Geschäftsmensch ist und sein muß. Viele dort lebende Herren Musiker werden das nicht eingestehen, aber es ließen sich Facta aus den besten Kreisen und von den besten Musikern anführen, welche obige Behauptung unwiderleglich beweisen.

Und mitten in solchen Verhältnissen hat Joachim sich eine Stellung gegründet, daß er in der Gesellschaft nicht als der berühmte Geiger, sondern als der gleichberechtigte Gentleman angesehen wird. Er hat aber allerdings nie in Privatkreisen für Honorar gespielt, sondern nur als befreundeter Künstler bei Freunden. Seine bezahlten Leistungen gehörten der Oeffentlichkeit, dem Publicum; dem Einzelnen, noch so Hochgestellten gegenüber blieb er unabhängig. In den letzteren Jahren ist er sogar nur während der ersten Monate des Jahres in den Monday popular concerts, meistens als Führer des Quartetts aufgetreten, also gar nicht mehr in der „Season", wo die elegante Welt erst nach London kommt. Auch sein ganzes ruhiges bestimmtes Wesen ist dem Engländer sympathisch. Und wenn der Engländer einen Fremden in sein Haus aufnimmt, d. h. nicht blos an gewissen Tagen zu Tische oder des Abends ladet, sondern ihn auffordert, ihn öfters zu besuchen, so lernt dieser ein Leben kennen, so eigenthümlich, so schön gleichmäßig geregelt, und doch nicht einförmig, so unbefangen und behaglich frei innerhalb der nur durch Sitte und angenehmen Ton gesetzten Schranken, wie er es ähnlich fast nirgends wiederfindet. Und Joachim gehört zu den bevorzugtesten Fremden in England! So steht dieser Künstler da, wol der Glücklichsten Einer! Man kann von ihm sagen: sein ganzes Leben war bisher nach den schönsten Gesetzen der Tonkunst geführt: jede Dissonanz war durch den Gang der Accorde vorbereitet, nie erschien sie jäh und störend, und wenn sie gesetzmäßig eintrat, so löste sie sich auch in Wohlklang auf. Und wenn er gerade durch diese Lebensführung sich gewöhnt hat, auch im Aeußerlichen nur das Harmonische zu suchen, nur das gesellschaftlich Angenehme gelten zu lassen, Manches in Kunst und Leben Berechtigte von sich fern zu halten, wenn es dem Harmonischen nicht ganz entspricht, so kann ihn kein anderer Vorwurf treffen, als der einst auch Goethe traf.

Wir haben nun noch seiner Gattin einige Worte zu widmen. Amalie Schneeweiß ist in Graz in der Steiermark (wenn wir nicht sehr irren 1841) geboren. In ihrer Vaterstadt erhielt sie den ersten Unterricht und betrat dann die Bühne, zuerst das Wiener Hofoperntheater, für kleinere Rollen. Hier haben wir einer Episode aus dem Kunstleben zu gedenken, die so charakteristisch, so merkwürdig, ja so einzig in ihrer Art ist, daß sie nicht verschwiegen werden darf. Eine Sängerin verweigerte eines Tages die Rolle der Brautführerin im Freischütz weiter zu übernehmen, weil sie zu einer weniger untergeordneten berechtigt war; an ihre Stelle mußte eine kleine Choristin treten; diese gefiel durch ihr munteres Wesen und angenehmes Aeußere und ward auch von nun an von der Regie mehr beachtet, während jene um ihrer berechtigten Forderung willen vielleicht neue Zurücksetzung erfahren mußte; die Choristin nennt sich heute Frau Lucca, die andere heißt Amalie Joachim*).

*) Der Gewährsmann für diese Erzählung ist — Joachim. Der Verfasser traf diesen vor etwa zwei Jahren in Berlin vor einem Schusterladen, in welchem

Wir können den weitern Aufenthalt der Künstlerin in Wien, so wie den in Leipzig übergehen; die Entfaltung ihrer Kunst, das Erkennen ihres eigentlichen Berufs begann in Hannover. Hier hatte sie einen ihrer würdigen Wirkungskreis gefunden; hier lernte Joachim sie kennen, fühlte sich von ihrem Gesang, von ihrem Wesen zu ihr gezogen; hier feierte sie ihre Vermälung, nachdem sie noch zuvor im Fidelio und Orpheus — ihr Bräutigam leitete das Orchester — von der Bühne Abschied genommen hatte. Sie widmete sich fortan dem Oratorium und dem Liede, für welche ihre ganze künstlerische Wesenheit geschaffen ist, und an der Seite des Gatten feierte sie überall Triumphe. Sie ist in ihrem Fache jetzt unstreitbar die Erste. Wir verkennen nicht, daß ihre so schöne und weiche Stimme der Geläufigkeit entbehrt, welche überhaupt der deutschen Gesangskunst ferner liegt, als der italienischen und besonders der französischen, die ja vor Allem auf Kehlenfertigkeit gerichtet ist; wir wollen auch die Bemerkung der Hörer, die hier und da in dem Vortrage mancher Lieder mehr Feuer und Leidenschaft wünschten, nicht ganz ignoriren. Aber wir wollen auch feststellen, daß in edler künstlerischer Auffassung, im einheitlichen wahrhaft classischen Vortrage — von dem auch die kleinste, nur effectvolle, aber dem Geiste des Werkes nicht entsprechende Schattirung (Nüance) fern gehalten wird — keine jetzige Sängerin der Frau Joachim gleich steht; und selbst die einst so hoch gefeierte Lind — die überhaupt gar vieles Bühnenhafte in den Concertsaal brachte, und sich nicht scheute, auf einem Düsseldorfer Musikfeste ein ganz schaales Bellini'sches Rouladenparadestückchen zu singen — hätte Bach niemals in solcher Weise vortragen gekonnt.

So sind denn Joseph und Amalie Joachim die würdigsten ausübenden Vertreter deutscher Tonkunst. — Kann es wol ein schöneres Loos geben?

A. H. Ehrlich.

Frau Joachim Bestellungen machte. Als sie herausgekommen war fragte Joachim: (wörtlich): „Haben Sie nicht den Artikel über die Lucca in der „Gartenlaube" geschrieben?"

„„Gewiß, er war ja mit meinem Namen unterzeichnet.""

„Erinnern Sie sich noch der Stelle, wo Sie erzählten, eine Choristin, welche das „Wir winden Dir den Jungfernkranz" singen sollte, war krank geworden und die Lucca sei an ihre Stelle getreten?"

„„Wie sollte ich nicht!""

„Nun, hier steht die Choristin!"

Frau Joachim erklärte darauf den Sachverhalt, wie er oben erzählt ist.

Die Burgmannshöfe.

Novelle von E. von Dincklage.

I.

Ein Märchen aus alten Zeiten,
Das kommt mir nicht aus dem Sinn.

Durchwandert man die alten Städte und Städtchen des nördlichen Deutschlands, so wird hier und da die Reihe der an der Straße liegenden Backsteinhäuser, die für den bürgerlichen Betrieb und Verkehr eingerichtet sind, durch eine Mauer mit Thorweg unterbrochen, die ein abgeschlossenes Gehöft, nicht selten noch mit Ringgräben umgeben, abgrenzen. Diese Häuser haben einen andern Charakter als die Nachbargebäude, oft sind sie massiv und herrschaftlich, manchmal nur aus Fachwerk errichtet in mehr oder minder gutem baulichen Zustande, immer aber verrathen sie eine gewisse wehrhafte Selbstständigkeit durch ihre Lage und Abgeschlossenheit gegen die Umgebung. Diese Häuser sind, oder waren die alten Burgmannshöfe des höhern und niedern Adels, in den Bischofssitzen erhoben sich dieselben bis zum feierlichen Palaststyl, in den kleineren Ackerstädten sind sie, wie gesagt, Häuser, die durch Gräben oder Mauern befestigt waren. Zumeist lagen die Burgmannshöfe nicht inmitten der Städte an der Hauptstraße, sondern sie hefteten sich an die Befestigung der Stadt, um sich dieser gegenüber den Rücken zu decken, einem äußern Feinde aber unbeengt und ungehemmt die Stirn zu bieten. Diese Lage erklärte genugsam die Stellung der Burgmänner im Allgemeinen, sie waren die Beschützer, aber auch die Zwingherren der Stadt, und Burgemeister und Magistrat wurden von ihnen erwählt und eingesetzt. Am übelsten fuhr die Stadt dabei, wenn etwa ihre verschiedenen Burgmänner unter sich uneins wurden und sich befehdeten, da dann Alles, was eine Pike zu tragen vermochte, sich, wohl oder übel, in zwei Heereslager theilen mußte und die Feindschaften gar kein Ende nahmen. Die edlen Herren Burgmänner hatten gewöhnlich noch irgend ein Rittergut mit Land und Sand, Lehnsleuten und Vasallen und zogen nur dann in ihre Höfe, wenn die Bürger sie zu Fehden oder Festlichkeiten mit höflichem Wort und unterthänigen Verehrungen — wie dazumal die Geschenke hießen, jetzt ehrt der Beschenkte umgekehrt Den, der ordentlich schenkt – herbei riefen, oder auch wenn sie von ihrem Erbe durch Andere vertrieben wurden, oder sich selbst vertrieben hatten, indem sie daselbst abgewirthschaftet und in Schuld und Ungeduld gekommen waren, wie denn Schick und Glück in jenen Tagen jäh wechselten.

Im Städtchen H. sind die wehrhaften Mauern nach dem Dreißigjährigen Kriege unter dem Jubel der Bauern geschleift. Das arme

Landvolk hatte in der Nähe solcher Festungen viel zu leiden, denn sie mußten mit unzähligen Hand- und Spanndiensten die Vertheidigungswerke erhalten helfen, die Verproviantirung wurde im entscheidenden Momente, ohne viel Federlesens zu machen, vom Bäuerlein eingetrieben und was der Belagerte etwa noch im Wiemen und auf dem Boden liegen ließ, das nahm der Belagerer wenn's zum Klappen kam. Die Mauern also fielen, aber die Burgmannshöfe blieben hinter den alten Stadtwällen und Gräben. Die ersteren dienten als Viehweiden, Bleichen und Tummelplatz der Kinder und Müßiggänger, die letzteren versumpften, waren so froschreich wie dereinst Abdera, die Stadt der Latona und erzeugten von Jahrhundert zu Jahrhundert ungehindert eine Menge von Fiebern, Rheumatismen und Gicht. Eigentlich hatte H. vier Burgmannshöfe besessen, einer von denselben war abgebrannt und nicht wieder aufgebaut, der zweite war eingestürzt und das Baumaterial vergantet; zwei, die größten, standen und stehen noch. Einer heißt der Kohbergshof, der andere die Scharpeborg. Der Kohberghof hat seinen Namen davon, daß er auf einer Sanddüne erbaut ist, welche das nahe Flüßchen, das sich weiter abwärts in die Ems ergießt, vor undenklichen Zeiten gebildet haben mag. Die Erbauer des großen schloßartigen Hauses waren zwei Brüder gewesen, die sich offenbar entweder durch eigene, oder ihrer Vorfahren Straßengeschicklichkeit in glücklichen Verhältnissen befanden, denn sie legten wundertiefe, feste Fundamente und bauten einen kolossalen Steinwürfel mit breiter Freitreppe darüber, wozu dann auch ein Garten mit Taxushecken nebst allerhand Gitterwerk und Wasserkunst nicht fehlen durfte. Die Erbauer mußten nichts von Romulus und Remus gehört haben, und daher nicht wissen, daß es gefährlich für Brüder ist, an einem Werke zu bauen, denn sie entzweiten sich so gründlich, daß der Aeltere vor dem Jüngeren die Flucht ergriff und die Zugbrücke nie wieder beschritt, die zum Kohberg führte, dagegen baute der sich aber in selber Stadt eine andere Burg, der er den eigentlichen Familiennamen Scharpeborg beilegte, als Erstgeborener für dieselbe die zuständigen Herrenrechte beanspruchte und seinen Bruder, der sich nach dem Bauplatz seines Schlosses Kohberg nannte, alles nur mögliche gebrannte Herzeleid anthat. Scharpeborg scheint bei diesem zweiten Burgbau alle Lust an adeliger Pracht vergangen zu sein; vielleicht auch erlaubten ihm seine Mittel oder sein Stolz kein Rivalisiren mit dem feindlichen Bruder, genug, hinter den Mauern und gedoppelten Ringgräben erhebt sich ein einstöckiges Haus aus Fachwerk, das zwei große Räume und einige kleinere umfaßt — Küche und Hallen — ein späterer, wenn auch nicht reicherer Nachkomme fügte einen ungelenken Seitenflügel hinzu, der das Ganze völlig mißzierte und so blieb es bis heute. Das Kohbergschloß blickt nachdenkend über die Taxushecken und die breiten Rasenalleen zwischen denselben, in welchem große ostfriesische Schaafe weiden, jedoch um auch diesem einfachen Vorgange alle Poesie zu nehmen, nicht in Freiheit, sondern an einen Pflock gebunden, welcher in die Erde gerammt ist. Wer mit einem Anspruch auf den Nachklang

feudaler Würde durch die in den Angeln festgerosteten Thorflügel vor dieses Gebäude tritt, der kehre schleunigst um, ehe er sich Arm und Beine über das umherliegende unbrauchbare Gerümpel und Geräth zerbricht, ehe er sich damit ermüdet, die fehlenden oder mit Lumpen verstopften Fensterscheiben zu zählen, oder sich von den Ferken angrunzen zu lassen, die gymnastische Evolutionen in einem Haufen von halbverfaultem Stroh ausführen. Die Ferken tragen das Brand- und Merkzeichen J. B. auf dem Rücken, denn die Edlen von Kohberg haben schon längst aufgehört, hier zu gebieten und dagegen herrscht im Burgmannshof eine brutale und gemeine Persönlichkeit, die sich Jan Backer nennt, Besitzenden und Gebildeten gegenüber ein gräulicher Demokrat, allen armen Hülflosen aber ein erbarmungsloserer Tyrann ist als weiland seine Vorgänger die Burgmänner und Knappen mit goldenen Sporen und Wappen. Die Scharpeborg lag so unter den breiten Kronen der Ulmen und Roßkastanien durch die ganze Sommer- und Herbstzeit gedeckt und versteckt, wie ein chinesischer Mandarin unter seinem Sonnenschirm. Sie verräth gar wenig Reichthum und Ueberfluß, so daß selbst routinirte Bettler vor der hölzernen Lattenpforte wieder umkehren, statt anzuläuten, obwol mit Unrecht; denn jeder Arme erhielt stets ein paar Deute und als die überklugen Bettler nun nach Kohberg gingen, kamen sie erst recht übel an. Der dicke Hausherr, der als Witzbold zwischen den Bierlümmeln der Nachbarschaft hoch im Ansehen stand, empfing die Bittsteller, die Hände in den Hosentaschen, in höchst eigener Person auf der Freitreppe und rief: „Was, Ihr Schubbejacks, betteln wollt Ihr? nichts da, ich habe meine Hausarmen — und denen gebe ich nicht einmal etwas!“ Nun wieherte er, als wollte er die letzten unzerbrochenen Scheiben gleichfalls zertrümmern und die Bettler zogen, in ihrem Beruf tief gekränkt, von dannen. Aber sie wußten es, Jan Backer hatte von seiner Vorväter Zeiten her noch Manches auf dem Kerbholz und der Scheerenschleifer sagte draußen auf der Straße mit vollem Rechte zu seiner Frau: „Du, Weib, der endet schlecht, wart' nur, alle Wetter und Stabstrompeter, mich, einen achtbaren Scheerenschleifer und Kesselflicker wie einen gemeinen Bettler abzutrumpfen, der Kerl hat wol gar keinen Verstand im Leibe — aber es kommt ihm, es kommt ihm! Ein Hahnenschritt bei jedem Vollmond ist nicht viel, aber um die Ecke dort an der Fährstraße ist er schon zu meiner Großmutter Zeit gewesen, so mag er jetzt sein, da, wo wir eben stehen.“

„Hat ihn denn Deine Großmutter gesehen?“ fragte das Weib.

„Sie selbst nicht, aber ihr Vater sah ihn als er ein Kind war, selbiger Urgroßvater von mir wurde an die neunzig Jahre alt und hat mir vielmalen davon erzählt!“

„Wie sah er denn aus?“ forschte die Frau.

„Recht eine Uniform hatte er an, ganz roth, und viele lange Haare hingen auf einen breiten Kragen und um die Hände herum eitel Kanten und Spitzenwerk und auf den Schuhen Schnallen von eitel Gold!“

„Ich dachte nimmer nicht, daß sich die Geister so affig aufputzten, es ist schade um das gute Werk, das könnte auch ein Anderer brauchen!“

„Dummheit — die Sachen haben viel hundert oder tausend Jahre im Sarge gelegen —!“

„Ach pfui!“ sagte das Weib und spuckte aus.

Von der Scharpeborg wußten die Leute gar wenig, es ging nichts Junges dort ein und aus, nur ein paar alte Dienstleute und in der Burg lebte die Herrin derselben, stäubte und putzte und ordnete von früh bis spät zwischen ihrem altmodigen Geräthe umher, denn sie war von Geburt eine Holländerin. Da sie in ihrem kurzen Ehestand weder deutsch sprechen, noch fühlen lernte, so geschah dies, nachdem sie Wittwe geworden war, noch weniger und Niemand wußte, ob sie nicht mit den Leuten verkehren konnte oder es nur nicht wollte! Der letztverstorbene Herr von Scharpeborg hatte sie geheirathet in der Voraussetzung, sie bringe ihm ein großes Vermögen zu, sie hätte das auch gern gethan, aber gerade an dem Tage, als ihr Erstgeborener das Licht der Welt erblickte, erhielt sie selbst die Nachricht, ihr Vater, ein reicher Kaufherr und Rheder, habe Bankerott gemacht in Folge einiger verunglückter „Speculatien“. Der würdige Mynheer tröstete sie freilich damit, das Geld komme und gehe, aber es schien in diesem Falle das Wiederkommen reineswegs zu vergessen und Mefrau von Scharpeborg sah nie ein Dübbelje von ihrem Erbtheil. Sie trug das erwähnte Mißgeschick mit besonderer Seelenruhe und wenn ihr Gatte die Sache minder gleichmüthig nahm, so siegte doch alsbald ihre Gelassenheit über seine Gutherzigkeit und das stille Leben des jungen Paares ging ununterbrochen im gewohnten Gleichschritt weiter. Herr von Scharpeborg machte nie eine tadelnde Aeußerung über seinen Schwiegervater, aber er grub dagegen einen alten begrabenen Familienhaß wieder aus dem Staube der Jahrhunderte und meinte: „Mit uns und unserm Jungen stände es anders, wenn die Kohbergs nicht gewesen wären!“

Als der Bub' hübsch auf den Füßen war und mit dem Vater auf die Aecker und Wiesen gehen konnte, zeigte ihm der letztere die weit besseren Grundstücke des Kohberg-Erbes und sagte: „Sieh, das Alles sollte Dein sein, und nun sind sie gestorben und verdorben und Fremde sitzen auf dem Eigenthum unserer Familie!“ Eben weil der also redende Vater ein gerechter und edeldenkender Mann war, prägten sich dem Sohne diese entschieden anklagenden Aeußerungen so tief und unauslöschlich ein, daß, nachdem Herr von Scharpeborg in der Vollkraft seines Lebens zu seinen Vätern versammelt wurde, der Sohn um keinen Preis jemals mit den Kohbergbesitzern in irgend welchen Verkehr getreten wäre, oder ihr Haus besucht hätte — selbst wenn es gastlicher und stattlicher gewesen wäre. Herr Jan Backer hatte einen Sohn von dem Alter des jungen Rüdiger von Scharpeborg, ein mageres, verfüttertes und verzärteltes Bürschlein, aber nie spielten die Kinder der feindlichen Burgen zusammen, nie wechselten sie ein harmloses Wort. Der jugendliche Josef Backer hatte einst in Folge seiner höhnenden Bemerkung:

„Du Junker vom Bettelstab, reck Dir den Hals nicht ab, hast keine Mähr' im Stall, Hochmuth kommt vor dem Fall!" eine so derbe Tracht Prügel von dem robusten Junker eingeerntet, daß der Sohn des Reichthums — wenigstens hielt er sich für einen solchen, da sein Vater in H. der Erste war — fortan jede Begegnung sorgsam vermied. In Kirche und Schule kamen die Kinder nicht zusammen. Wie die Scharpeborgs in allen Dingen den Kohbergs das Widerspiel hielten, und umgekehrt, so waren die Ersteren schon vor mehr denn zweihundert Jahren zum Protestantismus übergetreten, und Rüdiger's Mutter sah sich gezwungen, ihren Sohn in einer andern Stadt auf die Schule zu schicken.

Die Wittwe Scharpeborg hatte auch den Verlust ihres braven Lebensgefährten mit großer Fassung ertragen, ja die eben nicht leidenschaftlichen Bürgerweiber der Stadt, die Alltags Plattdeutsch und bei feierlichen Veranlassungen ein schwerfälliges Hochdeutsch redeten, meinten, der Herr selig hätte wol etwas mehr Wehleid verdient. Indeß die Wittwe erfuhr nie, was sie meinten und fragte keinen Menschen, was sie thun oder lassen sollte. Herr Backer trank sich zu Ehren des Todes seines angeerbten Todfeindes einen kolossalen Rausch und versicherte: „Heute über's Jahr habe ich die alte Scharpeborg, Jungens, und das alte Recht kommt oben — es ist eine Schande, daß eine solche elende Bude das Wahlrecht bei der Ritterschaft, Vollerbenstimme in der Gemeinde, Jagd und Fischerei, und Gott weiß was Alles hat, indessen wir in der Burg den Prachern nachstehen — na, wenn die erst allein wirthschaftet, so wird wol bald der letzte Glanz abgewaschen sein und sie mit allem Staub auch selbst von dannen stauben!"

Aber das nächste Jahr verging und noch eins und noch zehn und immer blieb Alles wie es war, die Wittwe ließ ihren Sohn studiren, er kam selten genug in die Heimat, dann aber gefiel es den Leuten, daß er so groß und ansehnlich wurde, ein rechter Scharpeborg mit krausen blonden Haaren. Der Herr Pfarrer und ein Professor, der in H. zu Haus war und in den Ferien kam, versicherten, der Junker vom Burgmannshof habe tüchtig was gelernt und werde es zu was bringen. Das erfüllte Jan Backer mit Gift und Galle und er schrie: „Natürlich muß er was lernen, um nicht zu verhungern, aber mein Josef hat's nicht nöthig!" — „Nein, der hat's nicht nöthig!" echoeten die gefälligen Zechbrüder, die er zum öftern frei hielt. Den rechten einfachen Stadtbürgern war Backer kein Umgang, weil sie es im „Dickthun" nicht mit ihm aufnehmen konnten und ihm nicht schmeicheln wollten. Darin, daß Josef nichts lernte, hatte er inzwischen Recht. Josef besuchte wol ein Gymnasium, aber die Kost war ihm dort zu schlecht, oder die Lehrer zu ungerecht, oder zu Haus war eben das Obst reif — kurz, er hielt weder bis zu Ende des Semesters aus, noch kam er pünktlich zum Beginn desselben an. Wenn beide Jünglinge in H. waren, so vermieden sie sich nach wie vor, sie hätten den alten Groll vielleicht vergessen, wenigstens Rüdiger, aber es wuchs ein neuer dazu wie Unkraut zu Unkraut auf einem schlecht gehaltenen Acker, und dabei war der lang aufgeschossene, schwankenden

Ganges einherstelzende Josef gar feig, und die kräftige Jugend verachtete nichts mehr als Furcht. Sie hat Recht, Feigheit ohne den Mantel der Klugheit ist die schwächste der Schwächen. Die Jugend ist die Zeit der Thatsache, des Werdens, sie versteht alle positiven Seelenvorgänge, indeß die negativen oder nur passiven ihr als widernatürlich und hemmend erscheinen. Rüdiger und Josef beobachteten einander, aber sie sprachen nicht zusammen: „Was würden auch dazu die Leute sagen?“ meinte Josef, „wir sind es uns schuldig, wie Katz' und Hund zusammen zu leben, Das liegt so im Blute von unseren Voreltern her!“

Einmal sprachen sie dann doch zusammen, und das war so, als wenn man eine erlöschende Flamme wieder anbläst. Die beiden Burgmannssöhne hatten das militairpflichtige Alter erreicht, es war der sogenannte Losungstag Rüdiger stach der Aushebungscommission gewaltig in die Augen, der alte Major schmunzelte ordentlich und strich sich ein um's andere Mal den katerschwarz gefärbten Schnauzbart, eine Gestalt fest und elastisch, blühend und durch Abhärtung gestählt, Frohsinn aus den offenen, blauen Augen lachend und männliche Ruhe von den rothen, mit einem Bartanflug geschmückten Lippen. Wenn alle militairpflichtigen Mütter des Städtchens mit in der Aushebungscommission gesessen hätten, jede würde — nächst ihrem eigenen Sohne natürlich — dem der gleichgiltigen Holländerin den Preis des stattlichsten Jünglings zuerkannt haben, gewiß mit dem Zusatze; „Die Frau hat Glück, andere mühen sich mit ihren Kindern und es wird nichts daraus, Die thut so gut wie gar nichts und er wird von selbst so wie sie's nur wünschen und ausdenken kann!“

Wenn die Mütter schon nicht widerstanden, wie viel weniger die Aushebungscommission. Rüdiger wurde für ein Cavallerieregiment bestimmt. Einen Moment wechselte er die Farbe, der lange Josef Backer dachte, es wäre Furcht, dann aber versicherte der Junker, er glaube, eine solche militairische Carrière bleibe eine der angenehmsten Jugenderinnerungen für den Mann bis in's höchste Alter. Alsbald kam Backer an die Reihe, er hatte ein bleiches, launiges, aufgedunsenes Gesicht, schlotterige Glieder, und machte stets den Eindruck von Unsauberkeit selbst in seinen bunten Festgewändern, es lag in seiner Farbe, in seinen unfertigen Zügen. Josef Backer wurde als dienstuntauglich in den nächsten Jahrgang zurückgeschoben, der Arzt verdächtigte seine Lunge, Niemand wußte wie sie beschaffen war. die Lunge und das Herz hatten sich noch nicht hervorgethan, der Magen war gut, der Kopf mittelmäßig — so viel wußte man.

Während die Officiere noch mit Rüdiger, wie zu ihres Gleichen redeten, hatten sich die Burschen, deren Schicksal sich heute so oder so entschied, in eine große und lärmende Gruppe zusammengestellt; inmitten derselben Josef, seine hohen Schultern, zwischen denen der dürftige Kopf schaukelte, überragten den größern Theil seiner Altersgenossen. Es wurmte ihn ungeheuer, daß die Commission mit Rüdiger redete, ohne sich um den reichen Burgmannssohn zu kümmern. Er mußte jetzt oder

nie zeigen, daß er, Josef, vor ihm, Rüdiger, auch nicht die Spur von Furcht oder Respect habe und daß er sich mit dem Junker gemein machen könne wie er wolle. Kaum trat Rüdiger heraus, so rief ihm Josef entgegen: „Nun, Vetter, es thut mir leid, daß Du dran mußt, hättest Du mir ein gutes Wort gegeben, ich würde meinen Alten schon breitgeschlagen haben, daß er Dich loskauft, Du weißt, um der Verwandtschaft willen!"

Rüdiger blieb stehen und blickte zu dem Sprecher hinüber. „Die Scharpeborgs sind mit den Kohbergs verwandt, aber nicht mit den Backers, und wenn sie es wären, ich würde die Blutsfreundschaft nicht anerkennen."

Josef lachte ingrimmig verlegen. „Du spaßest doch immer, Vetter, Du weißt aber gut genug, daß Du Dich der Kohbergs zu schämen hast, wo Du auf die Backers stolz sein darfst."

Rüdiger's Gesicht nahm einen so bedrohlichen Ausdruck an, daß handgreiflich jeder Spaß zwischen den Burgmannssöhnen zu Ende war; er trat dicht vor Josef und die Burschen stellten sich zur Seite, als wäre das nicht anders denkbar.

„Josef Backer", rief Rüdiger, „ich rathe Dir, Dich in Wort und That so zu halten, daß ich nie Ursache habe, Dir zu zeigen, wie ich für jeden Buchstaben des Kohbergnamens einstehe, als wäre es mein eigener — hört Ihr's Alle, Haß und Feindschaft hat keinen Tropfen des alten Blutes in mir geändert, und mit jedem Tropfen stehe ich für die Ehre der letzten Kohberg —! Du, Josef, weißt noch von Alters her, daß es nicht wohlgethan ist, den armen Junker zu verspotten!"

Rüdiger lüftete leicht die Studentenmütze und schritt von hinnen.

„Meint er die Thekla?" fragten Einige.

„Ja, er meint die Magd!" antwortete Josef verächtlich. Einige lachten, Andere gingen nachdenklich von dannen.

„Glaubst Du die Geschichte mit dem Hahnenschritt bei jedem Vollmond?" fragte Einer den Andern, als Josef mit seinen Cumpanen in der nächsten Schänke verschwunden war.

„Unsere Alten glauben es!" entgegnete der Andere ausweichend.

„Ganz recht — aber Du?"

„Nun ich?" Er schob die Mütze und kratzte sich hinter den Ohren. „Ja, wenn man nur genau wüßte, wie viel Hahnenschritte von Wöstefehn bis zum Kohberge sind und wann er eigentlich angefangen hat; möglich, er kommt erst auf die Treppe und den Söl (Schwelle), wenn sie und wir lange todt sind!"

„Das ist so — ihre Ausrüstung liegt noch so zu sagen in der Erde — es hilft nichts, über diese Dinge nachzudenken! Ob sie selbst dran denken mag?"

„Gott weiß es — und was hilft auch das Denken?"

II.

„Mein Spielmann, spiel' das alte Lied,
Das Liedlein von der Liebe.
Mein Spielmann, Du verstehst mich schon,
Stimm an, stimm an im tiefen Ton
Das Liedlein von der Liebe!"

Die Sonne blickte neugierig durch die Wipfel der Ulmen, Roßkastanien und Linden, als wolle sie sich überzeugen, ob in dem stillen, schattigen Scharpeborg noch alte Bekannte wohnten — ja, sie waren noch da, der verlorene Strahl, welcher durchschlüpfte, ruhte auf der schneeweißen Haube der Wittwe und auf ihrer ruhigen, glatten Stirn. Alles war an ihr geglättet und geschlichtet, das mit einigen weißen Fäden durchzogene Haar, das graue, knapp anliegende Kleid, die große, weiße Schürze — nur die Schürze vorn ein wenig zerknittert, nicht etwa durch das große Knäul des Strickzeugs, das in einem verschlossenen Korbe lag, nein, durch einen blonden, krausen Kopf, der sich rücksichtslos auf dieselbe gebettet hatte — nicht der Kopf eines Kindes etwa, nein, ein großer, dazu gehöriger Soldat, in lichtblauer Dragoneruniform, lag im grünen Grase, und dieser verwegene Kriegsmann rauchte noch obendrein eine Cigarre.

„Hast Du gar nichts mehr von Deinem Diamantschmuck, Mama?" fragte der Soldat, zu der Wittwe aufblickend.

Diese lächelte mit einem an ihr seltenen, halb scherzenden Ausdruck und sagte: „Doch, mein Sohntje, die beste Stein' habe ich niet von mir gethan, die andern sind verkauft geworden an dem Tag von Deiner Geburt und fiel Zins auf Zins, daß Du konntest studiren davon!"

„Du warst damals noch jung und sehr hübsch, wie Du das ja auch noch heute bist, Du warst an Reichthum und Glanz gewöhnt und begnügtest Dich dann meinetwegen mit den schlichtesten, einfachsten Kleidern, Du begrubst Dich gleichsam seit Vaters Tode und lebtest nur der Sorge für Deinen großen Schlingel!"

Frau von Scharpeborg deutete auf das grüne Laubdach über sich und sagte: „Ich habe mich so in's Grüne und die Hoffnung von mein Mutterherz hinein begraben und mein beste Kleinod gehalten!"

Sie legte die Hand auf Rüdiger's Kopf und lächelte.

Der Sohn erröthete tief, hob sich rasch und im Antriebe eines plötzlichen Gedankens in die Höhe und rief erschrocken: „Mama, meinst Du mit dem besten Kleinod etwa — —?"

„Das Beste!" entgegnete sie; „glaubt mein Sohntje, eine Christenmutter könnte nicht fühlen und sagen, was die Römerin Cornelia hat vor ihr gesagt und gefühlt — wofür hast Du gestudirt, Kind, wenn die Historie ein todtes Wort in Deinem Leben ist?"

„O, Mutter!" sprach er bewegt und kniete neben der einfachen Frau nieder, „Cornelia hatte auch andere, größere Söhne!"

„Meine Education war nicht gerichtet auf Größe, ich wollte Dich gut und frohherzig und gottesfürchtig sehen — das ist die Unterscheidung zwischen der römischen Mutter und der Wittfrau im Burgmanns-

hof. Deine Vorväter wollten alle größer sein, als sie konnten, und da wurden sie klein auf der Welt und thaten zu Grunde gehen — Du mußt beginnen von vorn und selbst werden, was Du willst sein!"

„Hast Du etwas von Thekla Kohberg gehört?" fragte Rüdiger rasch.

„Verhüte Gott, man hörte was von ihr — nein, gesehen hab' ich sie vorübergehen still und fleißig, je stiller eine Maid geht — um so besser!"

Rüdiger warf den Rest seiner Cigarre in's Gebüsch und schritt um die netten Blumenbeete herum, die kurze Allee hinab bis zur grünen Lattenpforte, welche das Gehöft abschloß, er wollte einen Blick hinüberwerfen auf die Feindesburg, die er von klein auf gesehen und, wie eine gefeite Insel, nie besucht hatte. Auf der Straße gingen gemächlich ein paar Bürgersleute in Hembärmeln und rothen Pantoffeln, denn es war ein sonniger Sonntagnachmittag. Plötzlich unterbricht ein Rollen die Stille, aus der alten, bei jeder Bewegung aufkreischenden Gitterpforte des Kohbergs biegt eine elegante Halbchaise auf die Gasse, im Fond derselben brüsten sich Herr Jan Backer und sein Sohn, auf dem Rücksitz haben Frau Backer, zwei halberwachsene Töchter und ein ganz kleines Mädchen Platz genommen. Frau Backer war von geringem Herkommen und fuhr stets rückwärts, ging sie aber mit Mann oder Sohn, so schritten dieselben allemal fünf oder sechs Schritte vor ihr und den Töchtern drein. Gewiß hätte Jan Backer eine bessere und reichere Heirath thun können als diese, aber die willenlose Unterordnung und unbegrenzte Bewunderung der Backer'schen Lebensstellung gab dieser Frau den Vorzug und wenn auch Jan Backer seine Gattin nie vergessen ließ, daß er sie aus dem Nichts einer Biermamsell auf ihre jetzige schwindelnde Höhe als Schloßfrau gehoben hatte, so bewährte sie sich dagegen in ihrer demüthigen Haltung vor der Backer'schen Größe einerseits und in einer beinah' erdrückenden Würde andererseits allen anderen Sterblichen gegenüber. Sie war als Braut, um ihrem neuen Range zu genügen, ein halbes Jahr in ein Institut geschickt, dessen Erziehung ihr wirklich viel Feines gegeben hatte, das sie durch eigene Nachbildung vervollständigte. Namentlich hatte sie eine große Vorliebe für Fremdwörter. Sie ließ die Leute nicht „existiren", sondern „exerciren", als wäre die ganze Menschheit ein großes Armeecorps, und bei großer Wärme ließ sie Alles „transportiren", statt des „Transpirirens"; sie ward nach ihrer Krankheit mager wie eine ägyptische „Muhme", und schmückte sich mit einem italienischen „Cameelschmuck", statt der „Cameen", obgleich sie auch hätte „Mosaische" Schmucksachen um denselben Preis kaufen können.

Herr Backer wußte nicht, woher seine Frau all' den gelehrten Kram nähme, und meinte, wenn jetzt seine Mädchen auch nicht viel lernten, ein halbes Jahr Institut würde schon über und über genug nachhelfen, das sei bei seiner Frau eben so gewesen. Das „Honneur aux dames" war ihm nie zum Bewußtsein gekommen, deshalb ließ er sich getrost von seiner schönern und schwächern Hälfte die „Honneurs"

machen und saß gemächlich mit Josefus im Fond der Halbchaise. Als Rüdiger die Vergnüglinge vorüberfahren sah, trat er unwillkürlich einen Schritt zurück, um Josef's forschendem Blick nicht zu begegnen. Der aufgeblasene Burgmannssohn brauchte nicht zu wissen, daß Rüdiger gestern Abend für einen kurzen Urlaub angekommen war.

Mit verdüsterter Stirn ging er wieder zu seiner Mutter und sagte zornig: „Sie sind doch gar zu gemein!“

„Wer denn?“ fragte Mefrau gelassen.

„Die Backers — da fahren sie wieder hin und Thekla kann zu Hause sitzen und den faulen Mammon bewachen, den sie zusammenscharren und schachern, — es ist eine Schande!“

„Daß Thekla ihre Schuldigkeit thut?“

„Nein, daß solch' ein Pilz so reich ist!“

„Mein Sohntje, gönne Jedem Jedes, wenn Du das Deine hast! Unsere Ernte steht gut, unser Vieh ist gesund und ergiebig — wenn Du findest niet ehrenvoll nach Vermögen zu trachten, so ist Deine Mutter eine quade, ehrlose Frau!“

Rüdiger küßte die milde Hand seiner Mutter.

„Ja, Du bist eine quade Frau, weil Du immer das letzte und rechte Wort hast, ich verdiene gar nicht solch' eine Mama — aber weißt Du, wenn ich an Thekla denke und daß sie mit solchen Menschen leben muß —!“

„Wär's in Deinem Wunsch, ich nähme Thekla zu mir.“

„O, Mama, Du bist ein Engel! Welch' ein Glück für das arme Kind! Vorzüglich auch, weil — weil, wie man sagt, Josef Backer sie mit seiner Liebe verfolgt!“

„In dem Fall wäre es besser, Thekla verbleibt, wo sie ist, bessere Versorgung kommt ihr nicht!“

„Ja“, stimmte Rüdiger erröthend bei, „was das Geld anlangt, wohl, aber — aber — der Alte giebt es auch gar nicht einmal zu, der Narr!“

„Jedermann sorgt für seine Familie, wie er's einsieht. Anbieten können wir's ihr; aber durch wen?“

„Als wir noch Kinder waren“, antwortete der Dragoner rasch, „pflegte ich, wenn ich irgend etwas Gutes für Thekla hatte, draußen am Graben das Lied von der wunderschönen Anna zu pfeifen, vielleicht, daß sie sich dessen erinnert, wenn ich's noch einmal versuche!“

„Thu', wie Du denkst, Du mußt Dir Deinen Weg jetzt selbst suchen!“ schloß Frau von Scharpeborg das Gespräch und erhob sich, um nach ihrer Haushaltung zu sehen.

Rüdiger griff nach seiner Mütze, schritt dem ehemaligen Stadtthor zu und betrat von dort aus den Stadtwall, an welchem die Gärten der Bürgersleute lagen. Neben dem Burgmannshof der Kohbergs bildete der Wall einen bedeutenden Bogen und ward durch einen tiefen Graben von der Besitzung getrennt. An einer bestimmten Stelle lag das Burggebäude rechtwinkelig gegen den Wall und die Buben des Ortes wußten,

hier war ein doppeltes Echo, eine akustische Erscheinung, die den Besitzer schon oft genug geärgert hatte, denn wenn die Schuljugend daselbst „Backer" rief, antwortete es am Schloß herunter und nach dem Busch im Garten und der verfallenen Gloriette zu: „Ba — Ba — Backer!" — Frau Backer bemerkte oft achselzuckend: Die heutige Jugend habe nicht die mindeste Bildung und keinen „Prospect" vor angesehenen Leuten — aber die Buben und das Echo wurden nun einmal nicht respectvoller.

An diese gefährliche Stelle postirte sich der große Dragoner Rüdiger und pfiff mit vieler Kunstfertigkeit das Lied von der wunderschönen Anna, die so sehr weinte. Die Klänge schlüpften an der langen Fensterreihe vorüber, als suchten sie eines, in welches sie hineinschlüpfen und ihre Botschaft, draußen warte Jemand, ausrichten könnten. Es dauerte wirklich nicht lange, da zeigte sich an einem dieser Fenster etwas goldig Leuchtendes und zog sich alsbald wieder zurück, bald darauf bewegte sich eine Frauengestalt behenden Schrittes durch die Taxushecken und nun setzte sich auch der junge Soldat den Graben entlang in Bewegung. Noch bemerkte Rüdiger, wie die wandelnde Frau mit sicherm Schritt über ein schmales Bret ging, das den Garten mit dem Wall, über den sumpfigen Ringgraben hinübergelegt, verband, er verließ, rechts ab schwenkend, diesen Wall und verlor sich in die mit Buschwerk und Erlengestrüpp eingefaßten Wiesenwege. Hier setzte er sich auf eine alte Weide, die halb entwurzelt und an der Erde liegend seit Menschengedenken lustig weiter grünte. Rüdiger's Gedanken waren zu ausschließlich auf das Wiedersehen des jungen Mädchens gerichtet, als daß er daran denken sollte, auch er selbst und sie seien Aeste eines halb entwurzelten, niedergeschleuderten und doch lebensfrischen Stammes. Jetzt nahte Thekla von Kohberg, sie trug Holzschuhe an den Füßen und den Anzug einer ausländischen Bauermagd, nur das Mützchen der Bäuerinnen und die kurz verschnittenen Haare zeigte sie nicht, sondern sie hatte ihre goldblonden Zöpfe hinter den Ohren aufgeflochten und um den Kopf gelegt. Wenn Rüdiger sie nicht eben sah und sich dachte: Die Tochter eines uralten Geschlechts ist eine arme Magd! dann hätte er sie voll Mitgefühl hinausreißen und retten mögen; wenn er das Mädchen aber erblickte, dann ward ihm, als wäre sie immer dieselbe, sowol im groben Rock von Haidschnuckenwolle, als im Seidenkleid, und als könnten ihr die Verhältnisse nichts anhaben, sie blieb auch in Holzschuhen und mit hartgearbeiteten Händen das Fräulein von Kohberg.

Thekla's Gestalt reichte fast über Mittelgröße und war besonders ebenmäßig, wenn auch eher kräftig als zart, ihr Haar war, wie schon erwähnt, goldblond und spielte in's Röthliche, ihre Gesichtszüge bestimmt und gar blühend gefärbt. Sie wäre immer ein hübsches Mädchen gewesen mit diesem Gesichtsschnitt und dem schönen Incarnat der Wangen, auch wenn nicht ein besonderer Umstand noch hinzugekommen wäre, der, daß Thekla große, stille, braune Augen hatte, Madonnenaugen, wie Rüdiger

sagte, die den Eindruck des röthlichen Haars und der damit verbundenen hervorstechend gemalten Hautfarbe vertieften und versöhnten.

„Guten Tag, Cousine", redete sie Rüdiger, sich erhebend an, „ich bin gestern auf Urlaub gekommen und da die Backers ausfuhren, dachte ich nachzusehen, wie es Dir geht."

„Es geht mir gut, Vetter, danke. Auch dessentwegen danke ich Dir, was Du bei der Losung sagtest, obwol Du nicht gut thatest, so zu reden!"

„Wie meinst Du das, Thekla?"

„Ich meine, Eine, die Kohberg heißt, kann sich selbst wehren und braucht Niemanden dazu zu bestellen!"

„Ich bestellte mich selbst dazu und werde das immer thun, Du bist ein schutzloses Mädchen!"

„Denk' nicht so, Vetter; wer in meiner Schule aufwächst, ist nicht schutzlos. Wenn man einen Namen ganz für sich allein hat und weiter nichts auf der Welt, dann schreckt nur Eins: diesem Namen zu nahe zu treten; aber ich hüte ihn!"

„Du bist brav, Thekla", sagte Rüdiger, nachdem sie sich Beide neben einander auf den Weidenstamm gesetzt hatten, „meine Mutter sagt auch, daß Du ein gutes Mädchen bist. Du weißt, sie ist so viel allein und denkt, es wäre am besten, Du kämest zu ihr, bei den Backers ist doch keine Freude und kein Dank für Dich!"

Thekla sah ihn erstaunt an und entgegnete nach kurzem Sinnen: „Mich freut das von Dir und Deiner Mutter; aber ich kann nicht zu Euch kommen, ich gehöre einmal auf den Kohberg und muß auch da bleiben!"

„Unsinn!" brauste Rüdiger auf, „nichts zwingt Dich, Dein Leben dort traurig und gedrückt verkümmern zu lassen, freundlos zwischen den Räubern Deines Erbtheils!"

Thekla sah zu Boden und fuhr mit der Spitze ihres Holzschuhs langsam über den kurz abgeweideten Rasen:

„Ich bin nicht freundlos, Vetter, die Alten sind bei mir, ich kann sie auch nicht verlassen, sie sehen mich mit meinem eigenen Gesicht und meinen eigenen Augen an!"

„Um Gottes Willen — welche Alten meinst Du?"

„Weißt Du's nicht, Vetter, die Bilder! Die ganze Wand im Saal ist mit Holz bedeckt und in dem Holze sind die Bilder fest, ich kenne sie alle gut und sie kennen mich. Der Letzte, weißt Du, den sie in Wöstesehn begruben, hängt ganz allein an einer Wand, er hat viele krause, lange Haare, so wie Rauchwolken, einen rothen Rock und Spitzen um die Hände!"

„Kennst Du die Geschichte, weshalb er weit ab in die Haide hinaus begraben wurde?"

Thekla nickte mit dem Kopfe. „Meine Tante selig, die Kloppe, bei der ich bis zu meinem zehnten Jahre war, wo sie dann verstarb, hat mir wol Alles erzählt."

„Ach ja, die Kloppe (Nonne)", unterbrach Rüdiger lebhaft, „sie lebte hier als die Letzte aus ihrem Kloster, das in der französischen Zeit aufgehoben wurde! Ich sehe sie noch wie heute, als sie Dich verloren hatte und ich Dich dann in der Kirche wiederfand, wo sie Dich im Eifer des Beichtens vergessen. An dem Tage hörte ich zum ersten Mal, daß ich eine Cousine habe, und ich entdeckte Dich schlafend in einem alten, dunklen Kirchenstuhl — denkt Dir's wol noch, daß ich Dich auf meinen Armen heraustrug und Du Deinen kleinen Kopf ganz müde an mich legtest?"

Thekla nickte ernsthaft: „Freilich, Du schenktest mir eine Hand voll Haselnüsse nebst einem Kreisel und Allem, was Du in der Tasche hattest, sogar Dein buntes Halstuch, als es mir gefiel; ich mußte Dir das Tuch aber wiederbringen, denn die Kloppe, meine Tante selig, wollte nicht, daß ich Geschenke von den Scharpeborgs annähme, sie war meines Vaters seligen Schwester und auch eine Kohberg. Du sagtest mir später, Früchte und Kuchen seien gar keine Geschenke, sondern nur Gaben und ich bekam von Allem, was Du Gutes hattest — es ist lange her, Vetter! Nun mag's an acht oder neun Jahr sein, daß mich die Backers „Schande halber" und wegen des Geredes der Leute zu sich nahmen, nachdem Tante hinging und ich Niemanden hatte!"

„O, wenn ich damals zu Hause gewesen wäre!"

Thekla lächelte: „Eine Kohberg gehört nicht unter Euer Dach!"

„Aber", brauste Rüdiger auf, „die Backers haben Euch Schlimmeres gethan, sie haben Euch beraubt, wenn nicht sie, so doch ihr Vorfahr, der Messire Detroi, der ein noch schlechterer Kerl war als die Backers, welche die Erbtochter und das Erbe heiratheten!"

„Nein, Vetter", gegenredete Thekla, „wenn sich Brüder zürnen, das ist schlimmer und sie werden in jedem Blutstropfen feindlicher, als wenn andere Leute das thun, was schon ihrer Natur angeboren ist, rauben und stehlen — es ist ein Anderes, niedrig stehen, oder sich erniedrigen!"

„Aber Base, die Kohbergs erniedrigten sich, indem sie ihren Bruder vertrieben und verstießen, nicht der Vertriebene hatte Unrecht, sondern die Verfolger!"

Thekla schlug ihre großen braunen Augen zu ihm auf: „Vetter, unsere Art läßt sich todtschlagen, aber nicht vertreiben, wenn sie im Rechte ist — Scharpeborg ging, weil er wußte, er hatte Unrecht, er setzte sich seinem Bruder gegenüber und handhabte alle Lust und Last des ältern Bruders, weil er Unrecht hatte und es mit neuem Unrecht zudecken mußte — sieh, und weil ich ein Recht habe hier in Kohberg zu leben, deshalb gehe ich nicht, und weil ich ein Recht habe hier zu leben, deshalb hasse ich die Backers nicht und nehme ihren Vortheil nach Kräften wahr — wer gerecht ist, dem widerfährt Gerechtigkeit!"

„Wer lehrt Dir diese Dinge?"

„Die Kraft des Geistes wächst über dem Unglück und der Ver-





Die Burgmannshöfe.

„Vetter, unsere Art, läßt sich todtschlagen, aber nicht vertreiben, u. s. w." (Seite 68).

lassenheit, wie das Korn in dem zerrissenen Erdreich — er ist nicht mehr fern und da wird's mit einem Schlage anders —!"

„Wie, Thekla — Du glaubst — —?" staunte Rüdiger.

„Hat sie ihn nicht verflucht, er solle umgehen, einen Hahnenschritt bei jedwedem Vollmond, und kommen eh' des Lammes goldenes Vließ weiß wird? — Du siehst, ich habe gelbe Haare und er hat Zeit bis sie greis werden!"

„Erzähl' mir die Geschichte in einer Reihe!"

Thekla verschlang ihre Hände um das Knie, heftete ihre Augen auf die Erlenbüsche, um welche einige dunkle Falter schwebten und begann: „Es saß auf der Burg eine Wittfrau Kohberg, die hatte so gelbes Haar und solche braunhaftige Augen wie ich, auf ihrem Bilde trägt sie ein blaues Kleid und an ihrem nackten Halse funkeln Perlen und Geschmeide und hängen in dicken Schnuren, gleich Wassertropfen, auf die Brust herunter. Sie hatte ein einiges Kind, einen Sohn, und als der zu seinen Jahren kam, ritt er mit dem Kaiser in den Krieg und blieb viel lange Zeit in fremden Landen. Während des kam viel Kriegsvolk hier in die Stadt und auch ein junger Oberster, den sie Messire Detroi nannten und der aus fremden Landen stammte. Er wußte der Wittfrau so viel von seiner Liebe zu sagen, daß sie ihn heirathete und er in der Burg wie ein natürlicher Herr schaltete und waltete. Die Frau hatte nun noch zwei Kinder, einen Sohn und eine Tochter, aber mit der Einsamkeit war auch ihre Freude dahin, ihr Mann war rauh und untreu und ihre Kinder ungehorsam. Die Kinder stehen auch abgemalt mit Blumen und Aepfeln und kleinen Hunden. Sie sind mit rothen Mänteln und nackten Füßchen wie die Engel, aber sie waren keine Engel und ihre Mutter starb vor Kummer. Als die Detrois eben dachten, sie hätten jetzt ganz freies Spiel auf Kohberg und in Saus und Braus lebten — da kam auf einmal der rechte Erbe Kohberg mit Sack und Pack, mit Weib und Kind und fand den Kukuk im Neste; aber er verglich sich mit seinem Stiefvater und seinen Stiefgeschwistern und sie hausten Alle mit einander. Dieser Kohberg sieht im Bilde sehr auf Dich, Vetter, eben solches Haar und groß und stark und blaue Augen, aber älter und kränker als Du, denn er hatte im Kriege eine schwere Wunde erhalten die nicht heilen wollte und an welcher er im fünfundvierzigsten Jahre seines Alters verstarb. Nun standen an der Gruft in der Burgkapelle Detroi und seine beiden Kinder und die junge Wittfrau Kohberg mit zwei unmündigen Söhnen. Sie ist mit Beiden abgeschildert, der Aelteste trägt ein seidenes Mäntelchen über die Schulter und Schleifen an den Knieen und sieht mit braunen Augen und gelben Haaren heraus, der zweite ist im schwarzen Sammetkleid und dunkel von Haut und Augen, wie seine Mutter, deren schmales Gesicht unter einer schwarzen Haube hervorsieht, als wäre sie außen Stein und innen Feuer. Der älteste Sohn ist mein Aeltervater und der zweite wurde geistlich. Wie nun eine Einrichtung mit der Erbschaft gemacht wurde und die fremde Frau ihrer Kinder Eigenthum forderte, da sagte Messire

Detroi: „der rechte Herr ist todt, zeig' mir nun die Beweise, daß Du und Deine Kinder ein besseres Recht an Kohberg haben, als meine Kinder an die Erbschaft ihrer Mutter!" — Die fremde Frau ging gleich an ihre große Truhe, welche heute noch mit zwei bunten Wappen bemalt dasteht. Sie wußte, genau wohin sie ihren Trauschein und die Taufscheine ihrer Junker verwahrt hatte — aber wie sie auch suchte, dieselben waren nicht wiederzufinden und sind bis auf diesen Tag nicht wiedergefunden, so viel Processe, Schreiberei und Gerede auch darüber entstand. Messire sagte alsbald, er hätte schon sogleich gemerkt, wo der Haase im Pfeffer liege und was für eine Kameradin sich der Verstorbene im Heereslager aufgelesen habe — das Ende vom Liede war denn auch, daß die fremde Frau mit ihren Söhnen abzog Detrois jubelten und glaubten, sie hätten das Spiel gewonnen weil sie nun lange nichts mehr von der Familie hörten, welcher sie ihren Besitz und ihre Ehre geraubt hatten. Messire Detroi wurde alt und fürchtete sich gewaltig vor dem Sterben, da kam eines Tages durch die Pforte, die wie von sich selbst aufging, und über die Zugbrücke, eine Procession wie ein Grabgefolge. Diejenige, welche sie trugen, hinter ihr ihre beiden Söhne, war die vertriebene Frau von Kohberg. Sie lebte zwar noch, aber der Tod stand schon, wie ein Erlösungsengel, an ihrer Seite; sie lebte allerdings noch, aber sie rechnete nur auf eine einzige letzte Stunde in ihrem Eigenthum. Man setzte die Bahre mit der Sterbenden mitten im Saale nieder und sie befahl, man solle sieben geweihte Kerzen um sie anzünden, „denn", sagte sie leise, „sieben werden es sein!" Einige verstanden darunter sie wolle sieben Teufel aus der Burg austreiben, andere deuteten dahin, nach sieben Geschlechtern werde Kohberg zurückfallen. Alle Leute aus der ganzen Stadt drängten sich herzu, nur von den Detrois war Keiner zu erblicken. Nachdem der geistliche Sohn viel und erbaulich gebetet hatte, sagte die fremde Frau ganz laut und wie im vollen Leben: „Derjenige, welcher das Verbrechen an mir und meinen Kindern beging, das uns in Noth und Schande stürzte, wird keine Ruh' im Grabe haben bis seine That gesühnt ist. Das Recht kommt, wenn auch langsam wie ein Hahnenschritt, der Vollmond scheint darauf bis es an's Licht der Sonne kommt. Ehe das goldene Bließ des Lammes weiß wird, tritt die Sühne über diese Schwelle!" — Dann lächelte sie, befahl Gott ihre Seele und starb. Die Leiche ward in unsere Gruft gesetzt, alle Bürger der Stadt waren dabei und Messire Detroi konnte nichts dagegen machen. Beim nächsten Vollmond starb Messire Detroi, seine Kinder scharrten die Leiche Nachts in der Stille im Wörtesehn ein, außer dem Weichbilde der Stadt. Der Sohn des Verfluchten starb ohne Nachkommen am Zehrfieber, die Tochter heirathete einen gemeinen Mann Namens Backer. Sieh' Vetter, nun warteten die Kohbergs immer auf ein Kind mit gelben Haaren und durch sechs Geschlechter waren sie schwarz oder braun, ich bin die Erste, die ein goldenes Bließ hat. So ist das Gesage."

Thekla sprach das Alles so ruhig, als ob sie einem Kinde Märchen erzähle, sie empfand keine Ungeduld oder selbstische Erregung, sie

wartete nicht für ihre Person, sondern für ihr Recht und ihren Namen. Nach einer Pause sagte Rüdiger: „Du mußt von diesen Backers, sie könnten Dir ein Leid anthun!“

„O nein —“, beruhigte Thekla, „sie fürchten die Bilder und die Todten, und Du weißt, die Gruft ist den Kohbergs geblieben und wer mit diesem Namen kam, dem ist sie aufgeschlossen, zuletzt der Tante selig — das eine Erbe ließen sie uns, unten in der Burgkapelle!“

„Aber — bedenkst Du auch, daß die Leute von Dir und Josef Backer reden? Er sagt überall, daß er Dich heirathet, sobald sein Vater die Augen zuthut!“

„O, die Augen stehen noch weit genug offen — was er sagt ist einerlei, aber was ich thue nicht; an mir sehen die Leute, daß es nichts ist mit uns Zweien. Wenn ich jetzt zu Euch zöge, käme ich mit Dir in's Gerede und das wäre schlimmer!“

„Weshalb schlimmer?“

„Für den Josef bin ich klug genug, aber für Dich viel zu einfach; so ist es besser, ich lasse vom Möglichen reden als vom Unmöglichen!“

„O Thekla, fragt man denn: was hast Du gelernt? wenn man gut und rechtschaffen ist und für einander leben und sterben möchte —?“

„Weshalb sagst Du mir das, Vetter?“

„Weil ich in dieser Stunde fühle, so wie ich mein Dasein fühle, daß es kein zweites Mädchen giebt, das ich neben Dich stellen möchte! Alles was ich gewollt, gelernt und gestrebt habe, ich wollte und that es im Andenken an meine Mutter und Dich, mir ist, als gäbe es eigentlich nur uns Dreie in der Welt!“

„Das kommt“, sagte Thekla, ohne ihre Stellung zu verändern, „weil die Liebe einen so großen Raum vor unseren Augen einnimmt, wie der Himmel über der Erde; wir verstehen nur das Licht, nicht die Schatten!“

„Thekla!“ rief Rüdiger und erfaßte ihre Hand, „wie kommt Dir so etwas — wie weißt Du das — Du mußt Jemanden lieb haben, um so zu sprechen!“

Thekla schloß einen Moment die Augen, als wollte sie in sich nachforschen, woher ihr dies Erkennen gekommen, dann sah sie langsam und voll zu ihm empor und sagte langsam: „Jeder weiß es von Geburt an, es liegt in uns und wächst in uns, aber ich rechne Die, welche es nicht erlebten, stellen es sich gerade am Herrlichsten vor! — Du hast Deine Mutter — aber ich — —“, ihre Stimme brach und sie barg das Gesicht in die Hände.

„Es muß Dir aber doch Einer lieber sein als der Andere“, fiel Rüdiger beunruhigt ein.

Sie antwortete nicht, wischte sich die Augen und stand auf: „Ich muß gehen, Vetter, die anderen Mägde dürfen keinen Makel an einer Kohberg finden — Adje, und Dank für Deine gute Meinung!“

„Gehst Du so?“ fragte der Dragoner und wagte sie doch nicht zu halten.

„Ich muß so gehen!“ entgegnete sie, nickte und sprang über den Graben in die nächste Wiese.

Der liebende Josef Backer war inzwischen auf seiner „Plaisirtour“ in der übelsten Laune; sein Liebesschmerz pflegte sich immer in der allerunpoetischesten Form Luft zu machen, seine Mutter entschuldigte ihn zwar bei der Frau Doctorin des Nachbarortes mit einer „unglücklichen Declamation“, aber das machte den jungen Herrn nicht liebenswürdiger, und Frau Backer mußte ihn noch mehrere Male mit den Flügeln der Mutterliebe zudecken. Die geselligen Freuden der Backer'schen Familie und ihrer Sipp- und Freundschaft bestanden hauptsächlich im Essen und mehr noch im Trinken; der Vers „Wir essen desto weniger und trinken desto mehr“ bezog sich nur halb auf sie, sie tranken zwar desto mehr, aßen aber auch bewunderungswürdig viel. Auch der junge Liebende suchte seinen Schmerz unter allen möglichen Victualien zu begraben und mit allerlei Flüssigkeiten hinunter zu spülen. Als es Frau Backer endlich gelang, die beiden männlichen Familienhäupter im „Fond“ des Wagens unterzubringen, stellte es sich heraus, daß auch der Kutscher angenehm angeheitert war und Frau Backer setzte die älteste Tochter neben ihn auf den Bock, damit sie, im Fall der Noth, mit in die Zügel greifen könne. Es war eine laue Sommernacht, leichte Nebel lagen über der Haide und den Saatfeldern, übrigens sah man gut genug und die Braunen kannten den Weg. Es ging lustig vorwärts, bis man in die Gegend von Wöstefehn kam. Die kleine Sicherheitspolizei auf dem Kutschbock beschäftigte sich, nach dem Brauch solcher kleinen Evatöchter, gern mit verbotenen Gedanken, sie stieß den branntweinduseligen Rosselenker an und flüsterte, indem sie auf eine nebelumwobene weiße Düne deutete: „Du, Gert, sieh dorthin, nicht wahr, da ist er?“

„Alle guten Geister loben Gott!“ schrie der plötzlich erwachte Kutscher und gab den Pferden einen so unerwarteten Ruck mit den Zügeln, daß auch diese erschraken, zur Seite drängten und den Wagen umwarfen.

Am nächsten Tage war ganz H. von den schauerlichsten Berichten über die Erscheinung am Wöstefehn erfüllt. Der Kutscher hatte ganz deutlich eine Geistergestalt erblickt, welche mit den Armen winkte und drohte, die Pferde hatten sich gebäumt und waren mit keiner Gewalt einen Schritt vorwärts zu bringen gewesen, was kann ein armer Knecht gegen die Geisterwelt, die aus den Gräbern steigt und die Braunen schreckt —? Er ist, nämlich der Kutscher, unschuldig daran, daß der neue Kutschwagen die Achse und Herr Backer das Bein gebrochen hat und daß sich Josef eine furchtbare Brausche schlug, so daß sein linkes Auge ganz in Geschwulst vergraben lag und er nun nur ausschließlich das rechte auf Thekla werfen konnte. Dieser dreifach tragische Ausgang war das Lange und Kurze von der Sache und es mußte eilig zum Arzte geschickt werden. Frau Backer entrüstete sich, daß ein solcher Unfall ihren Mann treffen konnte, noch dazu in einer Zeit, wo er von dem Branntweinbrenner-Ausschuß als „Deportirter“ gewählt werden sollte. Herr Jan Backer klagte ausnahmsweise nicht, so empfindlich er sonst

gegen jede Unbequemlichkeit seines sterblichen Leichnams sein mochte, die Geistergeschichte schmerzte ihn im Stillen noch mehr, als sein zerbrochener Knochen und er wußte nicht wie er sich dieses „Memento mori“ seines seligen oder besser unseligen Herrn Aeltervaters zu deuten habe. Wenn Thekla zu seiner Aufwartung aus- und einging, folgte er ihr mit den Augen und er bestrebte sich sogar seine Wünsche ohne alle Grobheit auszudrücken. Je länger er mit seinem geschienten Beine, auf wässerige Krankensuppe angewiesen, dalag, desto klarer wurde es ihm, er müsse den Geist überlisten. Zum Glück lag der Weg dazu genau vorgezeichnet: Thekla blühte das Glück, des großen Mannes Schwiegertochter zu werden.

Herr Backer lächelte als er den ungeheuren Vortheil in Anschlag brachte, den er vor dem Geiste voraus hatte; er, Backer, konnte die Sache drehen und wenden wie er wollte, aber der Geist konnte nur seinen Hahnenschritt weitergehen und wenn er ankam, war sein Spiel bereits verloren. Der Stammhalter, der blau angelaufen war wie die Stahlschnallen bei der Trauer, wurde vor das Lager des zerbrochenen Schlaukopfes beschieden, um sein Glück zu vernehmen; der liebevolle Vater hielt folgende poetische Anrede: „Ich muß sagen, wir sehen Beide verteufelt aus und das Lumpenpack da in der Stadt wird ein lästerliches Maulreißen über die Geschichte haben. Na, es ist am Besten wir setzen Einen drauf, wenn es auch ein Bitterer ist, und obzwar mir der Doctor meinen Morgenbittern streng verboten hat — ich meine, da Du etwas schwach von Begriffen bist, Du heirathest die Füchsin, die keine Füchse in der Tasche hat und so ist mit einem Male Frieden und Ruhe!“

Frau Backer gab mit allerlei falsch angewendeten Fremdwörtern zum Voraus ihren mütterlichen Segen; ihre Augen wurden feucht und sie umarmte ihren schief geschwollenen Erstgeborenen mit der Versicherung: „Thekla ist ein gutes Mädchen, Niemand kann ihren guten Leumund blombiren!“

„Ja, ja, das Mädchen hat Glück!“ bemerkte seufzend Jan Backer; es war ihm unangenehm, daß Jemand Anderes durch ihn ein Glück, ein so großes Glück haben sollte!

Eben trat Thekla mit dem Abendbrod ein und Herr Backer säumte nicht, sie mit dem Unerhörten, Ueberwältigenden bekannt zu machen; aber welch' ein Staunen erfaßte nicht sie, sondern ihn, als sie erklärte, sie hätte ihre Gründe Josef's Hand nicht anzunehmen. Sie sagte das so einfach und verstockt, daß der ergrimmte Hausherr eine unvorsichtige Bewegung machte und dann vor Schmerz an seinem zerbrochenen Beine förmlich aufbrüllte. Er wurde dadurch nur noch gereizter und ungeberdiger, so daß seine bessere Hälfte sich veranlaßt sah, einige Nachbarsleute zur Hülfe herbei zu rufen, denen er dann mit geballten Fäusten erzählte, das undankbare Mädchen wolle Alles allein haben und ihn und seine Familie an den Bettelstab bringen. Die Herren Nachbarn staunten und billigten seine Entrüstung, als ob der Geist schon in aller Form die trefflichen Backers am Kragen genommen und wohl oder übel aus ihren vier Mauern gerissen hätte. Niemand kam auf den Gedanken, Herr

Backer sei nicht der Mann, sich ohne Weiteres an die Luft setzen zu lassen; denn alle Anwesenden erwarteten von Klein auf den entscheidenden Moment, wo der Geist den Kohbergs gerecht werde, wie ihn ihre Väter und deren Väter erwartet hatten.

Natürlich sprach die ganze Stadt am nächsten Tage von nichts Anderem als dem Korbe, den Josef Backer von der Kohberg-Thekla erhalten habe, zwar ohne jegliche Theilnahme für Josef's liebendes Herz, aber mit jeder Rücksicht auf den Besitz des Burgmannshofes: „Sie wird mir den Acker, der neben dem unserigen liegt, vermiethen", sagte Einer; „Jan Backer schlug ihn nur aus reiner Bosheit ab, als ob mein Geld anders aussähe wie das anderer Leute!"

„Wenn sie nichts für die Wiese thut", bemerkte ein Anderer bedächtig, „und die Schlöte werden nicht aufgemacht, so wird nächstes Jahr nur saures Gras darin wachsen, die Brücke muß sie auch aufrichten lassen, die liegt schon lange im Wasser unten —!"

Alles ordnete und schickte sich leicht und gut, nur daß der Geist nicht bestimmt angegeben hatte, wann er den letzten Act zu spielen gedenke.

In der Scharpeborg wurde natürlich auch von Thekla's Weigerung erzählt und Rüdiger, welcher die Tage vorher etwas kopfhängerisch umher schlich, wurde wieder lustig und guter Dinge. Seine Mutter schien übrigens nichts von der angedeuteten Verstimmung bemerkt zu haben, sie zeigte ihm gern die reifende Ernte und ihre hübsche kleine Rindviehheerde und baute allerhand Pläne auf den wachsenden Wohlstand. Von Rüdiger's Herzen kam freilich nichts darin vor, aber dagegen eine Reise nach Holland zu Mama's Verwandten, eine neue Decoration der Halle in der Scharpeborg ꝛc.

Da sein Urlaub bereits ablief, ging Rüdiger noch ein paar mal auf den alten Stadtwall und pfiff sein Liedlein von der wunderschönen Anna, aber die wunderschöne Thekla blieb taub, sie widerstand sogar auch den anderen Volksliedern von der Capteinischen Tochter und dem Bettler aus Ungarland! — „Sie liebt mich nicht!" seufzte Rüdiger, nachdem er am letzten Abend zwar sehr laut aber ohne andern Erfolg gepfiffen hatte, als daß das doppelte Echo ihn wieder auspfiff — „sie liebt mich nicht!" — Ja weshalb sollte sie ihn denn lieben? Und wenn sie ihn wirklich liebte, was dann? Es war am Besten für ihn und sie, daß sie ihn nicht liebte, und doch ging Rüdiger tief in den Schatten der ziemlich verwahrlosten Lindenbäume und wischte ein paar Mal heftig mit der Hand über die Augen — sie war doch ein so herrliches, wunderliches Geschöpf.

Rüdiger's abgeschlossenes Jugendleben, der Heimatfriede, der ihn wie ein Blüthenduft mit jedem Gedanken wieder dahin lockte, gaben ihm ein selbstständiges und wenig mittheilsames Wesen. Er war immer heiter im Umgange mit Kameraden und Commilitonen, aber nie wurde er laut oder das, was die Anderen lustig nannten. Man erklärte ihn deshalb für phlegmatisch und nannte ihn mit dem Spitznamen „der Hollän-

der"; seitdem er eines Tages eine Wette im Laufen gewonnen, ward er „der fliegende Holländer".

Frau von Scharpeborg, welche glücklicher Weise in ihrer theilnahmlosen Art nichts von Rüdiger's Neigung für seine Cousine gemerkt hatte, schloß, in Folge eines glücklichen Zufalls vielleicht, seit seinem letzten Urlaub Thekla mit in ihre brieflichen Berichte ein. Obwol sich nichts geändert hatte, als etwa die Wiederherstellung der beiden Backers, so daß Josef jetzt an einer Seite nicht häßlicher war als an der andern und Jan am Stocke umherhinkte — trotz dieser anscheinenden Stabilität der Verhältnisse hatte Thekla so viele Bewerber als ledige Bürgersöhne im Orte lebten. Der Geist war ungemein im Credit gestiegen — und das ist mehr, als die meisten anderen Städte von sich rühmen können, bei denen der Geist in keinem besondern Werthe steht. Aber ach, Josef mußte die Herstellung seines Angesichts sehr beklagen; denn die im vorigen Jahre zurückgesetzten Recruten wurden plötzlich eingezogen und einexercirt, man redete viel von einem Kriege für Schleswig-Holstein gegen Dänemark. — Mit der Oekonomie auf Scharpeborg ging es gut und das Mutterherz dachte und plante für den Sohn.

Alle Briefe der Wittwe waren erfreulich. Wie das geschriebene Wort weher thut und tiefer dringt als das gesprochene, so ist geschriebene Herzlichkeit und Heiterkeit fast noch wärmer und überzeugender als die geredete; auch die Briefe des Mutterherzens, halb holländisch, halb in einem unorthographischen Deutsch, wirkten klärend und befriedigend auf den Leser, sie trug alles Schwere schweigend allein, und bannte jedes freundliche Licht, jeden heitern Eindruck für ihn. — Inzwischen zog die Kriegswolke empor und das Dragonerregiment wurde mobil gemacht. Fast schon mit dem Fuß im Bügel erhielt Rüdiger eine erschütternde Nachricht — auf Scharpoborg war in der Nacht Feuer ausgebrochen, und nicht nur das Wohnhaus, sondern auch der Stall und die Scheune, in denen das Feuer mit großer Heftigkeit ausbrach, verbrannt, ja, die besten Stücke der Rinderherde waren mit umgekommen! Bei dem hohen Alter und der Bauart der Gebäude war die säumig herbeikommende Hülfe nicht im Stande, dem zerstörenden Elemente Einhalt zu thun und Frau von Scharpeborg war eine obdachlose Bettlerin! Nur die Gebäude waren, und zwar ihrer geringen Solidität nach, niedrig genug versichert, die Ernte, die Einrichtung, das Silber und das Vieh — es war dahin. Schwereren Herzens zog wol kaum einer in den Kampf, als der letzte Sprosse der kriegerischen Scharpeborgs, vielleicht Josef Backer ausgenommen, der jammervoll unter den Strapatzen des Dienstes und der Märsche litt und ein chronisches Kanonenfieber hatte, welches freilich seinem Appetit keinen Eintrag gethan haben würde, wenn nicht die Soldatenkost seinem verwöhnten Gaumen schon an und für sich ein Gräuel gewesen wäre. Er wurde viel gehänselt und verspottet — das kümmerte ihn aber nicht, wenn er nur mit heiler Haut wieder herauskäme. Mitten in all' seiner Wehleidigkeit traf ihn ein Glücksfall — ach, nun war der Tod doppelt furchtbar —! Jan Backer schrieb

seinem tapfern Sohne, Thekla habe eingewilligt, die Frau des Letztern zu werden. Gründe nannte der Vater nicht und der Sohn beunruhigte sich nicht über einen Sinneswechsel, der so gut für ihn ausschlug. Da die Kameraden keinen großen Antheil daran nahmen, daß ihn ein Mädchen „wolle", welches blutarm war, wie er selbst zugab, so ließ sich Josef den Triumph nicht rauben, dem Junker mitzutheilen, daß er jetzt entschieden in seine Verwandtschaft hinein heirathe. Ja, der biedere Jüngling machte zu diesem Ende eine Fußtour von zwei Stunden, es begeisterte ihn förmlich seinem Erbfeinde eine unangenehme Nachricht zu überbringen. Wohlweislich kam Josef nicht allein, man wußte nicht, wie Rüdiger die Sache aufnahm, sondern er hatte sich einen andern Soldaten gekauft, welcher ihn begleitete. Diese Vorsicht erwies sich inzwischen als überflüssig. Rüdiger nahm die brüske Verlobungsanzeige ohne ein Wort der Entgegnung hin, seine Stirn röthete sich tief und er wurde dann sehr bleich — das war Alles. „Jetzt fürchten wir den Geist nicht mehr", redete Josef in die eingetretene Stille.

Ein verächtliches Zucken lief um Rüdiger's Lippen, er wandte sich kalt gegen den glücklichen Bräutigam: „Hast Du sonst noch irgend etwas zu berichten?"

„Sonst nichts!" grinste Josef und rieb sich seine unsauberen Hände.

„Um so besser — dann kannst Du gehen!" Josef hätte vor Wuth in einen Stock beißen mögen, als sich mit diesen Worten der armselige Betteljunker abwandte und die Gegenwart des Burgmannssohnes gänzlich zu vergessen schien. Hätte nur Josef Muth gehabt, er würde ihm sofort in die blonden Haare gefahren sein, oder wäre ihm nur wenigstens etwas Gescheidtes oder auch nur etwas Freches zu sagen eingefallen — aber nichts, nichts! Es blieb ihm kein Mittel seinen Rückzug würdig in Scene zu setzen, als daß er dem nächsten Stuhl einen unbarmherzigen Stoß gab und dann die Thür so gewaltsam zuwarf, daß alle Scheiben klirrten.

Rüdiger war durch diesen letzten schweren Schlag in jenem Stadium des Seelenleides angekommen, in welchem der Mensch um so geduldiger aussieht, als er in der That von einem verzweifelten Rettungsplan zum andern schwankt, einer immer so unausführbar wie der andere. Wie qualvoll, seine Mutter dem Mangel anheim gefallen, obdachlos zu denken, wie undenkbar Thekla als die Gattin dieses albernen Tölpels! Er verhüllte wie erstickend sein Antlitz — da langte ein Feldpostbrief an — ein Brief seiner Mutter. Der Brief war lang, auf grobem Papier, aber sauber und mit sehr geraden Linien. Der Empfänger vermochte nicht vor Aufregung zu lesen, endlich ward es stiller und heller vor ihm, die Mutter schrieb: „Zum Glück, mein Sohntje, hat mir der Schreck vom neulichen Brande nicht geschadet und es freut mich wahrzunehmen, wie viel Achtung und Liebe hier für die Scharpeborgs herrscht. Der Bäcker Nien bot mir gleich seinen Saal zum Wohnen an und der Branntweinbrenner Schröder ein Darlehn von zweihundert Gulden, das ich für Deine und meine Erhaltung nicht ausschlagen konnte, so gern ich es

gethan hätte. Meine Leute habe ich alle entlassen, aber ich bin in guter Pflege, Thekla Rohberg kommt jeden Morgen, kocht und sorgt so für mich, daß ich glaube sie erräth alle meine Gedanken und Wünsche. Man räth uns zum Verkaufe unserer Ländereien, aber für diesen Augenblick ist daran nicht zu denken, während der Kriegszeit hieße verkaufen halb verschenken —!"

In diesem milden, klaglosen Tone zog der Brief dahin, der Stil war ungewandt, die Orthographie mehr wie mangelhaft und doch — ein Engel hätte nicht treuer, nicht selbstloser schreiben können. Aber was war das mit Thekla, warum begann sie ihre Liebesdienste mit einem so widernatürlichen Schritt, als es ihre Verlobung war? — Rüdiger zermarterte sich mit Fragen, ohne doch eine Antwort zu finden.

Die Familie Backer ersetzte in Klagen was die Wittwe Scharpeborg etwa versäumte; nichts konnte grausamer sein als ihren Sohn so großen Gefahren auszusetzen, wie der Krieg sie, glaubwürdigen Traditionen zufolge, herbeiführt, ja Frau Backer verstieg sich unter reichlicher Anwendung mißhandelter Fremdwörter zu der hochverrätherischen Aeußerung, solche Scandale, wie die Könige jetzt machten, indem sie Kriege anfingen, wären ganz unchristlich. „Wer erlaubt ihnen alleinig wegen ihrer Amputation anderer Leute Kinder todt schießen zu lassen?"

Durch all' die kriegerische Aufregung zerstreut und durch die Verlobung gewissermaßen verschanzt gegen die Geisterwelt war der Vollmond und der drohende Hahnenschritt einigermaßen in den Hintergrund getreten. Aber der alte Detroi mußte eigens auf diesen Moment gelauert haben, denn in einer Vollmondsnacht — kam er!

Das war so. Abends gegen Zwölf kehrte Thekla von der Wittwe zurück und Herr Backer, der auf ihre Rückkehr gewartet hatte, um seinem Zorne Luft zu machen, hinkte an die Zimmerthür und brüllte durch das schlafende Haus, daß er diese Wirthschaft durchaus nicht mehr dulde, er verbiete Thekla noch einmal zu der hochnasigen Bettlerin zu gehen.

„Ihr habt mir nichts zu verbieten", entgegnete Thekla ruhig, „wir haben mit einander den Contract gemacht und Einer von uns ist so frei als der Andere — die gnädige Frau ist krank und ich werde morgen mit dem Frühesten wieder zu ihr gehen!"

„O, Du Teufelsmädchen Du!" knirschte Herr Backer, „die zweihundert Gulden hast Du herausgekitzelt und nun kommt er nicht und ich habe mein gutes Geld umsonst diesem verfluchten — —"

In diesem Augenblicke geschah neben an im Bildersaal ein ungeheurer Knall, so daß Herr Backer wie gelähmt gegen die Wand sank und seine Gattin in leichter Bekleidung mit ihren händeringenden Töchtern auf dem nächtlichen Schauplatze erschien. Thekla kam zuerst zur Besinnung; sie richtete sich hoch auf, nahm dem Hausherrn die lange Kerze aus der Hand, welche dieselbe bebend umklammert hielt und trat in den Kreis ihrer Vorfahren. Alles schien in der alten Ordnung oder eigentlich Unordnung zu sein, der Luftzug säuselte durch die zerbrochenen Fensterscheiben und es roch stark nach den Aepfeln, welche hier aufbewahrt

wurden. Thekla erhob das Licht und ein leiser Schrei entfuhr ihren Lippen — unter dem Bilde des Messire Detroi war das Täfelwerk, als den zerbrochenen Scheiben zunächst, auseinander gesprungen, hatte den daran befestigten Bilderrahmen gleichfalls gesprengt und die Leinwand des Bildes so eingerissen, daß die Finger der rechten Hand vom Arme getrennt waren. Als Thekla herzutrat, hing etwas Weißes aus dem wunderlichen Riß, dieses Weiße war ein kleines Bündel Papiere, die Thekla ergriff und unter ihr Brusttuch schob. Sie wußte kaum was sie trieb, Das zu thun; es leitete sie nur die feste Erwartung ihre Vorfahren würden irgend ein rettendes Wunder für sie herbeiführen. Die Familie war in ihrer Furcht zu fern geblieben, um zu gewahren, was die letzte Kohberg mit den Geistern verhandelte, indeß die Besitzer sich, wie eine Herde Schafe beim Gewitter angstvoll zusamendrängten. Nach langer Zeit, kam Thekla wieder; obwol sie bleich aussah, hatten doch ihre Augen einen ungewöhnlichen Glanz und auf die unruhige Frage: „Hast Du ihn gesehen? was hat er gesagt", erwiederte sie laut als hätte sie einen Sieg zu verkünden: „Ich habe ihn gesehen, er sagte: „Recht bleibt Recht, so lange noch ein Gott im Himmel ist!""

Jan Backer ließ seinen Stock fallen und taumelte in die Arme seiner schreienden Töchter, indem er wie aberwitzig mit den Händen in die Luft hinausgriff. Die Mägde, welche durch eine andere Thür gekommen waren, drängten einander nach dieser zurück, weil sie dachten, ihr Gebieter würde auf der Stelle toll werden.

„Er sagte", fuhr Thekla lauter fort und ihre milden Augen funkelten jetzt: „er sagte: Jan Backer ist ein Schurke, seine Väter waren Schurken, die mir keine Ruhe im Grabe ließen, denn sie wußten, daß sie Diebe waren und Keinem fiel es ein sein Gewissen zu retten!"

„Halt, halt", vertheidigte sich Jan Backer, „der Besitz ist verjährt und — und" — er schnappte nach Luft „und es giebt keine Beweise — keine Beweise!"

„Ihr irrt, Mynheer Backer, es giebt Beweise, und ehe der Mond in's letzte Viertel geht legt sich Messire Detroi ruhig in sein Grab am Wöstefehn — ruhig, sage ich!"

„Aber der Contract, die Verlobung — meine zweihundert Gulden —"

„Was gesagt ist, bleibt gesagt — ich heiße Kohberg!"

Thekla wandte sich und schritt mit dem Lichte ihrer Kammer zu, ihren Pflegevater einer furchtbaren, fieberhaften Aufregung und seine Gattin ihrem „spanischen Schrecken" überlassend.

In ihrer Kammer angelangt setzte sich Thekla wie zerbrochen auf den Rand ihres Bettes — ein großer lautloser Kampf schien ihre Brust zu durchwühlen, endlich sprang sie mit dem Rufe: „Es muß sein!" auf die Füße, holte aus dem Grunde ihrer „Kiste", dem Schranke und Koffer jeder Emsländerin, ein altes Schreibheft hervor, von dem Gesimse des halb eingestürzten Camins eine Medicinflasche, deren vertrockneten Inhalt sie mit Wasser anfeuchtete und setzte sich, um auf einem ausgerissenen Blatte einen Brief zu schreiben. Derselbe lautete: „Lieber Vetter!

Durch einen Zufall habe ich den Trauschein meiner vom Kohberg vertriebenen Aeltermutter und die Taufscheine ihrer Söhne gefunden; wenn ich auch nicht viel aus den alten Papieren lesen kann, erkenne ich doch genug die Namen und Siegelungen. Weil ich Josef Backers verlobte Braut bin und auf Kohberg groß gezogen wurde, will ich keinen Proceß machen, aber ein festes Uebereinkommen muß gestiftet werden, wegen eines heiligen Gelübdes, das ich über den Fluch gebreitet habe, der seit Geschlechtern auf dem Burgmannshofe liegt. Sobald Du wirst können, komm hierher. Deine Mutter entbehrt nichts als Dich, die Dich grüßt ist Deine Nichte Thekla von Kohberg."

Der Eindruck, den dieser Brief auf Rüdiger hervorbrachte, läßt sich kaum beschreiben. Er zweifelte, ob die Angelegenheit so leicht und glatt verlaufen würde, als Thekla zu glauben schien; denn er brachte natürlich die Mitwirkung der Geisterwelt nicht in Anschlag! Doch erinnerte er sich allerdings, daß die Kohbergs von Generation zu Generation den geraubten Besitz zu reclamiren strebten und dafür Opfer brachten, die den vertriebenen Stamm nie zu gedeihlichem Wohlstand und zur friedlichen Ruhe kommen ließen. So weit urtheilte Rüdiger als Mann; als Liebhaber freilich drängte sich ein Heer ungelöster Fragen auf ihn ein. Schmerz, Zorn, Zweifel bemächtigten sich seiner so sehr, daß ihn alle Welt für erkrankt hielt — wie er es denn ja auch eigentlich war — und ihm ein Urlaub zu seiner Wiederherstellung bewilligt wurde. Der Krieg war in's letzte Stadium, das des Abschlusses gekommen; er forderte nur noch Tinte und kein Blut mehr.

Rüdiger reiste in die Heimat. Mit zitterndem Herzen trat er vor das Angesicht seiner Mutter; aber wunderbar, die obdachlose Frau war so ganz sie selbst, aus ihren in Folge von längerm Kränkeln bleichen Zügen sprach so sehr das alte, friedliche Heimatwesen, daß es Rüdiger kaum auffiel, sie in einem fremden Zimmer zwischen Blumen und Vögeln dasitzen zu sehen, ja, die weißgetünchten Wände hatten einen ganz feudalen Anstrich, denn auf denselben hingen einige große, dunkle Ahnenbilder, einem Rococospiegel gegenüber.

„Mein Sohntje, ich bin glücklich", sagte sie, „ich habe nichts verloren, Du lebst ja und kannst Deiner Mutter offen und treu in die Augen blicken!"

Sie erzählte mit dankbarer Weitläufigkeit, wie gut Thekla sei, wie sich das Mädchen belehren lasse und wie theilnehmend die ganze Umgegend sie mit Geschenken für Küche und Keller und Aufmerksamkeiten jeder Art überhäufe. „Deine beste Erbschaft kommt nicht unter den Hammer", schloß sie, „es ist die allgemeine Achtung!"

O, hätten die zwei treuen Menschen sehen können, was man ohne die Selbstachtung und ohne die öffentliche Achtung ist; hätten sie den einst so hochmüthigen Jan Backer sehen können, sie würden ihr Erbe doppelt so hoch angeschlagen, ja, über jedes andere gestellt haben. Nichts schien auf dem noch bestehenden und letzten Burgmannshof verändert und doch war die Familie wie verirrt, doch mied man Jan Backer, den

lustigen Jan, wie einen Verfehmten, doch wollte die Dienerschaft nicht mehr das Brod des Verfluchten essen, doch war er in seinen eigenen vier Wänden haltlos und rathlos, ein furchtsamer, elender Mann, von einer Welt unsichtbarer Feinde und wirrer Gedanken verfolgt. Er ward menschenscheu, denn ihm war wie Jemand, der an dem Pranger steht, zu seinen Füßen die Inschrift: „Dies ist Jan Backer, der verfluchte Dieb, der Sohn seiner verfluchten Väter!" Thekla nahm zu nicht geringem Vortheil desselben das ganze Hauswesen in die Hand, die Dinge schienen sich unmerkbar in Reih' und Glied und in eine gewisse Ordnung zu schieben, ohne daß man wußte, wie sie nach jahrelanger Passivität plötzlich dazu gekommen waren.

Wer der Begegnung Thekla's und ihres Vetters beiwohnte, konnte die feindlichen Verwandten nicht kühler und ruhiger wünschen; Rüdiger blieb auch ungemein zurückhaltend gegen sie, indeß Thekla mehr und mehr freundlich und mittheilend erschien.

Die Liebe ist ein so wunderbares Geheimniß im Menschenherzen, daß sie sich vor sich selbst verschleiern und verbergen möchte; sie zwingt die aufrichtigsten Charaktere anders zu erscheinen, selbst dem Geliebtesten gegenüber, als es die eigentlichste, tiefste Stimmung des Herzens bedingt! — So begegneten sich Rüdiger und Thekla, so schritten sie selbander vor die Rechtsgelehrten, welche Thekla's Fund prüfen und einen Contract zwischen ihr und Jan Backer ausfertigen sollten — ruhig, gelassen, als ob Beide keinen andern Wunsch kannten, als eine Geschäftssache zu beenden.

Jan Backer hatte, trotz seiner niedergeschlagenen Gemüthsverfassung, dennoch nicht versäumt, mit erfahrenen Männern Rücksprache über seine Verhältnisse zu nehmen — man rieth ihm unbedingt, sich einem Vergleich zu unterwerfen, da er bereits vor Zeugen zugestanden habe, daß er sich im unrechten Besitz wisse und ihm vermuthlich eine schwere Strafe zuerkannt werden würde, falls er einen Proceß anstrenge. Die gefundenen Papiere selbst waren unzweifelhaft echt, sie gaben, ihrer Abfassung nach, auch selbst die Erklärung, weshalb sie nie zu ersetzen gewesen waren: Die Trauung des damaligen Erben von Kohberg und seiner Gattin Helene von Stiermandl war, während jener kriegerisch bewegten Zeit, in einem kleinen Dorfe Oberösterreichs durch den Feldpater des Regiments vollzogen, der älteste Sohn war von einem andern Mönch in Tirol, der zweite in Schlesien getauft — erklärlich genug, daß alle Nachforschungen später vergeblich waren.

Es war seltsam, die junge Bäuerin in ihren schlichten, ländlichen Kleidern und mit ihrem ruhigen Selbstbewußtsein den Gerichtsherren und Advocaten gegenüber zu sehen, zu ihrer Linken lehnte, anscheinend theilnahmlos, in seiner Eigenschaft als nächster Verwandter, Rüdiger, rechts saß in einem Lehnstuhl, unruhig mit dem Krückstock umherarbeitend, Jan Backer, er suchte den alten, selbstgefälligen Ton hervor und warf, ohne daß ihn Jemand gefragt hätte, leicht hin, es wäre am Ende

einerlei, ob seiner Schwiegertochter oder seinem Sohn das Besitzthum zugeschrieben werde, „sie hätte es ja nun lieber so gewollt!"

Niemand antwortete ihm.

Thekla erröthete und sagte dann: „Ich werde erst in vier Jahren mündig und man hat mir gesagt, ich könnte noch nicht entscheidend für mich handeln und bestimmen, wie es für alle Zeiten bindend und fest ist!"

„Der Contract wegen der Verlobung bindet Dich trotz Unmündigkeit und allen Teufeln!" fuhr Jan auf.

„Er bindet mich!" erwiederte sie ruhig. „Ich bin hier", fuhr sie dann fort, „nicht, um mir selbst gerecht zu werden, sondern um meiner Vorfahren willen, die bis auf heute im Mitbesitz von Kohberg verblieben!"

„Gotts Donnerwetter, Du lügst!" schrie Backer.

„Ich lüge nie, wie Ihr wol wißt; ich sage nur, daß wir im ungehinderten Besitz der Todtengruft in der Burg verblieben sind!"

Backer sah verblüfft drein und fuhr sich in die Haare.

„Mein Pflegevater und künftiger Schwiegervater, Johann Backer, hat meine schriftliche Zusage, daß sein Sohn, mein Verlobter, Miteigenthümer über alles Das sein soll, was mir an Besitz zufällt, so daß uns Alles gemeinsam angehört. Ich halte meine Gelöbnisse, auch jenen Auftrag der Todten, den Burgmannshof nebst den alten Ländereien an die Scharpeborgs zurückzugeben, halte ich; mir verbleiben dann die neuen Ländereien und Heuerhäuser — sag' nichts dagegen, Vetter, Du bist, wie ich, noch nicht mündig und dies Alles wird nur für den Fall meines Todes aufgeschrieben. Ich gebe Dir mit dem Burgmannshof die Pflicht, für die Familie Backer christlich zu sorgen, so daß sie mit selbsteigenem Fleiß bestehen können!"

„Sie ist verrückt", keuchte Jan Backer, „nur eine Verrückte verschenkt einen Burgmannshof und begnügt sich mit ein paar lumpigen Ländereien!"

„Ihr seid nicht verrückt, wenn Ihr fremdes Eigenthum zurückerstattet, noch bin ich es, Mynheer! Ich kann arbeiten und Euer Josef muß es lernen, wenn er Feuer auf eigenem Herde anzünden will. Ich bitte, mir bis ich mündig werde und alsdann zu meiner Heirath schreite, hiesige Bürger und rechtschaffene Männer zu Vormündern zu ernennen. Grämt Euch nicht, Mynheer, wir wollen miteinander trachten, daß die Todten zur Ruhe kommen und die Lebenden ruhig sterben mögen. Amen!"

Es wurde noch viel hin- und hergeredet, nur Rüdiger stand stumm da, bis endlich Alles untersiegelt und unterschrieben war und Jan Backer, wie entgeistert, sein stolzes Lebensschiff scheitern sah und sich und sein Haus zur Arbeit verdammt — ein zweiter Adam vor dem Racheschwert eines Engels aus dem paradiesischem Schlaraffenland entweichend! Ach den Lebenden würde er Alles ohne Frage, ohne Gewissensbisse entrissen haben — aber die Todten — die Todten!

Als Alles beendet war, erwachte Rüdiger aus seinem Traum, auch

er hatte sich mit Geistern beschäftigt, ergriff mit Wärme Thekla's Hand und sprach:

„Der Geist einer längst begrabenen Zeit weilt über uns und vereint uns für ein unwandelbares Streben. O, könnte ich die Aufklärer, Neuerer und Gleichmacher vor das Allerheiligste dieses Frauenherzens führen und sie fragen, ob sie dann noch die Stirn haben, Traditionen zu verdammen, welche in einer solchen Seele neben der heiligen Religion und unerschütterlich wie diese selbst aufwachsen! Thekla, ich danke Dir, daß Du in einer pietätlosen, superklugen, selbstischen Zeit mir den Ritterschlag zu einem Kreuzzug gegen die Lüge, zu einer Mission für deutsche Treue gabst, ich werde Deiner würdig sein!"

Er wandte sich mit einem Händedruck von ihr ab und sie legte den Arm des gebeugten Jan Backer stützend auf den ihrigen und führte ihn, gleich einer guten, sorgsamen Tochter, in das Haus, welches nicht mehr sein Haus war!

III.

„Setz' einen Frosch auf einen goldnen Stuhl,
Er springt zurück in seinen Pfuhl!"

Die Familie Backer erinnerte, nach ihrem jähen Sturz, an jene Seethiere, die im Wasser farbenreich und vielgestaltig umherschwimmen, außer demselben aber nur ein farb- und formloser, widerlicher Gallert sind. Jan ward ein alter, halb kindischer Krüppel und seine geduldige Ehehälfte wurde nicht wenig durch seine wachsenden Eigenheiten incommodirt. Als nun auch Josef heimkehrte zeigte es sich alsbald, daß seine Sitten im Felde sich nicht eben verbessert hatten, er suchte sogar eine knabenhafte Genugthuung darin, diese seine kriegerische Verwilderung recht geflissentlich zu offenbaren. Es wurmte ihn nicht wenig, daß Thekla, ihrer äußern Lage nach, jetzt so hoch über ihm stand als sie es geistig schon immer gethan hatte, er behauptete schon am ersten Tage seiner Rückkehr, sie sei eine kalte, herzlose Kröte, aber unbegrenzt war sein Zorn, als er vernahm, die Scharpeborgs, oder besser der Mensch, den er mit seinem Spinnenhaß verfolgte, werde die größere Hälfte seines, Josef's, Vermögens bekommen! Thekla's neue Vormünder waren nicht geneigt, Josef's Taschengelder bis zu einer irgendwie nennenswerthen Summe zu erhöhen und Thekla selbst entgegnete seinen Klagen: „Arbeite!" — Josef haßte „die Füchsin" beinah — was sollte, was konnte er arbeiten? Frau Backer verwerthete ihren „Cameelschmuck" und Alles nur Entbehrliche, um Josef vor dem „Arbeiten", vor der letzten furchtbarsten Schmach zu retten, aber diese Hülfsquellen, an denen auch der Vater schöpfen half, erwiesen sich nur zu bald als versiechend, und Josef würde die einst so geliebte Thekla mit kaltem Blute ermordet haben, falls ihr Tod nur einen wesentlichen Nutzen gebracht hätte und er versichert war, daß man ihn nicht bestrafte.

Der Bräutigam der Erbin wußte in der That nicht, was er mit sich anfangen sollte; die Seinigen hörten nicht auf ihn zu bedauern, Thekla

hörte nicht auf ihn zu bitten er möge sich irgendwie nützlich beschäftigen, er selbst empfand einen kaum zu stillenden Durst — nicht nach dem Wissen, sondern nach ganz ordinärem Gerstensaft und noch ordinärerem Fusel. Der Tag, wo die größere Hälfte der Scharpeborg-Ländereien verkauft wurde, dieser Tag des Triumphes über den Junker, brachten Josef nicht einmal Befriedigung, er hörte, wie die alte Dame zu Thekla sagte: „Rüdiger ist gutes Muthes, da er nun nicht weiter studiren kann, wird er nach Holland zu meinen Verwandten gehen, damit er „das Geschäft" erlernt!"

Es war empörend die Scharpeborgs und Thekla immer gutes Muthes zu sehen, während er selbst hätte in einen Stock beißen mögen. Aber ohne die Alte wurde Thekla vielleicht geschmeidiger; wenn sie ihn, Josef, nicht liebte, weshalb hätte sie sich ihm anverlobt? Josef verfiel auf ein sehr sinnreiches Mittel, er wollte Thekla eifersüchtig machen und spielte bei der Magd, welche die Stelle der Erbin in der Hausarbeit vertrat, den Liebenswürdigen — die Braut merkte nichts, bis er ihr selbst sagte: „Mareke ist ganz so hübsch als Du, aber viel freundlicher und hat keine rothen Haare!"

„Aber ich bin Deine Braut!" sagte Thekla einfach, sie mahnte ihn stets an seine Pflicht, auch an die gegen sie selbst, obwol er manchmal im Stillen dachte, es wäre gerathen sich bei ihrer Mündigkeit die Hälfte von Thekla's Vermögen auszahlen zu lassen und ihren Besitz nicht weiter zu beanspruchen. Die Abreise der Wittwe von Scharpeborg nach Holland machte Thekla keineswegs zärtlicher, sie widmete den Angelegenheiten der feindlichen Familie eine verdoppelte Aufmerksamkeit und weigerte sich unerbittlich Josef's Schulden zu zahlen, so lange er sich nicht bestrebe irgend einen Broderwerb zu ergreifen: „Willst Du einen Todtengräber oder Nachtwächter zum Manne?" fragte grimmig der Verlobte.

„Warum nicht, wenn er ein ehrlicher, braver Mann ist?" Josef erkannte, daß seine Braut kein wirkliches Ehrgefühl besitze und wandte sich höhnisch ab. Nach Ablauf des bestimmten Termines liefen die Gelder für die verkauften Scharpeborg-Ländereien ein. Ein Theil derselben wurde Thekla überwiesen, um damit die noch ausstehenden Verpflichtungen und jene zweihundert Gulden abzuzahlen, die Jan Backer auf Thekla's Veranlassung vorgestreckt hatte. Das junge Mädchen verschloß einstweilen die Summe in ihre Kiste, nicht ahnend, daß auch dieses bisher so unbeneidete Besitzthum räuberische Angriffe auf sich ziehen könne — doch war dem so, Tags darauf fand sich Thekla bestohlen! Sie taumelte und wurde bleich, dann aber zog es wie eine stille Verklärung über ihr Gesicht und sie murmelte: „Messire Detroi geht noch immer um — ich verstehe die Geister!"

Den ganzen Tag ließ sich Josef vergebens von seiner Braut suchen, endlich konnte er nicht länger ausweichen und verstand sich mürrisch zu einer Zwiesprach.

„Josef", begann Thekla „der Sohn von Dieben ist wieder ein Dieb wie ich sehe, ich hoffte umsonst Deinen Namen zu Ehren zu bringen.

Du hast das Geld der Scharpeborgs aus meiner Kiste gestohlen, da hilft kein Leugnen, an der Haspe meines Koffers hängt noch ein Westenknopf von Dir, welcher ausriß als Du Dich zum Suchen hineinbeugtest — gieb mir das Geld zurück!“

„Ich will es nicht!“ sagte Josef in rathlosem Trotz.

„So gehst Du in's Gefängniß!“

„Mein Gott, ich kann es nicht, ich habe es nicht mehr“, klagte der Verbrecher „ich bezahlte es einem Agenten für zwei Ueberfahrtsplätze nach Amerika.“

„Zwei — Josef?“

„Ja — für Mareke und mich — das hast Du davon!“

Thekla staunte, Josef sah in der That ungemein betreten aus und setzte sich wie überwältigt auf den Heuhaufen neben ihr.

„Du sagst Dich also von mir los?“ fragte sie.

„Die Hälfte Deines Eigenthums gehört ohnehin mir!“ trotzte Josef weiter.

„Nein, Dir gehört jetzt nichts mehr als das Gefängniß!“ entgegnete Thekla bestimmt. „Komm herein und schreib auf, daß Du mir entsagst, mir und Allem, was zu mir gehört, damit ich Dich nicht als Dieb und Einbrecher bestrafen lasse — folge mir!“

„Morgen früh wären wir über alle Berge gewesen!“ klagte Josef hinter ihr drein schreitend.

Nachdem die Schrift zu Stande gekommen war, bereute Josef wieder, daß er ihr willfahrtete und meinte: „Du hättest ja doch Deinen Bräutigam der Leute wegen nicht einsperren lassen!“

„Ein Treuloser, ein Dieb ist nicht mein Bräutigam! Aber wir wollen den Leuten kein Gerede geben, Du reisest morgen wie auf meinen Wunsch nach Amerika ab, ich lasse die Mareke wie unzufrieden mit ihr, in einigen Tagen aus dem Dienste — Niemand braucht zu wissen, daß es zwischen uns zu Ende ist!“ Sie wandte sich ab und er schlich verstört hinaus, seinen Eltern den Reiseplan in die Neue Welt zu unterbreiten. Jan Backer bemerkte: „Es würde dann ein Brodesser weniger im Hause sein!“ — Die Mutter ängstigte sich: „Ach, Du armes Kind, was wirst Du dort nur zu essen bekommen: gewiß niemals Speck und Bohnen, die Dir so gut schmecken!“

Josef ging, Mareke ging und Thekla entgegnete allen Anfragen: „Er wird ja eines Tages wiederkommen!“

Sie erbot sich, die alte Frau von Scharpeborg, der sie eine Stätte in dem kürzlich wieder bewohnbar gemachten Theile des Kohberghofes anbot, aus Holland abzuholen. Thekla erschien zwischen den eleganten jungen Damen des Amsterdamer Handelshauses in ihrer Bauerntracht, und als Rüdiger eintrat und sie dort in ihrem rothen Bojerock auf den vergoldeten Stühlen sitzen sah — erröthete er. Thekla gab ihm unbefangen die Hand, freute sich, daß ihm sein neuer Beruf zusage und sprach die Hoffnung aus, Josef Backer werde drüben in Amerika auch ein tüchtiger Geschäftsmann werden.

„Thekla, wie ist es möglich, daß Du an ihm festhältst?“ fragte Rüdiger heftig.

„Du vergißt, ich bin als Bauernmagd erzogen!“

Man gewann die „deutsche Cousine“ während ihres kurzen Aufenthalts in der reichen Familie recht lieb, nur Rüdiger fragte sich immer, weshalb sie denn hier so ganz anders als daheim sei? — Frau von Scharpeborg vertauschte gern das Geräusch des großen Hauses mit dem stillen Dasein in der zweiten Heimat unter Theklas Pflege. Die zwei Frauen lebten in still innigster Gemeinsamkeit. Thekla sprach fast nie von Josef, aber die Wittwe gab sich gern der Hoffnung hin, ihr Sohn möge eines Tages die hübsche Tochter seines Prinzipals Süffer Menna Kaudewater heirathen, eine Hoffnung die sich in der That erfüllte, bald nachdem Thekla mündig geworden war und ihre alten Vorsätze, hinsichtlich der Erbschaft, verwirklicht hatte. Rüdiger hatte gut einwenden, er, als der demnächstige Compagnon seines Schwiegervaters bedürfe dieses Opfers nicht: „Recht ist Recht!“ — sagte Thekla.

Eines Tages stand es im H'schen Wochenblättchen. Heirathsanzeige:

Rüdiger von Scharpeborg
Burgmann zu H.
Menna von Scharpeborg
geb. Kaudewater.

Amsterdam.

Acht Tage darauf las man in der nächsten Nummer:

Josef Backer,
Mareke Backer geb. Kniepke.

Cincinnati, Amerika.

Drei Tage nach dieser Anzeige kam unerwartet Rüdiger in H. an. Er begrüßte nicht erst seine Mutter, sondern suchte Thekla in der Küche und zog sie ohne ein Wort zu reden in die Milchkammer, deren Thür er verschloß. „Thekla“ rief er mit zitternder Stimme, „Du hast ein Spiel mit mir getrieben — Du wußtest, ich hoffte Jahrelang auf ein anderes Glück als es mir zu Theil wurde und — “

„Thut es Dir leid, daß ich bis an's Grab ledig bleibe?“ lächelte Thekla.

„Du solltest es nicht sein, Thekla!“

„Doch, Vetter, ich soll es sein; weil ich keinen andern als Dich lieben kann, und Deine Frau mußte Dir gleich stehen, sie durfte keine Magd sein; Du darfst nicht über sie erröthen; es ist Alles, Alles gut, Recht ist Recht und wir werden eines Tages ruhig schlafen gehen!“

„Thekla, Du redest wie verklärt!“

„Ich bin ja auch von Geistern gelehrt — und es dürfen nur gute Geister fortan walten auf den Burgmannshöfen — jetzt ist auch der letzte Morgen Land von der Scharpeborg zurückgekauft und besiegelt mit — Frieden!“

Preußens Königliche Schlösser.

Von **George Hesekiel.**

I. Die Potsdam'schen Schlösser.

Babelsberg.

Als wir bei unserm letzten Besuch des Babelsbergs das Parkthor erreichten, hörten wir noch das Rollen des Wagens, welcher den kaiserlichen Herrn, unsern König Wilhelm, davon führte. Das machte übrigens keinen Unterschied; denn man kann Babelsberg, Park und Schloß, sehen und besuchen, auch wenn der hohe Herr zugegen ist. König Wilhelm hat selbst Freude an dem schönen Besitz und in seinem unendlichen Wohlwollen möchte er gern Jedem einen Antheil an dieser Freude gönnen. Von seinem Wohlwollen hatte der König an jenem Nachmittage unseres letzten Besuchs gerade einen starken Beweis gegeben. Es hatten nämlich die Geschichtsvereine der Städte: Berlin, Potsdam, Brandenburg, Frankfurt a. O., Magdeburg und Salzwedel verabredet, sich an diesem Tage an der alten berliner Gerichtslaube im Park von Babelsberg festlich zu versammeln. Dieses hartverfolgte, gar nicht unschöne und interessante, älteste (1448) berliner Baudenkmal hat nämlich nach seinem Abbruch beim Rathhause in Berlin ein Asyl beim Königs- und Kaiserschloß zu Babelsberg gefunden. Der König, von der Zusammenkunft der Vereine benachrichtigt, begab sich schon um 1 Uhr zur Lennéhöhe, wo die Gerichtslaube jetzt steht, fand aber noch Niemanden dort; die geschichtsforschenden Freunde sind eben nicht so pünktlich wie Preußens erster Soldat. Der König kehrte ins Schloß zurück, kam aber eine Stunde später wieder, um die Vereine auf die herzlichste Weise in seinem Garten willkommen zu heißen. *)

---

*) Ueber die Begrüßung der Geschichtsvereine durch König Wilhelm entnehmen wir dem Bericht über die Sitzung noch Folgendes: Neben einander, den Dampfer mit der Musik in der Mitte, fuhren die drei Dampfer nach dem Hafen für die kaiserlichen Lustboote im Park von Babelsberg, von wo aus die Promenade nach der Lennéhöhe begann, auf welcher sich, nun hoffentlich für alle Zeit, die altehrwürdige berliner Gerichtslaube in ihrer ursprünglichen Gestalt erhebt, nicht wie Flickwerk, Zuthat, Schmutz und scheinbare Altersschwäche sie in der letzten Zeit vor dem berliner Rathhause zeigten. In der offenen unteren Halle empfing Männer-Chorgesang die Ankommenden mit dem „Integer vitae." In malerischer Gruppirung von dem prachtvollen saftigen Grün des Parks umgeben, sammelte sich Alles um die von dem Hofgärtner G. Kindermann durch reichblühende Topfgewächse geschmückte Rednertribüne, von welcher der K. Professor Baumeister Adler, der eifrige und berechtigte Anwalt aller historischen Bauwerke der Mark, einen Vortrag über die Geschichte der Gerichtslaube gab, der hoffentlich auch einem größeren Publicum zugänglich gemacht werden wird.

Hierauf ergriff der Vorsitzende, der Geheimerath Schneider, Vorleser Sr. Majestät des Kaisers und Königs, das Wort, indem er sich an den ebenfalls anwesenden städtischen Archivar E. Fidicin mit folgender Ansprache wandte:

Beim Zusammentreten unsers Vereins und beim Beginn der Herausgabe unserer „Berlinischen Chronik" sagten wir: „Alle lieben wir ja unsere Vaterstadt. Nun wollen wir sie aber auch kennen lernen!" Dasselbe gilt, umgekehrt, auch von den

[illegible] Männer [illegible]

[illegible] Publikum [illegible] gemacht

[illegible] Beginn der [illegible] unserer [illegible]

[illegible]

Schloss Babelsberg

Der Babelsberger Park bietet, zum Schloß aufsteigend, eine Reihe von sehr ansprechenden Niederblicken auf die mächtigen Wassermassen der Havel und ihrer Seen; es sind das höchst reizende Wasserlandschaftsbilder. Auf dem Wege zum Schloß finden wir zwei, auf dem Platz vor dem Schloß das dritte Bild; das vierte, von der Terrasse vor den Gemächern der Kaiserin und Königin, scheint uns den Vorzug vor allen anderen zu verdienen; das fünfte, von dem Balkon vor dem Frühstückszimmer der Kaiserin und Königin ist schon mehr gedeckt und das letzte von dem Schloßthurm erscheint uns zu weit, es ist wie ohne Rahmen.

Der Kaiser war noch Prinz Wilhelm von Preußen, als er Schloß Babelsberg 1835 nach Plänen von Schinkel durch Persius erbauen ließ; es wurde indeß später bedeutend vergrößert. Das Schloß ist in jenem englisch-gothischen Styl (Tudor) erbaut, der uns in Mark Brandenburg nicht überall gefallen will, der aber an einem so schönen Punkt sich doch sehr gut macht; die Höhe der Bodenerhebung ist gerade bedeutend genug, um den Thürmen und Erkern die nöthige Entfaltung möglich zu machen. Die Vorhalle ist englisch bis auf den englischen Portierstuhl und so hat auch die ganze innere Einrichtung, dem Baustyl getreu, einen englischen Anstrich.

Die Gemächer der Kaiserin-Königin liegen an der ersten Terrasse; es giebt ja gewiß größere und auch prächtigere Räume, diese aber sind ein Muster von geschmackvoller Wohnlichkeit und behaglicher Eleganz, welche durch die zahlreichen Familienandenken einen noch höhern Reiz empfängt. Aus dem Tanzsaal blickt man auf die Terrasse der Rückseite, wo sich, gerade der Glasthür gegenüber, unter dem gothischen Spitzbogen ein heiliger Michael, der deutschen Krieger alter Schlachtenpatron, erhebt: dem Kaiser von seinem Bruder, dem Könige Friedrich Wilhelm IV., verehrt, da er als Prinz von Preußen 1849 Sieger über die badische Revolution war. Draußen im Park steht noch ein Andenken an diesen Kampf mit der Revolution, ein sogenanntes Bildstöckl nämlich, neben welchem der Prinz eine Zeitlang gehalten, als er die Schlacht bei Waghäusel commandirte. Großherzog Leopold von Baden machte es dem Feldherrn zum Geschenk. Zum Andenken an die

---

Beziehungen unseres Vereins zu Ihnen, verehrtester Herr! Wir kannten Sie Alle; aber wir sollten Sie in unserem Zusammenwirken auch lieben lernen. Mit Recht sind sie der geistige Gründer des „Vereins für die Geschichte Berlins" genannt worden. Was Küster, König, Nicolai begonnen, haben Sie gesichtet und auf eine Bahn geleitet, auf welcher wir nur fortzuwandeln brauchen, um überall köstliche Blüthen für die Geschichte unserer Vaterstadt zu pflücken. Wenn wir von uns selbst recht viel Gutes sagen wollten, oder wenn einst unsere Nachkommen über unsere Bestrebungen urtheilen werden, läßt sich doch nichts Besseres von uns sagen, als daß wir Ihnen gefolgt sind. So konnten wir den Tag Ihrer fünfzigjährigen treuen Dienste im Staate, für die Stadt und für die Wissenschaft nicht vorübergehen lassen, ohne diesen Gefühlen und dieser Ueberzeugung auch einen äußeren Ausdruck zu geben, und ich glaube wir haben nicht allein Recht, sondern auch Ein Recht gehabt, eine Medaille auf Ihr verdienstliches Wirken prägen zu lassen. Daß sie nicht schon zum Tage Ihres Jubiläums vollendet werden konnte, möchte ich heute — und gerade hier — nicht bedauern, und zwar nicht allein, weil die Prägung so vieler Millionen neuer Reichs-Goldmünzen eine genügende, nebenbei auch erfreuliche Entschuldigung ist, sondern weil wir in der That keine bessere und würdigere Gelegenheit zur Ueberreichung finden konnten, als diese Zusammenkunft gleichstrebender märkischer Geschichtsvereine zu löblichem und erfreulichem Thun im Parke unseres Kaiser gewordenen Königs und vor der mit solcher Munificenz wieder hergestellten alten berliner Gerichtslaube. In den Emblemen und Inschriften der Medaille haben wir unsere Verehrung für Sie und unsere Liebe zur Vaterstadt, wie zu deren Geschichte

Siege von 1864 und 1866 aber findet sich im Park eine Siegessäule mit einer Victoria von Rauch.

Das Prachtstück des Schlosses ist der Speisesaal, der besonders auch die Heraldiker entzücken wird. Die Wappendecke wird nämlich sehr sinnig durch den viermal wiederholten schwarzweiß quadrirten Zollernschild gestützt und getragen, die Dynastie als Trägerin des zollerisch-brandenburgischen Staates; die Allegorie ist hier die volle Wahrheit. Ueber den Wappen der acht Provinzen des preußischen Staates erscheinen allerdings noch zwei, welche auch nur die Dynastie repräsentiren, nämlich eben der Zollernschild und der Löwe für das Burggrafenthum Nürnberg. Merkwürdig ist es, daß der Zollernschild, von Churfürst Friedrich I. an, immer im churfürstlich brandenburgischen Wappen geführt worden ist, der Titel von Zollern aber erst 1685 vom Großen Churfürsten angenommen wurde. Er sagte dabei sehr bezeichnend: „Was nun den Titul von Hohen-Zollern betrifft, da gilt es Unß gleichviel, ob Unß solcher als Graf oder als Fürst von Hohen-Zollern beigelegt werde; ja, es ist Unß fast lieber ein alter Graf von Hohen-Zollern als ein neugemachter Fürst solchen Nahmens genannt zu werden und könnte solchennach sothaner Titel immediate nach Cammin folgen."

Unter den Gläsern der reichen Sammlung, die hier aufgestellt ist, sind nicht weniger als acht Reichsadlergläser, d. h. Cylindergläser mit der Darstellung des Reichsadlers, der die Wappen der Reichsglieder trägt; besonders interessant war uns ein Glas mit dem brandenburgischen Wappen auf der einen und dem pommerschen auf der andern Seite, es ist aus der Zeit des Churfürsten Johann Georg, ferner sind drei sogenannte Hallorengläser da; das älteste noch aus der Zeit, da Halle und das Herzogthum Magdeburg noch nicht brandenburgisch-preußisch war, die beiden andern aus dem Jahre 1703 und 1710; diese Gläser gehörten ehedem mit zu den Huldigungsgeschenken, welche die Halloren ihrem Lehnsherrn mit dem Neujahrsgruß brachten, sie zeigen den Salzkorb, das Wappen der Salzwerkarbeiterschaft im hallischen Thale, nicht das der Stadt Halle, welches einen rothen Halbmond in weißem Felde hat, der oben und unten von einem rothen Stern begleitet ist.

---

ausgesprochen, und legen sie als eine metallene Urkunde für alle Zeit in Ihre Hände nieder.

Hier wurde die Anrede durch die Erscheinung Sr. Majestät des Kaisers und Königs unterbrochen, Allerhöchstwelcher in Begleitung des dienstthuenden Flügel-Adjutanten Fürsten Anton Radziwill, in einer von Schimmeln gezogenen Equipage vorfuhr, ausstieg, gnädigst grüßte und sich den Jubilar vorstellen ließ, ja, die Gnade hatte, die goldene Medaille aus den Händen des Vorsitzenden zu nehmen, und dem verdienten Manne zu überreichen. Se. Kaiserliche Majestät ließ sich dann den Professor Adler vorstellen, bedauerte, zu spät gekommen zu sein, um seinen Vortrag noch zu hören, wünschte aber, daß derselbe ihm schriftlich eingereicht werden möge, und äußerte dabei: „Ich bin um 1 Uhr schon einmal hier gewesen, und glaubte die Versammlung bereits anzutreffen. Sie war aber noch auf der Havel." Se. Majestät sprach weiter seine Freude aus, dieses ehrwürdige Baudenkmal vor dem Untergange gerettet zu haben, und wie man jetzt erst sehen werde, von welcher, auch kunsthistorischen Bedeutung dasselbe sei. Die Anwesenheit Sr. Kaiserlichen Majestät in Mitte des Märkischen Geschichtsvereins dauerte einundzwanzig Minuten. Gern wären Alle in einen lauten Jubelruf bei seinem freundlichen Abschiedsgruße ausgebrochen, wenn das Bewußtsein, selbst nur geduldete Gäste zu sein, nicht zu ehrfurchtsvoller Stille gemahnt hätte. Desto lauter brach der Jubelruf, von schmetternden Fanfaren begleitet, auf den Schiffen aus, als sie an dem Durchblick vorüberfuhren, welcher vom Ufer zu den Fenstern des Kaisers im Schlosse führt, wohin Se. Majestät zum Vortrage des Geh. Cabinetsrath Wilmowski zurückgekehrt war.

Die Gemächer, welche ehedem die Tochter des Kaisers, die Frau Großherzogin von Baden, bewohnte, so wie die des Kronprinzen und der Frau Kronprinzessin, die aber jetzt auch nur selten noch hier wohnen, zeigen denselben Charakter eleganter Behaglichkeit, wie die der Kaiserin. Die Zimmer der Frau Kronprinzessin sollen ganz wie die Zimmer eingerichtet sein, welche höchstdieselbe einst in Schloß Windsor bewohnte. In dem Gemach des Kronprinzen fehlten begreiflich weder die Werke des großen Friedrich in rothem Prachtbande noch Graf Stillfrieds Monumenta Zollerana, auch war da eine kleine Sammlung von Kugeln und Granatstücken, roh und verarbeitet, Erinnerungskleinigkeiten aus den Kriegen von 1864 und 1866, 1870 und 1871. Auch mangelt es nicht an wirklichen Kunstwerken von hoher Hand, wenn daneben auch Manches dilettantenhaft auftritt und Einiges als Kinderarbeit sich offen und ehrlich bekennt.

Das Interessanteste im ganzen Schloß Babelsberg sind aber für uns doch die beiden stillen Gemächer, in denen König Wilhelm arbeitet und schläft, Treppe auf, Treppe ab geht es in einem solchen gothischen Bau immer; König Wilhelms Zimmer liegen über dem der Königin, wir steigen eine Treppe nieder, die mit Hirschgeweihen und anderen Jagdtrophäen des hohen Herrn selbst fast zu reich verziert ist und dann wieder ein Treppchen hinauf, endlich öffnet sich die Thür zu einem räumlichen und hellen, aber überaus schlichten Gemach. Wir treten ehrfürchtig ein: das ist König Wilhelms Arbeits- und Vortragszimmer. An dem runden Tisch sitzt Er berathschlagend mit seinem Bismarck, seinem Roon, seinem Eulenburg oder Selchow; oder mit seinen Feldmarschällen und Generaladjutanten. Wohl manches schwere Wort ist dort gefallen und manches, was hier noch als ein schüchterner Vorschlag flüsterte, hat später im Donnerton als That die Welt durchbraust.

Das Zimmer ist das obere Gemach eines achteckigen Thurmes und hat ein sogenanntes Sterngewölbe; die Wände sind blau, der Teppich ist von buntem Velours, die Meubles von weißem Ahorn geschnitzt mit braunem Lederbezuge. Die Chaise-longues sind mit Büchern, Bildern, Musikalien dicht belegt. Unter dem Fenster steht der räumliche Schreibtisch, die Platte ist mit allerlei kleinen Andenken bedeckt; unter den Büchern, die dort liegen, bemerkten wir einen Band Plattdeutsch von Fritz Reuter und aufgeschnitten den neuen Roman Um „Scepter und Krone" von Gregor Samarow, der wahrscheinlich für den Kaiser ein besonderes Interesse hat, weil er die Zeit von 1866 bis 1872 behandelt und der Verfasser, dessen wahrer Name Regierungsrath Meding ist, bekanntlich ein eifriger welfischer Agent war, der sich erst 1870 wieder Preußen zuwendete, nachdem er sich das unzweifelhafte Verdienst erworben, die welfische Legion von dem Eintritt in französischen Dienst abzuhalten. Und noch schlichter als das Arbeits- und Vortragszimmer ist das Schlafzimmer König Wilhelms. Das Lager ist überaus einfach, ein Pfühl und eine graue Steppdecke, das ist alles. Ein Taschentuch am Bett und ein Handtuch über dem Kaminschirm haben beide das Zeichen P. v. P. — also Preußens König, der deutsche Kaiser, gebraucht noch immer die Wäsche des Prinzen von Preußen. An der Fensterspange hängt der kleine Spiegel, vor dem sich der König selbst rasirt.

Auf dem Tisch stand eine Schaale mit Zucker und ein kleiner silberner Teller mit einigen Erdbeeren; der hohe Herr hatte kurz vorher Erdbeeren aus seinem Garten gekostet.

In höchst anmuthiger Weise schließen sich die Außenräume des Schlosses

an die inneren an und gehen zuweilen ineinander über; hier offene Erker, dort Altane und durchbrochene Gitterwände, Terrassen, die mit Bäumen und Blumen bestanden sind, Balkone, die unter Ephen verschwinden, Räume endlich, in denen mit hochmüthiger Miene seltenes Federvieh auf und ab wandelt, das sich wohl seiner Ausnahmestellung bewußt zu sein scheint. Ihre Majestät die Kaiserin-Königin streut mit eigener hoher Hand diesem Federvieh Futter, das mag wohl ein stolzes Federvieh sein! Viel harmloser giebt sich das Rehböckchen dort, das neugierig über eine Treppenstufe hinausblickt.

Babelsberg zu besuchen kostet Zeit; es ist da gar zu hübsch und wenn man Alles gesehen zu haben glaubt, so giebt es doch immer wieder, nicht etwas, sondern noch viel zu sehen. Es reizt ja Alles, was dem Könige gehört, was in irgend einer Beziehung zu ihm steht, unsere Neugierde; es ist aber noch mehr als Neugierde, eine viel tiefere und bessere Empfindung, bei den treuen, altpreußischen Herzen.

Da ist ein Stock, den sich König Wilhelm in Holz geschnitten als zehnjähriger Knabe und der fünfundsiebzigjährige Kaiser geht noch jetzt gern an diesem Stocke. Das ist ein so recht charakteristischer Zug im Wesen unseres Königs, die Freude an dem, was er schon lange hat; die Treue, die er selbst leblosen Dingen bewahrt. Ganze Bündel der verschiedensten Spazierstöcke stehen da und dort, der König benutzt niemals einen davon.

Der Park um das Schloß ist eigentlich nicht groß, obgleich der König kürzlich erst allerlei Leute in dem armen Nachbarort Nowawes durch den Ankauf von Wiesen glücklich machte, aber er ist sehr wohl geordnet. Außer dem Meister Lenné sind König Friedrich Wilhelm IV., Prinz Carl von Preußen und Fürst Hermann Pückler-Muskau mit Rath und That behülflich gewesen. Außer dem unvergleichlichen Wege vom Eingangsthor zum Schloß mit den verschiedenen Wasserprospecten, hat uns immer der Fichtenhain beim Cavalierhaus den stärksten Eindruck gemacht.

„Und in Poseidons Fichtenhain,
Tritt er mit stillem Schauder ein."

Glinike.

Glinike, nicht Glienicke, oder gar Glienecke, denn die Ableitung von dem wendischen Glinik, Ziegelgrube oder Ziegelei, macht sich jetzt herrschend geltend, obwohl sich das alte churfürstliche Jagdschloß deutsch genug Kleinecke schrieb, und ein gewisses Mißtrauen gegen slavische Ableitung uns geboten erscheint. Glinik aber gefällt uns wegen der Erinnerung an die weltvornehmen früheren Tuillerien in Paris, die auch von einer Ziegelgrube, oder so etwas ähnlichem abstammen, wie der Name verräth. Man muß bei Glinike aber ein dreifaches unterscheiden: ein Dorf mit hübschen Häusern in einem dem märkischen Lande angepaßten Schweizerstyl, die wohlhabenden Leuten als Villen dienen; ein Jagdschloß mit einem Park daran; und einen Park mit einem Lustschloß darin. Von dem Dorfe ist weiter nichts zu sagen; das Jagdschloß aber ist der Sommersitz Sr. K. H. des Generalfeldmarschalls Prinzen Friedrich Carl von Preußen. Dieses Schloß, das sich vom Babelsberg her sowohl, wie von der unvergleichlichen Gliniker Brücke aus, sehr gut vorstellt, ist in den fünfziger Jahren dieses Jahrhunderts erst erbaut worden, den Park daran hat S. K. H. Prinz Carl von Preußen selbst für den einzigen Sohn angelegt.

Die Räumlichkeiten im Innern des Schlosses sind wohl vertheilt, neben dem schönen Speisesaal nach dem Hofe zu gelegen ist im ersten Stock ein großer Salon mit einem sehr anmuthigen Altan nach dem Garten, auf welchem die Frau Prinzessin Friedrich Carl, die hochbegabte Malerin vom Stamme des rauhen alten Dessauers, zuweilen zum Thee empfängt.

Unter den schönen Bäumen im Park hielt der Dänenbezwinger Prinz Friedrich Carl an einem heißen Junitage des Jahres 1866 Tafel. Es war am Tage vor dem Ausmarsch zum Kriege mit Oesterreich; der Chef und die Officiere des Stabes, welche Seine Königliche Hoheit ins Feld begleiten sollten, waren die Gäste. Das Gespräch war lebhaft, auch heiter, die Stimmung aber im Grunde doch ernst, wenn auch der Mehrzahl der Officiere das Heldenblut noch jung und rasch durch die Adern rann. Wir Preußen ziehen muthig, aber nicht übermüthig zu Felde. Der schwerern Stimmung gab der durchlauchtigste Prinz selbst, nachdem er die Tafel aufgehoben, Ausdruck, indem er, sein Mund lächelte aber sein Auge war ernst, zu dem einzigen seiner Gäste, der in Civil war, sagte: „Nun kommen Sie, ich will Ihnen einen Markgrafen von Brandenburg unter einem wendischen Lindenbaum zeigen!"

Wir schritten durch den wohlangelegten Garten zu einer schattigen Landzunge vor, an welche von allen Seiten die blaue, von Sonnengold durchleuchtete Woge der Havel mit leisem Schall klopfte.

Da lag, von den Wärterinnen bewacht, in weißen Linnen und weißen Kissen auf einem niedrigen Wäglein Prinz Joachim Friedrich Leopold, geboren im Markgrafenthum zu Brandenburg, grüner Lindenschatten über ihm und der kühle Zug vom Havelstrom. So schlief des fürstlichen Feldherrn Söhnlein, dessen Geburtstag mitten inne steht zwischen den Tagen von Düppel und dem Tage von Königgrätz. Und milde neigte der Prinz sein ernstes, kühnes Antlitz nieder zu dem zarten Antlitz des Kindes und nach ihm neigten sich all die behelmten Häupter der auserwählten Waffengefährten über das Kindergesicht; da war eine Fülle stolzer preußischer Heldengedanken in jener Stunde über dem Haupte des jüngsten Markgrafen von Brandenburg! Es hat wohl keiner der Anwesenden jener Stunde vergessen!

Und als wir zurückfuhren in dem Dampfkahn des Prinzen, dem vielbesprochenen Tschinakel, nach Potsdam, dicht an der Haltestelle rief der Chef des Generalstabs, der General von Voigts-Rhetz, der nachmals des Ruhmes so reiche Ernten geheimset in Böhmen und dann in Frankreich, ans Land springend: „Wir waren gerade dreizehn!" Keiner der Herren schien's als eine schlimme Vorbedeutung zu nehmen, nur Major von Unger, der wenige Wochen darauf durch seinen berühmten, in Schrift und Bild gefeierten Recognoscirungsritt am Abend vor Königgrätz, einen stolzen Namen gewann, sagte zu dem einzigen Civilisten in der Gesellschaft: „Es hat dabei Niemand bessere Chancen als Sie!"

Nun, im böhmischen Feldzug ist keiner von den Officieren gefallen, die an jenem Nachmittag in Glinike waren und der Civilist lebt auch noch; das beweist aber nichts gegen den alten Glauben vom Dreizehnten, denn General von Voigts-Rhetz hatte sich einfach verrechnet und einen der prinzlichen Adjutanten vergessen, wir waren bei Tafel vierzehn gewesen. Diese Aufklärung zur Beruhigung derer, die im Aberglauben des Dreizehnten leben und alle Tage als Vierzehnter zu einem Diner geladen werden. Dabei wird ihnen ihr Diner noch ganz anständig bezahlt; sind das catilinarische Existenzen?

Das Schloß des Prinzen Friedrich Carl in Glinike heißt ein Jagdschloß

und allerdings deckt der Potsdamer Forst mit den Tannenbergen ihm den Rücken, aber der fürstliche Waidmann selbst betrachtet es schwerlich als Jagdschloß. Als solches dient ihm sein Schlößlein Dreilinden bei seiner Besitzung Neuzehlendorf oder Düppel, unfern des Schlachtensees, das liegt in tiefer Waldstille, wie begraben unter grünem Laub und grünem Schatten. Da bringt der Generalfeldmarschall oft Wochen in völliger Einsamkeit zu und liegt dem edeln Waidwerk ob. Wenn er aber nicht jagt, dann sieht man ihn mit Wald- und Holzcultur eifrig beschäftigt. Im grauen Jagdrock, nur mit einer gewaltigen Baumscheere bewaffnet, aber nicht ohne die, allen Soldaten aus dem Felde bekannte halblange Cigarrenpfeife, wandelt er durch die neuen Pflanzungen und Culturen, in denen er im Frühling 1871 noch französische Kriegsgefangene beschäftigte, die er streng hielt, aber liberal beköstigte, was ihm der Franzmänner ganzes Herz gewann. Es war höchst interessant, den Feldherrn in der Unterhaltung mit den Gefangenen zu beobachten. Auch war damals ein sehr häßlicher Hund da, der dem Prinzen zugelaufen war, als er sein Hauptquartier zu Doncourt vor Metz hatte. Der Prinz hatte diesem französischen Vierfüßler den Namen „Doncourt" beigelegt, wunderte sich aber nicht wenig, daß die Bestie nicht auf diesen doch höchst passenden Namen hörte, bis sich herausstellte, daß die Dienerschaft den Namen Franzmann, oder Franzel, bequemer gefunden und der Hund ihn acceptirt hatte. Außer den französischen Gefangenen und dem französischen Hunde befanden sich damals im Dreilindenschlößchen auch noch Maulthiere, die der Prinz in Südfrankreich gekauft hatte, sehr interessante Thiere, ohne Zweifel, aber launisch wie Französinnen und durch die Eselsohren unschön auffallend.

Der Speisesaal im Jagdschlößchen hat hübsche Glasgemälde, die Wappen der Städte und Schlösser, wo der Prinz während seiner Kriegszüge sein Hauptquartier gehabt. Dreilinden muß mancherlei schon gesehen haben, wenigstens spricht man dunkel von einer geheimnißvollen Dreilindenchronik.

Kehren wir von dieser Abschweifung, vom Schlachtensee nach Glinike unter dem Böttchersberg zurück. Glinike ist nach Nikolskoe, fast der Pfaueninsel gegenüber, eingepfarrt.

Die Besitzung S. K. H. des Prinzen Carl in Glinike ist, wie wir schon bemerkt haben, ein altes churfürstliches Schloß mit Lustgarten gewesen, das Kleinecke hieß; es diente später als Lazareth, dann wurde es verkauft, und war einige Jahre im Besitz des Staatskanzlers Fürsten von Hardenberg, von dem es endlich S. K. H. Prinz Carl kaufte. Schloß und Park Glinike sind aber durchaus eine Neuschöpfung des Prinzen. Und welche Schöpfung! Es ist die höchste parkgärtnerische Feinschmeckerei, so zu sagen, die sich in diesen Anlagen kund giebt. Von den broncenen Hirschen an, die den Eingang bewachen und von den vergoldeten Löwen, die fächerförmig Wasser speien, durch alle Partieen des Parks hindurch, durch das Thal der armen Hirten, an der weißen Bank, dem Belvedere, dem Rohrhäuschen, dem Felsenteich, dem Jägerhof, der Teufelsbrücke, dem Maschinenhaus, dem Klosterhof, dem Casino, der Neugierde u. s. w. vorüber bis an die letzte Ausgangspforte nichts Störendes, nur Anmuthendes. Ohne Widerspruch ist der Park zu Glinike das höchste, was die moderne Parkgartenkunst zu leisten vermag. Selbst die Anlage künstlicher Felspartieen, die Klippen, an denen so viele Parkgärtner schon gescheitert sind, ist hier gelungen und nicht kleinlich. Das stattliche Schloß liegt fast versteckt in Baumpartieen; elegant und geschmackvoll ausgestattet,

birgt es viele werthvolle Kunstschätze; in dem Casino ist eine reiche Sammlung von Antiken.

Nach dem genußreichen Besuch von Glinike hatten wir noch das seltene Vergnügen die Meute des Prinzen, 70 Rüden stark, die im Kennel seines Jägerhofs in sorgfältigster Weise zur Jagd erzogen wird, unter der Leitung des berühmten Oberpiqueurs Salomon in Thätigkeit zu sehen. Die Hunde jagten auf dem Wege nach der Moorlake dahin, auf jenem einzig schönen Wege, der immer inmitten des blauen Wasserspiegels der Havel und des grünen Bergwaldes vor Glinike hinläuft. Es war ein Anblick, der aller Jagd- und Hundefreunde Herz erquicken mußte, als die Meute auf Befehl Wasser nahm, die Havel durchschwamm und nach dem Gasthaus zum Dr. Faust in Sacrow übersetzte.

Das anmuthige Kirchlein von Sacrow datrüben heißt die Heilandskirche, oder eigentlich: Sanct Salvator zum Park; sie bezeichnet eine Lieblingsstelle des hochseligen Königs Friedrich Wilhelm IV. und ist noch jetzt das Ziel vieler Lustfahrten. Aber Sacrow bewahrt außer dem Reiz seiner landschaftlichen Schönheiten auch noch eine literarische Erinnerung. Der alte Nicolai meldet 1786 hübsch steifleinen: „Sacrow, ein Kirchdorf und Rittersitz, dem Herrn Baron von Torreboutorre gehörig." Wer ist denn nun dieser Herr Baron von Torreboutorre, dessen Name nicht ein Mal richtig geschrieben ist? Nun, es ist der Sohn des berühmten Generals August Baron de Lamotte-Fouqué, der die Freundschaft des großen Friedrich sich zu erhalten wußte von Rheinsbergs und des Jugendordens Rittertagen bis ans Ende; und weiter war er der Vater des liebenswürdigen Zauberring- und Undinedichters, des edeln Barons Friedrich von Lamotte-Fouqué, der in Sacrow einen Theil seiner Knabenzeit verlebte. Der Aelteste im Hause de Lamotte-Fouqué führte nach altem Herkommen den Titel der Baronie Thorrenaye-boutorre, an der Charente gelegen, wenn wir nicht irren. Es hat uns dieses edle Geschlecht französischer Refugiés, dankbar für gewährte brandenburgische Gastfreundschaft, schon einen preußischen Feldherrn und einen deutschen Dichter gegeben. Es sind mehrere dieses Geschlechts unter der Kriegsfahne 1870 ins Feld gezogen.

Das Pfaueninselschloß.

Wir sind zur rechten Stunde gekommen, denn der große Markbrandenburgfahrer Theodor Fontane sagt: „Erst nach sechs Uhr Abends entfaltet die märkische Landschaft ihre eigenthümlichen Reize in ganzer Fülle!"

Die Pfaueninsel nach sechs Uhr Abends; die Sonnenstrahlen spielen lieblich über grünes Land und blaue Wogen, eine tiefe Stille ist sanft über den Wasserspiegel gebreitet, so daß man den Odem des Abendwindes gehen hört; ein grauröthlicher Farbenton legt sich strichweise über den blanken Schimmer, auf dem Fahrzeuge mit weißen Segeln, still wie Schwäne, und Schwäne, weißen Segeln gleich, hingleiten, hintreiben. Die weißen Mauern von Nikolskoe allein blicken grell beleuchtet auf die Pfaueninsel nieder.

Der Fährkahn stößt ans Ufer, die Pyramidenpappeln, welche die Anlände bezeichnen, erinnern an König Friedrich Wilhelm II.; sein Lieblingsbaum war diese Pappel, und sein ist diese Insel, die er bebaut, der er auch den Namen gegeben hat.

Der Kaninchenwerder, so hieß die Pfaueninsel früher, hat freilich weiter

hinausreichende historische Erinnerungen. Kunkel von Löwenstern, der Alchymist, der Goldkoch, der Scheidekünstler, der Phosphor- und Rubinglaserfinder, hauste einst auf dem Kaninchenwerder, damals war er Kammerdiener des großen Churfürsten; das Alles weiß man wohl und der Fleiß der potsdamer Geschichtsforscher hat Actenstücke genug aufgefunden, aus denen hervorgeht, daß sich Kunkel von Löwenstern nicht allzu gut auf dem Kaninchenwerder befunden, besonders nach dem Tode des großen Churfürsten, so daß man es ihm eben nicht allzusehr verdenken kann, wenn er Abschied nahm und in Schweden ein berühmter Bergrath wurde.

Die Kaninchen sind wahrscheinlich mit dem großen Scheidekünstler von dem Werder verschwunden, die Schafe traten für sie auf und eine hier begründete Schäferei gehörte zum Amte Bornstedt.

Erst Friedrich Wilhelm's II. feiner Blick wußte die landschaftliche Schönheit des Werders zu würdigen, er erkannte, daß sie die köstlichste Perle im Diadem Potsdams. Er ließ hier in den Jahren 1794 bis 1797 das Schloß, die Küche, die Kastellanei, das Cavalierhaus und die Meierei durch seinen Hofzimmermeister Brendel bauen. Zu dem Schloß sind die Risse von der Gräfin Lichtenau entworfen, nach römischem Muster; die Gartenanlagen sind von dem Hofgärtner Morsch; neben dem Garten aber bestand auch die Schäferei fort und eine Molkenwirthschaft dazu. Wir wissen noch, daß der König die Insel mit den Pfauen bevölkerte, nach denen sie dann benannt wurde und daß er auch Adler, Hirsche und Büffel hier hielt, aber sonst wissen wir aus seiner Zeit gar nichts mehr. Es sollte nach seinem Tode eine Glanzepoche für die Pfaueninsel kommen, vor der alles, was ihr vorherging, verschwand.

Friedrich Wilhelm III., der seines Vaters eine Schöpfung, den neuen Garten mit dem Marmorpalais mit ausgesprochener Ungunst behandelte, bevorzugte dafür die andere desto mehr; die Pfaueninsel wurde, besonders seit er 1804 in Ferdinand Fintelmann einen Hofgärtner nach seinem Geschmack dort hatte, sein Lieblingsaufenthalt. Von der Pfaueninsel werden aus Fintelmann's Zucht wol so ziemlich alle die Georginen (Dahlien) stammen, die unsere Gärten schmücken; sie sind ja von hier aus selbst in ihre transatlantische Heimat zurückgewandert. Hier wurde, nachdem der König 1821 in ächt königlicher Weise die Rosensammlung des Dr. Behm in Berlin gekauft, von den Fintelmännern jener hochberühmte Rosengarten begründet, der lange seines Gleichen nicht hatte. Die Parkanlagen gewannen langsam jenen stillen Reiz, der von der Landschaft allein, ohne irgend welche künstliche Zuthat hervorgebracht wird, wenn kundige und glückliche Hand alle Vortheile, welche die Natur bietet, zu benutzen weiß. Ein besondrer Theil des Parks war den Thieren gewidmet; man hatte da eine Hirschschlucht, eine Bärengrube, eine Fasanerie, ein Känguruhhaus, ein Lamahaus, ein Affenhaus, eine Volière, Wasservögelteiche u. s. w. Es war hier ein zoologischer Garten in einer Zeit, da es dergleichen Anstalten noch nicht gab. Und fast den ganzen Bestand an Thieren hat König Friedrich Wilhelm IV. 1842 der Actiengesellschaft des Berliner zoologischen Gartens bei dessen Gründung geschenkt. Aber es ist trotzdem noch immer kein Mangel an Gethier auf der Insel, namentlich bewegt sich der Pfau stolz und still noch immer zahlreich auf dem glattgeschornen Rasenteppich. Im Jahre 1825 wurde das Cavalierhaus durch die interessante Fronte eines alten Danziger Patricierhauses (dem Grafen Schliesse gehörig), die der König dort abbrechen und hier wieder errichten ließ, verschönert. Seitdem nannte man das Cavalierhaus auch das

Danziger Haus; 1830 wurde das Palmenhaus gebaut, da eine Sammlung sehr schöner Exemplare in Paris erworben worden war. Man sagt, die Pfaueninsel werde nur noch des Palmenhauses wegen von Fremden besucht; nun einige kommen doch auch wol noch wegen der dreihundert mächtigen Eichen, die auf der Insel stehen.

Das russiche Haus auf dem bewaldeten Berge am andern Ufer der Havel, Nicolskoje genannt, dem damaligen Großfürst Nicolaus, dem Gemal unserer ältesten Königstochter Charlotte zu Ehren, wurde 1819 gebaut. In der Peter Pauls Kirche dabei, die am 13. August 1837 geweiht ist, wurden am 22. Juni 1872 die Prinzessinnen Maria und Elisabeth von Preußen, die Töchter des Prinzen Friedrich Karl, in Gegenwart des königlichen Hauses und verwandter hochfürstlicher Personen confirmirt. Jagdschloß Glinike, der Sommersitz der Prinzessin, gehört zu dem Pfarrsprengel von St. Peter und Paul.

Dem wiederfährt aber keine geringe Gunst, dem es gestattet ist, von der Brücke zwischen den Thürmen des Pfaueninselschlosses hinauszublicken in den Abend, der sich leise über die grünen Buchten und blanken Spiegel des Havelstroms lagert; der die Insel mit ihren duftigen Baum- und Wiesenpartien durchwandeln darf in lauschiger Abendstille — es sind dies Augenblicke, für die man lange ein dankbares Andenken bewahrt.

Das Inselschloß ist ein zierlicher Bau; er ist räumlicher, als er auf den ersten Anblick erscheint und in ihm giebt sich eine Zeit kund, deren Spuren wir im Potsdamer Stadtschloß neben friedericianischer Pracht ärmlich finden, die wir in Paretz mit Rührung charakteristisch nennen, die uns hier aber in edler Eleganz gar freudig begrüßen. Das Pfaueninselschloß zeigt, was man mit den allereinfachsten Mitteln machen kann, wenn man viel Geschmack hat.

Für den preußischen Patrioten bergen diese Räume Schätze von Reliquien aus jener Friedrich Wilhelms- und Louisen-Zeit, die dem preußischen Herzen theuer bleiben wird, wenn uns auch immer mehr ins Bewußtsein tritt, was an Kleinlichem und Falschem gerade jenem Streben nach Einfachheit und Natürlichkeit anhing. Es ist dieses Streben hier, auch wenn es irrte, auf ein solches Stück respectabler Gesinnung und sittlicher Tüchtigkeit gestützt, daß es nirgend wirklich zum Zerrbilde werden kann, so nahe oft die Gefahr dazu gelegen haben mag.

Hier liegen noch, wie einzelne Bausteine eines verschwundenen Tempels, Bruchstücke von jenem königlichen Familienleben, das auf dem Thron ein Muster geworden ist für das Familienleben im ganzen Volke; jene selbst gefertigten Geschenke der Kinder für die königlichen Eltern, jene Spielwerke, die Vater und Mutter für den Geburtstag der Töchter bereiteten. Nach der falschen Seite deuten schon leicht die Bilder hin, auf denen die Kinder als Genien die Bildsäule des Großvaters bekränzen; man wird uns nicht mißverstehen, das Erkennen des Falschen thut unserer herzlichen Verehrung keinen Eintrag, im Gegentheil. Im Pfaueninselschloß finden wir jene reine königliche Familienstube, der es viel tausend Familienstuben im Lande verdanken, daß die Kinder darin in reiner Luft aufwachsen; in dieser Luft ist auch der Prinz aufgewachsen, in welchem die deutschen Völker ihr sichtbares Haupt, ihren Kaiser wiedergefunden haben.

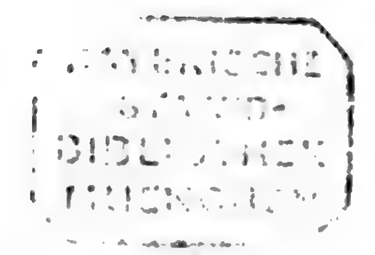
Und je älter König Friedrich Wilhelm III. wurde, desto lieber weilte er auf seiner Pfaueninsel; hier freute er sich vorzüglich auch seines edlen

Alters, und wir Alten, für die der dritte August noch immer ein stiller Festtag ist, an dem wir noch den frischen Festkuchen, den Goldlack, die Levkoye und die Blumengewinde zu riechen glauben, wir finden den lieben alten Herrn nicht klarer und heller wieder, als in einer stillen Stunde auf der Pfaueninsel.

Es ist begreiflich, daß auch Friedrich Wilhelms und Louises Kinder die Pfaueninsel sehr lieben, an die ihre Erinnerung mit so viel zarten Fäden geknüpft ist, und die landschaftlichen Reize der Insel sind ja auch so augenscheinlich, daß selten ein fürstlicher Besuch im königlichen Hoflager verweilt, dem man nicht den Anblick der Pfaueninsel gönnt. In der letzten Zeit ist das freilich seltener geworden; es ist nicht mehr die Zeit jener Familienbesuche, bei dem Berlin und Potsdam in Bewegung gerieth auf das Zauberwort „die Russen kommen!" Das Familienhafte in den Beziehungen des Königshauses zu den Bewohnern der Residenzstädte ist immer mehr zurückgetreten, das muß ja wol so sein und geht nicht anders; aber mit einer gewissen Wehmuth blicken wir doch auf die Tage zurück, da es noch in voller Kraft stand, und die Wehmuth muß uns gestattet sein.

Unter Friedrich Wilhelm IV. kamen noch etliche Familienbesuche vor, die etwas von der alten Art hatten. So waren im Sommer 1852 mal wieder „die Russen gekommen" und Friedrich Wilhelm IV. hatte die Freude, die geliebte Schwester und den Gemal, den Kaiser und die Kaiserin nach der Pfaueninsel zu führen. Der Thee wurde auf der Ostseite des Schlosses, Angesichts der grünen Rasenfläche genommen, die Gesellschaft war zahlreich, es waren noch mehrere fürstliche Herrschaften außer der königlichen Familie zugegen, aber auch sonst Gäste und endlich die berühmte französische Schauspielerin Demoiselle Rachel, bekanntlich erschreckend häßlich, aber eine Virtuosin ersten Ranges. Geheimrath Schneider hatte alle seine diplomatischen Künste aufbieten müssen, die verwöhnte Künstlerin dazu zu bringen, vor der hohen Gesellschaft auf dem Rasen zu spielen. Der König wollte den Kaiser, der die Rachel noch nicht gesehen, überraschen und in der Hoffnung, die sie auch nicht täuschte, der Kaiser Nicolaus werde sie, die Marseillaisesängerin von 1848, nach Pertersburg einladen, gab die Rachel nach. Hier, dicht am Rasen stehend, bei einbrechender Dunkelheit schon, gab sie eine Probe ihrer fast dämonischen Virtuosität; sie declamirte eine Bravourstelle aus einer ihrer Rollen (Athalie), was in diesen Umgebungen, unter diesen Verhältnissen gewiß eine Leistung einzig in ihrer Art war. Genau an der Stelle, wo die Rachel an jenem Abend stand, am Rande des Rasens, steht zum Andenken des Tages eine sehr gelungene Marmorstatuette der französischen Schauspielerin von Affinger.

Die Statuette nimmt sich ganz eigenthümlich und pikant aus, wie das ganze Ereigniß pikant zu nennen; wir begreifen aber, daß es braver Leute genug giebt, denen diese Statuette an dieser Stelle störend ist, doch hat man andrerseits auch nicht Unrecht, sie an ihrem Platze zu schützen, den ihr der hochselige Herr zur Erinnerung angewiesen. Gerade in fürstlichen Schlössern und Parks, wo das Conventionelle fast überall den Vortritt hat und haben muß, hat das Besondere ein doppeltes Anrecht auf Schutz, auch wenn es unbequem wird.



Ueber ein stilistisches Hilfsmittel.

Das „Gegenbuch zum deutschen Wörterbuch."

Von Daniel Sanders.

Die Aufforderung des Herausgebers, einen Beitrag für diese Zeitschrift zu liefern, ist mir sehr willkommen, da ich auf diese Weise Gelegenheit erhalte, dem zahlreichen Leserkreise des „Salon" von einer Arbeit zu berichten, die mich schon seit geraumer Zeit ausschließlich in Anspruch nimmt und die hoffentlich im nächsten Jahr unter dem Titel:

> Deutscher Sprachschatz, geordnet nach Begriffen, zur leichten Auffindung und Auswahl des passenden Ausdrucks. Ein Gegenbuch zum deutschen Wörterbuch

erscheinen wird.

Gewählt aber habe ich gerade dies Thema nicht blos, weil, weß das Herz voll ist, der Mund leicht überfließt oder — wie ein neugriechisches Sprichwort es ausdrückt — des Huhns Zunge immer bei der Hirse ist, sondern auch in der Ueberzeugung, daß dies Thema den meisten Lesern den Reiz vollkommener Neuheit bietet. Denn das „Gegenbuch zum deutschen Wörterbuch" ist gewiß für die meisten Deutschen ein so vollkommen neuer Begriff, daß ich auf ein sofortiges Verständniß des Titels ohne nähere Erläuterung nicht rechnen kann. Und doch ist mir wesentlich daran gelegen, nicht nur von einem solchen Werk, das bisher den Deutschen gänzlich gefehlt hat, den Lesern einen anschaulichen Begriff zu geben, sondern auch in ihnen die Ueberzeugung zu begründen, daß das bisherige Fehlen eines solchen Buches ein wirklicher Mangel war und wo möglich das Gefühl dieses Mangels ihnen so lebhaft vorzuführen, daß ein solches Werk ihnen nun als ein Bedürfniß erscheint.

Freilich ist dies keine leichte Aufgabe; denn wol bei keinem andern Culturvolk ist weniger als bei uns Deutschen in den gebildeten Kreisen das Bewußtsein vorhanden, daß auch die Muttersprache richtig, gut und schön zu handhaben eine Kunst ist, zu der man, wie sie erlernt und mit Bewußtsein fortgeübt sein will, auch der Hülfsmittel nicht entrathen kann. Gebildete Engländer und Franzosen z. B. werden zehnmal häufiger ein Wörterbuch ihrer Sprache zu Rathe ziehen, als gebildete Deutsche, die zum großen Theil noch immer in dem Wahne befangen sind, daß sie eines solchen Werkes nicht bedürfen und Wenig oder Nichts aus demselben lernen können. „Alles muß der Mensch lernen, der auf Bildung Anspruch machen will: nur seine Sprache will der Deutsche nicht lernen, die soll ihm von selbst kommen." So klagte vor mehr als fünfzig Jahren der treffliche Ernst Moritz Arndt, der an derselben Stelle sich so ausspricht: „Keine Sprache ist von den Eigenen so wenig ausgebildet und so sehr vernachlässigt als die deutsche Sprache, so daß man Thränen vergießen könnte, wenn man bedenkt, wie wenige Deutsche den Klang und den Wohllaut und die Gewalt ihrer Sprache kennen, geschweige denn, daß sie die innere Tiefe und den schweren Reichthum ahnen, der für sie ein versunkener Schatz ist."



Freilich ein wenig besser ist es seit jener Zeit schon geworden und auch hier ist dem schärfern Beobachter wenigstens schon das Morgengrauen der richtigern Erkenntniß bemerklich, dem unabweislich die Morgenröthe und dann das volle Licht nachfolgen wird. Eine erfreuliche Wahrnehmung für jeden Vaterlandsfreund und ganz besonders für mich, der ich es mir mit zur Lebensaufgabe gemacht, an meinem Theile nach Maßgabe meiner Kräfte zur rechten Schätzung und Würdigung unserer Sprache beizutragen.

Doch nun zurück zu dem eigentlichen Thema dieser Zeilen, dem „Gegenbuch zum deutschen Wörterbuch", über dessen Begriff und Zweck im Allgemeinen ich mich bereits in einem Aufsatz in Paul Lindau's „Gegenwart" ausgesprochen. Es wird vergönnt sein, daraus das Folgende hier zu wiederholen:

„Das gewöhnliche Wörterbuch führt in einer das sofortige Auffinden jedes Wortes ermöglichenden (in der Regel alphabetischen) Ordnung den gesammten Wortschatz einer Sprache auf und fügt zu jedem Wort die Angabe, welchem Begriff es entspricht und wie dieser sich in einzelnen Anwendungen und Verbindungen mit anderen Wörtern etwa eigens modificirt. Dem Benutzer des Wörterbuches liegt also in jedem einzelnen Fall ein bestimmtes Wort vor und er will durch das Nachschlagen eben erfahren, welchen Begriff er mit dem vorliegenden Worte — allgemein oder in einer bestimmten Anwendung — zu verbinden hat. Für das Gegenbuch findet natürlich gerade das Umgekehrte statt. Hier ist nicht das Wort gegeben und der Begriff wird gesucht, sondern der Begriff ist da und das Wort, der passende, bezeichnende Ausdruck wird gesucht. Der Suchende will und soll in dem Buch, das er nachschlägt, für den Begriff, den er ausdrücken will, sofort das passende Wort, den schlagenden Ausdruck finden."

Engländer und Franzosen, die, wie gesagt, schon früher und lebhafter als wir Deutschen das Bedürfniß lexikographischer Hilfsmittel für den richtigen, guten und schönen Gebrauch ihrer Sprache empfunden, besitzen bereits derartige Werke, die Franzosen ein umfangreicheres, das in seiner Art ganz vortreffliche „Dictionnaire analogique de la langue française. Répertoire complet des mots pour les idées et des idées pour les mots, par P. Boissière, ancien professeur", auf welches mich Paul Lindau aufmerksam gemacht; die Engländer ein kürzeres, den „Thesaurus of Englisch Words and Phrases classified and arranged so as to facilitate the expression of ideas and assist in literary composition, by Peter Mark Roget, M. D., F. R. S.", von welchem Buch in zwanzig Jahren an dreißig Auflagen erschienen sind. Dies englische, durch den Erfolg als so ganz besonders practisch bewährte Werk habe ich in seiner Anordnung und Einrichtung für meine Arbeit im Ganzen und Großen als Muster und Vorbild gewählt und will nun zunächst versuchen, dem geneigten Leser von dieser Anordnung und Einrichtung ein möglichst anschauliches Bild zu geben.

Das Buch besteht aus zwei Hälften, einem Haupttheil und einem alphabetischen Wörterverzeichniß. In dem Haupttheil ist der Sprachschatz nach Begriffen geordnet, und zwar so, daß die entgegengesetzten Begriffsfächer einander auch räumlich unmittelbar gegenübergestellt sind, die Mittelglieder aber und die angrenzenden Begriffsfamilien immer in der unmittelbaren Nähe stehen. In den einzelnen Begriffsfächern sind die Wörter, mit Einschluß der üblichen Wortverbindungen (Redensarten) — grammatisch classificirt nach den Wortclassen als Substantiva, Verba und Adjectiva (zugleich auch als Adverbia) — so geordnet und gruppirt, daß immer die

näheren sinn- und begriffsverwandten Wörter auch möglichst nahe beisammen stehen, so daß man also, wenn man irgend ein Begriffsfach aufschlägt und dies, wie auch das gegenüber und die näher oder ferner daneben stehenden in's Auge faßt, sofort eine große Zahl von Ausdrücken findet, die unter den aufgeschlagenen Begriff oder dessen Gegensatz fallen oder an den Begriff oder dessen Gegensatz näher oder ferner angrenzen. Diese Begriffsfächer nun, über deren Anordnungen im Allgemeinen man sich durch eine beigegebene kurze Uebersichtstafel einigermaßen orientiren kann, sind mit fortlaufenden Nummern bezeichnet, und diese Nummern sind in dem zweiten Theil, in dem rein alphabetisch geordneten Wortverzeichniß bei jedem Wort angegeben, so daß man also, um einen raschen Ueberblick über alle unter ein gewisses Begriffsfach fallende oder daran grenzende Ausdrücke zu gewinnen, nur in dem alphabetischen Verzeichniß irgend einen zu diesem Fach gehörigen Ausdruck aufzusuchen und dann in dem eigentlichen Werk die dort gefundene Nummer aufzuschlagen hat.

In vielen Fällen kann und wird ein derartiges Werk dem Nachschlagenden von wesentlichem Nutzen sein.

Zuweilen halten wir beim Reden oder Schreiben stockend inne, weil uns plötzlich zum Bewußtsein kommt, daß uns für einen ganz bestimmten Begriff, den wir eben aussprechen wollen, der bezeichnende Ausdruck fehlt. Daß ein solcher vorhanden, wissen wir mit Bestimmtheit, aber wir können ihn — wenigstens augenblicklich — nicht finden. Das Wort (so pflegen wir dann wol mit quälendem Bewußtsein zu sagen) liegt uns auf der Zunge, aber wir würden doch einem Freunde dankbar sein, der uns sofort darauf hilft. Einen solchen Freund kann das Nachschlagebuch unseres Sprachschatzes in derartigen Fällen abgeben, die, wie ich in dem erwähnten Aufsatz an einigen schlagenden Beispielen nachgewiesen, auch Personen begegnen, welchen im Allgemeinen die Sprache wol zu Gebote steht.

Ein andermal haben wir einen Entwurf niedergeschrieben und wenn wir ihn dann überlesen, so befriedigt er uns nicht ganz; wir haben das Gefühl, daß unser Sinn nicht seinen ganz entsprechenden Ausdruck gefunden, daß unsere Gedanken nicht in voller Bestimmtheit, Klarheit und Schärfe hervortreten, daß Das, was wir haben sagen wollen, nicht ganz und mit allen Nüancen, wie wir es gedacht, auf dem Papier steht. Wir fühlen das dringende Bedürfniß, zu ändern, zu bessern. Hier wäre ein Wort mit einem passendern, bezeichnendern zu vertauschen, da eine langathmige, weitläufige, matte Umschreibung durch einen einfachen, kurzen, prägnanten Ausdruck zu ersetzen, dort ein das Gesagte etwas modificirendes, anders färbendes Beiwort hinzuzufügen u. A. m. Aber ohne Hilfe werden wir das dem Geist vorschwebende Richtige zu finden uns vielleicht lange, und in manchen Fällen vielleicht überhaupt vergeblich abmühen. Hier dürfte dann wieder unser Nachschlagebuch sich als willkommener Helfer einstellen, indem es für jeden Begriff mit den angrenzenden Nüancen, Abschattungen, Abstufungen und Modificationen sofort eine möglichst große Anzahl von Ausdrücken ähnlicher und verwandter Bedeutung darbietet, worunter man mit Leichtigkeit den richtigen, treffenden auffinden und auswählen wird.

Von ganz besonderm Nutzen aber dürfte das Nachschlagebuch sein, wie mir dies für das Roget'sche von Engländern vielseitig versichert worden ist, wenn es von uns bei schriftlichen Ausarbeitungen gehörig zu Rathe gezogen wird. Wenn man, während man seine Gedanken über ein zu bearbeitendes

Thema zusammenstellt und ordnet, dabei im „Sprachschatz“ ein oder das andere der einschlägigen Begriffsfächer prüfend überblickt, so genügt zuweilen ein einziger Ausdruck, dem Nachschlagenden ein bis dahin übersehenes Gesichtsfeld zu eröffnen, an ein einziges Wort knüpfen sich dann zuweilen ganze Gedankenreihen; denn Gedanke und Wort stehen in fruchtbarer Wechselbeziehung.

Wenn der geneigte Leser die kurzen Andeutungen, auf die ich mich hier begreiflicherweise habe beschränken müssen, bei sich weiter ausführen und durchdenken will, so wird er vielleicht dem bisher besprochenen Nachschlagebuch eine gewisse Berechtigung für manche Fälle nicht mehr ganz absprechen und, wenn es später erscheint, wenigstens den Versuch wagen, in wie weit das Buch sich bei zweckmäßiger Benutzung für ihn als nutzbar und brauchbar bewähren wird. Dann aber hoffe ich, wird es dem freundlichen Leser mit dem „Sprachschatz“ ergehen, wie es einem meiner Freunde mit meinem großen „Deutschen Wörterbuch“ ergangen. Er hatte sich das Werk angeschafft, wie er mir mit liebenswürdiger Offenheit vertraute, mehr aus freundschaftlicher Rücksicht für den Verfasser als weil er das Bedürfniß eines solchen Buchs für einen gebildeten (nicht gelehrten) Deutschen anerkenne. Ich nahm dagegen dem offenherzigen Freund das Versprechen ab, da er das Buch nun doch einmal habe, es wenigstens auf einige Monate wirklich zu benutzen, so oft sich ihm in dieser Zeit eine Gelegenheit zum Nachschlagen darböte. Dann würde ich es ihm nicht übel nehmen, wenn er das Wörterbuch ein für allemal als überflüssig von seinem Schreibpult entferne. Noch heute aber steht das Buch auf dem Pulte meines Freundes, der mir bisweilen lächelnd vorwirft, ich hätte ihm das Bedürfniß des deutschen Wörterbuchs förmlich eingeimpft. Er versichert mir, es vergehe selten ein Tag, wo er nicht das Buch nachzuschlagen Gelegenheit habe oder nehme und öfters lese er in dem auf's Gerathewohl aufgeschlagenen.

Möge meine Hoffnung auf einen ähnlichen Erfolg in Betreff des „Sprachschatzes“ bei dem freundlichen Leser mich nicht trügen.*)

---

*) Wir freuen uns der Gelegenheit, ein neues Werk des berühmten Lexikographen, welchen wir mit obigem Beitrag in den Kreis unserer Mitarbeiter einzuführen das Vergnügen haben, unseren Lesern auf das Eindringlichste empfehlen zu können: „Kurzgefaßtes Wörterbuch der Hauptschwierigkeiten in der deutschen Sprache von Dr. Daniel Sanders (Berlin, G. Langenscheidt, 1872). Man braucht sich des Geständnisses nicht zu schämen, daß uns mitten im Gebrauch unserer schönen und kraftvollen Muttersprache zuweilen ein Zweifel überkommt, der seinen letzten Grund in ihrem unendlichen Reichthum, ihrer Formenfülle hat. Sollen wir sagen: „Wir Deutschen“ oder wir „Deutsche“? Heißt es „Zeichenunterricht“ oder „Zeichnenunterricht“? Was ist richtig: „Laß dieses Büchlein Dein Freund“ oder „Deinen Freund sein“? Bedenken dieser Art löst das genannte kleine Werk, welches wir selbst schon bei unseren Arbeiten als einen treuen Rathgeber kennen gelernt haben. Der Verfasser, dessen großes „Wörterbuch der deutschen Sprache“ und „Fremdwörterbuch“ (beide bei Wigand in Leipzig), wahrhafte Ehrendenkmale seines Fleißes und Scharfsinns, sich bereits längst zu durchaus unentbehrlichen literarischen Hilfsmitteln der deutschen gebildeten Welt gemacht haben, ist in den „Hauptschwierigkeiten“ einem Bedürfniß entgegengekommen, welches man in den unzähligen Fällen, wo die Grammatik als solche keinen Aufschluß giebt, längst schon tief und allgemein empfunden hat. Wir glauben uns daher den Dank unserer Leser zu verdienen, wenn wir ihre Aufmerksamkeit nachdrücklich auf das nützliche Büchlein lenken, von welchem übrigens in weniger als sechs Monaten bereits vier Auflagen erschienen sind.

Die Red. des „Salon“.



Die Parforce-Jagd.

Die Parforcejagd.

Von **W. Br. Warburg.**

II.

Sobald der Morgen des Jagdtages graut, [illegible] mit den Vorsuchern in das Revier; dort wird der Hirsch von ihm bezeichnet — bestätigt — welcher gejagt werden soll, darnach aber [illegible] an den Hauptwechseln angestellt. Die Bestätigung des Hirsches erfolgt nach ganz bestimmten waidmännischen Principien; fällt die Parforcezeiten in die Feistzeit, so erwählt man jagdbare — jedenfalls die stärksten Hirsche im Revier; jagt man dagegen nach der Brunft oder [illegible] derselben, so werden schwächere, überhaupt solche Hirsche erwählt, [illegible] auf der Brunft stehen. Der Grund zur [illegible] daß eine Meute, welche einmal auf Brunfthir[illegible] der anderen Fährten anzieht.

Nachdem der Jagddirigent den Bericht [illegible] begiebt er sich auf das Rendezvous [illegible]

[illegible]

Die Parforcejagd.

Von **W. Br. Warburg.**

II.

Sobald der Morgen des Jagdtages graut, eilt der Jagdzugmeister mit den Vorsuchern in das Revier; dort wird der Hirsch von ihm bezeichnet — bestätigt — welcher gejagt werden soll, darnach aber Forstbediente auf den Hauptwechseln aufgestellt. Die Bestätigung des Hirsches erfolgt nach ganz bestimmten waidmännischen Principien; fällt das Parforcereiten in die Feistzeit, so erwählt man jagdbare — jedenfalls die stärksten Hirsche im Revier; jagt man dagegen nach der Brunst oder während derselben, so werden schwächere, überhaupt solche Hirsche erwählt, welche so spät als möglich auf der Brunst stehen; der Grund für diese Regel ist der Erfahrungssatz, daß eine Meute, welche einmal auf Brunsthirsche anlegte, nur ungern wieder andere Fährten anzieht.

Nachdem der Jagddirigent den Jagdhirsch unter dem Standwild bezeichnet, begiebt er sich auf das Rendezvous und theilt den dort erschienenen Reitern mit, welchen Hirsch er bestätigte, den er ihnen genau beschreibt; sodann wählt er aus der Meute vier bis sechs der bewährtesten Hunde aus, welche er, paarweise aufgekoppelt, vielleicht hundert Schritte seitabwärts von der Meute führen läßt; hier werden die Hunde gelöst und unter Leitung speciell dazu designirter Jäger, wie auch derjenigen Herren, welche der Jagd von vorn bis hinten folgen wollen, auf den Ort gebracht, wo die Fährte des von den Vorsuchern bestätigten Hirsches verbrochen ist. — Nun beginnt das sogenannte Lanciren; nachdem von den Jägern der Stand des Hirsches so fest ermittelt und eingekreist worden ist, daß dieser unmöglich entkommen kann, bringt man die Lancirhunde unter: „Töch, töch! Such, such!" auf die Fährte; die Bestätigung, daß sie den richtigen Hirsch angenommen, empfangen sie durch das diesen Hunden sehr wol bekannte Zujuchen ihrer berittenen Begleiter und setzen nun mit großem Eifer die Verfolgung des Wildes so lange fort, bis sie von den Piqueuren gestoppt werden, weil der bestätigte Hirsch, wie beabsichtigt, isolirt und in irgend eine Schonung oder Gebüsch hineingedrängt worden ist.

Während die Lancirhunde ihrem Beruf genügten, hat der Chef der Jagd umsichtig darauf Bedacht genommen, die Meute in nicht allzu weiter Entfernung und zum Anlegen bereit zu halten, wozu er sich der Vermittlung der Piqueure bedient; sollte der Fall eintreten, daß der von den Lancirhunden verfolgte Hirsch allzu nahe in die Peripherie der Meute kommen sollte, so daß diese dadurch allerdings aus ihrer reservirten Rolle herausgedrängt und desorganisirt werden könnte, so wird ein Oberpiqueur von Geistesgegenwart seine Hunde gleichwol mit großer Sicherheit vor solchem Unfall zu wahren wissen, indem er ohne Säumen eine Veränderung in deren Aufstellung eintreten läßt und eine Vertiefung im Terrain, Büsche oder anderweitige Terrainhindernisse, dazu benutzt, daß die gefahrvolle Aproche des Hirsches an den Hunden unbemerkt vorübergeht; das Geläute der sich annähernden Lancirhunde muß in diesem Fall durch Pfeifen und Singen der Piqueure übertönt und die Aufmerksamkeit der Hunde durch Liebkosungen abgelenkt werden; dem wol gar direct auf die Meute zusteuernden Hirsch aber müssen die Piqueure an den Flanken durch Zurufe und Gesticulationen

mit den Armen, durch Wehen mit Tüchern oder durch Schwenken des Hutes eine andere Richtung geben.

Sobald der Hirsch gestellt, die Lancirhunde gestoppt und die Meute herbei dirigirt worden ist, ist der Moment gekommen, wo die eigentliche Jagd beginnt und auf den Hirsch angelegt wird. Ein erfahrener Jagdchef wird es verstehen, hierzu einen freien Platz vor einem dichten Busch zu wählen, da gerade bei solcher Terrainmodulation die Hunde gezwungen sind, vorsichtig auf der Fährte zu folgen und ihre erste Passion sie hier nicht so leicht zu Uebereilungen induciren kann. Aus ähnlicher Intention scheut man sich auch nicht, selbst da mit der Meute anzulegen, wo mehr Edelwild wechselt und Chance zu erwarten ist; weil die Hunde sich dort anstrengen müssen, um auf richtigem Wege zu bleiben, kräftigen sie sich in corpore in ihrem Urtheil und werden fester und solider, als da, wo allzu leichte Arbeit leicht ein zerfahrenes Wesen erzeugt.

„Herbei die Meute! Vorwärts die Jagd!“ so heißt es jetzt. Mit größtmöglichster Geschwindigkeit werden die Hunde losgekoppelt, denen die auseinandersprengenden Reiter freien Spielraum gewähren, und gerade wie bei der Trainjagd wird nun auf den wirklichen Hirsch angelegt; niemals unter Wind, weil sonst die Meute viel zu vehement und darum unpreciare vorgehen würde.

Das Schlimmste, was für die Meute arriviren kann, ist das, wenn auf einen angeschossenen Hirsch angelegt wird; Hunde, welche ein einziges Mal auf Schweiß gejagt haben, nehmen nie wieder die Fährte an und sind total verdorben.

Nicht nur für die Parforcereiter ist es eine Augencharme, wenn der Hirsch bald à vue kommt, sondern es fördert auch die Ausbildung der Meute; das Signal: „La vue!“, der Jagdruf: „Taïant!“ verkündet den Eintritt dieses frohen Ereignisses.

Lustig und überaus animirt folgt dann mit sonorem Geläute die Jagd dem Hirsch; es ist etwas Wundervolles für einen Jägersmann von Passion, mit einer frischen Jagdallüre über das Blachfeld dahin reiten zu können!

Der Oberpiqueur hat nun sein Hauptaugenmerk darauf zu richten, daß seine Meute bei einander versammelt bleibe; zu diesem Zweck läßt er je nach Bedürfniß Fanfare „Stoppen“ ertönen, um dann, wenn alle Nachzügler heran sind, die Pace wieder aufzunehmen.

Dadurch lernen die Hunde die Fährte richtig wieder aufnehmen, wenn sie auch inzwischen kälter geworden ist.

Geht die wieder angelegte Jagd auf richtiger Fährte weiter, so juchen die Reiter hell auf und die Jagdpfeifer lassen die Fanfare „Gute Jagd“ ertönen; kommen die Hunde dagegen auf falsche Fährte zu jagen — machen sie Change — so tönt der Jagdruf: „Hourwari, hourwari!“ Die entsprechende Fanfare wird geblasen und nicht eher abgelassen, als bis auf richtiger Spur wieder frisch angelegt ist. — Gerade beim Beginn des Reitens ereignet es sich am leichtesten, daß die Meute, oder auch nur ein Bruchtheil von ihr, Change nimmt, während der andere Theil mit richtiger Witterung unerschütterlich dem bestätigten Hirsche folgt; die Jäger, welche mit den falschen Hunden zogen und gleichwol deren Irrthum erkannten, haben in diesem Fall das sonst auf das Strengste bei der Parforcejagd verpönte Peitschenknallen unter unablässigem Hourwarirufen zu executiren, und mit dieser an und für sich rohen Demonstration nicht eher nachzulassen, als die auf falscher

Fährte jagenden Hunde zu ihren, auf richtiger Spur verbliebenen Cameraden unter belobendem „Hay, hay, hay" zurückdirigirt sind. Damit eine solche Trennung von Kopf und Gliedern in der Meute nicht deren völliges Auseinandergehen nach sich ziehe, wird der unter guter Jagd befindliche Theil der Meute häufig gestoppt und hiermit so lange fortgefahren, bis die Abtrünnigen wieder auf den Pfad der Tugend zurückgekehrt sind. Hat die ganze Meute falsche Fährte angenommen, so muß sie, sobald der Fehler constatirt ist, sofort gestoppt und auf den Punkt zurückcitirt werden, wo das Change eintrat, und darnach, wenn die Fährte nicht anders wieder aufzufinden ist, sogar nach vorgängigem Lanciren, wieder frisch angelegt werden, eine Manipulation, welche auch dann Platz greift, wenn, während die Hunde von falscher auf richtige Fährte zurückgebracht werden, die Fährten kalt geworden sind und die Hunde die weitere Jagd refüsiren.

Eine Illustration der Parforcejagd von eigenthümlichem Colorit ist es, wenn aus der Landjagd eine Wasserjagd wird, und doch tritt dieser Fall häufig ein; theils um sich Abkühlung zu schaffen, theils um seinen Verfolgern zu entgehen, stürzt sich der Hirsch in einen großen See oder Strom, um schnell, die Wasserfläche zertheilend, an's rettende jenseitige Ufer zu gelangen.

Der Jägersmann ruft, sobald er des schwimmenden Hirsches ansichtig wird: „Il bat l'eau!" die Fanfare „Wasser" ertönt, die Meute wird gestoppt, der Ort, an welchem der Hirsch drüben das Ufer betritt, genau vermerkt und in's Auge gefaßt und, um gerade dort zu landen und neu anzulegen, ein Uebergangsmittel, eine Fähre für die ganze oder auch nur für die getheilte Jagdfolge gesucht. Heißt es in solcher Lage nun:

„Und trostlos irrt er an Ufers Rand;
Wie weit er auch spähet und blicket,
Und die Stimme, die rufende, schicket,
Da stoßet kein Nachen von sicherem Strand,
Der ihn setze an das gewünschte Land,
Kein Schiffer lenket die Fähre."

so tritt allerdings auch der Nachsatz in sein unbestreitbares Recht:

„Und der wilde Strom wird zum Meere!"

Die Gesammtgesellschaft mit allen zwei- und vierbeinigen Theilnehmern hat das lange Nachsehen, falls der Hirsch nicht aus eigener Initiative — wir nennen diese, weil sie fast stets eintritt, eine unglückliche Prädestination — an's andere Ufer zurückkehrt, um dort dann allerdings sehr bald Halalit zu werden.

Eine tüchtige Jagdverwaltung, zumal da die Parforcejagden zumeist in einem ganz bestimmten Complexus von Revieren abgehalten werden müssen, wird aber stets solche Möglichkeit vorausgesetzt und für Fähren und Kähne gesorgt haben, damit mindestens das amtliche Personal mit den nöthigsten Hunden über's Wasser geschafft, da drüben frisch angelegt und womöglich der Hirsch wieder zurück vor die Meute gebracht werden könne.

Setzt sich solche Wasserjagd so schnell in Scene, daß die Hunde — bevor sie in pleno gestoppt werden konnten — bereits bei der Verfolgung des Hirsches im Wasser waren, so müssen die Piqueure, wiewol gerade hier Schnelligkeit von größter Wichtigkeit ist, dennoch drüben die anlandenden Hunde sofort stoppen und so lange zusammenhalten, bis die letzten schwimmenden Hunde heran sind, erst dann darf frisch angelegt werden. Die verschiedenen Jäger und Piqueure haben den ganzen Uferrand entlang in

Intervallen Posto zu fassen, um den Moment nicht zu versäumen, wo der Hirsch etwa wieder zu Wasser geht, und diesen alsdann durch den Ruf: „Il bat l'eau“ und die Wasserfanfare laut zu verkünden. Schnellste Nachfolge von Menschen und Hunden, um drüben mit der completen Meute so bald als möglich wieder anlegen zu können, gebietet hier fast selbstverständlich die Jagdtactik.

Bei gut organisirten Parforcejägereien von Routine und Erfahrung wird es stets kundige Piqueure geben, von welchen Etliche die schwierige Aufgabe zu lösen verstehen, dem bestätigten Hirsch à vue zu folgen; ist dies aus ganz besonderm und ungewöhnlichem Anlaß nicht zu ermöglichen, so werfen sich einige von diesen Männern auf den Wechsel vor, um, sobald sie des Hirsches wiederum ansichtig werden, durch lautes Juchen und das Signal: „La vue“ zur allgemeinen Kenntniß zu bringen. So lange diese Avantgarden der Jagd die Meute hinter sich hören, werden sie überhaupt wohl thun, von Zeit zu Zeit laut zu werden und sich zu melden, um überhaupt in Rapport zu bleiben; wird ihnen aber klar, daß die Meute hinter ihnen Change machte, so wird zur fortgesetzten Beobachtung des Jagdhirsches der schnellste Gefährte deputirt, welcher, wenn er ihm nicht à vue aufbleiben kann, seine Fährte verbricht, wo er ihn verlor, und sich dann auf den nächsten Wechsel zurückbegiebt; die anderen Forstmänner bleiben aber auf der Stelle halten, wo ihnen die Gewißheit wurde, daß die Jagd falsch sei, und geben Fanfare-Jagdruf: „Kehr um“. Ihr lautes Juchen wird die Meute bald auf bessern Weg zurückschaffen und allerdings zwingen, gewissermaßen wieder in der bereits geschilderten Weise von vorn anzufangen.

Wollte man die Hunde stören oder zu größerer Eile animiren, wenn sie Retouren ausmachen oder Wiedergänge absuchen, welche bei Hirschen zumeist immer nach einer und derselben Seite ihrer Fluchtlinie vorkommen, so würde dies bewirken, daß sie sich für die Folge stets überhaspeln.

Der jüngste Piqueurdienst besteht darin, die Queue der Jagd zu dirigiren und nachzudrängen.

Den Ruhmespunkt, den Schluß jeder Parforcejagd soll das Halalit bilden; es erfolgt, wenn sich der Hirsch zu Land der Meute stellt und weitere Flucht aufgiebt, oder nicht mehr in der Lage ist, aus dem Wasser heraus zu können.

Im ersten Fall erschallt die Fanfare „La vue“, im zweiten die Wasserfanfare, um alle Reiter an den Ufern des Gewässers zusammen zu bescheiden.

Beim Land-Halalit erhält der gewöhnlich von den Hunden niedergerissene — oftmals auch von selbst zusammenbrechende — Hirsch von dem vornehmsten Reiter den sogenannten Fang; der Hirschfänger wird ihm bis zum Stichblatt durch die linke Brusthöhle in's Herz gestoßen, daß er sofort verendet.

Bei vielen Parforcejagden wird noch zwischen Ausheben und Abfangen unterschieden; auszuheben, d. h. den gestellten Hirsch zum Fang für den Hauptjäger, wol gar ein gefürstetes Haupt oder der Landesherr, vorzubereiten, ist das Vorrecht Dessen, welcher, Dank der Schnelligkeit seines Rosses und eigener Jagdgewandtheit, zur Stelle war; der Fang wird alsdann ausdrücklich so lange vorbehalten, bis der dazu Berechtigte zum Halalit erscheint.

Während dieser Ceremonie ziehen alle Anwesenden — im Kreise rund herum gruppirt — die Handschuhe ab von der rechten Hand und lüften die

Hirschfänger; alle Jäger rufen: „Halalit! Huch! Halalit!" und die Jagdpfeifer lassen die entsprechende Siegesfanfare lustig in die Luft erschallen.

Der bewältigte Hirsch giebt häufig sein Leben nur nach einem letzten Kampf der Verzweiflung auf und dieser kann, wenn nicht mit Sachkenntniß große Vorsichtsmaßregeln gebraucht werden, leicht für Menschen, Pferde und Hunde höchst verderblich werden. Die bewährteste Präventivmaßregel ist die, daß, sobald der Hirsch von den Hunden gestellt ist, sich mehrere Jäger zu Fuß unter dem Schutz von Büschen, Bäumen oder Terraingegenständen von hinten an denselben heran machen und ihm über den Knieen der Hinterläufe die Sehnen, die sogenannten Hessen, mit dem Waidmesser durchschneiden.

Liegt es dagegen in der Vorherbestimmung begründet, daß das gejagte Stück Edelwild in Wasserfluthen seinen bewältigenden Verfolgern unterliegen soll, so schießt ihm das Jagdoberhaupt entweder eine Kugel vor den Kopf oder er wird mit Hülfe von Haken und Stangen durch Niederdrücken in's Wasser zum Verenden gebracht; auch in diesem Falle wird von den Jagdpfeifern am Ufer Halalit geblasen, der Hirsch aber an's Land gebracht und ihm dort der Fang ertheilt.

Dem Halalit folgt die Curée; der Hirsch wird zerwirkt und damit angefangen, demselben die Läufe über dem Geäfter im Gelenk abzulösen, wobei die Haut, bis zum Kniegelenk abgetrennt und aufgeschlitzt, an den Läufen durchschlungen sitzen bleibt.

Den rechten Vorderlauf reicht der Jagdzeugmeister dem Jagdherrn oder dem vornehmsten Gast dar, welcher seinerseits wiederum bestimmt, wer von den übrigen Honoratioren des Jagdgefolges die übrigen Läufe als Ehrengeschenk erhalten soll; Gaben, welche die Empfangenden durch reiche Lösung an das Jagdpersonal ehren.

Alle übrigen Jagdtheilnehmer schmücken ihre Hüte für die Dauer des Jagdtages mit grünen, ihnen vom Matador der Jagd dedicirten Büschen von Eichenlaub oder Nadelholz; die Hirschläufe werden an den Hirschfängern befestigt und dort ebenfalls den ganzen Jagdtag getragen.

Darnach wird der Hirsch zerlegt; nachdem er aufgebrochen und der ganze Kopf mit daran verbleibendem Gehörn vorweg abgelöst ist, das Ziemer für die Küche des Jagdherrn reservirt und die besseren Stücken Wildpret für die Jägerin bestimmt worden sind, wird der Aufbruch, das vom Geäse befreite Gescheide, in kleine Stücke zerhackt und dann die abgelöste Hirschhaut darüber hinweggeschlagen, auf welcher oben drauf der Kopfschmuck des Hirsches placirt wird.

Nun wird die Meute unter Fanfaren und Jagdjuchen an den zerlegten Hirsch herangeführt und ihr von einem Piqueur der gehörnte Kopf der Jagdbeute entgegengehalten; nachdem sie durch Vor- und Rückgehen mit demselben, eventuell durch dessen durch den Träger veranlaßte Bewegungen munter, laut und aufgeregt gemacht worden, wird endlich die Haut hinweggezogen und ihnen der Aufbruch preisgegeben.

Die Jagdpfeifer blasen hierzu Curée; sobald dieser Schmaus aber beendet ist, wird der Heimzug angetreten, denn zwei Hirsche dürfen niemals an einem Tage Parforce gejagt werden, schon darum nicht, weil veränderte Witterungen die Hunde lehren würden, Change zu machen, zwei Jagden aber auch eine und dieselbe Meute nicht prästiren könnte.

Bevor aufgebrochen wird, hat der Jagdherr Jagdrecht zu sprechen; Die-

jenigen, welche während des Parforcereitens gegen die ehrwürdigen Vorschriften des Waidwerks, gegen die Observanzen frevelten, sollen jetzt mit dem Blatt gestraft werden; was während der Curée Strafwürdiges sich ereignete, kann aber erst am nächsten Jagdtage Erledigung finden.

Daß der Hundemeister seine Combattanten genau Revue passiren und nach etwa versprengten Kriegern gewissenhafte Recherchen anstellen, den oft übel zugerichteten Blessirten aber die sorgfältigste thierärztliche Pflege sofort angedeihen läßt, das versteht sich eigentlich wol von selbst.

Die Dauer solcher Jagd ist gar relativ; geht Alles in normalem Verlauf, wird wol nach einer halben Stunde Halalit gemacht; sie kann aber auch sechs, acht Stunden andauern.

Den Jagdheimzug eröffnet die von ihren Piqueuren in gewohnter Weise geführte Meute, begleitet von den lustige Fanfaren schmetternden Jagdpfeifern; dann folgt der Oberpiqueur, den gehörnten Hirschkopf vor sich auf dem Sattelknopf haltend; den Schluß macht der Festzug der Jagdreiter, welche paarweise nach ihrem Rang dahinziehen. Ohne aristokratische Formen und Manieren thut's nun der Jägersmann einmal nicht; Eines von unseren Jagdvorbildern bedeutete uns dereinst mit großem Ernste: „daß die Jagd ein vornehmes Geschäft sei und daß daher die Jäger nicht nur keine Lumpe, sondern allesammt vornehme Kerle sein müßten!" Er war es sicherlich, möge die Erde ihm leicht sein!

Von einer Fehljagd kehrt Alles ohne Sang und Klang zurück; an manchen Stellen erstreckt sich der Fluch eines erfolglosen Reitens sogar auch auf das Jagddiner; es darf kein Champagner getrunken werden, wie denn überhaupt nur Denen, welche beim Halalit anwesend waren, der Genuß schäumender Pocale gestattet ist. Den Toast auf das Wohl des Landesherrn auszubringen, ist des Siegers Errungenschaft, sein Herren- und Jägerrecht.

Man gestatte uns, noch einige allgemeine Winke anzuschließen.

Junge Herren, welche dazu gelangen, wirklichen Hirschparforcejagden folgen zu können und in dem beneidenswerthen Stadium ihrer Primitien bei der Parforcejagd sich befinden, werden stets den Ehrgeiz hegen — Allem beiwohnen zu wollen; sie werden daher nicht ermangeln dürfen, mit zu lanciren und an der Seite der die Meute führenden Piqueure zu bleiben und um deswegen nicht ohne Relais bestehen können. Wer schon oft geritten und, wie unser alter Lehrprinz sagte, den Rummel kennt, wird sich dagegen in der Regel nicht in allzu excentrischen Gängen bewegen wollen und sich nur deswegen an der Queue bei den Jagdpfeifern halten, welche schließlich überall sein müssen, wo etwas los ist; dort werden sie in der Regel auch am meisten zu sehen bekommen.

Für diese alten, unfehlbaren Jäger und Habitués der Parforcejagd schreiben wir aber eigentlich nicht; wir beugen uns vielmehr vor ihrer Erfahrung und bitten sie nur inständigst, indem wir unsere großen Irrthümer demüthig erkennen, unserm Aufsatz mindestens den Werth eines dolce nella memoria zugestehen zu wollen.

Alle Die aber, welche nicht fest in der Usance der Parforcejagden sind, haben sich davor zu hüten, daß ihre Passion ihnen nicht ein Schnippchen schlage und sie etwa dadurch, daß sie beim Anblick eines andern, als des bestätigten Hirsches „Taïant" rufen, den Erfolg des ganzen Tages gefährden; ein einziger Peitschenknall am unrichtigen Ort kann die unseligsten Irrthümer

herausbeschwören; vorwitzige junge Herren, welche die Fährten verreiten, bevor die Meute denselben folgte, können deren völliges Verlorengehen sehr leicht verschulden; verläßliche, alte Hunde pflegen zwar trotz allen solchen Etourderien Fährte und den richtigen Hirsch festzuhalten, selbst wenn dieser auch unter andere Hirsche und in starke Rudel hineingeräth; es ist das eben ein Probirstein für einen character indelibilis, nicht von anderen Hirschen Notiz zu nehmen.

Uebrigens trennt sich der bestätigte, einmal gejagte Hirsch stets wieder von anderen Hirschen ab.

Daß Anfänger bei ihren ersten Jagden in Retouren und Windengängen unnöthig ihre Kraft erschöpfen, wäre eben kein Unglück, da es an und für sich für den Verlauf der Jagd irrelevant und nur innere Angelegenheit Derer ist, welche unnütz ihre Pferde zu Grunde richten.

Wir meinen, das getreue Bild einer Parforcejagd auf Hirsche gegeben zu haben — nämlich wie sie vordem abgehalten werden sollte und im Wesentlichen auch abgehalten wurde.

Nach dem Gebrauch der modernen Parforcejagd gehört sehr Vieles von dem, was wir berichtet haben, zu den überwundenen Standpunkten; weder die Mittel werden in dem Maße auf die Jagd verwendet, wie wir schilderten, noch auch so zunftmäßig, so gründlich bei derselben verfahren.

Nur das erste Vaterland der Hirschparforcejagd, Frankreich, kann sich zur Zeit noch rühmen, nach dem altehrwürdigen Brauch der Altvorderen Parforce zu jagen; allein bei der kaiserlichen Jagd in Fontainebleau wurde noch nach jenem geschilderten Ritus mit Relais, Lancirhunden, Jagdpfeifern unter großem Aufwand und Jagdgepränge Hirsche aus dem Freien gejagt.

Bei allen anderen, englischen wie deutschen, sogenannten Parforcejagden kommt es jetzt weit mehr auf wahnsinniges Reiten als auf das Jagdritual an. Dem edlen Geschäfte des Waidwerkes, welchem unsere Vorfahren einen ganzen Tag gewährten, zu welchem sie in Procession mit dem kommenden Büchsenlicht aufbrachen und ruhmgekrönt unter Fackelschein nach Hause zurückkehrten, haben unsere Jagdhabitués und Lions von heute bei Weitem nicht so viel Zeit zu opfern; während der Morgenthau ihrem Teint schaden könnte und sie daher erst um elf Uhr in einem gegen Wind und Zugluft geschützten Brougham mit raschen Pferden zum Rendezvous fahren, um dort ihr hochbäumendes, aus sechs Decken eben herausgeschältes Roß zu besteigen, haben sie höchstens eine bis anderthalb Stunden für die Jagd selbst disponibel, welche, mit Hunden, fast so rasch wie Windhunde, betrieben, in dahin rasender Pace weder Hören noch Sehen verstattet; um sechs Uhr müssen sie nach ebenfalls Parforce eingenommenem Diner wieder zu Hause sein, um in's Ballet zu gehen und vorher im Courszettel nachzusehen, wie ihre Actien per Ultimo stehen werden.

Wird, wie dies factisch bei den Jagden der Königin von England, des Baron Rothschild, des Lord Berkley, des Fürsten von Thurn und Taxis geschieht, auf Hirsche angelegt, so sind dies aus den Thiergärten entnommene, eventuell eingefangene Hirsche, welche man ihrer Geweihe, gerade wie bei Saujagden die Schweine der Waffe — beraubte und beim Halalit davor bewahrt, den Hunden zur Beute zu fallen, um — sie nochmals benutzen zu können. Vom Lanciren, vom Bestätigen der Hirsche und von so vielen anderen Berichteten ist also nicht mehr die Rede! die eigentliche Romantik ist de facto zum Teufel!

Bei unseren jetzigen deutschen Parforcejagen, wie sie nach dem Muster der englischen Jagden abgehalten werden und, wie jene, meistentheiles Fuchsjagden sind, ist das dort eingeführte Costüm gleichfalls adoptirt und mustergiltig erklärt worden; zwei Gesichtspunkte sind bei dessen Feststellung maßgebend gewesen; zuerst muß der Reiter sich überall ohne Schwierigkeit durchwinden können, ohne daß er Gefahr läuft, in Stangenholz oder an herabgesenkten Zweigen hängen zu bleiben, dann aber muß er selbst aus großer Entfernung schnell und leicht zu erkennen sein, und um deswegen in den Farbentönen seiner Kleidung leuchtende Elemente führen. Weiße Stulpenstiefel, in diese hinein getragene helle Beinkleider, rothe Fracks mit blanken Jagdknöpfen sind vollständig zur Uniformstracht für Parforcereiter geworden; Denjenigen, welche noch unter den Einflüssen jugendlicher Eitelkeit stehen, wird eine blaue oder weiße Weste, ein blauer Shwal um den Hals und zierliche, weiße Stulpenhandschuhe empfohlen. Wir würden glauben, daß eine dunkle Jockeymütze, in der Regel von Sammet gefertigt, wie sie auch oft vom Jagdreiter geführt wird, weit zweckmäßiger sei, als ein schwarzer Cylinderhut, welcher vermöge einer Schnur am Reiter befestigt ist, wenn wir nicht wüßten, daß elegante Sportsleute stets dem Grundsatze: Toujours perdrix! was der Berliner mit „Immer mit dem Hut!" übersetzt, huldigten. Eine englische Jagpeitsche mit gradem, steifem Styl zur Abwehr von Zacken und Zweigen vollendet ein tadelloses Ajustement. Die Tracht der Parforcejäger war in Frankreich vordem grün, wohl auch blau oder gelb, jetzt ist sie auch wie bei uns.

Die Jagd auf Edelhirsche soll in England fast verschwunden sein und dort nur noch auf Füchse angelegt werden; selbst diese sind bereits, wegen Mangels auf den Inseln, Importartikel geworden; auch in Deutschland, wo man früher, in vereinzelten Fällen sogar auf Elennwild, häufiger (in Dessau) auf Dammwild, und sonst allgemein auf Hirsche anlegte, ist die Hirschjagd zur Mythe geworden, während die Fuchsjagd blüht; aber auch die Sauparforcejagd ist bei uns weit verbreitet und als faire sport sehr en vogue.

Hat die Parforcejagd auf Schweine gleich viel Uebereinstimmendes mit der Hirschjagd, so erfordert sie andererseits dennoch in vielen Punkten ein ganz anderes Verfahren; so macht das Schwein keine Windengänge, sondern geht vor den Hunden her frisch in die weite Welt hinaus; ein Stoppen der Meute ist um deswegen weniger möglich und die Saujagd darum auch viel angreifender, als die Hirschjagd; ein nicht zu feistes Schwein kann drei bis vier Stunden laufen, bevor es Halalit wird. Ein anderer großer Uebelstand bei der Saujagd würde der sein, daß das bestätigte Schwein da, wo ein größerer Schweinestand vorhanden, sehr schwer zu erkennen ist; bei Hirschen fehlen Eigenthümlichkeiten fast nie, welche die einzelnen Subjecte leicht kenntlich machen, deren völliger Mangel bei den Schweinen es dem Parforcejäger sehr erschweren würde, die Meute notorisch auf richtiger Fährte zu erhalten, wenn nicht auch hier blos noch auf ausgesuchte Schweine mit unschädlich gemachten Waffen angelegt würde. Endlich ist es häufig für die Reiter unmöglich, dem gejagten Schweine in Dickichte und Moore hinein zu folgen, welche es sehr gern aufzusuchen pflegt.

Auf alle Schweine, dreijährige Keiler und starke Sauen, wurde, wo vordem die Thiere nicht ausgesetzt und ihrer Waffen beraubt wurden, nicht angelegt, weil sie die Meute zu früh stellten und häufig allzu großen Schaden unter den Hunden anrichteten.

Bemerkt muß werden, daß einem zum Abfangen ausgehobenen Schweine nicht, wie den Hirschen, die hinteren Fessen durchgeschnitten werden. Auf Territorien, wo aus dem natürlichsten Grunde von der Welt weder Hirsche noch Schweine parforce gejagt werden können, weil nämlich keine da sind, wird auch auf Hasen parforce geritten und solch eine Jagd ist, was das Reiten anlangt, unzweifelhaft die animirteste von der Welt; Hunde, welche mit gutem Erfolg auf Hasen gebraucht wurden, werden bei allen anderen Jagden, weil diese im Vergleich zu jener Beschäftigung nur geringe Schwierigkeiten darbieten, glänzen. Für die Hunde erschwert die Hasenjagd der Umstand, daß großes Wild bei Weitem mehr Witterung zurückläßt, als Hasenspuren, und daß diese kleinen Thiere mit großer Verschlagenheit von der Natur ausgerüstet sind. Es giebt Jagdreiter, welche gerade die Hasenjagd für das anregendste Parforcereiten erklären, weil die schnelle Folge der Hunde, denen man aufbleibt, und das lustige Geläute einer so überaus flotten Meute unendliche Jagdlust gewähre; für unsere Person will uns trotzdem bedünken, als lohne es doch nicht recht der Mühe, um so geringer Jagdbeute wegen so anstrengende Jagden zu reiten. Daß der Hase überaus klug zu Werke gehe, um seine Witterung zu verbergen — zu neutralisiren, wie es sehr glücklich im Sporn genannt wurde — ist von uns schon früher erwähnt worden; ein Hasenlager im Schnee liefert den besten Beweis dafür; die Fährte ist plötzlich abgeschnitten, ohne daß man sieht, wo Lampe geblieben ist; umkreist man diesen Finalpunkt jedoch in weiteren Bogen, so hat dies gescheidte Thier vier, fünf gewaltige Luftsätze hintereinander gemacht und liegt nun, selbst vom letzten Einsprung noch mehrere Fuß entfernt unter dem Schnee zusammengekauert — wenn dieser aber in Folge der animalischen Wärme bereits geschmolzen ist, wie ein Tintenfleck auf einem weißen Tischtuche da.

Daß mit Erfolg am Besten nach abgetrocknetem Thau, doch bevor zu weit in den Tag hinein die Fährten erkalten und verdampfen, gejagt wird, berichteten wir ebenfalls bereits früher; wie der Jäger bei regenschwangerer Witterung den Hasen mit Sicherheit auf höherm Terrain und an trockenen Orten, bei Trockenheit im Walde und an heißen Tagen im Klee- oder Krautfelde, eventuell in schattigen Gebüschen finden wird, auch davon sprachen wir schon; die genaue Kenntniß solcher Erfahrungssätze muß allerdings das sichere Eigenthum des kundigen Jägers sein, zumal bei keiner Manier Parforce zu reiten die Meute präciser eingreifen muß und deren schneidige, fehlerlose Anleitung Hauptsache ist, als gerade in diesem Fall. Vor allen Dingen hat nun der Oberpiqueur, der Meister, die Berechtigung, die Meute zu commandiren und die Hunde durch die melodischen Klänge seiner Jagdstückchen — entweder gesungen oder besser gepfiffen — bei Laune zu erhalten. Die Unterhaltungsformen: ho ho Hunde! dorthin, Alter; so recht, mein Kerlchen! hat die Zeit sanctionirt und sind bei allen Meuten dieselben.

Es ist wichtig für die Jagdleiter, zu wissen, ob ein Rammler oder eine Häsin vor den Hunden läuft; wir geben um deswegen deren Unterscheidungen.

Der Rammler hält im Lager die Löffel spitz aufrecht; die Häsin trägt sie auseinander; ein Rammler, welcher, mit den Löffeln spielend, den einen hoch hält, während er den andern cokett niederlegt, ist ein Pfiffikus, der auf die Kraft der Lenden vertraut und den Hunden oft entkommt.

Der Rammler sieht im Lauf hinten wie befiedert — weiß — aus; sein Kopf ist bei Weitem mehr querer, als der der Häsin, auch sind seine Löffel

kürzer und breiter, in's Helle hinein schattirend; Haare und Backenbart trägt er unrasirt lang; die Vorderblätter von röthlichem Farbenton sind ebenfalls behaart; seine Statur aber ist weit kleiner, wiewol compacter als die seiner Damen, deren großer, durch lange Löffel charakterisirter schmaler, langgezogner Kopf von einem fast schwärzlich aussehenden Rücken getragen wird; die Figur ist schwerfälliger, als die des Rammlers, der Leib hängt herab. Der Rammler weist starke Schenkel auf und seine kurzen musculösen Füße sind mit dicken, stets abgelaufenen, der Wolle beraubten Nägeln versehen. — Im Familienleben der Hasen übt die Häsin die häuslichen Pflichten, während der Rammler stets en voûte ist; übrigens weist die Losung am deutlichsten den Unterschied zwischen Rammler und Häsin nach.

Unser Haupteinwand gegen die Hasenparforcejagd beruht darin, daß man bei derselben nie sicher wissen kann, ob auch der Hase, auf welchen man anlegt, Halalit macht; wenn die Organe auch noch so waidmännisch präcis sind, eine Hase sieht doch im Lauf gerade so aus als der andere, und trotz der wahnsinnigen Passion der modernen Jagden bleibt es doch immer wahr, daß die Hetzjagd à vue, die Parforcejagd dagegen auf der Fährte folgt! Das ist eben ihre Natur! — Wer also kann gewährleisten, daß die Hunde nicht Klage gemacht?! — Da läßt sich gut reden, wie der tüchtige Piqueur dieses Klagen hindern und, wenn es vorkommt, schleunig frisch auf rechter Fährte anlegen soll; wer je auf Hasen geritten, weiß, wie schnell es dabei hergeht und daß der bestätigte Hase unterdessen wer weiß wo ist. Für unsern Geschmack ist die Hasenparforcejagd zu viel Rennbahn, zu wenig Jagd! sie war es selbst in jüngeren Tagen.

Was freilich den Engländern zuletzt Parforce zu jagen übrig bleiben wird, mag Gott wissen; so viel ist gewiß, daß für sie die Fuchsjagden eine halbe Existenzfrage sind und daß — der Wahrheit die Ehre — nirgend besser Jagd geritten wird, als dort, wo Menschen, Hunde und Pferde von der Vorsehung zu diesem Berufe ausdrücklich geschaffen zu sein scheinen; die allgemeine Begeisterung für den Sport, die nationelle Färbung einer Insularfuchsjagd hat uns bis ins Innerste hinein erregt, ein so begeistertes ouf if floo! wenn der Fuchs à vue kommt, kann man eben nur dort hören, so daß Einem das Herz dabei im Leibe lacht. Auch in Ungarn reiten die Söhne der Pusztten auf Füchse Parforce! Was aber ist solch einen Reiten gegen eine englische Jagd. Da wir aller Jagdfactoren ausführlich gedachten, muß nothwendig auch dem Jagdinstrument, dem Waldhorn sein Recht wiederfahren.

Sein immer heiteres Allegro ist das belebende Element, die klaren, sonoren, doppelchörigen Weisen der Jagdpfeifer und Piqueure bilden den Pulsschlag bei den Parforcejagden. Pferde und Hunde wie Menschen erfreuen sich in gleicher Weise an diesen Signalen der Jagdlust, denen sie unwillkürliche Folge leisten. Mit absonderlicher Vorliebe haben wir stets den Waldhornklängen gelauscht; nota bene nur draußen im Freien oder im Walde; denn wir haben längere Zeit unter einem Kammermusikus gewohnt, welcher die Morgenstunden zu Etuden auf diesem Instrument nutzte, welche uns, der wir in jener Zeit gewöhnlich erst gegen Morgen nach Hause kamen, dann wie die Weltenposaune des jüngsten Gerichts erklang, so daß wir noch heute seinem Andenken fluchen würden, wenn der biedere Hornvirtuose nicht schon seit einem Jahrzehnt dort oben mit unzähligen Engeln Posaune bliese.

Obgleich wir die vorwiegende Begabung der Deutschen für Musik gebührend würdigen, sind doch die Franzosen unzweifelhaft Meister dieser Kunst,

weil dort die Jagd allein in ihrer vollen Ursprünglichkeit erhalten ist und allezeit Uebung Meister schafft.

In alten Zeiten galt das Hornblasen für ein Zeichen guter Erziehung; wie unsere jungen Herren jetzt Flügel schlagen à la Liszt, oder Geige spielen à la Pariot, bliesen sie damals Waldhorn! der Sporn meint, daß es heute wenige Jäger vom Fach gäbe, welche das könnten und weist, was das Musikalische anbelangt, weit mehr auf das Pfeifen auf dem letzten Loche hin. Nach seinen „Berichten zur Geschichte der Jagd" waren Hicot Nantes und Philipp II., Bruder des Herzogs von Orleans, große Hornvirtuosen und Harduin, Seigneur de Fontaine Gueri hat uns ein fulminantes Werk über jene Branche, seine Tricos de la venerie hinterlassen. In diesem 1394 erschienenen Werke beweist er, daß alle Jagdmelodien, welche in Wirklichkeit die Aehnlichkeit mit den noch gebräuchlichen nicht verleugnen können, aus nur G Noten gebildet sind; auch die jetzt noch in Gebrauch befindlichen acht Species: Anjagd, Hourwari, Gutejagd, Stoppen, La vue, Changeruf, Il bat l'eau oder Wasserfanfare und Halalit bewegen sich in geringem musikalischen Kreise.

Hier könnten wir unsern Bericht über die jagdbaren Hunde schließen, wenn wir dem Vorwurf nicht all und jeden Boden entziehen wollten, als wären wir über die guten Verdienste zweier, noch nicht angeführter Racen stillschweigend zur Tagesordnung übergegangen; wir gedenken nun deswegen noch kürzlich des Schweiß- oder Pirschhundes, canis familiaris sanguinarius, auch scoticus und des Spürhundes, canis familiaris venaticus, wiewohl nach unserer innigsten Ueberzeugung beide Hundegattungen nur Unterabtheilungen der Jagdhundrace sind, welche durch strenge Abrichtung für einen bestimmten Zweck und Verwendung für eine ausschließliche Leistung sich zu Specialitäten heranbildeten. Der Spürhund — von welcher Race man zu alledem nur noch selten Exemplare antrifft, da nur wenige Jäger so situirt sind, sich für diesen speciellen Beruf besondere Hunde halten zu können, — zeichnet sich durch seine starkbelappte Schnauze, wie durch seine breite, kastenartig geformte Brust aus; vorn niedriger stehend als hinten, variiren seine Farben zwischen schwarz, braun, und einem am häufigsten schmutzig gelbgrauen Ton; seine Leistung, die Spur des Wildes, namentlich des Edel- und Hochwildes aufzusuchen, und den Jäger auf die richtige Fährte zu führen, ist nicht etwa jetzt entbehrlicher als vordem; unser Jahrhundert ist jedoch praktischer und rationeller geworden, und so wird der Spürhund jetzt zumeist durch einen eigends zu diesem Zweck mit abgerichteten Hühnerhund ersetzt.

Die Schweißhunde gleichen der vorigen Art Hunde in Farbe und Statur wie ein Tropfen Regen dem andern; müßte ein Unterschied in der äußeren Form geltend gemacht werden, so dürfte er darin zu suchen sein, daß die Schweißhunde nicht so kräftig construirt zu sein brauchen — und auch nicht so behangen sind, als die Spürhunde. Die Dienstleistung der letztern ist in ihrem Namen ausgesprochen; sie folgen dem angeschossenen Stück Wildpret auf dem Schweiß und sind für Hochwildjagden um deswegen durchaus nothwendige Existenzen. Um dieser ihrer Unentbehrlichkeit wegen wollen wir diesen Hunden auch weit eher als den Pürschhunden das Prädicat einer eigenen Race zugestehen, wenn es nota bene eben sein muß; ein Unterschied, wie zwischen Wind- und Hühnerhunden, ist zwischen ihnen und dieser letzteren Race re vera nicht vorhanden.

Wir sind nun wirklich zu Rande.

Aber wir haben, als wir über die Dachshunde zu schwätzen anfingen

eine Art von Vorrede gehalten; so wollen wir denn nicht verabsäumen, auch eine Nachrede zu bringen, vornehmlich darum, daß uns selbst nicht üble Nachrede treffe.

Zwei Hauptvorwürfe, neben sicherlich manchen anderen wohlberechtigten, so befürchten wir, wird man diesen unsern Berichten machen; zuerst den, wie man überhaupt Jemandem nur zumuthen kann, so viel über Hunde zu lesen oder zu hören; dann, daß das, was wir brachten, lauter alte Neuigkeiten sind.

Das Letztere verleugnen wir nicht, denn wir haben in Wirklichkeit Nichts erzählt, was nicht schon lange vor uns gekannt und berichtet worden wäre; dürfen wir uns ein kleines Verdienst vindiciren, so besteht es eben darin, daß wir mit Sorgfalt aus vortrefflichen Quellen compilirten und, durchaus bei der Tradition und Geschichte, nachdem bei der Wirklichkeit bleibend, dazwischen hineinflochten, was wir in der Natur, in der Zeit selbst mit weit aufgerissenen Augen beobachtet haben.

Daß wir aber so viel und so lang geschrieben, auch das ist leider wahr und wir selber halten es für ganz unverzeihlich; wir können auch dieses Attentat nur mit unserer leidigen Schwäche für alle Hunde entschuldigen. Da fällt uns die Dichtung eines, in allen Jägerkreisen wohl beleumundeten alten Humoristen, des bereits entschlafenen Generallieutenant Karl von Könneritz ein; es bedünkt uns, als müsse die Erzählung, deren Inhalt diesen Aufsatz am Passendsten schließt, uns wohl gar in Etwas entlasten.

Der alte General fährt, so berichtet uns das eine seiner überaus ansprechenden Gedichte, an die offene Pforte eines Gottesackers; gleichzeitig mit ihm fährt der Armenleichenwagen auf den Kirchhof ein, von welchem man über einer offenen Gruft einen ärmlich ausgestatteten Sarg abladet, um ihn mit einem, allem Gefühl Hohn sprechenden Cynismus hinabzusenken; Niemand gab Dem, der unter so trübseligen Eindrücken seine letzte Ruhestätte fand, das Grabgeleite. Könneritz naht sich dem Sarge, um zu erfahren wer der verlassene Bewohner jenes ominösen Bretterhauses gewesen sein möge; da, als er mit ernster Wehmuth dem Hineinsenken in den Erdenschooß zuschaut, überzeugt er sich, daß dem Entschlafenen dennoch ein treuer Freund gefolgt sei; ein alter, abgemagerter Hund blickt ihn mit dem ersterbenden Blick des riesigsten Schmerzes an, um sich dann ebenfalls zum letzten Schlummer am Grabe seines Herrn zu betten. Wer war der Todte? Den gefühlvollen Dichter drängt es, den Namen des Unglücklichen zu erfahren, er blickt auf das Halsband des Köters, und siehe, der, welcher so verlassen starb, war dereinst in den längst verblichenen Jugendtagen sein bester Freund gewesen, welchen er völlig aus den Augen verloren hatte.

Könneritz — so berichtet er uns weiter — konnte den Blick des Hundes nicht ertragen, der ihm wie ein Vorwurf aussah; er schlich beschämt nach Hause, und die Moral seines ergreifenden Gedichtes ist in der Frage enthalten; ob der Mensch, wenn er einen zuverlässigen Freund suche, nicht überhaupt besser thue, einen Hund zu wählen, statt sich an Menschen zu hängen?

So weit gehen wir nicht! noch sind wir nicht an den Menschen, an den Menschenherzen verzweifelt; aber wir haben doch mit guter Absicht so viel und so lange von den Hunden erzählt und — nun die Hunde, die besten Freunde der Menschen, alle treuen Hunde sollen leben!

Eingeschneit.

Erzählung von **Meta Winzer.**

„Steinach! — Zehn Minuten Aufenthalt!" rief der Conducteur und riß die Thüren des Coupés auf.

Die Reisenden, die Neulinge darunter, langten nach Taschen und Säcken und drängten aus dem engen Wagen hinaus. Vorsichtigere, Erfahrenere aber schauten sich die Gelegenheit erst an. Es schneite so dicht und stetig, daß der Gesichtskreis ein ziemlich beschränkter war. Gleich hier gegenüber das Stationshaus, eines der kleinsten seiner Gattung, ohne Dachung. Nur die Giebelsparren konnte es aufweisen; daneben das Fragment eines Lattenzauns, nebst einer halben Laube, der Obertheil eines mit Stroh eingebundenen Brunnens und hart daneben eine Wagendeichsel und zwei Vorderräder. Auf der andern Seite waren einige Dutzend Holzscheite zu sehen, wahrscheinlich zu einem Holzstoß gehörig, eine Schuppenthür und eine Hundehütte und im Hintergrund etliche Baumstämme und einzelne Aeste, wahrscheinlich zu einem Walde gehörig, der aber, wie alles Uebrige, im Schnee verschwunden war. — Sonst nichts.

„Zehn Minuten in einem solchen Nest!" grollte ein schnurrbärtiger Herr von martialischem Aussehen, der in eine Ecke des Coupés gedrückt saß und verdrossen ein Journal, in dem er gelesen, bei Seite warf. „Zehn Minuten! — Eine wahre Tyrannei von diesen verkehrten Verkehrsanstalten, die den hülflosen Reisenden als ihren Gefangenen behandeln, so lange er sich in ihren Wagen befindet."

Er sprach mehr vor sich hin, als zu einem der Mitreisenden, wobei er ärgerlich seinen gewaltigen Schnurrbart strich, von welchem nicht sicher zu sagen war, ob er ein Ausläufer des Marderkragens, der den Mantel des Herrn zierte, oder dieser eine Fortsetzung des Schnurrbartes, — so ausgiebig schossen sich beide in die Haare.

Der Insasse der andern Ecke legte ebenfalls eine kleingedruckte Broschüre aus der Hand, nahm seine Brille ab, um sie an seinem Shawl klar zu reiben, und nachdem er einen Fahrplan examinirt hatte, sprach er, ebenfalls nur so vor sich hin:

„Auf dieser Station ist gar kein Aufenthalt."

Es war ein untersetzter, behäbiger Mann, mit einem vollen rothen Gesicht, schlauen, lebendigen Augen und einem kahlen Vorderhaupt.

„Nichtswürdig!" grollte der Schnurrbart, „und wir sitzen bereits volle fünfzehn Minuten da."

„Elf und eine halbe", corrigirte ihn der Behäbige und ließ seine Cylinderuhr, ein wahres Prachtstück, repetiren.

„Ich will nicht hoffen! — Heda! Conducteur! Conducteur!" rief der Schnurrbart zum Fenster hinaus. „Können Sie nicht antworten?" herrschte er diesen an, der, eine Semmel im Munde, eine Schinkenschnitte in der Hand, am Schlag erschien. „Können Sie nicht antworten? Ich frage jetzt zum dritten Mal, ob wir über Nacht hier bleiben!"

„Ich denke nicht“, antwortete der Conducteur, an seiner Semmel würgend, „bis zum Abend werden wir wol wieder flott werden.“

„Bis zum Abend! Herr, Sie sind wol betrunken?“

„Verbitte mir alle Anzüglichkeiten, das Bier ist auch ganz miserabel“, entgegnete der Conducteur und griff nach seiner Dienstmütze, „soeben wird telegraphirt, daß die Bahn eingeschneit ist und erst geräumt werden muß — hat im Gebirg furchtbar viel Schnee gemacht.“

„Bis zum Abend!“ fuhr der Schnurrbart auf, „Unsinn. Ich muß weiter!“

„Bis zum Abend? Keine Möglichkeit!“ schloß sich ihm der Behäbige an, „ich habe Geschäfte!“

„Haben Sie? Ich auch!“ rief der Schnurrbart, „ich schlage vor, wir halten uns an unser Recht, nehmen Extrapost, auf Kosten der Direction natürlich, und leiten eine nachträgliche Klage wegen Zeitversäumniß ein. Diese Herren sollen mich kennen lernen. — Vorwärts, Conducteur, schaffen Sie Extrapost!“

Der Schnurrbart machte Anstalt auszusteigen.

„Ich schließe mich Ihnen an, wenn Sie erlauben“, sagte eine dritte Person in bescheidentlicher Frage. Es war eine Dame, die von den beiden Herren gänzlich unbeachtet geblieben. Sie legte dicht über's Kreuz geschriebene Blätter sorgfältig zusammen und zog ihren Mantel an sich.

Der Conducteur schaute erst an seiner eigenen Person hinab, welche bereits auf zwei Drittel reducirt und bis an die Kniee mit Schnee bedeckt war, dann auf die Umgebung. Der Lattenzaun war bis auf etliche Lattenköpfe verschwunden; an der Stelle des Brunnens stand eine weiße, geisterhaft in die Welt blickende Säule; der Wald war fast ganz untergegangen und nichts als ein eifrig und erpicht fallender Flockenfall zu sehen, als wollte jede Flocke die andere überholen.

„Extrapost! — Sie können höchstens im nächsten Dorf einen Leiterwagen bekommen“, sagte der Conducteur.

„Wo ist das nächste Dorf?“ sagte der Schnurrbart, mit einem Fuße auf dem Wagentritt, „wie weit und wo hinaus?“

Er gehörte zu jenen Leuten, die ein so geschärftes Rechtsgefühl haben, daß sie wegen eines Steins, der unberechtigt vor ihrer Thür liegt, über die Alpen und über die Cordilleren klettern, sollte zufällig die betreffende Gerichtsstelle da drüben liegen, um sich über den unberechtigten Stein zu beklagen, Alles des Princips wegen.

Der Conducteur war nicht localkundig und der herbeigerufene Stationsdiener deutete nach einer Richtung in der weißen Flockenwand hin und sagte: „Dort durch den Wald“ — es war keiner zu sehen — „dann über den Berg hinauf“ — Berg! eine Chimäre — „bei gutem Wetter fünf Viertelstunden, heute aber können die Herren schon drei Stunden brauchen.“

Der Conducteur und der Stationsdiener arbeiteten sich wieder zu dem Stationshaus und der Schnurrbart, welcher verzweifelnd nach der

Richtung des Waldes geschaut hatte, zog den Fuß wieder vom Tritt herein, schloß die Thür und legte sich mürrisch in seine Ecke.

„Also eingeschneit!“ sagte er mit bitterer Resignation. „Wenn das so fort schneit, so sind wir bis zum Abend verschneit und begraben, und dieses elende Nest dazu!“

„Man wird den Bahnschlitten schicken und uns herausschaufeln“, kam es schüchtern aus der andern Ecke.

„Ha, ha! Herausschaufeln. Schaufeln Sie brav, wenn in jeder Minute hunderttausend Kubikfuß Schnee fallen“, sagte der Schnurrbart bitter erregt.

„Bah — bah“, lachte der Mann mit den Augengläsern.

„Was ist da zu lachen?“ zürnte der Schnurrbart, „das ist nicht europäischer Schnee, das ist arktischer Schnee und in acht Tagen schneit es noch.“

„Länger als drei Tage schneit es nicht in unseren Breiten“, erwiederte der Mann in der andern Ecke.

„Aber wir sind nicht in unseren Breiten“, eiferte der Schnurrbart. „Sehen Sie hinaus, welche Massen Schnee es herunterwirft; das ist Polarschnee. In den fünfzehn oder zwanzig Minuten, daß wir hier sind, hat es einen halben Fuß Schnee gemacht.“

„Wir sind dreiundzwanzig und eine halbe Minute hier“, sagte der Mann des Factums und präsentirte seinem Vis-à-vis die Uhr.

„Bah, wer sich auf Uhren verläßt“, warf der Schnurrbart ein, „die taugen alle nichts. Werfen Sie sie hinaus in den Schnee, hinaus damit!“

„Was? — Ein englisches Preiswerk in den Schnee“, sagte der Behäbige warm werdend. „Geben Sie mit der Ihrigen das Beispiel, wenn Sie eine —“

„Wenn ich eine habe —“, fuhr der Schnurrbart auf, „wollen Sie das sagen, Herr —“

Die Dame in der dritten Ecke hatte schon einige Male Miene gemacht, den beginnenden Zank zu unterbrechen. Sie wurde nicht beachtet und war zu schüchtern und zu ängstlich, um sich Beachtung zu erzwingen.

„Ob man sich dort in dem Haus wol erwärmen könnte?“ sagte sie endlich, und schickte sich an auszusteigen.

Offenbar weniger aus Artigkeit — die Dame war nicht mehr sehr jung und auch nicht hübsch — als aus dem Bedürfniß, sich neuen Stoff zu Beschwerden zu holen, stieg der Schnurrbart aus und ging dem Stationshaus zu. — Es war da, wie es bei solchen abgelegenen Stationen der Fall ist, ein Unterkommen nur für Nothfälle, ein einziges Zimmer und dieses völlig angefüllt mit Reisenden größtentheils der dritten Classe. Die rauchten und schmausten, was zu haben war. Jeder Stuhl und jede Bank war besetzt, sogar Tische waren als Sitzmittel herbeigezogen und die Atmosphäre ein Gemisch von Tabakrauch, Ofenhitze, Bier und feuchten Kleidern.

„Schöne Geschichte das!“ rief der Schnurrbart ärgerlich, als er

wieder in den Wagen stieg. „Da drüben steckt Alles voll Menschen, nicht daran zu denken, daß man sich dort aufhalten könnte. Ueberdies nichts zu essen — alle Provisionen aufgezehrt. Und wann bei diesem Schneefall nun Lebensmittel aus dem Dorfe geschickt werden können, das weiß noch Keiner. Nur die Idee von diesen Verkehrsanstalten, eine Station blos der Breterfracht und des Holzes willen an einen so verlorenen Platz zu verlegen! Menschen gelten ihnen nichts! Ein gelinder Meuchelmord! Drinnen ist Alles aufgezehrt, Aussicht, daß es zu schneien aufhört, nicht vorhanden; wir haben also die Wahl, zu erfrieren oder zu verhungern!"

„Bah", nahm der Behäbige das Wort, „wir werden nicht erfrieren, der Schnee legt sich in alle Fugen des Wagens und wir Drei strömen Wärme genug aus, um den kleinen Raum athembar zu erhalten, und so lange der Mensch Wasser, respective Schnee genug hat, verhungert er auch nicht."

„Schnee als Nahrung! — Bedanke mich!" erwiederte grimmig der Schnurrbart, „wenn wir nicht Entsatz bekommen, bin ich bis morgen Abend todt!"

„Sie sind nicht todt, sage ich", antwortete der Behäbige.

„Herr, was wissen Sie von meiner Constitution!" fuhr der Schnurrbart auf, „wollen Sie mich Lügen strafen! Sie meinen wol, weil Sie so viel zuzusetzen haben!" Bei diesen Worten streifte ein anzüglicher Seitenblick die runde Gestalt in der andern Ecke. „Wenn die Dinge bis morgen Abend so bleiben, so lebe ich bestimmt nicht mehr", fügte er resolut hinzu.

„Sie werden nicht nur morgen Abend, sondern übermorgen und bis über acht Tage leben", entgegnete dieser mit ruhiger Bestimmtheit.

„Mit einer Hand voll Schnee — Herr! Das ist eine Unverschämtheit!"

„Durchaus nicht! Das Wasser setzt Säfte ab, und so lange der Mensch Wasser hat, stirbt er nicht. Sie können in vierzehn Tagen auch noch leben."

„Donnerwetter, das ist stark! Vierzehn Tage von Schnee leben! — Halten Sie mich für einen Laffen? — Das fordert Satisfaction! Hier ist meine Karte — Gerber, österreichischer Major, komme von Szigeth!"

„Gehorsamer Diener, freut mich, die Ehre zu haben", antwortete der Dicke und öffnete seine Brieftasche, „Lawson, niederländischer Stabsarzt, komme von Java."

„Ort — und Zeit?" schrie der Major.

„Ort — wo Sie wollen; Zeit — in vierzehn Tagen."

Der Major lachte höhnisch auf. „In vierzehn Tagen! Sie wollen entwischen?"

„Keineswegs", erwiederte der Stabsarzt, „Sie müssen aber doch erst den Beweis liefern, daß ich Unrecht habe."

„Wie? — Was? — Ich soll vierzehn Tage von Schnee leben?

— Bin ich ein Eskimo, bin ich ein — ein Seehund? Gleich auf der Stelle thun wir die Sache ab!" donnerte der Grimmige.

„Draußen im Schnee?" fragte der Doctor und rieb kühl seine Augengläser mit den Franzen seines Shawls, „da könnte ich ja nicht visiren, wenn eine Schneeflocke auf meine Gläser fiele. Außerdem leben die Eskimos und die Seehunde nicht von —"

„Hier im Wagen, wenn es nicht anders sein kann!" schrie der Major, durch die naturwissenschaftliche Bemerkung des Doctors auf's Aeußerste gebracht. „Die beiden Thüren auf und auf dem Tritt Position genommen." Er zog ein Kästchen unter dem Sitz hervor.

„Gut", erwiederte der Doctor, „ich bedinge mir aber aus, daß, wenn ich falle, Sie zu meiner Rechtfertigung vierzehn Tage lediglich von Schnee leben. — In Ermangelung eines Zeugen" — der Doctor sah sich fragend um — „wird wol diese Dame . . ."

„Feuer schreie ich und Mord!" rief diese, welche in höchster Aufregung Alles von sich geworfen und sich in die Mitte des Wagens gedrängt hatte. „Dort hinter den Scheiben sehe ich Waffen blinken, im Wartezimmer ist ein Gensdarm, ich rufe ihn zu Hülfe, ehe ich es geschehen lasse, daß Sie dieses friedliche Coupé zum Schauplatz eines Mordes machen, daß Sie diesen reinen, keuschen Schnee mit Bruderblut besudeln. Schließen Sie Frieden, legen Sie die Waffen nieder oder ich schreie Mord!"

Die Dame hatte bereits die Fensterriemen in der Hand und schien eben so entschlossen als fähig, den größtmöglichen Scandal zu machen, so daß die beiden Streiter in ihrer Hitze für's Erste nachließen. Der Major klappte den Deckel eines massiv beschlagenen Kästchens zu, in welchem es von Pistolen und Revolvern funkelte, und schob es wieder unter den Wagensitz; der Doctor setzte seine Brille wieder auf, und Beide rückten wieder in ihre Ecken ein, mit Blicken, welche sagten: „Bis auf Weiteres!"

Viel practischer, als ihre gehobene Stimmung hatte vermuthen lassen, riß die Dame den Moment an sich. Mit wunderbarer Eile und ohne ein Wort an die feindlichen Parteien zu verlieren, hatte sie einen ansehnlichen Koffer unter dem Sitz hervorgezogen, hatte angefangen auszupacken und lauter sauber gewickelte Papierpackete auf den Sitzen auszulegen, die sie mit einem großen Shawl überdeckte. Als sie die Packete eines nach dem andern auswickelte, erschien eine ganze gebratene Gans, eine Ochsenzunge, geräucherte Würstchen, eine Kalbspastete, ein Glas mit eingemachten Gurken, ein ditto mit eingemachten Pflaumen und Weichseln, eine Citronattorte, ein Wecken feines Weizenbrod. Weiter — drei Flaschen, eine mit Magenliqueur, eine mit Johannisbeerwein und eine mit Punschessenz. — Die beiden Herren waren mit wachsendem Staunen der stillen Geschäftigkeit der Dame gefolgt, welche überdies noch ein zierlich geschliffenes Glas und ein sauber gearbeitetes Besteck, worin Löffel, Messer und Gabel vereinigt waren, zum Vorschein brachte.

Als sie die großen Augen, die unverholene Verwunderung ihrer

Reisegefährten über diese Proviantmasse, welche hingereicht hätte, die sämmtlichen Passagiere des verschneiten Zuges zu sättigen, sah, zog eine flüchtige Röthe über ihr schmales Gesicht und sie lud mit freundlichem Wink zum Zulangen ein. — Gleichsam wie entschuldigend sagte sie:

„Bedingungen unserer irdischen Existenz, Ausfluß dankerfüllter Herzen, die Gaben lieber Freunde — mit einem Wort —"

Mit einem Wort waren diese ansehnlichen Provisionen allerdings der Ausdruck dankbarer Gefühle, die sich auf eine andere Art nicht aussprechen konnten. Die Dame gehörte zu jenen weiblichen Hülfsgeistern, welche, alleinstehend, keine eigenen Familienpflichten haben, und das Bedürfniß, diese zu üben, an andere Familien absetzen — eine schöne Eigenschaft des weiblichen Gemüths; ihr Leben ist ein Rundgang von einem befreundeten Hause zum andern, wo es Wochenbetten zu warten, Kranke zu pflegen, Kinder zu bemuttern, Haushalte zu führen, wenn die Eltern in's Bad reisen, oder Reconvalescenten selbst zu begleiten, Aussteuern machen zu helfen, Töchter auf Bälle zu begleiten, oder einen räthselhaft zurückhaltenden Bewunderer auszuholen gab.

Unsere Dame hatte einen großen Theil des Winters auf einem Landgut an dem Bett einer kranken Hausfrau zugebracht, und die Dankbarkeit der Familie hatte sich zum Theil in die Vorrathskammer geworfen und die Reisende versehen, als ob sie eine Grönlandsfahrt machen wollte.

Wie kam ihr das jetzt zu statten! Sie hatte genug in der Welt gelebt, um zu wissen, welch' ein Unterschied zwischen einem hungrigen Menschen stattfindet und einem gesättigten. Ihre Erfahrung hatte sie auch jetzt nicht getäuscht. Beim Anblick dieser schönen, angenehmen Bescheerung, welche die sämmtlichen leeren Plätze einnahm und an das unschätzbare „Tischlein deck' Dich" mahnte, schmolz der Zorn und die Rachsucht der beiden Herren zu theilnehmender Milde herunter und der Doctor nahm seine Augengläser herab, rieb sie an den Franzen seines Shawls, bis sie warm wurden, und beschaute dann die Dame mit einem Blick fast zärtlicher Bewunderung. Wie hatte sich die unscheinbare, bis jetzt geringschätzig übersehene Insassin der dritten Ecke zu einer wohlthätigen Fee entpuppt!

Im Schnee, in der Kälte, ohne Labsal, mit einem erpichten Streiter in einen engen Wagen eingeschlossen sein, an dessen geöffneten Thüren ein Duell wartete — welche widerliche Situation! Und wie angenehm hatte sie sich gelöst!

Die Dame hantirte mit einem feinen Messerchen, welches blitzschnell durch die saftige Brust der Gans und durch die zarte Pastete glitt und sie in Scheiben zerlegte. Teller, Gläser und eine Kanne heißes Wasser lieferte die Restauration, bald hatte jeder der Herren ein Glas Punsch in der Hand und einen Teller ausgesuchter Bissen auf den Knieen, während die Dame in schweigender Geschäftigkeit die Citronattorte anschnitt, Weichseln und Pflaumen aus den Gläsern fischte und eine Liqueurflasche entkorkte. Sie that Alles mit so viel Geschick, so viel

Eifer und Gewandtheit, daß die beiden Ersteren sie mit stiller Anerkennung verfolgten. Es schien, als ob Brod mit Fleischschnitten zu bedecken, Punsch zu mischen, eingemachte Weichseln auf Tortenschnitten zu schichten und für jeden Geschmack das rechte Maß zu treffen, ihr eigentlicher Lebensberuf sei. Erst in seinem eigentlichen Beruf kommt der Mensch zur rechten Geltung, erst in seinem angemessenen Wirkungskreis treten seine Gaben, seine Kräfte in das rechte Licht, und man wundert sich oft über die Tüchtigkeit Dieses und Jenes, der, vorher unbrauchbar und verschroben, in einer neuen Lebenslage so viel Gutes und Tüchtiges entwickelt.

Die beiden Herren thaten der improvisirten Mahlzeit alle Ehre an; die Dame hatte auch eine so besondere, gute Manier zuzusprechen, der Magenliqueur wurde so ausgezeichnet befunden in seiner Art wie die Punschessenz und alles Uebrige.

Im Coupé war es angenehm warm. Draußen fiel der Schnee stetig und gleichmäßig und jede Leiste und jedes Fenster bekam eine dichte Schicht aufgesetzt, welche den Luftzug abhielt, in den Reisenden aber ein behagliches Gefühl über ihre eigene Wohlversorgtheit erweckte. — Sie rückten sich auch geistig näher. Stundenlang hatten sie, Jedes in seiner Ecke, gesessen in Lectüre vertieft, der Major in ein dickes Manuscript, der Stabsarzt in ein kleingedrucktes Journal und die Dame in vergilbte, enggeschriebene, vielseitige Briefe, ohne daß sie andere Worte gewechselt hätten, als die der unumgänglichsten Höflichkeit, welche der Dame gegenüber, als nicht jung und hübsch, noch überdies auf das strengste Pflichtmaß reducirt wurden. — Während sie schmausten, überhäuften sie diese mit Artigkeit. „Es ist ein anderes Ding", sprach der Doctor, in einer Hand ein Stück Torte, in der andern ein Glas Liqueur, seine Nachbarin mit glänzendem Blick betrachtend, „es ist ein anderes Ding, diese Torte da, als eine Hand voll Schnee." Obwol, leben kann man von Schnee."

„Von Schnee! Unsinn! Von Schnee allein kann man nicht leben!" rief der Major, bei welchem der Punsch, der Liqueur und die Zungenschnitte ein Feuer erweckt hatten, das ihn auf's Neue zu jedem Strauß bereit machte. „Vom Schnee allein kann kein Seehund leben."

„Der allerdings nicht", entgegnete der Doctor mit einem spitzen Lächeln, „aber der Mensch! Wir haben ja Beispiele: Gemsenjäger, die sich verstiegen haben oder in eine Gletscherspalte geglitten sind, haben sich wochenlang vom Schnee genährt."

„Und auch damit eingeheizt", lachte der Major bitter auf. „Machen Sie mir nichts weiß!"

„Bester Herr Major, hier ist noch ein Stückchen Torte, das müssen Sie noch essen", drang die Dame und schob ihm eilig eine Portion in die Hände; dann bemächtigte sie sich mit sanfter Gewalt des Liqueurglases, welches der Doctor hielt, und schenkte es voll, wogegen der Doctor nur schwach widerstrebte.

„Und jetzt lassen wir den Schnee Schnee sein, und den Seehund

speisen, was er findet, und die Herren erzählen etwas. Beliebt durchaus nichts mehr?"

Eilig und geschickt räumte sie auf die Verneinung die Ueberreste des Mahles von den Kissen und legte sie so zurecht, daß sie auf den leisesten Nothruf gleich erreichbar waren, und entschlossen, keinen Streit mehr aufkommen zu lassen, wickelte sie sich in ihren Mantel und setzte sich in ihre Ecke mit der Miene einer aufmerksamen, erwartungsvollen Zuhörerin.

Erzählen! — Weniger konnten die Herren wahrlich nicht thun, eine so liberale und eifrige Wirthin zu verpflichten; zudem, womit sollte man die Zeit hinbringen? Draußen fiel der Schnee noch immer, als sollte er nicht aufhören, bis die Welt eingeschneit wäre; aber Erzählen ist nicht Jedermanns Sache. Der Doctor putzte an seinen Augengläsern, der Major drehte seinen Schnurrbart.

„Der Herr Doctor sind gereist; vielleicht wissen Sie ein Beispiel, haben ein Volk gesehen, das von Schnee lebt", sagte er spitz.

„Den Vortritt lasse ich dem Herrn Major", erwiederte der Doctor kaustisch, „haben vielleicht im Mittelmeer einen Seehund —"

„Um Gottes willen! Fangen Sie nicht wieder an", sagte die Dame bittend, „erzählen Sie irgend Etwas oder lesen Sie. Die Herren sind mit Lectüre versehen. Was es auch sei, Sie werden mich auf's Höchste verpflichten. — Herr Doctor, machen Sie den Anfang. Sie haben da etwas Gedrucktes, das sich schon von außen interessant ansieht."

„Meinen Sie?" entgegnete der Doctor und langte trocken nach der Druckschrift. „Es ist ein anatomisches Journal. Also —"

Die Dame schrie auf und erhob abwehrend die Hände. „Nein! Nichts Dergleichen!"

„Nur ruhig!" sagte der Doctor. „Eine Geschichte enthält es — eine wahre dazu. Also hören Sie. Machen Sie sich aber auf Fachgemäßes gefaßt."

Die Reisenden drückten sich in ihre Ecken und der Doctor, der seine Brille vorher klar gerieben hatte, begann:

Die Auferstehung.

„Auferstehung?" fragte der Major, „was sind das für Leute?"

„Das sind Leute, welche mit Leichnamen handeln", antwortete der Doctor kühl. „Begrabene werden ausgegraben."

„Mit Leichnamen handeln! Hui! Wie gräßlich!" rief die Dame und schüttelte sich.

„Mit Leichnamen handeln!" nahm der Major absprechend das Wort. „Das geschieht wol nur bei den Menschenfressern, wenn überhaupt."

„Das geschieht bis auf den heutigen Tag bei den Engländern", nahm der Doctor wieder das Wort. „Der Engländer hat ein unbesiegbares Vorurtheil gegen jegliche Entheiligung einer Leiche, als welche hauptsächlich die Section angesehen wird. Jetzt frage ich aber: Wo soll der Operateur seine Geschicklichkeit hernehmen, die leichte, sichere Füh-

rung des Messers durch das Labyrinth der Muskeln und Knorpeln, aus welchen der menschliche Körper besteht, die subtile, schnelle Hand und endlich die sanfte Entschiedenheit bei dem kritischen Schnitt! Ich glaube, daß Derjenige, welcher auf dem Operationslager ausgestreckt liegt und den Assistenten mit dem Chloroform neben sich sieht, darauf vorbereitet, sich ein Bein abschneiden oder sonst eine Operation an sich vornehmen zu lassen, die ihm das Leben retten soll, ich glaube, sage ich, daß es ihm in diesem Augenblick ganz gleichgiltig ist, wo und auf welche Art der Operateur seine Geschicklichkeit erwarb. Bei dem Engländer aber können allerdings Nachgedanken kommen. Er weiß nicht, ob der Gegenstand, an welchem sein Chirurg lernte, seinen Weg in den Anatomiesaal vom Kirchhof aus oder vom Galgen gefunden hat, ob in einem lackirten Sarg oder in einem alten Sack. Ja, er kann nicht wissen, ob nicht nächstens ein Freund, ein Verwandter, ja, einst er selbst zur Bereicherung der Wissenschaft dienen wird, und das macht ihn schaudern.

„Unter diesem Vorurtheil aber leiden die anatomischen Theater und ihre Besucher; denn woran sollen sie lernen, als an Leichen? Diese jedoch werden sehr unzureichend für den Bedarf von dem Galgen von Newgate und sehr kostspielig von Frankreich beschafft.

„Liebe zur Wissenschaft und Gewinnsucht haben sich daher zusammengethan, um diesem Mißstand abzuhelfen. Es bestehen weit verzweigte Gesellschaften, die unter dem Schutz der Nacht und des tiefsten Geheimnisses neue Gräber öffnen, die Leichen herausnehmen und sie an die Besteller verhandeln, oft im Detail. Der nimmt einen Arm, der Andere ein Bein, ein Dritter einen Kopf und etwa ein Herz oder eine Lunge dazu.“

„Schauderhaft!“ rief der Major, sich schüttelnd. „Aber sagen Sie, Doctor, wie sieht es denn da mit dem Leichengift aus, von dem in jüngster Zeit öfter die Rede war? Die Bearbeitung solcher Leichen in vorgeschrittener Verwesung muß ja höchst gefährlich sein. Wie viel Aerzte und Chirurgen sterben in England am Leichengift?“

„Ha, ha! bah — Leichengift — darüber sind die Ansichten getheilt. Es kommt dabei viel auf die Krankheit an, an welcher das Object starb. Es kommt auch viel auf die Säftemischung im lebenden Körper an. Man sagt oft von einem Mann mit Bedauern oder Abscheu, der ist so, und der ist so. Was kann er für seine Blutmischung, für das versteckte Psoragift, das auf seine Nerven drückt? Ist nicht nachgewiesen, daß die Kriegs- und Schlachtenwuth Napoleon's I. rein auf Rechnung seines trägen, kalten Blutes kam, das nur normal circulirte, wenn ihn die höchsten Aufregungen stachelten? Ich habe einen Menschen gekannt — einen simplen Schreiber — galliges Temperament — aufgedunsener Leib — starker Trinker, der lebte nur, wenn er Pasquille schrieb. Schmähartikel für Zeitungen zu liefern, war seine Erholung und Denunciren seine Panacee. Dann kannte ich einst einen Arzt — der Mann war zu bedauern — bei dem wurde Alles zu Gift. Er kochte Gift wie ein Dampfkessel und mußte natürlich das Darüber absetzen. Er mußte,

mochte er wollen oder nicht. Glücklicherweise hatte der Mann ein Armen- und Krankenhaus unter sich, wo er sich nicht Zwang anzuthun brauchte, und — ha — ha — ha — es widerfuhr ihm manchmal, daß er, wie es in der Fabel heißt, anstatt der Krankheit, den — ha — ha — ha — den Kranken mit dem Stock bearbeitete. Die Schwäche hatte er. — Sonst ein ganz guter, ein gescheidter Mann."

„Damit wäre ja gesagt, als hätte der Mensch keinen freien Willen, als wäre er seinem Leibe unterthan, und das ist doch nicht Ihr Ernst, das wäre frevelhaft", warf die Dame ein, „da könnte sich ja jedes Verbrechen, jede Unthat mit der verfehlten Blutmischung des Thäters entschuldigen."

„Das ist ein weites Thema", erwiederte der Doctor; „aber ich will Ihnen beweisen, wessen der menschliche Organismus Alles fähig ist."

„Ach, nein, wir danken", sprach die Dame, die es dem Major ansah, daß er die Zumuthungen, welche der Doctor dem menschlichen Organismus machte, gänzlich verwarf und welche einem neuen Streit vorbeugen wollte. „Lassen Sie uns lieber die Geschichte hören."

„Also die Geschichte", sagte der Doctor, nur ungern ablenkend, und nahm das Journal wieder auf. „Bei diesen Leichenausgrabungen oder Auferstehungsscenen fehlt es natürlich nicht an grauenhaften, ärgerlichen, mitunter auch an lächerlichen Episoden.

Ich war ungefähr fünfzehn Jahre alt — das ist der Held der Geschichte, der spricht — als ich zu dem einzigen Chirurgen in unserm Städtchen in die Lehre kam. Er war leidlich erfahren in den Mysterien des menschlichen Körpers und auch ein ziemlich geschickter Operateur. Aber anstatt sein Wissen und seine Geschicklichkeit practisch anzuwenden und sich wie ein vernünftiger Mann mit den Leibern und Taschen seiner Zeitgenossen zu beschäftigen, schrieb er dicke Bände für zukünftige Anatomen und wendete so den hauptsächlichsten Theil seines Strebens der Zukunft zu. Seine Umstände waren daher nicht glänzend. Das Haus meines Vaters lag außerhalb der Stadt und mein nächster Weg zum Doctor ging — gedankt sei es meinem Genius, der über meinem Geschick waltete — über den Kirchhof.

Ich kann just nicht sagen, daß mir dieser nähere Weg gefiel, besonders da ich erst Abends, nachdem die Officin geschlossen war, nach Hause durfte. Die Schatten, welche die Grabsteine im Mondlicht warfen, das Schwanken und Säuseln einiger großer Trauerweiden war mir unheimlich und ich konnte der ganzen Scenerie keinen Geschmack abgewinnen. Nach dem ersten Probegang verstrichen mehrere Abende, bis ich es wieder über mich gewann, den nähern Weg über den Kirchhof zu machen, obwol der andere beinahe um eine Viertelstunde weiter war.

Endlich, nach einer fröhlichen Spielgesellschaft, in der sich meine Lebensgeister gehoben hatten, wagte ich wieder über den Kirchhof nach Hause zu gehen, und dieses Mal nicht nur, um den Weg abzuschneiden, sondern von einem gewissen Reiz getrieben.

Ich passirte den schauerlichen Ort mit ziemlicher Gemüthsruhe und

ohne durch etwas Fremdartiges betroffen zu werden, ausgenommen durch eine Kuh, welche wahrscheinlich von dem Todtengräber hereingeschmuggelt wurde, um das hohe, fette Gras abzuweiden, und welche hinter einem Grabstein stand, wo sie über die Vergänglichkeit des Erdenlebens philosophiren mochte.

Als ich so unvermuthet ihre Betrachtungen unterbrach, waren wir beiderseits vor einander erschrocken und starrten uns gegenseitig eine Weile an, sprachlos — natürlich, dann gingen wir mit sachten Schritten in entgegengesetzter Richtung auseinander.

Von diesem Abend an ging ich täglich und mit immer festeren Schritten über den Kirchhof, blieb zuweilen stehen, um im Mondlicht eine Grabschrift zu lesen, ja, ich setzte mich wol auf einen Stein, blos um mich an meinem eigenen Muth zu erbauen.

Ich fing nach und nach an, eine Art Genuß dort zu finden, der sonst den Gefühlen der Jugend nicht analog ist. Worin dieser Genuß bestand, kann ich nicht sagen, in der malerischen Umgebung sicherlich nicht, denn die eine Seite des Kirchhofs begrenzte eine baufällige Mauer, auf der andern befanden sich Ställe und Städel, und die Schönheit der Grabsteine war es ebenfalls nicht, die meine Phantasie erregte. Die einen waren weiß, die anderen waren schwarz angestrichen, die einen standen aufrecht und schienen einen Jeden herauszufordern, der nicht gleicher Ansicht mit ihnen war, während andere zerknirscht auf dem Gesicht oder auf dem Rücken lagen. Alle miteinander waren sogar in den Augen eines fünfzehnjährigen Knaben der Gipfel der Geschmacklosigkeit.

Vielleicht war es der instinctmäßige Kampf meines Genius, der unbewußt mit den Gegenständen seines künftigen Strebens in Verkehr tritt; das Picken des Hühnchens, das in Einsamkeit und Finsterniß an der Schale arbeitet, die es noch von der Welt ausschließt.

Es ereignet sich wol auch manchmal, daß dem neuen Geschöpf das Herz noch eher bricht, als die Schale, und daß es über der Arbeit das Leben lassen muß.

Auch mein Genius möchte lange genug und doch erfolglos an der Schale der Ungewißheit gepickt haben, wäre ihm nicht folgendes Ereigniß zu Hülfe gekommen.

An einem sehr dunklen Abend, die Jahreszeit war schon weit vorgerückt, fiel mir auf dem Heimweg ein, daß man heute einen Bekannten meines Vaters begraben hatte, der über seine eigene Treppe herabgestürzt war und auf der Stelle todt blieb — beiläufig die einfältigste Todesart, die man wählen kann — ich wollte sehen, wohin man ihn begraben hatte.

Es war so finster, daß ich mich nur mit Mühe unter den Grabsteinen zurecht fand. In dem obern Theil, dem der Honoratioren, sah ich mich umsonst nach einem frischen Grabe um. Er mußte also in dem untern Theile liegen. Kaum hatte ich mich dorthin gewendet, als mir schien, ich sähe auf der Mauer, da, wo sie am niedrigsten war, sich etwas bewegen.

Ich schlich mit klopfendem Herzen hinter einen Grabstein, die Blicke scharf nach der Mauer gerichtet.

Gleich darauf hörte ich einen dumpfen Fall, wie wenn Jemand herabgesprungen wäre, darauf war Alles still.

Ich war noch unschlüssig, ob ich gehen oder abwarten sollte, als plötzlich das Geräusch eines kräftig geführten Spatens einen Lichtstrahl in dieses dunkle Meer von Vermuthungen warf. Jetzt war mir Alles klar. Ich hatte schon früher von der merkwürdigen Practik der Auferstehер gehört, daß sie aber in unserer kleinen, scrupulösen Stadt geübt würde, das wäre weder mir, noch wol auch sonst Jemandem im Traum eingefallen.

Mit leisen Katzenschritten schlich ich mich näher und konnte, von einem Monument gedeckt, Alles mit ansehen.

Drei Männer, deren Gesichter ich in der Dunkelheit nicht erkennen konnte, waren an einem Grabe geschäftig. Zwei schaufelten die Erde heraus, der Dritte hielt eine Blendlaterne. Sie arbeiteten wie die geübtesten Todtengräber und in kurzer Zeit stießen die Spaten auf einen harten Gegenstand. In diesem Augenblick ließ der Mann mit der Laterne einen Lichtstrahl in die Grube fallen und in den fleißigen Leuten erkannte ich den Küster und seinen Gehülfen.

Nachdem die Erde völlig herausgeschafft und ein Seil um den Sarg geschlungen war, legten alle Drei Hand an, um den kaum eingezogenen Bewohner seiner letzten Heimat wieder zu entziehen. Der Sarg war endlich säuberlich in die Höhe gebracht, der Deckel aufgeschraubt, die Leiche herausgenommen und in einen Sack gesteckt.

„Quiescat in pace", sagte das Haupt der kleinen Gesellschaft, als die Grube wieder ausgefüllt und Alles in Ordnung gebracht war. Ich kannte sie nur zu wol, diese Stimme; sie gehörte meinem Lehrer und Vorbild, Mr. Law.

Da der Todte ein schwerer corpulenter Mann war, kostete es große Mühe, ihn über die Mauer zu bringen. Einer war drüben, der Andere oben auf der Mauer, und mein würdiger gelehrter Herr und Meister unten, sich gewaltig anstrengend, den Sack hinauf zu lüpfen.

„Betson", sagte er keuchend, „hättet Ihr doch Euren faulen Schlingel, den David, mitgebracht, daß er die Laterne hielte. Ich breche noch Hals und Beine zwischen diesen verfluchten Steinen."

„Ich will leuchten", sagte ich, und nahm ihm die Laterne aus der Hand. — Als Mr. Law neben sich eine fremde Stimme hörte, fehlte nicht viel, daß er nicht die Lebendigen und den Todten ihrem Schicksal überließ, und sich über die Mauer davon machte. Sobald er aber die geisterbleichen Züge seines Lehrlings erkannte, verwandelte sich sein Schrecken in simplen Aerger. „Verdammt!" war das einzige Wort, das ich von ihm hörte, bis wir zu Hause waren.

Die darauf folgende Nacht sollten wir die Frucht unserer Unternehmung ernten. Ich bekam von meinem Lehrer die Erlaubniß dabei zu sein. Es mußte jedoch das tiefste Geheimniß beobachtet werden, wenn

wir nicht riskiren wollten, von dem Volke in Stücke zerrissen und unter dem demolirten Hause begraben zu werden. Ich schlief deshalb im Hause des Doctors und wartete in fieberhafter Spannung auf die zwölfte Stunde. Ein Frösteln überlief mich, als die Thurmuhr aushob, und noch hatte der letzte Schlag nicht ausvibrirt, als ich auf Socken in die Studirstube des Doctors schlich, wo ich bei frischem Kaminfeuer und hellem Kerzenlicht meinen Muth noch beim Fittich erwischte.

„Gehe hinein und mache dem alten Herrn einstweilen Dein Compliment, bis ich fertig bin", sagte der Doctor.

Ich machte eine nicht ganz erfolgreiche Anstrengung diesen Scherz zu belächeln, und ging in das Kämmerchen neben dem Studirzimmer. Kaum war ich hinein getreten, so schlug die Thür, die in einem Gewicht hing, mit einem fürchterlichen Krach hinter mir zu. In diesem Augenblick wäre ich für mein Leben gern wieder umgekehrt, aber ich schämte mich vor dem Doctor, und so näherte ich mich mit dem blinden Muthe der Verzweiflung dem Tische, worauf Derjenige lag, steif, kalt, regungslos, den ich noch vor wenigen Tagen gesund und munter in unserm Hause gesehen. Ich war nicht lange diesen melancholischen Betrachtungen überlassen, denn gleich darauf kam Mr. Law mit dem Apparat unter dem Arm in die Kammer.

Ganz in sein Geschäft vertieft nahm er Anfangs keine Notiz von mir, bis er mir ein Instrument zu halten gab. Als er mich bleich, mit verglasten Augen, und augenscheinlich im Begriff ohnmächtig zu werden ihm zur Seite sah, ergriff er mit beispiellosem Gleichmuth eine Schüssel voll Wasser und goß es mir über den Kopf. Von diesem Augenblick an war ich curirt und ein eifriger und brauchbarer Assistent des kleinen Kämmerchens.

Als meine Lehrzeit beendigt war, schloß ich mich einer Privat-Auferstehungs-Gesellschaft an, deren Mitglieder junge Aerzte und Chirurgen waren. Die Chefs derselben waren ein gewisser Clarke und Malony, wahre Heroen der Wissenschaft.

Malony, ein heißblütiger Irländer, hatte ausgezeichnetes Talent und lebte nur für seinen Beruf.

Einst hatte man uns ein Object in's Sectionszimmer gebracht, auf loyalem Weg, d. h. vom Galgen, Alles war bereit, und wir umstanden erwartungsvoll den Tisch, da gab das Object durch ein schwaches Heben der Brust unzweifelhafte Lebenszeichen von sich.

Wir waren in großer Bestürzung, was zunächst geschehen sollte. Der Mann lebte, ja lebte unzweifelhaft. Malony's resoluter Sinn entschied die Sache mit wenigen Worten.

„Was wir thun sollen?" sagte er. „Dieser Mann ist dem Gesetz nach todt. Bringen wir ihn wieder auf die Beine, so ist Zehn gegen Eins zu wetten, er wird nochmal gehenkt. Also —" Mit diesen Worten nahm er eine Sonde aus dem Besteck und stieß sie dem Cumpan so tief in die Brust, daß sein Tod ganz außer Zweifel war.

Armer Malony! Nicht lange darauf wurde er selbst gehenkt, weil

er dieselbe Operation an einem lebenden Gegenstand practicirte — Alles aus Liebe zur Wissenschaft.

Statt Malony's wurde ein gewisser Roberts Präsident, der uns jedoch seines trägen, schläfrigen Wesens wegen wenig nützte. Wir brauchten ihn blos als Deckmantel, da er ein sehr anständiges Aeußere hatte. Auch sorgte er für das Local, wo wir unsere Beute niederlegten und wöchentlich zusammenkamen."

„Ist das die interessante Geschichte?" frug der Major, als der Doctor eine Pause machte und seine Brille putzte. „Das ist ja ein Journal für Cannibalen!"

„Cannibalen lesen keine Journale", entgegnete der Doctor trocken.

„Nun, ein eigenthümlicher Gegenstand ist es in der That", fiel die Dame ein. „Sectionen, Leichname — Hu — hu! — Nun sie ist wol zu Ende?"

„Nein, sie fängt erst an", erwiederte der Doctor und begann auf's Neue.

„Es war an einem finstern, regnerischen Abend, als ich in unserm Local Roberts allein traf, die Füße auf dem Kaminrand, eine Flasche Porter vor sich, und einen Roman in der Hand. Ueberzeugt, daß jetzt nichts im Stande war, ihn hinaus zu bringen, wollte ich eben wieder gehen, als Curple herein trat, einer unserer thätigsten Agenten.

Schon sein Aeußeres verrieth einen ungewöhnlichen Charakter. Kleine, schwarze, funkelnde Augen, deren eines bedeutend von der Sehlinie abwich, flankirten eine lange, spitze Nase. Die hinaufgezogenen Mundwinkel gaben dem Gesicht etwas Launisches und ließen zwei Reihen großer, weißer Wolfszähne sehen. Um die Schläfe herum stahl sich schwarzes, krauses Haar, während der obere Theil des Kopfes in nacktem Glanze prangte. Sein Anzug zeigte, daß er die Ansicht Howard's theilte, nämlich, daß ein tüchtiger Regenguß die beste Bürste für Tuch und Filz sei. Er war voll Feuer und Leben, und seine Züge waren eben so viele Telegraphen, die eine beständige Fluth von Mittheilungen unterhielten.

Auch heute brachte er eine höchlich wichtige Nachricht. Seine lange Nase hatte eine Auferstehungsgelegenheit gewittert, allein wir Zwei konnten sie nicht unternehmen und Roberts war nicht von seinem Stuhle wegzubringen. Jedoch versprach er aufzubleiben, bis wir kämen.

Wir, Curple und ich, machten uns auf den Weg, um das Terrain zu recognosciren, und einen Recruten zu werben, denn ohne einen dritten Mann konnten wir das Geschäft nicht unternehmen. Wir traten in eine Schänke, erstens, um diesen zu finden, und dann, um eine spätere Stunde abzuwarten; denn noch waren die Straßen zu belebt.

Im Schänkzimmer war Niemand, als ein junger Mann in Matrosenkleidung, aus dessen sorglosem freien Wesen und einem gewissen leichtsinnigen Zug in dem frischen Gesicht Curple sogleich folgerte, daß dieser unser Mann sein könnte.

Ein leichtes Gespräch über das Woher und Wohin war bald eingeleitet. Der Matrose erzählte mit der Geschwätzigkeit eines halb

Betrunkenen, daß er zu einem Ostindienfahrer gehöre, der erst diesen Abend eingelaufen sei, daß er nach einer dreijährigen Abwesenheit in die Arme seiner Mutter und seiner Braut eilte, welche während seiner Abwesenheit in diese fremde Stadt gezogen seien, in welcher er bereits die Zeit seines Hierseins herumgestolpert sei, und da er nicht mehr hoffen dürfe, vor dem Morgen ihre Wohnung zu finden, so wollte er die Nacht hier abwarten.

Es war für ihn kein kleiner Schmerz, die heißersehnte Wiedersehensfreude für morgen aufschieben zu müssen, denn außer sich selbst brachte er der Mutter und der Geliebten einen vollen Beutel mit und die Nachricht, daß er zum Vormastmat vorgerückt sei und auf der nächsten Reise Aussicht habe, Capitain des Mitteldecks zu werden. Natürlich sollte sogleich Hochzeit sein, denn in zwei Monaten mußte er seine reizende Susanne, die er mit dem Feuer eines Verliebten schilderte, wieder verlassen.

In dieser Geschichte sah ich für unsere Absichten nichts Tröstliches. Wer verliebt ist, und so verliebt wie dieser Fremde, hat keinen Sinn für nächtliche Expeditionen. Curple indeß verlor den Muth nicht, und als er sah, wie sich der Matrose ein großes Glas Branntwein bringen ließ, stieß er mich, darauf hindeutend, an und seine kleinen Augen funkelten vor Vergnügen.

Wir gaben nun dem Gespräch eine einleitende Wendung und spielten auf unser nächtliches Abenteuer an. Dieses schien dem Manne durchaus zu mißfallen. Mit einem Blick, als würde er unser erst jetzt gewahr, nahm er sein Glas, und rückte weg von uns so weit er konnte. Ein zweites Glas Branntwein jedoch, welches Curple ihm credenzte, brachte ihn uns wieder näher, und er begann dessen Erzählungen von solchen nächtlichen Unternehmungen mit wachsendem Antheil zuzuhören. Curple's geschickter Darstellung gelang es auch vollkommen den Fremden zu ködern. Nach Allem und Allem war es nichts als ein kühner Spaß, den wir ausführen wollten. Das wirkte. Welche Quelle des Staunens und Grausens würde ein solches Abenteuer bei einer tropischen Windstille, oder dem fliegenden Holländer im Curs, für das Publicum des Hinterdecks sein! — Wie würde Susanne staunen, seinen Muth bewundern, näher an ihn heran rücken, wenn er ihr an einem Winterabend die Geschichte erzählte! Plötzlich rief er: Susanna, theure süße Susanne, ich will, ich muß Dich heute noch sehen.

Mit diesen Worten sprang er auf. Ein Paroxismus, ein Sehnsuchtsfieber hatte ihn plötzlich ergriffen, das ihm die Thränen in die Augen trieb. Er suchte nach seinem Hut und bestand darauf, fortzugehen. Auf die Wirkung des Branntweins rechnend, gaben wir die Sache noch nicht auf. Wir erboten uns, ihn zu begleiten und ihm die Wohnung seiner Mutter suchen zu helfen. Das wirkte. Er ging mit.

Der Wind hatte etwas nachgelassen, aber der Regen schlug uns in eisigen Tropfen in's Gesicht, und die Finsterniß war greifbar. Den Matrosen in der Mitte stolperten wir durch die stillen Straßen und ich

fühlte an meinem Arm seinen starken Herzschlag. Er folgte uns jedoch mehr wie ein Gefangener, denn als ein freiwilliger Begleiter.

An der Kirchhofsmauer angelangt, wäre er zu Boden gestürzt, wenn ich ihn nicht gehalten hätte. Diese Schwäche war jedoch nur physisch. Sobald die Branntweingeister etwas verflogen waren, folgte er uns an die Stelle, an das frische Grab, wo wir schon Alles bereit fanden, und griff dann so rüstig mit an, daß kein Todtengräber im Stande gewesen wäre, den Sarg in kürzerer Zeit auf die Oberfläche zu bringen. Wir öffneten ihn, steckten den Inhalt in einen Sack, löschten die Laterne aus, und nachdem wieder Alles in den vorigen Stand gebracht worden war, machten wir uns auf den Rückweg. Unsern Begleiter mußte ich gewaltsam schütteln, um ihn zum Mitgehen zu bewegen. In tiefer Betäubung lehnte er an der Mauer und schrak auf, wie aus einem Traum erwachend.

„Es ist ein Weib", flüsterte er endlich mit einer Stimme, so tief und hohl, als käme sie aus dem Grabe.

Ich suchte ihm unterwegs begreiflich zu machen, daß ein Leichnam gar keinem Geschlecht angehöre; aber diese Vorstellung hatte so erschreckend auf ihn eingewirkt, daß wir Mühe hatten, ihn mit dem Sack, den wir wechselweise trugen, in das bestimmte Haus zu bringen.

Unsere glückliche Landung dort traf auf kein Hinderniß. Wir trugen unsere Last so still wie möglich die Treppe hinauf in's Zimmer, wo wir Licht und Feuer ausgebrannt, und Robert's von den Ueberresten seines Nachtessens umgeben, in tiefen Schlaf versunken fanden.

Nachdem es uns gelungen war, erstens Licht und Feuer wieder anzuzünden, und zweitens Roberts zu erwecken, was bei Weitem schwieriger war, wurde der Inhalt des Sacks hervorgezogen, welcher Roberts wunderschnell in's Leben rief.

„Himmel!" schrie er, „ein Weib, ein Mädchen, und welch' ein schönes Geschöpf! — Noch im Tode reizend. Wie sich die seidenen, blonden Locken um den weißen Hals schmiegen! — Diese langen Augenwimpern! — Das Grübchen im Kinn — der kleine süße Mund — blaß und kalt, wie die Keuschheit selbst — Du Schöne, warum bist Du gestorben!"

Roberts war ganz versunken in das Anschauen der Leiche. Der Fremde, welcher hartnäckig an der Thür geblieben war, als ob er fürchte, Schreckliches zu sehen, kam bei jedem Ausruf Roberts, einen Schritt näher, bis er das stille, bleiche Antlitz vom hellen Kerzenlicht bestrahlt, vor sich sah. Da stieß er uns auf die Seite, und drängte sich dicht an die Leiche. Da schlug er plötzlich seine harten Hände zusammen, daß es hallte, als ob eine Pistole abgeschossen worden wäre, und mit einem convulsivischen Aechzen, als ob sein Herz bräche, schrie er: „Susanne! — Susanne! — es ist Susanne!" und fiel besinnungslos zu Boden.

(Schluß folgt.)

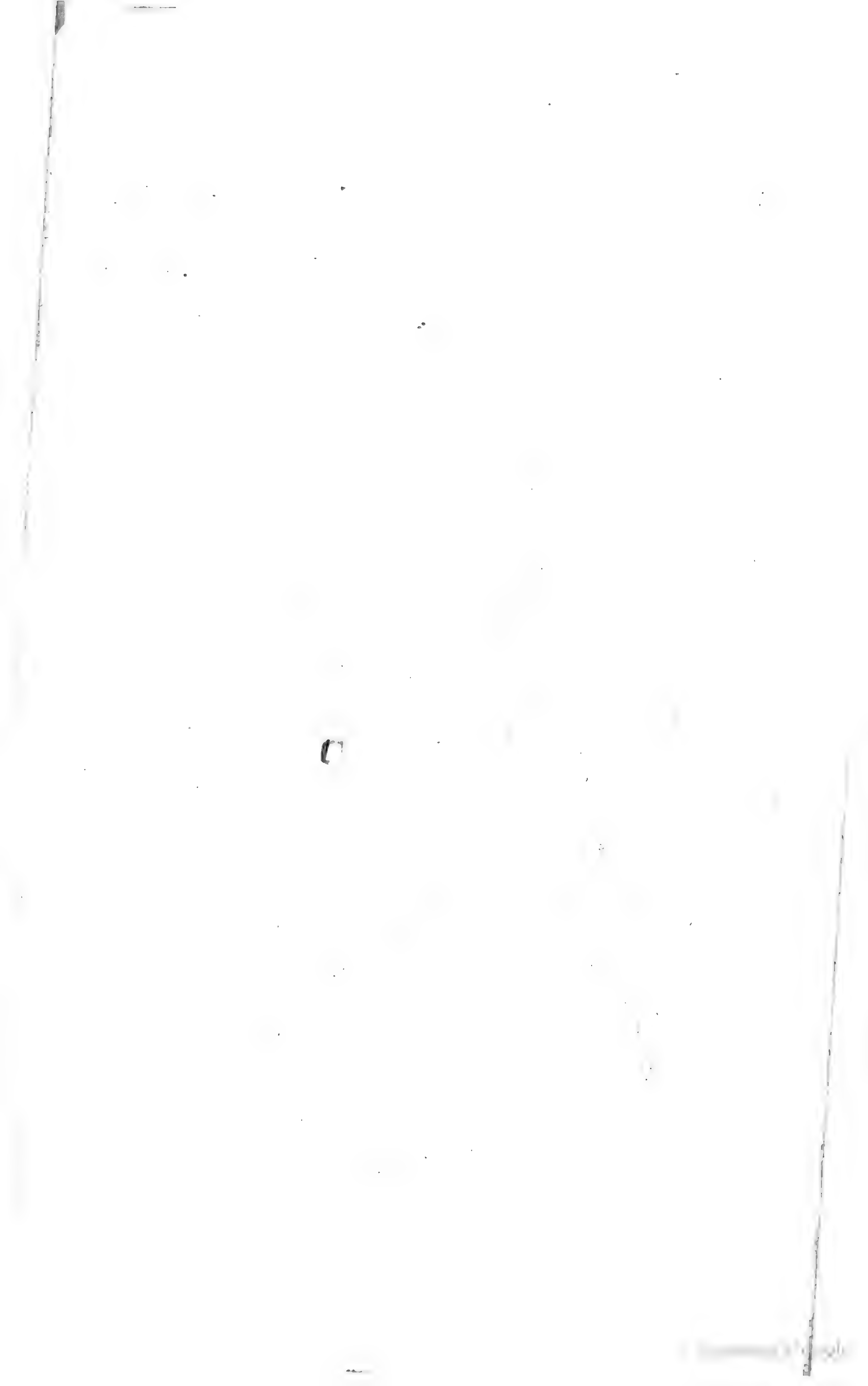
Druck von A. H. Payne in Reudnitz bei Leipzig. — Nachdruck und Uebersetzungsrecht sind vorbehalten.





Die Liebe.

I. In Frankreich.



Der Salon.

Aus Oesterreichs Bergen.

Eine Dorfnovelle von Emil Mario Vacano.

I.

Wie Hanna früh erwachte, war ihr das Herz so schwer von Kummer, als hätte es sein Liebstes begraben, und ihr Kissen war naß von Thränen. Sie mußte im Traume gar bitterlich geweint haben, aber sie erinnerte sich an nichts aus diesem Traume. Man sagt, im Schlummer verlasse die Seele den Körper, um in die Vergangenheit oder in die Zukunft zu schweben, um sich zu erinnern, oder um zu ahnen.

Sie lag, erwacht, mit gefalteten Händen eine Weile in ihrem Bette da, die Hände über dem Federbette gefaltet, die Brust noch von Schluchzen gehoben, das Auge wie nach einem Ufer suchend.

In der Bauernstube, in welcher sie schlief, waltete ein graues Herbstdämmern, noch mehr verdüstert durch das niedrig gelegene Fenster. An der Wand hingen Heiligenbilder, welche den heiligen Petrus, Aloisius und Karl Borromäus vorstellten. Auf dem Schiebkasten standen Tassen, auf dem Hängkasten lagen Aepfel und Birnen, die sich durch Größe oder Mißgestalt ein Anrecht auf die Mumificirung verschafft hatten. Es war eine jener kleinen Nebenstuben der Bauernhäuser, welche sich stets zu wundern scheinen, daß der momentane Bewohner nicht auf dem Felde ist. Diese Zimmer haben Etwas wie die Bibel: ungastlich in Worten für den Bewohner, und liebevoll hinausdeutend auf den Pfad der Pflicht.

Hanna schlief schon seit sechs Jahren in diesem hochgethürmten Bette, in dieser Stube. Sie war ein vom Zaune aufgelesenes Kind, welches der Dornbauer aus Mitleid in sein Haus aufgenommen hatte. Der Dornbauer hatte die Hanna zuerst in die Schule, dann in's Feld geschickt. Die Dornbäuerin hatte gesagt: „Nun haben wir schon ein Kind, den Karl, der will studiren in der Stadt, und der Herr Pfarrer redet ihm das Wort; den schütze Gott! Nun kommt uns noch eine Hanna, die nicht Vater und Mutter hat, und die wollen wir für Krankheit und Alter für uns behalten, und daß das Haus nicht von Fremden geplündert wird, ehe der Karl es nach unserm Tode verkauft."

Die Hanna war ein kleines Bauernkind gewesen wie hundert Andere. Die haben kein Gesicht, nur Hände, keine Gestalt, nur Füße, keine Seele, nur Augen. Sie reden, was sie von den Großen hören, sie arbeiten, was ihnen geheißen wird, und sie denken stets nur die gegenwärtige Minute in ihrem Ausruhen oder in ihrer Arbeit.

An was zogen sich des aus Mitleid aufgenommenen Kindes Gedanken groß? Die krochen langsam vom Stiele des Unkrautes, welches es ausjätete, bis zur Krone desselben hinan: langsam, aber Schaft und

Blatt erfassend und durchbringend, mit jedem Aestchen und jeder Zacke. Hanna war ein Waisenkind, und so verglich sie sich mit der Pflanze, die da mitten im reichen Felde aus der Erde sproßte, ungerufen, überflüssig, überall im Wege, ohne Zeichen woher sie kam, oder wozu sie sollte: und wie sie mit fester Hand auszog, that es ihr doch leid um dasselbe, und sie dachte bei sich: „Du armes Ding, was kannst Du dafür, daß Du keine Kornähr' bist, und den Platz, wo Du schädlich bist, hast Du Dir auch nicht ausgesucht. Gerade so wie ich. Ueber mir sind auch viele Hände ausgestreckt, die sagen: „Die Hanna gehört nicht da herein." — Aber sie jätete emsig fort, und wenn's die Dornbauerleute befohlen hätten, hätte sie sich selber ausgerissen von dem Flecke, wo sie stand.

In den ersten Tagen, da sie im Hause war, hatten sie die anderen Dirnen der Nachbarfelder geneckt und gestoßen; aber der Dornbauer-Karl, der auf Ferien zu Hause war, hatte es ihnen gewehrt. „Was wollt Ihr Euch denn mit so einer ersten besten kleinen Dirn' abgeben", hatte er gesagt. Karl war nämlich schon Student in der Kreisstadt geworden und geberdete sich wie ein alter Herr, so wichtig! Er hatte früher als frischer Bauernbursche das Feld bestellt, den Hofübergang gepflastert, die Schweineställe construirt, die Hausnummer gemalt, und war dabei groß und stark geworden. Da hatte sich der Pfarrer des Ortes des jungen Burschen angenommen und hatte die Eltern beredet, sie möchten ihn „auf die Schule" schicken, damit er sein Glück mache. Und man hatte diesen frohen frischen Burschen, der Eins zu sein schien mit seinem Felde und Boden, in die Kreisstadt geschickt, unter Studenten und Wohlthäterfamilien, damit er „glücklich" sei.

Der Dornbauer-Karl war dann ein Student geworden wie hundert andere: blaßwangig, unterthänig, und nicht recht Eins mit sich und seiner Heimat. Aber er war Student, konnte vielleicht einst Beamter werden, und war also „beneidenswerth glücklich" gegen alle seine Dorfkameraden, und gegen seinen blutarmen Vetter Nazi, den die Dornbauerleute auf den Hof genommen hatten, damit er die Arbeit verrichte, die der Hanna zu schwer war.

Die Dornbäuerin war ein noch rüstiges, großes, unermüdliches Weib, welches ihren Mann allerinnigst liebte, die Wirthschaft wie ein Falke übersah, eine gesunde Einsicht in den Himmel, in ihr eigenes Leben und in das ganze Leben ihres Dorfes hatte, und für ihren Mann und für ihr Kind betete, wenn sie des Nachts vom müden Schlafe erwachte durch ein Hundegebell.

Der Dornbauer (recte Franz Gutherz) hatte ein Goldherz für Alles: für seine Angehörigen, für das Feld, welches ihm wol der allernächste Anverwandte war für seine Sorge, und vor Allem für die Freude seines Lebens, für seinen Karl. Denn schon vor der Geburt desselben hatte er überall gesagt: „Wenn mir der liebe Gott nur einen Sohn giebt, der einmal etwas Rechtes und Großes werden kann. Als junger Bursche habe ich immer, wenn die Sonne gesunken ist und ich den Spaten ruhen lassen durfte, auf die Berge hinausgeschaut, und mir

Flügel gewünscht. Flügel, wie ein kleiner Vogel in der Zeit, wo die winterblinden Baumzweige mit grünen Augen zu schauen anfangen. Aber ich hab' nie über diese Berge hinausgekonnt, weil ich meinem Vater hab' die Wirthschaft erhalten müssen, denn er konnte nicht mehr gut aus dem Sessel aufstehen. Und dann mußte ich heirathen — die gute, hübsche Nachbarstochter, damit zwei Nachbarsgründe zu Einem werden möchten. Und wie ich so gar glücklich war mit meinem braven Weibe, da habe ich mir's gedacht: nun soll mir der liebe Gott nur noch einen Sohn bescheeren, der einmal in die Stadt gehen und studiren kann; der über die Berge hinübergeht, die ganz unten am Himmelsrand sind, damit er mir von dort wiederkommt in einem schönen Stadtkleid, und recht viel Gescheidtheit, und daß er mir recht Viel erzählen sollt' von der Welt draußen, die ich so gern gesehen hätte als junger Bursche." — Und der Dornbauer sagte das alle Tage zu seiner Frau, und er lief alle Tage in die Kirche, während er den Pflug beim Beinhause stehen ließ, um einen Sohn zu erbeten, der ihm studiren und die Welt über den Bergen sehen und von ihr erzählen sollte, die ihm stets verschlossen geblieben war.

Und des Dornbauers Kind war ein Sohn, und der ging über die Berge, und wurde Student, und der Dornbauer war glücklich, denn er hatte jetzt keine andere Sorge mehr auf der ganzen Welt, als den Hagel.

Das Dornen- oder Dornbauerhaus hatte seinen Namen von den mächtigen Dornhecken, die den Garten desselben vom Feldwall trennten. Es war hohes Geginster; dicht, daß man kaum durchblicken, um so weniger durchkriechen konnte. Im Herbste zerrissen sich die nassen Nebel dran, und troffen von den stachligen Zweigen; die Vögel, ehe sie fortzogen, gaben sich daran ihre letzten Zusammenkünfte und zwitscherten und schnatterten da im nassen Octoberwetter untereinander, und schwirrten in großen zerstreuten Schwärmen auf, und zogen über die Berge fort.

Der Wall neben dem Garten war voller schwarzer zertretener und gelber frischgefallener Blätter, die den nassen Boden mit einem dicken Teppiche bedeckten. Von diesem Walle aus sah man den Wallfahrtsort Sonnenberg in der Höhe liegen, und die freundlichen Ortschaften, die sich an den Bergwänden hinanzogen.

Der Dornbauernhof selber war rein und nett, geräumig, weißgetüncht, daß es eine Lust war, ihn anzusehen.

Es machte Einem Freude, da einzutreten, und noch mehr Freude, da zu bleiben. Vor dem Thore standen zwei Lindenbäume, welche im Sommer dicken schwarzen Schatten warfen, und die jetzt im Spätherbst halbentblättert fröstelten und die dürren Aeste aneinanderrieben, wie um sich zu wärmen. Manchmal pochten sie auch an's Fenster, wenn der Herbststurm sie allzu derb schüttelte, wie um Einlaß bittend. Ueber dem Thore, dessen Hausnummer zierlich von der Hand des Studenten Karl gemalt war, hing ein Heiligenbild der Dreifaltigkeit, nebst den Figuren des heiligen Florian, der das Haus, und des heiligen Leonhard, der das Vieh schützt.

So nett wie das Aeußere des Hauses, war auch das Innere: die Küche, der Flur, das Schlafzimmer, die Scheune, die Obstweinpresse, der Stall, der Hofraum und die Speisekammer. Es war ein Haus, wo jedes Winkelchen die fleißige Hand und die frohe Eintracht und einen Wohlstand verkündete, der tiefer und sicherer lag, als in dem „Strumpfe mit den harten Thalern.“

An diesem trüben, regendrohenden Octobermorgen nun mußte Hanna länger geschlafen haben als sonst. Denn sie hörte schon Stimmen im Flur. „Diese faule Kröte ist noch nicht auf?“ — rief der Vetter Nazi, der als Beihülfe im Hause diente. „Na, Die kriegt mir's aber gehörig, die ...“ Darauf ertönte die Stimme des Studenten: „Ich bitte Dich, Nazi, thu' mir den Gefallen und zank' und zerr' Dich nicht so mit der Hanna herum. Ich habe gestern erst gesehen, daß Du ihr einen Puff gegeben hast.“

„Na, und wenn's geschehen ist, hat sie mir den Puff nicht zurückgegeben? Wie Du Dich um das faule Mädel annimmst! Thust ja, als ob ich ihr was angethan hätt'.“

„Ich rede nicht davon. Aber es schickt sich nicht, daß Du Dich mit ihr so gemein machst. Du bist unser Vetter, und sie ist doch nur ein Zaunschlupferl; Ihr nehmt das hier im Dorfe nicht so genau, aber wir in der Stadt lernen den Unterschied von Herrn und Untergebenem, von Officier und Feldwebel, von Professor und Präparant.“

Hanna hörte noch, wie Nazi lachte (er lachte immer, wenn er Etwas nicht verstand), und sprang mit beiden Füßen zugleich aus dem Bett. Sie zitterte vor Zorn. Der „aufgeblasene“ Student, wie sie ihn im kochenden Herzen benannte, that ihr zwar nie Etwas zu Leide, aber dennoch haßte sie ihn bitter, weil er sie gar nicht mehr beachtete, während sie dem Nazi, der sie im Prügeln stets besiegte, recht zugethan war. In einem Nu war sie in den Schuhen und hatte das Kopftuch umgebunden und die dicke Jacke angezogen.

Wie sie hinausschoß, lief sie eben der Dornbäuerin in die Hände, die auch aus ihrer Schlafkammer kam, und rief: „Ja, aber Hanna, ich dacht' der Kaffee sei schon fertig, und Du liegst noch in den Federn! Und ich verlaß' mich immer auf Dich! Und heute, wo der Karl wieder in die Stadt zurück muß! Die Burschen waren schon auf dem Feld seit Morgenroth, sagt mir der Vater. Aber Hanna, aber Hanna!“

Die „Burschen“ waren wirklich schon vor Morgenroth auf dem Feld gewesen. Der Student war mit der ersten Dämmerung schon aus dem Bett gewesen, und hatte dem Vetter gesagt: „Ich will hinausgehen, ich habe Kopfweh.“

„Und dabei kannst Du auch noch einmal Alles grüßen“, hatte Nazi gesagt. „Wirst jetzt ohnedem wieder ein halbes Jahr lang die Felder und Berge nit wiedersehen.“

„Ach, was!“ machte der Student frivol. „Deswegen!“

Und sie gingen über die Felder, sahen den Morgenschein langsam an die hohe Wallfahrtskirche des fernen Sonnenbergs hinankriechen, und

sahen nach und nach alle Häuschen der Berggelände erglühen. An der kleinen Feldkapelle blieb der Student stehen, nur um zu sehen (wie er sagte), ob der Regen seinen Namenszug an der Mauer schon ausgelöscht habe. Und am Friedhofthor blieb er wieder stehen, nur (wie er sagte) um durch das Gitterthor hindurch zu sehen, wie hoch das Gras noch stehe. „Das Alles wirst Du jetzt wieder ein halbes Jahr lang nit seh'n", meinte der Vetter Nazi abermals. Und der Student machte wieder mit wegwerfender Miene: „Ach, was!"

Dann kamen sie heim, tranken Kaffee und der Vater mußte auf's Feld mit dem Nazi. Er küßte den Studenten und gab ihm noch gute Lehren, und der Student sagte „Ja!" und lächelte zuversichtlich.

Dann besuchte Karl noch den Schmied Meinegger gegenüber und den Kaufmann Bergsteiner nebenan, und den Winklerschwager und den Hirschenwirth. Endlich kam das offene Wägelchen, auf welchem der Student nach der Eisenbahnstation fahren sollte. Es fuhren mit ihm ein Fleischer, eine Jahrmarktsmodistin und ein proceßsüchtiger Häusler.

Einige seiner Bekannten standen um den Wagen; er grüßte Alle mit lustigem Studentengesicht. Die Dornbäuerin aber zog ihn noch einmal in den Hausflur zurück, und sagte ihm, er solle nur auf seine Gesundheit schauen, und nicht zu viel lernen; und nur gleich schreiben, wenn er Etwas brauche. Die Dornbäuerin hatte eine starke frische Stimme und sie lachte dabei. Dann aber faßte sie den Kopf des Studenten und küßte ihn und plötzliche heiße Thränen liefen über sein unbeschütztes Haupt. Viel tausend Sorgen spiegelten sich in diesen Thränen. Es ist eine unbeschreibliche Angst, Jemanden so in die Welt hinausziehen zu sehen ohne Schutz und ohne Rath, wenn man die Schlechtigkeit, die Selbstsucht, die Falschheit und die Bosheit dieser Welt auch nur aus dem kleinen Umkreise eines Dorfes kennt. Sie machte dem Studenten das Kreuzeszeichen über Stirn, Mund und Brust; und dieses Zeichen sagte hier: „Denke keine Sünde, sprich kein Unrecht und erhalte Dein Herz rein." Der Student eilte dann zum Wagen; aus manchem Fenster wehte ihm noch eine rauhe Hand ein Lebewohl zu.

Der Weg bis zur Bahnstation führte durch den sogenannten Anforst. Die Mitfahrenden schwatzten; aber der Student sprach nichts auf dem ganzen Wege.

„Nun, jetzt geh' Zider pressen", sagte die Dornbäuerin zu Hanna, nachdem sie sich in die arbeitsstarken Hände, an der Stubenthür lehnend, ausgeweint hatte. „Hast dem Karl Lebewohl gesagt?"

Hanna hatte ihrem Groll Einhalt thun und dem Studenten freundlich Adieu sagen wollen, weil er doch der Sohn ihrer Wohlthäter war, und nun wieder ein Halbjahr hindurch ausblieb. Aber Karl hatte gar nicht an sie gedacht, oder sie auch nur angesehen. Und doch hatte er sogar die Katze beim Kopfe gepackt! — Ihr ganzer Haß war wiedergekehrt, wie sie ihm mit seinem „Ach, was!"-Gesichte fortfahren sah. Sie folgte dem Wagen mit den braunschimmernden Augen: „Vielleicht

stirbt er in diesem halben Jahre!" — athmete sie heftig. Der Gedanke, daß er wiederkommen werde, hätte ihr die ganze nächste Zeit vergiftet.

Auf die Frage der Dornbäuerin antwortete sie jetzt kurz.

„Lebewohl gesagt? Wozu denn?"

Sie war trotzig und verdrossen wie alle Waisenkinder. Und die Dornbäuerin wurde jetzt wirklich zornig und schrie sie an.

II.

Eines Tages kam ein Brief an im Dornhofe, vom Studenten Karl. Er lautete:

„Theuerste Eltern, es ist schon lange her, daß ich Euch einmal geschrieben habe. Ich bin eben immer mit dem Lernen so beschäftigt, daß ich nicht einmal recht Zeit finde, mich zu erholen. Geht, seid doch auch einmal so gut und schreibt mir einen Brief nach Wien, in die große Reichs- und Residenzstadt, wo es mehr Häuser giebt, als Bäume in Eurer Pfarre.

„Nun aber sagt mir, wie geht es denn eigentlich . . . Daß Ihr Alle fleißig seid, darnach frage ich natürlich nicht, denn das versteht sich von selbst. Aber habt Ihr schon ausgedroschen? Fressen die Schweine recht fleißig Kartoffelsterz, und giebt ihnen die Hanna fleißig auch saure Milch, damit sie zu Fleisch, Braten, Schmalz und Würsten heranwachsen? Ja? Dann ist's recht. Ich studire gegenwärtig in der Technik, aber das kostet so viel Geld! Ich muß Euch einmal Wien beschreiben: Denkt Euch, wenn die Gegend vom Wallsee angefangen bis Oehling, und von Oehling bis Aschbach und von Aschbach bis Strengberg Alles voll Häuser wäre, und in der Mitte steht ein Thurm, der so hoch ist wie die Hälfte vom Sonnenberg (444 Schuh hoch), so habt Ihr vielleicht einen Begriff von der Stadt Wien. Dort gehen die Leute den ganzen Tag und fahren den ganzen Tag, so daß Einer glauben sollt', die Wiener hätten sonst nichts zu thun, als spazieren zu gehen und herumzufahren. Es schaut gerade so aus, als wenn in Oed Kirchtag wäre. Na, den Kaiser hab' ich schon oft gesehen, das versteht sich von selber.

„Aber noch was, lieber Vater, ich weiß, daß am Vierten Dein Namenstag ist, wo ich Dir als Dein dankbarster Sohn alles Gute wünsche! O, der Landmannstand ist ein schöner Stand, ein glücklicher Stand, wenn man alle Tage in die Felder hinausziehen und Das, was man sich verdient, auch sein nennen kann. Also viel Glück, Segen und Wohlergehen! Beifolgendes Billet ist von meiner Freundin Mili, die Dir alles Gute wünscht und auch mit Dir bekannt werden will. Ich küsse Euch tausendmal liebevoll die Hand und küsse Euch innig als Euer dankbarer Sohn Karl."

„Die Hanna laß' ich auch grüßen."

* * *

Der Tag, wo dieser Brief im Dornhofe ankam, war ein Sonntag. Der Nachbar Bergsteiner, der Kaufmann und Postmeister zugleich war, sendete ihn durch seinen Ladenjungen in den Dornhof nebenan.

Der Brief wurde empfangen, als eben der Vater und die Mutter sich anschickten, in die Kirche zu gehen. Hanna war schon zeitlich früh in der ersten Messe gewesen, um dann das Haus hüten zu können, und trug schon wieder ihre Werktagskleider. Aber der Vater trug den Bratenrock, die Weste mit den Thalerknöpfen und den neuen Hut, und die Mutter trug die Jacke mit den federngefüllten Aermeln, das seidene, schwarze Kopftuch, die seidene schwarze Schürze und den braunen Seidenrock. So standen sie da neben Hanna, die den Brief vorlas. Der Vater, die Hände auf den Stock gelegt, die Mutter, das Gebetbuch und das Sacktuch in den gefalteten Händen auf die Brust gedrückt und mit den leuchtenden Augen jedes gehörte Wort des Briefs gleichsam in der Luft nachbuchstabirend. Der große schwarze Hund Frühauf stand mitten darunter, die Nase schnuppernd zum Briefe emporgehoben, als röche er den Absender und bei den herzlichen Stellen mit dem Schweife wedelnd, als verstehe er sie. Die Vögel, welche draußen über den Frühlingsbaumknospen jubelten, schmetterten in die Worte des Briefes hinein und die Frühlingssonne trug auf ihrem breiten Strahle, der quer durch's Zimmer fiel, Millionen von Silberstäubchen.

„Und das schöne Bildel!“ sagte die Dornbäuerin zuletzt. — „Von seiner Freundin! Die muß ihn aber gern haben, da sie uns auch gern hat! Ach Gott, Alle haben den Karl so gern!“ — Und sie fing entzückt zu weinen an. Das war der einzige Gedanke, welcher dem Mutterherzen über die „Freundin“ ihres Sohnes kam: ein Gedanke des liebevollsten Stolzes.

Hanna wurde sehr blaß und ging rasch in die rauchige Küche hinaus. Sie machte dort Feuer, um das Kraut aufzustellen, während die Uebrigen in der Kirche waren. Dann ging sie in den Bretterstadel hinaus, klopfte an den Schweintrog und schüttelte den „Trank“ in die Nusche, dann öffnete sie das breite Breterthor, das auf den Obstgarten hinausführte, rollte die blaue Schürze um die Arme und blieb so stehen und schaute in die frühling-erwachende Sabbathluft hinaus, die sich auf den Bergen am lieblichsten malte in grellen Lichtern und Schatten. Hoch am Kamme des nächsten Berges lag eine weiße Kirche und ein weißes Pfarrhaus; St. Leonhard in der Höh'. Dann weiter rechts St. Veit mit seinem Thurme, der wie ein Blitzableiter des Berges aussah.

Dann noch weiter rechts der hohe Sonnenberg mit seiner großen Wallfahrtskirche. Die fernsten und höchsten Kirchenkreuze blitzten heute hell aus Tannendunkel oder Himmelsblau auf den Dornhof herab. Der nächste Felsabhang, in dessen Mitte sich ein Geröllstrich befand, welcher die Steinritsche hieß, schimmerte schon blumenreich herüber. Da wucherte im Herbst dunkelroth eine Wildniß von Zermatt. Und wenn der Wind vom Lohstampf herüber ging, trug er die Eichenblätter von da oben gerade in den Dornhof. Diese Wand war an Sommerfeierabenden der liebste Gang für Hanna. Dort oben stand eine Martersäule und auf der Säule stand unter vielen anderen Namen auch der Ihrige; der Karl hatte ihn dort hingeschrieben, als sie einst hinaufge-

klettert waren, um für den Frohnleichnamstag Zermatt zu pflücken. An jedem Sonntage nun, wo sie Nachmittags ruhen durfte, ging Hanna zu der Säule und verrichtete da ihr Gebet und schaute dabei mit immer neuer Verwunderung auf ihren Namen. Aber heute, jetzt, an diesem stillsonnigen Vormittage, da leuchtete ihr sammetbraunes Auge grell, wie sie die weiße Säule zu erkennen suchte, und ihr Gesicht hatte einen finstern Ausdruck. Sie hätte viel gegeben, wenn ein Regen ihren Namen verlöscht hätte, sie konnte es nicht ertragen, daß er immer und immer dort stand, von der Hand des Burschen geschrieben, der auch den heutigen Brief geschrieben hatte.

Das Herz war schwer zum Zerspringen, denn nichts thut dem guten Herzen so weh wie Groll.

Da erklangen die Glocken der Wandlung von der Kirche herüber. Sie erinnerte sich plötzlich an den Beichtstuhl, wo sie die erste Beichte abgelegt hatte — mit ihm. Und daß er der Sohn ihrer Wohlthäter sei. Und sie entsetzte sich über sich und legte ihre arbeitsrauhen Hände über das Gesicht und fing an bitterlich zu weinen. Ein, zwei Thränen sickerten zwischen ihren Fingern herab in's Gras und sogen sich da ein wie in ein Grab. Das einfache, unbeachtete, verwaiste Bauernkind wußte nicht, was Liebe sei. Aber sie wußte, daß der Karl, der nie an sie gedacht habe, eine Freundin habe, an die er immer denke, die für ihn sorgen dürfe; und ihr war zu Muthe, als gehe ein Leichenzug durch ihr Herz.

Wie die Dornhofleute aus der Kirche nach Hause kamen rief die Bäuerin gleich beim Eintritte nach Hanna, daß sie ihr die Seidenstücke abnehme und in den blumenbemalten Koffer lege. Später, als die Bäuerin in der Küche über dem Selchfleische wachte und Hanna aus der Truhe des Vorhauses ein Speckstück für das Kraut holte, da trat der Dornbauer in die Zimmerthür; er hatte den Brief des Karl schon zum dritten Male mit Hülfe Nazi's durchgelesen. „Hanna", sagte er — „das ist doch ein Bildel, diese schönen Engel, die das rosafarbene Band in der Hand haben mit der Inschrift: Viel Glück zum Namensfeste, was? Du kannst es in Dein Gebetbuch legen, weil die Mutter schon drei solche in dem ihrigen hat. Verlier's aber nicht. Hörst?"

Sie schaute den Bauer wie verstört an, ihr Speckstück in der Hand. „Aber . . .", machte sie. — Dann setzte sie schnell hinzu: „Viel schönen Dank, Dornbauer. Ja, legt's mir's nur in's Gebetbüchel."

Damit klappte sie die Speisekiste zu und ging in die Küche. Und seitdem betete sie nicht mehr die Gebete, die in dem Büchel standen, wenn sie in der Kirche kniete oder auf der Fensterbank saß, sondern sie schlug nur die Stelle auf, wo das Glückwunschbild lag und schaute darauf nieder. Und dachte so eintönig, wie als ob sie Unkraut ausjäte aus der Saat in ihrem Herzen: „Das ist von ihr. Das ist von ihr!.."

III.

Später kam noch einmal ein Brief von Karl. Ein Brief von Karl! Das war für die Hanna wie ein Sonnenstrahl, der plötzlich und

wunderbar über einem Krankenlager zu leuchten begann. Ein Brief von Karl! Hanna schaute oft auf die niedrigen Berghügel, welche sie von der Eisenbahnstation trennten, ließ ihre Feldarbeit ruhen und dachte an ihn! Wie anders, wie ganz anders war ihr die ganze Welt seit einigen Jahren! Ihr Herz war ihr gleichsam über die Berge hinübergefluthet. Sonst hatten ihre Sorgen und Freuden ganz gut in dem lieblichen Thale Platz gehabt, welches man von den Dornhoffeldern aus übersah. Wie hoch die Frucht stand, wie reich das Nachbarfeld begnadet war, wie die Wolken zogen oder wie das Abendroth fiel, gewitterkündend oder den Himmel verklärend für lange Tage hinaus. Manchmal ein Gruß von einer Nachbarwiese aus, eine Neckerei im Vorbeigehen, das frische Echo eines Jodlers von einem Berge hinaus: das war die hügelbekränzte Welt gewesen für Hanna. Aber jetzt war's schon seit Langem anders. Es war ihr, als ob dem Thale um den Dornhof Saft und Kraft ausgegangen sei: das goldenste Feld hatte keine Farbe mehr und der liebliche Abend keinen friedlichen Heimatsschimmer. Ihre Blicke flogen immer an den Bergen an, gleich armen Vögeln, die sich an den Gitterstangen des Käfigs ihr Köpfchen verwunden. Was nur über den Bergen lag? Weshalb es überhaupt Berge gab? Warum war die Welt nicht eine große Ebene, daß der Blick so nachjagen könnte dem Ziele, wie das Herz der Sehnsucht? . .

Und da kam wieder einmal ein Brief von ihm, worin Karl den Eltern erzählte, daß er sehr fleißig sei, daß er noch immer seiner Freundin viele Gefälligkeiten schulde, daß sie ihr einmal einen Gruß und ein Stück Rauchfleisch schicken sollten, aber dabei sollten sie ganz ruhig sein: er werde sie nicht heirathen, falls er nicht müsse.

Und dieser Brief kam über die Berge herüber in den Dornbauernhof, so still und unschuldigschauend, als sei er gar kein Donnerschlag für ein Herz.

Hanna saß auf der Ofenbank und band sich neue Strümpfe an, wie er vorgelesen wurde. Er wurde zweimal gelesen und dann wurde er noch der Hanna gereicht, damit sie ihn „extra" lese, nachdem ihn Vater, Mutter und Vetter „extra" gelesen hatten; ein Brief ist in einem Bauernhofe stets ein großer Gast, dem Jeder einzeln seine Verbeugung machen muß. Die Sonne schien recht blendend durch die kleinen blinden Fensterscheiben, so daß man der Hanna ihr Gesicht im Ofenschatten gar nicht sah. Sie horchte nur auf die Frage der Dornbäuerin: „Na, mir scheint, mit der Freundin hat der Karl doch eine Liebschaft . . .! Was meinst, Vater?"

„Ach, Gott bewahre!" — sagte der Dornbauer, die Pfeife kopfschüttelnd genießend.

„Na, Nazi?"

„Ach, Liebschaft!" — meinte der Nazi, den neuen Hackenstiel glättend und dabei mächtig schnaufend und lachend.

„Na, sagt was Ihr wollt. Ich bleib' dabei. Wenn er sich nur

nicht verplempert. Ich trau' einmal der Stadt nicht. Ich weiß, was die Stechheimin mir erzählt hat. Nicht wahr, Hanna?"

Hanna antwortete Nichts.

Die Dornbäuerin wandte sich in der grellen Spätnachmittagssonne nach dem tiefdunklen Ofenwinkel: „Na, Hanna, schlafst?"

„Nein, Frau."

„Ich hab' schon geglaubt . . ."

* *
*

Am nächsten Tage bat die Hanna in der rauchigen Küche, während die Dornbäuerin das Kraut und die Kartoffeln mischte, herzinnig, daß sie nach Sanct Frein hinaufgehen dürfe. Denn morgen war in St. Frein ein Gottesdienst. St. Frein hat nur dreimal im Jahre einen Gottesdienst: am Ostermontage, an Aloisi und an Mariae Heimsuchung. St. Frein ist eine hübsche Kirche, die einsam auf einem hohen, aber sanft aufsteigendem Berge liegt; sie ist nur von zwei, drei Angebäuden umgeben: in dem einen wohnt ein Küster, im zweiten ein Wirth, im dritten ein Einsiedler. St. Frein ist daher das ganze Jahr über verlassen und einsam, freundlich in's Thal hinabblickend, und von da aus manchen freundlichen Blick eines Wanderers empfangend. Es war ein Wechselverhältniß zwischen der Kirche und den Leuten, aber kein Beisammenleben. Der heilige Frein war ein Knabe gewesen, den man in einen Kessel voll siedenden Oeles geworfen hatte, weil er von seinem Glauben nicht lassen wollte, gleich den Kindern des Makkabäerweibes. Und deshalb ist auch seine Kirche eine Kirche für alle Mütter, welche für ein krankes Kind zu beten haben. Die Mütter strömen aber auch zu den dreimaligen Jahresfeierlichkeiten, gleich Ameisen zum Bau, oder gleich Bienen in die Blumen.

Die drei einzigen „Kirchenhaltungen" des Jahres zeichnen sich aber auch dort droben durch ein famoses Wichtigthun aus: jeder Zuhörer horcht auf die Orgel, wie auf eine Neuigkeit. Die Orgelvirtuosen der Umgegend wissen sich gar nicht zu fassen. Der Landflügelhornist kennzeichnet sich stets durch ein carrirtes, viel zu weites Beinkleid und Schlosserfinger aus; er bläst sich beinahe die Backen wund auf dem grünspanüberdeckten Messinginstrumente; und er bemüht sich, die Noten so hoch als möglich zu nehmen. Der Violinist hat anstatt der G-Saite einen von ihm selber getrockneten vorgestrigen Schafdarm angespannt, dem er die wunderbarsten Töne entlockt, die so unirdisch berühren wie ein Ruf aus dem Orkus. Der erste Sopran, eine sechzigjährige Schullehrerswittwe von St. Lori, wiegt ihr ganzes Wesen, um im Tacte zu bleiben: die Bänder ihrer Haube, die Muskeln ihrer Schultern, die Mittelfinger beider Hände geben den Tact mit einer Kapellmeistervehemenz, die man nur in den Anecdoten von Gluck zu finden glaubt. In den Kirchenbänken sitzt ein schwarzes Kopftuch neben dem andern, die weibliche Bauerntracht des Sonntags ist fast uniform. Denn die Kattunröcke wurden bei demselben Kaufmann gekauft, die Kopftücher gleich-

falls, und die hochamtliche Gottesdiensthaltung ist von der Schule her schon ein Uebereinkommen. Hanna hielt gleich den Uebrigen ihr Gebetbuch vor sich hin, sie kniete nieder an den betreffenden Stellen und sie erhob sich gleich den Anderen beim Credo, und sie schlug bei der Wandlung an die Brust. Aber Gott verzeihe ihr! Sie dachte während der ganzen Ceremonie nicht an den Himmel. Sie sah während des Offertoriums genau, wie ein armer Vogel, der sich in die Kirche verirrt hatte, sein Köpfchen an den Fensterscheiben zerstieß; und sie hörte von draußen herein deutlich einen Gruß, den zwei Wanderburschen wechselten, die sich an der Kirchenthür kreuzten. Ihre Seele war gleichsam gedankenlos geworden und ließ sich so auf den Schwingen der Orgelharmonie tragen, hinauf, bis zu den Schwibbogen der gewölbten Kirchendecke. Aber sie betete nicht. Denn beten kann man nur mit ruhigem und vertrauendem Herzen oder in der Verzweiflung an einem Todtenbett. Aber das Herz der armen Hanna war weder ruhig noch verzweifelt — es war nur wie krank. Ein Gefühl ohne Namen bewegte dieses dumpfpochende, wunde Herz. „Er wird heirathen, seine Freundin, die er lieber hat als die ganze Welt.“ Diese Worte klangen tiefdröhnend wieder in den Tönen der Orgel. Es kam der armen Hanna plötzlich wie eine Ohnmacht in's Herz. Und in namenloser Angst machte sie das Gelübde: „Heilige Maria von Zell, ich verlobe mich Dir und mache Dir mein heiliges Gelübde, daß ich barfuß wallfahrten will zu Dir, daß ich den Dienst hier in der einzigen Heimat, die ich arme Waise auf Erden habe, verlassen will, und daß ich mein Lebtag nicht tanzen will auf keinem Kirchtag, wenn nur der Karl seine „Freundin“ nicht heirathet! Er kann heirathen wen er will auf der ganzen Welt, nur die Freundin nicht!“

Hanna wußte nicht, warum sie dem Karl eben diese Freundin so sehr mißgönne? Sie kannte sie nicht, sie hatte sie nie gesehen. Aber nur *sie* sollte der Karl nicht heirathen! . . . Das Glöcklein der Wandlung tönte vergebens für sie. Sie schlug nicht an ihre Brust. Sie dachte an eine ferne große Stadt, die sie sich gar nicht vorstellen konnte, an ein fernes Haus, an eine fremde Stube — und da war *sie*, . . . und — arbeitete für *ihn*! . . .

IV.

Nach langen, langen Monaten und Jahren kam Karl nicht mehr blos zu den kurzen Ferien nach Hause, sondern er wollte jetzt ein paar Monate ausruhen daheim. Denn er hatte seine Studien *beendet*.

Er war mit jedem Jahre stattlicher und sicherer geworden, wie er zu den Ferien nach Hause kam auf einige Wochen.

Er hatte da mit den Nachbarn geplaudert, die bekannten Spazierwege gesucht, war Abends mit den Honoratioren, dem Schullehrer, dem Ingenieur, dem Cooperator im Wirthshause gesessen, hatte mit seinen Eltern Hausangelegenheiten besprochen und war dann wieder zum Studiren gefahren.

Er hatte die Jahre hindurch stets einige Bücher mitgebracht, „die ihn daheim in Wien genirten“. Und er hatte gesagt: „Die darfst Du lesen, Hanna.“

Und sie las sie. Müde von der Arbeit des Tages las sie dieselben in einem Winkel des Hofes, dem letzten Sonnenstrahl nachgehend unter dem finsternden Himmel. Aber, wenn er das nächste Mal kam, fragte er sie niemals, ob sie die Bücher gelesen habe. Und sie hatte sich doch Alles so gut gemerkt.

Der Vetternazi hatte keine Zeit zum Bücherlesen. Der stellte sich in den Feierstunden auf dem Gartenwall hinaus, und schmauchte. Und das Lesen stört bei'm Schmauchen! Er hatte seine Hände in die Hosentaschen gesteckt und feierte so. Ging ihm der Tabak aus, dann jodelte er. Die Mutter hatte immer herumzuschäftern im Hause und der Vater blieb abends in der Stube. Er war müde, und für den Landmann ist die schwüle, engbrüstige Stubenluft zum Nachdenken dasselbe, was für den Städter die Landluft ist: nämlich das Ungewohnte. Der Pflüger hält seine Muße nicht im Freien, sondern in dem traulichen Zuhause der schwülathmigen niedern Stube, in der er aber seine Gedanken wieder sammelt und seine Gebete, die ihm über dem Pfluge oft verstarren.

Jetzt aber kam Karl zu den letzten Ferien nach Hause! Denn dann konnte er schon ein Amt kriegen und Beamter werden. Er war ja fertig mit seinen Studien.

Und gleich am ersten Sonntage, wo er zu Hause war, sagte er nach der Messe zu Hanna:

„Na, Hannerl! Zieh' Dich noch nit aus, behalte Dein Gewandel! Geh, komm einmal mit mir spazieren auf den Wall hinaus. Es muß schon Alles voller Veilchen sein.“

Hanna sagte wie erschreckt. „Sei still, Karl, wenn das die Mutter hörte! Ich hab' ja zu thun!“ — Und dabei klopfte ihr das Herz zum Zerspringen.

Der Karl sagte: „Ah! Mutter!“

„Ist schon recht!“ schrie die alte lustige Dornbäuerin aus der schwarzgeräucherten Küche heraus. „Geht's nur spazieren! Den „Sterz“ muß ich heut' ganz allein machen, da darf mir Niemand in die Kuchel herein!“

Sie gingen nicht weit. Unter dem Lindenbaum des Walles, der am meisten rauschte, blieb Karl stehen. Und hielt die Hanna an der Hand zurück, daß sie auch stillhalte. „Du hast ja Dein schweres, dickes Gebetbuch mitgeschleppt?“ sagte er. „Damit kann man ja gar nicht über den Graben springen!“

Sie drückte das alte Gebetbuch an ihre Brust. „Oh, das Gebetbuch! Das ... Ich weiß selber nicht ... Ich hab' vergessen, es daheim zu lassen“, sagte sie.

„Das thut nichts“, meinte er, und schaute in die weite Gegend hinaus. Er hatte sie zuletzt gar nicht berührt, und er schaute nicht auf

sie, und doch sagte er plötzlich, sich hastig umwendend: „Warum zitterst Du denn so, Hanna?“

„Ich?“ machte sie.

„Ja. Schau, daß Du nicht die Gicht kriegst. Ach! Aber der schöne Tag! Nicht wahr? Giebt es etwas Schöneres, als unseren kleinen Marktflecken und unser Haus? Nicht wahr, Hanna, Du hast nichts dagegen, meine Frau zu werden?“

Sie schaute ihn groß an. Dann lachte sie sehr laut.

„Was Du für braune Augen hast“, sagte er, und neigte sein ehrliches schönes Gesicht zurück. „Aber schau nicht mit einem einzigen Blick, der in alle Ewigkeit versteinert ist! Hast mich denn nicht verstanden? Ich habe Dich gefragt, ob Du meine Frau sein möchtest?“

Hanna's Blick erlosch jetzt gleichsam. „Ach, freilich!“ sagte sie wie erwachend, in dem Tone einer Magd. „Dich wird ja Jede wollen. Und in der Stadt schon gar!“

„Und auf dem Lande nicht?“ fragte er.

„Nein. Nein. Denn Du gehst ja jetzt als großer Beamter in die Stadt zurück, und welches Landmädel sollte sich denn getrauen, Dir in die Stadt nachzufolgen? Welche könnte denn eine Frau spielen? Die beste Dirn' hier ist gerade so wie ich: sie weiß den Todl zu locken und die braune Mirzkuh zu zähmen. Aber in der Stadt . . .“

„Ja, wer sagt Dir denn, daß ich in die Stadt zurückgeh'?“

„Du willst ja doch jetzt ein großer Beamter werden!“

„Ich? Gott bewahre! Ich habe ja nur in der Stadt studirt, damit ich unsern großen Bauernhof einmal recht gut und brav verwalten kann, nach einer neuen, verbesserten, kernigen Methode. Das habe ich jetzt gelernt. Beamter will ich nicht werden. Wozu auch? Wenn ich jährlich zehntausend Gulden kriege, dann brauche ich auch so viel. Und wenn ich hier meine Gründe bearbeite, dann brauche ich auch nur so viel, als wie sie tragen. Aber wenn ich meine neuen Kenntnisse verwerthe, daß neue Verbesserungen eingeführt werden, dann kann ich auch ein Beispiel sein für unzählbare Nachbarn, wenn auch erst für ihre Kinder. Und ich habe dann mehr gewirkt, als für einen Seckel oder ein Amt; denn unsere Heimat steht uns doch am nächsten! Und deshalb habe ich so viel gelernt, um in der Arbeit Vielen etwas Neues lehren zu können. Aber dabei brauche ich auch mein liebes Haus: eine Mutter kann uns niemals das häusliche Glück geben, das Herz, dem man alle Sünden beichten kann. Mit der Mutter steht man immer ein Bischen auf der Stufe wie zu unserm Herrgott. Also! Ich brauch' ein Weib. Ein Weib, das ich gern hab', und das bist nur Du!“

„Nein, Deine Freundin ist's!“

„Geh, halt' das Maul, alberne Gredl! Die Freundin? Das ist ja eine alte Tischlerswittwe, bei der ich in Wien ein Cabinet bewohnt hab'. Ohne separirten Eingang. Sie wird mir bei unserer Hochzeit die Brautmutter machen. — Schau, Hanna! Ich hab' Dir niemals ein gutes Wort gegeben, damit ich Dich niemals dazu bringen möchte, mich

zu verachten oder zu betrachten. Ich hab' mich in den Ferien nie um Dich gekümmert bei Dir selber, aber ich habe mir immer von Dir selber erzählen lassen. Und bis heute bist Du ein braves Mädel geblieben, Du wirst meine Frau. Ich frag' Dich nicht, ob Du mich gern hast, denn Du hast ja Niemanden gern und hast auf Niemanden geschaut. Ich weiß aber, daß Dir der Dornbusch um unser Haus fest mit dem Herzen verwachsen ist, und also . . ."

„Die Eltern!" schluchzte sie und führte seine Hände zu ihren Lippen hinauf.

„Die sind ja ganz einverstanden, daß ich glücklich sein will", sagte er. „Aber was hast Du denn? Du bist ja wie krank, Hanna! Magst mich denn nicht?"

„Oh ja, o ja! Aber Du weißt ja gar nicht, wie gern ich Dich schon längst hab'!" athmete sie schwer, und Thränen überflutheten ihr armes, treuherziges Gesicht. „Und es kommt gar so unerwartet, schau! Ich weiß ja gar nicht, was ich denken soll, nur damit ich nicht aufwach'!"

Und Hanna lag lange mit geschlossenen Augen wie ertränkt im Glück an seiner Brust. Er lachte froh auf sie herab, aber nur seine Gedanken küßten sie.

Sie saßen im Garten hinter dem Gebüschwalle.

Er sah, wie der Hirte die Heerde heimtrieb, und wie er dabei ein neugebornes Lämmchen unter dem Arme trug, dessen ungeübte Beinchen hülflos herabschlotterten.

Der Abend kam dunkel. Der Abendstern glitzerte hell auf der Spitze eines Tannenbaumes. Aus vielen Hütten des Ortes heraus erscholl das monotone laute Abendgebet über dem Nachtmahl.

Karl fühlte, wie Hanna aufzuckte. „Wir müssen mitbeten!" sagte sie. „Ich muß hinein, zum Nachtmahl beten."

„Ja", meinte er, und hielt sie zurück. „Aber heute horchen wir nur zu. Heute sagt's die Mutter vor, und morgen erst die Frau."

* * *

Ihr Gelübde hielt die junge Dornbäuerin redlich. Sie vollbrachte ihre Wallfahrt nach Zell, sie diente nicht mehr im Dornhofe, denn sie lenkte ihn fortan. Und sie tanzte nicht mehr auf dem Tanzboden, sondern daheim in der Stube mit lieben, jauchzenden Kindern, so daß sich die alte Dornbäuerin oft vor Lachen schüttelte.

Unter den Neuerungen des „gestudirten" Dorn-Karl's wurde die Wirthschaft bald zum stattlichsten Gehöfte und zum blühendsten Besitzthum des Ortes. Der Vetternazi half redlich mit als Oberknecht. Nur konnte er sich sein Lebtag nicht von der Verblüffung erholen, darüber, daß der Karl die Hanna geheirathet habe. Just, als er selber anfing, sich vorzunehmen, sie gern zu haben.

Theater-Erinnerungen.

Von G. zu Putlitz.

Neue Folge.

I.

Ich habe von den vielfachen Bedenken berichtet, die meine Freunde meiner Uebersiedelung nach Schwerin, der Uebernahme einer Theaterleitung entgegenstellten. Selbst Freund Laube schrieb aus Wien: „Landgraf, werde hart!" Verschweigen darf ich nicht, daß diese Bedenken meist mehr meine Persönlichkeit als meine Befähigung trafen, und eine Fluth von Verdrießlichkeiten voraussetzten, die ich, leicht verletzlich, auf die Länge nicht ertragen würde. Ich meinentheils muß gestehen, daß ich alle diese Befürchtungen nicht allein nicht theilte, sondern vielmehr, nachdem die äußerlichen kleinen Schwierigkeiten und Bedenken überwunden waren, mich immer mehr in die neue Aufgabe hineindachte und hineinlebte, der ich mit der ganzen, angeborenen Theaterleidenschaft mich hingab. Wäre mir diese Aufgabe in jüngeren Jahren geworden, hätte sich vielleicht ein egoistisches Vergnügen an der Befriedigung mich nun mit dem Theater rückhaltslos beschäftigen zu können mit in meine Stimmung gemischt; so aber, längst vertraut geworden mit allen kleinen und großen Dornen und Schattenseiten des Bühnenlebens, kann ich mir nachsagen, daß ich ohne Illusionen an's Werk ging, mich aber auf die neue Thätigkeit freute, wie das Kind auf Weihnachten, mit derselben poetischen Spannung auf ein geheimnißvolles Glück als jenes. Was ich mir als Ziel stellen wollte, war mir ganz klar. Der dramatischen Literatur gegenüber wollte ich jede edlere Bestrebung fördern, heranziehen, unterstützen, die Darstellungen, durch sorgfältigstes Ensemble zu möglichster Vollendung bringen, den Geschmack des Publicums vom Unedlen, Frivolen, nur die Unterhaltung des Augenblickes Fördernden ablenken, und ihn durch vorsichtiges Hinführen zu den poetischen Schätzen unserer dramatischen Literatur zu bilden suchen, dem ganzen Schauspielerstande aber wollte ich eine geachtete Stellung in der Gesellschaft erringen und ihm gegenüber manches Vorurtheil der öffentlichen Meinung besiegen. Die Ziele waren die höchsten und werden Manchem ein ungläubiges Lächeln abzwingen und wie Unerreichbares, ja wie eine Schwärmerei erscheinen. Sie sind es nicht. Nachdem ich vier Jahre in Schwerin war, nachdem seitdem wieder fünf Jahre verflossen sind und ich vorurtheilslos und objectiv auf jene Zeit zurückblicke, muß ich das Zeugniß ablegen, daß alles Das nicht unerreichbar ist, daß es sogar in den meisten Richtungen erreicht wurde, ja, daß ich weiter kam als ich Anfangs selbst zu hoffen wagte. Freilich fand ich alle Wege freundlich geebnet, Vieles angebahnt, Manches schon erreicht und nach den meisten Richtungen, namentlich auch in Eigenthümlichkeiten des kleinen Ortes und im Charakter seiner Bewohner, eine Unterstützung, die ich erst nach und nach vollkommen zu würdigen lernte. Ich komme ausführlicher darauf zurück, zuerst aber möchte ich noch bei den Tagen verweilen, die meiner Uebersiedelung vorangingen, und die mir freundliche Lebenserinnerungen in Menge bieten, zumeist freilich, weil sie getragen wurden von einer

freudig erwartungsvollen Stimmung, die ich nur mit der beglückendster Production vergleichen kann.

Es war in den Ostertagen des Jahres 1863 als ich nach Schwerin reiste, um die letzten Verhandlungen über meine Stellung, die ich zum Herbst antreten sollte, abzuschließen, das Theater und seine Kräfte kennen zu lernen, und eine Wohnung zu suchen für meinen allerdings ziemlich großen Hausstand. Es war doch eine eigenthümliche Spannung, mit der ich den neuen Boden betrat, der mir fast eine neue Heimat werden sollte. So freudig und zuversichtlich ich es auch that, so kann ich doch nicht leugnen, daß mich eine Empfindung überfiel, wie sie der Auswanderer haben mag, wenn er trotz der unwiderstehlichen Sehnsucht nach der Ferne im Herzen, das Schiff besteigt, das ihn zum Lande seiner Hoffnungen hinüber tragen soll, und mit der Planke, die hinter ihm zurückgezogen wird, seinem Entschluß das Siegel des Unwiderruflichen aufgedrückt wird. Ich kannte Schwerin und sein Theater von der Aufführung des Wilhelm von Oranien. Wie anders erschienen mir Ort und Bühne aber jetzt beim Wiedersehen, und mit wie anderen Augen betrachtete ich sie. Der Gast von damals sollte heimisch werden, und das ist nicht leicht. Alles kam mir klein und eng vor und der eigenen, gehobenen Stimmung gegenüber poesielos und blaß. Meine geschäftlichen Verhandlungen gingen zwar leicht, Dank sei es der freundlichen Fürsorge des Ministers von Schrötter, meines nunmehr unmittelbaren Vorgesetzten, eines Mannes von höchster wissenschaftlicher und literarischer Bildung, der mir sein Wohlwollen bewahrte, und Freundschaft bewies bis zu seinem Tode, den ich noch während meiner Schweriner Stellung zu betrauern hatte. Auf den ersten Blick sahen die Verhandlungen freilich auch nicht leicht aus. Ich erhielt zur Einsicht ein gewaltiges Volumen von Acten, eine Gattung beschriebenen Papiers, gegen die ich mein Lebenlang die größte Antipathie gehabt habe. Aber pflichtschuldigst machte ich mich an das Studium dieser Blätter. Da war zunächst eine weitläufige Feststellung aller der Rechte, die das Ministerium sich dem Theater gegenüber vorbehielt und die so weit gingen, daß, in ein jährlich zu empfangendes Budget hineingezwängt, der Intendant nach keiner Richtung selbstständig vorgehen konnte, weder bei Engagements, noch Anschaffungen, noch in irgend einem untergeordnetern Zweige der Verwaltung. Dann kam, wieder in einem gewaltigen Volumen, die Instruction des Directors, dem die Wahl der Stücke, die Besetzung derselben, die Aufstellung des Repertoires, die Controle der Kasse, und die Polizei des Hauses oblag.

Vergebens rieb ich mir den Kopf und fragte mich, was mir denn noch zu thun übrig bliebe. Ich konnte wirklich nichts ausfindig machen und eilte zum Minister von Schrötter, um ihm zu eröffnen, daß ich mich entschieden zwischen zwei Stühle setzen würde, daß ich zwar noch nicht zu beurtheilen wisse, was dem Theater fehle, das aber einsehen müsse, daß es einen Intendanten zu viel hätte. Minister von Schrötter lachte über meine Bedenken, die er freilich, in der Theorie für berechtigt anerkennen mußte, in der Praxis aber für völlig unbegründet erklärte. Er seinentheils wolle seine Rechte in keiner Weise geltend machen, und mich nur als seinen eigenen Repräsentanten mit voller Machtvollkommenheit ansehen. Von dieser Seite frei, suchte ich mir nun meine Stellung dem Director Steiner gegenüber selbst zu machen. Wir kamen schnell überein zusammen zu arbeiten, und haben das redlich gethan ohne je in einen Conflict, noch in eine Verstimmung zu gerathen. Director

Steiner, früher selbst Schauspieler, dann eine kurze Zeit Director des Stadttheaters in Lübeck, unterstützte mich mit seinen Erfahrungen, und da sein Streben immer auf das Edlere und Poetische gerichtet war, fanden wir uns auch gleich in diese Richtung. Seine und meine Instructionen habe ich niemals wieder nöthig gehabt aufzuschlagen. Zum Vorstand gehörte außerdem der Hofkapellmeister Alois Schmitt, mit dem ich mich schnell so befreundete, daß er steter Hausgenosse wurde, und die Rechte der Freundschaft so weit gingen, daß sie einen fortwährenden kleinen Kampf in geschäftlichen Dingen gestatteten, der doch nie den persönlichen Verkehr trübte. Vortrefflicher Dirigent, pflichttreu bis zur äußersten Grenze, nach allen Richtungen hochgebildet, kam er mit seiner idealen Kunstauffassung und seinem musikalischen Gewissen oft in Conflict mit den Interessen meiner Theaterkasse, mit den Concessionen, die ich dem Geschmack des Publicums zu machen nöthig hielt, und denen er gar keine Rechnung tragen wollte. Wie oft haben wir uns in unserem Streit bis zur größten Heftigkeit gesteigert, und eine Viertelstunde später an unserm Familientisch über unsern Eifer gelacht. Wir hatten meist Beide Recht, und er hatte es nur darin nicht, daß er mich für einen musikalischen Barbaren hielt, was ich viel weniger bin, als ich selbst glauben machte; daß ich aber nach dieser Seite hin Sinn und Geschmack erweiterte und mich für Genüsse empfänglicher machte, als bis dahin, verdanke ich zumeist dem Freunde, der vielleicht noch immer nicht weiß, was er mir in dieser Beziehung zuführte. Unterstützt wurde er dabei von dem Rendanten des Theaters, der ein durchgebildeter Musiker war, und zugleich Chordirector und Gesangslehrer, Herrn Stocks. Auch er zählte bald zu den näheren Freunden unseres Hauses, und unterstützte mich ebenso durch seinen Pflichteifer als er mir durch seine liebenswürdige Bescheidenheit, durch Bildung und künstlerische Frische lieb wurde. Er war unermüdlich, neue Kräfte für den Chor heranzubilden, sorgte mit väterlichem Wohlwollen für seine Schüler, und da er bei der Wahl seiner Schülerinnen immer ebenso sehr die Unbescholtenheit der Privatverhältnisse als die musikalische Begabung in's Auge faßte, meist Töchter anständiger Schweriner Familien heranzog, legte er damit das Fundament zu einem sittlichen Ton beim Theater, der weitergreifend die glücklichsten Folgen hatte. Auch Director Steiner hatte nach dieser Seite hin gewirkt, und namentlich alles Frivole, Gemeine, Poesielose dem Repertoire fern gehalten; so fand ich den Boden meiner Thätigkeit auf's Beste vorbereitet, und meinem Ziele die Wege gebahnt, ja auf denselben schon vorgeschritten.

Ich sah in den Tagen noch zwei Theatervorstellungen, die letzten der Saison, und will nicht verschweigen, daß sie mich in etwas enttäuschten. Vielleicht lag das in meiner eigenen, hochgespannten Erwartung, wesentlich aber in der Mattigkeit, die überhaupt letzte Vorstellungen vor den Theaterferien kennzeichnet, und doch entmuthigten sie mich nicht, sondern gaben mir nur neue Anregung auf kleine und größere Veränderungen zu sinnen, und meine Schaffenskraft anzuspannen.

Die Wahl einer Wohnung, das Fundament der Bequemlichkeit in der neuen Heimat, wurde mir, leider kann ich sagen, nicht schwer gemacht. Es war nur eine Wohnung zu haben, und das schnitt alle Skrupel über die Unzulänglichkeit ab.

Durchaus befriedigt, halb eingeführt und vollkommen vertraut in und mit meiner neuen Aufgabe, kam ich von diesem flüchtigen Besuch in Schwerin heim und schaffte und sann nur noch Bearbeitungen älterer Stücke, Insceni-

rungen, entwarf Repertoire, Besetzungen, kurz, ich lebte und webte in dem Beruf, dem meine Neigung von der Kindheit an zugewandt war, und der mir nun auf einmal so unerwartet wurde. Selbst kleine Geschäftsreisen wurden nothwendig und führten mich namentlich mehrere Mal wieder nach Berlin, um Engagements abzuschließen, Einkäufe für die Garderobe zu machen und überhaupt Alles zusammenzuraffen, was mir an Anschauungen, an Rath, an Aeußerlichkeiten nützlich für Schwerin werden konnte. Namentlich eröffnete sich eine rege Correspondenz mit meinen literarischen Freunden und bald war ich für die nächste, meine erste Saison, reichlich mit Novitäten versorgt. Die lagen alle vor mir, ich richtete sie ein, änderte mit Zustimmung der Autoren, und bereitete so meine Dramaturgenarbeit vor, die ich stets für die wichtigste Seite meiner Theaterleitung angesehen habe, und die mir die Freude und Genugthung gewährt hat, manches noch unaufgeführte Werk auf der Bühne einzuführen, vielen, durch die eigenen Erfahrungen, die ich ihnen zugute kommen ließ, nützlich zu werden, und hier und da sogar eine Dichtung für den Erfolg zu retten, die, wie sie vorlag an kleinen Ungeschicklichkeiten, an Längen oder schwachen Motiven gescheitert wäre. Kaum habe ich solche Freude an dem Gelingen eigener Productionen gehabt als wenn mir das Wagniß mit fremden gelang und jedenfalls habe ich für letztere mehr gezittert als für erstere, denn zu gleicher Theilnahme kam noch die Last der übernommenen Verantwortung hinzu.

Im Laufe des Sommers reiste ich noch einige Mal nach Schwerin und hatte namentlich einmal ein Rendezvous mit meinem Vorgänger Friedrich von Flotow. Er verließ sein Theater mit Bedauern, obgleich ihn seine eigenen Compositionen oft auf längere Zeit demselben entzogen hatten und ihn namentlich auf kürzeren oder längeren Aufenthalt nach Paris riefen, wo seine Opern, namentlich Martha, anfingen sich Bahn zu brechen. Die Popularität dieser Composition, unterstützt durch sehr glückliches, anmuthiges Libretto, hat er nie wieder erreicht, wenige Opern aber auch ähnliche Verbreitung. Friedrich von Flotow, dessen ganze musikalische Ausbildung in Paris gewonnen, und durchaus französisch war, hätte Paris nie verlassen sollen und würde dort viel glücklicher den Boden für sein Talent gefunden haben als in Deutschland, trotz des Glücks, das er mit Stradella und Martha bei seinen Landsleuten machte. Namentlich hätte er leichter gute Librettisten gefunden, die ihm in Deutschland fehlten. Er sah das selbst ein, aber er hatte eine ganze Reihe von Jahren verpaßt und nun wurde es ihm schwerer sich als deutscher Componist in Frankreich wieder einzubürgern, als es ihm geworden wäre dort Wurzel zu schlagen, wodurch ihm die deutschen Bühnen erst recht geöffnet gewesen wären. Er hätte sich in dieser Beziehung an Meyerbeer ein Beispiel nehmen sollen. So vielfach zerstreut und in letzter Zeit meist abwesend, hatte er das Schweriner Theater geleitet, wie man sich einem momentanen Vergnügen hingiebt, und die Zügel, die er zeitweise Anderen in die Hand geben mußte, wollten ihm nicht mehr gehorchen. Dabei hatte er viel Nothwendiges weder selbst gethan noch auch Anderen überlassen, und das hat mir manche Schwierigkeiten bereitet. Namentlich fand ich in Bezug auf Decorationen und Garderobe Vieles abgenutzt und kaum mehr brauchbar neben manchem Neuen, so daß die Ausstattungen der Stücke eine Mischung von Altem und Frischem, von Glänzendem und wieder Verblaßtem zeigten, wodurch eine störende Disharmonie hervorgebracht wurde. Mir, der ich mit frischen Augen hineinsah, fiel das besonders auf. Mit Ausgaben und Ein-

nahmen war er nun gar, zum Entsetzen des Ministerii, und allem Budget zum Trotz, mit genialster Unbefangenheit umgesprungen, jeder Jahresabschluß zeigte ein Deficit, das bogenlange Rescripte und Rügen hervorrief. Der Freund erzählte mir das Alles lachend mit größter Offenheit, mit der er mich auch in allerlei Details einweihte, und hatte dann wieder freundschaftlich Manches auf seine Kappe genommen, um mir meine Anfänge nicht zu erschweren. Es war ein lustiger Nachmittag, an dem er mir alle humoristischen Episoden seiner Theaterleitung erzählte, und doch blickte eine gewisse Wehmuth des Abschieds durch seine Erzählungen durch. Meine ernste Auffassung der Aufgabe nahm sich fast sentimental daneben aus und Freund Flotow prophezeite, ich würde diese bald genug aufgeben. Er hätte mir fast Angst gemacht, und mit mancher Personalschilderung that er es wirklich. Um die Stunden noch humoristischer zu machen, war eine Sängerin angekommen, die man halb engagirt und zu der man doch kein rechtes Vertrauen hatte. Sie sollte hingehalten werden und kam nun selbst, um eine Entscheidung zu erzwingen. Da hieß es aus dem Wege gehen, denn dem Verleugnen im Hause glaubte sie nicht mehr. Aber bei jeder Straßenecke, um die wir bogen, fürchteten wir ihr zu begegnen. Dies Spiel hatte mich nun wirklich um meinen Ernst gebracht, und als wir uns zum Abschied die Hände drückten, sagte Flotow lachend: „Nun sehen Sie, wie man es treiben muß; aber amüsant ist es, und zum Lachen giebt's immer etwas dabei."

So eingeweiht, mit allen den Anecdoten im Kopfe fuhr ich weiter nach Doberan, theils um mich zum Antritt meiner Stellung dem Großherzog zu präsentiren, theils um meine Schauspieler, die dort jeden Sommer während zwei Monaten Vorstellungen gaben, mehr und mehr kennen zu lernen. Meine persönlichen Beziehungen zum Schweriner Hof gehören nicht in diese Besprechungen, die lediglich den Erinnerungen meiner literarische Thätigkeit für die Bühne und meinen Erfahrungen beim Theater gewidmet sind. Es wird mir aber schwer, einem Dank hier nicht Worte zu geben, der aus vollem Herzen kommt, und immer ungeschwächt bleiben wird. Nur so viel gehört zu meiner Bühnenleitung. Dem Einfluß, dem Beispiel des Schweriner Hofes verdankt das dortige Theater es zumeist, daß seine Mitglieder eine so geachtete Stellung auch außerhalb der Bühne einzunehmen berechtigt sind. In geschäftlicher Beziehung hat mir der Großherzog vom ersten Augenblick volles Vertrauen, unumschränkte Offenheit gezeigt, und das ist nie einen Moment anders geworden. Niemals hat der Herr Insinuationen über irgend ein Vorkommniß in meiner Amtsführung hinter meinem Rücken das Ohr geliehen, nie irgend eine meiner Entscheidungen desavouirt. Er ging noch weiter. Wenn irgend ein Gesuch an ihn herantrat, das in das Ressort meiner Theaterleitung eingriff — und es kamen deren viele, ihm, der für jeden Unterthan zu sprechen war — so traf er niemals eine Entscheidung, gab nie ein Versprechen, sondern verwies auf mich, und wiederholte es Allen, daß er mir das übertragen hätte, und überzeugt sei, daß ich nach bester Ueberzeugung entscheiden werde. Und doch wußte er ganz genau Bescheid durch die Vorträge, die ich ihm allwöchentlich halten durfte, hatte seine bestimmte Ansicht, und wo ich seine Entscheidung erbat, hat sie mir nie gefehlt. Ich brauche nicht auseinander zu setzen, wie mir das meine Amtsführung erleichterte, welche Autorität es mir gab, und wie viel von dem, was ich erreichte, ich diesem Vertrauen zu danken hatte.

Der Hof weilte in dem dreiviertel Meilen vom Städtchen Doberan

belegenen Bade „Heiligen Damm", einem reizenden Punkte an der Küste der Ostsee, wo elegante Villen, mit dem Blick auf das Meer, sich an schöne schattige Buchenwälder anlehnen. Mein Theatervölkchen fand ich in Doberan selbst, das, seit der Anlage jenes Badeortes, ein stilles Oertchen geworden war, in das nur für wenig Sommermonate, die, damals noch geöffneten, Spielsäle, die Wettrennen, und in etwas das Theater mit dem was dazu gehörte, und was es anzog, einiges Leben brachte. Das niedliche kleine Theater, aus dem man aber unmittelbar in's Freie trat, war immerhin groß genug, dem spärlichen Besuch zu genügen, und die Einnahmen, die es brachte, standen in gar keinem Verhältniß zu den Kosten der Uebersiedelung des ganzen Personals, der Bibliothek, der Garderobe, und eines großen Theils der Decorationen; ja, wenn man den indirecten Schaden, der durch diesen Transport entstand, mit in Anschlag bringen wollte, so genügten die Einnahmen sicher nicht, diesen zu decken. Aber eigentlich gingen unsere Schauspieler gern nach Doberan, wo sie mit besonderer Freude empfangen wurden und der freundlichsten Anerkennung gewiß waren. Freilich, der Ernst für die Sache, namentlich bei den Vorbereitungen, fehlte zuweilen, aber es wurden auch meist Wiederholungen der vergangenen Saison gegeben. Die Verwaltung machte sich diesen Aufenthalt, so viel sie konnte, zum Nutzen. Gastspiele auf Engagement wurden nach Doberan gelegt und einige neue Stücke einstudirt, die dann ziemlich fertig die Wintersaison in Schwerin eröffnen konnten. Es war aber doch auch ein heiteres, frisches Künstlertreiben, das nun einmal in der Wanderlust, in der Anerkennung eines neuen Publicums einen belebenden Anstoß zu neuem Schaffen findet. Ein Flügel des großen Hôtels, in dem die Spielsäle etablirt waren, war für das Theater gemiethet, das wenig Schritte davon lag. Da hatten wir Bureaus, Musikprobezimmer, Bibliothek und einige Zimmer für die Direction, und es ist natürlich, daß ich eines derselben bezog, und so gleich in den Mittelpunkt meiner neuen Thätigkeit eintrat. Das Leben, die Bewegung den ganzen Tag über, die fleißigen Gesangproben, die Zusammenkünfte im Bureau, hatten etwas von dem Treiben künstlerischer Wanderzeiten, von der Poesie des Unstäten, das sich so gern dem Komödiantenwesen anhängt und seine Berechtigung hat. Wenige Jahre vorher hatten die Schweriner Schauspieler noch von Doberan aus einen längern Aufenthalt erst in Rostock dann in Güstrow gemacht, ehe sie ihre Wintersaison begannen. Das hatte freilich seine Unbequemlichkeiten gehabt, und nach vieljährigem Klagen war diese Wanderzeit aufgegeben worden. Ich habe den Verdacht, daß, trotz aller Mißstände, im Grunde des Herzens Jeder diese Reisen regrettirte. Es war doch hübsch das Wandern, das neue Publicum, und künstlerisch hat es gewiß mehr Vortheil als Nachtheil gebracht. Noch heute wandern die Theatergesellschaften in Italien von Ort zu Ort, und dem Umstand verdanken sie es, daß sich eine feste Schule bildet, ein Zusammenspiel, eine Zusammengehörigkeit, die den Leistungen auf der Bühne nur förderlich sind. Nichts ist gefährlicher für den schaffenden Künstler als eine behagliche Kleinstädterei, und das Zusammenwirken der ganzen Gesellschaft an fremdem Ort bietet zugleich die Anregung des Gastspiels, ohne in die Gefahr eines gastspielenden Virtuosenthums zu versetzen. Wie gesagt, Doberan war, trotz der Klagen Einzelner, ein freundlicher Aufenthalt, und unsere Vorstellungen nahmen sich in dem kleinen Raum vortrefflich aus, wenn ihnen auch mitunter eine Zerstreutheit anhing, die erklärlich war. Die Schauspieler traten auf die Bühne, mitten aus dem bunten geselligen Treiben

heraus, in das sie gleich nachher zurückgingen. Sie waren ihres Erfolges sicher. Wo sollte da die Spannung, die Sammlung und die nöthige Illusion herkommen, welche letztere auch sonst noch mehrfach gestört wurde? Da wir mit unserm Theater am Mittelpunkt des ganzen Doberaner Lebens lagen, konnte es nicht fehlen, daß der Lärm desselben, namentlich wenn sich die Thür nach außen für einen Neueintretenden öffnete, bis in unsern Musentempel drang. Zu bestimmter Stunde zogen auch die heimgetriebenen Herden hart am Theater vorüber, und man hörte ihr Blöken in unsere Darstellungen hinein. Und es war doch hübsch.

Mir boten die Tage in Doberan, denn ich hatte mich eigentlich frei davon gemacht mit dorthin zu gehen und blieb immer nur kurze Zeit, die allererwünschtesten Studien und die freundlichste Gelegenheit, den Mitgliedern meines Theaters näher zu treten. Ich sah mit Freuden den guten und ernsten Ton in den Proben, den Eifer des Zusammenwirkens, erkannte manche tüchtige Kraft, neben vielen brauchbaren im Personal, meine Zuversicht wuchs nach allen Richtungen mit der Sicherheit, die ich für das Geschäftliche gewann. Diese Wandertage waren mir vortreffliche Lehrtage, wenngleich ich mich noch durchaus nicht als Meister fühlte.

II.

Mit jedem Tage wuchs mir die Lust an dem neuen Beruf, als ich von Doberan in meine ländliche Stille zurückgekehrt war. In fieberhafter Ungeduld sah ich einen Tag nach dem andern verstreichen, und den October heranrücken, der die Eröffnung der Schweriner Saison bringen sollte. Selbst über die kleinen Schwierigkeiten und Nöthe des Umzugs, die Unbequemlichkeit der unschönen, unbehaglichen Miethswohnung trug mich diese Ungeduld leicht fort. Ich dachte nur an mein Theater. Mehr und mehr hatte ich mir einen Plan entworfen über meine eigene Thätigkeit. Das Einrichten der Stücke, das Vorbereiten derselben, bis ich sie in die Hand des Regisseurs legte, wurde mir leicht. Dabei kamen mir meine früheren Erfahrungen an eigenen Arbeiten zu statten, und in das Amt des Dramaturgen war ich bereits eingeschult. Auch für die Inscenesetzung hatte ich ja schon Studien gemacht; nur meine Wirksamkeit den Darstellern gegenüber mußte ich mir klar machen und dieselbe meinen Fähigkeiten anpassen. Es ist so leicht sich zu überschätzen und davor habe ich immer Furcht gehabt, und bin oft dadurch in eine Unterschätzung meines Könnens gefallen, die wieder ein Fehler ist, an dem Manches scheitert. Eins aber stand als nothwendig da, und es war nur die Frage, wie ich es erreichen könnte. Nicht die Einzelleistung, die Gesammtdarstellung, das Ineinandergreifen der Auffassung, die Harmonie, die die Grundidee des Stückes nirgend verschiebt oder vermischt, giebt den vollen Genuß, den wir von der Bühne empfangen sollen und stellt die Dichtung als ein Ganzes her. Da liegt die Aufgabe des obersten Leiters, die nur er erfüllen kann; denn sie geht über das Ressort des Regisseurs hinaus, der in der Beobachtung des Details, das ihm obliegt, unmöglich den Blick über das Ganze behalten kann. Es ist keine irgend vollkommene Darstellung eines bedeutenderen dramaturgischen Werkes möglich ohne die drei zusammenwirkenden Factoren der Darsteller, des Regisseurs und des dramaturgischen Leiters; die Schwierigkeit für den Letztern liegt darin, daß er einwirken muß ohne zu stören, eingreifen, ohne zu hemmen. Namentlich den Darstellern gegenüber ist das schwer, da man ihnen stets die Empfindung freier

Productionskraft und die Stimmung dafür lassen muß. Sie sollen frisch selbstschaffend bleiben und nie zur Marionette herabsinken. Wo man ihre Auffassung und Durchführung zum Besten des Ganzen corrigiren muß, ist es die Aufgabe zu überzeugen, nicht zu befehlen und das wird immer schwierig sein, wenn sie einen Einzeleffect zum Besten des Ganzen aufgeben müssen, namentlich wenn ihnen in dieser Beziehung Traditionen, oder bereits selbst erreichte Erfolge zur Seite stehen. Ich habe den Eindruck ganzer Stücke zu Grunde gehen sehen an dem Beifall, den ein einzelner Darsteller davon trug. Die hochtragische Darstellung des Shylock, die in England nach Kean beliebt wurde und von dort zu uns herüber kam, hat vielen Schauspielern große Triumphe, Applaus und Hervorrufe eingetragen, das phantastische Lustspiel aber zum Zwitterding zwischen Tragödie und Komödie gemacht, und das Interesse für die Hauptfiguren der Handlung und damit — für diese selbst — vollkommen abgeschwächt. Ein hochkomischer Malvolio in „Was Ihr wollt" wird leicht den Löwenantheil der drastischen Wirkung an sich reißen, aber dadurch die Harmonie des Stückes über den Haufen werfen, und eine ganze Gruppe von Figuren unnöthig machen.

Ich machte mir klar, was vor mir die bedeutendsten Männer des Faches in dieser Richtung erreicht hatten, und wie sie zu ihrem Ziele gelangten, um mir selbst, nach meinen Kräften, den eigenen Weg vorzuzeichnen. Karl Immermann hatte in Düsseldorf mit mäßigen Talenten und noch mäßigeren Mitteln ein Theater geschaffen, das die anderen Bühnen seiner Zeit, die begünstigter waren durch Aeußerlichkeiten, mit seinen Darstellungen weit überragte. Mit eiserner Kraft, mit der ganzen Wucht seiner Autorität hatte er die Darsteller in seine Idee hineingezwungen, unermüdlich jeden Accent dictirt, jedes Wort der Dichtung überwacht. Seine Schauspieler mußten aus seinem Geist spielen, zu sclavischen Vermittlern seiner Auffassung werden. Einheitlich wurden seine Vorstellungen, freilich aber auch starr, übervorsichtig, und es mußte ihnen der belebende Reiz verloren gehen, den die Inspiration des Momentes dem Schauspieler erzeugt. Er hielt die Productionskraft seiner Schauspieler unter einem Bann, der zwar alle falschen Auswüchse abschnitt aber auch die frischen Blüthen verkümmerte. Seine Aufführungen lassen sich vergleichen mit der Darstellung eines unserer bedeutendsten deutschen Schauspieler, Carl Seydelmann — bei dem der Verstand Alles vorbereitet hatte, Alles correct und consequent war, den man immer bewundern mußte, gegen den man selten etwas einwenden konnte, der aber oft kalt ließ und niemals hinriß. Die Immermann'sche Bühnenleitung gab Lehre und Warnung zugleich. Wenn ich nicht hoffen konnte seine Vorzüge zu erreichen, wollte ich doch versuchen seine Fehler zu vermeiden.

Eduard Devrient, der gründlichste Kenner und Biograph des deutschen Theaters, zugleich längere Zeit selbst hochverdienter Schauspieler, hatte die Bühne in Karlsruhe zu großer und verdienter Anerkennung gebracht. Er vereinigte durch Anlagen, Fleiß und Studium Alles, was ihn befähigte, an der Spitze eines solchen Kunstinstitutes zu stehen. Wie er wirkte und schaffte, hatte ich, wenn auch nicht aus eigener Anschauung, doch durch genaue Mittheilung gemeinsamer Freunde, seit Jahren mit größter Theilnahme verfolgt, und er war ein Muster für jeden Theaterintendanten. Ich mußte mir aber eingestehen, daß er einen großen, für mich nicht einzuholenden Vorsprung dadurch hatte, daß er, selbst Schauspieler, seinen Mitgliedern auch nach dieser Richtung Lehrer sein konnte. Ich konnte nur sagen, was sie falsch machten,

er konnte auch zeigen wie es richtig zu machen sei. Damit war es ihm möglich die ganz Unbedeutenden, denen jede eigene Schaffenskraft abging, zur Mittelmäßigkeit emporzubringen, aber nicht selten mußte er auch die Bedeutenderen zur Mittelmäßigkeit hinabdrücken. Hätte ich es ganz Devrient nachthun wollen, so hätten meine Schauspieler von mir wenig empfangen und aus sich noch Vieles aufgegeben.

Der in Allem practische Heinrich Laube war wol der bedeutendste Regisseur, den die deutsche Bühne besaß. Ihn hatte ich in seiner Wirksamkeit kennen gelernt. Er verstand es, wie kein Anderer, Effecte herauszuarbeiten, und Das zu entfernen, was den Effect hemmen oder mindern konnte. Er arbeitete die Wirkungen auf die Oberfläche heraus und stellte sie ins Licht. Applaus und überraschender rapider Einschlag war ihm wichtig. Daher auch seine Vorliebe für belebte Massenwirkung, das schnelle Tempo, das Entfernen aller Pausen. Aber ich war weniger Realist als er und in wie Vielem er mir auch Vorbild war, der Wirkung einzelner Momente konnte ich niemals den Werth beilegen, den er ihr gab. Das Conversationsstück überstürzte er, und das Lustspiel übertrieb er der drastischen Wirkung zu Liebe. Dabei habe ich doch von ihm gelernt, welchen Werth das Tempo der Rede hat, und wie in der Gleichmäßigkeit desselben die Harmonie der Darstellung begründet ist.

Ich machte mir also für mich meine Theorie dahin: Ich wollte die Stücke, die dessen bedurften, dramaturgisch bearbeiten oder einrichten und dann abwartend den Proben assistiren, jeden Darsteller sich selbst entwickeln lassen, und nur dann mit Rath und Besprechung eingreifen, wenn die Einzelleistung mir aus der Gesammtidee des Stückes herauszulenken schien. Das schloß natürlich nicht aus, auf diese oder jene Nuance aufmerksam zu machen. Die Theorie hat sich bewährt, und die Besprechungen jeder Leistung vor und nach der Vorstellung, meist in den Zwischenacten, erhöhte nur das Interesse an den Aufgaben, und durch aufrichtige Anerkennung dieses oder jenes gelungenen Momentes, den das Publicum unbeachtet ließ, habe ich Verstimmung der Schauspieler abgewandt und den frischen Eifer rege gehalten. Ich wurde somit nicht strenger zuschauender Kritiker, sondern Mitarbeiter, und meine Freude an dem Geglückten stand der der Schauspieler nicht nach. Dadurch gestaltete sich gleich ein freundliches Verhältniß mit allen Mitgliedern der Bühne, bis zum Letzten hinunter und das ist wirklich kaum je, und dann sicher nur vorübergehend getrübt worden. Ich bin immer aufrichtig gewesen, im Anerkennen, wie im Gegentheil, und stets bereit, Diesem oder Jenem, wo er sich durch meine Anordnungen beeinträchtigt glaubte, meine Motive auseinander zu setzen. Fast ohne Ausnahme gab mir der Betheiligte Recht. Wissentlich habe ich gewiß Keinen gekränkt, noch zurückgesetzt, aber ich habe auch selbst fast keine Kränkung erfahren, und wo etwa, und es ist höchst selten vorgekommen, Ueberschätzung und Empfindlichkeit mir einen unangenehmen Moment bereiteten, ist das schnell vorüber gegangen. Von Intriguen, von Chicanen, vonBöswilligkeiten und absichtlichen Störungen, die das Publicum so gern als unzertrennlich von dem Schauspielerleben anzusehen pflegt, vor denen man mir auch Angst machen wollte, habe ich in den vier Jahren meiner Bühnenleitung nicht das Geringste kennen gelernt, wol aber von opferfreudigstem Entgegenkommen, von Hingabe weit über das Berechtigte, oft über die Kräfte hinaus, wo es nur galt Etwas zu Stande zu bringen; vor keiner Anstrengung sind wir je zurückgeschreckt, und es wurde den Mitgliedern wahrlich nichts Geringes zugemuthet. Ich bin mir bewußt,

daß ich das Verhältniß nicht verschönere in der Rückerinnerung, aber es ist mir eine Freude es zu zeigen wie es war, schon um einmal weit verbreiteten Vorurtheilen gegen den Schauspielerstand zu begegnen. Jeder Stand hat seine besonderen Generalschwächen und Eigenthümlichkeiten, und ich weiß wol, daß die Schauspieler zu den allgemeinen Künstlerschwächen noch ihre besonderen haben. Aber sie liegen in der Natur der Sache, in der Eigenthümlichkeit der Production, die wir von ihnen fordern, und deshalb muß man ihnen Rechnung tragen. Soll Der nicht leicht aufbrausend, leicht empfindlich sein, für den das Schaffen aus der Erregbarkeit des Momentes Bedingung ist? Aber eben so schnell verschwindet dies Aufbrausen, ohne eine Spur zurückzulassen. Vielfach begegnet man dem aus Ueberschätzung hervorgegangenen Verdacht, zurückgesetzt zu sein. Aber man bedenke nur, daß der Schauspieler, im Gegensatz zu anderen productiven Künstlern, seine eigene Schöpfung niemals sieht, und deshalb nur seine Intentionen kennt, nicht aber weiß, in wie weit er dieselben zu erfüllen im Stande war. Auf diese Schwächen muß man gefaßt sein, aber man darf sich durch dieselben nicht zu ungerechter Verletzbarkeit hinreißen lassen. Wer nur einen Tropfen Künstlerblutes in sich hat, prüfe an sich selbst, ob wir nicht die Künstler mit anderem Maße messen sollen, wenigstens in einzelnen Momenten, als andere Menschen. Ereifere man sich nur nicht gegen die kleine rauhe, bizare Rückseite des Künstlerthums, die doch desselben Ursprunges ist als die viel größere, bunte Lichtseite, an der wir uns erfreuen, die uns mit ihren Gaben beschenkt. Wie gesagt, da ich allem dem Rechnung trug, sind mir Schauspielerlaunen selten entgegengetreten, und haben mich fast nie gekränkt. Wohl aber könnte ich viele Züge freundlichster Willfährigkeit und ganz uneigennütziger Aufopferung für die Sache anführen. Auf einen unermüdlichen Eifer konnte ich immer rechnen. Als mir einmal im Zwischenacte gemeldet wurde, daß eine Schauspielerin, die in den nächsten Tagen die Goneril im König Lear und Tags darauf die Commissionsräthin Zucker im Ball zu Ellerbrunn spielen sollte, für längere Zeit erkrankt sei, und ich namentlich über den Ausfall der Lear-Vorstellung jammerte, auf die ich mich freute und die schon von Woche zu Woche hinausgeschoben war, weil bei dem vollen Inanspruchnehmen des gesammten Personals jedes Unwohlsein sie störte, traten Frau Otto-Martineck, die tragische Schauspielerin und Heroine, und Fräulein Röckel, die jugendliche Liebhaberin, unaufgefordert heran und erboten sich, um aus der Verlegenheit zu retten, Erstere die Goneril, Letztere die Commissionsräthin Zucker zu übernehmen, beides Rollen, die sie erst lernen mußten, die beide nicht in ihr Fach gehörten, und beide zu den allerundankbarsten gezählt werden. Das eine Beispiel für viele. Wie oft aber habe ich, um schnell eine Novität herauszubringen, Copisten, Decorationsmaler, Darsteller um ihre Nachtruhe gebracht, angreifendste Proben angesetzt, und bin niemals auf eine Weigerung gestoßen. Was nun mein persönliches Verhältniß zu den Mitgliedern des Theaters betrifft, so war das das allerfreundlichste.

Viel schwerer kam ich mit dem Publicum zurecht, mit dem ich in fast beständigem Kampfe und meinerseits in einer ununterbrochenen, freilich nicht tief gehenden nnd immer nur humoristischen Gereiztheit blieb.

In dem kleinen, an sonstigen Vergnügungen nicht reich bedachten Ort war das Theater der Mittelpunkt geselligen Zusammenseins und Alles, was auf der Bühne, hinter den Coulissen und im häuslichen Leben der Schauspieler

vorging, der Mittelpunkt des Interesses. Der größte Theil des Publicums war allabendlich derselbe, und nahm stets den gleichen, durch die Gewohnheit von Jahren bequem gewordenen Platz ein. Wenn das nun auch seine unverkennbaren Vorzüge hatte, so entstanden dadurch doch der Intendanz große Schwierigkeiten, namentlich durch die Macht gemeinsamer Anforderungen und Urtheile, die oft auf Unmögliches, vielfach auf ganz Falsches gerichtet waren. Einestheils bedingte es einen steten Wechsel des Repertoires, denn selbst die einschlagendste Vorstellung konnte nur höchstens drei Mal in der Saison wiederholt werden, und viele waren mit einer Vorführung abgethan. Welche Arbeit für die Darsteller! Denn fast nie wurde eine Vorstellung geboten, ohne vorhergehende Probe, selbst wenn das Stück eben erst sorgfältig einstudirt war. Dann zeigte das Publicum große Nachsicht gegen die Schauspieler, die ihm durch die Gewohnheit lieb geworden waren, übertriebene Treue für die, die fortgingen, sogar für die, die vor Jahrzehnten schon der Tod oder ein anderes Engagement ihm entführt hatte, verglich fortwährend, hatte Mißtrauen gegen alles Neue, Unbekannte, Abneigung gegen Neuerungen, Vorurtheile gegen Künstler, die erst in das Engagement traten, und scheute jede sichtbare Hingabe, jedes Zeichen, hingerissen, gerührt oder erheitert zu sein. Alle diese Eigenschaften haben mich während meiner Amtsführung oft zu komischer Verzweiflung gebracht, bis sie mich, als ich selbst meine Stellung und Schwerin verließ, und ich nun auch, als ein Scheidender, manch' Zeichen freundlicher Anerkennung und später ein treues Andenken empfing, tief rührten, und mir Das, was mich oft gereizt, zuweilen gekränkt hatte, nun in seiner Rückseite anerkennenswerth erschien. Neben dieser nachträglichen Anerkennung muß ich aber eine andere aussprechen, die ich selbst in den Tagen des Kampfes freudig empfand. Alles Außergewöhnliche, aber damit auch alles Unnatürliche, entschieden aber alles Frivole und Unsittliche, wies das schweriner Publicum auf das Bestimmteste zurück, und wenn sich etwa bei Gelegenheit eines Gastspiels dergleichen einschmuggeln wollte, hatte ich immer die Freude, daß die Schweriner meine Abneigung dagegen theilten.

Die Kritik der Tagesblätter kam mir in jeder Beziehung freundlich entgegen.

So waren meine Anfänge vorbereitet, geebnet, meine Anordnungen so frei als möglich, der gute Wille zur Unterstützung allseitig. Und doch mußte ich gleich mit der ersten Aufführung, mit der ich meine Thätigkeit eröffnete, erfahren, daß ich fehlgegriffen hatte. Mit einem classischen Stück wollte ich beginnen und hatte den Nathan dazu gewählt, der seit langer Zeit nicht auf dem Repertoire gewesen war. Schon meine Schauspieler waren nicht recht damit zufrieden, weil ihnen, wie sie meinten, das Stück keine dankbaren Antrittsrollen böte. Nicht ohne Kampf setzte ich die Vorstellung als erste durch. Nun aber empörte sich das Publicum über die, wie es sagte, langweilige Komödie; kein Zeichen der Theilnahme gab sich in dem leeren Hause kund, obgleich die Aufführung präcis ging. Wir hatten mit Verkehrtem angefangen. Mit dem Wallenstein, den ich dann am Neujahrstage brachte, ging es noch schlechter. Man finge das Jahr so lustig als möglich an, hieß es, und ein Trauerspiel als Neujahrswunsch sei ein böses Omen. Das Publicum blieb zu Haus und das Stück verlief so leise, als der Abschied der Gräfin Terzky in der Tragödie.

Die erste bedeutendere Novität, die ich brachte, und der ich ganz besondere Sorgfalt und Theilnahme zugewendet hatte, war zugleich ein Act der

Dankbarkeit gegen meinen Freund Münch-Bellinghausen, für mich aber noch besonders lehrreich. Im Sommer hatte Julie Rettich in Berlin gastirt und mir ein neues Drama von Halm zur Lectüre mitgebracht, daß, wie sie selbst sagte und wie auch die Ansicht des Dichters wäre, durch Stoff und Behandlung sich der Darstellung auf der Bühne entzöge. Die Dichtung führte den wunderlichen Titel „Wildfeuer“ und hatte sich allerdings einen eigenthümlichen Vorwurf gewählt, der eher zu einer übermüthigen Novelle für Boccaccio als zur Verkörperung auf der modernen Bühne geeignet gewesen wäre. Eine Mutter erzieht die Tochter als Knaben, um ihr einentheils die Lehen der Familie zu sichern und zu bewahren, anderntheils diese nicht den ihr feindlichen Sprossen der Seitenlinie zukommen zu lassen. Das Mädchen, in übermüthigem Knabentrotz aufgesprossen, ahnt nichts von seinem Geschlecht und der Liebe bleibt es überlassen, das Räthsel zu lösen und den Conflict zu entwirren. Die Behandlung des Stoffes Seitens des Dichters war zart, poetisch, höchst dramatisch, aber das Stück bewegte sich doch auf so gefährlichem Boden, einzelne Scenen waren gar so unmöglich für die Darstellung, daß ich, auf die eigene Meinung des Freundes eingehend, seine Dichtung zwar mit großem Interesse las, aber mit dem Bedauern, es unaufführbar zu sehen, zurückgeben wollte. Inzwischen hatte meine Frau, ohne das Vorurtheil einer unmöglichen Darstellung, auch gelesen und war erstaunt, daß ich daß wirksame Stück nicht aufführen lassen wolle. Eine Umarbeitung, meinte sie, sei freilich nothwendig, aber da sie mir die Fähigkeit zu derselben zutraute, hielt sie die Sache für gar nicht so schwierig. Ich sah mir das Stück noch einmal darauf an und mußte ihre Ansicht für richtig erkennen. Dazu kam, daß wir gerade eine junge Schauspielerin für Schwerin gewonnen hatten, die ich in Doberan hatte spielen sehen, und die mir alle Eigenschaften zu vereinigen schien, die die weibliche Hauptrolle des Dramas verlangt und ohne die sie unmöglich war: Jugend, Schönheit, Natürlichkeit, frischer Humor und eine Decenz ohne alle Prüderie, die jeden Schein von Frivolität unmöglich machte.

Ich schrieb das Münch und erhielt zwar die Erlaubniß zur Aufführung, aber auch die Weigerung seinerseits die Aenderungen vorzunehmen, die ich für unabläßlich bezeichnet hatte. Dafür gab er mir freie Hand selbst zu ändern, umzuarbeiten, zu streichen, was mir irgend nothwendig erschiene. Das war nun freilich eine große Verantwortlichkeit, aber ich hatte den Muth dieselbe zu übernehmen; wenngleich meine Aenderungen sehr eingreifend wurden, bei mancher poetischen Stelle sogar barbarisch.

Die Rollen waren vertheilt und paßten meinem Personal vortrefflich, denn auch für den Liebhaber des Stückes hatte ich an Herrn Bethge einen Darsteller von seltener männlichen Schönheit, vornehmen Anstand und Natürlichkeit, während sich die unbedeutenden Rollen immerhin noch so wirksam zeigten, daß ich sie meist mit ersten Kräften besetzen konnte. Als ich zur Leseprobe ging traf ich auf der Straße Fräulein Rödel, eben meine Darstellerin des Wildfeuer, und fragte ganz unbefangen: „Nun, wie gefällt Ihnen Ihre Rolle?“ — Sie wurde dunkelroth und erwiederte: „Die Rolle ist gewiß eine sehr dankbare Aufgabe, aber, ich weiß nicht woher es kommt, ich schäme mich dieselbe zu spielen, ja nur heute zu lesen. Es ist kein unanständiges Wort in derselben und doch, mir ist immer als hätte ich etwas Unpassendes zu sagen. Vielleicht liegt das in der Situation, die ich noch nicht kenne, da ich ja bisher nur meine eigene Rolle gesehen habe.“ Das

Urtheil machte mich doch stutzig und ich ging etwas erschüttert in meiner Zuversicht und mehr als je meiner Verantwortlichkeit bewußt in die Leseprobe. Die übrigen Schauspieler wußten natürlich noch weniger von dem Stück als Fräulein Röckel, da ihre Rollen nichts von der Situation verriethen, und so fing ich denn damit an, ihnen mein ganzes Wagniß und wie ich dazu gekommen sei, zu erzählen; ja, ich erklärte, ich mache sie Alle mit dafür verantwortlich, denn ich werde zum Schluß abstimmen lassen ob wir das Stück überhaupt aufführen wollten, während der Leseprobe aber, wie auch bei allen folgenden Proben, möge Jeder genau aufpassen, besonders bei den Scenen, in denen er nichts zu thun hätte und alles Bedenkliche, namentlich Mißverständliche, zur Besprechung, respective Abhülfe bringen. Dadurch gingen Alle mit ganz anderer Theilnahme, als man sonst in den Leseproben zu finden gewöhnt ist, an das Stück, für das Jeder die allgemeine Verantwortlichkeit übernahm, die er sonst nur für die eigene Rolle empfängt.

Während des Lesens wurden mancherlei Bedenken laut, jedoch zum Schluß waren Alle einstimmig für die Aufführung, mein Einfall aber, dies Gesammturtheil zu fordern, hatte sich vortrefflich bewährt und erzeugte einen Eifer, ein Zusammenwirken, eine Sorgfalt alle Gefahren der Situation, auf die immer wieder aufmerksam gemacht wurde, zu überwinden, und dadurch eine Subtilität in der Behandlung einzelner Scenen, die unzählige Mal unermüdlich wiederholt wurden, daß ich darauf einen großen Theil des Erfolges schieben muß. Wir waren schon mitten in den Proben, die uns immer zuversichtlicher machten, als ein Brief vom Baron Münch ankam, der entschieden gegen die Aufführung seines Stückes protestirte. Es sei ihm leid geworden, schrieb er, ein Wagniß zu machen, das, falls es leidlich glückte, ohne große Bedeutung wäre, denn ich sei und bleibe der Einzige, dem er seine Dichtung anvertrauen könne und werde und auf der andern Seite wolle er mich, gleich im Anfange meiner Theaterleitung nicht der Unannehmlichkeit aussetzen, aus Freundschaft für ihn, mit einer Aufführung die mir verdacht werden könne Anstoß zu erregen. Ich konnte ihm schon nach wenig Tagen durch die Nachricht antworten, die ich nach jedem Act über den frischen Eindruck schrieb, daß sein Stück, ohne das leiseste Bedenken hervorzurufen, vollständig durchgeschlagen hätte.

Die Vorstellung von Wildfeuer war aber auch eine mustergiltige und das Stück blieb ein beliebtes Repertoirestück in Schwerin, so lange uns nämlich Fräulein Röckel blieb, durch drei Jahre, und hat sich überall, wo es mit dieser Darstellerin von den schweriner Schauspielern im Gesammtgastspiel gegeben wurde, vollständiger Anerkennung zu erfreuen gehabt, während es mit einer berühmten Schauspielerin, auf deren Talent das Stück von Anfang durch den Dichter berechnet war, in Frankfurt a. M. und Mannheim, mit Entrüstung seitens des Publicums zurückgewiesen wurde. Als später Fräulein Röckel vom schweriner Theater an das Burgtheater in Wien ging hat sie, unter des Dichters Augen, das Stück in einer langen Reihe von Wiederholungen zur vollkommenen Geltung gebracht.

Mir ist der recht beklommen begonnene Abend in meiner Theaterloge in Schwerin, den der Erfolg von „Wildfeuer" zu einem so freudigen gestaltete, in unvergeßlicher Erinnerung geblieben. Es war mir wie ein Dank, den ich dem Freunde abtragen konnte, und Alles, was ich im Verkehr mit ihm und durch ihn gelernt hatte, trat mir lebendig vor die Seele. War doch auch dieser Abend, der dem deutschen Theaterrepertoire eine werthvolle

poetische Gabe schenkte, ein Resultat der gegenseitig fördernden Freundschaft zwischen redlich und ernst strebenden Schriftstellern, der unmittelbare Gewinn aus dem Zusammenarbeiten des Bühnenlenkers mit seinen schauspielerischen Kräften. Und nie hat mich der Erfolg einer eigenen Production so stolz gemacht, so freudig erhoben als dieser, nicht obgleich, aber weil ich ihm nur zum kleinen Bruchtheil mir selbst zuschreiben konnte.

Verschweigen kann ich freilich nicht, daß Freund Münch, als ich ihm das von mir hergerichtete Bühnenmanuscript schickte, Anfangs entsetzt war, seine Dichtung um die beste Poesie gebracht meinte, und sich nur allmälig, mit sehr geringen Restitutionen, an die neue Gestalt gewöhnte.

Einer Weltdame.

Adieu! — Nicht gar zu herzlich klingt es,
So voll nicht aus der Seele singt es,
Als wenn wir sagten: Lebe wohl!
Recht so! Wir sind geschiedne Leute,
Und Beide wissen wir es heute:
Das, was uns je verband, war falsch und hohl.

Ein rechtes Weib ist gleich der frischen Au,
Gebadet und begnadet von dem Thau.
Leis wächst das zarte Gras und grünt allstund,
Nur hinzuseh'n macht schon das Aug' gesund.
Viel tausend wilde Blumen blüh'n in Lust,
Sich selbst erquickend, an der Erde Brust;
Ein liebend Brünnlein tränkt sie hold mit Güte,
Und Jahr um Jahr erneut sich ihre Blüthe.
Klein mag die Au sein — sie ist immer grün,
Süß ist die Rast dort nach des Tages Glüh'n.

Du aber, ja Du bist ein Fleckchen Sand,
Vom Gluthauch Deiner Eitelkeit verbrannt.
Doch kauft Dein Geld Dir manchen fleiß'gen Tropf,
Der in Dich einsetzt manchen Blumentopf.
Du prangst und prunkst mit Düften vor der Welt,
Die all' erwuchsen auf dem fremden Feld;
Die bunt'sten Farben schmücken Dich und scheinen
Zum grünen Gartenbeet sich zu vereinen,
So lang sie frisch sind: doch kein Lebensquell
Aus Deinem Boden hält sie grün und hell —
Wurzel schlägt keine, keine trägt Dir Samen,
Sie dorren ab und gehen wie sie kamen.
Dich selber drum erquickt kein Blumenflor,
Sand bist Du, bleibst Du, wie Du warst zuvor,
Ein dürrer Feenring auf Elvershöh' —
Und drum: Adieu!

Gottfried Kinkel.

Sprechende Vögel.

Vom Pfarrer **Karl Müller.**

Unter allen Vögeln, welche die Gabe besitzen, sprechen zu lernen, ragt als unvergleichlich Bevorzugter das Urbild der Papageien hervor, der graue oder rothschwänzige Papagei (Psittacus erithacus). Sein Stimmorgan setzt ihn in den Stand, in täuschend menschenähnlicher Weise Worte und Sätze auszusprechen, genau den Ton zu treffen, das Steigen und Sinken desselben wiederzugeben, Ernst, Strenge, herrisches und gebieterisches Wesen, Härte und Rohheit, sowie andererseits Heiterkeit, Komik, Gutmüthigkeit, Sanftmuth und Zärtlichkeit in den Ausdruck zu legen, und so die Stimmungen der menschlichen Seele zu charakterisiren, daß man den Vortrag anstatt als Nachahmung in der That als Aeußerungen der Vogelseele selbst anzusehen versucht wird. Bei besonders beanlagten Exemplaren ist das Gedächtniß staunenswerth, wodurch es ihnen möglich wird, eine Fülle von Rufen, Namen, Redensarten und Frage- und Antwortssätzen zu behalten, ohne das Verschiedenartige in wirrer Weise durcheinander zu werfen oder gar sinnentstellende Versetzungen der Worte vorzunehmen. Wo Letzteres geschieht, hat man die Ursache in fehlerhafter Unterrichtung oder in Altersschwäche des Vogels zu suchen. Denn man hat die Beobachtung an sechzig bis siebzigjährigen Papageien gemacht, daß sie in den letzten Jahren ihres Lebens mehr und mehr das Gedächtniß verloren und sich da wie alte, schwachsinnige Menschen geberdeten. So lange der Vogel gesund und kräftig bleibt, sind aber Fehler der erwähnten Art nur in der Behandlungsweise von Seiten des Lehrmeisters ursächlich begründet. Uebrigens giebt es der minder begabten Individuen unter den grauen Papageien nicht wenige, und es kommt dann immer wieder auf das Verständniß und die Rücksichtsnahme an, womit der Unterricht gegeben wird. Dieser darf in solchem Falle keineswegs an Ueberfüllung leiden; die Aufgaben müssen vielmehr nothwendiger Weise auf ein geringes Maß des Umfangs zurückgeführt werden. Während die Intelligenten, Gewecken, mit rascher Auffassungsfähigkeit, gutem Gedächtniß und geläufigem Sprachwerkzeug Begabten, spielend nicht blos ihr Pensum, sondern auch noch Vieles nebenher lernen, was ihnen zufällig zu Ohren dringt, bauen die Schwächeren mühsam nach und nach auf und lassen in ihren Leistungen gar Mancherlei zu wünschen übrig. Da der Vogel sehr große Neigung zeigt, auffallendes, die Ohren beleidigendes Geräusch oder Geknarre nachzuahmen, so muß man vor Allem den wenig begabten Schüler womöglich außer dem Bereich solcher Töne halten, wenn er nicht zerstreut und von dem Ernst der Aufgaben abgelenkt werden soll. Schwer ist dies freilich zu bewerkstelligen, und gerade im bewegten Leben der Menschen, vorzüglich der Hausbewohner, wird der graue Papagei erst recht liebenswürdig und anschmiegend, und darum will man ihm keinen Platz an abgeschiedenem Orte anweisen. Ein talentvolles Exemplar ist nun einmal gar nicht von der Annahme unangenehmer Töne zu bewahren, denn bei ihm genügt oft ein mehrmaliges, sogar in einzelnen Fällen einmaliges Anhören derselben, um ihren dauernden Sitz in seinem Gedächtniß zu sichern. Hiervon legte ein außerordentlich gelehriger Papagei meines verstorbenen Großvaters in Hanau glänzendes Zeugniß ab. Sein Standort befand sich in einem Zimmer, welches dem Markte unmittelbar zugekehrt war. Hier auf dem Marktplatz war der

Sammelort der Schuljugend, und die Folge davon war, daß der Papagei zuweilen in einem Tage mehr lernte, als die meisten seiner unwillkürlichen Vorschwatzer und Vorpfeifer in der Schule in einer Woche gelernt haben mögen. Wenn großer Krämer-, Gänse- oder Schweinemarkt gehalten wurde, bereicherte der Papagei sich stets an Kenntnissen und Fertigkeiten durch neue Zuthaten. Das Knallen der Peitschen, das Grunzen der Schweine, das Locken, Drohen, Fluchen und Schreien ihrer Verkäufer, das Handeln derselben mit den Käufern — das ganze Leben und Treiben schilderte dieser Papagei auf eine höchst ergötzliche Art. Weiber schrieen und boten die Gänse feil, letztere schnatterten, dann klirrten die Töpfe der Krämer und mitten im Dialecte der Bauern und Bürger klang plötzlich drastisch-komisch ein Satz in jüdischer Mundart. Sollte ich die Gaben jenes Wundervogels und seine Leistungen einigermaßen umfassend schildern, so müßte mir ein ausgedehnterer Raum zur Auskramung solcher Schätze gestattet sein. Und welches liebenswürdige Betragen zeichnete den Künstler aus! Mit unverkennbarer Liebe hing er an sämmtlichen Hausbewohnern, deren Namen er bei ihrem Anblick rief, ohne sich jemals in der Person zu täuschen oder mit der Betitelung Verwechslungen vorzunehmen. Er achtete genau auf Das, was um ihn her vorging. Sein Lehrmeister hatte seine Lehrmethode derartig gehandhabt, daß er die Sprachaufgaben in Beziehung setzte mit entsprechenden Auftritten und Erscheinungen. Dadurch wurde die Täuschung so perfect, daß man sich der Meinung nicht entschlagen konnte, die Leistungen des Vogels seien das Product eigener Gedanken und sonstiger Seelenvorgänge. Daß eine gewisse Ueberlegung, ein Verständniß innerhalb unübersteiglicher Grenzen vorhanden war, daran zweifelte kein Vorurtheilsloser. Wie wäre es denn sonst auch erklärlich, daß ein Papagei eine große Menge von Rufen, Anreden, Fragen, Wünschen und Drohungen &c. in richtige Verbindung mit Vorgängen und Erscheinungen brächte? Das Gedächtniß ist es nicht allein, sondern es kommt auch das Schlußvermögen nicht unwesentlich zu Hülfe.

Die Gewohnheit beherrscht den Papagei um so mehr, je älter er wird. Mit der Trennung von den liebgewonnenen Pflegern ist oft tiefe Trauer des Vogels verbunden, die gerade dann tödtlich werden kann, wenn die geistige Befähigung eine hervorragende ist. An fremde Erscheinungen schließt sich der graue Papagei nicht leicht an. Tritt ein Fremdling in sein Zimmer, so schweigt er in der Regel hartnäckig; ist aber derselbe wieder verschwunden, so haucht er um so eifriger, gleichsam sich zu entschädigen, sein Bedürfniß in Wort und Lied aus. Gewisse Personen sind und bleiben ihm auch oft verhaßt, während andere schnell sich in seiner Gunst festzusetzen vermögen. Der Grund ist keineswegs in der Behandlung zu suchen, sondern in sympathischen oder antipathischen Gefühlen. Die Abneigung ist zuweilen selbst durch langwierige, zärtliche Behandlung nicht zu überwinden. Daß indessen eine sanfte, zärtliche Behandlung auf des Vogels Stimmung und Betragen wesentlichen Einfluß übt, lehrt die Erfahrung zur Genüge. Nie und nimmer reize, necke und erschrecke man den Papagei, sonst erzieht man ihn zu einem leidenschaftlichen, boshaften Hausgenossen, der unter Umständen einen Unvorsichtigen die Derbheit seines Schnabels empfindlich fühlen läßt.

Bei einfachem Futter hält sich der Papagei am besten. Verschiedene Sämereien bilden seine Hauptnahrung. Wiewol er sich auch an allerlei Futter gewöhnen läßt, so möchte ich doch ernstlich vor den vielen Leckerbissen warnen, welche ihm den Magen verderben, dagegen Salz auf's Wärmste

empfehlen, welches von ihm mit sichtlichem Wohlgeschmack beleckt wird. Reinlichkeit seiner Wohnung und erquickende Badeanstalt sind Grundbedingungen seiner Gesundheit.

Unter unseren einheimischen Singvögeln zeichnet sich unser Staar (Sturnus vulgaris) durch Sprechtalent in hohem Grade aus. Es versteht sich von selbst, daß sein Organ weit schwächer und unvollkommener, als dasjenige des grauen Papagei's ist; die Stimme klingt nicht so rein und deutlich, nicht so männlich und laut, vielmehr tragen seine Worte eine heisere Bekleidung und den Charakter des Bauchrednerischen, es ist als würden sie stets unter großer Anstrengung hervorgebracht. Aber trotzdem spricht der Staar immer noch vortrefflich genug, um den Hörer in Erstaunen zu versetzen und ihm Bewunderung abzunöthigen. Um ihn zu einem Meister heranzubilden, müssen strenge Regeln befolgt werden. Frühzeitig wird der junge, männliche Staar mit seinen Geschwistern dem Neste entnommen und mit ihnen mittelst frischer Ameisenpuppen oder in Ermangelung solcher mit von Milch befeuchteter Semmel aufgezogen. Sobald man sich an dem dunklern, glänzenden Gefieder von dem Geschlechte des Männchens überzeugt hat, versetzt man den Lehrling an einen stillen, abgeschiedenen Ort, wo er nichts hört, als die Worte und das Liedchen, welche ihm vorgesprochen und vorgepfiffen werden. Der Lehrer setzt sich natürlich in einige Beziehung zu seinen Schülern durch sanfte, geduldige Behandlung und spricht ihm die Worte und Sätze stets in derselben Reihenfolge ohne die geringste Unterbrechung klar und deutlich vor. Nirgends darf ihm zur Zeit, wo er mit der Wiedergabe des Gehörten beginnt, stückweise Hülfe geleistet werden, sondern nur durch Vortrag des Ganzen von Anfang bis Ende. Die Frühstunden eignen sich ganz besonders zum Lehrunterricht, überhaupt nimmt man dabei Rücksicht auf Wohlbefinden und Aufgeräumtheit des Vogels. Wenn man es mit einem recht talentvollen Staare zu thun hat, so läßt dieser nicht lange auf gute Fortschritte warten, sondern erfreut im Laufe des Winters, insbesondere gegen das Frühjahr hin seinen Herrn und Meister durch treue Wiedergabe des Vorgesprochenen, welches sich selbstverständlich in den Grenzen von Namen und kurzen Sätzen zu bewegen hat. Ich will zum Muster und Beispiel die Leistungen eines Staares mittheilen, der, von einem Mainzer Schuhmacher gelehrt, durch Kauf in die Hände meines Onkels kam und durch diesen in mein elterliches Haus versetzt wurde. Sein Lehrmeister litt am Stockschnupfen und da das Sprechen des Staares stets auf genauer Nachahmung beruht, so mußte natürlich der Lehrling dem Tone nach ebenfalls mit Stockschnupfen behaftet sein. Dieser Umstand mehrte zwar die heisere Bekleidung der Stimme, beeinträchtigte aber keineswegs die Verständlichkeit der Worte. Mit einem warnenden Pfiff begann der Staar seine Lection. Sein Lehrer hatte ihn gleichsam auf Wache gestellt, denn in herrischem, gebieterischem Ton rief er: „Halt! wer da? — Jakob hol' die Wacht! — Du Spitzbub! —" Nach dieser Wachtdienstkatastrophe übernahm unser Staar die Rolle des Hausherrn, indem er gebot, jedoch schon in milderer Weise: „Marie, koch' den Kaffee! — Gretchen, mach' die Thür zu! — Liesel, Babettchen, steh' auf!" — Nach diesen Befehlen ertönte wie aus fernem Raum die Antwort für Alle mit: „Ja!" — Nun kam eine neue Metamorphose, denn in schmeichelndem Ausdruck bat er wie ein Liebender seine Braut: „Lottchen, küß' mich!" — und hinterdrein schwatzte er so laut, wie es sicherlich kein anständiges Brautpaar thut. Gleichsam entzückt und von dem Bewußtsein der Unwiderstehlichkeit seiner Reize gehoben

und eitel gemacht, ließ er jetzt das duftendste Eigenlob folgen: „Schön Staarchen!" — und als wollte er sagen, Lottchen sei nicht die Einzige, die ihm huldige, nannte er zum Schluß noch die Namen: „Röschen!" „Julchen!" Zu allerletzt zeigte er sich noch sehr profan und leichtfertig, denn er pfiff auf diese Herzensergießungen den bekannten Schäferpfiff so laut, durchdringend und ohrzerreißend, daß wir ihn aus dem Wohnzimmer in ein entlegenes versetzen mußten. Dort plauderte und pfiff der Verbannte, als gelte es, die Welt zu verdienen; aber wirklich, wir waren seiner eine Zeit lang müde geworden. Erst als er eines Tages das schlecht schließende Thürchen seines Käfigs mit dem Schnabel geöffnet und durch das Fenster in das Freie entwischt war, fühlten wir wieder, welch' einen köstlichen Schatz wir besessen und nun verloren hatten. Es half kein Suchen, Forschen und Allarmschlagen, wie sehr auch die Nachbarn, ja Alle, die je den Staar kennen gelernt hatten, suchen halfen. Der herrliche Vogel blieb verloren. Ein alter pfiffiger Landmann erzählte uns Pfarrersbuben zwar, er habe den Staar mit mehreren wilden Brüdern und Schwestern eines Morgens auf dem Dachfenster seines Hauses sprechend wahrgenommen und die fremde Gesellschaft habe dem Redner staunenerregt zugehört, die Wilden hätten mit offenen Schnäbeln wie versteinert dagesessen; aber der Schalk blickte dem launigen Alten zu sehr aus den Augen, als daß wir seiner Erzählung hätten Glauben beimessen dürfen.

Der Staar benimmt sich im Käfige recht artig. Seine Gesundheit vorausgesetzt, ist er stets munter und unterhaltend. Leicht erregbar, will er jedoch vor Aergerniß und Schrecken bewahrt sein. Man giebt ihm einen Käfig, der die Größe eines Drosselkäfigs und auch dessen Einrichtung hat. Zum Baden zeigt sich der Staar sehr geneigt, weshalb ihm ein umfangreiches, flaches Gefäß mit frischem, reinem Wasser außer dem Trinkwasser täglich womöglich um die Mittagsstunde vorgesetzt werden muß. Wir erlebten mit unserm Staar die possirlichsten Scenen, wenn Einer von uns die ausgebreitete Hand über das Badeschüsselchen deckte. Wüthend hieb der Staar mit dem Schnabel auf die Hand los, um an das Wasser zu gelangen. Vor solchen Aufregungen warne ich aber nachdrücklich, denn sie sind Quälereien und können dem Vogel den größten Schaden zufügen.

Das beste Futter, welches man dem Staar reicht, ist das gewöhnliche Nachtigallenfutter, welches aus geriebenen Möhren, Ameisenpuppen und klein gehacktem, abgekochtem Rinderherz besteht, und dem man noch geriebene, trockene Semmel beimengt. Zuweilen reicht man ihm Mehlwürmer, dann und wann wol auch einmal einen Regenwurm, eine Schnecke, ein Insect oder einige Stückchen rohen Fleisches, Obst und Hollunderbeeren. Bei gewissenhafter Wartung und Behandlung dauert dieser Vogel zwanzig Jahre aus.

Es bleibt mir nun noch übrig, die Eigenschaften des aufgezogenen, in der Gefangenschaft lebenden Kolkraben (Corax nobilis), des Repräsentanten aller Raben, zu schildern. Meine verehrten Leser würden sehr irren, wenn sie annehmen wollten, es sei eine geringe Mühe, diesen Vogel zum Nachsprechen von vielen Worten und kleinen Sätzchen anzuleiten. Die Belehrung dieses Vogels erfordert vielmehr Geduld und Ausdauer, wie überhaupt das Unterrichten der befiederten Hausbewohner, und wenn Vorzügliches gefordert werden soll, so muß mit den Leistungen auch die Mühewaltung im Verhältniß stehen. Zwar läßt man den aufgezogenen Kolkraben mit beschnittenem Flügel frei in einem abgesonderten Hofraum umherspazieren, aber der Unterricht bedingt doch immer eine ganz specielle und hingebende Beschäftigung

mit ihm. Regelmäßig erhält der aufmerksame, intelligente Kolkrabe täglich mehrmals die Lection, so daß er seinen Pfleger und Meister kennen und lieben lernt und um so begieriger aufhorcht, wenn dessen Stimme ertönt. Vor Allem sind es Namen, kurze, bezeichnende Rufe, die man ihn lehrt. Schreitet man zu Sätzen, so wähle man ganz einfache und klangvolle, also solche, die sich durch Reichthum der Vocale auszeichnen. Nebenher ahmt der Kolkrabe zufällig wahrgenommene, auffallende Töne von Menschen und Thieren nach, vorzüglich solche, die ihm häufig zu Ohr dringen. Meine Tante, die Frau Hofkammerrath Schüler in Höchst a. M. besaß zu Lebzeiten meines Onkels einen Kolkraben, der im dortigen Schloßhof einen eingefriedigten Raum bewohnte und diesen letztern mit Eifersucht gegen das überfliegende und eindringende Hühnervolk vertheidigte, wobei unter der Wucht seiner Schnabelhiebe manches Federbündel und Hautfetzen der gackernd davoneilenden Hühner sich löste. Die Namen meiner Vettern: Karl, Wilhelm, Adolf, Gustav rief er laut und deutlich. Dieb, Spitzbub und andere Schimpf- und Tadelworte sprach er nicht minder deutlich aus, ebenso die verschiedenen Tagesgrüße. Ein alter, halbblinder Recepturdiener, der täglich räuspernd, spuckend, seufzend und klagend die hohe, steinerne Treppe zum Büreau meines Onkels hinaufstieg, hörte eines Morgens in seiner Nähe eine Stimme alle seine eigenthümlichen Aeußerungen nachahmen. Er blieb, um Forschungen anzustellen, auf einer Stufe der Treppe stehen und vernahm nun deutlich das Räuspern, Spucken, Seufzen und Klagen. Nun begann eine Scene, die eben so rührend als komisch war. Der Alte hielt dem vermeintlichen menschlichen Spötter, unter dem er einen der muthwilligen Buben des Schlosses vermuthete, eine sehr ernste Standrede, wies auf seine Gebrechlichkeit, sein hohes Alter, sein graues Haupt, seine Verdienste um die herzogliche Receptur hin und drohte, dem Herrn Hofkammerrath, der mit seiner soldatischen Haltung, die ihm als einstigem Major und Kämpfer in der Schlacht bei Waterloo wol anstand, der Schreck der bösen Buben war, den Vorfall zu berichten. Unterdessen spottete der Rabe unaufhörlich fort, so daß der gekränkte Mann mit Thränen in den Augen vor seinen theilnehmend um die Ursache der Betrübniß fragenden Herrn trat und das Ereigniß berichtete. Da klärte sich denn für den Alten die Sache auf, und ob es ihm gleich nicht angenehm war, auch nur von einem Vogel verspottet zu werden, so machte er doch fernerhin eine gute oder doch wenigstens geduldige Miene zum bösen Spiel.

Die Schlauheit und List, welche der wilde Kolkrabe bei seinen Räubereien bekundet, verleugnet sich nicht im Gefangenleben des aufgezogenen. Scheinbar gleichgiltig sitzt er da, als ob er an den Vorgängen um sich her nicht den geringsten Antheil nähme. Neben ihm steht sein Freßnapf. Diebisch nahen sich mehrere Sperlinge dem Futter, und erst wenn einer derselben ihm als Opfer eines rasch ausgeführten Schnabelhiebes sicher dünkt, fährt er plötzlich los. Ebenso schlau bemächtigt er sich der Mäuse, die er alsbald verzehrt. Junge Hühnchen und Entchen hält man fern vom Bereich seiner mörderischen Anfälle. Selbst wenn der Kolkrabe noch so zahm und harmlos unter dem Federvieh des Hofes wandelt, so ist man doch nicht sicher, daß nicht in unbewachten Augenblicken die Mordlust sich in ihm regt, und die Schwachen, Hülflosen in seiner Nähe in große Gefahr kommen. Seine Vorliebe für glänzende Dinge, namentlich für Ringe und andere Schmucksachen empfehlen eine große Vorsicht der Hausbewohner, bezüglich der Aufbewahrung dieser Werthgegenstände. Diese Eigenschaft theilt der Kolkrabe mit der

Elster und dem Häher, welche ebenfalls im Stande sind, Worte nachzusprechen. Die Elster (Pica caudata) habe ich als Knabe mehrmals aufgezogen und unterrichtet, jedoch gelang mir es nur mit zwei sehr begabten Männchen, sie zum ziemlich deutlichen Aussprechen mehrerer ein- und zweisilbiger Namen fähig zu machen. Dieser Vogel ist leichtfertigen Charakters und neigt sehr zur Zerstreuung hin. Deshalb wählt man am besten diejenigen Augenblicke zum Unterrichten, in welchen die Elster gesättigt ist und der Ruhe pflegt. Auf gewisse gewohnte Lockrufe kommt die junge Elster herangeflogen und setzt sich in die Nähe oder gar auf die Hand ihres Lehrmeisters, des Leckerbissens gewärtig, den sie unvergeßlicher Erfahrung nach zu empfangen hat. Ueberhaupt läßt sie sich leicht zähmen und läuft dann ihrem Herrn auf Weg und Steg nach wie ein treuer Hund. Unterhaltend ist ihr trippelnder Gang, ihr kluges verstohlenes Auge, ihr tändelndes Spiel, ihre täuschende Verstellungskunst. Während sie im Sonnenschein kleine Steinchen mit dem Schnabel hin und her trägt oder da- und dorthin schleudert, übt sie ihre Lection wie ein vor sich hinmurmelndes spielendes Kind ein. Ein rauhes Zwitschern begleitete die nach und nach deutlicher sich erhebenden Worte. Endlich werden diese vernehmbar und abgebrochen vorgetragen. Meine Elstern sprachen die Worte: „Jakob, Haha, Räuber, Lullu, o weh! Halt!" recht gut aus. Ihre Anhänglichkeit an mich war außerordentlich, sie begleiteten mich oft bis zur Schule. Stets mußte ich jedoch vor ihrer Lüsternheit nach glänzenden Werthgegenständen auf der Hut sein. Meine Schwester vermißte eines Tages ihren Ring. Der Verdacht fiel der Erfahrung gemäß sogleich auf meine Elster. Aber vergeblich blieb tagelang mein Suchen. Nun kam ich auf den Gedanken, der Elster einen werthlosen metallenen Ring als verlockenden Gegenstand hinzulegen, vermuthend, sie werde denselben an derselben Stelle verbergen, wo der goldene Ring versteckt war. Gut gedeckt, beobachtete ich den Vogel, der mit großer Aufmerksamkeit die Umgebung ausforschte, um sicher zu sein, daß er nicht beobachtet werde. Rasch nahm er plötzlich den Ring in den Schnabel und flog einem Steinschutthaufen zu, wo er ihn versteckte. Ich hatte richtig vermuthet, der Ring meiner Schwester lag neben dem metallenen und noch anderen glänzenden Dingen, gut unter Ziegelsteinen vergraben.

Der Häher (Corvus glandarius) steht in Bezug auf Sprachtalent noch unter der Elster, deshalb muß der ganze Unterricht sich auf wenige kurze Rufe und Worte beschränken. Sein Organ ist heiser und schwach. Leichter als Worte lernt er die verschiedenen Töne aus dem Hühnerhof nachahmen, z. B. das Krähen eines Hahnes und das Gackern des Berghuhns. Schon das schöne Gefieder, welches hauptsächlich durch die blauen Federchen auf den Flügeln sich auszeichnet, macht ihn als Hausgenosse empfehlenswerth. Nicht minder erfreut sein munteres, zutrauliches und unterhaltendes Wesen. An das Aus- und Einfliegen ist er mit geringer Mühe zu gewöhnen, ebenso an das Erscheinen auf Commando nach einem Pfiff oder Ruf. Doch auch seine Sippschaft betreibt das Diebshandwerk mit besonderer Vorliebe, ungeachtet man nach seinem vornehmen Kleide, welches ihm den Namen Herrnvogel erworben hat, von ihm solche verbrecherische Thaten nicht erwarten sollte. Ein Beweis, daß auch unter den Vögeln gleich den menschlichen Verhältnissen der Teufel über das Seidengewand eben so gut verfügt wie über das gemeine Lumpenkleid.

Avrohmche Nachtigall.

Erzählung von **M. Goldschmidt** in Kopenhagen.

Dieses ist der Bericht über einen ältlichen Juden, der sich aus Liebe erhenkte, aber herabgeschnitten wurde und dennoch hängen blieb. Man hat es für richtig erachtet, ein solches Ereigniß mit allen Nebenumständen mitzutheilen, und daher mit dem Anfang, das heißt mit Leißer Suß, anzufangen.

Jetzt sind es wahrscheinlich nur noch Wenige, die sich des Leißer Suß erinnern, theils weil er schon lange todt ist, theils weil er im bürgerlichen Leben nicht unter dem Namen Suß bekannt war, sondern Lazarus — eine Uebersetzung von Leißer — genannt wurde. Den Beinamen Suß hatte er entweder geerbt oder durch Zufall bekommen; denn er bedeutet „Pferd", und dumm wie ein Pferd war er keineswegs. Er genoß in gewisser Beziehung die Achtung der Gemeinde, denn er war sehr fromm, das heißt, er beobachtete genau alle Ceremonien, und man hatte ihm daher, als er arm wurde, das Amt eines Schauchet — das heißt eines Schlächters und Verhändlers von Fleisch, das von der Gemeinde genossen werden durfte — übertragen.

Uebrigens ist wenig von ihm zu sagen. Er ging still und unbemerkt aus der Welt, hinterließ aber eine Wittwe mit sechs Kindern, die Schreiber dieser Zeilen, wenn auch nicht berühmt, doch stadtkundig zu machen sich anschickt. Es waren eine Tochter und fünf Söhne, und er hatte für die Söhne alle gesorgt, nämlich sie bis zum dreizehnten Jahre nach dem Gesetz erzogen und dann ausgeschickt, sich selbst zu ernähren, den Aeltesten zu einem Krämer in Altona, die Anderen zu Krämern in dieser Stadt.

Jahre vergingen und die Familie lebte glücklich nach der lateinischen Regel: „Bene vixit, qui bene latuit", schön lebt, wer unbemerkt lebt. Die Mutter ward alt, gegen Sechzig, ohne jedoch von ihrer Rüstigkeit viel einzubüßen; die Tochter, Gitte, nahte sich den Vierzigen, noch ledig, entweder weil sie unvermögend und nur die Tochter eines Schauchet — Mängel, die ihre hübschen, braunen Augen nicht hatten ersetzen können — oder weil sie „nicht wirksam genug für ihr eigenes Glück" war. Es gab wol mehrere Gründe, und zusammen wurden sie Gottes Wille genannt. Die Brüder suchten ihr darüber hinwegzuhelfen mit stiller Freundlichkeit, bisweilen mit Scherz, öfter mit Geschenken. Durch ihren Fleiß und ihre Sparsamkeit konnten sie von ihrem steigenden Lohn oder Einkommen einen steigenden Beitrag zum Unterhalt der Mutter und Schwester hergeben. Alle Vier, die hier in der Stadt geblieben, fanden sich bei der Mutter am Freitag Abend so sicher und regelmäßig ein, als diese die Sabbathlichter anzündete und segnete.

Mit Ausnahme des langsam, sachte steigenden Wohlstandes war seit des Vaters Tod keine Neuerung eingetreten, die Thatsache ausgenommen, daß die Familie eine kleine Aenderung ihres Namens vorgenommen hatte, und die Veranlassung dazu war aus Altona gekommen. Der älteste Sohn, Michael, der, wie schon gesagt, dort untergebracht war, sollte als Associé in das „Haus“ — es war ein Herrenequipirungsladen — aufgenommen werden, und eines Tages sagte der Chef des Hauses, der auch Lazarus hieß, zu ihm: „Du heiß'st Lazarus. Nun, 's ist ein guter Name — ich werde gewiß Nichts dawider sagen. Aber man kann auch vom Guten zu viel bekommen! Lazarus & Lazarus — sag', was Du willst, es nimmt sich auf einem Schild nicht aus.“

„Aber Lazarus & Co.“, antwortete bescheiden der werdende Associé.

„Lazarus & Co. Und wenn man dann fragt: Wer ist Co.? — Lazarus! — Wende und drehe es, wie Du willst: Lazarus & Lazarus!“

„Aber —“, sagte Michael und wagte nicht, den Satz zu vollenden: „Kann ich denn nicht Associé werden?“

Nach einer kleinen Pause fuhr der Chef fort: „Sag' 'mal, hatte Dein Vater nicht noch einen andern Namen, als Leißer?“

Michael ward roth und antwortete nicht.

„Nun, es ist ja unter uns, und es soll Deinen seligen Vater in seinem Grab nicht stören; aber wurde er nicht zuweilen Leißer Suß genannt?“

„Es ist wol möglich“, antwortete Michael.

„Nun, da haben wir es ja! Wer sagt, Du sollst an jedem Buchstaben in Deines Vaters Namen festhalten, zudem er ihn nie mit seinem guten Willen trug? Wir setzen ein a für das u. Saß ist ein guter Name. Lazarus und Saß — das läßt sich hören!“

Dabei blieb's, und weil Michael, jetzt das Haupt der Familie, sich Saß nannte, folgten die Brüder und zuletzt die Mutter seinem Beispiel. Sie suchten und erhielten ministerielle oder königliche Sanction und wagten sich, erst schüchtern, dann dreister und dreister, als Sasse vor die Welt. Sie hatten in der Gemeinde nicht laut gesprochen, drum sprach man auch von ihnen nicht laut, und wurde in einer Ecke ein wenig gespöttelt, verhallte es bald — immer nach der Regel: Bene vixit, qui bene latuit.

Der Einzige, der diese Namensänderung allen Ernstes nicht leiden mochte, war Avrohmche Nachtigall. Er war von seiner frühesten Jugend her gewohnt, in die Familie zu kommen; am Freitag Abend war er ein so sicherer Gast, als einer der Söhne; er hatte sie alle aufwachsen sehen — er war acht Jahre älter als der älteste Sohn — er hatte mit ihnen gespielt, Freuden und Leiden mit ihnen getheilt. Es war einmal die Rede davon gewesen, daß er Gitte heirathen sollte; es war aber vorübergegangen, ohne irgend eine Störung zu hinterlassen. Jetzt, als der neue Name, von etlichen neuen Möbeln und wie von einem gewissen „Air“, einer größern Prätension, begleitet, seinen Einzug hielt, war es

ihm, als glitte er auf die Seite, als stiege er eine Stufe hinab, als fiele seine unbedeutende oder niedrige Lebensstellung mehr in die Augen, als früher. Er konnte der Empfindung keinen rechten Ausdruck geben; es war nur ein unbestimmtes, wehevolles Gefühl, das im einen Augenblick sein Herz ergriff, im nächsten verschwunden war; es war ihm aber genug, um gegen den neuen Namen Saß einen Groll zu hegen.

„Welche war denn seine Lebensstellung?" wird man fragen. Es sei erlaubt, nicht mit der Thür in's Haus zu fallen, sondern den Leser auf glimpfliche Art vorzubereiten.

Er war der Sohn eines Mannes, der in der Gemeinde Reb Schaie, mit dem Beinamen Pollock, hieß, einer der Letzten, die hier Kaftan und Pelzmütze trugen. Während aber Reb Schaie im Aeußern einem verlaufenen „Pollacken" glich, war er ein wirksamer und verständiger Mann in der menschlichen Gesellschaft und trieb ein nicht unbedeutendes Fell- und Pelzwaarengeschäft. Er führte Bücher — eine Seltenheit in der damaligen jüdischen Handelswelt — und war überhaupt ein äußerst genauer, ernsthafter, strenger Mann. Der Sohn sollte selbstverständlich in sein Geschäft treten; aber bei dem Abraham (hebr. Avrohom, Diminutiv: Avrohmche) zeigte sich eine immer steigende Leidenschaft für Musik und Gesang. Nicht genug, daß er so oft als möglich in's Theater gehen und Musik hören wollte, es entschlüpften ihm auch Aeußerungen, die darauf hindeuteten, daß er wünschte, ja begeisterungsvoll hoffte, einst auf die Bretter selbst zu treten. Eine Zeit lang behandelte der Vater dieses als eine Kinderei, eine närrische Grille, die ihm im Geschäft vergehen würde, ja, ganz gegen seine Gewohnheit konnte er mit der Sache scherzen und sagte bisweilen; „Avrohmche wird noch Chasan (Vorsänger in der Synagoge)."

Allein eines Abends, als der Zufall ihn in das Dachstübchen seines Sohnes führte, überraschte er Avrohmche in Tricots, mit Barett auf dem Kopfe, eine Bravour-Arie ausführend, vom alten Musiklehrer Leibche Schwein, auch Schwan-Levin genannt, accompagnirt. Reb Schaie jagte Leibche Schwein die Treppen hinab und sagte zum Sohne: „In gestrickten Unterhosen und mit Federhut! Warum nicht gar mit dem Großkreuz des Elephanten- und Schwanenordens! Na! Den Meschuggas*) sollen meine Augen schauen! Weißt Du selbst, wie toll Du bist? Ich sage Dir nur ein Wort; höre mich: Die Dich im Theater nicht Deiner langen Nase und Deines schiefen Mundes wegen auszischen werden, weswegen werden Die Dich auszischen? Weißt Du es?" — „Nein, Ette." — „Wegen Deiner schiefen Bein'!"

Diese grausamen, aber nicht ganz ungerechten Worte zerschlugen in Avrohmche's Innerem ein Ideal, eine Hoffnung, ein Lebensziel. Er war erst neunzehn Jahre, aber von diesem Augenblick an nicht mehr jung. Er betrug sich nicht wie ein Verzweifelter, beklagte sich vor Niemandem; indem eine Sprungfeder in ihm geborsten war, schien auch die Erinne-

*) Thorheit, Tollheit.

rung vom einstigen Dasein einer solchen Feder in ihm vertilgt; damit war aber Etwas vom Leben selbst erloschen. Eine tiefe, stille Leidenschaft blieb ihm: die Sehnsucht nach Musik, und weil der Vater, damit er keinen Musiklehrer halte, sein Taschengeld einzog oder auf's Aeußerste abknappte, verfiel Avrohmche auf den Gedanken, eine ganze Loge zu miethen und die Billette einzeln zu verkaufen, damit er einen Freiplatz habe. Während einiger Zeit ging es gut; gleich wie aber die Pflanze, um zu gedeihen und Blüthe und Frucht anzusetzen, eine gewisse Summe von Wärme nöthig hat, bedarf auch ein jedes Geschäft, wie bescheiden es auch sein mag, auf die Länge einer gewissen Summe von Zeit und Sorgfalt. Alle Billette zu einer Loge gehen nicht immer ab wie warme Semmeln; man muß emsig und gewandt sein, es sind auch auf diesem Felde Chancen, Conjuncturen und Concurrenten, und Avrohmche war oft auf's Peinlichste zwischen den Pflichten, die er seines Vaters Waaren, und denen, die er seiner Loge schuldig war, getheilt. Die Folge davon war, daß er nach keiner Seite hin genügen konnte. Ohne die wahre Ursache zu kennen, fand der Vater immer mehr Veranlassung zu Aerger und Verdruß, und zuletzt kam Alles an den Tag: Avrohmche hatte Schulden zu einem höhern Betrag gemacht, als ein abendlicher Platz hätte kosten können, und die Creditoren wandten sich an den Vater, um befriedigt zu werden.

Reb Schaie zahlte, händigte dem Avrohmche eine kleine Summe Geldes ein und sagte in gedämpftem Ton, in Hebräisch, dessen geheimnißvoller Klang den Worten etwas besonders Düsteres verlieh: „Geh' aus meinem Haus! Um des Theaters willen wirst Du Dich noch nach einem Nagel umschauen, um Dich zu erhenken! Du bist unnütz und unbrauchbar auf dieser Erde! Geh!"

Um diese Zeit war es, daß sich Leißer Suß und seine Frau als Avrohmche's treueste, vielleicht einzige Freunde bewährten. Leißer Suß unterfing sich sogar eines Ungewöhnlichen: er ging schnurstracks zu Reb Schaie, um ihm seine Härte gegen den Sohn vor Augen zu halten und eine Aussöhnung zu vermitteln, kehrte aber verschnupft nach Haus zurück und sprach nie von Dem, was ihm widerfahren war. Zu Avrohmche aber sagte er: „Du sollst doch, so lange ich und meine Frau ein Stückchen Fleisch im Hause haben, keine Noth leiden." Er und seine Frau halfen jetzt auch nach bester Einsicht dem Avrohmche, einen Lebensplan zu entwerfen, einen Beruf zu erwählen. Weil keine Hoffnung da war, daß er seiner Leidenschaft würde entsagen können, ward es für richtig erachtet, daß er sich ganz dem Theater, nicht der Bühne, sondern einer oder mehreren Logen und einer gewissen Strecke des Theaterplatzes widmen sollte — kurz und gut: er ward Billethändler.

Jetzt ist es gesagt und nach einer Einleitung nimmt es sich nicht so schlimm aus und wird hoffentlich die Theilnahme der Leser für Avrohmche Nachtigall nicht verringern. Beinahe vergaß ich: Woher kam der Name Nachtigall? — Von seinem verunglückten Gesang. Die Juden haben ein großes Talent dafür, solche Spitznamen aufzufinden. Als

Madame Suß den Namen zum ersten Mal hörte, war sie darüber entzückt, bei Weitem nicht aus Bosheit, sondern weil sie eine gesunde, derbe Frau war, die die Mängel eines Freundes sehen konnte, ohne die Freundschaft aufzugeben. Sie sagte: „Sehr gut! Wahrhaftig! Warum ist er eine Nachtigall? Weil die Nachtigall nur singt, und das kann er auch nicht!"

Leißer Suß starb und einige Zeit darauf auch Reb Schaie, dem Sohn ein kleines Vermögen hinterlassend. Es war viel kleiner, als man erwartet hatte, immer aber noch groß genug, um ihm, der vom Dasein so wenig forderte, zu erlauben, sich aus dem öffentlichen Leben zurückzuziehen und von seinen Zinsen zu leben. Die Kunst aber hat, selbst in ihrem äußersten Vorhof, einen Reiz, dem sich Diejenigen, die ihn einmal gespürt, schwerlich zu entziehen vermögen. Auch das Logenspiel führt Gemüthsbewegung und Aufregung mit sich, es giebt Triumphe, die, obgleich klein, doch dem Herzen wohl thun; es giebt Abende, wo man eine gewisse Bedeutung erlangt — am Leben, das darinnen pulsirt, Antheil hat, — von der Flamme, die darinnen lodert, einen Widerschein wirft. Es mag dem Helden, der auf dem Schlachtfeld ein feindliches Regiment umzingelt und zum Waffenstrecken zwingt, vor Stolz das Herz im Busen laut klopfen; aber dem Billethändler, wenn er vor einem „großen" Abend seine Dispositionen gut getroffen hat und wenn nach Eröffnung der Kasse das verlangende, getäuschte Publicum in seine Arme geworfen, sich ihm auf Gnade und Ungnade ergeben muß, schlägt auch das Herz mit einer gewissen Befriedigung. Immerhin mag das Geschäft seine Täuschungen bringen, und hätte man einen Sohn, man möchte ihn nicht dazu erziehen; aber man ist nun 'mal darin und kann sich der Gewohnheit nicht entschlagen. Und der Zutritt zu allem Andern ist verschlossen, oder man hat weder Begehr noch Kraft, sich eine andere Bahn zu öffnen. So blieb Avrohmche Nachtigall Billethändler.

Ein Augenblick war da gewesen, wo er vielleicht seine Beschäftigung hätte aufgeben können, nämlich kurz nach seines Vaters Tode, als er, zum Dank für alle erwiesene Güte, Gitte einen Gatten verschaffen wollte und ihr daher seine Hand und seine Erbschaft anbot. Aber Gitte war nicht geneigt und ihre Mutter wollte sie nicht zwingen, sie spähte vielleicht noch hoffnungsvoll anderswohin. Antrag und Korb wurden in aller Friedlichkeit ausgewechselt, und Avrohmche's Verhältniß zum Hause blieb dasselbe.

Er wohnte im dritten Stock in einem Hintergebäude bei einem Tischler, oder eigentlich nicht bei dem Tischler selbst, sondern in einem Zimmer, das an die Werkstätte stieß, und daher hatten seine Kleider immer einen kleinen Geruch oder Duft von Hobelspänen, weshalb seine Rivalen am Theater seine Loge den „Sarg" nannten. Er rächte sich bei passenden Gelegenheiten nicht ohne Witz und Malice, zog es indeß vor, seine treffenden Bemerkungen still vor sich hin zu murmeln; es genügte ihm sein Bewußtsein, daß er mit gleicher Münze zahlen konnte, und

außerdem fühlte er sich, als frommer Jude und als Derjenige, der nicht aus Wahl Billethändler geworden war, über die kleinen Neckereien und über sein Geschäft selbst erhaben.

Wer ihm zu dieser Zeit — in seinem acht- oder neunundvierzigsten Lebensjahre — auf der Straße begegnet wäre: in langem Rock, etwas vornüber gebeugt, die Hände über einander in den Rockärmeln, blaß, mit einem schwachen, stillstehenden Lächeln, mit einer kleinen Bewegung des Kopfes, als ob er immerwährend und verstohlen Tact schlüge, und mit einem Zwinkern der Augen und Augenlider im selben Tact — der würde von ihm den Eindruck eines Menschen empfangen haben, dessen Geschick abgeschlossen war, und der still und friedlich seinem Grabe zutrippelt.

Weit gefehlt! Die Sturm- und Drangperiode in Avrohmche's Leben war erst im Anzug, und sie wurde von einem einzigen unvorsichtigen Wort oder durch unvorsichtigen Gebrauch eines einzigen Wortes heraufbeschworen.

Eines Abends, als er seinen gewohnten Besuch bei Madame Saß abstattete, war ein neues Dienstmädchen eingetreten, und indem Avrohmche die neue Gestalt, die ihm die Thür öffnete, sah, begriff er geschwind, was vorgefallen war, und kam eben so geschwind, wegen seines alten Grolles gegen den neuen Namen Saß, auf den maliciösen Einfall, zu fragen: „Ist Madame Suß zu Hause?" Es entfiel, es entschlüpfte ihm. Er wollte eigentlich gar nicht dem neuen Dienstmädchen erzählen, daß ihre Herrschaft von Rechtswegen Suß heißen sollte; er wünschte vielleicht, daß sie seine Frage nicht recht hören möchte, und dennoch verlangte ihn im dämonischen Augenblick nach einem Vertrauten, wie dem Barbier des Königs Midas, der ein Loch im Felde grub und diesem verrieth, sein Herr und König habe Eselsohren. Es war ihm eine Befriedigung, es that ihm wohl, das Wort heraus zu haben; aber schon im nächsten Augenblick, als das Mädchen ruhig und höflich die Antwort gab: „Ja, Madame Saß ist zu Hause", gereute es ihn, theils weil er die Antwort als einen wolverdienten Verweis hinnahm, theils weil er von dem Gedanken ergriffen wurde, das Mädchen möchte es seiner Herrschaft wiedersagen. Was sollte er thun? Sie bitten, ja nichts zu verrathen, mochte Schlimmes ärger machen, und es blieb ihm außerdem keine Zeit, denn schon hatte ihm das Mädchen die Thür zur Wohnstube geöffnet. Den ganzen Abend und die folgenden Tage war er unglücklich. Er sagte bei sich selbst: „Wenn ich das nächste Mal komme, dann weiß ich, wie man mich tractiren wird. Madame Saß wird thun, als sehe sie mich nicht, und nieße ich, wird sie überrascht sein und rufen: Wer ist da? Ach, der Pollack — denn Avrohmche sagt sie nicht. Und wenn sie später am Abend eine Apfelsine vorschneidet, läßt sie die Stückchen auf der Seite herumgehen, wo ich nicht bin, und dann bleibt keines für mich. Was schiert mich die Apfelsine? Aber es ist die Miene! Es ist ihr Gesicht! Es schnürt mir das Herz im Leibe zusammen. So hält sie mich acht, vierzehn Tage, bis ein gutes Stück kommt und ich ihr ein Billet bringe.



Avrohmche Nachtigall.

„Keine Ursache", sagte Avrohmche. „Sie sind ein gutes Mädchen." (Seite 169)

[illegible]

[illegible] — mit [illegible] Augen [illegible]
[illegible] Das [illegible]

Er musste [illegible]
[illegible] musste [illegible]
[illegible] von [illegible]
[illegible] so [illegible]
[illegible] einer [illegible]
[illegible] und er [illegible]
[illegible] gegen den [illegible] und [illegible]
[illegible] Neugierde [illegible]
[illegible]
[illegible] Augenblick [illegible]
[illegible] die [illegible]
[illegible] das Mädchen [illegible]
[illegible] die Treppen [illegible]
[illegible]

„Meine Freundin [illegible]
Ich [illegible] Ihnen [illegible]
ein gutes [illegible]"

„[illegible]"

„[illegible] ein guter [illegible]"

„[illegible] Jahre!"

„[illegible]
[illegible] in [illegible]
[illegible]
[illegible]! [illegible]

„[illegible], ich bin aus [illegible]"

„[illegible]"

„[illegible]"

„Er lebt [illegible]"

„[illegible]"

„[illegible]"

„[illegible] — Sie sind [illegible]"

„[illegible] zu [illegible]"

[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible] und die [illegible]
[illegible]
[illegible] hatte [illegible]
[illegible] und [illegible]
[illegible] Wie [illegible]
[illegible] war es doch etwas [illegible]
[illegible] irgend einer [illegible]

Und dann sagt sie: Na, laß Madame Suß auch wieder 'mal in die Komödie gehen! — und sie wirft mir zwei Augen zu, zwei Nadeln in's Herz. Das hab' ich von meinem verfluchten Mund!"

Er wagte es nicht hinzugehen und auch nicht wegzubleiben, und endlich mußte er daran. Er wurde in der gewohnten, gleichgiltigen Weise empfangen, und er glaubte erst, es sei die Stille vor dem Sturm, man habe sich sorgfältig vorbereitet, damit der Blitz desto mehr überraschend und zerschmetternd auf ihn herabfahre. Es wurde ihm jedoch nach einer Weile klar, daß der Barometer zuverlässig auf gutes Wetter stand, und er fühlte eine große Erleichterung und Dankbarkeit, Dankbarkeit gegen den Himmel und gegen das Mädchen, das seine unglückliche Aeußerung verschwiegen hatte. An einem der nächsten Abende machte er sich bei der Familie Etwas zu thun und brachte dem Mädchen als Geschenk einen Zweigroschen-Weihnachtskuchen. Damals waren wahrscheinlich die Dienstmädchen wie die Weihnachtskuchen besser als jetzt, denn das Mädchen empfing den Kuchen mit vielem Dank, und als sie ihm die Treppen hinableuchtete und die Hausthür öffnete, dankte sie noch einmal.

„Keine Ursache", sagte Avrohmche, „Sie sind ein gutes Mädchen. Ich sage Ihnen nicht, warum Sie ein gutes Mädchen sind. Sie *sind* ein gutes Mädchen. Wie heißen Sie?"

„Emilie."

„Emilie. Ein guter Name. Wie alt sind Sie?"

„Neunzehn Jahre."

„Neunzehn Jahre", sagte Avrohmche und schaute zum ersten Mal aufmerksam in das jugendliche, frische Gesicht. Er hub in naiver Befriedigung wieder an: „Sie sehen auch wie ein gutes Mädchen aus. Wahrhaftig! Woher sind Sie? Sind Sie von hier?"

„Nein, ich bin aus Nakskov."

„Aus Nakskov? Was war Ihr Vater?"

„Er ist Fellbereiter."

„Er lebt noch? Warum blieben Sie nicht bei ihm zu Hause?"

„Er heirathete wieder, und meine Stiefmutter meinte, ich sei zu alt, um zu Hause zu bleiben."

„Armes Kind! — Sie sind ein gutes Mädchen. — Fahren Sie fort, ein gutes Mädchen zu sein!"

„Das werde ich gewiß", antwortete sie. Ob Beide bei dem Worte dasselbe verstanden, ist unsicher; Avrohmche wollte sagen, daß sie von seinem unglücklichen „Suß" fortwährend schweigen solle.

Diesen Abend und die folgenden Tage war es Avrohmche, ohne daß er sich die Ursache klar machen konnte, zu Muthe, als ob er etwas Ungewöhnliches erlebt hätte. Freilich konnte er sich sagen, daß er von einer großen Angst und Gefahr befreit worden war; aber dieses war der einzige Grund nicht. Wie unbedeutend auch sein Gespräch mit dem Mädchen gewesen, war es doch etwas ganz Neues in seinem Leben. Wann sprach er mit irgend einer Seele, ausgenommen von Billetten

oder von den trägen Kleinigkeiten, die den Gegenstand der Unterhaltung bei Madame Saß bildeten? Wann that er mit Interesse eine Frage, und wann brachte ihm die Antwort etwas so mild Anregendes wie von diesem Mädchen, das kraft der Jugend froh und erfreuend war? Es kommt im Leben eines jeden Menschen eine Zeit, wo die Jugend auf ihn mit einer Gewalt wirkt, von der er in seiner eigenen Jugend keine Ahnung hatte; aber auf Avrohmche wirkte diese Gewalt um so viel stärker, als es ihm ganz neu und fremd war, daß Jemand zu ihm mit so viel Wohlwollen sprach und zugleich so hübsch war. Es leuchtete im Gemüth des alternden Mannes, als ob er auf wunderbare Weise eine Schwester gefunden hätte, die er nicht anerkennen dürfe — und auch nicht anerkennen wolle, denn es war seinen Gedanken unendlich fern, daß zwischen ihm und einem christlichen Dienstmädchen oder einer Christin irgend ein Verhältniß, geschweige ein herzliches, stattfinden könne.

Und dennoch war es ihm jedes Mal eine neue Erquickung, wenn sie ihm die Treppen hinableuchtete und er mit ihr ein Gespräch führen konnte, das beinahe in eben denselben Worten als am ersten Abend bestand. Denn ihm, der nur ihre Stimme hören und ab und zu einen Blick in ihr frisches Antlitz werfen wollte, war es gleichgiltig, wonach er frug und was sie antwortete, und er wußte es selbst nicht, daß er sich bei immerwährender Wiederholung des Einen und Selbigen lächerlich machte. „Sie sind aus Nakskov?“ — „Ja.“ — „Und Ihr Vater ist Fellbereiter?“ — „Ja.“ — „Und Sie haben eine Stiefmutter, die Sie nicht im Hause lassen will?“ — „Ja.“ — „Sie sind ein gutes Mädchen. Gute Nacht!“ — Und wenn sie dann mit klarer, lachender Stimme „Gute Nacht“ antwortete, fühlte er sich glücklich, diesen Klang mit sich nehmen zu können.

Er hatte außerhalb seines gewohnten, trockenen Lebens Etwas bekommen, woran er denken und wonach er sich sehnen konnte, und er ward jünger dabei. Er schritt weniger vornüber gebeugt einher, sah den Menschen kühner und freier in die Augen und legte eine Mürrischkeit ab, die mit den Jahren über ihn gekommen war und ihm schon Kunden entfremdet hatte. Er ließ sich einen neuen Rock machen, und obgleich ein guter, natürlicher Grund dazu war — der alte war so alt! — erregte es doch ein gewisses Aufsehen, sowol auf dem Theaterplatz als bei Madame Saß. „Was ist's mit dem Nachtigall?“ frug man. Bei jedem andern Manne, selbst einem neunzigjährigen, der sich solchermaßen verändert hätte, würde man, wenigstens im Scherz, gesagt haben: „Er wirbt, er freit“; aber Avrohmche gegenüber kam der Gedanke Niemandem, selbst nicht einmal im Scherz, obgleich es Ernst war, während Avrohmche selbst keine Ahnung davon hatte. Er fühlte nur zum ersten Male Freude am Leben, zum ersten Male seit seiner frühesten Jugend war in seiner Seele eine Sehnsucht mit Behagen vermischt. Die Feder, die sein Vater zerknickt, hatte auf eigenthümliche, seltsame Weise neue Springkraft bekommen. Und es war ihm so sachte und sanft gekommen, war so wenig von Unruhe begleitet,

war so kindlich oder naiv, daß er selbst nur insofern darauf Acht gab, als er sich froh fühlte. So ist es vielleicht dem Walde an einem Novembertag zumuthe, wenn die Sonne wie im Frühling scheint.

Um diese Zeit wurde das romantische Schauspiel „Svend Düring's Haus“ zum ersten Mal aufgeführt und machte nicht allein großes Glück, sondern erregte auch, besonders bei dem weiblichen Theil des Publicums, eine außerordentliche Gemüthsbewegung. Mehrere Damen, sagte man, wären aus Rührung in Ohnmacht gefallen. Am folgenden Freitag Abend, als die Söhne bei Madame Saß beisammen waren, hatten sie Alle das Stück gesehen und waren darüber entzückt oder vom öffentlichen Entzücken ergriffen; sie waren aber darüber einig, daß die Mutter nicht gehen dürfe, sie werde die Aufregung nicht ertragen können. Avrohmche stand dem Stück sehr unparteiisch gegenüber; es füllte, ja überfüllte die Logen und war demnach gut, aber von einer andern Seite, aus seinem ästhetischen Standpunkt betrachtet, war es schlecht, weil es keine Oper war, und weil ihm die nordische Musik, die es enthielt, unverständlich war. „Die Stumme von Portici“, die zur selben Zeit aufgeführt wurde, füllte, künstlerisch genommen, sein ganzes Herz, und er sah auf die Begeisterung des Publicums für „Svend Düring's Haus“ als auf eine Art von Wahnsinn. Allein, weil es ihm jetzt weit lieber als je war, eine Freude in dieses Haus zu bringen und weil er durch das Geschenk zweier Billete wieder auf einige Augenblicke zu Bedeutung im Hause gelangen würde, lag es ihm am Herzen, daß Madame Saß und Gitte in seine Loge gehen und von dem allgemeinen Wahnsinn ergriffen werden sollten. Er widersprach daher mit ungewöhnlicher Lebhaftigkeit der Meinung der Söhne, daß die Mutter das Stück nicht würde ertragen können.

„Ertragen?“ rief er aus, „was ist da zu ertragen? Was ist da, um ohnmächtig zu werden? Ich verstehe es nicht! Es wurde eine Frau in der Loge nebenbei ohnmächtig; ganz richtig! Aber warum wurde sie ohnmächtig? Weil sie eine dicke Brauersfrau war, und weil der Heinrichs zu voll gepackt hatte. Der Heinrichs ist ein Retseiach*). Werde ich aber zu voll packen, wenn gute Freunde dahin gehen, und wird Madame Saß nicht einen guten Platz bekommen in der ersten Reihe, und ohne daß Jemand sie drückt oder stößt oder sich auf sie lehnt? Bin ich nicht da? Ertragen? Ohnmacht? Schnack!“

Einer der Söhne wiederholte aber seine Meinung und suchte sie durch Hinweisung auf den Inhalt des Stückes zu kräftigen, besonders auf die Scene, wo die verstorbene Frau als Gespenst kommt und ihr von der Stiefmutter vernachlässigtes Kind an die Brust legt. Er citirte ziemlich genau die Verse:

„Jedwede Mutter wird es wissen mit Beben,
Welch' eine Milch meine Brust Dir kann geben.“

„Wie würde die Mutter Solches ertragen können?“ fügte er hinzu.

---

*) Rücksichtsloser, brutaler Mensch.

„Warum nicht?“ rief Avrohmche; „muß Einer in der Loge ein Frauenzimmer sein, um Das zu verstehen? Bin ich ein Frauenzimmer und weiß ich nicht, daß eine Frau, wenn sie todt und begraben und nichts als ein Gespenst ist, keine Milch in der Brust hat? Und wenn ich es weiß, wird Deine Mutter es auch wissen und wird nicht beben und nicht ohnmächtig werden!“

Ein anderer Sohn sagte mit stillem Ernst: „Die Mutter wird an unsern Vater, Olov ha Scholaum*), denken. Da, wo die Todte weggeht, und wo Herr Düring seine Arme ausstreckt und sie bittet zu bleiben, da wird die Mutter an unsern seligen Vater denken, wie er in seinem Leichentuch war.“

„Der Herr soll Schaumer und Matzil sein**)!“ rief Avrohmche. „Das darf nicht geschehen! Nicht um meine Neschomme†)! Aber, Isaak leb, ist nicht Deine Mutter ein verständiges Frauenzimmer? Wird sie nicht verständig sein und sich selbst sagen: Das eine der Weiber muß fort, sonst hat der Düring zwei Weiber, und welche muß fort? Welche sonst als die, die schon todt und gestorben?“

Alle Beredsamkeit Avrohmche's hätte sich vielleicht machtlos erwiesen, wenn nicht die Söhne eine Beweisart gewählt hätten, die zum Entgegengesetzten von Dem, was sie beabsichtigten, führen mußte; denn die Damen, obgleich sie es nicht gestehen, haben es ja eben gern, in Gemüthsbewegung gebracht zu werden, und Madame Saß entschied mit Würde: „Ich werde an Euren Vater, Olov ha Scholaum, nicht denken. Warum sollt' ich? Ein Mann hat eine Frau gehabt, und sie ist todt und kömmt herein — was geht es mich an? Ich will gehen.“

Während dieses Gesprächs hatte Emilie den Tisch gedeckt, und sie, die nie in einem Theater gewesen war, bekam eine noch buntere Vorstellung vom Schauspiel im Allgemeinen und von „Svend Düring's Haus“ im Besondern, als irgend eine Sterbliche aus der Provinz. Das geheimnißvoll Schreckenhafte und märchenhaft Anziehende steigerte sich, wenn möglich, als Madame Saß und Gitte, von Avrohmche begleitet, aus dem Theater zurückkehrten, während die Söhne, um sie, wie nach einer Reise, zu empfangen, versammelt waren. Sie rief, als sie zur Thür hereintrat, mit Stolz aus: „Wurde ich ohnmächtig? Fehlte mir was? Sag' Du es, Gitte! Nicht einmal weinen that ich — was ist da, um zu weinen? Aber um der Leute willen schnäuzte ich mir die Nase, als die Anderen weinten. Ach, aber schön ist es! Ach, wie schön! Und wie die verliebt ist, die Ragnhild, und die Regisse auch — na, wären sie meine Töchter, ich würde — aber damals schrieb man Zauberrunen, das thut man heute nicht mehr — — ja, schön ist es! Und die Ritter und die Damen, Alle in Seide und Sammet, und das Sporengeklirr — ich habe mich wirklich amüsirt; dafür soll Avrohmche am nächsten Freitag Abend ein Stück Allianz-Torte extra haben!“

*) Er sei zum Frieden gestiegen!
**) Soll behüten und vertheidigen.
†) Seele.

Dem Mädchen dünkte es, daß man Jahre seines Lebens geben könnte, um solch' Wunderbares zu sehen; aber wie sollte man es machen, wie käme man dahin? Weil Avrohmche Nachtigall ihr einen Weihnachtskuchen geschenkt, war er ihr kein Komödienbillet schuldig. Zwar war sie im Besitze seines gefährlichen Geheimnisses; allein sie wußte es selber nicht, sie hatte das Wort nicht gehört, oder den bedeutungsvollen Unterschied zwischen Suß und Saß nicht verstanden, und hätte sie auch das Geheimniß gekannt, würde sie wahrscheinlich davon keinen Gebrauch gemacht haben, selbst um ein Billet zu bekommen. Bei Avrohmche aber war das Gefühl seiner Schuld nicht allein nicht geschwächt, sondern gestiegen; in das Silber der Dankbarkeit hatte sich, ihm selbst unbewußt, der Liebe Gold gemischt, und an einem der nächsten Abende, als er wieder das Glück hatte, von ihr die Treppen hinab begleitet zu werden, änderte er das Conversationsthema und frug nach langem Zaudern, ganz zaghaft: „Hätten Sie wol Lust das Stück ..... Sie wissen, das Düring'sche Haus ..... zu sehen?"

„Ach, Herr Nachtigall!" rief sie aus und hätte, indem sie unwillkürlich die Hände falten wollte, beinahe das Licht fallen lassen.

„Nun, ich heiße eigentlich nicht Nachtigall. Ich heiße Pollock. Aber es thut nichts. Wollen Sie Nachtigall sagen, sagen Sie Nachtigall. Aber im Grunde ist es Pollock."

Gewiß ohne bei der Veränderung ein Verschönerung zu bemerken, sagte sie: „Um Verzeihung! Ach, Herr Pollock, wie gut sind Sie!"

Und sie sagte es mit einer solchen Innigkeit des Tons und mit einem solchen Blick, daß Avrohmche, wenn er ein junger Mann gewesen wäre, und sich nicht nach dem Portrait, das sein Vater einst gezeichnet, entwickelt, wol hätte glauben können, daß auch bei ihr das Silber der Dankbarkeit mit einem gewichtigern Metall vermischt wäre Avrohmche sah nur sie, nicht sich selbst, und mit dem Ausruf: „Wir sprechen näher darüber!" eilte er glücklich davon.

Die Sache erwies sich schwieriger, aber eben wegen der Schwierigkeiten angenehmer und reizender für Avrohmche, als er zuerst gedacht hatte. Emilie konnte nur jeden zweiten Sonntag ausgehen, und sie wußte kaum, wo das Theater, geschweige wo die Loge war. Es kam daher von selbst, daß er sich anbot, sie abzuholen, sie vor der Thür zu erwarten, sie in's Theater und zurück nach Haus zu führen. Ihre eigene Mutter, wäre sie noch am Leben gewesen, würde ihr nicht eine unschuldigere Begleitung gewünscht haben — und für Avrohmche war es ein wirkliches, ein spät gekommenes Stelldichein, sehnsuchts- und geheimnißvoll — auch er war einmal jung und glücklich geworden!

Emilie hatte sich wie zum Ball gekleidet, in einem ausgeschnittenen Jaconetkleid, aber ein kleines seidenes Tuch züchtig um den Hals. Sie sah so niedlich, fast damenhaft aus, daß Avrohmche ganz stolz darauf war, sie in seine Loge zu führen; damit sie aber dem Publico nicht zu sehr in die Augen fallen möchte, placirte er sie auf der zweiten Bank und blieb selbst hinter der dritten Bank stehen, sich zu ihr hinabbeugend, was auf der Bühne vor-

ging erklärend, und auf das, was kommen würde, vorbereitend. Höflich und für seine Aufmerksamkeit, wie ermüdend sie auch war, dankbar, kehrte sie sich so oft als möglich zu ihm um, und durch diese Bewegungen glitt, ohne daß sie in der Wärme darauf Acht gab, das Seidentuch hinab. Avrohmche, der da fühlte, daß dadurch seinen Augen Etwas geöffnet wurde, woran sie kein Recht hatten, brachte wieder und wieder, gewissenhaft und sachte, das Tuch auf seinen Platz zurück. Dieses Manöver fing an, einem jungen Mann oder einem jungen Herrn, der in der Nebenloge dicht an Emilie saß, und dessen Augen nicht so gewissenhaft als Avrohmche's waren, aufzufallen. Erst glaubte er, es sei ein alter, eifersüchtiger Ehemann, der seine junge Frau in's Theater geführt hatte; bald aber erkannte er Avrohmche Nachtigall, und die Sache ward ihm unverständlich oder richtiger: pikant; es schien so ein liebes kleines Mädchen zu sein, das der Billethändler unberufen zudeckte. Als der erste Act vorüber war, knüpfte er ein Gespräch mit ihr an, und weil es ihr vorkam, als wären die Anwesenden alle eine Gesellschaft von Bekannten oder Freunden, und sie nicht verrathen wollte, daß sie nicht hingehöre, antwortete sie ihm freundlich und dankbar, was wiederum von dem jungen Manne ganz mißverstanden wurde. Avrohmche konnte ihr die Unterhaltung nicht verbieten, ihr auch keinen Rath oder Wink geben, und er fühlte außerdem alle Qualen der Eifersucht, mochte der junge Mensch zu ihr sprechen, oder sie nur ansehen. Er wünschte sich die Kraft und den Muth von zehn Männern, um ihn zu erdrosseln oder hinauszuwerfen.

Der Vorhang ging wieder auf und während das Stück weiter schritt, berührte es Avrohmche's Innerstes in einer Weise, von der er früher keine Ahnung gehabt. Ein tief verborgener, plötzlich erwachender, poetischer Sinn sagte ihm, daß sich da unten auf der Bühne eine seltsame, um sich greifende Stimmung — wir nennen sie eine romantische — entwickele, der er längst entwachsen, und an der Theil zu haben man seinem Herzen nicht gestatte, während Emilie und selbst der abscheuliche junge Mensch der Meinung der Welt nach dahin gehörten. Er fühlte es mit unsäglicher Pein, er war wie bei einem Todesurtheil über sich selbst, wie bei seinem eignen Begräbniß zugegen. Nie hatte die Bühne das mit ihm gethan, was jetzt geschah. Die Ritter und die Damen und die jungen Liebenden erinnerten sich plötzlich der Worte seines Vaters: Warum wirst Du ausgezischt werden? Wegen Deiner krummen Nase, Deines schiefen Mundes, Deiner schiefen Beine! Und so wie sie ihn beschrieben, so fühlte er sich, abschreckend, fremd, elend, verstoßen. Dann aber kam die Musik, die er früher verworfen und gehöhnt, weil sie nicht wie die der „Stummen" war, und mit neuer, unbekannter Gewalt bemächtigte sie sich seines Gehirns, seines Herzens, seines ganzen Daseins, wirbelte ihn umher, gab ihm eine neue Jugend, sprach zu ihm, als ob er hingehöre, obgleich er nicht hingehörte, nur ein Fremder war. Sie sprach so zauberhaft süß, so tröstend, so erhebend, beinahe als wäre er selbst ein Rittersmann. Warum sollte nicht auch er in der Welt glücklich werden können? Er könnte das Mädchen hei-

rathen, ja, er könnte der Fellbereitertochter die Ehe antragen — was konnte der Windbeutel in der Nebenloge? Er, Avrohmche, würde von der Gemeinde verstoßen werden, aber im tiefsten Herzen dennoch ein Jude bleiben — und wenn auch nicht? Was sonst, als kalten Nebel, hatte ihm bisher das Dasein geboten? Von ihr, die jetzt, sei es zum Segen oder zum Fluche, der Sonnenschein seines Lebens geworden war, sich scheiden, sie von sich wegreißen lassen — unmöglich, sinnverwirrend! Er habe nicht nöthig in der Stadt zu bleiben, er könne einen stillen, billigen, verborgenen Platz auf dem Lande finden; er habe nur zu wollen, und warum denn nicht? Er wollte! — Da fiel der Vorhang.

Wo war jetzt die Wirklichkeit? Da saß das Mädchen, frisch und lieblich, Gegenstand seiner Sehnsucht und Eifersucht, und wenn er sich zu ihr beugte, und ihr sagen wollte: „Siehe Niemanden an, sprich zu Niemandem, werde mein Weib!" hörte er mit tiefstem Mißfallen seine eigne Stimme: „Ist es gut? Gefällt es Ihnen? Amüsiren Sie sich?" Wo war die Wirklichkeit, die er eben geschaut? Wo war er selbst? Er war zwei Menschen, er war ein Ritter und ein Jude, und der Ritter wollte den Juden hinauswerfen, wurde aber von ihm eingekerkert — bis sich der Vorhang wieder erhob und Jugend und Muth zurückkehrten und der Entschluß wieder fest stand. Wahrlich, der Sturm war über Avrohmche losgebrochen! All' Ihr fühlenden Herzen, Ihr würdet, wenn Ihr in sein Inneres geschaut, geweint, und wenn Ihr ihn angesehen hättet, gelacht haben.

Von so vielen Gemüthsbewegungen umtaumelt, führte er nach dem Schlusse des Stückes Emilien wie von der hohen See in den Hafen. Aber der junge Mensch folgte ihnen dicht nach, und als auf der untersten Treppe, wo der Strom aus dem Parterre dem aus den Logen begegnete, ein starkes Andrängen stattfand, schob sich der junge Mensch zwischen ihn und Emilien und bot ihr den Arm. Avrohmche stieß einen Schrei, einen Ausruf aus, dessen Inhalt nur aus den Erlebnissen des Abends erklärbar war — vielleicht aber auch davon herrührte, daß er sich bei den Umstehenden Sympathie und Hülfe verschaffen wollte — er schrie: „Gewalt! Hülfe! Er nimmt meine Frau!" Der junge Mensch glitt wie ein Aal davon; aber von der Vorhalle aus waren im selben Augenblicke hunderte von Augen auf den wolbekannten Nachtigall gerichtet, in einem reißend vorüberrauschenden Moment ward er der Held einer kleinen drolligen Geschichte, die man nach Haus oder in's Café mit sich führte.

Noch ein Paar Secunden und sie waren auf dem Platz. Der Augenblick war gekommen, Avrohmche wollte reden; aber auf dem Platze waren zu viel Menschen und er wollte in eine ruhige Straße, um da ihre Beistimmung zu seinem gereiften Entschluß, ihr beglückendes Jawort zu erhalten. Als er sich endlich zu ihr wendete, sah er, daß sie weinte.

„Was ist's? Warum weinen Sie?" rief er bestürzt.

„Weil Sie mich da vor den Leuten Ihre Frau nannten", antwortete sie.

Er begriff nicht, daß ein jedes junges Mädchen, das öffentlich und gegen seinen Willen als verheirathet vorgestellt wird, sich beschämt fühlt, und daß das Provinzmädchen mit scharfem Sinn bemerkt hatte, daß sie an einem Scandal hatte Theil nehmen müssen. Er faßte ihre Worte in dem Sinne auf, daß sie eine Heirath mit ihm, dem Juden, als eine Schande ansehe, und in demselben Augenblick war er, wenn auch nicht von seiner Leidenschaft geheilt, doch aus seinem Himmel herabgestürzt. Er sagte kein Wort mehr, nicht einmal „Gute Nacht", als er von ihr schied.

Er sagte auch dem Tischlergesellen nicht „Gute Nacht" und nicht „Guten Abend", der ihm wie gewöhnlich auf der Treppe entgegenkam und die kleine Lampe darreichte — denn, nach alter, strenger Sitte durfte Keiner ein unbedecktes Licht in der Werkstatt oder in der Nähe derselben haben, und ein Geselle hatte als Nachtwache Wohnung droben. Sobald Avrohmche in sein Zimmer getreten, machte er seinen Gefühlen Luft:

„Ausgefallene Strof! Ich muß im Mutterleib gesündigt haben, um nicht blos meschugge *), sondern meschugge und metorf **) zu werden! Es ihnen Allen laut zu schreien! Wo war mein Seichel ***)? Hab' ich je einen gehabt? Bin ich blind, taub, toll geboren? Schema Jisroeil †)! Es wird mein Tod werden! Wie kann man leben, wenn man ein so verschwärzter Narr geworden ist? Wie kann man? Oi, oi, oi! Sie haben es Alles gehört, und sie haben noch mehr gehört! Morgen hab' ich schon Kinder in der Stadt herumlaufen! Und wie kann ich beweisen, daß es Alles Dichtung und Schkorum ††) ist, daß ich mir es selbst angelogen hab'? Sie vorführen und es wiederholen lassen, daß sie nicht will — das kann ich nicht, ich kann es nicht! — Sau m'chulle und sau m'chulle *)! Na, das eine m'chulle ist ärger als das andre! Hätte sie nur gewollt! Aber ich wollte, ich Chamor **), ich Posche Jisroeil ***)! Ich habe mich an meinen Owaus Owauseinu †) versündigt! Und das soll ich eingestehen! das kann ich nit eingestehen! Avrohmche, Avrohmche, bist in einer Minute ein unglücklicher Mensch geworden! In einer Minute! Wegen des verdammten, verfluchten Düring'schen Hauses und wegen meiner eignen — — Oi, oi! Ach und Weh!"

Es ereignete sich bei dieser Gelegenheit etwas Sonderbares: er konnte sein Unglück fühlen, aber nicht recht verstehen. Das Eingetroffene war wie naturwidrig. Sein Verstand, seine Erfahrung, seine geistige Existenz sträubte sich gegen die Thatsache, daß er sich dem Publicum und der Gemeinde gegenüber um einer Glückseligkeit willen compromittirt,

*) Wahnsinnig.
**) Völlig toll.
***) Verstand.
†) Hör' Israel!
††) Lüge.
*) Auf diese und auf jene Weise ruinirt.
**) Vieh.
***) Verhöhner Israels.
†) Väter und Vorväter.

die sich in Demüthigung und Schmerz verwandelt hatte, während seine Beschimpfung sich nicht verwandeln wollte und hartnäckig da blieb. Sein Denkvermögen kreiste um die Thatsache herum, ohne ihrer habhaft und ohne sie los werden zu können, ward gefoltert und gepeinigt und kreiste immer weiter.

Alles dieses ging nicht im Stillen vor sich: durch die dünne Wand konnte der Tischlergeselle hören, wie er auf und nieder fuhr, stöhnte, klagte und laut schrie, und weil er schon auf der Treppe das leidende Aussehen Nachtigalls bemerkt hatte, ging er zu ihm.

„Sind Sie unwohl, Herr Pollock?" frug er, den Kopf zur Thür hineinsteckend.

Avrohmche griff sich nach dem Kopfe und antwortete: „Zahnweh — ja, Zahnweh! Schrecklich!"

„Ist es ein Backenzahn?" frug der Geselle näher tretend.

„Ein Backenzahn? Ich sag Ihnen, es ist ärger als ein Backenzahn! Es ist eine Schickse!" *) antwortete Avrohmche mit einer gewissen Befriedigung, daß er sich aussprechen konnte, ohne sich zu verrathen.

„Dann ist es wol ein Hundszahn?" **)

„Nun, so weit geh' ich nicht. Aber ich bin selber wie ein Hund und leide wie ein Hund — oh, oh!"

„Aber wo schmerzt es denn?" frug der Geselle, indem er die Lampe Avrohmche's Gesicht näher brachte.

„Es ist Gicht! Man wird alt. Ich bin ein altes Pferd, ein großes Pferd, ein dummes Pferd, und wie die anderen alten Pferde tauge ich zu nichts, als zum Schinder gezogen zu werden."

„Der Zahn muß heraus, dann wird Alles wieder gut."

„Ich sag' Ihnen, es kömmt heraus, und es wird Alles so schlecht — so schlimm — — oh, oh!"

„Geduld, Herr Pollock, Geduld bis morgen, dann gehen Sie zum Zahnarzt, heute Abend ist es zu spät."

„Morgen! Möge es nie morgen werden!"

„Nu, nu, Herr Pollock! — — Wollen Sie nichts gebrauchen?"

„Gebrauchen? Ist da was zu gebrauchen? Was verstehen Sie davon? Ein junger, hübscher Mann, wie Sie, ist glücklich — — ich meine", fügte er sich zusammenfassend hinzu, „ich meine, ein junger Mann mit guten Zähnen . . . . ."

„Hab' es doch auch probirt."

„Haben Sie es probirt? Was thaten Sie? Ich sag' Ihnen, Sie haben es nicht probirt!"

„Ich that Branntwein an den Zahn."

„Branntwein", sagte Avrohmche. Er fühlte ein instinctmäßiges Bedürfniß zu etwas Erwärmendem und Stärkendem, und der Rath schien ihm gut. „Wie bekommt man ein Bischen Branntwein? Haben Sie was?"

*) Christenmädchen.
**) Hundszahn, vulgärer Ausdruck für Eckzahn.

Mit der stillen Befriedigung eines Laien, der in Krankheitsfällen sein Mittel vorschlägt und es angenommen sieht, ging der Geselle in die Werkstatt und kam mit einer flachen, blauen Flasche und einem niedrigen, breitfüßigen Glase zurück.

Avrohmche wollte, indem er das gefüllte Glas nahm, den hebräischen Segen still vor sich hin sagen, erinnerte sich aber mit Schrecken, daß er in Wollen und Absicht seinem Gotte und seinem Volke treulos geworden war, und leerte das Glas ohne Einleitung. Als er sich von der ersten Wirkung des ungewohnten, starken Getränkes erholt hatte und die Wärme in allen Adern spürte, sagte er: „Es that dennoch wohl!"

„Es kam nicht viel an den Zahn", sagte der Geselle.

Avrohmche antwortete mit einem Gelächter: „Es kam nicht an den Zahn und doch an den Zahn!"

„Ja, schaden kann es jedenfalls nicht", sagte der Geselle und leerte ein Glas.

„Wie hätte es an den richtigen Zahn kommen können?" fuhr Avrohmche fort; „könnte es an den richtigen Zahn kommen, wäre ich nicht hier, und Sie wären nicht hier, und die Welt wäre eine andere."

Der Geselle verstand diese dunkle, talmudische Rede nicht und begnügte sich mit der Frage: „Noch ein kleines Schnäppschen?"

„Ja, aber ein ganz kleines."

Avrohmche that noch einen Schluck und erklärte dann dem Gesellen dankbar, daß er sich ganz wohl fühle, worauf der Geselle ihm gute Nacht wünschte und in die Werkstatt zurückkehrte.

Allein, als der Geselle fort war, war auch die menschliche Theilnahme und die Zerstreuung des Augenblicks fort, und die furchtbare Wirklichkeit trat mit neuer, fieberhafter Gewalt vor das vom Getränk erhitzte Bewußtsein Avrohmche's. Es schien ihm unmöglich, daß es so sein könne, wie es war, und dennoch war es. Es wurde wie ein Wesen, das mit ihm zusammen im Zimmer war und den einen Augenblick sich in eine Ecke verkroch, den andern gegen ihn heranfuhr, ihn an der Kehle packte und ihn zu Boden werfen wollte. Und es war nicht ein Wesen, es waren viele. Gefühle und Gedanken wirbelten in einem Rundtanz, und er sah auf einmal die verschiedensten Dinge: Emilie auf dem Platz, von ihm wie ein Schatten weggleitend, den jungen Menschen in der Nebenloge ihm in's Gesicht lachend, das Publicum in der Vorhalle und die Ritter auf der Bühne. Es brummte und lachte, es rauschte die Musik aus der „Stummen" und aus „Svend Düring's Haus" auf's Entsetzlichste durch einander, und mitten im Aufruhr stand sein todter Vater, sagte mit dem fluchschweren Blick: „Sollst noch um des Theaters willen nach einem Nagel suchen, um Dich zu erhenken!" Und wenn der Vater fort war, schwankte die ganze Gemeinde, mit sonderbaren Tanzschritten, wie betrunken vorüber und schrie oder sang oder brummte: Hast eine Schickse in Deiner Loge, willst heirathen, Avrohmche!

Es war nicht zu ertragen und nicht abzuschütteln. Er vermochte nicht einmal zu schreien, sondern stand im halbdunklen Zimmer unbe-

weglich, nach Athem haschend, mit einem einzigen Wunsch: das Leben, das ihm keine Zuflucht bot, loszuwerden.

Wie kommt der Selbstmordgedanke? Die Aerzte sagen, es ist eine Krankheit, eine Art Wahnsinn. Aber in welchem Augenblick, und wie macht unser geheimnißvoller innerer Organismus den Uebergang, den Sprung von der Einheit mit sich selbst zu der Zwietracht, die der Wahnsinn ist und den Stoß giebt? Und wie kann der Wahnsinn einen Menschen dahin bringen, sich zu erhenken — eine Operation, die für einen vernünftigen Menschen sehr schwierig ist und eine besondere Umsicht erfordert? Bei den anderen Todesarten hat man eine gewisse Uebung. Jeder hat versucht, sich zu schneiden, Etwas zu trinken oder zu essen, das Unwohlsein verursacht; die Meisten kennen auch die Wirkung der Feuerwaffe. Aber sich selbst mit einer Schnur an einen Nagel zu hängen, liegt außerhalb aller Uebung, und dennoch thun es die Leute mit einer Sicherheit, die wie eine unheimliche Genialität des Wahnsinns erscheint.

Wie kam Avrohmche Nachtigall darauf, sich zu erhenken? Er stand am Rande des Wahnsinns, war aber noch über den Rand nicht hinüber getaumelt. Sein verstorbener Vater deutete auf einen Nagel; aber Avrohmche hatte es kaum je anders als ein Bild, eine Metapher verstanden. Er wünschte sich vom Leben weg, hatte aber noch nicht den Selbsterhaltungstrieb, die Liebe zu sich selbst als lebender Person verloren. Eine anscheinende Kleinigkeit gab den Ausschlag. Während der schreckliche Rundtanz vor sich ging, sah er Etwas an der Wand, etwas Festes, das wie ein Mensch aussah. Es war sein alter Rock, der da hing; aber ihm dünkte, er habe Gesellschaft, etwas Menschliches sei ihm nahe, und es ergriff ihn ein heftiger Wunsch, sich an den Menschen zu stützen, seinen Kopf auf seine Schulter zu legen. Nach einiger Zeit, die ihm selbst unendlich lang erschien, gelang es ihm, einen Schritt zu thun und den Freund, den Befreier zu ergreifen — und es war nur die welke Hülle eines Menschen. Von den erschreckten Fingerspitzen drang zum Gehirn ein Gefühl, das den Wahnsinn vollendete. Mit einer unerklärlichen Hast und Sicherheit erinnerte er sich, daß das Dienstmädchen seines Wirthes vor Kurzem Schnüre vor dem Fenster zum Aufhängen der Wäsche gezogen hatte, und mit eben so großer Sicherheit erinnerte er sich eines Nagels an der Wand. Im nächsten Moment hatte er die Schnur — und war erhenkt.

Aber auch diesmal hatte er mehr Lärm gemacht, als ihm selbst bewußt war, und kaum hing er, als schon der Geselle da war und ihn herabschnitt.

Avrohmche war also nicht am Strange gestorben, aber dennoch mehr todt als lebendig; der Geselle rief Leute herbei, und er wurde in das Hospital gebracht.

In der Stadt erfuhr man fast zu gleicher Zeit, daß er verheirathet sei, und daß er als wahnsinnig oder fieberkrank im Hospital läge. Das Letzte verschlang das Erste; wenn ein Mann von einem alltäglichen Un-

glück befallen wird, hört er auf interessant zu sein. Eine Ausnahme machte jedoch die Familie Saß. Sie waren über seine Verheirathung eben so erstaunt als entrüstet, waren jedoch nicht im Stande, dem Gerücht völligen Glauben zu schenken; jedenfalls kämpften Unwillen, Mitleid, Neugier einen ununterbrochenen Kampf in ihren Köpfen und Herzen. Sie suchten auf alle mögliche Weise sichere Erkundigungen einzuziehen, gelangten aber überall an ein geschlossenes Thor. In Avrohmche's Wohnung wußte man von seinem Wahnsinn oder seiner Krankheit und seiner Erhenkung den genauesten Bescheid, stutzte und erstaunte aber, als nach seiner Frau gefragt wurde. In der Vorhalle des Theaters hatten die Leute zwar seinen Ausruf gehört, aber seine Frau nicht gesehen. Er war in jenem interessanten Augenblick von vielen Frauengestalten umgeben gewesen, und hätte man auch Emilie bemerkt, so würde sie doch die letzte gewesen sein, an die man als seine Gattin gedacht hätte. Einige meinten, daß, wenn Avrohmche Nachtigall wirklich verheirathet, es wol mit Gitte Saß sei, und die Sasses wurden solchermaßen auf ihr eigenes Haus gewiesen. Da, in ihrer Küche war freilich der Gegenstand, und hätte man da gefragt, würde man Bescheid bekommen haben; aber das fiel ihnen nicht einmal ein.

Indessen lag Der, der am besten Auskunft hätte geben können, im Hospital, und weil die Aerzte Anfangs nicht wußten, wie es sich mit seinem Verstand verhielt, wurde Niemand zu ihm gelassen. Da lag er denn, gegen die Welt von seiner Krankheit selbst geschützt, sicher und ruhig wie ein Schutzflehender in einem Heiligthum, und als er endlich zu genesen anfing, stand das Vorgefallene wie ein verschollenes Märchen vor seiner Erinnerung. Er konnte mit Behagen sich selbst sagen, daß er nicht verheirathet sei; wenn auch die ganze Welt es sagte, und wenngleich er es selbst gesagt hatte, war es doch nicht wahr. Er war auch nicht mehr liebeskrank; der Rausch war ihm entweder durch den Branntwein oder durch die Erhenkung vergangen. Aber er war verliebt gewesen, er hatte das Mädchen in's Theater geführt, und würde sie von seiner Liebe schweigen? Das erfüllte ihn noch mit Angst. Er wußte nicht, daß er ihr nie ein Wort der Liebe gesprochen, und daß sie nicht die leiseste Ahnung hatte vom Sturme, der in ihrer Nähe so furchtbar getobt.

Zur selben Zeit überlegte auch Madame Saß sich die Sache reiflich. War er verheirathet? Das freilich blieb, bis sie ihn sehen und sprechen konnte, räthselhaft. Selbst aber, wenn er nicht verheirathet war, stellte sich ihr die Möglichkeit vor Augen, daß er heirathen könne. Es waren viele ältliche Mädchen in der Gemeinde, und es wußten Viele, daß er ein Capital habe. Es fiel ihr wie Schuppen von den Augen, daß sie seit Jahren sich einer unverzeihlichen Sorglosigkeit hingegeben hatte. Wäre er jetzt verheirathet, geschah ihr nur Recht; sie hatte es verdient, wenn sein Geld einer Familie, die ihm in den trüben Tagen nicht ihre Thür hätte öffnen wollen, in die Hand fiel. War er denn nun verheirathet, oder war er es nicht? Zum ersten Mal in seinem Leben hielt er sie in einer Spannung, die sie vor Ungeduld fast bersten machte.

Endlich schlug die ersehnte Stunde; sie konnte ihn besuchen, sehen, sprechen, fragen, und sie frug — nein, sie frug nicht, sie sagte: „Weißt Du, Avrohmche, alle Welt sagt, Deine Krankheit komme daher, daß Du so allein herumgehst und Niemanden hast, der sich Deiner annehme."

„Wer sollte sich meiner annehmen?" sagte Avrohmche mit matter Stimme und berechneter, großer Unschuld. Sogleich als er seine eigenen Worte hörte, wurde er jedoch von einer großen Angst befallen; sie waren gar unvorsichtig, die Antwort mochte lauten: „Soll es nicht unsere Magd Emilie?" Die Angst machte ihn so tödtlich blaß, daß Madame Saß bange wurde und ihn für einige Tage in Ruhe ließ. Eine Ueberzeugung brachte sie jedoch nach Hause; sie sagte: „Er verheirathet? Wie ein Siebenmonats-Kind ist er verheirathet!"

Bei dem nächsten Besuch sagte sie: „Avrohmche, kannst Du es ertragen, daß von Deiner Zukunft gesprochen wird?"

Gegen die Zukunft hatte er Nichts, wenn man nur die Vergangenheit lassen wollte. Er antwortete: „Die Zukunft ist, daß Lewaie *) gehalten werden soll."

„Unsinn, Avrohmche! Mit Dir ist Nichts im Wege. Hast niemals besser ausgesehen als jetzt."

Er zerbrach sich nicht den Kopf damit, den Sinn des zweideutigen Compliments herauszufinden, sondern lag wie eine Schnecke in ihrer Behausung und horchte.

Sie fuhr fort: „Wir haben schon früher einmal von Deiner Zukunft gesprochen — erinnerst Du Dich? Als mein seliger Mann noch lebte?"

„Gebenscht **) soll er sein. Wenn irgend Einer, wird er in Gan Eiden ***) sein!"

„Mit Gottes Hülf' und Gnade wird er da sein. Weißt Du, was er, lebte er jetzt, sagen würde?"

Jetzt kam die Angst wieder mit großer Gewalt über Avrohmche. Er fürchtete die Antwort: „Mein Leißer selig würde sagen: Avrohmche, mach' Dich nicht mit unserm Dienstmädchen zum Narren." Er vermochte nur zu flüstern: „Er würde sanft reden."

Sie antwortete mit langsamem, bedeutenden Kopfnicken: „Er würde sanft reden. Er würde sagen: Avrohmche, Du bist zu gut dazu, um in Regen, Nässe und Kälte da am Theater herumzulaufen und krank zu werden und im Hospital zu sterben. Sollst Jemanden haben, der Dich im Alter pflegen kann — sollst heirathen, Avrohmche!"

Jetzt rückte es heran, jetzt war es nur eine Haaresbreite davon, im nächsten Augenblick würde es zerschmetternd lauten: „Mit Emilie, Avrohmche." — Er schloß die Augen vor dem Blitze und stöhnte: „Mit mir ist's vorbei."

„Schnack, Avrohmche, es ist niemals vorbei. — Glaubst Du, daß mein Sohn Isaak ein ehrlicher, honnetter und strebsamer Mensch ist?"

*) Leichenbegängniß.
**) Gesegnet.
***) Edens Garten.

Was war das? Sie sprach von ihrem Sohne? Ihre Gedanken waren nicht am gefürchteten Ort! Avrohmche öffnete wieder die Augen.

„Glaubst Du es?“ frug sie.

„Und wie glaub' ich es!“

„Und meinst Du, daß er ein tüchtiger Mensch in seinem Geschäft ist?“

„Kol Jisroeil*) soll Söhne haben, wie Isaak! Kann ich mehr sagen?“

„Nun, Isaak will sich etabliren. Du schießest Dein kleines Capitälchen ein und gehst in Compagnie mit ihm, und für den Rest wird Gott im Himmel sorgen.“

Jetzt verstand Avrohmche vollständig. Er begriff, daß er gerettet sei, durch ein Wunder gerettet, und zum Dank dafür, daß der Himmel seine späte Jugendlichkeit unentdeckt ließ, solle er Gitte heirathen.

Er wandte sich in Hast mit einem stillen Dank und Segen an Gott und sagte dann, beinahe gedankenlos: „Was wird Gitte sagen?“

„Gitte“, antwortete Madame Saß, „Gitte ist ein vernünftiges Mädchen und über die Kinderjahre hinaus — und wo bin ich?“

Am folgenden Tag kam Gitte allein.

Sie sagte ohne Einleitung: „Pollock, die Mutter sagt, daß wir uns heirathen sollen.“

Avrohmche antwortete: „Sie hat mir dasselbe gesagt.“

Sie fuhr fort: „Wir sind jetzt keine Kinder mehr. Sie bekommen ein armes, alterndes Mädchen; na, das wissen Sie. Aber es ist Etwas, worüber ich Sie fragen muß.“

„Wenn ich antworten kann, fragen Sie, Gitte.“

„Sie können antworten. Sie sind der Einzige, der kann, und der Einzige, der soll. Ist es eine Sünde, einem Christen gut zu sein — ich meine, vom Herzen gut, lieben?“

Avrohmche hatte sich vollständig sicher gewähnt, und jetzt kam diese Frage so forschend, so drohend, so überwältigend, daß er beinahe ohnmächtig wurde. Er sammelte indeß alle Kräfte des Geistes wie des Körpers, um eine Verschanzung vor sich aufzuwerfen. „Sünde?“ antwortete er, „es giebt größere Sünden.“

„Wenn aber ich einen Christen geliebt hätte, was dann?“

„Sie?!“ rief Avrohmche aus, und eine neue Empfindung stieg in seinem Innern hervor: er war Mann, er war des Weibes Herr und Richter. Aber eben so geschwind wurde er bedenklich: War die Frage nicht eine Falle? Oder was war es? Er wagte kein Wort zu sagen.

Ohne auf ihn Acht zu geben fuhr sie fort: „Es würde ja eine Sünde gegen Gott sein, wenn ich Etwas dem Ehemanne, den er mir giebt, verhehlte.“

*) Ganz Israel.

Es war also Ernst, und der Gedanke machte Avrohmche schwindlig. „Wer ist der Mann?" rief er, „was ist's für ein Mann? Wie sind Sie zu dem Mann gekommen?"

„Es war ein Officier."

„Ein Officier! — Um unserer Sünde willen sind Soldaten da, um unserer großen Sünde willen sind Officiere da! — Ein Officier! — Wie kamen Sie zu dem Officier?"

„Ich weiß es nicht, Pollock. Es war wol g'sar din*). Ich ging auf der Straße, und mit einem Mal sahen seine Augen in meine Augen. Ich hatte ihn nie früher gesehen. Es war, als ob er im selben Augenblick erschaffen worden wär', und ich auch im selben Augenblick erschaffen."

„Man geht einer solchen Schöpfung vorüber — einem Officier!"

„Ging ich denn nicht vorüber? Ich machte Platz; es war, als wich ich in die Häuser hinein; ich wurde zu Nichts, zu Luft, und kam vorbei."

„Nun, vorbei ist vorbei; dann war es vorbei — nicht?"

„Nein. Eines Tags als ich am Fenster saß und nähte, stand er auf der Straße und sah zu mir herauf. Ich konnte nicht dafür."

„Ausgefallene Stref'!" rief Avrohmche mit bitterm Humor. „Und dann begreife ich, Sie sind ihm wieder auf der Straße begegnet."

„Ich begegnete ihm wieder auf der Straße."

„Und was sagte er?"

„Um Gottes willen, Pollock! Wie hätte er mich anreden können? Ich hätte geschrieen, ich wäre todt hingefallen! . . . Mit einem Officier auf der Straße sprechen! . . . Ich sah ihn nie mehr an."

„Nun", sagte Avrohmche mit einem schwachen Lächeln, „wenn Sie mit ihm nicht gesprochen und ihn nicht angesehen haben —"

„Pollock, ich soll die Wahrheit sagen, darum bin ich gekommen. Ich sprach nicht mit ihm, aber ich dachte an ihn, und wenn ich ihm begegnete, konnte ich merken, daß er es wußte."

„Und Sie sagen, Sie sahen ihn nicht an!"

„Ich sah ihn nicht an."

„Schkorum!"**) sagte Avrohmche und machte eine halbe Wendung gegen die Wand.

„Ich sah ihn nicht an und saß nicht mehr am Fenster, und ging nicht mehr auf der Straße allein."

„Gut, sehr gut. So ist es gut!"

„Aber er schrieb mir."

„Er sprach nicht, sondern er schrieb! — Was werde ich noch hören, Gitte? Warum ein Hei vor dem Wof setzen?†) Sagen Sie doch lieber das Ganze auf ein Mal!"

„Ich sage es Ihnen ja, er schrieb mir."

„Was schrieb er?"

---

*) Geschriebenes Urtheil, schicksalbestimmt.
**) Lüge.
†) Unnütze Umschweife machen.

„Er schrieb — was schreibt man einem Mädchen? Er wollte mich sehen, er wollte mit mir sprechen, er hätte mir Vieles und Wichtiges zu sagen."

„So schreiben Sie an alle Mädchen. Man kehrt sich nicht daran."

„Man kehrt sich nicht daran. — Pollock, als wir im Theater waren und „Svend Düring's Haus" sahen, wo er ihr Zauberrunen schreibt, da verstand ich's, aber Sie haben es nicht verstanden, Pollock."

„Sie weiß viel!" murmelte Avrohmche und hub nach einer kleinen Pause an: „Runen! Im Stück, auf dem Theater läuft sie ihm nach!"

„Ich lief ihm nicht nach. Wie hätte ich gekonnt? Wie hätte ich von meiner Mutter und meinen Brüdern weg bleiben können?"

„'S ist wahr. Sie sind ein gutes Mädchen, Gitte. Sie blieben zu Haus. Und dann war es endlich vorbei, in Emmes*) vorbei?"

„Dann kam an einem Freitag Nachmittag ein Brief von ihm. Er sollte am Sonntag Morgen wegreisen, und er hatte einen Wunsch, schrieb er, wie ein Mann vor seinem Tode, er wollte mich sehen und mir Lebewohl sagen, und er bat und beschwor mich, einen Ort und eine Stunde am Samstag Abend zu bestimmen. Und das konnte ich; denn an dem Abend sollte die Mutter in's Theater, und die Brüder würden nicht nach Haus kommen. Und er bat wie ein Mann vor dem Tode."

„Runen!" sagte Avrohmche; „das verschwärzte Schreiben! Die verfluchten Runen! Der Herr vertilge und verstoße von seinem Angesicht, wer sie erfand! Omein!**) — Nun, und Sie gingen?"

„Nein; denn im Augenblick, als ich schreiben wollte und die Stunde bestimmen, war es Eref†) geworden, und die Mutter hatte die Sabbathlichter gezündet, und dann darf man ja nicht schreiben."

„Und Sie schrieben nicht, wirklich nicht?" frug Avrohmche, obgleich er es ganz natürlich fand.

„Ich hatte die Feder in der Hand; aber als ich sie auf das Papier setzen und zum ersten Mal in meinem Leben mechalle Schabbas††) sein wollte, da stand der Vater da im Leichentuch."

„Nun?"

„Nun. Und Samstag Abend, als ich schreiben durfte, war es zu spät, und es war vorüber, und ich dankte Gott."

„Wann geschah das? Wie lange ist es her?"

„Es war um die Zeit, als Sie zum ersten Mal um mich freiten, vor zwanzig Jahren."

„Vor zwanzig Jahren!" schrie Avrohmche und erhob sich im Bett; „Gitte! Im Namen des allmächtigen Gottes! Ich bin in ein Christenmädchen verliebt gewesen, und es ist nicht zwanzig Tage her!"

„Sie, Pollock? — Armes Avrohmche!"

„Willst Du es mir vergeben, Gitte? — Um ihretwegen wollte

*) In Wahrheit.
**) Amen.
†) Vorabend des Feiertags.
††) Sabbathgesetz zuwider handelnd.

ich mich erhenken — ich war wahnsinnig, toll, krank — darum liege ich ja auch hier! Aber jetzt ist es vorbei, Gitte; willst Du es mir vergeben?"

„Armes Avrohmche, mein Gatte in Gottes Namen! Laßt uns der Verstorbenen gedenken und beisammen halten, bis der Bal Hamoves*) kommt!"

Einige Zeit nachher fand sich Avrohmche in seinem alten Logis ein, um seine Habseligkeiten in die neue Wohnung, die ihm bereitet worden war, fortbringen zu lassen. Er hatte sich seit den großen Begebenheiten nicht verändert, war nur etwas blasser, vielleicht angenehmer blaß. Der Geselle kam hervor, um von ihm Abschied zu nehmen und machte im Stillen die Bemerkung, daß er aussähe, als wäre er von Innen heraus weißgetüncht worden; aber er ward verlegen, und Avrohmche war auch verlegen. Endlich brach Avrohmche das Eis und sagte: „Na, ich war von Sinnen, ich war toll, toll zum Anbinden, und wollte mir das Leben nehmen und mich erhenken, und Sie schnitten mich herab — — und ich bin doch hängen geblieben! — Aber dies Mal hänge ich richtig!"

*) Herr des Todes, Todesengel.

Wanderungen durch Vorarlberg.

Hohenems.

Von **Alfred Meißner.**

Eine Fahrt von kaum einer Stunde bringt den Reisenden auf der neueröffneten Eisenbahn von Bregenz nach Hohenems; der Ausflug gehört zu den anmuthigsten, und das Ziel, zu dem er uns führt, ist ja wol einer nähern Umschau werth.

Wir sind um halb Acht ausgefahren, der Bodensee, ein Ocean in Miniatur, liegt in klarer Bläue vor uns, eine unabsehbare, glänzende Fläche. Noch nicht beruhigt vom Sturm, in welchen er Tags zuvor aufgewallt, braust er gegen das Ufer, einzelne Sprühwellen schlagen in regelmäßigem Tact an den Damm und schießen über mannshoch empor. In der Ferne ziehen ein paar Dampfer ihre Schleppschiffe, der Rauch schwimmt wie ein schwarzer Flocken in der klaren Luft, hier und dort schimmert ein weißes Segel, sonst unterbricht nichts das weite, klare, mit Silberflimmern funkelnde Blau. Mit seinen weißen Mauern und Uferbauten grüßt Lindau herüber.

Wir verlassen das malerisch am Fuße des Pfänders und Gebhardtsbergs gelegene Städtchen, durchschneiden einen Tannenwald, hinter welchem die Mehrerau, eine weitläufige Abtei, emporblickt, überfliegen die Aach auf einer zierlichen Brücke von Eisenconstruction und weit und herrlich liegt das Rheinthal vor uns geöffnet da.

Die Bahn läuft fortwährend eine das Thal begrenzende Bergkette entlang. Wir passiren das große Dorf Lauterach, von wo bald eine Flügelbahn zum Anschluß an die Chur-Rohrschacher-Linie abgehen wird, Schwarzach, das Thor des Bregenzerwaldes, durch dessen Tobel (Felsschlucht mit tobendem Wasser) der Tourist seinen Weg nach Schwarzberg sucht — immer wieder öffnen sich Einblicke in grüne Thäler, fesseln Schlösser und Kirchlein auf romantischen Höhen das Auge. Nach der andern Seite hin dehnt sich die weite, grüne Fläche, von den Schlangenwindungen des Rheins durchzogen und vor uns stehen und rücken immer näher die mächtigen Contouren der Alpen: der Sentis und die Valfrieder Berge, zur Churfürstengruppe gehörig, die Grau- und Rieselhörner.

Was jetzt herrlich grünes Wiesen- und Ackerland, war einst mit Wasser bedeckt, die Geologie bezeugt es und ein auch nur oberflächlicher Blick über die Configuration des Bodens läßt es erkennen. Es muß eine Zeit gegeben haben, wo der Bodensee, der damals die vielleicht dreifache Ausdehnung von heute hatte, von einem Gebirge zum andern ging und die ganze Ebene ausfüllte, in welche jetzt der Rhein ausmündet. Damals gab's somit hier noch keinen Rhein. In historischer Zeit ist er schon da und dem römischen Schilderer (Ammianus Marcellinus) erscheint der Bodensee als ein ungeheurer, von Wäldern eingefaßter Sumpf, in den sich der Rhein ergießt und noch auf eine weite Strecke hin sich durch seine Farbe vom See abscheidet. Der Ausdruck Sumpf ist ganz begreiflich und durch die vielen Untiefen erklärlich, die

schwer zu dem eigentlichen Spiegel gelangen lassen. Noch in geschichtlicher Zeit ging der See viel weiter als jetzt. So hat sich in Dornbirn, das jetzt zwei Stunden vom Seeufer entfernt ist, die Ueberlieferung erhalten, daß das erste Haus der Gemeinde, der Rhauinger, auf einer Anhöhe gelegen, von den Wellen bespült worden sei.

Um Dornbirn herum, einem großen, wohlhabenden Markt, dem Hauptsitz der vorarlberger Industrie, eigentlich ein Collectivum von Dörfern und Weilern, wachsen die Berge im Hintergrund immer mächtiger empor, auf einer trotzigen Bergkuppe, der Glopper genannt, zeigt sich zuerst Neuems, ein an der Felswand wie hingezaubertes, altes Castell, dann die Ruine des alten Schlosses Hohenems. Der Ort gleichen Namens, hinter Nußbaumalleen halb versteckt, erscheint mit seinem weitläufigen Herrensitz unter fast überhangenden Felsen.

Wer sollte meinen, daß das kleine, zur Hälfte von Juden bewohnte Städtchen mit den beiden Burgen in der Höhe einst gar wichtig gewesen als der Sitz eines uralten, gewaltigen Dynastengeschlechts, das bestimmt war, bedeutsam in die Geschichte einzugreifen?

Schon in der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts treten uns diese Edlen von Ems entgegen. Ursprünglich Dienstmänner der mächtigen Grafen von Montfort zu Bregenz und Werdenfels, wissen sie sich von ihren Herren, die sich in drei Linien getheilt haben und sich gegenseitig befehden, dienstfrei zu machen. Sie erwerben Güter, Höfe und Weinberge, bauen eine Burg, wachsen empor im Kronstreite Friedrich des Schönen mit Ludwig dem Bayer und werden berühmte Kriegsleute. Zu ihnen gehört Rudolf von Ems, der Dichter, den Literarhistorikern wohlbekannt. (1220—1254.) Ursprünglich der Richtung Gottfried's von Straßburg angeschlossen, schreibt er auf Begehren Kaiser Konrad's eine „Weltchronik", vorerst die Zeiten des alten Testaments behandelnd, sodann die historische Dichtung „Wilhelm von Orleans", veranlaßt durch Wilhelm des Eroberers Zug nach England, der keine hundert Jahre hinter ihm zurücklag. Schließlich, sich von den literarischen Sünden zu reinigen, die er, wie er meint, durch seine Hinneigung zu Gottfried begangen, wird die im Mittelalter vielgelesene Legende Barlaam und Josaphat gedichtet, in welcher die Bekehrung des indischen Königssohns Josaphat durch den Einsiedler Barlaam erzählt und der Sieg der christlichen Lehre über alle übrigen Religionen verkündet werden soll.

Vom Jahre 1488 an hatte die Gewohnheit, Solddienste für fremde Mächte zu thun, alle Bewohner des rechten Rheinufers von Feldkirch bis Bregenz ergriffen, der Landstrich, über welchen die Edlen von Ems herrschten, bekam den Spottnamen „Landsknechtsland'l". Auch der kleine Adel und die Junkerschaft der Umgegend schloß sich den Capitainen an, denen es weder an blutigem Ruhm, noch an Beute fehlte.

Große Namen erwerben sich, namentlich in König Maximilian's italienischen Kriegen (von 1508—1517), Jacob II. und Marx (Marcus) Sittich von Ems. Ersterer hatte großen Antheil an der Einnahme Brescias durch Gaston de Foix; Letzterer siegt mit dem Herzog von Pescara in der Schlacht bei Romagnons, in welcher der edle Bayard fällt, greift mit seinen achtzehn Fähnlein Knechten entscheidend in die Schlacht von Pavia ein und hilft noch in demselben Jahre den Bauernaufstand am Bodensee niederschlagen. Noch zeigt man die „Hängeeichen" an der Straße nach Lindau. Er stirbt als österreichischer Vogt und Obersthauptmann der vorarlbergischen Herrschaften

Sein Sohn, Wolf Dietrich, tritt in des Vaters Fußstapfen und heirathet, ein berühmter Condottiere nach italienischem Zuschnitt geworden, Clara von Medicis, eine Schwester des nachherigen Papstes Pius IV. und des Feldhauptmanns Jacob von Medicis, Herzog von Marignano. Damit ist der Grund zu großem Glanz seines Hauses gelegt. Aus seiner Ehe mit der Medicäerin werden ihm zwei Söhne geboren, welche die Leiter der Macht immer höher hinansteigen und, fast ganz Italiener geworden, es diesen in List, Trug und Gewaltsamkeit völlig gleich thun.

Beide lernen das Kriegshandwerk unter ihrem Onkel. Der Eine, wieder ein Marx Sittich, wird, kaum achtundzwanzig Jahre alt, Cardinal. Natürlich ist, jener Zeit entsprechend, das Priesterkleid nur Maske, weltlicher Gewinn das Ziel, es gilt ihm ein reiches Bisthum gewinnen. In Constanz sitzt ein alter gelehrter Mann, Metzler, auf dem bischöflichen Stuhle, man giebt ihm den ehemaligen Officier zum Coadjutor, worüber er sich so grämt, daß er auf sein Schloß nach Meersburg zieht und bald stirbt. Marx Sittich wird Bischof und findet in der Kasse die damals enorme Summe von 24,000 Gulden. Da baut er den schönen Palast von Hohenems, da die Zeit, auf der Höhe zu wohnen, längst vorüber; weilt aber nicht lange im Vaterland. Noch jung und unerfahren, sendet Pius IV. seinen lieben Nepoten als Legaten a latere auf das Trienter Concil. Wieder zum Schwert greifend, bändigt er Aufstände in der Mark Ancona und zerstört an einem Tage halb Ascoli, nachdem er ein Fort auf einem Absturze errichten ließ, von welchem aus die Artillerie die Bevölkerung niederschießt. Als Maximilian II. den Thron besteigt, wird er vom Papst abgesandt, ihm zu gratuliren, auf dem Reichstage zu Augsburg empfängt er in eigener Person die Investitur. Das Füllhorn päpstlicher Gunst scheint unerschöpflich, er wird Großpönitentiar, Gouverneur von Copranica und erhält einen Theil der confiscirten Güter der Caraffa, der übermüthigen Nepoten des Papstes, die Pius IV. mit Strang und Schwert hinrichten läßt. Zeitlebens schwimmt er in Gold und stirbt im Alter von zweiundsechzig Jahren in Rom, nachdem er an sieben Conclaves theilgenommen. Er liegt in S. Marco Transtevere in der von ihm gestifteten Kapelle begraben.

Zwei uneheliche Kinder, die ihm von einer schönen Genueserin geboren waren, hatten ihm viel zu thun gemacht. Der Sohn, Robert, ein Capitain der päpstlichen Garde, verursacht durch Entführung einer vornehmen Römerin, Julia Frangipane, großen Scandal. Eine Tochter, die Althea hieß, im Sinne jener Zeit an die Schwester der Leda und Mutter des Meleager gemahnend, ging nach einer unglücklichen Liebe in's Kloster.

Berühmter noch als der Kirchenfürst Sittich ward sein Bruder Jacob Hannibal, der sich unter Karl V. auf afrikanischem Boden auszeichnet. Er wurde Civil- und Militairgouverneur des Kirchenstaates, erhielt von Kaiser Ferdinand I. im Jahr 1550 den Reichsgrafenstand mit Sitz und Stimme auf dem Reichstage, und wurde von Philipp II. wegen Behauptung Antwerpens im Jahre 1578 mit der mailändischen Grafschaft Gallarate belehnt. Unmittelbar darauf finden wir ihn mit Don Juan d'Austria, damaligem Oberbefehlshaber der Niederlande, in Correspondenz, er schlägt Werbeplätze in Vorarlberg auf, zieht mit seinem Fähnlein vor Mastricht und wirkt bei der Einnahme dieser Festung entscheidend mit. Inzwischen Witwer geworden — er war mit Hortensia von Borromeo, der Schwester des später heilig gesprochenen Erzbischofs Karl Borromeo vermält — mit unberichtigten

Rechnungen, Forderungen an das ungern seine Schulden zahlende Spanien in der Tasche, wendet er sich nach Mailand und später nach Rom und stirbt 1587 in der Heimat. Seine Gebeine ruhen in der Pfarrkirche zu Hohenems.

Es ist selbstverständlich, daß die Herrschaft solcher Halbitaliener von eingreifender Wirkung auf's Land war. Unter so eifrigen Verfechtern des katholischen Glaubens wurde dem Vordringen der Reformation, die in nächster Nähe immer mehr Boden gewann, auf's Energischste Schranken gesetzt. Ueberdies hatte die Gewohnheit des Solddienstes kein Bürgerthum aufkommen lassen, wodurch das fortwährende Zurückrücken der Cultur erklärlich.

Marx Sittich und Jacob Hannibal hatten Ehren auf Ehren angehäuft und auch den Besitz zu mehren verstanden. Der Palast zu Hohenems war prachtvoll und mit Werken deutscher und italienischer Kunst angefüllt. Große Wandgemälde stellten Abschnitte der Familiengeschichte der Hohenemser dar. Man sah die Ureltern der Grafen auf der Wanderung von Hetrurien nach Rhätien, die Erbauung der Veste Neuems durch Ulrich von Ems, die Darstellung der Kämpfe mit den Appenzellern und die neuen Kämpfe Jacob Hannibals. Das Haus hatte seine eigene Buchdruckerei, aus welcher als erstes Werk die Emser „Chronik" hervorgegangen war. Der Büchersaal hatte Tausende von Büchern deutscher, französischer, italienischer und spanischer Sprache aufzuweisen; zur Manuscriptensammlung gehörten zwei Pergamentabschriften des Nibelungenliedes.

Obwol nun ein Fideicommiß für den Glanz des alten Geschlechts hatte sorgen wollen, nahm doch dessen Bedeutung von Generation zu Generation stetig ab. Einen Namen hat noch ein dritter Marx Sittich, Hannibal's Sohn, der als Erzbischof von Salzburg die Schlösser Mirtill und Hellbrunn baut und das dortige Gymnasium stiftet; ferner Kaspar „Graf von Hohenems und Gallarate", welcher Vaduz und Schellenberg von seinem Schwager an sich bringt, bis diese Herrschaften 1705 an das Haus Lichtenstein veräußert werden. Von da beginnt ein grimmiges, schreckliches: Herunter! Die hausväterlichen Anordnungen der Ahnherren finden nur Mißachtung bei den entarteten Enkeln. Unglückliche Ehen stören den Frieden und decken den sittlichen Verfall der Familien auf, das noch immer große Vermögen sinkt bei unsinnigem Aufwand mehr und mehr. Die Sammlungen werden verschleudert und nach allen vier Winden fortgetragen, kein Kunstgegenstand bleibt am Orte. Die Rüstungen kommen in die Ambraser Sammlung, die beiden Codices des Nibelungenliedes in die Laßberg'sche Sammlung und nach München. Nur die nicht veräußerbaren Wandgemälde erinnern noch an die alte Zeit.

Es war 1759, wo der letzte Graf von Hohenems, Franz Wilhelm, als k. k. Generalmajor in Graz starb. Sogleich zog Oesterreich die Grafschaft als erledigtes Manns- und Stammlehen ein. Seitdem hat der „Graf" oder die „Gräfin von Hohenems" oft das Incognito des Kaisers oder der Kaiserin auf Reisen gedeckt.

Und so steht nun der Palast Marx Sittich's, ein mächtiges Viereck von vier Seitenthürmen flankirt, wie ausgeraubt, ausgeplündert da, mit verschlossenen Fensterläden und schadhaftem Dache. Die Ornamentik und Bemalung der Außenmauern ist fort, der Verfall hat seinen Stempel allenthalben aufgeprägt. Der jetzige Besitzer, Graf Waldburg-Zeil, wohnt dem Schlosse gegenüber im Verwaltershäuschen. Im Jahre 1850 sollten auch

die Fresken verschwinden. Bei dem Herannahen eines Conflicts mit Preußen war der Palast als Kaserne verwendet worden. Man übertünchte alle Wände.

Die allerletzten, mehr als spärlichen Reste der einst so hochberühmten Hohenemser Bibliothek sind — etwa zweihundert Nummern — im Museum zu Bregenz aufbewahrt. Es sind fast durchgehends italienische und spanische Romane und Memoirenbücher, die Jacob Hannibal und Marx Sittich angehört. Fast alle sind in Schweinsleder gebunden, mit dem aufgedrückten Wappen des Hauses, dem springenden Steinbock. Manchmal ist der Cardinalshut beigegeben, auch manches Monogramm Jacob Hannibal's ist zu finden. Ob die Sammlung einen bibliographischen Werth hat, wage ich nicht zu bestimmen.

Wir machen uns nun zu den beiden alten Burgen auf den Weg. Wiewol sie auf zwei getrennten Kuppen liegen, läßt sich der Besuch derselben bequem in einem Nachmittag verbinden. Die erste Weghälfte ist beiden gemeinsam. Man geht durch den alten Thorbogen des „Hauptplatzes", umgeht den mit Reben bepflanzten, in der Höhe mit Laub und Tannenwald bewachsenen Felsvorsprung, der auf den Markt fast beängstigend niederblickt, und gelangt allmälig an die letzten Häuser. Am heißen Sommertag sitzen da die Frauen im Schatten irgend eines Dachvorsprungs, Jung und Alt, in Gruppen bei ihren Stickrahmen, jede mit der Tamburirnadel in der Hand. Alle Frauen des Bregenzerwaldes sind Stickerinnen, die ihre Arbeit an schweizer Fabriken abliefern.

Nun an Mühlen und Spinnereien vorbei, denen die Wasserkraft des jäh herabschießenden Baches gar sehr zu statten kommt; und gar angenehm wandelt sich's unter den schattigen, den Weg ganz überdachenden Buchen die Bergstraße hinan, bis sich das Thal erweitert und die Aussicht auf einen prachtvollen Hintergrund öffnet. Mächtige Berge stehen im Halbkreis um den Gipfel, dem wir zustreben, ihr unterer Abhang sanftgrüne Matten, darüber emporsteigend schwarzer Wald, die Kuppen grauer Fels, welchen sich die Phantasie, des Hohenemser Wappens gedenkend, mit Gemsen bevölkert. Es ist wahrlich, als habe auch die Natur auf jeder dieser Höhen eine Burg bauen wollen — so mauergleich steigen die Wände empor. In der Tiefe den Blick auf die Thalebene — es läßt sich kaum etwas Reizvolleres denken.

Von da ab steigt man sacht durch Almwiesen hinan, bis plötzlich auf dem äußersten Felsvorsprung des Glopper das Schloß erscheint.

Dieses Neuems (auch die Tannenburg genannt) ist trotz seines ruinenhaften Zustandes doch noch bewohnt. Als Käuzlein haust darin mit Weib und Kind ein Waldburg-Zeil'scher Jäger, schläft im Stumpfe des uralten halbzerstörten Thurms und baut seine Kartoffeln in der ehemaligen Kemnate.

Elende, halbsbrecherisch baufällige Leitern führen von Stockwerk zu Stock — und welche Aussicht hätte man, wenn die ellendicken Mauern nicht allenthalben den Blick behinderten und ein großes Bild in lauter kleine zerschnitten. Der blitzende, zwischen grünen Ufern hinwallende Rhein — der blaue Bodensee in meergleicher Ausdehnung — die Glarner und Graubündner Alpen — es ist ein glorreicher Blick, in seiner Art einzig.

Noch schenken wir einen Moment der halbzerstörten Kapelle, an deren Wand die uralten Fresken — wol aus dem fünfzehnten Jahrhundert — zerbröckeln — dann treten wir den Weg zur zweiten Burg an.

Zu dieser geht's erst hinab, dann über ein Grat und durch den Wald

hinan. Diese ältere, ursprüngliche Burg der Hohenemser ist weit grandioser als die Tannenburg. Die Ruinen von Mauern, Thürmen und Wällen sind geradezu riesig. Man erkennt noch die Waffenkammern, die Säle, die Kapelle, die Zwinger mit Gartenanlagen.

Wie jedes Schloß hat auch dieses seine düstere Geschichte, seinen alten historischen Greuel. Hier hat König Wilhelm von Sicilien, der letzte Sprosse des normannischen Königsstamms, geblendet sein Leben vertrauert. Es ist nicht Jedermanns Sache, so hohenstaufenfest zu sein, wie es unsere Professoren verlangen und so sei denn der Sachverhalt kurz angedeutet. Heinrich III., des Rothbarts genialer, aber grausamer und despotischer Sohn, machte, wie allbekannt, als Gatte Constanzen's, der einzigen Tochter Rogers von Apulien, Ansprüche auf dessen Länder, als dieser ohne männliche Nachkommenschaft starb. Tancred, ein unehelicher Sohn Roger's (dem größern Publicum mindestens aus Grabbe's Trauerspiel bekannt), war ihm zuvorgekommen und hatte sich in Palermo krönen lassen. Heinrich rückte vor Neapel, seine Gemalin aber wurde inzwischen von Sorrent, wo sie weilte, an Tancred ausgeliefert, Heinrich mußte mit einem halbaufgeriebenen Heere heimkehren . . .

Aber Tancred hatte damit nichts gewonnen. Es bildete sich eine Partei für die gefangene Constanze, die er daher freiwillig wieder entließ; man glaubte nicht, daß er der großen Macht des Kaisers werde widerstehen können. Er starb und sein unmündiger Sohn Wilhelm und dessen Mutter, Roger's Gemahlin Sibylle, konnten um so weniger Trotz bieten. Heinrich kam, Neapel öffnete ihm die Thore, Palermo wurde gestürmt und geplündert, Sicilien unterwarf sich, nachdem des Kaisers großer General Heinrich von Palatin in der Schlacht von Catania gesiegt hatte. Urplötzlich bewilligte der Kaiser der unglücklichen Sibylle, daß ihr Sohn des Vaters Erbe Lecce und Tarent behalte. Kaum hatte sie sich darauf hin in seine Hand gegeben, als er den jeder eigenen Schuld unfähigen Knaben unter dem Vorwand einer Verschwörung festnehmen, blenden und — entmannen ließ. (26. Dec. 1194.) Die Königin Sibylle und deren Töchter kamen in das elsässische Kloster Hohenburg, der unglückliche Knabe nach Hohenems. Es ist wol nur eine Sage, daß er entkam und im Gebirge als Einsiedler weiterlebte.

So die Geschichte, welche hier an die Episode von Constanze und den kleinen Arthur gemahnt. Gewiß, die Hohenstaufen sind unser deutsches Titanengeschlecht; dessenungeachtet kehrt sich an ihnen immer wieder ein grausamer, barbarischer Zug hervor, der keine rechte Liebe zu ihnen aufkommen läßt.

Thomas Carlyle.

Von Friedrich Althaus.

Von der Schaar genialer Mäner, in denen während der letzten hundert Jahre die schöpferische Kraft des schottischen Volksthums sich so glänzend verkörpert hat, ist noch einer am Leben, der Nestor der schottischen und englischen Literaturrepublik: Thomas Carlyle. Eröffnet wurde der Reigen um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts von David Hume und Adam Smith. Gegen das Ende des Jahrhunderts folgte Robert Burns; nach Burns kam Walter Scott, nach Scott Henry Brougham, nach Brougham Thomas Carlyle. Das bloße Nennen dieser Namen genügt, eine seltene Reihe selbstständiger Charaktergestalten und weiter Gebiete des geistigen Schaffens vor die Seele zu rufen. Der Philosoph, der Geschichtsschreiber, der Nationalökonom, der lyrische Dichter und der epische Dichter, der Redner und der Staatsmann treten in Persönlichkeiten vor uns auf, deren Einfluß bis in die Gegenwart fortwirkt und deren Schöpfungen zu einem Gemeingut aller gebildeten Völker geworden sind. Aber so weit diese Männer in Talent und Sinnesart von einander abweichen und so unzweifelhaft sie im weitern Sinne des Worts Söhne ihrer Zeit waren, ein Zug des schottischen Volksthums ist in Allen deutlich erkennbar. Auch Carlyle kann ohne diese Hinweisung auf seine schottische Herkunft nicht richtig verstanden und gewürdigt werden. Sie wurzelt tief in ihm, wie der schottische Dialect, dessen er sich, trotz eines vierzigjährigen Aufenthalts in London, nie hat entwöhnen können. Und einsam und nur sich selbst vergleichbar wie er unter seinen Zeitgenossen in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts dasteht, findet er einen naturgemäßen Platz in der Gruppe jener großen Schotten, die er allein in hohem Alter noch überlebt.

Es sind jetzt fast zwanzig Jahre, seit ich Carlyle zuerst kennen lernte: — in Italien, aus einer deutschen Uebersetzung seiner „Geschichte der französischen Revolution", die mir an einem Frühlingstage in dem damals noch nicht französischen Nizza zufällig in die Hände kam. Ich erinnere mich noch sehr wohl des bedeutenden Eindrucks, den die Lectüre dieses Werkes auf mich hervorbrachte und mein Interesse für den Autor gründete sich auf diese wunderbare Schöpfung, die Alles, was ich früher über denselben Gegenstand gelesen, in Schatten setzte. Das ganze Werk ließ eine von Grund aus eigenartige, kraftvolle Persönlichkeit erkennen. Es war eben so viel von dem Feuer und der Phantasie des Dichters (und eines Dichters in großem Stile) darin, als von dem wissenschaftlichen Geist des Geschichtschreibers. Eine künstlerische Gestaltungskraft, welche die Ereignisse und die Charaktere, in ihren großen Zügen wie in ihren kleinsten Details mit unvergleichbarer Lebendigkeit in allen Nuancen des Costüms und der Stimmung sichtbar, gegenwärtig vor die Seele zauberte, wirkte zusammen mit einem großartigen philosophischen Denken, das sie in stetem Zusammenhang mit der Geschichte der

[illegible]

[illegible]

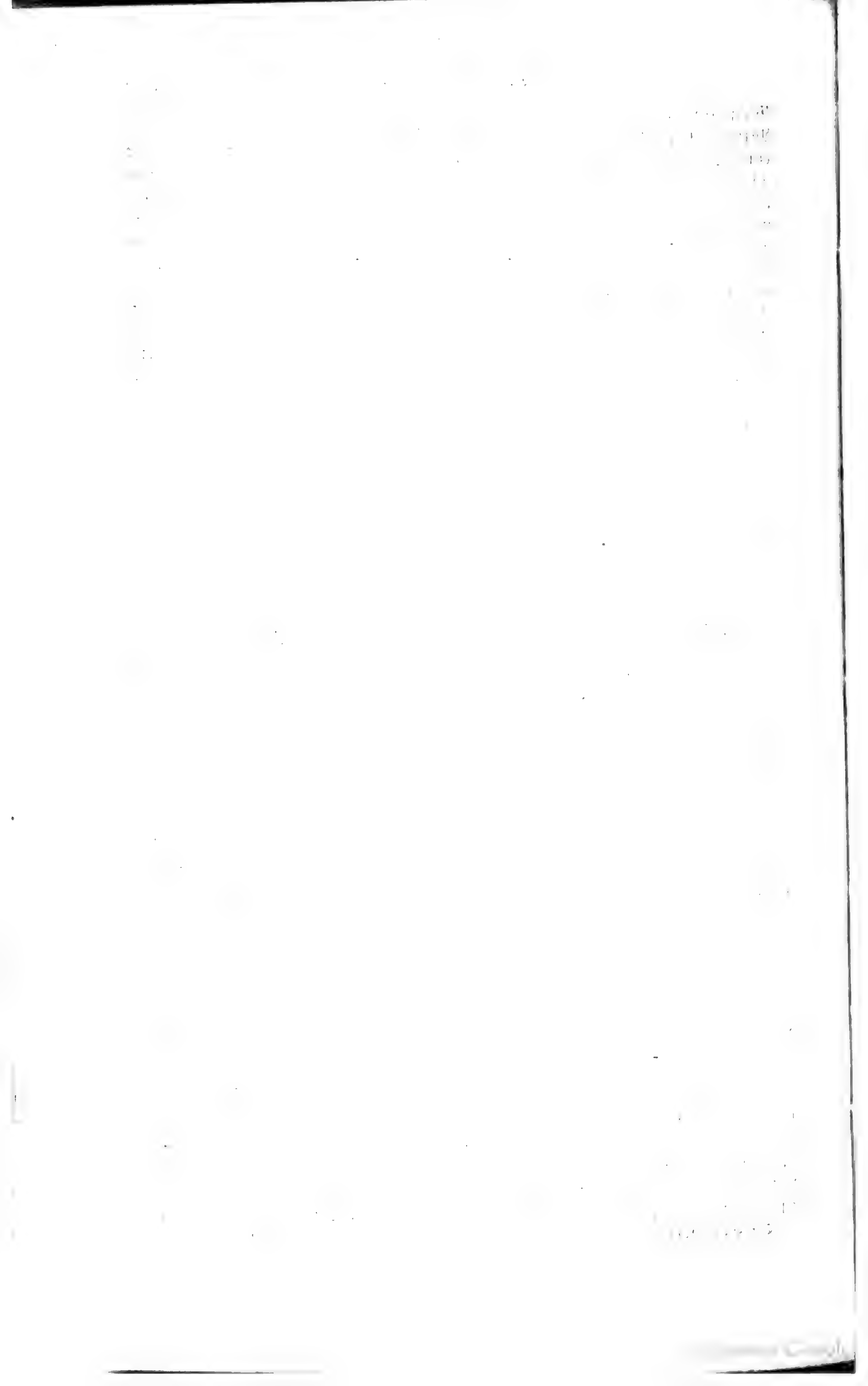
[illegible] Hans und [illegible]

[illegible] einer großen Schel- [illegible]

[illegible] auf [illegible] in großer Seele, darum, [illegible] mit der [illegible]



Thomas Carlyle.



Welt und der Menschheit erscheinen ließ, mit einem Humor, der zugleich Mitgefühl für sie erweckte und über sie emporhob. Es war nicht das Werk eines Geschichtsschreibers im gewöhnlichen Sinne des Worts; es war das Werk eines die Geschichte in ihren elementarischen und sittlichen Energien reproducirenden Genius. Auch in Stil und Ausdrucksweise machte diese geniale Eigenthümlichkeit sich geltend. Nicht selten rief sie den Eindruck des Wunderlichen, Grotesken, Absonderlichen hervor, so daß man sie für Manier hätte halten mögen. Doch was so erschien, trat wieder mit so ungezwungener Selbstständigkeit auf, stand in so naturwüchsigem Zusammenhang mit allen anderen Eigenschaften des Darstellers, daß jener Eindruck bald dem Zauber eines Stils wich, dessen Rhythmus und Melodie unwiderstehlich fortrissen. Gern hätte ich schon damals mehr von diesem modernen Landsmann Shakespeare's, Scott's, Byron's, Shelley's, Dickens' und Macaulay's erfahren. Doch weitere Wanderungen durch Italien verzögerten die Erfüllung meines Wunsches. Erst als ich zu Ende desselben Jahres nach London übersiedelte, trat der Gedanke an Carlyle mir wieder näher. Ich las seine Werke. Ich suchte und fand Gelegenheit, die Ansichten verschiedener englischer Kreise über ihn zu hören. Wie zu erwarten, waren diese Ansichten äußerst getheilt. In der That ist es verhältnißmäßig leicht, sich über die obengenannten Landsleute Carlyle's, über Hume, Scott, Burns u. A. ein Urtheil zu bilden, während ein einigermaßen umfassendes Urtheil über Carlyle verhältnißmäßig schwer ist. Die Gründe braucht man nicht weit zu suchen. Carlyle ist nicht nur eins der eigenartigsten Genies unserer Zeit, er hat auch seine Philosophie in keinem wissenschaftlich ausgearbeiteten System dargelegt, sondern überläßt es dem Leser, sich dieselbe aus seinen historischen Werken und seinen socialpolitischen Betrachtungen zu construiren. Abgesehen davon, lassen diese Werke, so unzweifelhaft consequent sie aus seiner ganzen schriftstellerischen Entwicklung hervorgingen, eine Reihe von Phasen erkennen, deren Zusammenhang dem oberflächlichen Blicke nicht sofort klar ist. Und mehr als das: Carlyle hat sich nicht begnügt, auf dem Boden der Geschichte oder der Speculation stehen zu bleiben, sondern seine Stimme mit einem Ernst, einem Feuereifer, einem prophetischen Schwung und einer philosophischen Unabhängigkeit gegen die bestehenden Zustände der gegenwärtigen Welt erhoben, in der die strengsten Parteiansichten sich bewähren und die doch alle Parteien ohne Ausnahme verurtheilte. Wer ihn endlich im Uebrigen gelten ließ, mochte immerhin über seinen wunderlichen, „unenglischen" Stil die Achseln zucken. So verschiedene Ansichten mir jedoch zu Ohren kamen, mein schließlicher Eindruck blieb, daß man diesen Mann in England als eine geistige Macht, als eine der hervorragendsten intellectuellen Gestalten seiner Epoche anerkannte. Und dieser Eindruck hat sich seitdem, nach allem widersprechenden Gerede über ihn, nur befestigt. Der Einfluß des „Philosophen von Chelsea" hat mit den Jahren nicht abgenommen. Von manchen zufälligen Schlacken der Zeit gelöst, wirkt er geläutert fort. Neues freilich erwartet man von dem Sechsundsiebzigjährigen nicht mehr. Mit ernstem Sinne von früh auf thätig, hat er seine Lebensarbeit gethan und sich das Recht erworben, auf seinen wohlverdienten Lorbeeren zu ruhen. Aber wenn er gelegentlich mit noch immer ungebrochener Kraft seine Stimme erhebt, sei es auch nur in wenigen Zeilen eines Briefes, der in die Zeitungen seinen Weg findet, so lauscht alle Welt mit Interesse seinen Worten und wenige literarische Unternehmungen haben sich eines so glänzenden Erfolges rühmen kön-

nen, als die seit zwei Jahren erscheinende Volksausgabe von Carlyle's Werken, die in vielen Tausenden von Exemplaren in die weitesten Volkskreise eingedrungen ist.

Bei uns in Deutschland scheint Carlyle weniger bekannt, oder doch weniger nach seinem Werthe gewürdigt. Dennoch berechtigen ihn zu einer solchen Würdigung nicht blos seine genialen Leistungen; vor allen anderen großen Engländern unseres Jahrhunderts darf er auch ganz besondere Ansprüche darauf erheben. Der erste dieser Ansprüche gründet sich auf sein Verhältniß zu deutscher Literatur und deutschem Geistesleben, für dessen internationale Vermittelung und Anerkennung kein Ausländer in beiden Hemisphären mit gleicher Hingabe und gleichem Erfolge gewirkt hat wie er. Einen zweiten Anspruch aber hat Carlyle sich durch seine „Geschichte Friedrich's des Großen" erworben, ein Werk, eben so ausgezeichnet durch das geist- und lebensvolle Charakterbild des großen Königs und seiner Zeit, als durch den prophetischen Sinn, womit es die politische Neugestaltung Deutschlands voraus verkündet hat. Carlyle war es auch, der noch vor Kurzem, im Spätherbst 1870, als nach der Katastrophe von Sedan in England wie überall sonst die öffentliche Meinung sich von dem siegreichen Deutschland dem geschlagenen Frankreich zuwendete, mit dem vollen Gewicht seiner Autorität auftrat für die deutsche Sache, unbeirrt wie immer durch das verworrene Gerede um ihn her. Schon als dem sympathischsten Vertreter der geistigen Schöpferkraft und der nationalen Wiedergeburt unseres Volkes sollte ihm daher unsere theilnahmvolle Sympathie entgegenkommen; doch unabhängig davon fordert auch sein Charakter und seine Lebensarbeit eine solche heraus. Freilich wird er mit seinen charakteristischen Eigenthümlichkeiten wol kaum je so heimisch bei uns werden als Shakespeare, als Sir Walter Scott, oder als Dickens. Aber alle ernsteren Naturen müssen sich durch seine geniale Größe angezogen fühlen. Ja, das Geistesbild unserer gährenden Epoche, die sich aus den Formen und Anschauungen eines zerfallenden Ideals zu befreien und ihr Dasein nach neuen Idealen zu gestalten strebt, muß unvollständig bleiben für Jeden, der es nicht in dem Spiegel dieser tiefen, ernsten, großartigen Philosophen- und Dichterseele betrachtet.

Der äußere Verlauf von Carlyle's Lebensgeschichte ist einfach genug. Als Sohn eines Pächters am 4. December 1795 in dem Dorfe Ecclefechan in der Grafschaft Dumfries in Süd-Schottland geboren, besuchte er die Schule seines Geburtsorts, dann seit 1806 das Gymnasium der benachbarten Stadt Annan und seit 1809 mit der Absicht, sich eventuell der theologischen Laufbahn zu widmen, die Universität Edinburgh. Nachdem er hier bis 1814 den allgemeinen classischen und mathematischen Cursus durchgemacht, erhielt er eine Anstellung als Lehrer der Mathematik in Annan und 1816 eine ähnliche in Kirkaldy. Unbefriedigt durch diese Thätigkeit, aber auch über seinen künftigen Lebensberuf unschlüssiger als je, kehrte er 1818 nach Edinburgh zurück, wo er nun, mit vielfachen Studien beschäftigt, bis 1821 als Privatlehrer fungirte. Für die Laufbahn des Schriftstellers entschied ihn die Bekanntschaft mit der neuern deutschen Literatur und besonders mit Goethe's Werken. Seine ersten schriftstellerischen Leistungen (biographische Beiträge zu Brewster's Edinburgh Encyclopädie und eine Uebersetzung von Legendre's Geometrie) datiren aus dem Jahre 1823. 1824 erschien seine Uebersetzung Wilhelm Meister's, 1825 sein Leben Schiller's. Seit 1827 war er als Mitarbeiter an der Edinburgh Review und an Frazer's Magazine, seit 1828

an der Foreign Review thätig. In demselben Jahre zog er, nachdem er sich 1827 verheirathet, von Edinburgh auf das kleine abgelegene Landgut Craigenputtock in Dumfriesshire. Hier wohnte er, eifrig literarisch beschäftigt, in größter Zurückgezogenheit bis 1832. Zu Ende dieses Jahres siedelte Carlyle nach London über, wo er in der südwestlichen Vorstadt Chelsea seinen Wohnsitz nahm. Und in philosophischer Unabhängigkeit blieb er seitdem bis auf den heutigen Tag in seinem alten Hause in Chelsea wohnen, nur der selbstgewählten Arbeit des Geistes lebend. Zu Localstudien für seine Geschichte Cromwell's unternahm er während des Jahres 1844 Reisen durch verschiedene Theile Englands und Schottlands. Das europäische Festland betrat er, einen flüchtigen Besuch in Paris im Jahre 1825 abgerechnet, zum erstenmal im Jahr 1852, um in Deutschland Studien für seine Geschichte Friedrich's des Großen zu machen. Eine zweite Reise zu demselben Zwecke folgte 1858. Den Winter von 1866—67 brachte Carlyle zur Stärkung seiner durch den plötzlichen Tod seiner Frau erschütterten Gesundheit in Mentone zu. Außerdem machte er öftere Fahrten in seine schottische Heimat; unter welchen letzteren die Fahrt im April 1866, nachdem die Studentenschaft von Edinburgh ihn zum Lord-Rector der Universität gewählt hatte, die merkwürdigste war. Dies Rectorat in Edinburgh war das einzige öffentliche Amt, zu dessen Annahme er sich entschloß, so wie die Inauguralrede, mit der er seine Amtsführung einweihte, abgesehen von einigen später zu erwähnenden Cursen von Vorlesungen, sein einziges öffentliches Auftreten als Redner bezeichnete.

In diesen einfachen, biographischen Rahmen fügt Carlyle's schriftstellerische Thätigkeit sich ein. Ihrem Inhalt und ihrer Entwickelung nach zerfällt sie in drei Hauptepochen: eine deutsche, eine französische und eine englische, die in genannter Reihenfolge die Jahre 1823—32, 1832—37 und 1837—72 umfassen, so jedoch, daß während der letzten Hälfte der dritten Epoche die erste sich gewissermaßen noch einmal erneuerte, indem die Beschäftigung mit einem deutschen Gegenstande ihren Hauptinhalt ausmachte. Für die Jahre, welche dem Beginn seines schriftstellerischen Wirkens vorangingen, und für das Verständniß seines Wesens und seiner Entwicklung überhaupt muß vor Allem jenes schon Eingangs so entschieden hervorgehobene Grundelement im Auge behalten werden: — seine schottische Abkunft, seine Geburt und Erziehung in dem classischen Lande des Puritanismus, inmitten eines Volksthums, in dem Geist und Sinn der reformatorisch-revolutionären Epoche der englischen Geschichte, der Zeiten John Knox's und Oliver Cromwell's, tiefere Spuren hinterlassen haben und noch jetzt unveränderter fortbestehen, als irgendwo sonst. Es heißt, ich weiß nicht mit welchem Grunde, eine verwandtschaftliche Abstammung verknüpfe Carlyle's Familie mit der des schottischen Reformators. Thatsache ist, daß Carlyle's Eltern nach jenem Sinne geartet waren und wie mächtig sein eigenes Aufwachsen unter solchen Umständen, in einfachen, frugalen Verhältnissen, in ländlicher Einsamkeit die Ausbildung dieses naturgegebenen Charakters förderte, steht klar in seinen Werken zu lesen. Auch blieb, so weit seine spätere Entwickelung ihn über die schottischen Volksschranken hinausführte, jener ernste, religiöse, enthusiastische Grundzug ihm unauslöschlich tief eingeprägt. So wenig Burns ohne die schottischen Berge, Haiden und Seen, Scott ohne die schottischen Volkssagen und Legenden verstanden werden kann, so wenig Carlyle ohne die Erinnerung an den schottischen Puritanismus. Aber neben diesem angeborenen Ele-

mente des Beharrens erfüllen ihn schon von früh auf ein freier Bildungstrieb, ein unwiderstehlicher Erkenntnißdrang, ein tiefes, speculatives Bedürfniß selbstständigen Denkens, die ihn vor der Knechtschaft in der puritanischen Formel bewahrten. Wie wenig sein Schulunterricht, wie wenig die Universitätsstudien den nach allem Höchsten dürstenden Geist des Jünglings befriedigten, hat er er in dem merkwürdigen Buche, worin er die Geschichte seiner inneren Kämpfe niederlegte, dem „Sartor Resartus" geschildert. Wie alle großen und tiefen Geister, durchlebte er in dem Uebergang vom Knaben- zum Mannesalter eine Sturm- und Drangperiode, die ihn bis in den tiefsten Grund seiner Natur erschütterte. Gegen das Gebäude des überlieferten Glaubens liefen bald die erwachenden Zweifel Sturm. Unfähig zwischen seinem Denken und dem religiösen Dogma eine Uebereinkunft zu treffen, entsagte er endlich widerstrebend der theologischen Laufbahn. Aber auch die weltliche Philosophie, welche ihm als Ersatz geboten wurde, der Skepticismus und die Erfahrungsphilosophie des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts genügten der jungen, feurigen Seele nicht. Von der alten Welt des Glaubens losgerissen, doch unvermögend auf ihren Trümmern eine neue zu gestalten, glich er lange einem Schiffbrüchigen, der mitten im stürmischen Meere vergebens nach Land sucht. Was ihn aus seiner verzweiflungsvollen Zerrissenheit rettete und den erlösenden Entschluß, sich der freien Arbeit des geistigen Schaffens zu widmen, in ihm entzündete, war sein Bekanntwerden mit den Schöpfungen der großen Dichter und Denker unserer deutschen, classischen Literaturepoche. In der menschlich schönen Geisteswelt, welche diese Schöpfungen offenbarten, gingen ihm neue Ideale auf, welche die verlorenen ersetzten; und das Bemühen, sich mit ihrem Geist zu erfüllen, ihre Schätze seinen Landsleuten zugänglich zu machen, bildete zugleich den Anfang seiner schriftstellerischen Laufbahn und das belebende Princip jener ersten Phase derselben, die ich als die deutsche bezeichnete.

Von den Erzeugnissen dieser deutschen Epoche wurden bereits die Uebersetzung von Goethe's „Wilhelm Meister" und das „Life of Schiller" erwähnt. 1827 folgten unter dem Titel „German Romance" vier Bände Uebersetzung aus Goethe, Jean Paul, Tieck, Musäus und Hoffmann; 1828—32 eine Reihe vorzüglicher Beiträge zu der Edinburgh Review und der Foreign Review, über Goethe, Schiller, Jean Paul, Novalis, Zacharias Werner, Johann Gottlob Heyne, die neueren deutschen Dramatiker, die Geschichte und Zustände der deutschen Literatur im Allgemeinen, die tiefer in den Geist des deutschen Denkens und Dichtens eindrangen und nachhaltiger zur Beförderung eines verständnißvollen Studiums der deutschen Literatur wirkten als Alles, was bis dahin nach derselben Richtung in England geschrieben war oder seitdem geschrieben ist. Ueberhaupt müssen diese Arbeiten Carlyle's an Geist, Kraft, Fülle und Originalität noch jetzt den werthvollsten kritischen Beiträgen zur Geschichte der deutschen Literatur zugezählt werden. Auf ihn persönlich übten vor Allem drei Männer eine tiefgehende Wirkung aus: Jean Paul, Fichte und Goethe. In Jean Paul fesselte ihn der unendliche Reichthum des dichterischen Humors, in Fichte die Idealphilosophie und das sittliche Pathos, in Goethe die Harmonie der in sich vollendeten menschlich schönen Persönlichkeit. Die größte Bewunderung empfand er für Goethe; aber Fichte und Jean Paul standen seinem eigenen Wesen näher und ein starker Anklang von Beiden hallt durch sein ganzes späteres Wirken wieder. Nicht der Anklang der Reminiscenz, aber der Anklang der geistigen Verwandt-

schaft. Jene deutschen Einflüsse zeitigten die Geisteskräfte, die in ihm selbst nach freier Entwickelung rangen. Wenn Fichte eine mächtige Anziehung auf ihn ausübte, so war es, weil er wie dieser berufen war, dem lebenden Geschlecht zürnend die Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters vorzuhalten, ihm als ideeller Censor und Prophet mahnend in's Gewissen zu reden. Wenn Jean Paul ihn hinriß, so geschah es, weil dem Genie des großen deutschen Humoristen in ihm selbst eine naturwüchsige, humoristische Empfindung entsprach, die ihm sein ganzes Leben hindurch treu geblieben ist. Uebrigens müssen bedeutende Abzüge gemacht werden, wenn man Carlyle als einen englischen Jean Paul bezeichnet.

Er war aus herberm Stoffe geschaffen, als der Verfasser des Hesperus; sein Geist war bei allem Idealismus in höherm Maße dem wirklichen Leben und der Geschichte zugewandt, seinem Humor endlich stand mehr eine tiefe, danteske Melancholie zur Seite, als die überschwängliche Sentimentalität seines deutschen Vorgängers. Nichtsdestoweniger waren jene deutschen Einflüsse auf ihn groß und unzweifelhaft. So erklärte auch sein eigenthümlich unenglischer Stil sich ohne Frage zum Theil aus dem Einfluß Jean Paul's, während die Gattung des Werkes, worin er, am Wendepunkt zweier Lebensepochen, seine der Fichte'schen Idealphilosophie verwandte philosophische Weltansicht am umfassendsten entwickelte, der „Sartor Resartus", unverkennbar auf Jean Paul'sche Vorbilder hinweist. Als gemeinsam anregende und befeuernde Wirkung seiner Bekanntschaft mit unserer deutschen Literatur und Philosophie muß endlich der lebensvolle Eindruck der völlig unconventionellen, in edler Unabhängigkeit nur den höchsten Interessen der Menschheit geweihten Charaktergröße unserer großen Dichter und Denker hervorgehoben werden. Eingeengt von einer Welt der Formeln und der Observanzen, der es in allen geistigen Dingen vor Allem um die Heilighaltung der herrschenden Sitte, um die Anpassung an das Hergebrachte zu thun war, fühlte er sich befreit und beflügelt durch eine Genossenschaft verwandter Geister, die nur eine Ehrfurcht kannten: die Ehrfurcht vor dem Wahren, dem Guten und dem Schönen. Einer von dieser Genossenschaft weilte damals noch unter den Lebenden, Goethe — und die Erinnerung an den Verkehr Carlyle's mit diesem Altvater unserer Literatur darf auch einer so gedrängten Darstellung wie der gegenwärtigen nicht fehlen. Wir müssen dieses Verkehrs um so mehr gedenken, als Goethe demselben in dem über auswärtige Literatur handelnden Bande seiner nachgelassenen Schriften kein unwürdiges Denkmal gesetzt hat. Angeknüpft wurde er von Carlyle durch die Sendung seiner Uebersetzung Wilhelm Meister's und seines „Life of Schiller" (1825). Goethe erwiederte durch ein freundliches Schreiben und eine wohlwollende Besprechung des letztgenannten Werkes; und so entspann sich ein Briefwechsel, der bis zu Goethe's Tode fortdauerte. Auch die vier Bände „German Romance" wurden von Goethe rühmend erwähnt. Im Jahre 1830 erschien eine deutsche Uebersetzung des „Life of Schiller" mit einem Vorwort von Goethe, worin dieser Veranlassung nahm, seine Ideen über Weltliteratur auszusprechen und einen Brief Carlyle's mittheilte, der über die Jahre seines Lebens in der Einsamkeit von Craigenputtock ein eben so anziehendes als historisch interessantes Zeugniß ablegt. Solche Beziehungen mußten den deutschen Studien Carlyle's neue Weihe und Schwung verleihen. Sie bilden zugleich eine der erfreulichsten Episoden in der neuern Geschichte des internationalen Ideenverkehrs und hallen jene einleitende

Epoche in Carlyle's schriftstellerischer Thätigkeit mit einem warmen, menschlich schönen Lichte auf.

Diese Epoche dauerte, wie schon bemerkt, bis zum Jahre 1832, schloß also ab mit dem Tode Goethe's. Schon vorher hatte es nicht an Zeichen gefehlt, daß das Wandeln in den Palmenhainen der Idealwelt den schottischen Autor nicht auf immer befriedigen werde. Das Geräusch des Lebens, das Rollen der Begebenheiten drang in seine Einsamkeit hinüber und er war nicht der Mann, ihre Forderungen abzuweisen. Noch ehe die französische Julirevolution die stagnirende Geschichte Europas in frischen Fluß brachte, hatte er seine Gedanken über die Weltlage in dem tiefsinnigen Essay „Zeichen der Zeit" in der Edinburgh Review ausgesprochen. 1831 behandelte er dasselbe Thema in dem Essay „Charakteristiken" und der ebenfalls 1831 verfaßte „Sartor Resartus" schließt mit der Nachricht von dem Ausbrechen der Revolution und der Abreise des Helden, Professor Teufelsdröckh, nach Paris. Bekanntlich begann um dieselbe Zeit auch in England die große Reformbewegung, deren Nachwirkungen bis auf den heutigen Tag fortdauern. Das Zusammentreffen dieser bedeutungsvollen Begebenheiten beschleunigte vermuthlich den Abschluß der ersten, eben geschilderten Phase in Carlyle's Autorleben und den Beginn einer neuen. Die idealen deutschen Errungenschaften blieben ihm als unveräußerliches Besitzthum; aber seine Aufmerksamkeit wandte sich seitdem von der Literatur ab, den großen Fragen der Zeit und der Geschichte zu. Daß es eben um diese Zeit war, als er von Craigenputtock nach London übersiedelte, aus der Einsamkeit in die Weltstadt, wurde bereits erwähnt. Ich nannte diese zweite die Jahre 1832—37 umfassende Epoche, die französische, weil sie fast ausschließlich von Studien über die französische Geschichte erfüllt war und ihren Höhepunkt erreichte in dem großen Werke über die französische Revolution. Der ganze ruhelose Zustand der Gegenwart, die anarchisch-revolutionäre Zersetzung, in welcher Carlyle das Zeitalter begriffen sah, erklärte sich ihm als nothwendige Nachwirkung jener gewaltigen Katastrophe des achtzehnten Jahrhunderts; und dieser Katastrophe in ihren Ursachen nachzuspüren, sie in ihrer weltgeschichtlichen Bedeutung zu erfassen und darzustellen, schien ihm seine nächste Lebensaufgabe. Seine hohen Ansprüche an die Geschichtschreibung, als die adäquate Darstellung der wirklichen Ereignisse des Menschenlebens, setzte er noch 1832 in den Artikeln „Ueber Biographie" und „Boswell's Leben Johnson's" auseinander. 1833 erschienen, als unmittelbare Vorarbeiten zu der „Geschichte der Revolution", in der Edinburgh Review die meisterhaften Artikel über Diderot und Cagliostro, später die eben so vorzüglichen Monographien über Voltaire, Mirabeau und die Halsbandgeschichte. Das Jahr 1837 brachte in drei Bänden das Hauptwerk: „The French Revolution. A History. By Thomas Carlyle." Es war das erste Mal, daß Carlyle sich als Autor nannte und diese erste große Leistung errang ihm sofort einen nationalen Ruf. Was er damit geleistet, habe ich oben versucht zu sagen. Hier muß hinzugefügt werden, was er selbst über die schließliche Bedeutung der französischen Revolution für die Menschheit dachte. Von ihrer historischen Nothwendigkeit, ihrer welterschütternden Consequenz und Energie konnte Niemand tiefer durchdrungen sein, als er. Der philosophische Radicalismus, womit er sich in diesem Sinne aussprach, entrüstete seine conservativen Landsleute eben so sehr, als seine glänzende Darstellung sie hinriß. Aber andererseits gehörte er keineswegs zu Denen, die in dem Siege der Revolution die ideale Höhe, das

letzte wünschenswerthe Resultat des Kampfes zwischen menschlicher Freiheit und Knechtschaft priesen. Ihre Größe lag für ihn in der Nemesis, die mit erbarmungsloser Hand das Verrottete, das Halbe, das Unwahre, die todten Formeln der Vergangenheit zerstörte in dem Gewittersturm, der die schwere, dunstgetrübte Atmosphäre des Jahrhunderts reinigte. Doch höher als diese zerstörenden Gewalten galt ihm die Schöpfung eines neuen, harmonischen Zustandes der Dinge, welche die Revolution nicht vollbrachte. Das gährende Chaos der alten Zeit war zu schroffen, gewaltigen Contrasten auseinandergerissen; aber der revolutionäre Zeitgott verschlang seine Kinder; das große Problem, aus den wilden Elementen einen Kosmos der Freiheit und des menschenwürdigen Lebens zu erschaffen, blieb ungelöst. In diesem anarchischen Zwischenzustand zwischen dem unvermeidlichen Zerfall einer alten und dem Aufbau einer neuen Welt sah er nun das gegenwärtige Geschlecht haltlos schwanken, ohne die Stütze des frühern Glaubens, der mehr und mehr zu einem sinnlosen Formelwesen herabgesunken, ohne die Freudigkeit eines neuen Glaubens, der noch nicht geboren war. Seiner Meinung nach konnte dieses Zwischenreich noch lange dauern, vielleicht noch Jahrhunderte; und das Unglück der gegenwärtigen Menschheit, das eine der Klage werthe Lebenselend lag für ihn in dieser Anarchie, dieser Gebrochenheit, dieser Glaubenslosigkeit, die verworren schwankte zwischen Unglauben und Heuchelei, Pflicht und Neigung, Sittlichkeit und Sitte, die weder zu gehorchen verstand noch zu befehlen, die das Leben in der Selbstsucht, in dem Alltäglichen, Respectabeln, Hergebrachten, dem resoluten Leben in dem Wahren, Guten und Schönen vorzog. Diese Anarchie zu bekämpfen, in diesem täuschenden Irrlichtglanz die Flamme des Ideals hoch zu halten, in der zerfallenden die werdende Welt zu verkünden, schien ihm vor Allem der Beruf des Denkers. Für die ordnende Gestaltung der chaotischen menschlichen Zustände sehnte er das Erscheinen großer heroischer Herrscher herbei.

Carlyle's ganze spätere Thätigkeit hebt sich von diesem großen geschichtsphilosophischen Hintergrund ab und kann nur im Hinblick darauf verstanden werden. Die Geschichte der „französischen Revolution" war für ihn keine blos wissenschaftliche Arbeit gewesen, sondern ein Werk der Ueberzeugung, ein Act der Erkenntniß und ganz naturgemäß griff er, nachdem er sie vollendet, seinen nächsten Gegenstand aus dem unmittelbaren Leben der Gegenwart heraus. Der „Geschichte der französischen Revolution" folgte 1839 das Buch über den Chartismus. Er behandelte in demselben Das, was man die sociale Frage nennt, mit einer Wärme der Sympathie und einer Tiefe der Einsicht, die eben so sehr dem Herzen als dem Geist des Socialphilosophen zur Ehre gereichte. Die gährende Noth der Massen war ihm eins der furchtbaren Symptome der herrschenden Anarchie und der wilde Aufschrei ihrer Empörung in dem Chartismus erweckte ein verständnißvolles Echo in seiner Seele. Was er beklagte, war, daß es diesen Massen an wahren Führern fehlte, daß die herrschenden Mächte, befangen in dem trägen Laissez-faire des Constitutionalismus, sich seiner Meinung nach völlig unfähig zeigten, eine große nationale Lebensfrage zu verstehen. Die Charte war ihm Nebensache. An ihrer Realisirung oder an der irgend eines socialistischen Systems lag ihm eben so wenig, als an der bestehenden parlamentarischen Regierung. Worauf es ihm ankam, war das practische Handeln im Einklang mit den Naturgesetzen, die Leitung der Unwissenden durch die Weisen, die Geltendmachung der Macht, welche Recht sei. Seine Ansicht

über diesen letzten Punkt setzte er in dem „Macht und Recht" betitelten berühmten Capitel seines Buchs auseinander. Es war eine seiner practischen Grundlehren, eine der vielbestrittensten und zu bestreitenden, die er hier zuerst mit systematischer Consequenz vortrug. Denn zweischneidig und gefährlich, wie diese Lehre von der Einheit der Macht und des Rechts schon in dem geschichtsphilosophischen Sinne gelten muß, demgemäß das Wirkliche vernünftig ist, ist sie dies doppelt in dem Sinne, in dem Carlyle sie geltend machte: zu Gunsten einer genialen Dictatur über das Bestehende, einer heroischen Persönlichkeit, welche die Anarchie bändigt und mit Macht das Rechte thut. Keine seiner Doctrinen hat daher mehr Angriffe erfahren und keine bedarf, wenn man ihre Berechtigung zugesteht, einer sorgfältigern Beschränkung. Sie bezeichnet einen der kritischen Wendepunkte, wo die Extreme des philosophischen Radicalismus und der Theorie von dem göttlichen Recht der Könige einander berühren. Uebrigens war das Erscheinen eines solchen genialen Dictators auch mehr, als Carlyle von unserer nivellirenden Zeit zu hoffen wagte. In seiner Abwesenheit und wie die Dinge sind, empfahl er deshalb (ein Rath, dessen Weisheit sich mehr und mehr bewährt hat) als die einzigen gründlichen Mittel zur Ueberwindung des Pauperismus: allgemeine Erziehung und Auswanderung.

Der Schrift über den Chartismus folgte 1840 das Buch über „Heroen und Heroenverehrung." Schon einige Jahre vorher hatte Carlyle angefangen, in London öffentliche Vorlesungen zu halten: zuerst 1837 über deutsche Literatur, dann 1838 über die Geschichte der europäischen Cultur, 1839 über die Revolutionen des neuern Europa. Den letzten, 1840 gehaltenen Cursus veröffentlichte er in dem genannten Werke. Dasselbe schloß sich in seinem Grundgedanken unmittelbar an die Schrift über den Chartismus an. Denn sein Zweck war die Darstellung des Heldenthums in der Geschichte, die Ausführung der Idee: daß Fortschritt, Macht, Glück und Erkenntniß der Menschheit wesentlich bedingt werden durch die großen heroischen Persönlichkeiten, die von Epoche zu Epoche als Priester, Propheten, Dichter, Philosophen und Könige auf allen Lebensgebieten das Evangelium und die Vernunft ihrer Zeit offenbaren und daß die wahre, ihr dauerndes Glück begründende, practische Religion der Menschheit zu suchen und zu finden sei in der Verehrung und Nachfolge dieser Heroen. Die wesentlich synthetisch gehaltene, unpolemische Entwickelung dieser heroischen Geschichtsphilosophie entfaltete die schönsten Eigenschaften von Carlyle's Genius und das Buch über die Heroenverehrung gehört noch jetzt zu seinen vielgelesensten, populärsten Werken. In der That hatte er damit den Grundton seines Denkens angeschlagen. Dem Mammonsdienst und dem Materialismus, der kühlen Weltklugheit und dem mechanischen Maschinenwesen, dem Skepticismus und der Zerrissenheit der Gegenwart die Anschauung heroischer, idealer Größe entgegenzustellen, gebot ihm eben so sehr eine unwiderstehliche, innere Nothwendigkeit, als die tiefe Ueberzeugung der Erkenntniß. Von der Verkündung des Heroischen in einer unheroischen Zeit hoffte er das einzige Heil: in ihr fand er seine Mission. Und eindringlicher hätte diese heroische Philosphie nicht verkündet werden können als von ihm, dem ernsten Puritanergeist, der durch die Schule der deutschen Idealphilosophie und der französischen Revolution hindurchgegangen war. Eine reiche Welterfahrung, ein kräftiger Humor stand seinem idealen Denken zur Seite. Gleich empfänglich für die Schönheit und für die sittliche Größe des Ideals, verkörperte er beide in

einer Sprache, die sprichwörtliche Körnigkeit mit dichterischem Schwung und philosophischer Tiefe verband. Widerspruch konnte nur die schon oben angedeutete Tendenz einer unmittelbaren practischen Anwendung dieser heroischen Philosophie auf die Lösung der Wirren der Gegenwart erregen, das Verlangen nach Dem, was ich eine geniale Dictatur nannte. Nach dieser Seite erleidet das oben in Hinsicht auf den Chartismus Gesagte auch hier Anwendung. Denn diese heroische Philosophie wird einer bedeutungsvollen Thatsache nicht gerecht: daß nämlich unser revolutionäres Zeitalter sich der Gefahren und Mängel einer genialen Dictatur bewußt geworden ist, und, so wenig die Fähigkeit, heroische Größe zu bewundern, auch in ihm erloschen ist, mit Recht weniger von der unbeschränkten Herrschaft einzelner Männer erwartet, als von der allmäligen Ausbreitung und Verwirklichung humaner Principien, der selbstthätigen Freiheit der Nationen. Der Weg zu diesem Ziel ist ein langer, aber er scheint unvermeidlich — ein Weg, welcher durch die Leitung genialer Führer wol erhellt und verkürzt, aber nicht umgangen werden kann. Die Heroen sterben, die Menschheit bleibt und höher als die Verkünder der Naturgesetze stehen diese Gesetze selbst, deren dauernde Herrschaft am Ende nur die selbständige Arbeit der Erkenntniß und die freie gemeinsame Uebung der Kräfte begründet.

Daß übrigens Carlyle, trotz seines Heroencultus, den angedeuteten Gesichtspunkt nicht aus den Augen verlor, bewies seine nächste Schrift, die drei Jahre später (1843) unter dem Titel „Past and Present" (Vergangenheit und Gegenwart) erschien. Man hat dies Werk nicht mit Unrecht ein Evangelium der Arbeit genannt und als solches, als versöhnende Ergänzung von Carlyle's Heroenevangelismus, ist es vor Allem der Beachtung werth. Beginnend mit einer romantischen Flucht aus der Gegenwart, in der Alles als schlecht, unedel, gemein, zerfallen, rath- und thatlos geschildert wird, in die mittelalterliche Vergangenheit, aus der die dichterische Phantasie des Geschichtsschreibers das Bild eines thatkräftigen, selbstbewußten, glaubensstarken Geschlechts hervorzaubert, schließt diese disharmonische Parallele mit einer Seligpreisung der Arbeit, der selbstgewählten oder der schicksalgegebenen, die, wenn sie nur aufrichtig gethan werde, allerorten und zu allen Zeiten die Mißklänge des Lebens versöhnt. Fürwahr (das ist der letzte Schluß seines Denkens), es giebt nur ein Ungeheuer in der Welt, den trägen, thatlosen Mann. Ein ewiger Adel wohnt aller Arbeit inne und selig, wer Arbeit gefunden — er fordere keine andere Seligkeit! Der Mensch bedarf keiner neuen Religion, noch ist es wahrscheinlich, daß er sie erhalten wird. Die einzige wahre Liturgie ist die des Gebets der Arbeit. „Ja, groß ist es, die einzige, wahre Größe, ein Stückchen der Schöpfung etwas fruchtbar zu machen, ein paar Menschenherzen etwas weiser, männlicher, glücklicher zu machen — ein Werk für einen Gott!" — Als ergänzende Betrachtung zu dem Capitel über Macht und Recht darf dies Evangelium der Arbeit nicht vergessen werden, wenn man der Philosophie Carlyle's gerecht werden will. Ein verwandter Gedankengang führte ihn von der Bewunderung des großen, offenbaren, welterschütternden Heroismus zu der Seligpreisung des stillen verborgenen Heroismus ausdauernder Arbeit. Groß, herrlich, verehrungswürdig ist ihm der Heros, der die Geschicke einer Welt aufregt und gestaltet; aber verehrungswürdig und glücklich zu preisen ist auch der unbekannte Mann, der die Welt in seinem Innern vollendet und muthig kämpfend und entsagend sein Sandkorn zu dem großen Bau der Ewigkeiten beiträgt.

So lebhaft anregend und befruchtend jedoch die erwähnten Schriften wirkten, das größte Werk dieser englischen Epoche in Carlyle's Laufbahn war unzweifelhaft seine Geschichte der englischen Revolution, die kritisch und historisch erläuternde Ausgabe der „Briefe und Reden Oliver Cromwell's" (1845). Alles, was von der genialen Größe der „Geschichte der französischen Revolution" gesagt wurde, findet im höchsten Sinne auf dies gewaltige Werk Anwendung. Es ist wie jene keine blos geschichtliche Erzählung, sondern eine schöpferische Reproduction der Vergangenheit. Neben dem modernen Dichter und Denker tritt hier der Schotte Carlyle, der Nachkomme der alten Puritaner, in seiner ganzen herben Charaktergröße hervor. Es ist, als fühle er sich in dieser Geschichte auf seinem urheimischen Gebiet und er macht auch den Leser heimisch darin, wie in einer lebendigen Gegenwart. Seiner Ansicht nach war das Zeitalter Cromwell's und der englischen Revolution die letzte heroische Geschichtsepoche und wenigstens das Andenken an sie zu retten, ehe sie ganz unter der „Lawine menschlicher Stupidität" in Vergessenheit versinke, schien ihm jeder Anstrengung würdig. Daß diese Ehrenrettung ihm gelungen, wird allgemein zugestanden. Als Ideal, das gab er selbst zu, gehörte der Puritanismus unwiderruflich der Vergessenheit an; doch wenn er den glaubensstarken Sinn jener Republikaner, die zweckgemäße, siegesgewisse Herrschaft eines Regenten wie Cromwell mit dem anarchischen Treiben der Gegenwart verglich, konnte er nicht umhin, ihren Heroismus zu preisen und zu beneiden, ihren Untergang zu beklagen.

Carlyle findet demnach seine Ideale, obgleich sie die Hoffnung auf die Zukunft nicht ausschließen, wesentlich in der Vergangenheit und insofern schließt er sich den neueren Romantikern an. Nach Geist und Inhalt und in seinem Verhältniß zu dem Ideal ist und bleibt er dagegen wesentlich von jenen verschieden. Der Feudalismus ist ihm eine untergegangene Welt und sein Heilmittel für die Leiden der Gegenwart ist nicht die Erneuerung der Vergangenheit, sondern die humane Arbeit. Nichtsdestoweniger kann er dem allgemeinen Vorwurf gegen die Romantiker, daß sie die Gegenwart über Gebühr gegen die Vergangenheit herabsetzen, nicht entgehen. Die Klagen über die Schlechtigkeit der Gegenwart sind so alt als die Welt; sie wurden zu allen Zeiten und auch von denjenigen Geschlechtern erhoben, welche die geschichtliche Ferne gegenwärtig in eine ideale Vergangenheit zurückversetzt hat. Seine bittersten und erbarmungslosesten Angriffe auf die Gegenwart sammelte Carlyle wie in einer Rüstkammer in dem berühmten Werke, das der Geschichte der englischen Revolution folgte und diese dritte, wesentlich englische Epoche seines Wirkens der Hauptsache nach schließt, in den „Latter-Day-Pamphlets." Zwischen dem Erscheinen dieses und jenes Werkes lag die irische Hungersnoth, der irische Exodus, die Revolutionsjahre 1848—49; und die „Pamphlets" entstanden unter dem bittern Eindruck dieser Ereignisse und des kläglichen Ausgangs der revolutionären Bewegung. Man findet darin Alles, was der idealistische Censor seiner Zeit vorzuwerfen hat, auf's geistvollste und großartigste, aber auch auf's schroffste, wie unter einem unaufhörlichen gewitterhaften Zusammenstoß der Extreme, ausgesprochen. Ein gegen die Sclavenemancipation gerichteter „Occasional Discourse on the Nigger Question" eröffnet die Reihe der Pamphlete in bezeichnender Weise. Der Pamphletist verurtheilt die Sclavenemancipation als falsche Philanthropie; der Neger gehört seiner Ansicht nach einmal einer untergeordneten Race an, wird mithin die ihm verliehene Freiheit stets mißbrauchen und hat

vielmehr ein unveräußerliches Recht, von der höher begabten weißen Race beherrscht zu werden. Die Sclaverei alten Stils freilich ist schlecht; aber Hörigkeit nach mittelalterlicher Art, ein „Miethsverhältniß auf Lebenslänge“, würde der Natur des Negers am vollkommensten entsprechen, sie deshalb am glücklichsten machen. Das folgende Pamphlet hat „Die Gegenwart“ im Allgemeinen zum Thema. Ihre gesammten Zustände erscheinen dem Pamphletisten verrottet und nichtswürdig: die industrielle Existenz Englands „ist ein großer Giftsumpf rauchender Pestilenz“, die englische Constitution „ein unvollendbares und der Vollendung unwürdiges Ideal“, die Nationalökonomie eine „Unheilswissenschaft“. Nur ein wahrhafter Herrscher, eine vernunftgemäße Organisation der Arbeit kann helfen. In ähnlicher Weise bespricht ein drittes Pamphlet („Downing Street“) die bestehende politische Verwaltung. Der Autor sieht darin nichts als ein elendes System verworrener Routine, ohne Energie und Vernunft. An die Stelle desselben solle ein großer Staatsmann treten, oder ein Rath der zehn fähigsten Männer, erwählt, wo man sie auch finden möge, aus einem Volke von siebenundzwanzig Millionen. Ein ferneres Pamphlet erklärt das öffentliche und das Privatleben, den Staat und die Religion in ihrem gegenwärtigen Zustande für ein Gewebe von halben Wahrheiten und ganzen Lügen; für das Bedürfniß aller Bedürfnisse aber die Vernichtung des Pauperismus, „unserer großen socialen Sünde“, die Herrschaft von Männern, welche befähigt seien, die Realisirung des Guten zu gebieten. Nur wer befehlen und wer gehorchen könne, sei gut; wer keins von Beiden könne, sei schlecht. Zur Erlangung dieser wesentlichen Tugenden solle man demnach vor Allem das gegenwärtige Geschlecht erziehen, statt wie es bisher „mit bloßen Krumen der Rede“ abzufüttern. Weiter ausgeführt wird dieser Gedankengang in dem Pamphlet „Stump Orator“, das dem Laster der Redseligkeit unseres Zeitalters den Stab bricht. Es ist wie in Hamlet: nichts als Worte, Worte, Worte. Alle Welt huldigt dem Moloch öffentlichen Redens, parlamentarischer Beredsamkeit, und geistiger Tod ist die Folge. Es scheint dem Pamphletisten deshalb ein wolvollendeter Reformplan für unsere umnachtete Welt, könnte wenigstens e i n e Nation ihr Leben in Schweigen dahin bringen. Wie würde da die Spreu aus den Menschen und Dingen ausgesiebt werden! Vom Parlament erwartet er Nichts und es erscheint ihm nutzlos, dessen Reform zu versuchen. Die höchste Aufgabe ist nicht ein vollkommener erwähltes Parlament, als das jetzige, sondern die Reellität eines regirenden Herrschers, der seine Verhandlungen leitet. Die Masse der Menschen, die sich um die Weltbühne sammelt, ist eine so häßliche Darstellung menschlicher Stupidität, als die Welt je gesehen. Könnte man das Votum des Sclaven ganz ausschließen und nur das Votum des freien heroischen Mannes zulassen, dann wäre die neue Aera und der beste Zustand der menschlichen Angelegenheiten herbeigekommen. Aber vorläufig, so setzt das Pamphlet Hudsons Statue auseinander, ist keine Hoffnung auf den baldigen Anbruch dieser schönen Zeit. Denn ach, Hudson, der Eisenbahnkönig, und unzählige andere Fetische, sind die angebeteten Heroen, nicht Cromwell. Auch in die Kunst ist die allgemeine Lüge und Entartung eingedrungen. „Fürwahr, diese unedle Trägheit, diese skeptische Erstarrung kann nicht unser Endzustand bleiben. Unter dieser rohen Versumpfung liegt schmerzlich eingekerkert eine Geistesrichtung, die einst heroisch werden kann.“

Das gewaltige Aufsehen, welches diese „Latter Day Pamphlets“ zur Zeit

ihres Erscheinens hervorriefen, bedarf keiner Erklärung. Sie behandelten die großen Fragen der Zeit mit einer grenzenlosen leidenschaftlichen Einseitigkeit und unterlagen ohne Ausnahme dem Vorwurf, daß der Pamphletist die Mittel verwechsle mit den Zwecken und weder den factischen Leistungen der Gegenwart noch der Nothwendigkeit des langsamen geschichtlichen Werdens gerecht werde. Doch bei alledem trafen sie das Gewissen der Zeit und übten durch Geist und Originalität eine unverkennbare nachhaltig anregende und gedankenerweckende Wirkung. Aus ihnen besonders wurde das große Publicum mit den „Schrullen" und „Grillen", den Absonderlichkeiten des Stils und der Ausdrucksweise des Philosophen von Chelsea vertraut und ihr Nachhall besonders ist es, dem man in der stark verbreiteten kritischen Opposition gegen Carlyle begegnet. Wenn die mitgetheilten Andeutungen zeigen, daß seine Philosophie noch immer auf der alten revolutionären Grundlage des Denkens ruhte, so enthielten die „Latter Day Pamphlets" andererseits mehr als eine Gedankenfolge, die als Ausdruck des reactionären Zeitgeistes gelten konnte und eine Deutung im Sinne des Cultus der Macht und des Erfolges zuließ.

Ein größerer Gegensatz in Ton und Empfindung ließ sich nicht denken als das Buch, welches 1851 den „Latter Day Pamphlets" folgte, die Lebensbeschreibung von Carlyles Freund John Sterling. Auch dieser Darstellung fehlt es nicht an Ernst und Schwermuth, doch ein weicher Hauch der Erinnerung weht darüber hin und statt des Propheten, der im Tempel des unbekannten Gottes weissagt, statt des Richters, der das Verdammungsurtheil über eine verderbte Zeit ausspricht, hört man den Menschen Carlyle, wie er mit den Menschen durch's Leben wandelt, an ihren Leiden und Freuden sympathisch theilnimmt und in dem Erdenwallen seines Freundes ein Stück zeitgenössischer Geschichte gleichsam gesprächsweise darstellt. Aus keinem andern Buche tritt sein Charakterbild so persönlich unmittelbar hervor, keins bringt ihm den Leser so unbefangen menschlich nahe, keins ist so vollkommen geschrieben wie er spricht. Darin und in einem vorzüglichen Capitel über den Dichter und Philosophen Coleridge liegt das Hauptinteresse des „Life of John Sterling". Dem Verfasser persönlich gab seine Vollendung die nöthige Seelenruhe für sein letztes großes Werk, dessen Bearbeitung ihn noch einmal auf deutschen Boden hinüber führen sollte, die Geschichte Friedrichs des Großen.

Mit der Geschichte Friedrichs war Carlyle von 1852—65 beschäftigt. Ein näheres Eingehen auf dieselbe ist an diesem Orte unnöthig. Es genügt zu sagen, daß es vor Allem das Heldenhafte in dem Charakter des großen Königs war, was den Autor anzog, dann aber auch die durch Friedrich gesicherte Bildung der Macht, in der er die Wiedergeburt Deutschlands, eines Landes und Volkes, für daß er so viele Jahre das tiefste Interesse empfunden, vorgebildet sah. Was die vollendete Leistung betrifft, so bietet diese Geschichte Friedrich's, trotz mancher Mängel, wozu besonders eine gewisse Ueberladung mit Detail gezählt werden muß, unserer Meinung nach das vortrefflichste Charakterbild des großen Königs und seiner Zeit, das der historischen Kunst bis jetzt gelungen ist. Die unvergleichliche dramatische Lebendigkeit des Historikers der französischen und englischen Revolution kommt auch hier zu ihrer vollen Geltung und was dem deutschen Leser in der Behandlung zuerst fremdartig erscheinen mag, vergißt sich in der Fülle des Charakteristischen und Interessanten, die von Capitel zu Capitel das ganze Werk belebt und durchdringt.

Seit der Vollendung der Geschichte Friedrich's war es besonders die Vorbereitung der schon erwähnten Gesammtausgabe seiner Werke, die Carlyle in Anspruch nahm und deren glänzender Erfolg ebenfalls bereits erwähnt wurde. Wie sie da sind, von ihm durchgesehen und durch Anmerkungen ergänzt, bilden sie das vollständige Material für die Beurtheilung seines Wirkens; denn daß bei seinem hohen Alter noch eine nennenswerthe Zugabe bevorsteht, ist nicht wahrscheinlich. Nachdem ich den Gang dieses Wirkens in seinen Hauptepochen angedeutet habe, bleibt mir noch übrig, einige Worte über den Menschen Carlyle hinzuzufügen. Im Grunde genügt in dieser Hinsicht eine einzige Bemerkung; die nämlich, daß in seinem Falle der Schriftsteller und der Mensch identisch sind. Sein Leben war ganz der Arbeit des Geistes gewidmet und diese ideale Einheit des Lebens und des Denkens ist in seiner Persönlichkeit verkörpert. So verschieden daher die Urtheile über seine Grundsätze, und über die Art, wie er dieselben gepredigt, auch lauten mögen: über seine großartige, unabhängige, furchtlose Aufrichtigkeit und Consequenz herrscht bei Denen, die überhaupt eines Urtheils fähig sind, kein Unterschied der Meinungen. Daß er spricht, wie er schreibt, daß demnach seine charakteristische Ausdrucksweise keine Manier, sondern die Naturform seines Gedankens ist, kann ich aus eigener Erfahrung bezeugen. In dem Ton seiner Rede fällt neben dem unauslöschlichen schottischen Accent der puritanische Anklang auf, der Klang einer Stimme, die lange Jahre gewohnt gewesen, ein weltliches Evangelium mit Ernst und Nachdruck zu verkünden. Den Humoristen läßt der plötzliche Uebergang von dem Ernst in ein lautes herzliches Lachen und wieder von diesem in jenen erkennen. Im geselligen Verkehr von unerschöpflichem Fluß der Rede, hat Carlyle — bei einem Manne, der den größten Theil seines Lebens in der Studirstube zugebracht, eine bemerkenswerthe Thatsache! — sich bei den seltenen Gelegenheiten, wo er öffentlich auftrat, als glänzender Redner aus dem Stegreif erwiesen. Seine anderthalbstündige Antrittsrede hielt der Siebzigjährige vollkommen frei, ohne jede Vorbereitung oder schriftliche Nachhülfe. Einfach und regelmäßig in seinen Lebensgewohnheiten, macht er in seiner äußern Erscheinung noch immer den Eindruck rüstiger Frische. Noch bis vor Kurzem sah man die wolbekannte hohe hagere Gestalt des Philosophen von Chelsea, mit dem bärtigen Gesicht und den bald träumerisch, melancholisch, bald blitzartig scharf blickenden Augen auf weiten Spazierritten zu Pferde; stundenlange Spaziergänge durch das wolbekannte Labyrinth der Londoner Straßen und Parks gehören noch jetzt zu seiner täglichen Erholung. Was seine gesellschaftlichen Beziehungen betrifft, so ist er wie alle berühmten Männer genöthigt gewesen, sich gegen zudringliche Neugier zu schützen; doch schließt er sich dabei keineswegs gegen die äußere Welt ab, sondern verkehrt gern in befreundeten Kreisen. Von seiner fortdauernden lebhaften Theilnahme an den Weltereignissen gab noch vor Kurzem sein Brief über den deutsch-französischen Krieg Kunde. So ist ihm denn, nach einem Leben voll Kampf und Arbeit, ein ruhiges, würdiges Alter beschieden, dessen Vollgenuß ihm noch lange erhalten bleiben möge!

Blanckenberghe.

Blanckenberghe fängt nachgerade an Ostende als Seebadeplatz den Rang abzulaufen. Während die untere Stadt fast dieselbe geblieben, und hier und da mit ihren niedrigen Fischerwohnungen an Scheveningen erinnert, ist eine neue Stadt von Palästen auf dem Damm (digue) in voller Entwickelung begriffen. Von Jahr zu Jahr mehrt sich die Zahl der Villen, wovon eine der anderen nicht ähnlich sieht, und welche die größte Mannigfaltigkeit architektonischer Phantasie bekunden, den Mittelpunkt bildet der, im maurischen Styl, in geschmackvoller Weise aufgefaßte und in harmonischen Verhältnissen ausgeführte Kursaal; an ihn reihen sich von beiden Seiten die reizendsten Bauten; helle, lichte italienische Pavillons grenzen an einen im finstern mittelalterlichen Klosterstyl sich erhebenden Wohnungscomplex mit Thürmen, Erker und Nischen voller Heiligen. Selbst ein Wappen war der Front eingemeißelt, ist aber heute verschwunden, da der frühere Eigenthümer dieses steinernen Anachronismus, Herr d'Heuleville, einer der Matadore der clericalen Gründerbande, welche zur Ausbeutung leichtgläubiger Actionäre das fromme Aushängeschild der „Verchristlichung des Kapitals" erfunden, wie sein Herr und Meister, Langrand-Dumonceau und seine übrigen hocharistokratischen Patrone, ruinirt ist und seine Anwesen verkaufen mußte, obgleich er aus dem Schiffbruch noch hinlänglich genug gerettet, um sich ein kleines Absteigequartier dort vorzubehalten.

Wie ein Jockey gekleidet, schlendert er herum und wirft zuweilen, wenn er sich unbemerkt glaubt, einen wehmüthig ärgerlich-giftigen Blick auf die weiße Stelle, wo früher sein Wappen glänzte.

Etwas weiter unten erhebt sich, mit einem runden vorspringenden Säulenperistil, die Villa Pio Nono.

Auch ihr hat das Schicksal bereits eine Nase gedreht. Voriges Jahr sah ich noch dort ihren Erbauer, einen armen Millionär; es war ein vom Schlag gelähmter und paralisirter Mann; auf einem Rollsessel fuhren ihn einige barmherzige Schwestern und ein feister, rothwangiger, gut bebauchter Beichtvater in dem kleinen Gärtchen herum, vor der Villa, wo Rosen und Nelken sproßten und blühten; sein müder, erloschener Blick streifte bald aufs Meer, bald auf die Blumen, die zusammenschauerten unter einer leichten Seebrise, und nur um so herrlicher dufteten. Eine der Nonnen pflückte eine hochrothe, schwellende Rose und warf sie dem Siechen in den Schooß; der neckische Seewind aber faßte sie im Flug und führte sie dem Pater zu, der sie mit seinen Fettfingern auffing und sich nicht satt daran riechen konnte. War es der Reflex der Rose? Die Schwester ward blutroth unter ihrem weißen Kopfputz mit den großen Flügeln, und, trotz der Entfernung schien es mir, als werfe sie unter den gesenkten Augenlidern einen strafenden, glühenden Blick auf den Räuber ihrer Rose.

Auch eine Kapelle enthielt früher besagte Villa und der Bischof von Brügge war eigens mit einem ganzen geistlichen Gefolge zu ihrer Einweihung nach Blanckenberghe herübergekommen; jetzt, da die fromme Besitzung in andere Hände übergegangen, sind die heiligen Räume, wo der Prälat die erste Messe las, in warme Schlafzimmer umgewandelt. — Häuser haben ihre Schicksale wie Menschen.

Einstweilen ist Blanckenberghe noch, par excellence, ein Familienbad. Schaaren von Kindern sieht man zu jeder Tagesstunde, ohne alle Aufsicht, im fluthbefeuchteten, von der Sonne aber mit unglaublicher Schnelle getrockneten und gebleichten Meeressand, sich tummeln und spielen; mit aufgeschürzten Röckchen oder weit heraufgekrämpten Höschen trippeln sie hin und her und lassen sich von den weiß gekräuselten, das Gestade umspielenden und umkosenden Wellen benetzen. Die schon erwachseneren Knaben und Mädchen versuchen es, bei kommender Fluth durch Aufwerfung großer, mit Wallgräben umgebener Sandhügel den vordringenden Wellen Halt zu gebieten; man schaufelt, man gräbt, man schreit, man jauchzt; Commandoworte erschallen; der Feind droht bald hier, bald da; zuletzt drängen sich alle Kräfte auf einem Punkt zusammen; die Fluth steigt; auf allen Seiten giebt es Breschen, das Element bricht sich Bahn, und die Besatzung, welche sich glücklicher Weise den Rückzug offen gehalten, weicht muthig zurück; sie sucht in allgemeiner Flucht ihre Rettung. Nur ein einziger Knabe, — sein gelblich sonniger Teint kennzeichnete ihn als Südfranzosen, — wollte dieser Lage nicht weichen; als alle seine Mitgespielen schon auf dem trockenen Sand, stand er allein auf einem hochgethürmten Sandhügel und während das Wasser schon seine Füße benetzte, schwenkte er seine Hacke, an welcher er sein rothseidenes Halstuch gebunden, und schrie: Victoire! Victoire!

Der Junge war wirklich zum Malen schön; tollkühn wollte er ausharren; zuletzt mußte ihn noch einer der in den Rettungskähnen stets gegenwärtigen Aufseher fast gewaltsam seinem Posten entreißen.

„In dem Knaben“, meinte ein norddeutscher Banquier, „verkörpert und versinnlicht sich das ganze tolle Streben Frankreichs. Die Nationaleitelkeit läßt sie nicht nur die Gefahr verkennen und geringschätzen, sie rennen sehenden Auges mit dem Hirn gegen die Wand, und das nennen sie Gloire.“

Die Kinderwelt in ihrem Thun und Treiben erinnerte mich lebhaft an den Kaulbach'schen Fries im berliner Museum, der die Weltgeschichte komisch tragirt. Der Unterschied zwischen Kindern und Erwachsenen ist oft minder groß als unsere Eigenliebe und unser Dünkel es sich träumen läßt. Man sehe die Menschen in ihrem himmelstürmenden Streben und in ihren Kämpfen; sie glauben für die Ewigkeit gebaut zu haben und rufen stolz das Horazische Wort: Exegi monumentum.

Die Zeit schreitet darüber hinweg und begräbt Alles spurlos, wie die Erdhügel der Kinder, worüber einige Minuten später die See ihre Fluthen wälzte.

Im Allgemeinen ist es gewissermaßen ein Vorzug des Meeres, daß es wenig zum Nachdenken oder Philosophiren reizt; sein Eindruck ist ein so gigantischer, stets wechselnder; er nimmt unser ganzes Wesen so in Anspruch, daß der Geist, ehe er einen empfangenen Eindruck verarbeitet, wieder schleunigst von einem andern fortgerissen wird, wie eine Welle der andern folgt. Gerade diese Anregung, die nie zur eigentlichen Aufregung führt, der Anblick des Unendlichen, der den Menschen gleichzeitig erhebt und niederschlägt, erzeugt

die Seelenstimmung, welche der physischen und geistigen Erholung ermatteter Großstädter und müder Cabinetsmenschen so außerordentlich zuträglich ist.

Darum geben auch schon seit langen Jahren Künstler und Literaten Blanckenberghe den Vorzug vor Ostende. In Blanckenberghe hat die See weit mehr den Charakter des Weltmeeres, als in Ostende, wo das Gestade enger und weniger ausgedehnt; dann mangelt es auch dort an Dünen, mit ihrem weißen Flugsand, worin es sich so herrlich schlafen läßt, mit dem blauen Himmel über sich, eingelullt vom Schlummerlied des rastlosen, tausendstimmigen Orchester des Meers.

Als ich in der zweiten Hälfte des verflossenen Septembermonats in dem kleinen aber freundlichen Stationsgebäude zu Blankenberghe ankam, war ich denn auch sicher, trotz der schon vorgeschrittenen Saison, noch ein kleines Häuflein von Bekannten und Freunden zu treffen.

Kaum tritt man über die Schwelle des Stationsgebäudes, so ist man in voller Dorfidylle; zur Linken erblickt man den Kirchhof mit einigen schlichten Holzkreuzen und einer schmucklosen Kirche, hart daran erhebt sich eine weißgetünchte niedrige Kapelle; hier beten die Fischer ehe sie zum Fischfang in die See hinausfahren; ihre Frauen suchen dort Trost, wenn während der Abwesenheit ihrer Männer, welche sie stets bis zu den Schiffen begleiten, ein Sturm sich erhebt oder ein Unwetter ausbricht. Eine Dame, die mit mir in demselben Coupé gefahren, ging geraden Wegs auf den Kirchhof zu; ich sah sie dort im Hause niederknien und inbrünstig beten; ich dachte mir, sie hätte einen der Ihrigen dort begraben, später erfuhr ich zufällig daß dies keineswegs der Fall, sondern daß sie für alle dort Ruhenden gebetet; ein echt katholischer Gedanke.

Ich schlug dagegen eiligst die Straße zu meiner Rechten ein, legte rasch unterwegs meine Reisetasche ab, und stieg dann beflügelten Schrittes die Treppe hinan, welche zum Damm führt. Schon am Fuße desselben hört man das Rauschen der See; das Herz klopfte mir vor Erwartung, wie oft war ich diese Stufen hinaufgeeilt! Und trotzdem welche Ueberraschung! Ich jubelte förmlich auf und unwillkürlich flüsterte ich den Heine'schen Gruß.

„Thalatta! Thalatta!
Sei mir gegrüßt du ewiges Meer!
Sei mir gegrüßt zehntausendmal
Aus jauchzendem Herzen!"

Ich schaute und schaute und konnte mich nicht satt sehen; es abenddämmerte schon; die Fluth war so hoch gestiegen, daß alle Badekutschen hart gegen den Perron gedrängt standen und der Gischt der Wellen an sie heranspritzte; wie in einem Halbbogen lag das Meer, bleiern und dunkel; ein einziger lichter Punkt zu meiner Rechten kam und ging; es ist der schwimmende Leuchtthurm an der Scheldemündung.

Wie lange ich so dastand, weiß ich nicht; da fühlte ich plötzlich mich von starken Armen umfaßt und eine Freundesstimme rief:

„Du kommst spät, aber Du kommst! Ich beneide Dich schon seit einer Viertelstunde. Ich bin seit sechs Wochen hier und jeden Morgen, wenn ich die Treppe heraufsteige, habe ich immer das Gefühl, als erblickte ich das Meer zum ersten Male. Eben deshalb möchte ich um keinen Preis meine Wohnung in der untern Stadt vertauschen. Der Morgen ist für mich ein Hochgenuß. — Doch jetzt komm zum Strand; in einer halben Stunde beginnt das Meerleuchten."

„Bist Du dessen so sicher?“

„Siehst Du die Gruppe greiser Schiffer dort? Sie haben es mir verrathen, und in Allem, was die See betrifft, kannst Du ihr Wort als ein Evangelium betrachten. Zu alt, um mehr in See zu gehen, findest Du diese Invaliden von Morgens früh bis Abends spät, in Wetter und Wind, ob die Sonne brennt oder ob es regnet, schneit und friert, auf dem Deich, das Gesicht unverrückt dem Meer zugewandt; was um sie herum vorgeht, läßt sie vollkommen gleichgiltig, sie haben nur Augen und Ohren für das Meer; sprechen sie untereinander, was selten, so ist das stehende Thema das Meer. Dr. Mullem, unser Wirth, erzählte mir unlängst, er sei im verflossenen Winter in grimmer Kälte zu einem jener Seeveteranen gerufen worden, der, hieß es, plötzlich eine Ohnmacht bekommen. Als er in die Schifferhütte kam, fand er sie leer. Wo glaubst Du wol, daß er seinen Patienten suchte und fand? Auf dem Damm; der fast achtzigjährige Greis hielt sich mit beiden zitternden Händen an dem eisernen Geländer der Treppe geklammert, den Blick auf's Meer. — „Aber, Pieter“, frug der Doctor, „warum bleibt Ihr bei einer solchen Kälte nicht in Eurem warmen Nest?“ — „Hier ist mir am wohlsten“, meinte der Alte lakonisch. . . . Bitten und Drohungen brachten ihn nicht vom Platze.“

„Ich stehe“, plauderte mein Freund fort, indem wir über den Flugsand am Gestade einherschritten wie über einen weichen, smyrner Teppich, „mit diesen invaliden Matrosen auf dem besten Fuß. Sie kennen mich als Seeenthusiast. Während sie sonst Badegäste keines Blickes würdigen, geschweige einer Ansprache, theilen sie mir zuweilen die Resultate ihrer meteorologischen Beobachtungen mit. Der Alte dort mit seinem Stummel im zahnlosen Mund, in Hemdärmeln und dem großen, schwarzen Cylinderhut, sagte mir vor einer halben Stunde, es wird meerleuchten; das ist sicherer als das delphische Orakel.“

Es war unterdeß ganz Nacht geworden. Die See wogte in dunkler, voller Brandung. Hier und da glitzerte der Schaum der schlangenähnlich sich windenden und krümmenden Kämme der Wellen. Bald aber leuchtete es von der Ferne, kam näher und näher, und bald war das Meer wie von feurigen Zungen durchfurcht. Wo die Wogen hoch bäumend überschlugen oder am Gestade sich brachen, sprühte es von elektrischen, silberhell blitzenden Funken, ja, selbst unter unseren Füßen, wenn wir auf den feuchten Sand stark auftraten, zeigte sich durch bloße Reibung die Phosphorescenz. Vor unseren Augen vollzog sich das Wunder der Vermälung der beiden feindlichen Elemente, des Wassers und des Feuers. Wer löst dieses Räthsel?

„Wie wär's, wenn wir jetzt ein Bad nähmen?“ frug ich.

„Was meint Ihr dazu, August“, wandte sich mein Freund an einen Bademeister, der in unserer Nähe seine Badekutschen aus dem Bereich der Fluth brachte.

Der Mann bekreuzte sich. „Dazu bedarf es der besondern Erlaubniß, aber selbst wenn Sie eine hätten, so können Sie nicht auf mich rechnen . . .“

„Warum denn nicht? Fürchtet Ihr Euch davor?“

„Ja“, sagte er leise und scheu, „bitte, bringen Sie mich nicht in Versuchung. Ich habe der heiligen Jungfrau gelobt, nie und nimmermehr die Hand dazu zu bieten . . . nein, nein, um keinen Preis!“

„Was ficht Euch an?“ lachte mein Freund und streckte sich in den Sand. „Heraus mit der Sprache. Da steckt etwas dahinter . . .“

„Nun ja, ich habe nur dies eine Mal in meinem Leben Furcht gehabt, ich hätte Sie an meinem Platze sehen mögen."

„Wann, wie und wo?"

Der Mann sah sich um. „Das will ich Ihnen erzählen; außer meiner Frau hat noch Niemand aus meinem Mund ein Sterbenswörtchen darüber erfahren.

„Es mögen jetzt zehn Jahre her sein; damals gab es hier noch nicht so viele Curgäste, da kam ein vornehmer russischer Herr mit einem fünfzehnjährigen Mädchen, das er für seine Tochter ausgab, nach Blanckenberghe. Es hieß, es sei ein Prinz; steinreich, die Taschen voller Gold. Er hatte im Cursaal die erste Etage gemiethet und bezahlte königlich. In der ersten Woche sah man ihn kaum auf dem Damm. Wol aber saß er von früh bis spät, ja bis in die tiefe Nacht auf dem Balcon; ich sehe ihn noch mit seinem bleichen Gesicht, den tiefliegenden, stechenden Augen, dem schwarzen Bart; er glich dem Schächer auf dem Kreuzigungsbilde unseres Heilands unten in der Kirche; dagegen war das Mädchen engelschön, aber so zart, so fein, so schwank, so traurig, so todtbetrübt; man mußte fast fürchten, sie mit einem Blick zu verletzen. Als sie mich einmal zufällig ansah, ward ich ganz verwirrt; ihre Augen waren blau, so blau wie das Meer bei hellem, sonnigen Wetter, wenn der wolkenlose Himmel sich darin widerspiegelt.

„Eines Abends sitze ich mit meiner Frau zusammen und zähle unsere Tageseinnahme, die damals noch recht kärglich war, da klopft es und herein tritt der Prinz mit dem Mädchen; sie war ganz in Weiß gekleidet; ich erschrak und war wie geblendet; meine Frau war aufgestanden und der Prinz wandte sich zu ihr mit den Worten: „Der Bürgermeister hat Sie mir empfohlen, liebe Frau; meine Tochter und ich wollen nach Mitternacht ein Seebad nehmen. Halten Sie die Badekutschen bereit; Sie sollen reichlich bezahlt werden. Hier einstweilen ein kleines Douceur." Dabei legte er ein glitzerndes Goldstück auf den Tisch. „Ich zähle auf strengste Verschwiegenheit", setzte er, schon in der Thür, sich nochmals umwendend, hinzu; „Sie allein sollen uns begleiten, Ihr Mann kann wol im Voraus Alles in Bereitschaft setzen und ruhig schlafen gehen."

„Meine Frau war überglücklich. Sie hatte noch nie einen Goldthaler in Händen gehabt, geschweige besessen. Sie spielte mit der Münze wie ein Kind, ließ sie rollen und ich rief zuletzt erstaunt: „Du glaubst wol, es sei ein Spielzeug?" — Ich nahm das Goldstück; es brannte mir in den Händen; ich tauchte es in Weihwasser — warum wußte ich eigentlich selbst nicht.

„„Hältst Du es etwa für Teufelsgeld?" frug sie neckisch lachend. Ich erwiederte nichts und ging zum Strande, rollte zwei unserer saubersten Badekutschen möglichst nahe der Fluth, die erst nach Mitternacht abnahm, und schickte mich bereits an, wie mir geheißen worden, nach Hause zurückzukehren, als mir plötzlich der Gedanke durch den Kopf fuhr: Wenn Du Dich in eine der zufällig ganz in der Nähe vergessenen Badekutschen verstecktest! Was mich dazu bewegte, weiß ich heute noch nicht. Aber kaum gedacht, war ich schon in meinem Versteck. Ich wartete und wartete; es ward mir unheimlich zu Muthe; der falbe Schein des Meerleuchtens blendete mich zuweilen, dem Blitze gleich.

„Da endlich hörte ich den Sand knistern; es war meine Frau mit den Fremden. Noch einige Minuten und nun sah ich zuerst den Prinzen; er hatte ein dunkelrothes Badecostüm, sehnige, kräftige Arme und Beine und eine mar-

tialische Brust, über welche der lange, schwarze Bart herunterfiel; er wartete eine Weile, schritt dann, ohne sich umzusehen, als er die Thür der andern Badekutsche knarren hörte, dem Meere zu; jetzt trat auch seine Tochter heraus; ohne Hülle, von ihrem langen Goldhaar wie mit einem undurchdringlichen Schleier bedeckt, eilte sie, ein scheues Reh, ganz wie man die heilige Genoveva abconterfeit sieht, dem Wasser zu; es war wunderbar lieblich anzusehen, wie sie, anfangs von den Armen ihres Vaters gehalten, in den feuersprühenden Wellen herumspielte; mit ihren kleinen Händchen schöpfte sie den perlenden weißen Schaum und ließ ihn dann wieder entgleiten ... man hätte geschworen, es seien Sternschnuppen. Urplötzlich aber entriß sie sich den schützenden Armen. Sie stürzte sich in die heranbrausenden Wellen, verschwand, kam dann wieder zum Vorschein, hüpfte bald wie ein Gummiball, bald schwebte sie einer Seiltänzerin auf hohem Seile gleich über's Meer, mit aalgleicher Gewandtheit dem Prinzen ausweichend, furchtloser Schwimmer, der das Unmögliche that, um sie zu halten, aber unaufhaltsam eilte die Unglückliche, wie in einem Feuermeer sich bewegend, der bodenlosen See zu. ... Sie verschwand, fortgerissen von einer gewaltigen Sturzwelle und jetzt stürzte sich auch der Vater in die Brandung, welche sich über Beiden schloß.

„Die Haare standen mir zu Berge; den Todesschweiß auf der Stirn, eine Höllenangst im Herzen, denn Das konnte nicht mit rechten Dingen zugehen, rannte ich über den Sand zum Damm und meiner Behausung zu. Mehr als einmal stolperte ich über einem Anker, aber ich sah mich nicht um und betete laut ein Vaterunser nach dem andern, der Verfolger war mir auf den Fersen, ich hörte seinen keuchenden Athem. Endlich war ich an Ort und Stelle. Gottlob — — da faßt mich eine kalte, feuchte Hand ... Ich schlug besinnungslos zu Boden ...

„Als ich wieder aufwachte, sah ich meine Frau, die mir die Schläfen mit Branntwein eingerieben. Wir Beide thaten einen herzhaften Schluck von dem lebensweckenden Trank und nun erklärte mir meine Frau, auch sie hätte, von Grauen und Entsetzen gepackt, Reißaus genommen; sie hätte mich erkannt und gerufen, aber vergebens ... was beginnen? Sollten wir Alarm schlagen? Jetzt war es sicher zu spät. Das Meer oder der Teufel hatte längst sein Opfer.

„Wir hätten hiermit nur eine exemplarische Strafe für meine Frau erzielt, welche ihren Posten verlassen und davongelaufen. — Der Tag fand uns hin- und hersinnend, ohne daß wir zu einem Entschluß gekommen.

„Da klopfte es wieder an unsere Thür. Entsetzt sehen wir uns an; ich öffne, da tritt der Bürgermeister herein. Auch er war bleich wie ein Mann, dessen Nachtruhe man gestört. „Hier", sagte er, „ist noch ein Ducaten für Euch, den der Fremde zurückgelassen; doch kein Wort an Niemanden über die Vorgängnisse der Nacht, sonst ...." Wir gelobten es Beide mit Handschlag, glücklich, so wohlfeilen Kaufs davon gekommen zu sein. Auf dem Damm sagte er andern Tages, der Prinz und seine Tochter seien in aller Frühe abgereist."

. . . .

Am Tage vor meiner Abreise gab der sehr liebenswürdige und zuvorkommende Bürgermeister Herr Dujardin mir und einigen Freunden ein kleines Bankett. Als der Wein die Zungen etwas entfesselt, erzählte einer der Anwesenden die pikante Geschichte eines hocharistokratischen russisch-deutschen Pärchens, das nach Blankenberghe gekommen fast bei Thorschluß der Saison,

um die Flitterwochen zu verleben. Sie waren im Kursaal abgestiegen, Beide waren jung. Der Gatte trug einen, in der Diplomatie in den letzten zwanzig Jahren oft genannten Namen. Seine junge Frau, war eine Russin, nicht gerade schön — aber ziemlich kokett und ließ sich von ihren Tänzern gern den Hof machen. Der junge blasirte Ehemann trieb Klopfgeisterei und bis Abends spät mußte ihm der Wirth des Hôtels oft Gesellschaft leisten — während Madame auf dem Damm mit einem ihrer Tänzer sich erging und Mondscheinstudien machte. Eines Tages vernimmt der Wirth einen ungewohnten Lärm in dem Appartement des genannten Ehepaars. Er eilt hinauf; es qualmt ihm wie Rauch aus dem Schlüsselloch entgegen. Mit einem kräftigen Fußtritt sprengt er die Thür und findet den Baron und die Baronin im Faustkampfe begriffen, während im Hintergrund die Bettgardinen in heller Flamme standen. Mit nerviger Faust trennt er die Kämpfenden, schleudert sie Beide zu Boden, und löscht eiligst den, man weiß noch nicht wie und warum, angezündeten Brand.

Es folgte hierauf eine unbeschreibliche Scene, da Jeder der Gatten den Andern anklagt. Das Ende war, daß Beide, wenn auch nicht in demselben Eisenbahncoupé, doch in einem und demselben Zuge, am nächsten Morgen ihre Fahrbillets bis nach Berlin lösten und sich von dort aus nach St. Petersburg begaben, um ihre Trennung einzuleiten. Die Baronin willigte nur in die Abreise unter der Bedingung ein, daß der Wirth sie bis zum Bahnhofe begleite. Dort umarmten Beide denselben als ihren Retter . . .

Da wir einmal bei diesem Capitel, fiel mir die Geschichte des Bademeisters ein und ich frug, welche Bewandtniß dieselbe eigentlich hätte. Ganz erfunden konnte sie nicht sein. „Allerdings!“ lächelte der Bürgermeister, „mein Vorgänger hat mir den Schlüssel dazu gegeben. Der Mann hat nichts erfunden. Ein Unglück kam nicht vor. Nach tausend Todesängsten und selbst gegen dräuende Todesgefahr kämpfend, war es dem Prinzen gelungen, seine Tochter mit starkem Arm zu umfangen und sie dem Gestade zurückzuführen. Das Mädchen litt am Veitstanz.

„Der Vater hatte sich eingebildet, ein Bad während des Meerleuchtens dürfte vielleicht, der Elektricität halber, eine heilsame Wirkung auf ihren Zustand ausüben. Um jedem Aufsehen zu entgehen, beschloß er stehenden Fußes Blanckenberghe zu verlassen und hatte noch in der Nacht eine Unterredung mit dem Bürgermeister, der ihm dann auch gern behülflich war und versprach, den Vorgang zu verschweigen.“

Max Sulzberger.



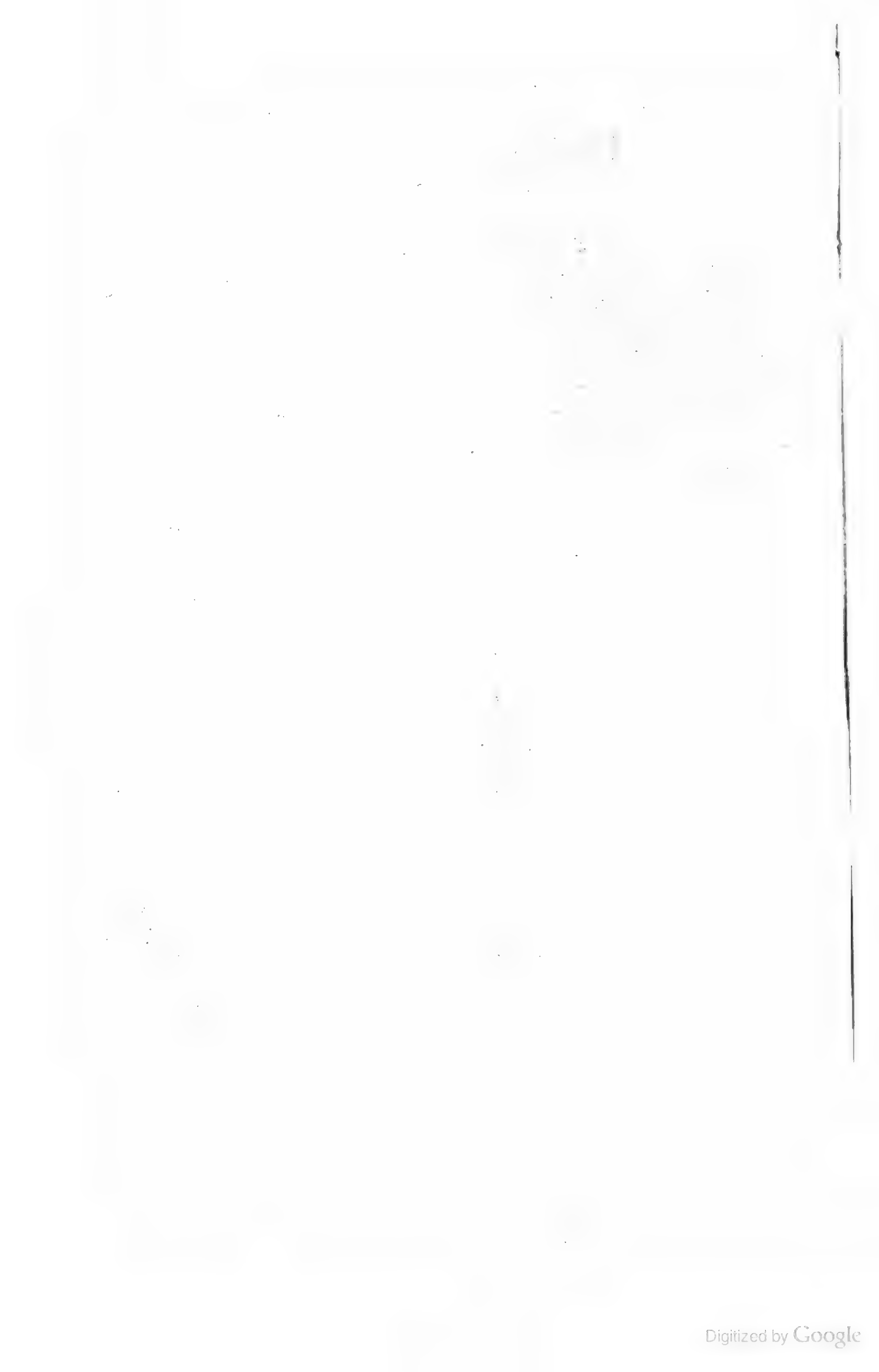
Sanssouci.

Preußens Königliche Schlösser.

Von George Hiltl.

Das Stadtschloß zu Potsdam.

[illegible]



Preußens Königliche Schlösser.

Von **George Hesekiel.**

Das Stadtschloß in Potsdam.

Das königliche Schloß zu Potsdam hat den Namen Stadtschloß erhalten, als der große Friedrich sein Weinbergschloß anlegte, das erst später den Namen „Sanssouci" erhielt, dem nach dem Siebenjährigen Kriege in einem andern Gegensatz das Neue Schloß entgegengestellt wurde; das damalige Neue Schloß heißt jetzt noch das Neue Palais. Man hat gesagt, die brandenburgisch-preußische Geschichte sei die Geschichte der Fürsten aus dem Hause Zollern-Brandenburg, darum möchten wir das Stadtschloß ein Stück brandenburgisch-preußischer Geschichte in Stein nennen, denn kein Bau im ganzen Land zeigt so greifbar wie dieser die hervorstechenden Eigenschaften der verschiedenen Regenten.

Der Gründer des Stadtschlosses, wie der Großmacht Preußens, der Erbauer des Hauptgebäudes, mit der Front nach dem Lustgarten und der Havel, ist der große Kurfürst Friedrich Wilhelm; schlicht, aber fest und gediegen nach Außen hin, im Innern räumlich, nicht ohne fürstliche Pracht. Ihm folgte sein Sohn Friedrich III., der als König Friedrich I. hieß, er erhöhte und verlängerte die Flügel und schloß den schönen, großen Hof im Norden mit dem Portal, von der Stadt erbaut, und den halbrunden Wachtgebäuden. Er stellte ein königliches Schloß dahin, wo zuvor nur ein kurfürstliches gewesen war, er schmückte es innerlich mit verschwenderischer Pracht aus, aber die Pracht galt vorzugsweise der Verherrlichung seines großen Vaters und der Schmuck kam meist aus der reichen oranischen Erbschaft seiner Mutter Louise Henriette von Oranien aus Holland, das damals so unermeßlich reich an Kunstschätzen war.

Der große Kurfürst liebte das Schloß vorzüglich seiner zweiten Gemalin wegen; er vermachte es auch der Kurfürstin Dorothea; Friedrich I. reluirte es erst nach ihrem Tode von seinen Herren Brüdern.

Friedrich I. hielt hier sein Beilager mit seiner ersten Gemahlin, der Prinzessin von Hessen-Cassel. Das treue Andenken an diese liebenswürdige Dame, die so jung an seiner Seite starb, soll ihm das Schloß vorzüglich werth gemacht haben.

Friedrich Wilhelm I. verwandelte gleich einen guten Theil der großen Prachträume in kleine, schlichte, bürgerlich enge Zimmer, nur das Gemach, worin er sein Tabakscollegium hielt, behielt die räumliche Ausdehnung. Alles wurde einfach und reinlich bis auf den hölzernen Stuhl; sparsamste Wirthschaft und der Soldat theilten sich ins Königsschloß, bis unser einziger Friedrich den Thron bestieg. Da kam der reichste Glanz über das Stadtschloß; da stellte Er das Haus des Ersten Friedrich in aller Pracht wieder her, da schmückte Er den Marmorsaal mit der Apotheose des großen Kurfürsten, da belegte Er die Fußböden mit dem schlesischen Marmor, den Er erobert hatte, da baute sein Knobelsdorff die Marmortreppe und die Marmorgalerie; da erhielten die Kammern im Innern ihren edlen Schmuck, wie die Außenseite und die Dachständer im besten Geschmack ornamentirt wurden; neben dem preußischen Adler aber und dem alten rothen Aar von Brandenburg nahm

seinen Platz überall der schlesische Adler mit dem Klarmond und dem Kreuzlein. Unter den Gemächern des Königs selbst wurde freilich dem Götzen Voltaire eine Gastwohnung eingeräumt, wie unser trefflicher Freund Dr. Georg Horn gründlich nachgewiesen, im harten Kampfe mit der potsdamer Tradition, nach welcher Voltaire gar nicht im Schlosse, sondern in einem Bürgerhause gegenüber gewohnt haben sollte*). Voltaire genoß des Königs Gastfreundschaft, bis der Götze sank und nur ein geistreicher Schriftsteller, oder ein gemeiner Kerl übrig blieb; mit dem geistreichen Schriftsteller hat der geistreiche Philosoph von Sanssouci noch manchen witzigen Brief gewechselt, den gemeinen Kerl aber hat sich der König von Preußen niemals wieder zu nahe kommen lassen.

Voltaire's Gemach wurde später als Gastzimmer gebraucht; jetzt ist es das Absteigequartier des Obristen, Hof- und Hausmarschalls Grafen Pückler, der mit seinem Verständniß und dem besten Geschmack die königlichen Schlösser in Ordnung zu halten weiß.

Und als Friedrichs Auge in Sanssouci erlosch, da wurde sein Leichnam hier im Schloß in Parade ausgestellt, bevor sie ihn in seine Gruft in die Garnisonskirche trugen, deren Kanzel sein frommer Vater mit den Statuen einer Minerva und eines Mars schmückte, um sie als Garnisonskirche deutlich zu bezeichnen. Eine wahrhaft königliche Geschmacklosigkeit, die übrigens durch Friedrich Wilhelm II. beseitigt ist, der den beiden steinernen Kriegsgöttern im Schloß an Knobelsdorff's Treppe einen neuen Stand verlieh. Friedrichs Nachfolger haben am Stadtschloß im Wesentlichen nicht viel geändert und was sie änderten, war nicht eben zu rühmen; die Zeit Friedrich Wilhelm's II. kannte die Tugend der Pietät nicht; sie ging auf der einen Seite oft mit einer Rücksichtslosigkeit vor, die wir heute als helle Barbarei ansprechen würden, auf der andern Seite aber war sie wieder noch so gefangen von dem Zauber des großen Königs, daß sie vor jedem Schritt scheute, der über die Kreise hinaus führte, die Friedrich's Hand gezogen. Friedrich Wilhelm II. wohnte im Winter auf der Westseite, im Sommer auf der Ostseite des Schlosses, daher entstanden die Bezeichnungen: der Sommerflügel und der Winterflügel. Von Friedrich Wilhelm II. ist kaum eine Spur erhalten im Stadtschloß, man muß in's Marmor-Palais gehen, um ihn zu finden. Aber von seinem Sohn Friedrich Wilhelm III. und von der Königin Louise reden laut diese Kammern auf dem westlichen Flügel und die im Norden über dem Wachtgebäude, jene heiteren und hellen, aber bis zur Aermlichkeit einfach ausgestatteten Zimmer, in welchen ein königliches Familienglück wohnte, wie das nicht seines Gleichen gefunden.

Wie Friedrich II. in der brandenburgisch-preußischen Geschichte herrschend in den Vordergrund tritt, so ist es auch im potsdamer Stadtschloß; daß er aber auch hier in den Vordergrund tritt, das ist das Verdienst seines pietätvollen und kunstsinnigen Nachfolgers, des Königs Friedrich Wilhelm IV. Er war es, der dem Stadtschloß seinen friedericianischen Charakter voll und ganz wiedergab, bis in's Kleinste wurde Alles restaurirt, wie es unter dem großen Könige gewesen, bis auf den vergoldeten Drachenkopf, der einst die erwärmte Luft in das Schreibcabinet Friedrich's geleitet. Das ganze Schloß

*) Dieser Aufsatz Horn's ist gedruckt in den „Mittheilungen des Vereins für die Geschichte Potsdams", die viele treffliche Arbeiten von Geh. Rath L. Schneider, Domherrn von Ledebur, Präsidenten Engelcke u. a. m. enthalten und uns von wesentlichem Nutzen gewesen sind.

redet von Friedrich dem Großen; Der aber, der es reden machte, der hat sich still zurückgezogen in die Zimmer an der nordöstlichen Ecke des Schlosses im zweiten Stockwerk, die Friedrich Wilhelm IV. bewohnte. Sie werden dem Publicum nicht geöffnet. Sie glänzen durch eine Anzahl der schönsten, modernen Bilder von Kalckreuth, Hildebrandt u. A. m.

Die brandenburgisch-preußische Geschichte ist zu Ende; mit König Wilhelm, dem ersten Kaiser, beginnt die preußisch-deutsche Geschichte. Möchte dem brandenburg-zollernschen Hause gleicher Ruhm für die kommende Zeit beschieden sein, wie es in der Vergangenheit gewonnen!

Der Kaiser wie der Kronprinz haben im Stadtschloß keine eigenen Kammern; wenn sie hier Audienz ertheilen, oder Vortrag annehmen, so benutzen sie dazu einige Zimmer auf dem westlichen Flügel, die aus dem großen Tabakscollegium Friedrich Wilhelm's I. hergestellt sind.

Das Stadtschloß hat zwei äußere Treppen, die grüne Treppe und die goldene Treppe; die goldene, von den vergoldeten Kinderköpfen, die sie schmücken, so genannt, führt aus dem Lustgarten an der Westseite des Schlosses herauf zu der ehemaligen Fahnenkammer, die Friedrich der Große mit Cedernholz täfeln ließ. Die Treppe wurde unter Friedrich Wilhelm III. abgebrochen, von Friedrich Wilhelm IV. aber wieder hergestellt. Die grüne Treppe, von dem Hauptportal zum Marmorsaal, ist gar keine Treppe mehr, sondern eine Rampe, eine Auffahrt. Unter dem großen Kurfürsten war es eine wirkliche, mit Orangerie besetzte Treppe, daher der Name. Der Kellerraum unter der Treppe war einst ein Prunkkeller, wo der jagdlustige Schloßherr und die Seinen, ehe sie zu Holz zogen, den Satteltrunk nahmen; eine Grotte, wo unter Friedrich I. ein reicher Schenktisch unter der „Rocaille“ aufgestellt wurde, an dem sich die Cavaliers mit ihren Dames „desalterirten“, wenn sie im Lustgarten spazierten. Als der rauhe Soldatenkönig Friedrich Wilhelm I. den reizenden Lustgarten zu einem Exercierplatz eingeebnet hatte, hörte auch die Wirthschaft in der Grotte auf und sie diente sehr nüchtern den Löschapparaten zur Aufbewahrung.

Hinter der grünen Treppe ist das große Portal, durch das man in die weite, kühle Prachthalle tritt, die der Marmorsaal heißt; der große Kurfürst hat sie erbaut und so wie sie jetzt ist, ist sie das Werk des großen Königs; Wände und Fußböden von grauem, grünen, rothen Marmor, Capitäle und Simse von vergoldetem Erz; riesenhafte Decken- und Wandgemälde, Alles zielend auf die Verherrlichung des großen Kurfürsten. Links von dieser Halle liegen nun die Kammern des großen Friedrich, in denen Alles unverändert bleibt, wie auch in der Wohnung Friedrich Wilhelm's III. und der Königin Louise, auf der andern Seite, Alles unverändert geblieben ist. Diese beiden Wohnungen werden auch nie fremden Herrschaften als Gastzimmer gegeben. Die Wohnung des großen Friedrich besteht aus einem Corridor, der, wie alle Corridore in diesem Schloß, mit Brustbildern von Generälen und Officieren behängt war, bis er von Friedrich Wilhelm IV. mit Gemälden von Kalckreuth geschmückt wurde; dann stößt der Saal für die Marschallstafel, an der alle Officiere vom Gefolge des großen Königs speisten, daran; dann folgt das Speisezimmer des Königs, länglich rund, mit einem Portrait der Barbarina von Anton Pesne; darauf das Concertzimmer, grün mit Gold, darin der Flügel von Silbermann, auf dem Quanz den König begleitete, es liegen noch authographische Musikalien Friedrich's darauf. Dann kommt ein Cedernholzcabinet, das wol rückwärts mit der Diensttreppe und

dem Corridor in Verbindung steht; dann das Schreibcabinet mit dem Drachenkopf als Ofen und dem Spiegel, durch welchen der vor dem Schreibtisch sitzende Friedrich jeden Eintretenden gleich von allen Seiten sehen und auch Lustgarten und Straße überblicken konnte. Dem Fenster nach der Straße zu gegenüber stehen noch heute die Linden, die man Bittschriftenlinden nennt. Wer was beim König anzubringen hatte, der stellte sich unter eine dieser Linden und hielt seine Bittschrift hoch. Der König bemerkte es sofort im Spiegel und schickte einen Diener, der ihm die Bittschrift brachte. An der ersten dieser Linden soll auch die Schmähschrift gegen den König angeheftet gewesen sein, welche Friedrich bekanntlich niedriger hängen ließ, damit sie die Leute bequemer lesen könnten. Ueber den Vorfall selbst ist kein Zweifel, über die Linde aber sind die Gelehrten nicht einig. Einige verlegen die Scene dieses Vorfalls sogar nach Berlin. An das Schreibcabinet schließt sich das Schlafzimmer des Königs, das zugleich seine Bibliothek und das reichste seiner Gemächer war. Die beiden Bücherschränke sind mit silbernen Henkelvasen und lesenden Kindern von Silber besetzt. Die Balustrade, die den Alkoven vom Zimmer trennt, ist von gegossenem Silber mit silbernen Kinderköpfen verziert. Man zeigt da auch noch allerlei Reliquien vom großen König, unter anderm ein Paar Stiefel, die auf den kleinsten und zierlichsten Fuß schließen lassen, den Friedrich gehabt haben muß, in der Vorpodagraperiode, wie sich von selbst versteht. Dagegen sind ein Paar riesenhafte weiße Lederhandschuhe da, deren Echtheit uns immer problematisch bleiben wird, denn die zierliche kleine Hand des Königs steht unbezweifelt fest. Durch den Alkoven kommt man in das sogenannte Confidenzzimmer, das nur ein Fenster hat; ein lauschiger Winkel ist's mehr als ein Zimmer; hier speiste der König selbdritt oder selbviert im tiefsten Geheimniß, von Dienerschaft unbelästigt, denn die Tafel wurde im Erdgeschoß gedeckt und stieg durch eine Maschinerie auf und nieder. Das war die Wohnung des Königs. — Die nächsten vierzehn Zimmer des Flügels im ersten Stock waren zur Aufnahme von fremden Gästen meist höchsten Ranges bestimmt; am Ende nach dem Markt zu war das von Knobelsdorff erbaute Theater, das später in andere Zimmer verbaut worden ist, aber seiner Zeit prächtig genug war.

Westlich oder rechts von dem großen Marmorsaal, in Verbindung gesetzt mit dem Ostflügel durch die Knobelsdorff'sche Marmorgalerie, betritt man die Paradekammern; zuerst einen Speisesaal, der zwei Fenster nach dem Lustgarten, mit einem höchst anmuthigen Blick auf die Havel und zwei nach dem Schloßhof hat; der Saal ist sehr prachtvoll durch riesige Spiegel, kostbare Tischplatten und Bronzeverzierungen, nach denen er auch die „Bronzekammer" genannt wurde. Zwei Thüren rechts und links von dem Kamin führen in das Audienzzimmer. Ueber dem Kaminsims das bekannte Bild: August der Starke von Polen, Hand in Hand mit Friedrich Wilhelm I. von Preußen; der Hofmaler Herr Ludwig von Sylvester hat dem sächsischen Polenkönig gar nicht geschmeichelt, er sieht aus wie der „Polterer", eine stehende Figur der Komödie. Dem derben Preußenkönig aber hat er sehr ungeschickt geschmeichelt, solch' zierliche Tanzmeisterschritte hat der zornige Herr sicher nie gemacht, er pflegte derb aufzutreten im Leben, wie in der Geschichte.

Das Staats- oder Audienzzimmer ist gelb mit Silber. Darauf folgen die Zimmer, welche Anfangs dieses Jahrhunderts für einen Besuch des Kaisers von Rußland neu eingerichtet und danach „Neue Kammern" oder „Russische Kammern" genannt wurden. Es sind diese Gemächer aber

einst die Gemächer des großen Kurfürsten und seines Sohnes, des ersten Königs, gewesen. An das erste Zimmer, der große Kurfürst soll hier gestorben sein, stößt eine kleine Galerie, die drei Fenster nach dem Lustgarten und eins nach Westen, nach der breiten Straße hin, hat. Diese Galerie war das Cabinet des großen Kurfürsten. An einem wunderschönen Tage des Monats Mai 1872 sah die wunderschöne Kronprinzessin Margaretha von Italien, mit den Prinzessinnen des königl. Hauses von Preußen, von hier aus die Parade an, die der deutsche Kaiser, unser König Wilhelm, in dem Lustgarten abhielt, der jetzt Garten und Exercierplatz zugleich ist, den die Erzbilder der Helden aus dem Befreiungskrieg zugleich mit den Marmorbildsäulen aus der Oranischen Erbschaft schmücken. Dann folgt ein Schlafgemach mit einem Bilde der Königin Louise Ulrike von Schweden von Pesne und einem von dieser durchlauchtigen Dame in Chenille gestickten Feuerschirm vor dem rothen Marmorkamin. Dann kommt das ehemalige Concertzimmer Friedrich's II., jetzt auch ein Schlafzimmer, die Ecke einnehmend, und im Westflügel das Lesezimmer oder die ehemalige Fahnenkammer, aus welcher man auf der schon erwähnten goldenen Treppe in den Lustgarten niedersteigt. Die nächsten Zimmer bieten kein besonderes Interesse, auch die beiden letzten nicht, die man aus des grimmigen Soldatenkönigs Friedrich Wilhelm's I. Tabakscollegium gemacht hat. Dann aber kommt dessen Schlafzimmer, einfenstrig, alles eng, klein, nicht behaglich, aber höchst charakteristisch, auch ohne die geradezu furchtbaren Gemälde von hoher königlicher Hand mit der Unterschrift: „Fridericus Guilelmus Rex pinxit." Es steht nicht dabei „in tormentis", er hatte also nicht einmal das Podagra, als er diese Scheusale schuf; es waren Erzeugnisse seiner guten Stunden! Und das war auch das Sterbezimmer dieser gewaltigen Natur, dieser mächtigen Herrscherkraft, die man anerkennen muß, wenn man sich auch höchst unsympathisch berührt fühlt! Zu diesem Fenster neigte er das todesmüde Haupt, um seine Soldaten unten im Lustgarten zu sehen, und dort, durch das ebenfalls enge Wohnzimmer, ließ er seine „Grenadiere" marschiren, seine Riesen, die er zärtlich wie ein Vater seine Kinder liebte, wenn er sie auch streng hielt; ihr Anblick war seine letzte Erquickung auf Erden, fast im Todeskampf noch. „Er starb mit der Ruhe eines Christen und mit der Neugierde eines Naturforschers" sagt Friedrich von seinem Vater; der wunderliche Herr brannte nämlich vor Neugierde, zu erfahren, wie es nach dem Tode sein werde.

Zu dem Wohnzimmer, es ist nicht getäfelt und hat nur gemeine Dielen, gehörte noch das Eingangszimmer mit der Thür nach dem Corridor, — das war die ganze Wohnung König Friedrich's Wilhelm I.

Nun folgt eine Reihe von Zimmern, die Friedrich der Große 1756 höchst elegant für den Grafen Schaffgotsch, den Fürstbischof von Breslau, einrichten ließ und die deßhalb die fürstlichen Kammern hießen. Später bewohnte dieselben Prinz Friedrich von Preußen. Nach diesen Kammern kommt die Treppe ohne Stufen, auf der sich König Friedrich Wilhelm I. auf einem Rollstuhl in den Lustgarten zum Exercieren hinunterfahren ließ, wenn er das Podagra hatte. Der lange Corridor vor diesen Kammern ist wieder mit Portraits von Officieren und Bildern von Friedrich Wilhelm's furchtbarem Pinsel behängt.

Die Zimmer an der nordwestlichen Ecke des Schlosses sind die der Königin Louise; das Eckzimmer war ihr Schreibzimmer, es hat grüne Tapeten; das Schlafzimmer mit einem Cabinet und einem Toilettezimmer daran,

nach Norden, nach dem Markt zu gelegen, befinden sich über der Wache, und sind wirklich nicht besser als ärmlich, die Bettstellen von Birnbaumholz. Sie sind aus der Zeit, in welcher die Einfachheit als die höchste Zierde auch des Königslebens galt, wo man Luxus mit der Anspruchslosigkeit trieb und wo man sich freute, natürlich zu sein. Es liegt freilich etwas Bestechendes in diesem Zuge, aber es hat auch sein sehr Bedenkliches, ihm ganz zu folgen. Der mächtige Einfluß Rousseau'scher Declamationen hat nirgends eine so edle und anmuthige Form gewonnen, wie im preußischen Königshause. Das südlich an das Schreibzimmer stoßende Musikzimmer ist etwas reicher mit blauseidenem Damast tapezirt, das Thurmzimmer daneben hat gelben, weißgeblümten Damast. Im Speisesaal aber ist wieder eine Papiertapete. Es ist hier alles, wie sie es verlassen hat, im Speisesaal hängt noch ihr großer grüner Fächer an einem Gardinenhalter, dorthin hing sie ihn, wenn sie sich zum Speisen setzte; und hier, dicht neben dem Fächer der edlen Königin, stehen die Fahnen und Standarten, Ehrentrompeten und Pauken der potsdamer Garnison. Wo wären die Feldzeichen mit eisernem Kreuz besser aufgehoben, als bei der Mutter des Königs?

Dort im Schreibzimmer steht auch noch der Königin Arbeitskörbchen und unter dem Spiegel die Spielsachen der königlichen Kinder. Jeder Bürgersmann schenkt jetzt seinen Kindern viel kostbarere Spielwerke. Die thönernen Pfeifchen dort, sie kosteten das Stück einen Dreier, wie wir aus eigener Erfahrung wissen, hat sich Prinz Wilhelm auf dem letzten Jahrmarkt gekauft. Der mächtige König Wilhelm von Preußen, der erste deutsche Kaiser, und das grüne thönerne Pfeifchen für einen Dreier!

Prächtig und königlich ist in dieser ganzen Wohnung nichts als die Sopraporten der weißen Thüren mit goldenen Palmbäumen, oder goldenen Pfauenschweifen darin. Und in der Wohnung des Königs, im zweiten Stock gerade darüber gelegen, sieht es, wenn möglich, noch einfacher aus; auch hier Papiertapeten, Möbel von Birnbaumholz, die Bettstellen sogar von gemeinem „Kiehn", wie der Berliner sagt, das heißt von Kiefernholz. So aber liebte es König Friedrich Wilhelm III.

Die Wohnung, die König Friedrich Wilhelm IV. im Stadtschloß bewohnte, liegt auf der Südostecke, in der zweiten Etage; sie wurde für ihn 1823 bei seiner Vermählung eingerichtet und er hat sie nie verlassen wollen. Hat Friedrich Wilhelm IV., der die ganze Umgegend Potsdams kunstsinnig in einen meilenweiten Park verwandelt, der für Sanssouci, Charlottenhof, den Neuen Garten und so viele andere Gärten und Schlösser so viel gethan, auch am Stadtschloß wesentlich nichts geändert, so hat er ihm doch durch die Kuppel, die er der vor dem Schloßportal auf dem Markte liegende Nicolaikirche aufsetzte, für das Auge einen künstlerischen Abschluß gegeben. Man trete in die südwestliche Ecke des Schloßhofes und blicke nach der südöstlichen, man wird sich des Anblicks freuen.

Wenn man vor dem de Bodtschen Portale auf dem Markte steht, so hat man zur rechten Hand die stehende Wache der ehemaligen ersten Bataillonsgarde, zur linken Hand die andern Gardetruppen, innerhalb des Portals aber soll stets, Hand an Sattelknauf, ein Husarencommando gehalten haben, um etwa flüchtigen Deserteurs gleich nachsetzen zu können. Die potsdam'sche Tradition ist reich an Erzählungen aus der Deserteurzeit; sie sind meist traurig, diese Geschichten, aber die traurigste Geschichte aus der Chronik des Stadtschlosses ist die vom Besuche des Kaisers Napoleon.

Am 24. October 1806 Vormittags um elf Uhr, kam Napoleon mit zahlreichem Gefolge durch das Thor in der Colonnade, welche den Lustgarten von der Straße abschließt, und stieg auf der grünen Treppe vom Pferd. Sein Gesicht war unbeweglich, eine liebe, fromme Dame, die ihn beobachtete, sagte angstvoll: „Das ist der Reiter aus der Offenbarung.“ Aber ein alter Officier des großen Königs bemerkte derb: „Die Kerle im Gefolge sehen wüster aus, als eine Bande polnischer Recruten!“

Das königliche Hofmarschallamt war vertreten durch den Kammerherrn von Bardeleben, den Hofstaatssecretair Meinert und den Kammerdiener Tamonti. Duroc, Napoleons Groß-Palastmarschall, führte seinen Herrn durch den Broncesaal in die für ihn in Bereitschaft gesetzten russischen Kammern; im Marmorsaal wurde sofort eine Wache aufgestellt, welche Posten aussetzte in dem Corridor vor des Kaisers Gemächern, der dienstthuende Generaladjutant blieb in dem Audienzzimmer, welches damals blau war, die übrigen Officiere vom Dienst hielten sich in dem Broncesaal auf. Der Kaiser Napoleon sprach sein Wohlgefallen an den schönen und prachtvollen Zimmern aus, schien Werth darauf zu legen, daß er in demselben Bette schlafe, welches auch dem Kaiser von Rußland gedient und ließ Tische zusammentragen, auf denen er mit Duroc's Hilfe seine Karten ausbreitete. Um zwölf Uhr verlangte er Frühstück, sein Bruder Jerôme und sein Schwager Mürat speisten mit ihm. Der große Feldherr erregte das Erstaunen der preußischen Hofbeamten und Hofdiener durch seine auffallend unreinliche Art des Speisens; er faßte z. B. ganz tapfer mit den Fingern in die Schüssel, zerriß ein Stück Geflügel mit den Händen und spritzte die Tunke auf das Tafeltuch. Um zwei Uhr wurde der Schloßcastellan geholt; der Kaiser wollte die Wohnung des großen Königs Friedrich sehen. Im Gehen fragte er nach der Bestimmung jedes einzelnen Raumes, wozu Friedrich ihn benutzt. So erfuhr er, daß König Friedrich Wilhelm I. seinen Sohn Fritz im Marmorsaal wehrhaft gemacht, d. h. in die Armee einrangirt hatte.

Im Ganzen war es, trotz des sichtlichen Respectes vor dem großen König doch nur ein sehr flüchtiges Durchschreiten der Gemächer, das meiste Interesse schien Napoleon noch an der Maschinentafel im Confidenzzimmer zu nehmen; doch zeigte er den Officieren seiner Begleitung den vom König selbst geschriebenen Catalog seiner Werke und sagte, auf die Musikalien deutend: „Der König war auch ein großer Musiker!“ Durch allerlei Fragen, die er an den Kammerdiener Tamonti und Andere richtete, suchte er sich zu vergewissern, daß der Degen und der Stern vom Schwarzen Adlerorden, die dort lagen, von Friedrich wirklich getragen worden seien. Er hatte gleich die Absicht, diese Reliquien als Beutestücke mit zu nehmen.*) Als man ihm sagte, die Wohnung sei ziemlich unverändert so wie sie der König verlassen, äußerte er, sie verdiene immer unverändert erhalten zu bleiben zum Andenken an den großen Mann. Beim Weggehen fragte er den Schloßcastellan Knopf, ob er schon dem König Friedrich gedient? Der antwortete ihm, daß er bei demselben Lakai gewesen und von ihm selbst noch

*) Sonderbarer Weise sagt Napoleon in seinem Tagebuch von Sanct Helena, er habe Degen und Ordensstern des Großen Friedrich von Sanssouci mitgenommen. War ihm da sein Gedächtniß untreu, oder wollte er was besonderes damit andeuten? Es ist ganz unbezweifelt, daß er die Reliquien aus dem Stadtschloß mitnahm. Uebrigens war der Degen kein preußischer; er gehörte zu Friedrichs russischer Uniform.

zum Castellan gemacht worden sei. Darauf wendete sich der Kaiser lebhaft an sein Gefolge und sagte: „Sehen Sie, dieser Mann hat noch unter dem großen König gedient!"

Danach ließ der Kaiser sein Roß vorführen und ritt, geführt von des Königs Stallmeister Müller, mit einer ganzen Heerschaar von Generälen und Officieren nach Sanssouci und dem neuen Schloß. Nach der Rückkehr ertheilte er Sauvegarden für die königlichen Schlösser und die Pfaueninsel, was freilich nicht hinderte, daß dieselben von seinen Officieren und hohen Beamten arg geplündert wurden. Doch wurde, was man uns 1806 an Kunstschätzen nahm, 1814 und 15 zum guten Theil wenigstens zurückgebracht. Nach dem Diner arbeitete Napoleon mit dem Generalstabschef der Armee Berthier, mit dem Minister-Staatssecretair Maret, mit dem Generalintendanten der Armee Daru und mit Duroc bis spät in der Nacht. Ebenso am Morgen des folgenden Tages, wo er nur einen Abgesandten des Fürsten von Dessau in anhaltischer Jagduniform empfing, der einen Brief seines Fürsten überreichte. Gegen zwölf Uhr wurde die befohlene Deputation der Stadt Berlin gemeldet, welche dem Sieger die Schlüssel der Hauptstadt überreichen sollte. Die Schlüssel wurden einige Tage später in Berlin selbst überreicht. Duroc führte die Herren, die im Marmorsaale harrten, nachdem er sie gemeldet in das gelbe Zimmer, die Wohnung des Kaisers. Die Deputation, der sich auch die Landräthe der Kreise Teltow und Niederbarnim angeschlossen, baten um Milde und Schonung für Berlin, um Schonung und Nachsicht für die Landschaft. Die Antwort des Kaisers klang bedauernd, auch war es ganz richtig, wenn er einen Theil der Leiden unvermeidlich nannte. Es war aber ganz ungroßmüthig, daß er die Gelegenheit benutzte, den König und die Königin, den Adel des Landes, mit bittern Schmähungen zu überhäufen, ganz abscheulich endlich war es, daß er im Bulletin vom 26. Oct. (Spener'sche Zeitung 1806 Nr. 137) lügenhafter Weise sagte: die Deputation habe über König, Königin und Adel in jener Audienz Beschwerde geführt und nun seine eigenen Schmähungen den Mitgliedern der Deputation in den Mund legte. Die tief gekränkten Männer durften nicht wiedersprechen, sie hatten aber die Genugthuung, daß Niemand im Lande die Schändlichkeit glaubte, die ihnen der französische Kaiser anzulügen niedrig genug war. „Großes Genie, aber auch große Bestie", sagte General von der Marwitz. Herr Arouet von Voltaire und Herr Napoleon Bonaparte, die beiden traurigsten Gäste im Schlosse zu Potsdam!

Nach dem Frühstück hielt Napoleon im Lustgarten Revue über die Artillerie der Garde, dann setzte er sich zu Pferd, ritt nach der Garnisonkirche und besuchte das Grab des großen Friedrich. Nach dem Mittagsessen arbeitete er wieder bis spät. Am 26. October hielt er abermals Parade über Gardetruppen, empfing eine Deputation des potsdamer Magistrats, dem er die möglichste Schonung der Stadt verhieß, dann ritt er nach drei Uhr Nachmittags über Spandau nach Charlottenburg. In der Stadt wurde er noch von zwei Einwohnern, dem Kaufmann Dohndorf und dem Bürger Fretz, der es sogar wagte, des Kaisers Pferd anzuhalten, um Schonung der Stadt gebeten. Napoleon versprach, daß Potsdam frei sein solle, wahrscheinlich aber nur um schneller loszukommen, denn in der Folge wurde der Stadt Potsdam auch nicht die geringste Nachsicht oder Schonung gezeigt. Das war Napoleons Besuch im Stadtschloß zu Potsdam, an Preußens trübsten Tagen eine ganz dunkle Stunde, ein bittrer Tropfen mehr in dem Leidenskelch von Anno Sechs.

Sanssouci.

Sanssouci ist nicht, wie man gewöhnlich glaubt, nur der Name des Schlosses, welches Friedrich der Große sich auf einem Weinberg bei Potsdam erbaute, sondern es ist der Name einer ganzen Anzahl von Schlössern, Gärten, Hainen, Villen, Pavillons, Tempeln und Wasserstrecken, welche König Friedrich Wilhelm IV. künstlerisch und landschaftlich vereinigt, deren Bewohnern er, der unermüdliche fromme Kirchenerbauer, in seiner Friedenskirche, wo jetzt der Leib des Vieldulbenden ruht, den geistlichen Mittelpunkt gegeben hat. Unter dem 22. April 1845 schrieb der hochselige Herr an Bischof Eylert ...... „Es scheint mir passend, eine Kirche, welche zu einem Palastbezirk gehört, der den Namen Sanssouci, „Ohne Sorge", trägt, dem ewigen Friedensfürsten zu weihen und so das weltlich Negative „Ohne Sorge" dem geistlich positiven „Frieden" entgegen oder vielmehr gegenüber zu stellen ...... Der Name „Friedenskirche" als die vulgäre Bezeichnung der neuen Kirche, lächelt mich so an, daß ich mich für dieselbe entscheide — falls Sie nichts Unpassendes darin finden."

Die Friedenskirche ist die Pfarrkirche für den Palastbezirk Sanssouci, so wie Saint Germain l'Auxerrois in Paris die Pfarrkirche für Louvre und Tuillerien war.

Von den Palästen von Sanssouci sind zwei vom großen Friedrich, zwei von Wilhelm IV. erbaut; die Gartenanlagen, der Paradiesgarten, das Veronawäldchen, der Sicilianische Garten, der Nordische Garten, der alle Arten von Nadelholz enthält, die im Norden vorkommen, u. a. m. sind mit ihren geschmackvollen Gärtnerwohnungen meist Schöpfungen dieses feinsinnigen Königs, der eine ganze Anzahl berühmter Baumeister und ganze Geschlechter von Gärtnern herbeigerufen, gebildet und großgezogen.

Die erste Anlage Friedrich Wilhelm's IV. in Sanssouci schreibt sich aus seiner Kronprinzenzeit her: es ist Charlottenhof, das er 1826 durch Schinkel und Persius bauen, dessen Gartenanlage er durch Lenné und Sello ausführen ließ, ganz nach seinen Ideen und ganz nach seinem Geschmack. Wir finden da ein sonniges Gartenhaus mit hohen Weinlaubarkaden; einen Gartensitz an einer Quelle mit Skulpturen und Statuen, einen Wassergraben von einer grünen Laube überbrückt; ein römisches Bad, darin Alles prächtig in kühlem Marmor ausgeführt; italienische Blumen- und Fruchtgärten, Beete in Buchsbaumfassung mit weißen und bunten Knochen und Muscheln nach niederländischer Art ausgeführt, Taubenhäuser, Schildkrötenhäuser, einen Fasanengarten und endlich dicht am Schloß den Rosengarten, der den berühmten Rosengarten auf der Pfaueninsel den Rang abgelaufen hat. Endlich ist da vom Rosengarten und Baumpartieen umgeben das Schlößlein Charlottenhof selbst, rückwärts von einer Terrasse begrenzt, wo silberklar die Wasserkünste sprudeln, Kühlung und Behagen spendend. Das war wol ein schöner Tag im Leben des Kronprinzen, da er seine geliebte Gemalin, die bayerische Elisabeth, hier einführte und über dem klaren Wasser ihre Büste von Erz aufstellte auf einer Säule von bayerischem Marmor!

Damals zogen Lust und Liebe, Scherz und frohe Laune ein mit dem kronprinzlichen Ehepaar in das Schlößlein und selbst der Uebermuth waltete noch, in dem Vestibule wenigstens. In dem Vestibule, da, wo jetzt ein Wasserstrahl in eherne Becken plätschert und mildes blaues Licht dem Auge schmeichelt, hatte der Kronprinz einst die Tafel aufstellen lassen; er speiste dort mit seiner Gemalin und seinen Schwestern. Plötzlich fühlten die Prinzessinnen

ihre Füße naß werden und ehe sie sich dessen noch kaum bewußt wurden, lief ihnen das Wasser in die Schuhe; der Kronprinz hatte heimlich die Wasserleitung geöffnet und schickte die Damen nun lachend hinauf, ihre Fußbekleidung zu wechseln. Wie schön stand dem Kronprinzen einst dieser jugendliche Uebermuth!

Die beiden Vasen hier in dem Vestibule sind von Blutjaspis, Geschenke des Kaisers Nicolaus. Der Zimmer sind wenige; in des Königs Ankleidezimmer mit den Stühlen von Rosenholz liegt ein Reitstock des großen Friedrich mit einem ruhenden Löwen von Bernstein am Griff; daneben ist ein kleines grünes Eckzimmer, wo Friedrich Wilhelm's Schreibtisch mit vielen Zeichnungen von seiner Hand steht; dann kommt ein Schlafzimmer mit Spiegelthüren und der Marmorbüste des dritten Friedrich Wilhelm und der Königin Louise; dann das Cabinet der Königin Elisabeth, vielfach mit Silber geschmückt und mit einem Lehnstuhl in Stahl und Silber, angeblich von Peter den Großen geschmiedet; das Wohnzimmer der Königin mit schönen Landschaftsbildern; der Speisesaal mit einer Tischplatte von Rosso Carolino, Alabasterschaalen und Statuen; das Gesellschaftszimmer, das Cafézimmer und endlich das Humboldtzimmer mit den Kinderstatuen des Nero und des Pompejus. Schon damals hatte der große Gelehrte in Friedrich Wilhem's Umgebung immer sein eigenes Zimmer. Es war wol die heiterste Zeit seines Lebens, die Friedrich Wilhelm hier durchlebt hat; als König ist er zwar noch oft zum Besuch hier gewesen, gewohnt hat er niemals hier, seit er den Thron bestiegen.

Einst, im Anfang der fünfziger Jahre, hatte er eine Anzahl von Geistlichen, eine in Potsdam versammelte Synode, wenn wir nicht irren, zum Frühstück nach Charlottenhof eingeladen; die Tafel stand in dem Seitengang vor dem Vestibule gedeckt; als der König vorfuhr, sagte er in seiner lebhaften Weise: „Dummes Zeug, ich habe befohlen die Tafel auf der andern Seite zu decken, bin wieder falsch verstanden!" Dann ging er die Treppe hinauf, um sich umzukleiden. Als er aber damit fertig war und an's Fenster trat, brach er in jenes Gelächter aus, dessen hinreißenden Ton Keiner vergißt, der es jemals vernommen hat, jenes Gelächter, das auch die Kaiserin von Rußland, seine Schwester, hatte, obwol es bei dieser eine tiefere Klangfärbung annahm. Der König sah etwas wie eine weiße Riesenschildkröte herankommen, die Lakaien waren nämlich unter die Tafel gekrochen, hatten sie emporgehoben und trugen sie nun davon zu der vom König ausersehenen Stelle. Neben dieser Riesenschildkröte her aber schritten rechts und links die geistlichen Herren im Ornat höchst feierlich und Jeder trug säuberlich Löffel, Messer und Gabel, Serviette und Becher. Das mag gar zu lustig ausgesehen haben in dem grünen Hain mit den zahlreichen Büsten der Dichter und Philosophen. Jetzt aber kann man bei Charlottenhof einen Anblick haben, der ist nicht lustig, sondern die Augen werden naß und die Wehmuth tritt an's Herz, Dem der's sieht!

Es ist eine alternde Dame, die wird von einem Diener in einem Rollstuhl durch den Rosengarten und rund in Charlottenhof herum gefahren; ernst sinnend blickt ihr Auge auf das Schlößlein, ihr Ohr lauscht dem Geräusch des Wasserstrahls, der auf der Terrasse sprudelt, und jedes Fenster redet zu ihr — die alternde Dame ist die Königin Elisabeth von Preußen, die verehrte Wittwe Friedrich Wilhelm's IV. Sie besucht Charlottenhof oft, er ist ihre Jugend, ihre Freude, sie umkreist das Schlößlein und dann fährt sie wieder hinauf nach dem Terrassenschloß, wo der König litt und

starb, oder hinunter nach der Friedenskirche, wo er begraben liegt und dort sitzt sie manche Stunde.

Im Westen grenzt an Charlottenhof der Wildpark, darin die Pirschhaide mit schönem Wildstand, ebenfalls eine Anlage Friedrich Wilhelm's IV. Hier ist auch das bayerische Häuschen, wehmüthigen Andenkens. Der König hatte es für die Königin, eine Erinnerung an die bayerische Heimat, gebaut, es wurde ihr Lieblingsausflug während seiner letzten schweren Krankheit.

Friedrich Wilhelm's stolzeste Schöpfung aber in Sanssouci führt den bescheidenen Namen Orangeriehaus, oder das Neue Orangeriehaus; aber es ist die großartigste Palastanlage in Norddeutschland. Der Bau hat eine Länge von 330 Fuß, zwei Thürme und bietet von seinem platten Dache eine wundervolle Aussicht in die verschiedenen Gärten und Haine und darüber hin einen Blick weit hinein in die Landschaft. Auf Terrassen, die mit Cedern, Palmen, Orangen, Vasen, Statuen besetzt, mit Blumenbeeten geschmückt sind, steigt man auf zu dem Palast, dessen Portal gegenüber ein Erzabguß des Farnesischen Stiers steht.

In dem Mittelbau befindet sich nur der berühmte Rafaelsaal, so genannt, weil sich hier jene einzige Sammlung Rafael'scher Bilder in werthvollen Copien befindet. Diese Sammlung und Aufstellung war eine Idee Friedrich Wilhelm's IV., die eine glänzendere Ausführung nicht finden konnte. Rechts und links vom Rafaelsaal ließ Friedrich Wilhelm IV. einige Zimmer für seine geliebte Schwester Charlotte, die verewigte Kaiserin Alexandra von Rußland, einrichten. Neuester Zeit werden fürstliche Besuche, die man besonders ehrt, hier einlogirt. So im Juni 1872 der Prinz und die Prinzessin von Piemont (Kronprinz von Italien). Prinzessin Margherite bewohnte die Zimmer auf der linken Seite; sie sind prachtvoll eingerichtet.

Das Schlafgemach ist das sogenannte Malachitzimmer, die Vasen, die Fensteraufsätze, die Consolen, die mächtigen Tischplatten, die Waschgefäße, Alles ist von Malachit. In einem runden Eckgemach steht eine vorzügliche Statue Friedrich Wilhelm's IV. Eine Veranda, rückwärts des Rafaelsaals, verbindet diese Zimmer mit denen auf der rechten Seite, welche der Kronprinz von Italien bewohnte. Auf dieser reich mit Blumen besetzten Veranda nahmen die Herrschaften den Thee; der Blick öffnet sich nach der neuen Anlage zu und hat zunächst vor sich auf hoher Marmorsäule einen Erzabguß der Juno Ludovisi, von zwei schönen Pyramidenpappeln flankirt. Das erste Zimmer auf der andern Seite zeigt viel seltenes Porzellan, namentlich auf dem Kamin wahre Kostbarkeiten von vieux Saxe, das zweite Zimmer hat prächtige Boule-Meubles und ist mit Ansichten von Jerusalem geziert. Der König von Italien ist bekanntlich auch Titularkönig von Jerusalem. In dem dritten, dem Schlafzimmer des Kronprinzen, steht eine alte reiche Kommode des großen Kurfürsten. Wir wüßten in allen königlichen Schlössern keine Wohnung, in welcher künstlerischer Geschmack mit fürstlicher Pracht zu einem so schönen Ganzen verbunden wäre. Auf und nieder bleibt man in den Säulengängen, die von Baumgängen jenseits der Säulenpforten fortgesetzt werden und in das Endlose zu verlaufen scheinen; man begreift, in wie großartigem Sinne die Anlage gedacht und mit wie feinem Kunstsinn sie ausgeführt ist.

Gehen wir nun von der letzten Schöpfung König Friedrich Wilhelm's IV. zu dem ältern Schloß Friedrich's des Großen, wir werden auch dort, und gerade dort, Friedrich Wilhelm IV. finden. Die große Fontaine schleudert brau-

send ihren Wasserstrahl in die laue Sommerluft, die Cascaden plätschern und rauschen, Brunnen und klare Wasser murmeln und rieseln, Blumendüfte wehen fast betäubend, wir steigen über die mit der alten, weltberühmten Orangerie besetzten Terrasse, auf zu dem Terrassenschloß, das Friedrich's des Großen „Sanssouci" mit einem unerklärlichen Komma in Goldschrift an der Stirn trägt. Von der obersten Terrasse, die erst Friedrich Wilhelm IV. mit einer Marmorbalustrade umgab, blickt man in eine Landschaft, die wirkliche Bergzüge zeigt, vielleicht das lieblichste Stück von Kurmark Brandenburg; links hat man die Halbrotunde, wo des großen Königs Lieblingshunde begraben sind, rechts ist eine ganz gleiche Halbrotunde, wo der Einzige selbst begraben sein wollte. Sein Nachfolger aber begrub ihn mit richtigem Gefühl unten in der Garnisonkirche, wo er neben Friedrich Wilhelm I. liegt.

Aber an dieser Stelle empfing das Schloß seinen Namen, denn Friedrich sagte einst zu d'Argens auf die selbst gewählte Begräbnißstelle deutend: „je serai sans souci, quand je serai là!"

Die Cabinetsordre, welche den Bau des Schlosses auf dem obern Plateau des terrassirten Weinbergs befahl, erfolgte am 13. Januar 1745 an den Kriegsrath Neubauer, den Rendanten der Baukasse. Der König selbst hatte mit seinem Freunde Knobelsdorff die Pläne zu dem „Lusthause", wie das Schloß damals noch genannt wurde, entworfen, Kriegsrath Dietrichs leitete zunächst den Bau, der so gefördert wurde, daß, trotz des Krieges, das Schloß bis zum Spätherbst im Rohbau fertig wurde. Am 19. Juli 1746 hat König Friedrich, ganz allein, zum ersten Mal auf Sanssouci gespeist. Er bezog Sanssouci officiell am 1. Mai 1747. In Wirklichkeit hat er erst am 19. Juli dieses Jahres zum ersten Male dort geschlafen. Aus diesen Tagen sind die ersten Briefe Friedrich's von Sanssouci datirt. In den Hofrechnungen kommt der Name Sanssouci erst im folgenden Jahre vor.

Das Schloß selbst ist fast unscheinbar; es hat nur einen Stock, die Kuppel in der Mitte ist ganz anspruchslos, doch ist die Façade reich verziert. Die Flügelgebäude, die Küche und Fremdenzimmer enthaltend, hat erst Friedrich Wilhelm IV. im Geschmack des Schlosses an Stelle älterer Häuser, durch Persius aufführen lassen und reich ausgestattet.

Die vielbesprochene Mühle des Müllers Grevenitz, der dieselbe nicht an den großen König verkaufen wollte und sich zorniger Gewaltdrohung gegenüber stracks auf's Kammergericht berief, ist auch längst in ein Gebäude zum Gebrauch des Hofes verwandelt, bewahrt aber die äußere Form. Die Dynastie der Müller von Sanssouci hat sich neben der des Königs nicht zu halten vermocht. König Friedrich Wilhelm III. wollte sie, dem großen Ohm zu Ehren, durchaus retten, bezahlte mehrmals die Schulden der Mühle und gab mehrfach reiche Geldgeschenke — es ging aber nicht; der letzte Müller von Sanssouci bat den König flehend, ihm die Mühle endlich abzukaufen.

Das Innere des Schlosses ist fast noch ganz so wie zu König Friedrich's Zeit, denn König Friedrich Wilhelm IV. hat in seiner pietätvollen Weise alle seit dem Tode des alten Fritz vorgenommenen Veränderungen wieder beseitigen lassen.

In dem marmorreichen Vestibule, wo Friedrich öfter speiste, tritt uns der würdige Castellan entgegen; Herr Woytasch ist eine sehr geachtete Person am Hofe, er war der Treuesten Einer, lange Jahre Kammerdiener Friedrich Wilhelm's IV. und bei ihm bis zur Sterbestunde.

Aus dem Marmorsaale tritt man links zuerst in das Audienzimmer,

Friedrich's mit rothseidener Tapete, vielen werthvollen Bildern und einer prächtigen Tischplatte von Achat; dann folgt Friedrich's Musikzimmer mit dem grünen Marmorkamin, dann das Wohn-, Schlaf- und Sterbezimmer des großen Königs; es ist ein weites Gemach nebst Alkoven, mit grünseidenen Tapeten und einer herrlichen Amethysttischplatte; auf dem Sessel dort ist der Einzige verschieden, die Uhr dort ist in seiner Todesstunde stehen geblieben. Napoleon hat die Uhr mit nach Paris genommen, aber er hat nicht gewagt, sie aufzuziehen; sie zeigt noch immer zwanzig Minuten nach zwei Uhr, wie am Morgen jenes 17. August 1786. Dahinter ist noch das runde Cedernholzzimmer, wo die Bibliothek des Königs in schönen Schränken steht, ein gar traulicher, lauschiger Winkel. Sehr hübsch und anheimelnd ist auch die weiße Galerie hinter diesen Zimmern; der König ging hier bei schlechtem Wetter spazieren, sie ist mit heiteren Bildern, namentlich Watteau's, verziert.

Diese Friedrich's-Zimmer benutzte Friedrich Wilhelm IV. gern zu seinen Abendgesellschaften; hier haben auch wir ihn gesehen an einem Novemberabend des Jahres 1855, helle Feuer brannten in den Kaminen, am nächsten Tage schon sollte das Hoflager nach Charlottenburg verlegt werden. In gemüthvollster Ruhe ging der König hier zwischen seinen Gästen umher in Sammetstiefeln, den bequemen Uniformüberrock halb aufgeknöpft, in jeder Hand ein Taschentuch. Dann setzte er sich nieder im Concert- oder Musikzimmer, neben ihm die Königin Elisabeth mit ihren Damen, einige vornehme Hofherren, der musikkundige Graf Redern, der Graf Keller und Alexander von Humboldt. Der Vorleser, Geheimrath Schneider, las ein Gedicht von George Hesekiel: „Das erste Capitel des Schwarzen Adlerordens", das episodisch die Musikstücke einer Ceremonialmusik von R. Tschirch verband; Sänger und Musik standen in dem Marmorvestibule, der Militairmusikdirector Wieprecht dirigirte, Dichter und Componist waren zugegen; sie ernteten hier reichen Beifall, der ihnen bei einer spätern Aufführung im Schauspielhause zu Berlin nicht zu Theil wurde. Beide hatten die Ehre bei dem Souper des Königs bleiben zu dürfen, zu dem nicht besonders gedeckt wurde. Man legte eine kleine Strohmatte für jedes Gedeck auf, der Wein wurde, nach alter preußischer Hofsitte, eingeschenkt in den Pocalen angeboten. Friedrich Wilhelm III. hat als Kronprinz zuerst am preußischen Hofe Wein in Flaschen auf die Tafel stellen lassen. Durch das Auflegen der Strohmatte wurde das lebhafte Gespräch keinen Augenblick unterbrochen, eben so wenig durch das Wegnehmen derselben; danach wurde geräuchert, um den Dunst der Speisen zu vertreiben. Der Heiterste und Witzigste an jenem unvergeßlichen Abend war ohne Widerspruch König Friedrich Wilhelm selbst. Und nun, gehen wir aus dem Audienzzimmer Friedrich's in das erste Zimmer auf der andern Seite des Marmorsaals: es ist das Schlafzimmer, das Sterbezimmer Friedrich Wilhelm's IV. Auf jenem Bette, es ist von der Hand der Königin dicht mit Palmen bestreut, hat er gelitten und ausgelitten. Seine Leiche war ausgestellt in Parade drüben im Sterbezimmer des großen Friedrich. Noch sieht man hier den Schreibtisch mit den Büchern, die man sicher auf allen Schreibtischen der preußischen Könige und Prinzen findet: Bibel, Gesangbuch, Rang- und Quartierliste, Staatskalender, Ordensliste und die Gotha'schen Almanache; die Kommodenplatte mit der kleinen Reisebibliothek, unter der viel von Shakespeare; das Original der Todtenmaske, die ja auch durch Photographien bekannt geworden, hier mit einem Spitzentuch der Königin verhüllt, von dieser Königin ein Bild, das sie als Braut zeigt. Dort stehen die

Wagen, in denen er gefahren wurde, als ihn die schreckliche Krankheit ergriffen; dort liegen die Handschuhe und die Mütze, die er zuletzt gebraucht. Unter den Bildern bemerken wir besonders die Portraits des Freiherrn von Knobelsdorff und des Grafen Gotter von Pesne. Auf das Zimmer des Königs folgt das Wohnzimmer der Königin Elisabeth, das Schlafzimmer derselben und endlich, am Ende, die sogenannte Blumenkammer, in welcher die Königin zuweilen frühstückt.

Diese Zimmer hießen sonst die Fürstlichkeitskammern und dienten Fürstlichkeiten und besonders den Freunden Friedrich's zur Wohnung; Erzbischof Krasicki, d'Argens, von Winterfeld, Lord-Marschall Keith, Voltaire u. A. haben hier gewohnt; die Zimmer haben noch ganz die Einrichtung behalten, die ihnen Friedrich gegeben, es sind nur wenige moderne Meubles darin. Voltaire bewohnte das letzte in der Reihe, die Blumenkammer; es sind allerlei Gethiere, als Affen, Bären u. drgl. m. dort angebracht, man sagt, der König habe Voltaire damit verspotten wollen.

Neben dem Schloß liegt die Bildergalerie, doch sind, wie aus allen königlichen Schlössern, auch von hier die besten Stücke an das Museum in Berlin abgegeben worden. Auf der andern Seite steht das Cavalierhaus, oder die Neuen Kammern, am Englischen Garten. Es enthält reich decorirte Säle und Galerien nebst sieben Fremdenzimmern.

Von der großen Fontaine am Fuß der Terrasse führt die prächtigste Allee gerade hinunter zu König Friedrich's neuem Schloß, das jetzt gemeiniglich das Neue Palais genannt wird. Es ist jenes Prachtschloß, welches der große Friedrich nach dem Hubertusburger Frieden 1763 bis 69 baute, um der Welt zu zeigen, daß er den letzten Groschen in der Tasche behalten habe, wie er spöttisch sagte; im Ernst wol, um den verabschiedeten Soldaten Arbeit und Nahrung zu geben. Da steht röthlich schimmernd der Bau Brüning's nach einem Muster von Palladio, da liegen mehr als zweihundert Prunksäle und Prachtzimmer unter der Königskrone, welche von den drei Grazien auf der Kuppel des Frontons getragen wird, während der preußische Adler, nec soli cedit, über dem Hauptgesims die gewaltigen Schwingen entfaltet. Aus 322 Fenstern blickt noch heute die friedericianische Pracht, 425 Sandsteinfiguren zieren Podest und Flügel, und weite Halbbogen von Hecken, Kugelakazien, Orangerie und Marmorhermen bilden die Avenuen von der Gartenseite; auf der Rückseite ist der Paradeplatz und die beiden wunderlichen Gebäude mit kühn geschwungenen Freitreppen, welche „Communs" heißen und ehemals zu Wohnungen für die Hofcavaliere dienten, jetzt aber als Caserne für das Lehr-Infanterie-Bataillon benutzt werden. Es hat wol kein Truppentheil eine schönere Caserne.

Wir wollen unsere Leser nun nicht durch die glänzenden Zimmer des Schlosses führen, die Reise ist gar zu lang. Das große Vestibule in schlesischem Marmor, der Muschelsaal und die Marmorgalerie, die Paradezimmer des großen Königs, die Fremdenzimmer 2c., sie alle sind gefüllt mit kostbaren Meubles, Seltenheiten, Merkwürdigkeiten, Bilderwerken und Gemälden, Andenken und kostbaren Erinnerungen. Man sieht da noch Portraits auf Stühlen stehen, so das des Kaisers Joseph und das der Kurfürstin Marie Antonie von Sachsen; wollte Friedrich der Große Freunden eine besondere Ehre erweisen, dann ließ er deren Portrait nicht an die Wand hängen, sondern auf einen Stuhl stellen. Die Zimmer auf der rechten Seite bewohnt der Kronprinz mit seiner Familie den günstigsten Theil des Sommers über.

Am 18. October 1831 wurde der Kronprinz im Neuen Palais geboren und Sonntag 13. November im rothen Damastzimmer*) hier getauft und zwar, als der erste Prinz des königlichen Hauses, aus der von Hossauer kunstreich gefertigten Taufschale von schlesischem Gold. Friedrich Wilhelm Nicolaus Karl ist der erste Name, welcher dem Taufstein eingravirt wurde. Friedrich Wilhelm IV. hat 1858 noch eine goldene Taufkanne von Hossauer, nach einer Zeichnung von Stüler, dazu anfertigen lassen. Am 4. Juni 1872 ward die Jaspisgalerie zu einer Taufkapelle umgestaltet. Da stand unter rothsammetnem Thronhimmel der Altar und auf dem Taufstisch davor die Taufkanne und das Taufbecken von Reichensteiner Gold, in das Taufbecken aber ließ der Kronprinz nun schon seines achten Kindes Namen einschreiben. Und als nun der Domchor feierlich intonirte: „Du Hirte Israels!" — da reichten zwei jugendliche Prinzessinnen des Hauses das zu taufende Prinzeßlein einer wunderschönen Frau, der Kronprinzessin Margaretha von Italien, die ihm als Taufpathin ihren Namen geben sollte. Anzuschauen, wie ein schönes Märchen, zart in theerosenfarbener Seide und Tüll gekleidet, die ganze, schlanke Gestalt von einem silbergestickten Schleier, vom Haupte niederwallend, umhüllt und von Demanten funkelnd: so hielt Margaretha von Italien die kleine Margaretha von Preußen über der Taufe. Es lag auch eine politische Bedeutung in dieser Scene, Preußen und Italien reichten sich die Hand; es dachten wol Wenige daran, daß der verewigte Vater dieser schönen, mädchenhaften Frau, der junge kriegerische Herzog von Genua, gerade einundzwanzig Jahre zuvor zu uns gekommen war, um an der Enthüllung des Denkmals Friedrich's des Großen Theil zu nehmen. Nach der Taufe nahm die Mutter des Kindes Cour an und fuhr dann nach Sanssouci zur Königin-Wittwe, welche ihr, wie's bei Hof heißt, die „Wochensuppe giebt", während die Festtafel in dem Riesensaale des Neuen Palais stattfand, jenem Saal, von dem man erzählt, daß man das ganze Marmor-Palais hineinsetzen könne, ohne anzustoßen.

Die Räume zwischen dem Schlosse und den Communs haben manches strahlende Hoffest gesehen, das glänzendste war jedenfalls das Turnier, das zu Ehren der Kaiserin von Rußland 1829 an ihrem Geburtstag, 13. Juli, gehalten wurde. In bildlicher Darstellung ist uns jenes Fest vielfach erhalten. Ein Fest aber sehen diese Räume alljährlich, wenn nicht Krieg ist. Wir meinen das Stiftungsfest des Lehr-Infanterie-Bataillons. Dieses Bataillon soll, wie es in seiner Stiftungsurkunde steht, dazu dienen: „Gleichmäßigkeit und Uebereinstimmung im Dienst und in den Exercierübungen, so wie in der Kleidung und Armatur der Infanterie zu befördern!" Es besteht aus den gewandtesten Mannschaften aus allen Armeecorps, die hier, alljährlich erneut, vom 15. April bis 15. October mit Hülfe des ersten Garderegiments zu Fuß bis zur Vollkommenheit ausgebildet werden und dann heimkehren, um in ihren Armeecorps wieder zu lehren, was sie in Potsdam gelernt haben. Haben nun die am 15. April eingerückten Mannschaften ihre Ausbildung so weit gebracht, daß sie die ganze Exercierschule durchmachten, so findet die sogenannte Schnurparade statt, die ihnen das Recht giebt, am untern Ende der Achselklappe und mit der Aermeltresse parallel laufend eine Schnur von der Farbe des Regiments tragen zu dürfen. Nach der Schnur-

*) In diesem selben Zimmer wurde Prinz Friedrich Wilhelm am 18. Oct. 1849 in das Capitel vom Schwarzen Adler aufgenommen.

parade aber werden die Mannschaften sogleich bewirthet, zu welcher Bewirthung dann auch Weißbrödchen von einer gewissen Form gehören, die im Volksmunde „Schrippen" heißen; wie diese Brödchen hat das Fest des Lehr-Infanterie-Bataillons den Namen „Schrippenfest" erhalten. Im Jahre 1820 hat Friedrich Wilhelm III. das Bataillon gestiftet und das Fest wird noch heute ganz in denselben Formen gefeiert wie vor zwanzig und dreißig Jahren; nur hingen im Jahre 1872 an den Säulen der Communs auch die Wappen von Elsaß und Lothringen und an den Credenztischen machten auch Officiere von Baden und Bayern, Sachsen und Württemberg die Honneurs.

An einem wundervollen Sonntag (9. Juni) fand 1872 das Fest statt. Der Feldaltar stand unter den blühenden Linden an dem südlichen Pavillon des Palastes, das Lehr-Infanterie-Bataillon war im offnen Quarrée darum aufmarschirt. Um elf Uhr kam der Kaiser und König von Babelsberg, der zu Ehren seines hochseligen Herrn Vaters, des Stifters des Lehrbataillons, die Uniform des Leib-Grenadier-Regiments Nr. 8. trug, und mit ihm kamen die Generalfeldmarschalle, der Kronprinz und Prinz Friedrich Karl, aber auch die Kronprinzessin und die Prinzessinnen Karl und Friedrich Karl mit ihren Kindern. Nach dem Gottesdienst erfolgte der Vorbeimarsch vor dem Kaiser an der Gartenseite des Schlosses; dann begann das Festmahl der Mannschaften.

Die gedeckten Tische standen in zwei Reihen unter den mit Fahnen, Flaggen, Wappen und Kränzen reich geschmückten Colonnaden der Communs. Tiefe Schüsseln voll Milchreis mit feistem Speck, gewaltige Stücke duftigen Schmorbratens mit Backpflaumen und Gurken waren die Festgerichte, zu welchem jedem Mann eine halbe Flasche Rheinwein und des schäumenden Bieres die Fülle gereicht wurde. Als die Mannschaften Platz genommen, ging der Kaiser mit sämmtlichen Prinzen und Prinzessinnen an den Tafeln entlang bis zum Mittelpavillon, hier wurde ihm der Wein credenzt und er brachte ein Hoch auf die Armee aus unter dem Tusch aller Musikcorps, darauf folgte das Hoch auf den Kaiser. Dann sah man den Kaiser, die Prinzen und die Prinzessinnen von der Soldatenkost essen, der Eroberer von Metz speiste mit seinem kleinen Söhnlein von einem Teller. Uebrigens sind diese festlichen Schmorbraten gar nicht zu verachten, es werden zur Bereitung besondere Oefen erbaut, in denen sie vierundzwanzig Stunden dünsten. Die Officiere des Lehrbataillons speisen an diesem Tage an der Tafel des Kaisers, die im Muschelsaal des Palais aufgestellt wird. Draußen dauert das Fest fort, besonders auf den beiden Tanzplätzen, die aber lange nicht ausreichen für die ungeheure Menschenmenge, die namentlich von Berlin auf Extrazügen herkommt und mit Buden und Glücksspielen und allerlei Genuß im Freien an den festen Kern des Soldatenfestes ein kometenschweifartiges Volksfest hängt; aber beide Feste gehen vielfach ineinander über. Zum alten Programm des Festes gehört auch eine Theatervorstellung in dem sehr anmuthigen Schauspielsaal des Palastes. Das Stück „Das Stiftungsfest" entsprach dieses Jahr gerade nicht der Feier des Tages. Der Kaiser erschien im Schauspiel die Prinzeß Karl führend, welche höchst geschmackvoll die preußischen Farben trug, eine Robe von weißer Gaze-Chambry mit schwarzen Sammetschleifen. Mit dem Geknatter von Raketen, Leuchtkugeln und allerlei anderm funkensprühenden Feuerwerk endete wie immer auch dieses Mal das Schrippenfest.

Eingeschneit.

Erzählung von **Meta Winzer.**

(Schluß.)

Das war ein Schlag für uns! Nach kurzer Berathung trugen wir den Matrosen, der völlig besinnungslos war, in eine ferne Straße, wo wir ihn in ein leeres Schilderhaus setzten. Unter dem Einfluß des Rausches, der Nervenaufregung und dem Gewühl einer fremden Stadt hofften wir, daß er unsere Spur nicht auffinden werde. Das Mädchen begruben wir wieder, noch dieselbe Nacht.

Die Sache blieb ohne Folgen. Unsere Unternehmungen aber waren für lange Zeit unterbrochen."

„Schauerlich!" seufzte die Dame, und trocknete sich die Augen. „Schauerlich!" warf der Major ein, „hm — aber nicht ganz glaublich. Ein Matrose, und in Ohnmacht fallen — das ist nicht wahrscheinlich, und wie sollte denn die Sache vertuscht worden sein! — Ein Matrose und Nerven, wie eine —"

„Ein Matrose aber hat Nerven, das kann ich Sie versichern", entgegnete ihm der Doctor, der sein Journal aus der Hand gelegt hatte, und seine Brillengläser rieb. „Ein Matrose hat Nerven. Oder glauben Sie, ein Matrose entledigt sich seiner Nerven, sobald er das Deck betritt? — Es wäre eine schwierige Operation."

„Er hat Nerven, die spricht man ihm nicht ab", entgegnete der Major gereizt. „Nerven kann er immerhin haben; aber ich frage, ob ein Mensch, der beständig mit Sturm und Wellen und Gewitternächten zu kämpfen hat, ob der so schwache Nerven haben kann, um bei der ersten besten Gelegenheit in Ohnmacht zu fallen? — Das frage ich!"

Der Doctor, der seine Augengläser wieder an Ort und Stelle gebracht hatte, schaute den Major ernsthaft an und sagte mit kühler Belehrung:

„Für's Erste müssen Sie sich die See nicht wie einen kochenden Topf vorstellen, auf dem die Schiffe Tag für Tag auf- und abfliegen und von haushohen oder auch bergehohen Wellen verschlungen werden. Das sind bildliche Redensarten; das Meer ist häufig sehr ruhig — häufig. Außerdem ist auf dem Meer nicht beständig Nacht."

„Herr Doctor!" fuhr der Major auf.

„Geduld, Herr Major! Geduld", fuhr der Doctor eifrig fort. „Es wechseln dort, wie auf dem festen Lande Tag und Nacht, und was die Nervenempfindlichkeit des Matrosen betrifft, so ist sein Muth, seine Unerschrockenheit ein concentrirtes Vermögen; er übt sie nur im Kampf gegen die Elemente. Jahr aus, Jahr ein auf dem Schiffe isolirt, ist er im Weltverkehr ein Kind. Es ist ja bekannt, daß sich der kühnste, wildeste Seemann vor Gespenstern fürchtet. Die Gedanken unseres Matrosen waren mit der lebendigen Susanne beschäftigt. Blühend, lebenswarm an seiner Mutter Hand, hat er sie sich gedacht, und statt

dessen kommt sie starr und steif aus einem Sack heraus. Ganz abgesehen von der Naturgeschichte der Seehunde und der Lebensweise der Eskimos, so muß ich darauf bestehen, daß der Matrose Nerven hat, mitunter sehr erregbare."

Der Doctor nickte mit dem Kopf und lächelte bedeutsam.

„Jetzt streiten sie schon wieder", seufzte die Dame innerlich trostlos, als der Major, von dem kaustischen Wesen des Doctors gereizt, heftig das Fenster niederließ und sich anschickte auszusteigen. Sie hielt ihn am Arm.

„Jetzt ist die Reihe an Ihnen, Herr Major", sagte sie dringlich. „Ich habe schon lange sehnsüchtige Blicke auf Ihre Lectüre geworfen. Und Sie haben ein vortreffliches Organ. Bitte, wenn Sie nichts erzählen wollen, lesen Sie uns etwas vor. Ich dürste darnach, Sie zu hören." Mit diesen Worten drückte sie dem Major das broschirte Heft in die Hand, das neben ihm auf dem Sitze lag. „Sie müssen ganz vortrefflich lesen."

Sie seufzte ein innerliches Dankgebet, als der Major geschmeidigt von ihrer Schmeichelei das Heft ergriff, sich räusperte, und mit einem Blick sein Auditorium streifte, um sich dessen Aufmerksamkeit zu versichern.

„Nun müssen Sie wissen, daß das eine ganz wahre Geschichte ist", sagte er. „Mein Schwager hat sie in Nizza selbst erlebt. Er treibt ein wenig Schriftstellerei und hat sie historisch getreu niedergeschrieben. Ja — er hat diese Leute genau gekannt, und es gab viel zu reden darüber. — Der Titel heißt:

Die Nemesis.

In der Rue pont neuf liegt das Hôtel des Etrangers. In einem eleganten Zimmer desselben stand ein luxuriös gerüsteter Frühstückstisch mit gesiegelten Flaschen und fremdartigen Leckereien, und harrte der Gäste.

Aus einer geöffneten Toilette strömte köstlicher Parfüm, und eine Anzahl der verschiedenartigsten Büchsen, Schachteln, Fläschchen, Krystallflacons, Kämme, Schwämme und Bürsten hätte zu der Vermuthung führen können, daß das Zimmer einer Dame zugehörte, aber dem war nicht so. Der Bewohner war ein Mann, ein hübscher, schlanker Mann, mit feinen etwas mitgenommenen Zügen, mattblauen Augen und hellbraunen Haaren, die von der fashionabelsten Dressur glänzten. Mit derselben Sorgfalt waren der Schnurrbart und die Favorits gesalbt und gekräuselt. Seine Zähne waren tadellos weiß und egal und seine Hände zart und gepflegt wie die einer Dame. Er hatte einen prachtvollen türkischen Schlafrock an, der mit einer fingerdicken Seidenschnur gegürtet war, ein schwer mit Gold gesticktes Käppchen auf dem Kopf und türkische goldgestickte Pantoffeln an den Füßen.

Es war schon Mittag. Hohe, bis auf den Boden herabgehende Fenster waren theilweise mit Jalousieen verschlossen. Obwol die Früh-

lingssonne warm und lieblich durch die Läden spielte, brannte doch im Kamin ein helles Feuer von knisterndem Olivenholz.

Die Parade zog mit klingendem Spiel über die Piazza Dominico; aber der junge Mann lag noch in seiner Morgenkleidung in seinem Fauteuil, der einem Ankleidespiegel gegenüber stand, in welchem er sich von Zeit zu Zeit beschaute, indem er mit einem schildkrötenen Kämmchen durch die glänzenden Haare fuhr, und sich dann überdrüssig wieder einem großen hagern Mann zuwendete, der neben ihm saß, und offenbar ein mißliebiges Thema besprach.

„A propos, auf was warten wir denn noch?“ fragte der hagere Mann mit dem gelben Gesicht, indem er den Frühstückstisch anblickte.

„Auf Capitain Leroux, den Befehlshaber der Fregatte da draußen“, er deutete nach dem Hafen. „Er ist ein Freund von mir. Wir haben uns seit Jahren nicht gesehen und uns zufällig gestern auf der Terrasse getroffen.“

„Ah so“, sagte der Hagere; „auch in dieser Affaire beschäftigt?“

„N — — ein“, antwortete der junge Mann mit einiger Zurückhaltung. „Ich rechne blos auf Sie, Colonel.“

„Gut! Alles ist in Ordnung, der Wagen ist bestellt, der Doctor ist bestellt, er bringt seinen Kasten mit. Die Pistolen liefere ich. Meinen Bedienten lasse ich zu Hause, ihm ist nicht zu trauen. Vergessen Sie auch Ihre letztwillige Verfügung nicht, lieber Baron. Man weiß nie zum Voraus, wie diese Sachen enden. Er ist brav, Ihr Gegner, obwol jung und schmächtig, er ist wirklich brav, hat trotz seiner Jugend Muth und Feuer wie ein Grenadier der alten Garde, und ein entschlossener, fester Sinn thut bei solchen Dingen mehr als die geübteste Hand. Sollte Ihnen daher etwas — passiren, so ordnen Sie auf alle Fälle Ihre Angelegenheiten, lieber Baron Celard.“

„Alles besorgt, Alles besorgt, Colonel“, erwiederte Baron Celard, wie unter einer innern Pein zusammenzuckend. Wilden Blicks schaute er in das knisternde Feuer, ergriff das Schüreisen, stieß damit in die Glut und warf es wieder auf den Rost, daß es klirrte.

„Gut, Baron! Sehr gut! — Aber ruhig — die innere Ruhe fest gehalten — Sorge, Furcht gehen in's Blut und machen die Hand unsicher.“

Der Colonel drehte seinen kohlschwarzen Schnurrbart und schaute dem Baron forschend in's Gesicht.

„Ein horribler Winkel, dieser Fremdenkirchhof, ich ging heute dort vorüber — aber, à propos, Baron“, fuhr er, die Arme gemüthlich verschränkend, fort, „sagen Sie mir, warum haben Sie denn den Polen gefordert? Ist's wirklich wegen dieser modernen Armida, diesem Fräulein Oerlin?“

„Gott bewahre“, antwortete der Baron, lebhaft sich in die neue Gesprächsströmung stürzend, „was ich mit dem Polen habe, datirt sich lange zurück. Sie sollen Alles wissen. Ich traf diesen Miarowsky zum erstenmal in Paris. Es sind jetzt drei Jahre. Ist es Ihnen nicht schon

vorgekommen, daß sich auf dem Lebensweg ein paar Menschen begegnen, denen abstoßende Kräfte in's Blut geimpft sind? Mir ist es mit diesem Miaroswsky so gegangen. Vom ersten Augenblick, da ich diesen Laffen sah, haßte ich ihn, haßte ihn aus tiefster Seele. — Ich hatte nöthig mich zu poussiren, ich sollte heirathen, reich heirathen, verstehen Sie. — Ich habe gewöhnlich Glück in der Gesellschaft, nehme überall leicht und schnell eine Stellung. Wohin ich kam, da war auch der Pole mit seiner sanften Mädchenlarve, spöttelte, witzelte, und war, dieses Confiturengesicht, das Schooßkind aller Damen. Hören Sie jetzt, wie er mich provocirte Ein Freund meines Vaters vermittelte eine Verbindung. Meine Braut war ein hübsches, wohlerzogenes Mädchen mit vierzigtausend Franken Rente. Die ganze Familie galt für fromm, streng moralisch. Mich genirte das nicht. Ich dachte nicht in Paris zu bleiben, und einmal außer dem Einfluß der Eltern — war die Frau mein. Weiß der Himmel, wie der Elende dahinter kam, daß ich mit einem Bürgermädchen eine kleine Affaire hatte. Die Creatur wollte ein Heirathsversprechen geltend machen, ich bitte Sie! Die Tochter eines Zollbeamten — und quälte mich bis auf's Blut. Sie war mit keiner Abfindung zufrieden zu stellen, und fand in dem Polen einen eifrigen Advocaten. Dieser hinterbrachte die Geschichte den Eltern meiner Braut, die frommen Leute zogen sich zurück und ich war um meine vierzigtausend Franken. Ueberdies wurde ich lächerlich. Sie begreifen, was ich sagen will!"

Selbstvergessen fuhr der Baron mit allen fünf Fingern durch seine schön frisirten Haare, verschob das goldgestickte Mützchen, und richtete arge Verwüstung in dem studirten Lockenfall an. Doch eben so schnell war auch ein Schildkrötkämmchen kleinster Art zur Hand und ordnete wieder, was die fünf Finger in der Aufregung verdorben.

„Ich mußte Paris verlassen, ohne etwas für meine Zukunft erreicht zu haben."

„Nun, und Sie ließen es ihm so hingehen?" fragte der Colonel, als Celard in Schweigen versank.

„Nein!" antwortete dieser nach einer Pause. „Ich forderte ihn — natürlich, wie konnte ich anders! Wir schlugen uns auf Degen. Er ist ein vorzüglicher Fechter — das sind sie alle, diese Polen — und mir überlegen. Gleichsam wie spielend stand er mir gegenüber, und hieb wie nur zum Spaß — hieb mir den obern Theil vom Ohr weg!"

Bleich vor Bewegung schob der Baron das glänzende Haar vom linken Ohr, als der Colonel darnach verlangte, und dieser sagte bewundernd, indem er die Stelle genau ansah:

„Ma foi! säuberlich herausgeschnitten, wie mit dem Messer. Ein Teufelskerl, dieser Pole!"

Der Baron ordnete wieder Haare und Mütze über dem linken Ohr und fuhr mit vor Galle und Scham bebender Stimme fort:

„Einige Zeit darnach begegnete ich ihm in Bagnères. Der Zorn übermannte mich. Ich beleidigte ihn auf öffentlicher Straße — unge-

schickt — in einem Anfall von Wuth, die immer unüberlegt handelt. Er verbeugte sich in seiner höhnisch sanften Weise und frug mich, ob er mich egalisiren solle, das andere Ohr dem linken gleich machen! auf öffentlicher Straße! — in einem Kreise von Zuschauern! ich bitte Sie! — Wir schlugen uns wieder. Ich erhielt einen Hieb über die rechte Hand. Die Zeugen erklärten, der Ehre sei genug geschehen und ich mußte es dabei belassen — mußte — denn die Schlange hatte mich verleumdet und man hielt mich der Ehre eines zweiten Ganges nicht für werth. — Ich verstand es wol."

Der Baron war aufgesprungen und schritt hastig auf und ab. Schnell gefaßt nahm er seinen Platz wieder ein.

„Ich habe geschworen, diesen Menschen zu tödten — hoch und heilig habe ich es geschworen, und ich tödte ihn — ich tödte ihn. Seit zehn Monaten übe ich mich im Pistolenschießen, ich treffe einen Kirschkern auf fünfzig Schritte. Und hier löse ich mein Wort. Warte Bürschchen, jetzt werden wir quitt. Ich habe ihn geschlagen mit der Reitgerte, auf offener Straße und jetzt werden wir quitt."

„Ja, ja, ja, ja", sagte der Colonel, und wiegte sein ausgestrecktes Bein, er selbst lag zurückgestreckt im Fauteuil und schaute nach dem Plafond, „ja, ja, ja, ja, es giebt sonderbare Verwicklungen im Menschenleben. — Also so ist die Sache! — Nun, mein guter Baron — — aber, à propos, bin ich recht berichtet, daß seine Mutter lebensgefährlich darnieder lag und er sie gepflegt hat Tag und Nacht? — Ja? — Also nun sehen Sie, wenn Sie denn entschlossen sind, den Burschen zu liefern, so haben Sie schöne Chancen, Vortheile wie man zu sagen pflegt. Ich habe die Erfahrung gemacht, daß nichts so sehr schwächt als Kummer und Nachtwachen. Sehen Sie, da hat er schon ein müdes Auge und eine unsichere Hand. Sie dagegen sind gekräftigt an Leib und Seele durch die Aussicht, Den, den Sie nicht leiden mögen und der Sie nicht leiden mag, zu Ihren Füßen hingestreckt zu sehen. Ja, ja — indessen, wie gesagt — — — à propos, Baron, waren Sie schon einmal dabei — —? bei einem Pistolenduell, meine ich —? Ein curioses Ding, wenn die Kugel dem Gegner das Leben ausbläst! Da steht er stockstill vor Ihnen aufrecht, kerzengerade, er schaut Sie steif an und mit so wilden entsetzten Blicken, als wolle er auf Sie losgehen. Auf einmal dreht er sich um, scharf und kurz, gleich als ob Sie ihm zu nichtswürdig wären und — da liegt er. Ha, ha, man vergißt so was nicht wieder. Man vergißt so was nicht wieder, das kann ich Sie versichern."

Der Colonel streckte sich behaglich in seinem Fauteuil und ein grimmes Behagen malte sich in seinem gelben Gesicht, als er seinen Wirth aufspringen und mit gerunzelter Stirn auf und ab gehen sah.

„Ja", fuhr er fort, „mit der Todesfurcht geht es wie mit der Gespensterfurcht. Man kennt sie nicht, verlacht sie, fordert sie heraus. Auf einmal rückt sie einem kältend auf den Leib und dann — — fort ist der Muth."

Todtfroh im eigentlichsten Sinne war der Baron, als sein Bedienter in der Thür erschien und den Capitain anmeldete.

„Sie haben lange auf sich warten lassen, Capitain Leroux — Colonel Duponteil. Und nun zum Frühstück.“

Der Baron schellte. Kellner traten ein mit rauchenden Platten und staubüberzogenen Flaschen. Alles war bald im Gange und Celard der artigste, beflissenste Wirth.

Capitain Leroux war ein ziemlich junger Mann, von ruhigem besonnenen Wesen, was ihn älter erscheinen ließ. Durch den Ernst des Seemanns lachte indeß nicht selten eine frohe, gezähmte Lebenslust.

Baron Celard war glücklich, daß Leroux und Duponteil sich bald in ein Gespräch über maritime Angelegenheiten verwickelten und ihn sich selbst überließen. In seinem Kopfe wirbelten unangenehme Reflexionen durch einander, die der Colonel mit seinem „à propos“ wach gerufen hatte. Mit dem Polen hatte er Unglück, unbestreitbares Unglück. Welche Möglichkeiten stiegen in seinem Geiste auf! Wie spielt nicht der Zufall und macht die festesten Berechnungen zu Nichte! Gesetzt, er fehlte den Polen dennoch, trotz seiner eifrig erstrebten Geschicklichkeit, und dieser machte ihn zum Krüppel!

Ein banges Vorgefühl vermochte er nicht niederzukämpfen. Es fehlte ihm durchaus nicht an Muth. Auch den Tod fürchtete er nicht. Aber verwundet, verunstaltet zu werden, zum dritten Male! — Das ist ominös, und da haben wir das „A propos“ des Colonel und die Gespensterfurcht. Seine Gedanken zu ertränken, stürzte er ein Glas nach dem andern hinunter.

„Ich muß die Herren zu meinem Bedauern verlassen, ich muß zum Präfecten“, sagte der Colonel, nach seinem Hute langend. „A propos, werden wol die Leichen plötzlich Verstorbener hier secirt? Das Gouvernement sorgt sonst für seine Anstalten recht gut, und gegen das lebendig Begrabenwerden ist Seciren die beste Maßregel. — Nun auf Wiedersehen! — Adieu Baron. Rechnen Sie ganz auf mich. Ich besorge Alles!“

Der Baron wünschte den Colonel mit seinem „A propos“ und seiner Biederkeit zu allen Teufeln und setzte sich nach dessen Abgang wieder zu Tisch.

„Nun, Leroux, jetzt erzählen Sie mir aber von Ihnen. Es ist eine schöne Zeit, seit wir uns nicht gesehen haben. — Sprechen wir von vergangenen Zeiten.“

Leroux fixirte den Baron.

„Sie sind krank gewesen, Celard?“

„Warum? — Sehe ich mitgenommen aus? Mein Gott! Das Leben in der Gesellschaft ruinirt die beste Constitution. Man opfert sich, verschwärmt die Nächte und ist des andern Tags betäubt.“

„Vom gestreuten Weihrauch. Nun, das ist das Loos des Schönen auf der Erde“, sagte Leroux trocken und zündete sich eine Cigarre an.

„Sie haben gut spotten! Auf Ihrer Fregatte, in keuscher Nüchtern-

heit der offenen See haben Sie keine Versuchungen zu bestehen. Aber erzählen Sie mir von den alten Freunden, wie geht es Cadre, dem fidelen Haus? — Wo ist Sablon der Wüstling, Blaireau der Troubadour und die Anderen?"

„Cadre ist ein Ehemann geworden, ein solider überdies, Sablon ein Philosoph, der seinen Acker baut und sein Gemüse selbst zu Markte bringt, und Blaireau, der sangreiche Troubadour, ein Trunkenbold."

„Ist es die Möglichkeit!" lachte der Baron laut auf. „Cadre ein Ehemann! Sablon, der ärgste Wüstling der Garnison, ein Philosoph! und Blaireau ein Säufer! — Ja, so gehen die Schicksale der Menschen! Nach dem schönen ritterlichen Montemard wage ich kaum zu fragen."

„Mit Recht, denn er hat aufgehört schön zu sein, und hat somit aufgehört zu existiren. In einem Duell hat er ein Auge und die halbe Nase verloren."

Baron Celard athmete schwer und zog mit dem Dessertmesser geometrische Linien auf dem Tischtuch; dann in seinen lebhaften Ton zurückfallend, rief er aus: „Es ist merkwürdig, wie das Leben den Menschen umwandelt . . . Der Schwärmer wird solid, der Wüstling hält sich an eine Frau, was hat da Unsereiner zu gewärtigen. Halten Sie es wol für möglich, eine Frau allein zu lieben, wenn man von vielen geliebt wird? Doch halt! an wen stelle ich diese Frage! Sie waren ja schon auf der Militairschule ein Moralist, haben der Mama Garn gewickelt, wenn wir Anderen auf Abenteuer ausgingen, haben Strategie studirt, wenn wir in Cupido's Werken blätterten. Hören Sie, Leroux, ich glaube Sie haben nie ein Weib weinen gemacht!"

Leroux sah etwas befremdet auf, vielleicht über die Familiarität des Barons. Endlich sagte er: „Mit Wissen nie!"

„Das soll ein Vorwurf sein", entgegnete Celard. „Aber um's Himmels willen, was soll man thun, wenn sich so ein liebenswürdiges Geschöpf in Einen vergafft? Alle kann man doch nicht heirathen; nur Eine auf einmal, und auch nur dann, wenn sie die gehörigen Tugenden und Eigenschaften an Gütern oder Staatspapieren hat."

Ganz im Gegensatz zu dem scherzhaften Ton Celard's antwortete Leroux ernst und trocken:

„Ich halte es nicht für neidenswerth, ein gebrochenes Herz auf dem Gewissen zu haben."

„Gebrochenes Herz! Das ist nur so eine Hyperbel. Herzen, die so leicht gebrochen sind, die heilen im Umsehen. Und, übrigens — — — giebt es wol für einen Mann einen raffinirtern Genuß, als ein junges kaum erwachtes Mädchenherz zu erobern, das ganze neue frische Dasein fürweg zu nehmen? Ich kann nicht leugnen, ich habe schon manches Weiberherz gebrochen."

Leroux warf seine kaum halb abgerauchte Cigarre verächtlich in's Feuer und sagte leichthin: „Dafür haben Sie einst die Nemesis zu fürchten."

„Ha, ha, ha, darauf lasse ich es ankommen", lachte Celard. „Lieber

Freund, wer so geschult ist, wie ich, den führt Keiner hinter's Licht. Aber, à propos, um mit dem Colonel zu reden, wenn er mißliebige Dinge einleiten will — Sie sind doch nicht etwa verheirathet? Ich meine, einst etwas Derartiges gehört zu haben —"

„Nein, ich bin nicht verheirathet", antwortete der Capitain.

„Aber Sie waren einmal nahe daran. Ich irre mich nicht. Ich habe davon gehört, ganz bestimmt."

„Ja, ich sollte heirathen, aber es wurde nichts daraus."

„Zu Ihrem Leide?"

„Nein, o nein! Es war eine Befreiung, und diese verdanke ich einer Katze."

„Einer Katze! Vermuthlich rettete Sie eine von der andern. Erzählen Sie doch, lieber Capitain — mir zum Nutzen, denn — ich will mich ebenfalls verheirathen. — Sie zweifeln? — In allem Ernste, Sie sehen einen Verlobten vor sich, also lassen Sie mir Ihre Erfahrungen zugutekommen und erzählen Sie."

Der Capitain zögerte. In dem Ernste, der gewöhnlich sein jugendliches Gesicht beherrschte, zuckte es auf wie Humor. Er bedachte sich, zündete eine frische Cigarre an und begann.

„In Toulon, wo meine Mutter lebt, wurde einst ein junges Mädchen Gegenstand der allgemeinsten Theilnahme. Sie war von guter Familie, d. h., ihr Vater war Hafencapitain, von Adel, und die Mutter eine geborene Marquise So und So; durch schlechten Haushalt kamen sie in Schulden und endlich in die tiefste Armuth, welcher die Cholera ein Ende machte. — Vater und Mutter starben innerhalb acht Tagen. Heloise war ein schönes Mädchen und für ihre vierzehn Jahre groß und entwickelt; sie wohnte mit ihren Eltern meiner Mutter gegenüber, diese sah ihr oft zu, wie sie ihre Aschenbrödeldienste — ihre Eltern konnten sich keine Magd halten — mit eben so viel gutem Willen als schlechtem Geschick verrichtete. Das arme Kind hatte Nichts, um anständig auf der Straße zu erscheinen, und meine Mutter konnte lange nicht den Blick vergessen, mit dem das Mädchen weinend und trostlos vom Fenster aus dem Sarg ihrer Mutter nachschaute, dem sie aus Mangel an jeder schicklichen Kleidung nicht folgen konnte.

„Wie wäre es, wenn ich das verlassene Kind zu mir nähme", sagte sie eines Tages, „sie würde mir Gesellschaft leisten, wenn Du einem Schiffe zugetheilt wirst und jahrelang abwesend bist."

„Heloise kam und meine Mutter war ganz glücklich, sie den niedrigen und verderblichen Umgebungen zu entziehen, in denen sie aufgewachsen war. Sie war verwahrlost in Allem, was Sitte und Bildung heißt, aber sie war voll Verstand und Talent und hatte außerdem ein so liebenswürdiges, geduldiges Wesen, eine solche gefällige und kluge Fügsamkeit in die Eigenheiten Anderer, daß sie meiner Mutter eine liebe Gefährtin ward. Ihre geringe Arbeitslust, ihren Hang zur Unordnung, zur Verschwendung hoffte sie noch zu überwinden. Sie war nie zu einer geregelten Thätigkeit angehalten worden und ihre hauptsächliche

Beschäftigung bei ihren Eltern bestand darin, Gläubiger zu vertrösten, oder ihnen Geld abzuschwätzen, was sie ihren Eltern bei ihrem liebenswürdigen Wesen äußerst werth und nützlich machte.

„Sie wurde außerordentlich hübsch, ihr blühendes Gesicht, ihre hohe Gestalt, voll und schlank wie eine Pappel, zogen aller Augen auf sie. Auch die meinen — und bei meinem nächsten Besuch in Toulon ward sie meine Braut. Ich war damals erster Lieutenant auf dem Candon. Nach zweijähriger Reise sollte ich ein Commando erhalten und dann wollten wir uns heirathen.

„Während einer Seereise kann kein frequenter Briefwechsel bestehen, das Thema aller Briefe aber war Heloise."

„Ein schöner Name", schaltete Celard ein, „meine Braut führt ihn auch."

„Meine Mutter hing mit großer Zärtlichkeit an dem Mädchen, doch unterließ sie nicht, dort und da, schonend zwar, doch absichtlich Andeutungen einfließen zu lassen, daß sie hoffe, meiner Mannesliebe werde es besser gelingen, als ihrer Zärtlichkeit und Schwachheit für das Mädchen, gewisse Anhängsel ihrer Kindheit und ihrer schlechten Erziehung zu bekämpfen — Mangel an Fleiß, Häuslichkeit u. s. w.

„Was bei dem Ehemann die ersten absoluten Erfordernisse sind, die er an seine Frau macht, häuslicher Sinn, Wille und Fähigkeit für sein häusliches Behagen zu sorgen, darüber geht der Liebhaber mißachtend hinweg. Diese Eigenschaften erhalten erst ihre Geltung, wenn dieser in jenen übergeht.

„Ich gedachte der schreinartigen Nettigkeit und Sauberkeit in meiner Mutter Haushalt, ihres wenig beschäftigten Sinnes, der sich auf Kleinigkeiten heftete, und der übertriebenen Vorstellungen, die sie sich zu machen pflegte von Küche und dem äußern Haushalt, den sie nicht selbst überwachen konnte. Sie hatte ein Fußleiden und konnte ihr Sofa fast nie verlassen.

„Meine Beförderung verzögerte sich. Endlich erhielt ich das Commando meiner kleinen Fregatte da draußen. Ich eilte sogleich nach Toulon, um Mutter und Braut zu begrüßen und war überrascht, entzückt von der Verwandlung, welche mit Heloise vorgegangen war. — Ein vollkommen schönes Weib war sie geworden, welches die Reize der Person mit einer unwiderstehlichen Liebenswürdigkeit verband. Ihr Tact, ihre einschmeichelnde Fügsamkeit erwarben ihr die Bewunderung aller Menschen. Es ist mir nie Jemand im Leben begegnet, der so wie sie die Gabe habe, alle Menschen, und anscheinend ganz absichtslos, für sich einzunehmen. Personen, welche damals bei ihrer Eltern Tod den Entschluß meiner Mutter, sie in's Haus zu nehmen, für einen Narrenstreich und das Mädchen für verwahrlost und unverbesserlich erklärten, diese waren jetzt ihre eifrigsten Bewunderer. Ich habe oft die Erfahrung gemacht, daß es eine zweideutige Eigenschaft ist, Jedermann zu gefallen. Entweder sind es Menschen ohne Charakter, die ihre ganze Habe auf die Oberfläche sammeln, oder es sind solche, die ihr Inneres

zu verbergen wissen und sich mit einer glatten Haut überziehen, die überall passirt.

„Ihre Anmuth, mit der sie Alles beherrschte, machte mich blind. — Was bedeutete es, daß ihre Briefe schlecht waren in Schrift und Stil, daß ihr Zimmer eine Wüste war von Unordnung. Das machte mich nicht irre. Die Mutter gab ihr allerdings viel zu thun; fand ich daher keinen Stuhl, so schob ich eine Masse Wäsche, Kleider, Bücher von ihrem Tische und setzte mich auf eine Ecke desselben.

„Ungleichheiten im Charakter thun dem Eheglück keinen Abbruch. Im Streben, sich gegenseitig zu gefallen, zu befriedigen, übt sich die Selbstverleugnung, Ecken und Schärfen stoßen sich ab, man achtet besser auf die eigenen Schwächen und wird duldsamer gegen die des andern. Nur auf die Antipathien soll man achten; diese sind mit unserm tiefsten Innern verschmolzen.

„Wenn mir an Heloise etwas mißfiel, so war es ihre Abneigung gegen Kinder und Thiere. Namentlich haßte sie die Katzen. Meine Mutter dagegen hatte besonders für Katzen eine Vorliebe. Diese reinlichen, geselligen Thiere waren ihr bei ihrer Abgeschlossenheit unterhaltende Gefährten; allein, wie viele Katzen ihr auch von gefälligen Freunden gebracht wurden, sie verschwanden alle nach kurzer Zeit, ohne daß man wußte wohin sie kamen. Ich konnte mir wol denken, daß Heloise sie beseitigte und suchte ihre Abneigung gegen diese Thiere zu bekämpfen, was sie schon aus dankbarer Rücksicht für meine Mutter hätte thun sollen. Mit ihrer gewöhnlichen Liebenswürdigkeit klagte sie sich an und versprach, nach meiner Abreise ein Dutzend Katzen für meine Mutter zu halten.

„Vier Monate hatte ich in Toulon verlebt, die glücklichsten, die ein nach allen Seiten beglückter Mann leben kann, und unser Hochzeitstag war vor der Thüre. Es war der vorletzte Abend und ich schickte mich an, nach meinem Schiff zu gehen, denn ich hatte meinem Lieutenant für diese Nacht Urlaub versprochen. Es war der Uebergang vom Spätherbst in den Winter und eine häßliche Nacht. Es regnete schwere schneeige Tropfen, der Wind strich vom Hafen her und bewegte in heftigen Stößen die Lichter in den Laternen.

„Ich zog den Mantelkragen herauf und kämpfte dem schneidenden Wind entgegen. Fast bereute ich meine Willfährigkeit, mit der ich meinem Lieutenant diesen Abend opferte, den ich im warmen Zimmer an der Seite meiner liebreizenden Heloise viel besser zugebracht haben könnte, als in der Einsamkeit des Schiffes; da hörte ich, als ich um eine Ecke bog, eine Katze jämmerlich miauen. Ich entdeckte in einem Winkel ein kleines weißes Kätzchen, das in der nassen Kälte schauerte und das Mitleid der Menschen ansprach. Ich konnte niemals in meinem Leben einem Flehen widerstehen. Ich nahm das arme Geschöpf unter meinen Mantel und ging schnell entschlossen wieder unserer Wohnung zu. Ich wollte meiner Mutter eine Freude machen und zugleich Heloisen's gute Vorsätze prüfen. Ich wollte in Bezug auf diese Katze zum ersten Mal

Hausherrenautorität üben, und es Heloisen zur Bedingung machen, daß sie dieselbe, welche durch ihre Sprünge und ihren Humor die Einsamkeit meiner Mutter erheitern sollte, duldete und pflegte.

„Ich legte den ziemlich weiten Weg zu meiner Mutter Wohnung im Doppelschritt zurück. Die Mutter schlief schon, ihre Fenster waren dunkel. In Heloisen's Stube war noch Licht. Schatten bewegten sich hin und her. — Aha! dachte ich, da wird das Brautkleid probirt, das sie mir heute so hartnäckig zu zeigen verweigerte. — Gut, jetzt überrasche ich sie. — Mein Schlüssel öffnete leise die Thür. In der Wohnung Alles still. Ich öffne Heloisen's Thür, und da saß meine schöne Braut auf dem Schooße meines — — — Cajütenburschen!"

„Teufel! Das nenne ich eine Ueberraschung!" fiel der Baron ein, „was geschah nachher? sie bat — sie flehte?"

Leroux schüttelte den Kopf.

„Heloise war ein sublim gescheidtes Mädchen. Sie kannte mich und den einzigen Weg, den sie einzuschlagen hatte und war am andern Morgen sammt ihrem Freunde, der ein bildhübscher und gewandter Junge war, verschwunden, nicht ohne ihre ganze Aussteuer in Wäsche und Kleidung, die sie der Güte meiner Mutter dankte, mitgenommen und sich aus meinem Bureau das Reisegeld entlehnt zu haben. Ich wünschte glückliche Reise; und nie ist wol eine Katze höher gehalten und dankbarer gepflegt worden, als der weiße Findling."

„An welchen Kleinigkeiten hängt oft das Wohl und Wehe der Menschen! Hätten Sie sich nicht der Katze erbarmt — —"

„So wäre ich einem traurigen Schicksal verfallen. Heloise war ein ganz verderbtes Geschöpf, bei welchem die Eindrücke der Kindheit nur verdeckt, nicht ausgerottet waren. Ich hatte eine hübsche Summe zu zahlen, für Schulden, die sie gemacht hatte, und nicht etwa nur beim Fleischer und beim Bäcker, beim Schuster und Schneider, sondern auch beim Charcutier, Conditor, in Leihbibliotheken, beim Weinhändler, und in ihrem Zimmer standen alle Winkel voll geleerter Likörflaschen."

„Ha! welch' ein Entrinnen! Ein schuldenmachendes Weib ist das schrecklichste, was ich mir denken kann. In ihm ist all' das Widerliche und Schamlose gesammelt, was sonst auf Einzelne vertheilt ist. Was ist aus Ihrer Heloise geworden?"

„Sie soll mit ihrem Schatz nach Algier gegangen sein."

„O ihr Götter! wenn so was Einem widerführe! Doch dazu sind wir zu gut geschult, wenn wir auch unsere Reputation darüber einbüßten, so ist die Lehre schon ihr Lehrgeld werth. Hören Sie, Leroux", fuhr der Baron fort, indem er seine glänzenden Locken über das linke Ohr mit schneeweißen Fingern dressirte, „hören Sie, Capitain, ich könnte jetzt so eine Schicksalskatze brauchen."

„Sie wollen wirklich heirathen?"

„Ja, mit Ihrem Beistand nämlich!"

„Mit meinem Beistand —?" Der Capitain blickte nach dem Hafen hinaus.

„Sorgen Sie nicht. Ich betrachte es als eine Fügung, daß ich gestern, als Sie landeten, der erste Bekannte war, der Ihnen zu Gesicht kam. Nun lassen Sie mich Ihnen nur einen kurzen Bericht über meine Verhältnisse hier geben. Sie wissen, daß mein Vater ein schönes Vermögen hinterließ, aber auch, daß er sehr sparsam war, und besonders mich außerordentlich kurz hielt.

„Das Erste ist eine schöne Seite eines Vaters, das Zweite ist meistens von üblen Folgen, indem die Söhne, wenn sie zu einem Besitz kommen, das wieder einzubringen trachten, was sie bei Lebzeiten der Väter versäumten. So that auch ich, und bin jetzt ohne Vermögen. Was blieb mir übrig, als eine reiche Partie zu suchen? — Gut, ich suchte, suchte lange, denn nebst dem Vermögen muß meine Frau auch andere Eigenschaften haben, die einer Dame, und — ich fand . . ."

„Sie fanden?"

„Ich fand. Fräulein Vertin ist reich, klug, schön, interessant sogar, voll Tact, und vom feinsten Weltlauf. — Zwar nicht mehr so ganz jung, etwa sechs oder siebenundzwanzig Jahre, und das ist mir vor Allem lieb. So ganz junge Frauen sind verzogen, wollen von früh bis spät den Mann um sich haben, und werden hysterisch, wenn sie sehen, daß jenseits der Berge die Glocken anders hängen als diesseits. Eine reife Frau dagegen weiß im Voraus, was sie zu erwarten hat, und was sie zugestehen muß, und thut es ohne Thränen und Scenen."

„Und ich? — was soll denn ich dabei?" fragte der Capitain gedehnt, als der Baron eine Pause machte, und ihm forschend in's Gesicht sah.

„Sie sollen mir die Braut entführen."

„Ich! — ich soll sie entführen?"

„Hören Sie nur, die Sache ist gar nicht so verzweifelt, wie sie zu glauben scheinen. Hören Sie. Meine Braut hat ein sehr bedeutendes Vermögen. Sie ist elternlos, und ihr Bruder, einer der reichsten Besitzer in Turin, verwaltet es. Nun, dieser Herr Bruder möchte das Vermögen der Dame gern seinen Kindern zuwenden, und gedenkt die Schwester in ein Kloster zu stecken, mit dem er Halbpart macht. Sie ist nämlich dort erzogen worden. Wo Pfaffen dahinter stecken, wird hier zu Lande Alles durchgesetzt. Der Herr Bruder hat sie hierher geschickt, und sie einem alten intriguanten Weibe übergeben, einer Madame Lagrue, unter dem Vorwand, sie hier die Leerheit und Schalheit des Weltlebens kennen und verachten lernen, eigentlich und in der That aber von einem Pfaffen bearbeiten zu lassen, der früher in ihrem Kloster Beichtvater war und dort großen Einfluß auf sie hatte. Er ist jetzt Pfarrer in St. Reparata, der fromme Mann, und umgiebt sie mit einem ganzen Hof geistlicher Gesellschaft, die sie belagern und bearbeiten.

„Die Madame Lagrue aber habe ich bearbeitet, und sie ist ganz auf meiner Seite — natürlich gegen ein angemessenes Douceur. — Wir sind übereingekommen, sie, die Lagrue und ich, daß eine Entführung das Kürzeste und Sicherste ist den Knoten zu durchschneiden,

und der Weigerung des Bruders, so wie den Intriguen der Pfaffen mit einem Schlag ein Ende macht. — Um die Lagrue nicht allzusehr zu compromittiren — denn sicherlich würde ihr Bruder großen Spectakel machen, erführe er, daß sie dazu geholfen hätte — gehen wir nach Var, lassen uns dort trauen, und dann rasch zu dem Herrn Bruder nach Turin, um Abrechnung zu halten. Ich habe dort eine Abschrift ihres Vermögensbestandes — ganz ansehnlich! Auf Ehre!"

„Das ist eine delicate Sache!" warf der Capitain kopfschüttelnd ein. „Ich möchte lieber Nichts damit zu thun haben."

„Aber — was wollen Sie? Meine Braut ist unabhängig, volljährig und überdies hat sie mir selbst den Vorschlag gemacht, sie zu entführen."

„Sie selbst! — — Und Sie stoßen sich nicht an solcher — — wie soll ich sagen — — an solcher Resolution?"

„Durchaus nicht. Im Gegentheil, das giebt mir eine feste Stellung für die Zukunft. Man weiß ja, wie oft reiche Frauen ihr Eingebrachtes zu einer Zwangsjacke für den Ehemann, eingebildete Rechte geltend machen, ihn überall beschränken wollen. Das brauche ich mir in meinem Falle nicht gefallen zu lassen und, will sie rebelliren, so sage ich: tu l'as voulu, ma belle. Sehen Sie, das giebt mir ein immenses Uebergewicht."

„Gegenseitiger Vertrag also", sprach der Capitain, und brach in ein lustiges Gelächter aus. „Wie sind Sie denn mit der Dame bekannt geworden?"

„Auf einem Balle beim Präfecten, und das in etwas ungewöhnlicher Weise. Die Lagrue geht nicht in Gesellschaft und Fräulein Vertin sollte mit einer Generalsfamilie zu dem Balle fahren, zu welchem Alles geladen war, was Nizza aufzuweisen hat.

„Der Wagen des Generals kam früher als verabredet war; das Fräulein hatte ihre Toilette noch nicht beendet, und — sehr rücksichtslos, wie nicht zu leugnen ist — der Generalswagen fuhr davon. — Was war zu thun? sie hatte Toilette gemacht, und mußte doch hin. Sie nahm einen Wagen, und fuhr allein zum Palais, begab sich in den Vorsaal, und schickte einen Bedienten in die Appartements, um die Generalin Ch . . . . herauszurufen. Der Bediente kam zurück; er konnte keine Generalin Ch . . . . finden. Sie schickte ihn nochmals hinein und ließ die Frau des Präfecten herausbitten. Diese hatte einen Schwall von Repräsentationen abzufertigen und kam nicht. Der Ball fing an. Da stand die schöne, glänzende, geschmückte Vertin im Vorsaal, der Gegenstand eines gaffenden, Glossen machenden Domestiquenvolks. — Mein Glücksstern — ich sage es nochmals —, mein Glücksstern führte heute meinen Bedienten in einen Weinkeller wo er sich betrank, Alles unrecht angriff und mir zu guterletzt, gerade als ich die Treppe hinuntersteigen wollte, in seinem Taumel die Lampe gegen die Brust stieß, und einen guten Theil Petroleum auf meine Kleider schüttete. — Der Geruch! — Ich mußte mich von Fuß bis zum Kopf umkleiden, und

Massen von Parfüm vergießen, um mich duldbar zu machen. Daher kam ich spät, und war erstaunt, überrascht, mich beim Eintritt in die Säle von einer Juno angesprochen zu sehen, die mir ihren Unfall erzählte und mich um meinen Arm bat. An jeder Andern hätte dieser Muth frappirt; aber sie weiß Alles mit einer Feinheit im Stil und in einer Art zu thun, die bewunderungswürdig ist. Ich führte sie in den Saal und mein Herz triumphirte, ich wußte, daß das die Rechte sei, die ich schon lange suchte. Und so hat sich's auch herausgestellt. — Wer so viel mit Weibern zu thun hatte, wie ich — nein, Leroux, werfen Sie mich nicht zu den Verdammten — der kennt sie, der durchschaut sie bis in's Innerste, und ich habe gefunden, je näher ich Fräulein Bertin kennen lernte, daß sie ganz für mich geschaffen ist und wir Piraten auf dem Meere der Liebe sind eigen, sehr eigen, sollen wir uns einmal für eine Frau allein entscheiden. Aber Sie werden sie sehen, und meine Wahl bewundern! Nicht wahr, Sie helfen mir?"

Leroux hatte mit gespannter Aufmerksamkeit zugehört. Zuweilen zuckte ein Lächeln über sein Gesicht, bisweilen begleitete er die Erzählung des Barons mit einem gedankenvollen „Hm". Endlich sagte er mit seinem gewöhnlichen ruhigen Ernste:

„Hören Sie, Baron! Wäre Ihre Erkorene ein junges unerfahrenes Mädchen, so hätte ich es nicht nur gewarnt, sondern ich hätte Himmel und Hölle gegen Sie in Bewegung gesetzt. Bei einer Dame, die so selbständig auftritt, ist nichts gewagt, und wenn ich Ihnen dabei helfen kann, soll es geschehen. Ich kann nur nicht verstehen, da die Dame volljährig und unabhängig ist, warum Sie sie nicht auf dem gewöhnlichen Wege heirathen? Der Bruder muß dann ihr Vermögen herausgeben, ob er will oder nicht!"

„Allerdings. Aber hier in Nizza kann ich sie nicht so hinter der Thür weg heirathen. Die Dame ist von Familie. Und träfe ich erst Vorbereitungen, so erführen es natürlich die Geistlichen und auch sogleich der Herr Bruder. Der würde kommen, giebt als zärtlicher Bruder seine Einwilligung, nimmt sie mit nach Turin, wo ich sie standesgemäß holen soll; aber inzwischen erhebt man Hindernisse, es giebt Dies und Jenes zu beseitigen, und am Ende — wird aus der Heirath nichts; wie er es schon öfters machte. — Sie wissen nicht, was in diesem bigotten Lande die Pfaffen vermögen. Aber nach unserm Plan schlichtet sich Alles kurz und bündig. Sie begreifen doch —"

„Ich muß aber doch noch bemerken, daß Ihre Braut und Sie ihre Papiere geordnet haben müssen, wenn Sie hier oder in Frankreich getraut werden wollen."

„Alles in Ordnung! Die meinen sind längst bereit, und Fräulein Bertin brachte die Ihren kluger Weise auf die Seite, als sie schon früher einmal versprochen war, und ihr Herr Bruder, wie schon öfter, die Verbindung auflöste. — So ist es das Beste, lassen wir es dabei. — Also auf Sie, Leroux, kann ich rechnen?"

Der Capitain, welcher bis kurz noch eine große Zurückhaltung beobachtet hatte, brach in ein ungemessenes Gelächter aus. Die Affaire schien ihm je länger je besser zu gefallen.

„Nun, unterrichten Sie mich aber", sagte er endlich, als der Baron ungeduldig seine Mütze von dem linken Ohr auf das rechte, und von da gleich wieder auf das linke rückte.

„Also, hören Sie. Morgen punkt drei Uhr verlasse ich das Hôtel und fahre gegen Var zu. Ich habe nämlich vorher noch eine kleine Ehrensache zu schlichten, die wird dort in der Richtung abgemacht."

„Baron Celard! Eine Entführung und ein Duell an einem Tage? — Ich bewundere Ihre Gemüthsruhe. Haben Sie aber auch auf alle Fälle gedacht?"

„Keine Sorge, keine Sorge, keine Sorge!" entgegnete Celard, der aufgesprungen war, und das Zimmer rasch auf und ab schritt, indem er mit der weißen Hand seine Haare über das Ohr schlichtete, als ob ihm doch nicht so ganz sorglos zu Muth wäre und er etwas abzuschütteln hätte. „Keine Sorge!" wiederholte er, und setzte sich wieder. „Bis morgen Abend ist Alles abgethan. Eine Kleinigkeit. Sonst nichts. Ich habe die unerschütterliche Ueberzeugung, daß Alles gut geht — für mich. Bis acht Uhr bin ich in Var. Pferde und Wagen habe ich verkauft, doch sind sie bis morgen Abend noch zu Ihrem Dienst bestimmt. Nun merken Sie wol! Mein Kutscher hat den Befehl Sie um halb sieben zur Villa Drumond zu fahren, dort wird am hintern Thor eine Dame einsteigen. Sie begleiten sie auf die Straße nach Var und da, wo auf der Bergseite eine einzelne Cypresse steht, da treffen wir zusammen. Mein Geschäft ist — dann — abgemacht. — Sie steigen mit meiner Braut in den gemietheten Wagen, der andere geht zurück an seinen Eigenthümer. Sie gehen mit uns bis Var, wo uns der Geistliche am Altar erwartet und sind mein Zeuge. In der Nacht kommt der Courirzug durch, der bringt Sie bis übermorgen früh wieder nach Nizza."

„Sie schlagen sich auf — —?"

„Pistolen. Ich habe den ersten Schuß", antwortete der Baron tiefaufathmend, in gesättigter Befriedigung.

„Gut! Aber es ist dieses eine Lotterie, wie eine andere", mahnte Leroux; „denken Sie doch an mögliche Fälle. Sie können wenigstens verwundet werden, und es ist immer gut für alle Fälle gesorgt zu haben."

„Nichts werde ich. Ich gehe heil aus diesem Streit. Morgen Abend um acht Uhr stehen wir zusammen am Altar in Var. Verlassen Sie sich darauf. Morgen Abend sind wir gesund und heil in Var. Ein Anderer — — nun das ist seine Sache!"

Ein wilder Ingrimm flammte aus dem Gesicht Celard's und er biß die weißen Zähne aufeinander, daß sie knirschten.

Leroux schüttelte den Kopf in ernster Warnung.

„Seien Sie nicht so zuversichtlich. Das Glück wendet sich gerne von Jenen, die es braviren."

„Das Glück neigt sich Denen zu, die wagen. Auf Wiedersehen, Leroux! Vergessen Sie nicht! Um acht Uhr morgen stehe ich so gewiß am Altare mit meiner herrlichen Heloise, als Sie jetzt vor mir.“

In einem einsamen heimlichen Thälchen, von dem Var durchströmt, lag eine Waldwiese, vom stillen klaren Sonnenstrahl beglänzt. Alter Oelwald umgab sie von allen Seiten, und beschirmte den stillen freundlichen Ort vor Eindringlingen, kaum eine Vogelstimme unterbrach seine heilige Ruhe. Sachte, wie verstohlen, glitt der wilde Var an den grünen Ufern hin, unter den wilden Lorbeeren hinweg. Klangvoll, in süßen langgezogenen Noten begrüßte die Amsel im alten knorrigen Oelbaum den nahenden Frühling. Ein rothblühender Mandelbaum schüttelte, von einem Lüftchen bewegt, zarte rosenrothe Blätter auf die zahllosen sammetaugigen Anemonen und süß coketten Narcissen herab, die auf dem Grün der Wiese sprießten. Vom Bergpaß tönte das tactmäßige Klingeln der Saumthiere herunter.

Auf dieser Stelle des Friedens und der Stille, unter einer Korkeiche saß ein Mensch, der die wilde Leidenschaft und ihre Thaten in diese keusche Natureinsamkeit trug. Er saß im Grase, den Rücken an den Baum gelehnt, und rauchte eine Cigarre, nicht mit der behaglichen Ruhe des Rauchers aus Gewohnheit, sondern in abgesetzten Stößen, nach welchen er mit der Cigarre in der Hand scharf durch das Dickicht blickte, hinter welcher die Straße lag. Die hübschen, aber etwas schlaffen Züge hatten einen Ausdruck von Wildheit und Härte angenommen, der ihnen einige Bedeutung verlieh, fast einen Anflug von Kraft, und jedenfalls von großer Entschiedenheit, um nicht zu sagen Gier auf den Ertrag der nächsten Stunden.

Das war der Baron Celard. Der Oberst und der Arzt Dr. Gurney waren etwas weiter in den Oelwald gedrungen und kehrten nun zurück voller Anschläge, einigen Kaninchen, die sie aufgespürt, nächster Tage das Lebenslicht auszublasen.

„Ich sage Ihnen, kein Schuß ist sicherer als in's Auge“, docirte der Arzt; „hinter dem Auge liegt das Leben.“

„Zerreißt aber so furchtbar, und, gesetzt Sie kommen einige Linien zu tief, so dringt der Schrot in den Backen, nimmt die Zunge mit, oder ein Ohr und man kann sich mit der Beute nicht anständig sehen lassen. Sie ist oft nicht einmal todt.“

„Nicht todt! Herr Oberst! Nicht todt mit einem Schuß im Kopf? Was fällt Ihnen ein!“

„A propos, ich will Ihnen erzählen, was mir einfällt. Bei Jena nahmen wir einen deutschen Lieutenant gefangen. Ein bildschöner Mann und ein liebenswürdiger. Nach einiger Zeit wurde er ausgewechselt. Nach mehreren Jahren begegnete ich ihm in Paris. Ein Officier, decorirt, mit der Auszeichnung eines Obersten, redete mich an, als einen alten Bekannten. Bekannt schien er mir allerdings, aber ich besann mich vergebens, woher er mir bekannt war. Er nannte sich, ehemaliger

Lieutenant Z., jetzt Oberst. — War es möglich, war das der schöne Officier, der alle Weiber bezauberte! — Eine Flintenkugel war ihm unterm Auge eingedrungen, hatte sich gesenkt und das Gesicht zu einem häßlichen Dreieck verschoben — à propos, Baron. — Dort kommen unsere Leute. Achtung. Halten Sie sich zusammen!"

Die gewöhnlichen Formalitäten wurden vorgenommen, vom Versuch zur Sühne an, bis man sich gegenüber stand, mit kalten Worten und heißer Erbitterung. Sie standen Beide zwei Schritte von der Schwelle in die Ewigkeit.

Der Pole sah bleich aus, angegriffen. Ueber Wange und Kinn zog sich ein rother Streifen, der Streich der Reitgerte. Aber seine Augen funkelten von innerm Feuer und um seinen jugendlich frischen Mund zuckte es wie Humor.

Der Oberst schwenkte seinen Foulard. Celard hob den Arm. In diesem Augenblick ertönte wieder der Ruf der Amsel so klar und voll und lieblich wie ein Friedensherold, und Alles überbietend. Alle lauschten. Der Pole zeigte mit dem Mordwerkzeug nach der Anhöhe, von wo das Amsellied kam. Ein fast kindliches Lächeln flog über die jugendlich zarten Züge.

„Wenn das die Mutter hörte!"

„Allons, meine Herren!" schrie Celard hitzig, „wir sind nicht hier, um Sentiments zu pflegen, fangen wir an!"

Der Colonel schwenkte den Foulard.

Eine Minute, und der Pole lag im Gras, das vom purpurnen Blut überrieselt war, mit zum Tod verblichenen Zügen.

Der Doctor nahm sein Instrument heraus und zerschnitt dessen Kleidung.

„Die Achsel zerschmettert, Baron!" rief der Colonel.

„Nur! und ich zielte so sicher auf das Herz!" schrie Celard mit dem Fuße stampfend.

„Kann seine Mutter nicht mehr stützen auf der Terrasse. Doch ist es möglich er bleibt am Leben, wenn er die Heilung übersteht. Drei Söhne hat sie schon verloren auf verschiedenen Schlachtfeldern. Adieu Baron. Machen Sie, daß Sie fortkommen. A propos, nehmen Sie sich vor der Nemesis in Acht!"

Die Korkeichen und Pinien warfen lange Schatten über das Goldgrün der Wiese, als der junge Pole verbunden war und in todesähnlicher Ohnmacht in den Wagen gelegt wurde. Die Amsel sang ihr einsam frohes Lied über die Abendlandschaft hinaus.

Es war schon tiefe Nacht und noch immer harrte Baron Celard an der verabredeten Stelle auf den Wagen mit der Braut und ihrem Begleiter. Es war Alles todtstill. Er fluchte leise, dann laut, ließ seine Uhr repetiren und quälte sich ab, indem er alle Verzögerungen, die sich ergeben konnten, der Reihe nach abzählte.

„Sollte sie sich eines Andern besonnen haben? — Wäre etwa gar der Bruder gekommen? Hätte mich dieses feile Weib, die Lagrue, ver-

rathen? — oder wie? — wenn der Capitain die reiche Prise für sich behalten, sie auf seine Fregatte gebracht hätte? Hölle und Teufel! wie konnte ich so unvorsichtig sein. Wenn sie schon auf dem Meere wären! Möglich, das ist die Nemesis des Colonels, und ich — ich — ihr Narr. Hätte der Leroux sich von ihrem Gelde blenden lassen! Das wäre ein Streich!"

„Monsieur!" rief der Postillon, „jetzt kommt ein Wagen."

„Ruhig Bastian, still."

Der Postillon nahm seine Pferde zusammen, daß sie keine Fiber rühren konnten.

Richtig. Im raschen Laufe nahte sich ein Wagen. Es waren die Erwarteten.

„Wo blieben Sie nur so lange? Ich machte mir schon alle möglichen Gedanken", sagte der Baron und öffnete den Schlag. „Nun, was habe ich gestern gesagt? Fortuna hat mir beigestanden. Der Pole ist abgefertigt, der mischt sich nicht mehr in meine Angelegenheiten. Aber jetzt schnell in meinen Wagen, wir haben die größte Eile."

Er half der in Kapuze und Schleier gehüllten Dame heraus und setzte sie in den anderen Wagen.

„Kommen Sie, Capitain —"

„Ihre Braut bringt eben keine bräutliche Freudigkeit mit", flüsterte dieser. „Sie schrak zurück, als sie den Wagen und mich sah und zeigte nicht übel Lust wieder umzukehren. Auf Ehre, Baron, ich bat sie, wenn sie nicht gern und freiwillig folgte, umzukehren. Ich hätte ihre Sache bei Ihnen schon geführt. Es war ein kurzer Kampf, dann stieg sie ein. Doch sprach sie kein Wort auf der ganzen Fahrt. Da braucht es Glück, und das wünsche ich Ihnen."

„Das findet sich!" rief der Baron, der einstieg und sich neben die Dame setzte, „kommen Sie nur — und dann fort, Postillon — halt, halt, das Portefeuille, die Dame hat ihr Portefeuille verloren. Bitte, lieber Freund, sehen Sie nach. Louis, gieb die Laterne von dem Wagen herunter."

Capitain Leroux nahm die Laterne und bückte sich. „Gefunden!" rief er, und reichte das Portefeuille in den Wagen.

Die Dame, in der Hast es in Empfang zu nehmen, stieß an das niedere Steckdach und streifte Schleier und Kapuze ab.

Leroux ließ die Laterne fallen, daß sie zerbrach.

„Gute Nacht, Baron, und glückliche Reise!" schrie er und sprang schnell in den andern Wagen. Schnell, Louis, so schnell Deine Pferde laufen wollen nach Nizza zurück. Nur schnell!"

„Was machen Sie denn, Leroux?" schrie Celard aus dem andern Wagen erzürnt herüber. „Sie sollen ja mit uns! Was ficht Sie denn an? Wohin wollen Sie denn?"

„Meiner Katze eine Bratwurst kaufen!" schrie Leroux zurück und trieb den Kutscher zur Eile an. Die Wagen rollten auseinander.

Leroux, eine besonnen zusammengefaßte Natur, geberdete sich im Wagen wie ein Unsinniger. Er lachte, er schüttelte sich, er beugte sich vorwärts, er lehnte sich im Uebermaß der Aufregung zurück und horchte endlich auf die Straße hinaus, ob der andere Wagen auch wirklich fern sei.

„O, heilige Nemesis, wer wollte an Deinem Walten zweifeln!“ rief er endlich — „Die Spitzbübin! Wie sie ihn nur einzufädeln wußte! Vermögen — Bruder — o Heloise, das sieht Dir ganz ähnlich. Miarowsky, Du bist gerächt, Du bist gerächt. Jetzt sind sie in Var, vielleicht stehen sie am Altar — Heloise, verschmitzteste Deines Geschlechts!“

„Befehlen Sie etwas?“ sagte Louis und hielt die Pferde an.

„Um Gotteswillen fahre zu“, antwortete der Capitain, „lasse die Pferde laufen, wie sie laufen wollen.“

Der Major legte das Heft aus der Hand, räusperte sich, und sah die Zuhörer wechselweise an.

„Das ist eine wahre Geschichte, das kann ich Sie versichern, rein historisch; machte in Nizza viel Aufsehen! Merkwürdige Fügung! Solche Schicksalskatzen sollte man in Gold fassen.“

„Hm — hm —“, lächelte der Doctor kaustisch, und rieb seine Brillengläser zur Abwechselung an seinem grauen Slips. „Mit der Fregatte und dem Duell jedoch hat sich der Historiker einige Freiheiten erlaubt — poetische Licenzen, wie man zu sagen pflegt. Hat wol selbst noch keine Fregatte gesehen!“

„Wie so?“ fuhr der Major auf. „Mein Gewährsmann ist ein Ehrenmann! Sie wissen in Alles eine Spitze zu legen. Was soll's mit der Fregatte?“

„Mein Gott! jetzt fangen sie schon wieder an“, stöhnte die Dame innerlich. „Giebt es nicht Vögel, die man Fregattenvögel nennt?“ Sie holte dabei schnell ihren Koffer hervor, langte die Packete heraus und richtete ein zweites Frühstück zu.

„Ja“, antwortete der Doctor „solche Vögel giebt es“, und nahm eine Schnitte Gänsebrust, und eine Scheibe feinen Brodes mit Sardellenbutter bestrichen an. „Man sieht deren viele in gewissen Breiten“ fügte er kauend hinzu.

„Aber bitte, warum heißen sie so?“ fuhr die Dame fort und drückte dem Major eine Ladung der Wildpretpastete, über welche er sich vorher sehr günstig ausgesprochen hatte, in die Hand.

Der Doctor hatte die Gänsebrust so eifrig angegriffen, daß er nicht sogleich zu antworten vermochte. In verbindlicher Anerkennung der Dame trat der Major für ihn ein.

„Die Fregattenvögel mögen wohl zu den lebenden Provisionen einer Fregatte gehören und deshalb so heißen“, sagte er.

Ueber des Doctors breites Gesicht ergoß sich eine ganze Fluth von Zustimmung und Beifall.

„Richtig. Es giebt auch Fregattenferkel, Fregattenschafe, Fregattene — — —“

Der Major schaute mit dem Bissen im Munde hoch auf „Wie meinen Sie?“ sagte er, und legte sein Stück Pastete auf den Papierteller neben sich nieder. „Was meinen Sie?“

„Meine Herren, aus Schonung für mich halten Sie Frieden“, flehte die Dame, und drang auf Jeden mit einem Glas Likör und einem Stück Torte ein. Bitte, Herr Doctor, ich kann Ihnen keine Friedenspfeife bieten, trinken Sie also einen Friedensschluck.“

„Was thue ich denn, daß Sie gerade mich als den Friedensbrecher bezeichnen?“ sagte der Doctor, mit halbgeschlossenen Augen die geistvollen Tropfen schlürfend.

„Herr Major!“ schmeichelte die Dame, und bot ihm das Glas, „trinken wir auf unverbrüchlichen Waffenstillstand.“

„Gewisse Leute haben eine Art, ihre Meinung anzubringen, als ob alle übrigen Menschen Esel und es ihre leidige Pflicht wäre, den Ueberfluß an eigener Weisheit an sie abzutreten“, murrte der Major.

„Jetzt ist die Reihe an mir“, sagte die Dame, welche den Herren die Gläser abgenommen, die Flasche zum Nachfüllen handrecht gestellt, und eine Anzahl vergilbter Blätter hervorgebracht hatte.

„Ich kann nicht so pikant vortragen, wie der Herr Doctor, und habe nicht das vortreffliche Organ des Herrn Majors, aber meine Geschichte dürfte Sie dennoch interessiren. Sie ist nicht minder wahr, wie Ihre beiden so interessanten Vorträge, nur viel trauriger. Eine Freundin, die sie selbst miterlebt, hat sie mir mitgetheilt, sie war mir eine wahre, theure Freundin. Ich besuche alle Jahre ihr Grab —“ Die Dame trocknete sich die Augen — „In unserer eiskalten Zeit giebt es keine Freundschaft mehr wie früher, der Hauch der Selbstsucht ertödtet, wie ich glaube, jede Herzensblüthe.

„Diese Geschichte ereignete sich vor vielen Jahren, aber so oft in einer Zeitung von einer Zwangsbekehrung erzählt wird, muß ich an sie denken.“

In dichten, schweren, stetigen Flocken fiel draußen der Schnee, in bauschigen Schichten lag er auf den Bäumen; jedes Staket, jede Querlatte trug einen kleinen Bau, jeder Sims, jeder Vorsprung an dem Hause einen kleinen Wall. Jede kleine Fläche war das Gerüst zu einer Schneepyramide, und die Wagen selbst waren in allen Theilen, in allen Fugen und Linien mit einer saubern glänzenden Schneewabe ausgefüllt. Im Stationshause war es still geworden; kein Mensch, kein Thier belebte diese einsame Stätte und dicht und lautlos fiel der Schnee. Die Herren legten sich in ihre Wagenecken und die Dame las:

„Liebe Freundin! Könnte ich Dich an meine Seite wünschen und mit Dir meine Umschau theilen! Ich befinde mich in unserm Garten auf dem Capitol. Im klaren flüssigen Silberschein des Mondes liegt die alte Stadt, dort unten die Tiber, die großen Steinmassen von St. Spirito und Michele, und gerade mir gegenüber mit seinen Pinien

und Cypressen der Janiculus. Schimmernd wie flüssiger Diamant schießen die schweren Wassermassen der Fontaine von St. Onofrio in Cascatellen heraus, fließen zusammen, trennen sich und verschwinden spurlos dem geblendeten Auge — gleich dem Dasein so mancher Menschen. — Zur Seite die riesigen Massen des Vaticans, St. Peters, des Castells und zu meinen Füßen ein Feuerwerk, das seltsamste, das man sich denken kann. Am Fuße der Terrassenmauer, die unsern Garten trägt, ist ein Artischockenfeld, welches von Tausenden von Feuerfliegen wimmelt. Diese sind wol noch einmal so groß als unsere Johanniskäfer, und auch von doppelter Leuchtkraft. Sie lieben die Artischocken und das Feld unten ist völlig illuminirt von ihnen. In lebendiger Beweglichkeit springen sie von einem Stock zum andern und die Pflanzung scheint übersponnen mit einem Netz feuriger Bogen. Wie viel Schönes, Reizendes hat diese Welt, und wie schwer ist mein Herz von der Bosheit der Menschen, die unter dem Mantel des Christenthums — — Gefühle zertreten — — — Menschenelend — — —" Die Dame schaute auf. In des Majors Gesicht entwickelte sich ein Gähnen, der Doctor öffnete die Augen und schaute verwundert um sich. Sie überschlug daher eine Seite, die noch nachträgliche Beobachtungen enthielt, und fing direct bei der Geschichte an:

„In unser Haus — meine Freundin lebte nämlich im Hause des P....'schen Gesandten — kam öfters eine Frau, welche für die Gesandtin Näharbeit besorgte. Sie war eine Deutsche, eine große stattliche Gestalt. Ihr Gesicht war bleich und hager. Eine lange Geschichte von Sorge und Kummer, von einem harten herben Kampf mit dem Leben war darin zu lesen. Aber die Gestalt war nicht gebeugt, die Züge waren fest, der Ausdruck ruhige Geduld; ein Herz, das geprüft war, nicht gebrochen. Die Gesandtin erzählte mir ihre Geschichte. — Sie ist aus Königsberg, eines Goldarbeiters Tochter. Ein junger Römer, Namens R . . . kam einst nach Königsberg (die Römer sind bekanntlich vorzügliche Goldarbeiter) und trat in ihres Vaters Geschäft, dessen er sich mit Eifer und Geschick annahm. Er schickte sich überaus gut in deutsches Leben und deutsche Sitte. Das gefiel der Tochter des alten Goldarbeiters und die Tochter gefiel ihm, und als der Vater auf dem Sterbebett lag, übergab er ihm das Geschäft und sein einziges Kind. R . . . hatte in allen Unternehmungen Glück, er war von seinen Mitbürgern hoch geachtet, seine Frau liebte und ehrte ihn und nichts fehlte zu seiner Zufriedenheit, als die Einigung mit seiner Familie. Als er dem alten R. seine Heirath mit einer Protestantin anzeigte, spie dieser Feuer und Flamme. Er verabscheute die ketzerische Schwiegertochter, er entsetzte sich vor protestantischen Enkeln. Er bedrohte den Sohn mit seinem Fluch, mit Enterbung, wenn nicht Frau und Kinder katholisch würden, oder er sich von ihnen schiebe und sogleich nach Rom zurück käme. Keines von beiden geschah und jegliche Beziehung zu seinem väterlichen Hause hörte auf.

Nach einer Reihe von Jahren, die R. gesegnet und beglückt in Königsberg verlebte, erkrankte er an einem Brustübel und die Aerzte

wußten bald keinen Rath mehr, als das heimatliche Klima. R. fühlte im Geheimen, daß dieses der beste und einzige Rath für ihn sei. Es zog ihn mächtig zu den heimatlichen Pinien und Cypressen.

Das Haus sammt dem Geschäft ward verkauft und R. reiste mit Frau und Kindern nach Rom.

Sein erster Gang war nach dem väterlichen Hause. Er wollte sich mit seinen Verwandten versöhnen, er wollte auch seinen Kindern sein Erbe zuwenden.

Aber der Empfang war anders, als er erwartet hatte. Der alte R. war gestorben und hatte den beiden noch übrigen Söhnen seine ganze Habe, aber auch seinen Groll und seine Unversöhnlichkeit vererbt.

In gehässigem Abschen wiesen sie ihm und seiner ketzerischen „Concubine" die Thür. Ihre Weiber wiesen mit Fingern auf sie und ihre Kinder schaarten sich neugierig um die jungen Ketzerbastarde, und spuckten auf sie.

Gebrochen verließ R. sein väterliches Haus. Er kam nicht dazu, ein eigenes Geschäft zu etabliren, er stieß überall auf Hindernisse und Widerstand. Die R.'s waren angesehene Leute und hatten gar bald die Priesterschaft in ihr Interesse gezogen, und so erreichte der Aermste nirgends ein Ziel.

Frau und Kinder sollten katholisch werden, und dann mögen sie kommen, ihren Antheil am Erbe und Hausrecht zu holen. Aber R. blieb unerschütterlich. Der Aufenthalt in Deutschland und das Leben mit einer deutschen Frau hatte ihm die Augen geöffnet für die Bedeutung eines innern religiösen Lebens, für den Werth der Treue und Wahrheit. Er selbst war nicht aus seiner Kirche ausgetreten, aber er war in ihr geblieben nicht im Sinne der römischen, sondern der deutschen Kirche.

Nicht allein, daß er seine Frau nicht zwingen, nicht verlocken wollte, er scheute sich nicht, zu gestehen, daß er selber ihr jeden Gedanken an einen äußerlichen Uebertritt ausgeredet, wenn sie bisweilen aus Rücksicht auf ihn, auf die Kinder verzagt wurde. „Wenn Du Deinem Gott nicht treu bleibst, kann ich kein Vertrauen mehr in Deine Treue gegen mich haben." Er wies die Priester mit Ernst aus seinem Hause. Anhaben konnte man ihm weiter nichts, da er selbst seine kirchlichen Pflichten erfüllte.

So lebte die Familie still und zuletzt wenig beachtet hin. Seine Krankheit entwickelte sich zwar, aber die Beschaffenheit des römischen Klimas gewährt Schwindsüchtigen und Brustkranken eine grausam lange Lebensfrist. Er siechte mehrere Jahre, während das aus Deutschland mitgebrachte Capital mit der kleinen Arbeit, die R. thun konnte, und gelegentlichem Verdienst der Frau ausreichte.

Da kam die Cholera, R. wurde von ihr ergriffen. Die Priester kamen wieder — aber sie wagten sich nicht in die Nähe der Ansteckung. Ein Freund hat mir erzählt, daß er bei einem Besuch R.'s den Priester in der Thür des Krankenzimmers stehend fand, verlangend, daß der Kranke, von der entfernten Ecke des Gemaches aus, in welchem sein Bett

stand, ihm beichten sollte! Aber an geistlichem Zuspruch hat es ihm nicht gefehlt. Unser evangelischer Gesandtschaftsprediger, der ihn durch die Frau kannte und ihn dem Geiste nach zu seiner Gemeinde zählen durfte, hat ihn in den letzten Tagen mehrfach besucht; darüber drückten denn damals die Priester ein Auge zu — froh, wenn an sie selbst keine Ansprüche gemacht wurden. Doch laß mich nicht ungerecht sein! Es gab sehr rühmliche schöne Ausnahmen, mit Beispielen der reinsten, treusten Hingebung und Selbstverleugnung in der Pflege der Cholerakranken, und zu diesen Ausnahmen gehörte — der Wahrheit die Ehre! — der ganze Orden der Jesuiten in Rom! —

N. starb, wie so viele andere Opfer jener schrecklichen Zeit, welche die Bevölkerung Roms in wenigen Wochen buchstäblich decimirte, nicht an der Cholera, sondern an dem, den entkräfteten Körper gleich darauf ergreifenden Typhus.

Seine Krankheit hatte große Ausgaben nöthig gemacht; Rom ist ein theurer Ort.

Als der Mann bestattet war (wie in jener Zeit bestattet wurde — hinausgefahren auf dem Karren, der jeden Morgen durch die Straßen zog, um die Opfer der vergangenen Nacht aufzunehmen, ohne geistliche Begleitung, hineingeworfen in die allgemeinen Gräber) zählte seine Wittwe den Rest des Capitals, das ihr geblieben, und es war eine sehr kleine Summe; aber sie verzweifelte darum nicht. Sie that sich nach Arbeit um. Saubere Nadelarbeit wird in Rom sehr gut bezahlt, und sie war geschickt im Nähen, hatte auch dabei ihre älteste Tochter schon zur Beihülfe. Ein Mädchen war ihr gestorben; sie hatte außer der Tochter zwei Knaben, von denen der jüngste rhachitisch war und sein Bettchen nie verlassen konnte. Sie lebten ein leidlich gemächliches Leben, und konnten auch dem kranken Kinde die Erquickungen beschaffen, deren es bedurfte; Mutter und Tochter arbeiteten Tag und Nacht, aber es ging.

Geduldig, treu und muthig hat die N. ausgehalten, und mit gläubigem schlichten Sinn schwere Lebensproben bestanden. Fremd im fremden Lande, hatte sie nicht einen Menschen, an den sie sich anlehnen konnte, der ihr eine Stütze gewesen wäre, bis sie in das Gesandtschaftshaus kam und die Gesandtin sie bekannten Damen empfahl und sie unter ihren besondern Schutz nahm. Sie bettelte nicht, sie war nicht unterwürfig, aber sie war für Alles dankbar, nnd in ihrem abgetragenen schwarzen Terneauxkleide trat sie mit einer Würdigkeit einher, die alles Almosen außer Frage setzte. Ruhig und neidlos ging sie mit ihrer fertigen Arbeit an dem großen stattlichen Hause vorüber, das ihres Mannes Brüder besaßen, und schlug die Blicke nicht nieder, wenn diese hinter ihren glänzenden Ladenfenstern auf die „Concubine“ heraus zischten und höhnten. Sie besaß den rechtlichen Stolz unverdienter Armuth, und ertrug ihr Schicksal gelassen; wären nur die Priester nicht gewesen!

Seit N.'s Tode hatten die Priester sie nicht aus den Augen verloren. Sie, oder die Schwäger, oder Beide, konnten es nicht verwinden,

daß echt katholisches römisches Blut in Ketzeradern fließen sollte. Von Zeit zu Zeit stellte sich dieser Pfarrer oder jener Prälat ein, um sie zu überreden, sammt den Kindern katholisch zu werden. Der Eine verhieß ihr einen Himmel behaglichen Wohllebens, wenn sie katholisch würde, der Andere zeitliche und ewige Qualen, wenn sie in der Irrlehre verharrte. Hatte der Eine versteckter Weise den Hausherrn oder den Apotheker oder sonst einen Gläubiger wegen einer unbedeutenden Schuld auf sie gehetzt, so erschien in der ärmlichen Wohnung ein Anderer im schwarzen Talar mit einer Rolle nagelneuer Scudi und den Schuldscheinen, die sofort quittirt sein sollten, sobald sie ihre Rechnung mit der falschen Lehre abgeschlossen hätte. Hatte der Eine bei einer Morgenvisite ihr die Schrecken, das Elend einer Obdachlosen ausgemalt, so erschien am Nachmittag ein Anderer, der ihr ein nettes Gartenhäuschen an der Porta Latina beschrieb, das den Brüdern R. gehörte, und ihr auf Lebenszeit nebst einer jährlichen Apanage zugeschrieben werden sollte. Hatte der Eine ihr Mutterherz gepeinigt, wenn er ihr vorrechnete, was ihre armen Kinder Alles entbehren müßten, das ihnen eigentlich zustände, so zählte ihr der Andere die Annehmlichkeiten vor, die sie ihnen nur aus Verstocktheit vorenthielte. Als sie sie in ihrer schlichten Weise fest und unerschütterlich fanden, machten die frommen Herren Concessionen. Sie verlangten blos den Uebertritt der Kinder, welche für ihr Leben lang und gut versorgt werden sollten. Sie nannten die besten Schulen, die vorzüglichsten Anstalten, wo die Knaben erzogen und zu einem Fache herangebildet werden sollten; sie nannten das Kloster, von welchem ihre Tochter ein lebenslängliches Stipendium beziehen und den berühmten Arzt, der das kranke Kind behandeln sollte. Der Eine sprach zu ihrem Herzen mit milder Ueberredung, der Andere donnerte sie in finsterm Eifer an, und stellte ihr Hölle und Fegfeuer vor. Unter allen Prüfungen ihres Lebens waren ihr diese die härtesten und peinlichsten. Wie ein beständig fallender Tropfen den Stein aushöhlt, so wurde ihre Kraft ausgesogen, jede Fiber ihrer Seele zersetzt, mit ihren Muttergefühlen experimentirt und jede moralische Tortur versucht, welche fanatische Priesterschlauheit erdenken konnte. Aber sie war nicht zu beugen; gerade die Erinnerung an ihren Mann und an dessen Mahnungen zur Standhaftigkeit hielt sie aufrecht und endlich nach jahrelanger Folter ließ man sie fallen. Ueberredung hatte auf den schlichten festen Charakter keine Wirkung, und gewaltsam einzugreifen ließ man wohlweislich. Die R. stand unter dem speciellen Schutz des Gesandten, und dieser genoß die besondere Gunst des damaligen Papstes, Gregor's des Sechzehnten, das war eine allbekannte Sache.

Aber diese ganz besondere Gunst verwandelte sich, als die kölnischen Wirren eintraten, in die höchste Ungunst. Alle Preußen wurden angefeindet, der Gesandte selbst am Meisten. Unser Leben war seitdem kein glückliches. Die klerikale Partei verschmähte keine feindselige Demonstration, sie mochte noch so kleinlich, so armselig, oder so giftig und boshaft sein. Der Gesandte, der während eines zwanzigjährigen Aufent-

halts sich eine begeisterte Verehrung in allen Schichten der Bevölkerung erworben hatte, den begeiferten sie mit den absurdesten Schmähungen; so z. B. wurde unter dem Volke verbreitet, daß auf seine Veranlassung der Erzbischof von Köln gezwungen werde solle, zu heirathen. Die arme R. hatte diesen Umschlag der Verhältnisse am Ersten zu empfinden. Sobald bekannt wurde, daß des Gesandten Stellung unhaltbar geworden, drangen wieder die Priester auf sie ein. Es wurde der Hauseigenthümer auf sie gehetzt, damit er ihr die Wohnung kündige. Sie suchte eine andere, aber überall, wohin sie kam, waren die Priester schon gewesen, und Niemand wollte sie ins Haus nehmen. In ihrer eigenen Wohnung aber gab ein Priester dem andern die Thür in die Hand, und die arme Witwe wurde hitziger bedrängt als je; denn sie kamen nicht mehr wie früher mit wohlmeinender Werbung, jetzt waren es offene Drohungen, herbe unverhohlene Angriffe.

Der Gesandte konnte sie nicht mehr schützen, seine Abreise war vorbereitet. Sein edles menschenfreundliches Herz ließ es nicht zu, die arme Familie der Willkür der Priester, oder den haltlosen römischen Rechtszuständen preiszugeben. Es war vorauszusehen, daß man die Frau und ihre Kinder peinigen würde, bis sie convertirten. Um sie ihren Verfolgern mit einem Mal zu entziehen, beschloß der Gesandte, sie in aller Stille nach Neapel zu senden, und sie dort unter den Schutz des dortigen Gesandten zu stellen. Der Wagen, die Pässe und sonstige Einrichtungen waren durch vertraute Leute der hiesigen Gesandtschaft besorgt worden, in Heimlichkeit, um fernere Intriguen der Priester abzuschneiden. So war denn Alles gut und wir Alle empfanden die heitere Befriedigung, welche eine zweifelhafte, schwierige Sache, die sich glücklich durchgewunden hat, einflößt. Alle freuten wir uns, daß die so brave und würdige R., wie arm und verlassen sie auch war, doch in diesem Kampfe mit den mächtigen Priestern nicht unterliegen sollte.

Niemals werde ich den vorgestrigen Abend vergessen; es war das letzte Mal, daß sich auf dem Capitol der gewohnte Kreis zusammen fand. Wir saßen beisammen, wehmüthig erregt von den Vorgängen der letzten Tage, deren jeder ein Stück Existenz zusammenbrach, und gedachten der nächsten Tage. Die Umstände hatten die Abreise des Gesandten überraschend nahegerückt. Die Freunde, welche so lange tägliche Gäste in diesen Räumen, diesem Sitz der edelsten Gastlichkeit gewesen — man konnte sich nicht in den Gedanken finden, daß sie in wenig Tagen verödet und verlassen sein würden. Wir hatten dort so schöne Stunden verbracht! Keiner, der nicht glaubte, ein hohes Gut zurücklassen zu müssen. Das Gespräch war sehr belebt, um die Gefühle niederzukämpfen. Die Reise sammt ihren Einzelheiten wurde besprochen, das, was mitgenommen, was zurückgelassen werden sollte. Jeder der Anwesenden bekam als Vermächtniß einen Armen, einen zu Beschützenden, zugetheilt Für den Geringsten war gesorgt worden, das edle warme Herz des Gesandten wollte keinen Trauernden zurücklassen.

„Ich bin nur froh", sprach er, „daß die arme R. versorgt ist. Mor-

gen ist sie der Gewalt ihrer Quäler entrückt. Ich hätte sie nicht mehr schützen können, und man würde es ihr sauer genug gemacht haben. Agrisani, der Unternehmer der Eilpost zwischen Rom und Neapel, hat versprochen, aus den Thoren der Stadt zu sein, ehe der Morgen graut."

Kaum waren diese Worte gesprochen, so that sich die Thür auf, und hinter dem verdutzten Bedienten erschien die N. Sie stürzte mitten im Salon auf die Kniee nieder, und nimmer werde ich den Schmerzensausdruck vergessen, mit dem sie schrie:

„Meine Kinder! Excellenz, meine Kinder!" Die sonst so ruhige, gemäßigte, disciplinirte Frau war ein Bild der Verzweiflung. Ohne Hut, mit hängenden Haaren, mit schmerzlich verzogenem, von Thränen überschwemmten Gesicht, kniete sie da; die gefalteten Hände auf die zuckende Brust gedrückt, erzählte sie:

Als sie vor wenigen Stunden den Palast verlassen, wo sie die letzten Anweisungen ihre Reise betreffend, Geld und Kleider und noch manches Nützliche erhalten hatte, und sich in ihre Wohnung begab, fand sie diese zu ihrer höchsten Befremdung verschlossen. Ihre älteste Tochter, ein siebzehnjähriges Mädchen, hatte während ihrer Abwesenheit die Kinder zu hüten, aber weder diese, noch die anderen Kinder ließen die Mutter ein. Sie ging bei einer Nachbarin nachzufragen, ob die Kinder, wie sie so oft pflegten, bei ihr eingesprochen hätten. Die Nachbarin stand vor ihrer Thür in angelegentlicher Unterhaltung vor einer Gruppe von anderen Frauen, die bestürzt und aufgeregt durcheinander redeten. Sie berichteten der Mutter, daß kurz darauf, als sie das Haus verlassen, ein Wagen vor ihrer Thür gehalten habe, aus welchem zwei Geistliche gestiegen seien, die sich in das Haus begeben hätten. Alsbald seien sie mit den Kindern herabgekommen; diese wurden gutwillig oder nicht in den Wagen gebracht, die Geistlichen stiegen ebenfalls ein und der Wagen fuhr fort.

„Nach St. Michele", setzte die Nachbarin mit bedenklichem Seufzen hinzu.

Von einer furchtbaren Ahnung geschlagen, warf die N. ihre Päcke nieder und eilte den weiten Weg von Quattro fontane bis hinaus an das Ufer der Tiber, wo das ungeheure Gebäude, Kloster und Spital zugleich, steht.

Stürmisch verlangte sie eingelassen zu werden, flehend verlangte sie nach ihren Kindern. Aber die Thür wurde nicht geöffnet, nur die Klappe that sich auf, und die Pförtnerin that ihr zu wissen, daß ihre Kinder der alleinseligmachenden Kirche angehörten und das Haus nicht mehr verlassen sollten.

„Großer Gott im Himmel, ist denn das so bald geschehen! Seid Ihr Menschen, schlägt unter Eurem Priesterkleide kein Herz!"

Die arme Mutter warf sich auf die steinernen Stufen des Gotteshauses nieder. Mit strömenden Thränen, die Hände ringend, mit der Beredsamkeit der Mutterangst, der Mutterliebe flehte sie um ihre Kinder.

„Sobald ihr katholisch seid“, war die Antwort.

„Wohlan!“ sagte sie endlich erschöpft vom Ringen, „behaltet die Großen! Sie sind Euer! Ich entsage ihnen hiermit feierlich. Nur das kranke Kind gebt mir heraus. Es ist ja so elend, es kann ohne die Mutter nicht leben. Die Angst wird es tödten. Habt doch Erbarmen, wenn nicht mit mir, die ich die harten Steine hier mit meinen Thränen wasche, so doch mit dem armen Wurm. Seine Zeit ist so bald abgelaufen, laßt es doch in meinen Armen sterben!“ —

„Werdet katholisch!“

„Nur sehen laßt es mich! Nur einen Augenblick laßt mich zu ihm, daß ich es segnen kann. Nur schauen laßt es mich noch einmal. Ich will dann fortgehen, ganz ruhig, und Euch nicht mehr belästigen. Nur einmal laßt mich mein krankes Kind noch schauen!“

„Sobald Ihr katholisch geworden seid!“ war die gelassene Antwort, und damit schloß sich die Klappe und hart und stumm lag der steinerne Bau vor ihr.

Tief erschüttert hatten wir Alle zugehört und schauten auf die Frau, die da vor uns stand und schamhaft ihren leidenschaftlichen Schmerz niederzukämpfen suchte, aber vergebens nach Fassung und Ruhe rang. Es war fürchterlich, diese sonst so ruhige, gesetzte Frau von Jammer und Schmerz erbeben, diese starke Seele so unterliegen zu sehen.

„Hülfe, Excellenz! Helfen Sie mir, was soll ich thun, um zu meinen Kindern zu kommen! Helfen Sie, rathen Sie, was soll ich thun!“

„Ich kann es Ihnen nicht sagen“, antwortete der Gesandte nach einer Pause schmerzlichen Schweigens, „denn ich kann Ihnen nicht rathen, katholisch zu werden!“

Die Frau schrak auf.

„Excellenz!“

„Ich kann Ihnen nicht helfen. Was ich auch thun wollte, es würde Ihre Sache nur verschlimmern. Dieser Hieb gilt mehr mir, als Ihnen. Es ist eine von den zahllosen Kränkungen, die mir täglich wurden. Nur wenn Sie katholisch werden, werden Ihre Kinder eine Mutter haben, denn — glauben Sie mir, der ich Ihre Verhältnisse kenne — Sie sehen Ihre Kinder sonst nicht wieder.“

Er sprach mit trübem Ernst, und starr und stumm hatte ihn die R. angehört.

„So sehe ich sie nicht wieder“, sagte sie nach einer Pause innern Kampfes. „Morgen, Excellenz, gehe ich nach Deutschland und lasse mich dort begraben. Behaltet die Kinder, Ihr geistlichen Henker!“

Sie wandte sich um und schritt ohne Wort und Gruß der Thür zu. Es war so schauerlich! Wie ein Kämpfer, der den Todesstreich empfangen, sterbend, doch aufrecht von der Wahlstatt geht, so schritt die Frau hinaus.

Und Solches geschah im April, im Jahre 18.., genau so wie ich es Dir erzähle. — Ist Das zu glauben? wirst Du fragen. — Und überläßt man die Aermste ihrem Schicksal, das sie erdrücken muß, zernichtet

man eine ganze Familie, blos um einen Dritten zu kränken? Was soll weiter werden? . . . . . Was? . . . . ."

„Einsteigen, meine Herren, einsteigen!" schrie es draußen. Es waren die Conducteure, die in dem Schnee herumstampften und die Thüren aufrissen.

Erschreckt ließ die Dame ihre Blätter fallen und blickte auf. Der Major öffnete schlaftrunken die Augen; der Doctor seufzte tief auf und rieb die seinen, und dann die Brille. Wie hatte sich draußen Alles verändert! Der Schneefall hatte aufgehört, der zartblaue Himmel strahlte in wunderbarer Reinheit. Ein blendendweißes Gewebe deckte Feld und Haus und Wald. Alles sah so sauber, so zierlich, so geordnet aus, jede Latte, jeder Stock prangte mit einem künstlichen Flockenaufsatz, und im schrägen Abendsonnenstrahl funkelten Millionen Lichtkörperchen.

Draußen war es lebendig geworden. Eine rührige laute Menge mit Päcken und Säcken, mit Taschen und Flaschen entströmte dem Stationshaus, kämpfte sich lachend und scheltend durch den knietiefen Schnee zu ihren Plätzen, die Conducteure riefen und ordneten und signalisirten, und die Maschine rauchte und blies, gleichwie froh, wieder in Wärme und Bewegung zu kommen.

„So sind wir doch endlich flott. Es war höchste Zeit. Aber kalt wird es diese Nacht", sagte der Major, und zog das Fenster auf.

„Es ist aber sehr dunstig hier", meinte der Doctor, „wir brauchen Luftwechsel. Wir haben wenigstens neun Grad Wärme." Er ließ das Fenster nieder.

„Die mögen Sie haben. Ich aber habe einen Rheumatismus in der linken Schulter, und erlaube mir daher das Fenster wieder zu schließen", entgegnete der Major scharf, und zog das Fenster wieder herauf.

„Wir athmen schon seit Stunden geschlossene Luft", sagte der Doctor, und langte nach dem Riemen, „wir athmen die Dünste von Punsch und Wein, und Gott weiß was noch, und ich als Mann von Fach muß wissen, was dem menschlichen Gebein gut ist. Einen von uns kann der Schlag treffen."

Das Fenster ging sachte nieder.

„Wechseln wir den Platz", sprach die Dame und drängte den Doctor an die andere Seite des Coupé's wo sie das halbe Fenster niedergelassen hatte, und setzte sich in die Mitte.

„Gott sei gedankt", seufzte sie innerlich, „jetzt geht es weiter, in anderthalb Stunden sind wir am Ziel, und dort mögen sie streiten nach Herzenslust."

Die Pfeife schrillte, ein Ruck, ein Knarren, und fort ging es in die kalte stille Nacht hinaus.

Druck von A. H. Payne in Reudnitz bei Leipzig. — Nachdruck und Uebersetzungsrecht sind vorbehalten.



Eine Ehe.

„Sind Sie nicht Herr Schmidt? Erkennen Sie mich nicht?“ (Seite 261.)

Der Salon.

Eine Ehe.

Erzählung von **W. von † † †**

Ein äußerst flotter Bursch war Heinrich Schmidt während seiner Studienjahre in Bonn, Göttingen und schließlich in Heidelberg. Das winzige, reich gestickte Mützchen auf dem blonden Haupte stand ihm sehr gut, so lange der Wind es nicht weg blies; er besaß einen großen Hund, der aber so wenig händelsüchtig war wie sein Herr, und ruhig unter dem Tisch lag, während dieser Bier trank. Und der Studiosus Heinrich Schmidt trank oft und reichlich Bier. Aber auch die Studien wurden nicht vernachlässigt, und nach dem letzten Semester war ein tüchtiger Jurist aus ihm geworden. Dabei hatte ihn seine sprichwörtlich gewordene Gutmüthigkeit zu einem sehr beliebten Kameraden gemacht, und großartig waren die Demonstrationen an der Eisenbahn, als er schied. Aber nicht nur seinen Freunden war er theuer; auch das schöne Geschlecht der Universitätsstadt fand Wohlgefallen an ihm, und vor Allen hatte sich ein Herz dem Jüngling zugewandt. Heinrich hatte nichts Besonderes gethan, um die Schläge dieses Herzens in ein schnelleres Tempo zu bringen, und in ihm selbst entbrannte keine ausgesprochene Leidenschaft, aber es that ihm wohl, sich von einem anerkannt vortrefflichen Mädchen geliebt zu wissen, und ein junger Mann ist immer geneigt, dieses Gefühl mit dem Namen Liebe zu taufen. Das that er denn auch ohne Weiteres, versprach der Geliebten wieder zu kommen um sie zu heirathen, und schenkte ihr beim Abschied einen Canarienvogel.

Heinrich war ein grundehrlicher Mensch und blieb dem Mädchen treu. Obgleich seine Eltern wohlhabend waren, verlangten sie aber doch von dem Sohn, er solle mit dem Schließen des Ehebundes bis zu einer festen Anstellung warten; daher kam es, daß die Hochzeit erst drei Jahre später stattfand. Das junge Paar etablirte sich in Karlsruhe. Und noch ein Jahr später war er Wittwer — die junge Frau, die mit so vollem Vertrauen auf lange Dauer dem Glück entgegen gejubelt hatte, schenkte ihm ein Töchterchen und starb wenige Wochen später. Eine lange Krankheit war dem Scheiden vorausgegangen — und hatte es dem Zurückbleibenden erleichtert! Das Wort klingt hart, ist aber tief begründet auf dem innern Wesen des Menschen: auch der Beste ist Egoist, und hat bei dem Anblick der Leiden eines geliebten Gegenstandes sich selbst gegenüber die Entschuldigung, daß ja die Rettung ohnehin unmöglich war, daß der Tod von der Kranken selbst als willkommener Erlöser herbeigewünscht werden mußte.

Es gab jedoch der schmerzlich bewegten Stunden noch viele für den einsam Zurückgebliebenen, und noch viele Thränen flossen, wenn er sein

armes, hülfloses Töchterchen in die Arme schloß. Aber der Himmel hatte ihm eine bedeutende Dosis leichten Sinns zugemessen. Nach zwei Monaten fragte er sich schon hin und wieder, ob der Anstand dem Trauernden gestatte Dies oder Jenes zu thun — und sobald das Wörtchen „Anstand“ um Rath befragt wird, schimmert es unfehlbar schon verschiedenfarbig durch den schwarzen Flor am Hut und Arm. Es kam sogar einmal vor, daß er die ersten Tacte eines Liedchens pfiff als er die Treppe hinunterstieg, und sich erschrocken umsah, ob nicht Jemand Zeuge seiner unpassenden musikalischen Uebungen gewesen. — „Du bist ein ganz gefühlloser Mensch!“ schalt er sich selbst. Das war aber im Grunde nicht der Fall: für das Lebendige, Greifbare fühlte er lebendig und warm; wäre seine Frau nicht gestorben, die Ehe wäre wahrscheinlich eine glückliche geblieben. Und dabei dürfen wir nicht vergessen, daß sein Herz noch nie eine recht tiefe, aufopferungsfähige Liebe empfunden.

Die Zeit verstrich; die kleine Franziska hatte ihre zwei ersten Lebensjahre zurückgelegt und gehen und etwas sprechen gelernt. Schmidt hatte bei dem Anblick des Kindes oft überlegt, ob es nicht seine Pflicht sei, wieder zu heirathen — er liebte es unaussprechlich und sah mit Sorge den Jahren entgegen, wo das fehlende Mutterauge oft entscheidend für das Schicksal eines Mädchens werden kann. Aber zum Entschluß kam es erst in Folge einer anscheinend unbedeutenden Scene. Die Parade war mit dem Schlage Zwölf durch die Langestraße dem großherzoglichen Schlosse zugezogen, und das Straßenpublicum folgte, unwillkürlich Tact haltend mit den Klängen der Musik. Auch Schmidt marschirte mit. Da sah er unter den Bäumen des Schloßplatzes sein Herzblättchen Franziska, an der Hand einer Jugendfreundin gleichen Alters wackeligen Ganges dahinschreiten, während die Wärterin vorausgegangen war, mit einer gleichgestimmten Seele kosend. Es mochte ihr wohl zufällig das ihr anvertraute kleine Wesen eingefallen sein; sie wandte sich zurück und rief drohend im Hochdeutsch der Karlsruher dienstbaren Geister: „Fränzle, kommscht? Oder wenn i komm, so kriegscht!“ Franziska hatte gewiß schon bittere Erfahrungen gemacht in Betreff der Folgen des Nachbleibens — sie schrie laut auf und eilte der Magd zu, so schnell die kleinen Beinchen sie tragen wollten, während die Jugendfreundin, plötzlich aus dem Gleichgewicht gebracht, hinplumpte und verwundert sitzen blieb.

So durfte sein armes Kind nicht behandelt werden, eine zweite Mutter mußte es unter ihren Schutz nehmen. Aber vielleicht hätte Schmidt doch noch die Entscheidung aufgeschoben, wenn nicht in der Zwischenzeit Folgendes vorgefallen wäre.

Der leichte Sinn, mit dem Schmidt so reichlich versehen war, ist schon hervorgehoben worden; eben so seine Gutmüthigkeit, die ihn überall beliebt machen mußte. Was aus diesen beiden Eigenschaften für das gesellige Leben entspringt, weiß Jeder aus eigener Anschauung: große Bereitwilligkeit, einen Dienst zu erweisen, wenn es gleich geschehen kann, auch Versprechungen für die Zukunft, sogar Halten des gegebenen Worts,

wenn nicht zu viel dazwischen kommt, und eine innere, naive Heiterkeit, die in raschen Körperbewegungen und humoristischen, bisweilen etwas burschikosen Einfällen auf die Außenseite des Menschen tritt. Aber aus Schmidt wäre eigentlich doch noch mehr zu machen gewesen als ein angenehmer Gesellschafter; schon die Art, wie er seine Studienzeit, trotz aller Jugendstreiche, angewandt, wies auf einen tieferen, festeren Boden. In den seltenen Momenten ernster Unterhaltung mußte man unwillkürlich bedauern, daß er zur Fristung seiner Existenz nicht ausschließlich auf den Staatsdienst angewiesen war — mit einigem Zwang wäre gewiß etwas Tüchtiges aus ihm geworden. Vielleicht trug auch seine Lebensweise dazu bei, ihn von der Richtung selbstbewußten Strebens abzubringen. Wenige Monate nach dem Verlust, der ihn betroffen, zog ihn das Junggesellenleben unwiderstehlich auf der Bahn des Nichtsthuns fort; er hatte einen klaren, in Dingen, die nicht ihn selbst betrafen sicher urtheilenden Verstand, aber eine Trägheit des Geistes, die ihm eine geregelte Beschäftigung zur Sklaverei machte, und es fiel ihm so wenig ein, dagegen anzukämpfen, daß er sehr bald den Dienst verließ, um als Rentier zu leben. „Wozu soll ich mich im Ministerium abquälen?" meinte er; „man kann sich ja zu Hause viel nützlicher beschäftigen." Und das that er: er las alle Tage in der Frühe die Karlsruher- und die Landeszeitung und rauchte nicht schlechte Cigarren dabei. Wenn man aber in der Langenstraße einen jungen Mann mit ziemlich langem, zurückgestrichenen blonden Haar gehen sah, eine goldene Brille auf der wohlgebildeten Nase, ein freundliches Lächeln für Jedermann auf den Lippen, den schlanken, nicht sehr hoch aufgeschossenen Körper in feine Sommer- oder Winterkleider gehüllt, so wußte man daß es eben Zwölf geschlagen hatte, und daß der Vorübergehende Heinrich Schmidt, der liebenswürdige Rentier war, der sich einen wohlthätigen Spaziergang angedeihen ließ, um dann im Wirthshaus zu speisen, Nachmittags im Wirthshaus Billard zu spielen und endlich im Wirthshaus zu Nacht zu essen. Bald nach Elf war er aber immer wieder zu Hause.

Schmidt fühlte sich sehr glücklich bei dieser Lebensart. Die alten Eltern hatten sich in Freiburg im Breisgau niedergelassen, woher seine Mutter stammte, und ihre Abwesenheit befreite ihn von allen Fesseln der gesellschaftlichen Verpflichtungen; — mußte er dennoch einmal eine Visite machen, so wurde der Entschluß dazu erst nach langer Ueberwindung reif.

Auf diese Weise war das zweite Jahr seines Wittwerstandes schon einige Monate alt geworden, als er sich eines Abends befragte, ob er nicht ins Theater gehen wollte, das er lange nicht besucht. Er beantwortete sich die Frage mit einem ahnungslosen Ja und ging hinein. Es wurden die „Hugenotten" gegeben und nur ein Platz in der letzten Reihe der Fremdenloge zweiten Ranges war noch frei, von wo der Blick wol über die Köpfe der mehr Begünstigten auf die Bühne schweifen kann, des Musterns der übrigen Zuschauerräume sich aber gewissenhaft enthalten muß. Schmidt sah sich mißmuthig in seiner nächsten Nachbarschaft um,

begrüßte einzelne Bekannte mit einem nachlässigen Kopfnicken und putzte seine Brille mit der Absicht, sie nicht allzu lange zum Beschauen der schönen äußeren Ausstattung der Oper zu benutzen. Sie sollte ihm aber bald ganz andere Dienste erweisen.

Die Ouverture hatte schon begonnen, als zwei Damen mit möglichst wenig Geräusch hereintraten und nach der üblichen Regelung der Falten der Rückseite des Kleides neben ihm Platz nahmen — Mutter und Tochter, nach der auffallenden Aehnlichkeit zwischen Beiden. Die Jüngere kam dicht an seine Seite zu sitzen, und ihre ganze Aufmerksamkeit wandte sich dem Orchester und dem Vorhang zu, nachdem sie den Hut abgenommen. Ein edles Profil stellte sich dem Blicke des Nachbarn dar; der kastanienbraune Zopf schlang sich kunstlos um den nicht großen Kopf, der damals — es war im Jahre 1863 — noch nicht den verschwenderischen Schmuck von Haaren aufzuweisen hatte, den die Damen nur deswegen ihr Eigenthum nennen können, weil sie ihn aus ihrer eigenen Tasche bezahlt haben; — die Röthe der Erwartung der kommenden Herrlichkeiten bedeckte die Wange, und das schöne tiefblaue Auge sah mit einem Ausdruck der Spannung vor sich hin, der anzudeuten schien, daß die Freuden des heutigen Abends zu den selten genossenen gehörten. Der Anzug war einfach und schlicht, bis zu dem glatten Goldreif in dem halbbedeckten Ohrläppchen hinauf, und dennoch mußte man gefesselt werden von der interessanten Erscheinung; — es lag eine fast kindliche Jungfräulichkeit in der ganzen, nicht vollen Gestalt und dabei war man von dem Moment des ersten Anblicks geneigt, dem Mädchen die intelligentesten Antworten zuzutrauen, ohne je eine Frage an sie gerichtet zu haben. Sie war übrigens en face weniger hübsch als im Profil; die Augen lagen etwas zu nah bei einander und die Rundung fehlte dem Gesicht; — aber anziehend blieb sie immer.

Auch in der Mutter war der Ausdruck der Intelligenz unverkennbar. Ihre Toilette entsprach der ihrer Tochter, entbehrte jedoch jener kleinen unschuldigen Ausschmückungen, mit denen die Jugend das leichteste Fähnchen zu bereichern weiß. Störend waren an ihr nur die à jour gewebten schwarzen Handschuhe, die an dem Zeigefinger der rechten Hand einem großen Siegelringe erlaubten, seinen Goldglanz durchschimmern zu lassen.

Schmidt konnte die Augen nicht abwenden von seiner Nachbarin. Wer waren diese Damen? Die Aeltere kam ihm bekannt vor, aber sein Gedächtniß wollte ihm trotz aller Marter keinen Namen liefern. Aus Karlsruhe waren sie nicht — das stand fest; wer täglich, wie er, mit unermüdlichem Eifer die Straßen der Residenz durchwanderte, der hätte ja von der Natur vollständig vernachlässigt sein müssen, um nicht alle hübschen Mädchen seiner Vaterstadt, wenigstens dem Aeußern nach, zu kennen. Mutter und Tochter kommen also aus der Ferne — am Ende benutzen sie den Nachtzug, um wieder abzureisen?! Bei diesem Gedanken brach Schmidt in ein lautes Räuspern aus, um die Aufmerksamkeit der jungen Dame auf sich zu lenken — aber vergebens: die unhar-

monischen Laute des Nachbarn verschwanden in dem Meer der Meyer-beer'schen Melodien.

Ganz ohne Resultat blieben jedoch Schmidt's Anstrengungen nicht: nach einem zweiten Räuspern neigte sich der Kopf der Mutter langsam vor und warf einen prüfenden Blick auf den mit seiner improvisirten Heiserkeit kämpfenden jungen Mann. Dem ersten Blick folgte ein zweiter, längerer, und endlich nach gefallenem Vorhang sogar die Frage: „Sind Sie nicht Herr Schmidt? Erkennen Sie mich nicht?" Das Mädchen lehnte sich erröthend schnell zurück, um der Antwort des Angesprochenen den Durchgang zu gestatten. „Entschuldigen Sie — meine Kurzsichtigkeit spielt mir manchen bösen Streich" — stotterte er.

„Ich bin ja die Kirchenräthin Braumann aus Freiburg", fuhr die Mutter fort, „und habe Sie vor einem Jahr ein paar Mal im Hause Ihrer Eltern gesehen."

Schmidt schlug sich mit solcher Gewalt vor die Stirn, daß die Umhersitzenden sich theilnehmend nach der Ursache der Mißhandlung umsahen. „Ja freilich!" rief er — „es ist ein wahres Unglück, wenn man schlecht sieht" — und nun begann, an die frischesten Nachrichten aus Freiburg anknüpfend, eine lebhafte Unterhaltung. „Meine Tochter Albertine", war die schnell hingeworfene Schlußphrase, als der zweite Act begann.

Albertine hatte während der ganzen Zeit still dagesessen; — die Begegnung war ihr nicht angenehm gewesen, noch weniger das laut geführte Gespräch, das einen Theil der Aufmerksamkeit des Publicums auf sie lenken konnte, während sie gern ganz unbemerkt und ungestört die Eindrücke der Vorstellung in sich aufgenommen hätte. Im zweiten Zwischenact versuchte Schmidt kleine Proben seiner Liebenswürdigkeit zu Tage zu fördern, indem er geschickt die Hitze im Theater als Einleitung benutzte. Eine Gattung von Logenconversation war ihm Gottlob fremd — das alberne Witzereißen in Momenten, wo das Gefühl des Zuschauers in Anspruch genommen wird, und das spöttelnde Schlechtmachen Dessen, was Anderen Freude gewährt; wenn Jemand das Unglück hat, auch nur die Miene eines Lächelns anzunehmen bei dergleichen Bemerkungen, so wird der Witzling unerschöpflich und die Nachbarn thun gut, nach Hause zu gehen, denn mit der Freude am Theater ist es für diesen Abend doch aus. — Schmidt hatte also, wie gesagt, keinen solchen, mit stark abgegriffenen Kupferpfennigen um sich werfenden Geist; aber auch seine in den Grenzen schüchterner Bescheidenheit bleibenden Bemerkungen schienen der Nachbarin kein Vergnügen zu machen — sie antwortete mit kaum vernehmbaren halben Worten, und angesehen hatte sie ihn noch gar nicht. Ein entscheidender Schritt mußte jedoch gethan werden vor Schluß der Vorstellung; hätte der junge Mann analysirt, warum ihm so viel daran lag, es wäre ihm schwer gewesen klar zu sehen in seinem eigenen Innern. „Wie lange bleiben Sie noch in Karlsruhe?" fragte er endlich die Frau Kirchenräthin nach einiger Ueberwindung.

„Wir wollen übermorgen Nachmittag mit dem Schnellzuge zurück nach Freiburg“, war die Antwort.

— „Und wo sind Sie abgestiegen? Darf ich Sie besuchen?“

„Das wird wol nicht angehen, wir haben nur ein Zimmer im Gasthof, und sind den ganzen Tag über bei einer Freundin, der zu Liebe ich die Reise gemacht. Kommen Sie aber einmal hinauf in's Oberland, um Ihre Eltern zu sehen, so sollen Sie auch mir willkommen sein.“

Die letzten Accorde der Oper waren verhallt und das Publicum strömte zum Theater hinaus. Schmidt wagte es nicht, den beiden Damen seine Begleitung anzubieten; von der stattlichen Säulenhalle vor dem Gebäude sah er ihnen nach, so lange die Dunkelheit es erlaubte — und bog dann links dem Schloßgarten zu.

Charaktere wie der hier vorliegende fassen gewöhnlich neue Eindrücke mit großer Lebhaftigkeit auf; sie lassen sich vollständig gefangen nehmen von Dem, was ihnen schön und anziehend erscheint — wie lange die Gefangenschaft dauert, ist später Sache der Umstände und Verhältnisse. Sie betrachten das Schöne im ersten Augenblick als unbedingt erreichbar, als ihr Eigenthum, was ihrem Streben danach einen gewissen Anschein der Energie giebt. Es liegt hierin ein naiver Egoismus, der auf den unparteiischen Beobachter sehr erheiternd wirken kann.

Unter der Macht eines Eindrucks, wie er noch keinen empfunden, ging also Schmidt, trotz der späten Nachtstunde, in den Schloßgarten, der nach wenigen Schritten in seiner imposanten nächtlichen Ruhe vor ihm lag. Es war im Mai — eine belebende Kühle wehte ihn an nach der Hitze im Theater. Kein Mondstrahl beleuchtete seinen Weg und das Laub der alten Bäume verschwamm in eine dunkle Wand, an der der Blick mit Bewunderung zum klaren, sternbesäeten Himmel empor glitt. Hin und wieder drängte sich ein Ast aus dem Dickicht, überreich mit weißen Blüthen bedeckt, als beleuchte der Mond die einzelne Stelle. Die Wasser spielten nicht mehr, kein Spaziergänger störte die Einsamkeit und nur die gemessenen Schritte einer Schildwache und eine Reihe erleuchteter Fenster im Schloß erinnerten an die Nähe der Residenz. Um so lauter sprachen die Düfte des Frühlings zum Gemüth, und das leise Rauschen in den Wipfeln der Bäume. Schmidt warf sich auf eine Bank; seine Stimmung überraschte ihn selbst so sehr, daß er nahe dran war, seine Sentimentalität zu belächeln — aber der Ernst behielt die Oberhand, und nach langer Zeit stieg zum ersten Mal der Gedanke in ihm auf, daß das Leben doch vielleicht anders zu nehmen sei, als er es nahm. Wie benutzte der junge, kräftige Mann seine Kenntnisse — was that er für das unschuldige, kleine Wesen, das ihm der Himmel geschenkt? Es überkam ihn momentan wie eine unheimliche Aengstlichkeit und das Blut stieg ihm in die Wangen. Und nicht seine dahingeschiedene Frau war es, die vor ihm stand; — der Ideengang entsprang der Mädchengestalt, die ihm heute Abend erschienen; — sie, mit der er kaum ein paar unbedeutende Worte gewechselt, sah ihn mit einem Blick an, in dem er einen Vorwurf zu lesen glaubte!

Schmidt saß lange da; aber nur ein planloses Träumen war es, was seinen Geist beschäftigte — ein bestimmtes Streben nach einem deutlich vor Augen stehenden Ziele wurde nicht reif. Der empfangene Eindruck schwächte sich allmälig ab in den Grübeleien; er fing an, sich umzusehen, zog zerstreut die Uhr ohne zu bedenken, daß sie ihm in der Dunkelheit nichts sagen konnte, und stand auf, als es oben am Schloßthurm zehn Uhr schlug. Schnellen Schrittes kehrte er in die Stadt zurück — dem freundlichen Locale zu, wo er zu Nacht zu speisen pflegte. Die Augen schlossen sich geblendet hinter der Brille beim Eintritt und er begrüßte seine gewöhnlichen Gefährten bei den Tafelfreuden mit einem ungewöhnlich nichtssagenden Lächeln; aber das Klappern der Teller brachte ihn bald wieder in's Geleis und seine Witze waren burschikoser als je.

Am folgenden Morgen war von der gestrigen Aufregung nicht viel mehr übrig als eine liebe Rückerinnerung; diese steigerte sich im Laufe des Tages bis zu dem Vorsatz, den Damen einen Besuch im Gasthof zu machen — aber an der Thüre kehrte Schmidt wieder um, er hatte ja keine Erlaubniß dazu, und dieser Vorwand kam ihm sehr gelegen, um eine nicht zu überwindende Schüchternheit auf eine anständige Weise zu entschuldigen. Die Stunde der Abreise hatte er sich jedoch gemerkt und erschien an der Eisenbahn in dem Augenblick, wo Frau Braumann nebst Tochter Albertine aus der Droschke stiegen. Unaussprechlich lieblich sah das junge Mädchen aus unter ihrem schwarzen Strohhütchen, dem ein hübsch geordneter Strauß von Kornblumen alles Düstre nahm, und in dem lichtgrauen, mit blauen Bändern besetzten Kleide, über das eine Mantille von demselben Stoffe hing, die mit ihren luftigen, ungezwungenen Falten eine behagliche Bequemlichkeit für die Reise versprach. Imposant war die Erscheinung nicht; das fast Kindliche derselben fiel Schmidt auf wie im Theater, aber wie dort fühlte er sich mächtig angezogen. Frau Braumann empfing ihn mit einem freundlichen Gruß, bat um Aufträge für die Eltern nach Freiburg und wiederholte die Einladung zu einem Besuch — Alles in einem ruhigen, absichtslosen Ton, ohne Förmlichkeit wie ohne Familiarität. Den jungen Mann überkam eine Bescheidenheit, von der seine Seele bisher keine rechte Ahnung gehabt hatte; er sprach halblaut und mit einem angenehmen Lächeln, ohne sich zu der Höhe einer interessanten Unterhaltung emporschwingen zu können und ergriff mit sanfter Gewalt das Handgepäck der Damen als es an das Einsteigen ging. Aber die liebliche Albertine mußte doch noch ein bedeutungsvolles Wort von ihm hören — es sauste ihm in den Ohren als er erröthend den Entschluß dazu faßte. „Bestätigen Sie die Einladung der Frau Kirchenräthin?“ fragte er. Das Blut stieg ihr in's Gesicht und sie warf ihrer Mutter einen überraschten Blick zu — die Antwort aber unterblieb, weil der Zug sich schon in Bewegung gesetzt hatte.

Schmidt sah der Dampfwolke nach so lange sie sichtbar blieb und

ging dann dem Ettlinger Thore zu. Er wüthete innerlich über seine alberne Einsilbigkeit dem Mädchen gegenüber, das er so reizend fand und schlug mit seinem Stock nach einem Hunde, der ahnungs- und schuldlos seines Weges dahertrabte und heulend entfloh, ohne getroffen worden zu sein. „Kann ein Mensch, dem es doch nicht an Verstand fehlt, so vernagelt sein!" schalt er sich. Eigenthümlich war es, daß er allmälig so weit kam, die Unzufriedenheit mit sich selbst der unschuldigen Albertine zum Vorwurf zu machen. „Sie ist Schuld daran", demonstrirte er sich vor; „sie geht auf kein Gespräch ein, wer kann da immer etwas Neues improvisiren; das wird am Ende langweilig." Aber bei alledem saß der Eindruck fest, und nachdem Schmidt drei Wochen lang mit dem Bilde in seinem Herzen geschmollt hatte, beschloß er in der vierten, seine Eltern im Oberlande zu besuchen.

Das alte Ehepaar führte kein sehr gemüthliches Leben in Freiburg. Der Vater war einer jener Egoisten, die mit den fortschreitenden Jahren immer mehr verlassen dastehen, weil sie Alles auf sich beziehen, der Umgebung eine ganz untergeordnete Stellung einräumen, und nur daran Vergnügen finden, die eigene Vergangenheit den gelangweilten Zuhörern aufzutischen; — die Mutter hatte sich so eingelebt in das Wesen des Mannes, daß sie ebenfalls allmälig das Bedürfniß geselligen Umgangs verlor; — Beide bildeten sich ein, der Welt den Rücken gekehrt zu haben, während im Laufe der Jahre der umgekehrte Fall eingetreten war. So saßen die Alten meist allein in ihrer saubern, blankgeputzten Wohnung, die auf jedem Schritt Wohlhabenheit verrieth, und geräuschlos thaten die Dienstboten ihre Pflicht. Auch die seltenen Besuche des Sohnes brachten kaum eine Veränderung im Hause hervor; er mußte im Gasthof absteigen, und nach dem ersten Wiedersehen, das herkömmlicher Weise immer als ein freudiges betrachtet wurde, war von Zärtlichkeitsbezeugungen nicht viel zu merken. Dem Vater genügte es zu wissen, daß es Heinrich wohl ging und daß er in wenigen Stunden zu erreichen war; die Mutter liebte den Sohn mit Gemüthsruhe und strickte Strümpfe für das Großtöchterchen. Die Frau Kirchenräthin Braumann gehörte zu den alten Freundinnen des Ehepaars, aber auch mit ihr waren die Begegnungen selten. Auf diese Weise geschah es, daß Heinrich Schmidt nach wenigen Tagen sehr verstimmt wieder in Karlsruhe eintraf. Er hatte Albertine zweimal in ihrer Häuslichkeit gesehen und war um keinen Schritt weiter gekommen. Wie weit er überhaupt kommen wollte, das war ihm noch nicht recht klar; sie hätte nur vorläufig mehr Entzücken über seine Ankunft zeigen sollen; — daß sie innerlich erfreut war, ihn wiederzusehen, das glaubte er sich zugestehen zu können. Das Dasein unentwickelter Pläne in seiner Brust, und die Scheu, seine Existenz mit einem kräftigen Ruck umzugestalten, trübte ihm die Freude an seinem Junggesellenleben, die Regelmäßigkeit der Eintheilung seiner Zeit wollte ihm nicht gleich wieder geläufig werden, und es kam sogar zu verschiedenen Malen vor, daß er ein Buch zur Hand nahm, um eine gewisse Unbehaglichkeit zu vertreiben, die ihn zu überwältigen drohte.

Selbst in den Räumen des Museums fühlte er sich nicht immer zu Hause!

Die geschlossenen Gesellschaften sind gewiß eine große Wohlthat für die Mitglieder, besonders in einer kleinen Stadt. Der jüngere Mann hat — nämlich wenn er sie aufsuchen will — Gelegenheit sich auszubilden in dem Umgange mit intelligenten Leuten; der Ehemann vergißt bei einem Zeitungsblatt die häuslichen Sorgen, die Launen seiner Frau und das Kindergeschrei, das in der vielleicht engen Wohnung ihm zur Last fiel, und der Greis, dem der Himmel Alles geraubt, was er liebte, verlebt den Rest seiner Tage im Kreise von Gewohnheits- und Herzensfreunden, die ihm warm die Hand drücken, bis sein Stuhl einst leer wird und seine Altersgenossen ihm einen tief empfundenen Nachruf widmen; — daß Niemand unersetzlich ist, weiß er aus Erfahrung, und diese Betrachtung treibt ihm keine Wolke vor die untergehende Sonne. Dem siebenundzwanzigjährigen Schmidt war der Sonnenuntergang noch fern; an die intelligenten Männer machte er sich nur ausnahmsweise, und ergötzte sich am liebsten an der harmlosen Heiterkeit Solcher, die ohne vieles Nachdenken in den Tag hineinleben und erst merken, daß der Frühling wieder da ist, wenn die Schwalben schwirren und die Pudel geschoren herumlaufen.

Ganz still arbeitete es unterdeß fort in der Werkstatt seines Herzens. Daß er das Mädchen bis jetzt nur viermal gesehen und kein Gespräch mit ihr gehabt, das als näher führender Austausch der Ideen hätte gelten können, schwand ihm allmälig ganz aus dem Sinne; er hatte sich so viel und oft ganz unwillkürlich mit ihr beschäftigt, daß sie ihm wie eine seit Jahren liebgewonnene Bekanntschaft erschien; er sprach mit ihr auf einsamen Spaziergängen und glaubte ihre Antworten zu hören — bis endlich der oben beschriebene Auftritt zwischen seinem Kinde und der Wärterin plötzlich einen Entschluß in ihm zur Reife brachte. Er ging nach Hause und schrieb folgenden Brief: „Hochverehrte Frau Kirchenräthin! Ihre Fräulein Tochter hat einen tiefen Eindruck auf mich gemacht. Ich habe Wochen und Monate lang meine Gefühle und mich selbst einer gewissenhaften Prüfung unterworfen und glaube ehrlich sagen zu können, daß mein Herz kein schlechtes ist, und daß ich im Stande bin das Glück einer Frau zu schaffen, die sich entschließen könnte, dem Wittwer die Hand zu reichen. Wie Fräulein Albertine darüber denkt, das leuchtet mir nur wie ein Hoffnungsschimmer vor den Augen; wer wahrhaft liebt, der baut auf Gegenliebe. Wenn Sie mich nicht zurückweisen, so komme ich auf den leisesten Wink nach Freiburg, und Sie werden mich näher kennen lernen — jedenfalls erwarte ich Ihre Antwort mit brennender Ungeduld." — Und in dem Moment, wo der Brief in den Schalter glitt, fühlte Schmidt in der That, daß die Ungeduld eine brennende war; mächtig loderte die Liebe in ihm auf, die bis dahin nur geglimmt hatte, und er fragte sich überrascht, warum er den entscheidenden Schritt nicht früher gethan? Mit glühenden Wangen eilte er zur Stadt hinaus, um durch Ermüdung seine

Aufregung zu bekämpfen — und eben so schnell kehrte er in seine Wohnung zurück, ohne das Blut in ruhigern Kreislauf gebracht zu haben. Seine Freunde sahen ihn heute nicht.

Frau Braumann war nicht ohne Vermögen. Ein Bruder des seligen Kirchenraths, ein alternder Junggeselle, hatte eine Spinnerei besessen, die ihm anfänglich viel eingetragen; als aber das Geschäft später schlechter gegangen, hatte er schnell die Fabrik verkauft, um nicht Alles zu verlieren und das Gerettete nach seinem bald darauf erfolgten Tode der Schwägerin und ihrem Kinde vermacht. Etwa zehn Minuten von dem Freiburger Bahnhof besaß die Wittwe ein Haus, dessen Erdgeschoß sie bewohnte. Von einem Eisengeländer begrenzt, lag ein freundliches Blumengärtchen zwischen dem Hause und der Straße; ohne groß zu sein, hatte das ganze Besitzthum etwas Gediegenes und bewies, daß die Eigenthümerin Ordnung und bis zur Eleganz getriebene Reinlichkeit zu handhaben verstand. Und eben so sah es im Innern aus. Die Köchin und eine Dienerin, die ihre Laufbahn als Hausmagd begonnen und sich im Laufe ihrer sechzehnjährigen Dienstzeit zum Factotum emporgeschwungen — die alte Christel, wie sie sich selbst nannte — bildeten die Hausgenossenschaft und klopften an jedem Sonnabend die Möbel mit einem Eifer aus, der für die Dauerhaftigkeit der Stoffe zeugte. Die Wohnung bestand nur aus vier Zimmern, aber alle vier hatten den Charakter des Bewohntseins; die feierlich im Halbkreise um das Sopha stehenden Armsessel und Stühle fehlten, die immer auf die Erwartung eines ceremoniellen Besuchs zu deuten scheinen, und vorläufig die Langeweile eines solchen mit sich führen. Das einzige Störende in dem traulichen kleinen Salon war ein großes Oelbild des seligen Schwagers; der brave Spinnereibesitzer konnte unmöglich bei lebendigem Leibe eine solche Gesichtsfarbe gehabt haben. Aber man vergaß leicht das schlechtgemachte Conterfei, denn an dem Fenster, nicht weit davon, zwischen zwei Epheupflanzen, die fast bis an die Decke hinauf rankten und ein Arbeitstischchen beschatteten, erschien dem Eintretenden ein anziehenderes Bild — Albertine, die Tochter des Hauses.

Vater und Mutter hatten in gleichem Maße wohlthätig gewirkt auf die Erziehung des Mädchens. Der Kirchenrath war erst vor sechs Jahren gestorben und hatte noch Zeit gehabt, ihr manche seiner ruhigen, gesunden Lebensansichten und jene tiefe Religiosität einzuflößen, die, ohne Frömmelei, der Seele einen festen Halt giebt und den Blick nach Oben erheitert, statt ihn zu verdüstern; von der Mutter hatte sie ein Gefühl der Weiblichkeit und weiblichen Würde, das in Allem was sie that und sagte, an den Tag trat und unwillkürlich Achtung gebot vor dem noch so jungen Wesen. Ein großes Glück für Albertine war dieser läuternde und befestigende Einfluß der Eltern — sie hätte sonst mit ihrer reichen Einbildungskraft und dem Durst nach Poesie leicht etwas überspannt werden können. Schiller's Gedichte waren schon im zwölften

Jahre ihre Lieblingslectüre, und es war gut, daß sie oft den Band bei Seite legen und ein Kochbuch zur Hand nehmen — neben Rosen und Nelken auch Kraut und Rüben pflanzen mußte. Jetzt, in ihrem einundzwanzigsten Jahre, war sie eingeweiht in Alles, was die fleißige, practische Hausfrau für ihren Wirkungskreis braucht; — das Verständniß für die Erzeugnisse der großen Dichter Deutschlands aber war ihr geblieben, war gereift in Kopf und Herzen, und aus dem Zusammenwirken der Anweisungen für das tägliche prosaische Leben, der eigenen schönen Instincte und der Gedankenfülle, mit der die geistige Bildung sie bereichert, war ein Charakter entstanden, der, ohne das jugendlich Frische abzustreifen, in gewissenhafter Pflichterfüllung die Aufgabe des Frauenlebens vor Augen sah. Eine kleine Dosis Sentimentalität war dabei in einem Mädchen von ihrem Alter gewiß zu entschuldigen; es ergriff sie bisweilen eine Art heiliger Scheu vor dem Ernste der Anforderungen, die das Leben an sie stellen würde. Sie konnte ja noch nicht ahnen, wie oft später die flachste Prosa solchen Stimmungen entgegentritt, wie oft jene Opferfreudigkeit gegenstandslos bleibt, die gewöhnlich zu den ersten erhebenden Empfindungen einer jungen, sanften Mädchenseele gehört. Aber bei alledem war sie sehr heiter, ohne auch als Kind je ausgelassen muthwillig gewesen zu sein; die schönen dunkelblauen Augen konnten herzlich mitlachen, wenn der Mund es that. Wo sie die anmuthigen, aristokratischen Körperbewegungen her hatte, blieb ein Räthsel; sie stand in dieser Hinsicht hoch über den sämmtlichen Gespielinnen der Kindheit, und auch in dem Wesen der Mutter war das ungezwungen Zierliche nie vorherrschend gewesen.

Es war natürlich, daß Albertine sich auch schon mit dem Gedanken beschäftigt hatte, einmal heirathen zu müssen. Aber ein rechtes Ideal ihres Zukünftigen war noch nicht zu Stande gekommen. „Er soll ein gutes Herz haben, und ich darf ihn in geistiger Hinsicht nicht übersehen" — das waren vorläufig die Haupterfordernisse; „und ein Ungeheuer von Häßlichkeit braucht er gerade auch nicht zu sein." Seit der Karlsruher Reise und Schmidt's Besuch hatten derartige Gedanken sie häufiger beschäftigt. Ein Mädchen hat für die leisesten Herzensregungen einen merkwürdigen, gleichsam instinctartigen Scharfblick, so lange die Eitelkeit der Phantasie nicht nie Dagewesenes vorspiegelt; der Mann mag noch so unbefangen erscheinen, er mag vielleicht selbst noch nicht wissen was in ihm vorgeht — der Gegenstand seiner Zuneigung erkennt den ersten Keim in seinem ahnungslosen Entstehen. So hatte auch Albertine Schmidt's Geheimniß errathen. Eine plötzliche Liebe war daraus nicht entstanden, aber doch ein erhöhtes Interesse für den Theaternachbar, der sonst wahrscheinlich gleich vergessen worden wäre. Einsam bei ihrer Arbeit sitzend musterte sie ihn wiederholt, und gestand sich unbefangen, daß das Aeußere nicht unvortheilhaft war, und je häufiger die Musterungen wiederkamen, um so länger dauerten sie. Auch Frau Braumann hatte sich beifällig über ihn geäußert. Dann fielen ihr noch einzelne Kleinigkeiten ein, die schon einen Schluß auf den Charakter gestat-

teten — seine zurückhaltende Bescheidenheit ihrer Mutter und ihr selbst gegenüber und dergleichen. „Im Grunde ist er ein ganz netter Mensch", war gewöhnlich das Resultat ihrer Betrachtungen. Aber eine große Sehnsucht nach dem Abwesenden stellte sich nicht ein, und an die Möglichkeit einer Verbindung mit ihm hatte sie wahrscheinlich noch gar nicht gedacht. Wer kann übrigens wissen, woran die jungen Mädchen denken, wenn sie einsam bei ihrer Arbeit sitzen!

Da kam an einem freundlichen Septembermorgen Schmidt's Brief im Braumann'schen Hause an.

Die unbekannte Handschrift der Adresse und der Poststempel „Karlsruhe" brachten in Albertine eine Aufregung hervor, die eigentlich durch gar Nichts motivirt war. Und als vollends die Mutter ihr den geöffneten Brief nach Entzifferung der Unterschrift, mit den Worten hinschob: „Lies mir vor Kind, was Schmidt von uns haben will" — da überflog sie den Inhalt mit einem Blick, und die Stimme versagte ihr, es schnürte ihr die Kehle zusammen, und nur mit Mühe kam das Vorlesen zu Stande.

„Das ist eine Ueberraschung!" rief Frau Braumann nach einer Pause; — „was meinst Du zu dem Antrag?"

— „Ich kenne ihn ja kaum!" entgegnete Albertine hastig — aber merkwürdig bekannter war Schmidt ihr in den wenigen Augenblicken geworden, die Sympathie wuchs mit zauberhafter Schnelle in der Wärme der Gefühle, die sie ihm eingeflößt. So ein jugendliches Wesen mag noch so ernst nachgedacht haben über die Zukunft, mag noch so gediegene Ansichten haben über die Anforderungen, die sie an das Leben zu machen berechtigt ist — sagt man ihr von einem gut aussehenden, frei und ehrlich in die Welt hinausschauenden Manne: „er liebt Dich — er bietet Dir die Hand zum heiligsten Bunde", so antwortet sie vielleicht eben so schnell wie Albertine: „Ich kenne ihn ja kaum!" — aber das Herz wird schon zum bestochenen Fürsprecher des Liebenden, alle Vorsätze langer Prüfung desselben sind vergessen, und bringt die Annäherung keine zu bittere Enttäuschung, so läßt die Gegenliebe selten auf sich warten! Als der liebe Gott sprach: „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei", war die Frau eben so gut darunter gemeint, als der Mann.

Der Ankunft des Briefes folgte ein bewegter Tag in der Wohnung der Wittwe Braumann; auch Thränen flossen, Mutter und Tochter lagen sich ein paar Mal weinend in den Armen, und selbst die alte Christel schluchzte: sie hatte ein Vorurtheil gegen Wittwer, wenngleich Schmidt bei seinen flüchtigen Besuchen ihr keinen unvortheilhaften Eindruck gemacht hatte. Es wurde endlich in den Abendstunden des nächsten Tages beschlossen, weder ablehnend noch zusagend zu antworten, die Erlaubniß zum Besuch des Hauses aber zu gewähren; die nähere Bekanntschaft sollte die Entscheidung bringen. Ein Brief in diesem Sinne wurde dem Nachtzug nach Karlsruhe anvertraut.

Wie veredelnd schon die Hoffnung auf den Besitz eines geliebten Mädchens wirken kann, so lange das Gemüth des Mannes offen ist für den Begriff des höchsten Lebensglücks, das bewies unterdeß Schmidt. Sein sanguinisches Temperament ließ die Möglichkeit eines Fehlschlagens gar nicht zu; wie sollten seine Gefühle, die sich schnell bis zur Leidenschaft gesteigert, nicht auch Albertinen's Herz entzünden? Und in dieser Ueberzeugung hatte er keinen andern Gedanken als eine helle Zukunft an ihrer Seite. In Momenten ruhigern Nachdenkens suchte er schon im Voraus seiner Häuslichkeit eine feste Gestaltung zu geben, und was in der Gegenwart seine Zeit ausfüllte, hatte keinen Antheil an den Plänen — er ahnte, daß seine Frau wenig Gefallen finden würde an seinen Wirthshausfreuden. Intellectuelle Genüsse, die ja der Fröhlichkeit erst recht die Thür öffnen, statt sie zu verschließen, sollten die Stunden schmücken, die sich die Liebe rauben ließ. Vergebens klingelte es während dieser Zeit draußen an seinem Hause — er fühlte sich außer Stande, seine sonst täglichen Genossen zu empfangen; jeder Besuch wäre ihm wie eine Entweihung seines Heiligthums vorgekommen. Sogar sein Freund Nellinger, den wir wol später kennen lernen, mußte es sich gefallen lassen, abgewiesen zu werden, und er hatte doch Schmidt am Fenster gesehen — aber Schmidt hatte es aufgerissen, um nach dem Briefträger auszuschauen, der um diese Stunde endlich kommen mußte, wenn nicht alle Donnerwetter des Himmels den Postsack in tausend Millionen Fetzen zerrissen hatten. Und der Briefträger kam — Schmidt stürzte ihm entgegen — „Aus Freiburg?!“ — „Ja, aus Freiburg“ — zwei zitternde Finger langten einen Gulden aus der Westentasche, und der Mann mit dem rothen Kragen entfernte sich vergnügt. Jetzt im entscheidenden Moment stieg der erste Zweifel in der Seele des Liebenden auf, aber nur wie ein schnell vorübergehender undeutlicher Druck — noch auf der Treppe riß er den Brief auf und las ihn mit einem Blick — das war Gewißheit! Er durfte kommen — das konnte nur Gewißheit sein!

Fort! Einpacken! Die Kleidungsstücke flogen aus dem Schrank, die Wäsche aus der Commode — einige fortgeschleuderte Stiefel schmiegten sich ängstlich in einer Ecke aneinander. „Aber wenn ich heute noch abreise, so komme ich in der Nacht nach Freiburg! Was mache ich die lange Nacht in Freiburg — in ihrer Nähe!“ — Diese Betrachtung brachte einige Ruhe in die Vorbereitungen, und mit der äußern Ruhe kamen auch die Gedanken allmälig in Ordnung. „Mein Gott, ich danke Dir!“ rief Schmidt halblaut; „an der Hand des Glücks will ich meinen Weg gehen, daß die Leute sich freuen sollen darüber, was aus mir geworden! Das Mädchen, das sich mir anvertraut, soll sich nicht getäuscht fühlen!“ Seine ganze Herzensgüte trat auf die Oberfläche heraus, eine alles umfassende Liebe durchbebte ihn mit unnennbarer Seligkeit.

Aber der Fieberparoxismus ergriff ihn immer wieder von Zeit zu Zeit, und erst recht, als er am andern Morgen früh im Wagen saß. Er hätte die Mitreisenden für ihre freundliche Begleitung umarmen und die Schaffner für die Langsamkeit der Locomotive vernichten mögen.

Im hellen Schein eines warmen, sonnigen Septembertages glitten die Landschaften an ihm vorüber; alles entzückte ihn — die höher und höher ansteigenden Berge des Schwarzwaldes zu seiner Linken, die herbstliche Färbung der Höhen, wo das ewige, ernste Grün der Tannen so heimatlich schön aus dem gelben Laube der Buchen emportauchte, die Georginen in den Gärten der weinumrankten Bahnwärterhäuschen, die im Sonnenschein silbern glänzenden Herbstfäden auf den Furchen der Aecker und am Gesträuch! Alles sah so freundlich und festlich aus, doppelt festlich in ihm; es jubelte ihm hörbar in der Brust. Erschöpft von der Aufregung sank er endlich in stille, süße Träumereien; der Blick folgte dem Spiel des Dampfes, der bald sich anzuklammern schien an Gras und Bäume, bald vom Winde gejagt weit in die Luft hinaus wirbelte. „Nimm mit, was noch Unreines an mir haftet — makellos will ich vor dem reinen Engel erscheinen", flüsterte es in ihm.

„Ein schöner, kühner Bau, der Freiburger Dom!" rief Jemand im Wagen und wies zum Fenster hinaus. Schmidt sprang auf, hoch über die Ziegeldächer der Stadt erhoben sich die gothischen Thürme, und ein lange anhaltendes Pfeifen der Locomotive verkündete die Ankunft.

Sollte die Feder bis in die kleinsten Einzelheiten Alles schildern, was nun im Hause der Frau Kirchenräthin vorging? Der Berichterstatter würde sich unfehlbar dem Vorwurf aussetzen, langweilig zu sein. Man freut sich wohl, ein Paar junger Leute glücklich zu wissen, aber als unsichtbare Lauscher ihren Herzensergießungen beizuwohnen, das wäre keine leichte Aufgabe. Die Wiederholung eines Gesprächs, in welchem die Liebenden begeistert geschwelgt, würde uns schwerlich mehr als den Ausruf entlocken: „Herr des Himmels, können zwei vernünftige Menschen so viel läppisches Zeug zusammenreden und ihre Freude daran haben!" Die Beiden aber, die sich gegenüber stehen, hören mehr als was die Stimme sagt; das eigene Herz und Alles, was darin vorgeht, senkt einen tiefern Sinn in jedes Wort des Andern, und jedes Wort hallt nach in der Brust, wie die Verheißung nahen Glücks. Albertine verlor bald ihre anfängliche Schüchternheit; die Mutter war stets bei Schmidt's Besuchen zugegen und leitete das Gespräch mit verständiger Ruhe. Die Befangenheit des jungen Mannes machte bald einem natürlichen Wesen Platz und er war liebenswürdig; sein Humor leistete ihm vortreffliche Dienste, wenn er auf seine Rückerinnerungen aus den Universitätsjahren kam, und überaus angenehm und gemüthlich waren die Abende, welche die Drei zusammen zubrachten. Die gegenseitige Annäherung machte riesige Fortschritte — und auch die Liebe in Albertinen's Herzen. Vergleiche anzustellen im Kreise der Männerwelt hatte sie nie Gelegenheit gehabt; Schmidt's Umgang erschien ihr sehr fein, sein Geist reif und vielseitig gebildet. Es fehlte ihm ja auch wirklich durchaus nicht an Geist — und daß er sie liebte, das sprach aus jedem seiner Worte und Blicke, das war es vor Allem, was sie unwiderstehlich anzog! — Schon nach den ersten sechs Tagen sprach Frau Braunmann offen ihr Wohlgefallen an dem Gaste aus, als sie mit ihrer Tochter allein geblieben, und

diese warf sich ihr erröthend an die Brust, während die alte Christel, die dem Scheidenden hinausgeleuchtet, an der Thür erschien und sagte: „Das ist ein Mann für uns — den nehmen wir!“ Es dauerte auch nicht mehr lange und die jungen Leute wurden ein glückliches, von allen Seiten mit dem gehörigen Segen versehenes Brautpaar; Schmidt's Eltern brachten persönlich ihre Einwilligung, sogar der Vater, der sich jedoch später wenig mehr um die Sache bekümmerte; die Mutter aber soll noch mehrere Mal bei der Wittwe Braumann Kaffee getrunken und dabei wiederholt einige Freudenthränen vergossen haben.

Es wurde beschlossen, den Brautstand nach Möglichkeit abzukürzen und die große Angelegenheit der Aussteuer kam auf die Tagesordnung. Dabei war aber Schmidt mit seiner plötzlich über ihn gekommenen ungeheuren Heiterkeit überall im Wege; sogar Albertine, die wol gewöhnlich von ganzem Herzen mitlachte, war bisweilen nicht angenehm berührt von der Art, wie er die alte Christel im Kreise herumdrehte; sie hätte in dieser Zeit der Weihe lieber den Ausdruck zarter Empfindungen auch auf dem äußern Menschen gesehen. „Bleiben Sie uns jetzt nicht auf dem Halse“, erklärte daher die practische Kirchenräthin eines Morgens dem zukünftigen Schwiegersohne: „Gehen Sie nach Karlsruhe, um Ihre Vorbereitungen zum Einzug der Hausfrau zu treffen, in sechs Wochen machen wir Hochzeit und drei Tage vorher dürfen Sie hier sein.“ Die Erlaubniß zu einem Besuch auf achtundvierzig Stunden wurde noch errungen für die Zwischenzeit. — „Dann bringst Du mir ein Geschenk mit, Heinrich“ — sagte Albertine mit einem Blick, der tief in's Herz drang. — „Sprich' Deinen Wunsch aus — Alles was ich habe ist Dein!“ rief Schmidt begeistert. — „Dein Fränzchen muß mein sein von jetzt an“ — das ahnende Muttergefühl überwältigte die Jungfrau; sie sank erröthend an die Brust des Geliebten, der ihr gerührt einen Kuß auf die Stirn drückte.

Der Transport des kleinen Wesens wurde acht Tage später bewerkstelligt, und zwar nicht ohne Mühe; es hatte unterwegs bald dieses, bald jenes Anliegen, das dem Vater auf der Eisenbahn sehr lästig fiel, und Beide langweilten sich grenzenlos auf der Reise; — dem Ausbruch einer lauten Verzweiflung wurde mit einem Apfel Einhalt gethan, der glücklicher Weise groß genug war, um unter allmäligem Verschwinden die Aufmerksamkeit des Kindes fast bis Freiburg in Anspruch zu nehmen.

In Karlsruhe gab es jetzt mancherlei zu thun für den Bräutigam; es wurde eine Wohnung in der Amalienstraße gemiethet, und Vieles mußte ergänzt werden, was in dem früheren Haushalt gefehlt zu haben schien. Seine Stimmung war fast durchgängig eine gehobene; er fühlte sich unaussprechlich glücklich, und schrieb seiner Braut Briefe, in denen sein vortreffliches Herz offen dalag; manches strenge Urtheil über sich selbst flocht er in die Betheuerungen seiner Liebe, die ihn immer würdiger machen mußte, das Kleinod zu besitzen, das der Himmel ihm, dem Unwürdigen, geschenkt. Aber es kamen auch hin und wieder nüchterne Momente vor, und in solchen suchte er seine Freunde auf. Zerstreuung

mußte er doch haben, und die Freunde sollten auch erfahren, welche Wendung sein Schicksal plötzlich genommen. Er begab sich in ein gastliches Local, wo er überzeugt sein konnte, um die gewählte Stunde eine Anzahl seiner bisherigen Gefährten zu treffen. Heimisch, wie dem Sennhirten die Frühlingsluft, wenn er hinaufzieht in die Berge, wehte Schmidt die Atmosphäre in dem geräumigen Gastzimmer an — ein fast greifbares Gemisch von Cigarrendampf und dem lieblichen, in säuerlichen Atomen dahinschwebenden Dufte des Bieres; er fühlte sich zu Hause von dem Moment an, wo er die Thürklinke in der Hand hielt, und trat mit einem lauten „Grüß Gott" über die Schwelle. Der Empfang war über alle Erwartung schmeichelhaft für den lange Vermißten — jubelnde Exclamationen bewiesen, wie gern er gesehen wurde, und im Triumph führte man ihn an einen Tisch der privilegirten Stammgäste. „Ich bitte um das Wort!" rief er, mit einem Käsemesser an ein leeres Glas klopfend; — „meine Herren, bringen Sie mir Ihre Glückwünsche dar — ich bin Bräutigam!" Man konnte anfänglich nicht recht klug daraus werden, ob die wirr durcheinander fahrenden Gegenäußerungen der Gesellschaft Freude oder inniges Beileid bezeugen sollten — „hat der Teufel Den zum zweiten Mal beim Kragen!" rief Rellinger. Aber eine gewisse gutmüthige Theilnahme gewann bald die Oberhand im Kreise; man schüttelte dem Glücklichen herzlich die Rechte; — „Schmidt heirathet Fräulein Braumann!" hieß es von einem Tisch zum andern, und sogar die Billardspieler im Nebenzimmer brachten ihm ein Hoch.

Der Bräutigam ging spät und sehr befriedigt nach Hause. Ein Brief von Albertine lag auf dem Tisch. „Mein theurer Heinrich!" schrieb sie ihm unter Anderm: „Du beurtheilst Dich selbst ohne Nachsicht — Dich, den edelsten Menschen! Deine Liebe soll Dich meiner würdig machen! Du lieber, lieber Heinrich, was soll ich denn thun, um Deiner würdig zu werden?" Eine Blume entfiel dem entfalteten Blatt — sein Kind hatte sie für ihn gepflückt, und die Braut einen Kuß darauf gedrückt. Schmidt legte sich unzufrieden zu Bett. Unzufrieden mit wem? womit? „Ich glaube, das Bier war schlecht", meinte er, und konnte lange nicht einschlafen.

Aber beim Erwachen war die Geliebte immer sein erster Gedanke, und das Frohlocken in der vollen Brust verdrängte alle anderen Eindrücke — auch solche, wie die eben geschilderten. Er zählte die Tage, die schleichend ihn dem ersehnten Ziele näher brachten, bis endlich die Stunde der Abreise schlug. Am Bahnhof in Freiburg erwartete ihn Albertine, neben ihr stand Christel mit Fränzchen auf dem Arm — „Da ist Papa!" rief sie, und das Kind klatschte fröhlich in die Hände. Schmidt schwenkte den Hut aus dem Wagenfenster als wollte er ihn weit fortschleudern, und im nächsten Augenblicke erfolgte eine Umarmung, deren Seligkeit nur mitfühlen kann, wem selbst vergönnt war, nach einer Trennung ein heißgeliebtes und liebendes Mädchen an die Brust zu drücken. Das Haus war festlich geschmückt zum Empfang, Frau Braumann küßte den Ankommenden mit wahrhaft mütterlicher Zärtlichkeit — es war ein

Wiedersehen in dem nicht Wochen, Jahre ungeduldiger Sehnsucht vergessen dahingeschwunden wären. Ein warmer Kaffee stand auf dem Tisch mit dem Feinsten, was die Zunft der Freiburger Bäcker an Backwerk zu schaffen vermag; Franziska schleppte, geschäftig plaudernd, ihr Spielzeug herbei, das der Vater bewundern mußte — sie war ganz heimisch in der neuen Behausung; Christel nickte vertraulich bei jedem neuen Eintreten. Albertine sprach wenig, aber ihr schönes dunkelblaues Auge schwelgte in dem Anblick des Geliebten, und ihre Hand ruhte in der seinigen. Da konnte wohl der graue Novemberhimmel regnen und thun und lassen, was er wollte — in den Herzen des Brautpaars prangte ein Frühling, der ewigen Sonnenschein, ewigen Blumenschmuck am Lebenswege zu versprechen schien.

Auch die letzten drei Tage waren überstanden und sie gingen zum Altar. Frau Braumann war überzeugt, ihre Tochter werde glücklich werden, und dennoch waren es nicht Thränen der Freude allein, die sie in der Kirche vergoß. Da stand ihr liebes Kind vor ihr, den Kranz von Orangenblüthen im einfach geordneten Haar, eingehüllt in den lang herabwallenden durchsichtigen Schleier, und der ganze Zeitraum von einundzwanzig Jahren zog in deutlichen Bildern an ihr vorüber, von dem Moment an, wo der erste Schrei der Neugeborenen ihr Mutterherz mit Seligkeit erfüllt. „Fromm und treu habe ich über sie gewacht und jeden verderblichen Hauch fern gehalten von ihrer Seele“, sprach es in ihr; — „jetzt nimmt mir ein Fremder, was ich sorgsam gepflegt! Gottes heiliger Wille geschehe! — — Das hättest Du auch noch mit erleben sollen, mein guter Alter da oben“, fügte sie wehmüthig hinzu.

Schmidt's Eltern wohnten natürlich der Trauung bei und sahen sehr anständig aus. Der Vater hatte seit Jahren zum ersten Mal einen schwarzen Frack an.

Der stark vorgerückte Herbst war einer Hochzeitsreise nicht günstig, aber einige Tage wollten die Neuvermälten doch allein bleiben, und die Eisenbahn entführte sie nach Heidelberg und Frankfurt. Die Hochzeitsreisen sind ja so zur Nothwendigkeit geworden, daß ein Cigarrenhändler einmal seinen Schwiegervater bat, er möchte seine ihm soeben angetraute Gattin begleiten, weil er selbst ohne empfindlichen Verlust seinen Laden nicht verlassen konnte. Frau Braumann sollte unterdeß Franziska und die Aussteuer nach Karlsruhe bringen, die Zurückkehrenden empfangen und dann wieder nach Freiburg gehen, den Bitten der Tochter und des Schwiegersohns, in ihr Haus überzusiedeln, hatte sie energisch widerstanden, von dem durch tausend Erfahrungen bestätigten Grundsatz ausgehend, daß ein junges Ehepaar sich selbst überlassen bleiben muß. Das gegenseitige Vertrauen kann sich nur kräftigen, wenn keine dritte Stimme drein zu reden hat. Christel hatte sich so gewöhnt an das Kind, daß es ihr nicht allzu große Ueberwindung und ein verhältnißmäßig geringes Quantum Thränen kostete, mit dem neuen Liebling nach Karlsruhe zu ziehen, und die Kirchenräthin freute sich, eine alte, bewährte Freundin in der nächsten Umgebung ihrer Tochter zu wissen.

Wir wollen die jungen Eheleute nicht belauschen in dem Taumel der Flitterwochen, der, bald nach dem Eintritt in die mit Blumengewinden gezierte Thür der Wohnung in der Amalienstraße, nur eine Störung erlitt: den Abschied von der Mutter. Bei aller Tiefe ihrer kindlichen Gefühle überwand Albertine die Trennung leicht und vernünftige Eltern sprechen bei solchen Gelegenheiten nicht von Undank; sie erinnern sich ihrer eigenen Jugend, wo sie es eben so gemacht. Und die Flitterwochen dauerten lange; er und sie konnten sich nicht entschließen, aus dem engen Kreise der Häuslichkeit hinauszutreten und Berührungen zu suchen mit der Außenwelt. Erst im Januar kam es zur Entscheidung: wir machen Besuche. Schmidt hatte, wie wir wissen, wenig Beziehungen in der Stadt, die ihm dergleichen Verbindlichkeiten aufbürdeten, aber doch einzelne, die seiner Frau einen freundlichen Empfang verhießen — den Hauptmann von Kreideburg mit seiner hübschen jungen Gattin, und zwei bis drei andere Familien. Albertine ihrerseits hatte die schmählich vernachlässigte Freundin ihrer Mutter aufzusuchen, die ja die Veranlassung zu der Reise nach Karlsruhe im Mai gewesen und dadurch ihr Glück begründete; diese Freundin hatte noch einige intime Freundinnen und so bildete sich für die junge Frau ein sehr angenehmer Umgangskreis. Zwei halbe Plätze im Theater nahmen auch wöchentlich ein paar Abende in Anspruch, und es gab bald der geselligen Freuden fast zu viel, Mann und Frau wurden zu oft des Genusses beraubt, traulich bei der Lampe zu Hause zu sitzen, mit dem Kinde zu spielen, das eine wahre Glückseligkeit darin fand auf dem Vater herumzuklettern, und dann, nachdem Franziska von Christel's Arm sich herabgebeugt, um mit einem Kuß „gute Nacht" zu sagen, ein gutes Buch zur Hand zu nehmen, bis es halb Elf schlug. Schmidt las nicht übel vor und wählte die Bücher; sehr ernste Sachen mochte er nicht, er behauptete, sie machten ihn schläfrig. Letzteres konnte wohl für eine späte Stunde wahr sein, am Tage aber vertiefte er sich oft in Werke juristischen Inhalts, die Freunde seiner Studienjahre, und Albertine zog sich schnell zurück, wenn sie ihn bei einer solchen Lectüre traf. Sie war stolz auf ihren so ernst beschäftigten Mann, der sich übrigens nicht ungern stören ließ.

Sonderbar genug war, was in dieser Zeit in dem Ehemann vorging. Die Hochzeit war, wie wir wissen, im November gewesen und der ganze Winter in einem poetischen Rausch dahingeflogen; im März aber kam es ihm schon bisweilen vor als langweile er sich, als fehle ihm etwas. Albertine war immer dieselbe, wenn auch die Ausdrücke der Zärtlichkeit ihren ersten Blüthenstaub naturgemäß abgestreift hatten; die Hausfrau, die sich nicht scheut an die Prosa des Lebens Hand anzulegen, war mehr in den Vordergrund getreten, aber die Liebe, die besonnenere Liebe brach sogar durch ihr stilles Walten in Küche und Keller. Von dieser Seite hatte also Schmidt über keine Täuschung zu klagen, im Gegentheil: seine Existenz ließ keine Schattirung des zauberhaft schönen Farbenschimmers häuslicher Ruhe und Glückseligkeit vermissen. Und doch langweilte er sich bisweilen nicht unbedeutend. Er merkte wol,

wohin es ihn zog, schämte sich aber, dem Drange zu gehorchen, und nahm die obenerwähnten juristischen Werke vor. Nach kurzem Lesen putzte er jedoch gewöhnlich die Brille — die war vielleicht Schuld daran, daß es ihm schien, als habe er das Tageblatt vor sich mit der Anzeige verschiedener in Originalverpackung angekommener Delicatessen, die in Gesellschaft guter Freunde sehr schmackhaft sind, auf dem eigenen Tisch neben der schlichten Hausmannskost aber fast allen Reiz verlieren. Noch hielten ihn die Versprechungen zurück, die er sich selbst gegeben — doch hatte ja Albertine gewiß nicht die Absicht, ihn zu tyrannisiren, und eine Sünde war es wohl auch nicht, einmal nachzusehen, ob die Frühstückslocale noch so ausschauten wie früher. In Momenten richtiger Selbsterkenntniß gestand er sich, daß der Zwang, den er sich auferlegte, einer guten Regung entsprang: das Fundament, auf welchem seine Frau sich ihre Vorstellung von dem gediegenen Wesen des Gatten errichtet, sollte keinen Stoß erleiden — „das Mädchen, das sich mir anvertraut, soll keine Enttäuschung fühlen!“ hatte er sich ja einst zugerufen. — Aber im Lesezimmer des Museums die Zeitungen studiren! — Das war ein vortrefflicher Gedanke — das ist nicht unerlaubt, es ist sogar lehrreich; ein jeder Mann, der etwas auf sich hält, thut das regelmäßig — die politischen Ideen erweitern sich bei der Beleuchtung der Tagesfragen von verschiedenen Seiten, und man hat außerdem den Vortheil, zu Hause allerlei Merkwürdiges erzählen zu können, das sich in der Welt zugetragen.

Von nun an ging Schmidt täglich vor zwölf Uhr von Hause, folgte der Parade durch die Langestraße mit einem Gefühl der Freiheit, die er sich selbst gewährt und die ihm Niemand übel nehmen konnte, durchblätterte die Zeitungen im Museum und war um ein Uhr zu Tisch wieder zurück. Wenn er unterwegs einen seiner Freunde ihm entgegen kommen sah, so bog er in eine andere Straße: er wollte die Erklärungen vermeiden über den kitzlichen Punkt, warum sie ihn nicht mehr sahen. Albertine freute sich des heitern Gesichts, mit dem ihr Heinrich heimkehrte — „wie schön, wenn ein Mann so eifrig danach strebt, mitzuleben mit den Ereignissen der rastlos fortschreitenden Weltgeschichte“, sagte sie sich.

Da begab es sich eines Tages, daß genannter Heinrich sehr eilig, weil etwas verspätet, den Weg nach Hause einschlug, und dabei, des reichlich herabströmenden Wassers wegen, einen Regenschirm über sich gespannt hielt. An der Ecke der Waldstraße carambolirte er mit einem andern Regenschirm, dessen Besitzer ärgerlich aufschaute. Schmidt wollte mit einem schnell hingeworfenen „bitte um Entschuldigung“ vorbei, aber eine Hand hielt ihn auf. „Sieht man Sie auch einmal frei herumlaufen! Das ist eine Merkwürdigkeit!“ und ein heiseres Lachen folgte dem Ausruf. Es war Rellinger.

Wir haben den Namen desselben schon ein paar Mal gelesen, ohne den Träger desselben näher anzusehen. In dem Augenblick, wo wir ihn im Regen stehen lassen, mußte er, seinem Aeußern nach, schon stark über sechzig Jahre zählen. Hätte Rellinger sich nicht Herr Doctor tituliren

lassen, es wäre schwer gewesen, ihm auf der Stufenleiter der menschlichen Gesellschaft den ihm zukommenden Platz anzuweisen, so schäbig sah er aus. Ein Filzhut ohne Form und Farbe bedeckte sein gelblich graues Haupt, von dem einzelne Haarbüschel über die großen fleischigen Ohren fielen; die Augenbrauen von der gleichen gemischten Schattirung, die nur die Hälfte des ihnen von der Natur angewiesenen Raumes einnahmen, strebten immer der faltenreichen Stirn zu, als mache eine ermüdete Sehkraft die stete Anstrengung des Aufziehens derselben nöthig; eine kolossale, stark geröthete und mit ganz unerklärlichen Unebenheiten versehene Nase beschattete den eben so kolossalen Mund, der noch eine kleine Anzahl brauchbarer Zähne barg: Kinn und Wangen wurden einmal wöchentlich ihrer Stoppeln beraubt, die besonders in den letzten Tagen vor der Säuberungsoperation sehr wild empor wucherten. Sein schwarzer Anzug war seit Jahren derselbe und trug die mannigfaltigsten Spuren langer Dienstzeit. Ein kleines wollenes Tuch diente als Halsbinde, deren Enden bis tief in die Weste hinabfielen, um sorgsam die Wäsche zu schonen. Keine Handschuhe beengten die knochigen Hände. Die ganze Gestalt, die sich etwas gebückt trug, war nicht groß, und weder voll noch mager; seiner Constitution vertrauend, behauptete Nellinger, noch ein sehr langes Leben vor sich zu haben, und der lebhafte Geist, der aus den kleinen grauen Augen sprach, schien der kühnen Behauptung zu Hülfe zu kommen.

Wenn man diese außerordentlich wenig anziehende Erscheinung vor sich sah, war es unerklärlich, wie die Gesellschaft eines solchen Mannes eine gesuchte sein konnte. Und doch war es so. Die Zahl seiner Genossen, von der Gattung, die weiter oben mit dem Namen „Gewohnheitsfreunde“ bezeichnet ist, war nicht gering. Der Grund dazu lag nicht in dem täglichen Zusammentreffen allein: Nellinger's Charakter — wenigstens was derselbe einst gewesen und was die Tradition darüber aufbewahrt — trug viel dazu bei, ihn in seinem Kreise beliebt zu machen. Nicht nur hatte er sich eine lange Reihe von Jahren hindurch als Advocat den Ruf eines streng rechtlichen Geschäftsführers zu bewahren gewußt, man erzählte sich auch aus seinem Privatleben Züge, die seinem Herzen zur Ehre gereichten. Dabei hatten Widerwärtigkeiten und Ungemach nie den geringsten Einfluß auf seine Stimmung; sein berühmter Humor war immer wieder derselbe, sobald er in den Kreis seiner Genossen trat. Und die Widerwärtigkeiten waren ihm doch sehr reichlich zugemessen gewesen. Er hatte eine Frau — einst eine vielgepriesene Karlsruher Schönheit mit frischen rothen Wangen, blondem Haar und lebenslustig umherblickenden blauen Augen, jetzt fast eine Greisin, ohne eine Spur des einstigen anziehenden Wesens in der äußern Erscheinung. In abgetretenen Pantoffeln schlurfte sie durch das Haus, das mit seinen trüb angelaufenen Fensterscheiben so grämlich aussah, wie sie selbst; die Vorhänge hingen schief wie ihre Haube; kein lebendiges Wesen war sicher vor ihrer Zunge, der ein helltönendes Organ zur Verfügung stand, und es war, als hielte sie auch ihren Schooßhund nur, um ihrer Laune

con amore freien Lauf zu lassen, wenn sie sich in gymnastischen Handübungen ergehen wollte. Freilich hatte das Unglück viel beigetragen zu der Bitterkeit ihres Charakters; sie hatte drei Kinder gehabt, und alle drei lagen auf dem Friedhof; — daß der Schmerz edlen Naturen eine Richtung nach oben giebt, davon ahnte jedoch ihre Seele nichts. Daß Rellinger seine Häuslichkeit zu fliehen anfing, als die Strümpfe seiner Frau auf seinem Schreibtisch lagen, das Brod, das er verdiente, ihm mit hämischen Bemerkungen versalzen wurde, und Keifen und Zanken in der Frühe das Lied „Wach' auf mein Herz und singe" ersetzte, war natürlich; Gewohnheit that bald das Uebrige. Er hatte auch nicht immer so schäbig ausgesehen wie jetzt; die Unsauberkeit seines Haushalts und seiner Gattin hatte ihm allmälig eine vollständige Gleichgiltigkeit für dergleichen Aeußerlichkeiten eingeflößt. Der Mann mag sich noch so stolz einbilden, unabhängig zu sein von Kleinigkeiten, von der Einwirkung derselben auf sein Wesen — er entgeht dem Stempel nicht, den ihm die Existenz innerhalb seiner vier Mauern aufdrückt, und steht nicht eine gleichgestimmte Frauenseele ihm zur Seite, so kann nur ein Charakter von eiserner Festigkeit diese zu sich heraufziehen — der schwächere steigt zu ihr hinab und verliert bald das Bewußtsein, daß er es thut. Von Eisen war Rellinger leider nie gewesen.

Dieser Mann also war der Träger des Regenschirms, auf den Schmidt an der Ecke der Waldstraße so heftig gestoßen.

„Ah! lieber Doctor, ich freue mich unendlich Sie zu sehen", entgegnete Schmidt auf die Anrede.

„Die Freude hätten Sie sich schon längst wieder verschaffen können", fuhr Rellinger fort und lachte; „aber Ihre — wie heißt Ihre Frau?"

„Albertine".

„Aber Ihre Albertine hat wol viel Garn zu wickeln? Vielleicht Häkelarbeiten? Kinderjäckchen? — Na, laufen Sie nur zu, Sie stehen ja wie auf Kohlen — die Suppe wird kalt — Marsch!" — Noch ein heiseres Lachen ertönte, während Schmidt schon ohne ein Wort der Erwiederung weiter geeilt war.

Zerstreut kam er heute nach Hause — aber in dem so innig liebevollen Empfang an seiner Schwelle verlor sich der Eindruck der Begegnung bald — vielleicht um später einmal wieder aufzutauchen. Vorläufig hatten Rellinger's spöttelnde Apostrophen sogar einen guten Einfluß. Schmidt wußte sich frei von jeder demüthigenden Vormundschaft von Seiten seiner Frau — was kümmerte es ihn, ob die Tischgenossen des Junggesellenlebens über einen vermeintlichen Pantoffel faselten. „Ich habe nur ein einziges Mal Garn gewickelt, und das im Scherz, ganz zufällig", sagte er sich; „ich vermeide lieber die Leute, um mich nicht ihren Witzen auszusetzen." Und dabei blieb es. Wenn auch die Langeweile den an keine nachhaltige Beschäftigung Gewöhnten ganz leise

heranschleichend überfiel, er ließ nicht von dem Vorsatz, sich wieder hinein zu arbeiten in die Studien, die er in seiner Jugend so lieb gehabt, und je mehr er sich seiner guten Absicht bewußt wurde, um so häufiger widerfuhr es ihm, überrascht zu sein über die leichtsinnige Eile, mit der die Uhr unterdeß ihre Zeiger vorwärts getrieben. Dazu kam bald der Frühling mit seinen blühenden Kastanienbäumen in den Straßen der Stadt, den Nachtigallen im Schloßgarten, und den kleinen Ausfahrten, die das schöne Wetter auch in die weitere Umgegend erlaubte. Anfangs Juni wurden die Fensterläden hermetisch geschlossen, und der Hausschlüssel einer zuverlässigen Nachbarin anvertraut; die ganze Familie Schmidt reiste ab, um, einer dringenden Einladung der Frau Kirchenräthin folgend, drei Sommermonate in Freiburg zuzubringen. Die Leute blieben auf der Straße stehen bei dem weitschallenden Jubel des Kindes in der Droschke, die langsamen Trabes zum Bahnhof rollte. „Glückliche Menschen!“ sagten sie. Wohl waren es glückliche Menschen!

Von dem gastlichen, freudigen Empfang in Freiburg bis zu dem Augenblick der Rückreise trübte nichts den Aufenthalt im Hause der Frau Braumann, die dem Himmel gerührt für die eheliche Zufriedenheit ihrer Tochter dankte, während im Frühjahr Einzelnes in den Briefen derselben, ohne die geringste greifbare Anspielung, ihr eine gewisse ahnende Beklemmung verursacht hatte; das Herz der Mutter hat in solchen Sachen einen Instinct, der in dem geschriebenen, anscheinend harmlosen Wort durchfühlt, was ihr Kind vielleicht sich selbst noch nicht eingesteht. Den Spaziergängen in der nächsten Umgegend folgten weitere Ausflüge in den Schwarzwald. Besondere Freude machte es dem jungen Ehepaar, hin und wieder auch einmal zu übernachten in einer Dorfherberge; sie saßen dann lange draußen im Schatten der Tannen, während an der gegenüber liegenden Bergwand der goldene Schein der allmälig scheidenden Sonne immer höher hinauf glitt und endlich nur noch den Abendhimmel färbte; die Hühner suchten ihre Lagerstätte auf, die Tauben kamen heimgeflattert und sagten sich girrend gute Nacht; einzelne leise Glockentöne zitterten aus dem Stall herüber, wenn eine Kuh sich zum Schlafe niederlegte; die Mägde wuschen Salat am Brunnen und schäkerten bis die beleibte Frau Wirthin dem Geschwätz ein Ende machte. Dann kam wol auch noch ein hoch beladener Lastwagen an, und der Spitz des Fuhrmanns ereiferte sich gegen den Haushund, der ihn keines Blickes würdigte und nur nach einem kargen letzten Imbiß umherschnupperte. Der Hufschlag der einkehrenden Pferde schallte unter dem gepflasterten Hofthor, und von dem Messingschmuck des Geschirrs zog noch eine Weile ein Klingen und Singen durch die Luft — dann wurde Alles still — ruhig war es unter dem gastlichen Dach. Auch Heinrich fehlte es nicht an Sinn für dergleichen Bilder ländlichen Treibens — Albertine aber konnte schwelgen in ihrem Genuß und saß dann schweigend da, den Kopf an die Schulter des Mannes gelehnt.

Der September führte das Ehepaar nach Karlsruhe zurück, und Schmidt schien anfänglich der Kämpfe gar nicht zu gedenken, die er zu

bestehen gehabt. Das Leben in seiner einförmigen Häuslichkeit genügte ihm; er las viel, und schrieb sogar die Schilderung einzelner Lustpartien des verflossenen Sommers nieder, die seiner Frau außerordentlich gelungen vorkamen. So etwas hat ja auch als Rückerinnerung viel Werth, mag der Stil fließend sein oder nicht. Der erste Jahrestag der Hochzeit kam heran und wurde Beiden zu einem herzerfreuenden Fest. Im December aber war das Wetter sehr schlecht, und Schmidt spürte bisweilen ein dumpfes Unbehagen in seinem Hause; seine Frau erschien ihm dann wie ein moralisches Hinderniß in seinem Thun und Lassen, obgleich sie nie mit einem Wort oder einer Miene seinen Wünschen entgegen getreten; er bekleidete den Mahner in der eigenen Brust mit Albertinen's Gestalt, ohne sich dessen bewußt zu werden.

An einem Nachmittage saß er in seinem Arbeitszimmer, oder in dem Zimmer, das er so zu nennen gewohnt war; ein mit Schnee gemischter Regen schlug an die Fenster; die schweren Wolken, die der Wind über die Stadt dahinjagte, hüllten alles in eine vorzeitige Dämmerung. Schmidt ruhte in einem bequemen Sorgenstuhl — der Kopf senkte sich etwas seitwärts und er verfiel in einen halben Schlummer, während der Mund mechanisch fortfuhr an der erloschenen Cigarre zu saugen. Das Geklapper von Tassen im Nebenzimmer weckte ihn — die Kaffeestunde hatte geschlagen. „Das ist mir denn doch zu nüchtern", sprach er halblaut, sprang auf und griff, ohne sich lange zu besinnen, nach Hut und Ueberzieher.

Die Thür öffnete sich. „Kommst Du, Heinrich?" fragte Albertine.

„Nein Kind, ich trinke heute keinen Kaffee, ich gehe von Hause", entgegnete Schmidt.

„Bei dem Wetter?"

„Das Bischen Regen schadet mir nichts, ich bin nicht von Marzipan; wenn ich mir keine Bewegung mache, so geht meine Gesundheit zu Grunde. Adieu!" Albertine sah ihn überrascht an — es hatte ein ihr ganz fremder Ton des Mißmuths in seiner Stimme gelegen. Sie wußte noch nicht, daß Mancher, der ein „ganzer Kerl" sein will, etwas barsch auftreten muß, um sich zu überzeugen, daß er Charakter hat.

Billardkugeln rollten auf ihren schlau berechneten Wegen, von freundlichen Erdöllampen beleuchtet. Viel Bier perlte in vielen Gläsern, eine lustige Gesellschaft war versammelt und empfing den Eintretenden mit biederm Händedrucke. Auch die Witze über das lange Ausbleiben des einst täglichen Genossen hielten sich in den Schranken eines gewissen mitleidigen Zartgefühls, genug, es ging Alles vortrefflich. Schmidt lebte plötzlich auf, und die Schleußen seines Humors öffneten sich so weit, daß sogar Nellinger gegen ihn nicht aufkam, was viel sagen wollte. Er trat an das Billard und spielte einige Partien mit dem verabschiedeten Oberlieutenant Keilhof. Dieser Keilhof war ein curioses Männchen von etwa achtundvierzig Jahren, von bedeutender Corpulenz, mit völlig haarlosem Schädel, einem kurzen Halse und noch kürzerm Athem. Er sprach daher auch nur in abgebrochenen Sätzen und hörte

lieber zu, aber ohne je eine Miene zu verziehen — das Ernste wie das Heitere ließ seine Seele unberührt. Nur beim Spiel wurden seine Bewegungen lebhaft — er trippelte mit kleinen Schritten umher und überblickte das Schlachtfeld auf dem grünen Tuch mit einem Feldherrnauge, bis er kühn zum Stoß auslegte und dabei das eine Bein so weit von sich streckte als die Natur es ihm gestatten wollte. Schmidt war in früheren Zeiten ein ebenbürtiger Gegner Keilhof's gewesen; heute unterlag er und ärgerte sich, wozu die Galerie der Zuschauer nicht wenig mit ihren Bemerkungen beitrug. „Ich habe die Uebung verloren", rief er — „aber warten Sie nur, meine Herren, wir wollen sehen, wer morgen Sieger bleibt!"

Es regte sich endlich eine Mahnung in ihm, als sei es Zeit nach Hause zu gehen. Albertine empfing ihn an der Thür. „Um Gotteswillen, es ist Dir doch nichts begegnet, Heinrich!" rief sie ängstlich.

„Ich bitte Dich, was soll mir denn begegnen in den Straßen von Karlsruhe?" entgegnete Schmidt verdrießlich; — „ich habe Billard gespielt."

„Gott sei ewig Dank! Meine Angst war fürchterlich — Du warst vier Stunden fort — jetzt ist Alles vergessen!" Und sie schloß ihn zärtlich in die Arme, was ihren Heinrich nicht unempfindlich ließ; das Nachtessen stand auf dem Tisch und sie speisten heiter zusammen als wäre nichts Störendes vorgefallen.

Schon am folgenden Nachmittag wiederholte sich das Gespräch zur Kaffeestunde, nur mit dem Zusatze, die Frau möchte sich um des Himmelswillen nicht ängstigen, wenn er zufällig etwas länger ausbleibe, er könne ja den Moment nicht so genau bestimmen, wo die Schicklichkeit ihm erlauben würde, die Gesellschaft zu verlassen.

Dem äußern Anschein nach hätte man glauben können, Schmidt sei ohne alle Veranlassung seinen vierzehn Monate lang siegreich bekämpften Neigungen wieder unterlegen. Das war aber nicht der Fall; siegreich war das Bekämpfen nur geblieben, weil die hohe Poesie einer heiß erwiederten Liebe im Ehebunde ihn gefangen hielt; schon die Nothwendigkeit des Kämpfens in einer solchen Zeit bewies, wie tief seine Gewohnheiten wurzeln mußten; je schwächer der Reiz der Neuheit wurde, je weniger der blendende Glanz der Gegenwart die Vergangenheit in den Schatten stellte, um so mehr mußte diese ihre Rechte geltend machen. Die Liebe allein kann das Leben des Mannes nicht ausfüllen — sein Geist nährt sich nicht von Rosenduft allein, so köstlich dieser als Zugabe ist, er braucht eine kräftigere Speise, wenn er nicht zu Grunde gehen und seine Liebe mit hinabziehen soll in eine entwürdigende Alltäglichkeit. Es bedarf dann nur des leisesten Anstoßes — und das Gleichgewicht ist verloren; der Mann, dem die Ehe das Nichtsthun ersetzt hat, verfällt dem Nichtsthun wieder. Hätte Schmidt bei dem argen Wetter im Dezember nicht das Bedürfniß gefühlt, sich Bewegung zu machen, er wäre vielleicht noch einige Tage länger zu Hause geblieben, aber sehr lange hätte es nicht mehr gedauert. Und dann hatte er ja auch die Entschul-

digung daß es im Grunde lächerlich wäre, das Gefangensitzen in seinen vier Mauern für eine Tugend, und das Aufsuchen einer heitern Gesellschaft für ein Verbrechen zu halten; der Mann bedarf der Berührung mit Männern — ob dabei Bier oder Wein getrunken wird, bleibt ganz gleichgiltig.

Von nun an besuchte Schmidt den altgewohnten Kreis regelmäßig. Anfänglich wurde an den Theaterabenden eine Ausnahme gemacht; er begleitete seine Frau auf das Tugendhafteste hinein und wieder zurück. Aber bald wurde er auch des Theaters überdrüssig und gab seinen Platz auf. Albertine konnte ja allein hingehen, die rings um sie herumsitzenden Abonnenten waren ihr ja bekannt und befreundet, und eine junge Frau kann, auch wenn sie hübsch ist, zwischen neun und zehn Uhr Abends ungefährdet ohne Begleitung durch die Straßen von Karlsruhe gehen. Auf diese Weise fehlte es Schmidt nicht an Zerstreuung; er brachte die frühen Morgenstunden zu Hause zu, war vielleicht auch Nachmittags noch recht liebenswürdig mit seiner Gattin, und verschwand dann, um erst gegen zehn Uhr zurückzukehren; das einst so gemüthliche Nachtessen wurde nur in seltenen Fällen gemeinschaftlich verzehrt. Später fing er auch an, hin und wieder ein kleines Gastmahl für seine Freunde im Wirthshaus zu veranstalten, wo man durch das Präsidium einer Hausfrau nicht beengt ist in der Wahl der Anecdoten beim Glase Wein. Sein Kind sah er nur, wenn er an seinem eigenen Tisch saß; es gedieh vortrefflich und machte ihm keine Sorgen mehr — mit einem noch nicht vierjährigen Wesen sich in Schäkereien einzulassen, war ihm nicht gegeben. Dabei vermißte er bei der Heimkehr auf Albertinen's Gesicht nie die liebe, freundliche Miene, die ihm so wohl that — sie mußte also zufrieden sein mit der Art, wie sich ihre Lebensweise in den letzten Monaten gestaltet; er selbst war auch zufrieden — also der schönste Einklang, die blühendste eheliche Zufriedenheit.

Wohl lächelte die junge Frau wie früher ihrem Gatten entgegen — aber sie that es nicht mehr, wenn sie ihn trällernd die Treppe hinuntereilen hörte. Es war im Anfang ein Gefühl der Ueberraschung, das sie ergriff, als die schönen Abende bei der Lampe plötzlich der Tag für Tag wiederkehrenden Einsamkeit wichen. „Warum das?“ fragte sie sich verwundert, und ging zwecklos aus einem Zimmer in's andere, ohne irgend eine Beschäftigung vornehmen zu können. Die Brust wurde ihr so unheimlich leer wie das Gemach, wo sie sonst zu sitzen pflegten. Dann suchte sie wohl Franziska auf, die sich von Christel die Münchener Bilderbogen in der abenteuerlichsten Weise erklären ließ — aber die Alte hatte einen fragenden Blick der, wenn auch gleich wieder einer gefallenen Masche ihres Strickstrumpfs zugewandt, die Eingetretene hinaustrieb. Allmälig gewöhnte sie sich auch an diesen, ihrem Manne geltenden wortlosen Vorwurf; die Beleuchtung erlosch in den anderen Räumen, und die Abende wurden in dem Zimmer des Kindes zugebracht. Albertine las und antwortete dabei zerstreut auf die zahllosen Fragen der kleinen Franziska, der es Gottlob auf einen logischen Zusammenhang der Ideen

nicht ankam — Christel sprach fast gar nicht bei solchen Gelegenheiten — eine innere Empörung schien in ihr zu arbeiten, äußerte sich aber nur in der krampfhaften Geschwindigkeit, mit der in einzelnen Momenten die Stricknadeln die blaue Hülle einer kräftigen Wade förderten. Nicht selten trat vollständige Stille ein — dann blickte Albertine mit einem Seufzer und wie aus einem Traume erwachend auf, und ein dumpfes, drückendes Gefühl beengte ihr die Brust.

Dieses widerstandslose Dulden konnte nicht ewig dauern: auch die sanfteste Frau stellt am Ende Betrachtungen an, wenn ihre Existenz sie nicht mehr befriedigt. Sie blickt dann zurück auf die noch nah liegende Zeit, wo sie dem Gatten ein für ihn vom Himmel herabgestiegener Engel war, und dieser Rückerinnerung fließt ihre erste Thräne; noch manche andere folgt auf dem Wege von der Poesie zur Wirklichkeit. Dann taucht die Frage auf: „Habe ich verschuldet, was gekommen ist?" und wohl der Frau, die darauf mit einem laut aufjauchzenden „Nein" antworten kann. Albertine antwortete mit einem solchen „Nein" — sie blickte um sich und sah ihre anheimelnde Wohnung mit dem Seitenstück einer sauber gehaltenen Küche; sie sah sich selbst im Spiegel und wußte, wie tief ihr Herz zu fühlen vermochte. Da lag also die Schuld auf einer andern Seite, und die Wahrheit erschien ihr in ihrer ganzen entmuthigenden Klarheit. Aber unerschüttert fest blieb ihre Liebe zu dem Gatten; ob die Träume der Jungfrau in Erfüllung gegangen, war eine andere Frage, der ja die Zukunft noch eine freundliche Lösung vorbehalten konnte — sie liebte ihren Heinrich wie er war, und hätte sie sich die Möglichkeit denken können, ihr Herz würde aufhören in ihm sein Glück zu suchen — trostlos und öde wäre ihr Alles vorgekommen, was jenseit der Scheidelinie lag.

Wenn man solche Verhältnisse in der Nähe betrachtet, so bedauert man unwillkürlich, daß die jungen Mädchen von Albertinen's Charakter nicht ihren kleinen Schatz von Sentimentalität zu Hause lassen, statt ihn mit in die Aussteuer zu packen. Später machen sie dann zu große Ansprüche an die Poesie des Lebens, und vernachlässigen andererseits — wenn der Himmel ihnen einen Gefährten wie Schmidt zugeführt — ein sehr wirksames Mittel zur Befestigung der häuslichen Zufriedenheit: die Handhabung eines leichten, kaum fühlbaren Pantoffels, den die intelligente, besonnene Frau zum allgemeinen Besten so zu führen weiß, daß der Mann keine Ahnung davon hat, und Alles aus eigenem Antriebe zu thun und zu lassen glaubt. „Wie soll ich meinen Peter oder Hans, oder wie das Kleinod sonst heißen mag, leiten wollen! Er ist mein Alles!" ruft das zartfühlende Gemüth mit Begeisterung, und lebt verlassen, während Hans oder Peter sich vortrefflich amüsirt; — „ich kann doch meinen Mann nicht nach einem System behandeln — die Liebe opfert sich und schweigt — das Herz, das über Systeme grübelt, ist kalt!" Das ist aber grundfalsch — die Liebe, die nicht Alles aufsucht, was ihr Nest vor Stürmen bewahren kann, ist eine Närrin.

Albertine nahm sich wol bisweilen vor, ihren Mann zu bitten, sie nicht ganz dem Umgang mit seinen Freunden zu opfern; aber der Moment, wo sie ihn nach Hause kommen hörte, bewegte sie immer so freudig, daß sie sich nicht entschließen konnte, sich auszusprechen. Dazu hatte sie irgendwo gelesen, die Frau dürfe ihrem Mann nie ein unzufriedenes Gesicht zeigen, um ihm nicht seine Häuslichkeit zu verleiden, und es war rührend, wie sie den Mund zum Lächeln zwang, der den eben Heimkehrenden küßte. Auf diese Weise wußte Heinrich eigentlich nicht, wie quälend seiner Gattin die Einsamkeit war, und die Vorwürfe, die er sich anfänglich selbst gemacht hatte, entsprangen mehr der Ahnung; er schrieb dieselben seiner übertriebenen Gutmüthigkeit zu und fand, daß er im Grunde ein sehr lieber Mensch war.

Nach Monaten erst wurde ihm die Sache klarer. An einem Nachmittage, wo Schmidt wieder mit der freundlichsten Miene von seiner Frau Abschied nehmen wollte, um den gewohnten Zerstreuungen nachzugehen, fiel ihm auf, daß Albertine angegriffen aussah; die Frische der Wangen war nicht mehr dieselbe, und ein Zug der Ermüdung lagerte in den Winkeln des Mundes, der sich nur mit Anstrengung zum Lächeln zu bequemen schien. „Bist Du gesund?“ fragte Heinrich überrascht?

„Ja, Heinrich“, entgegnete sie, und die letzte Röthe schwand aus dem Gesicht.

— „Du sagst Ja, und erbleichst — es fehlt Dir Etwas — setze Dich her zu mir — warum verschweigst Du mir die Wahrheit?“ Es klang eine ungeheuchelte Zärtlichkeit aus den Worten des Gatten. — Albertine warf sich an seine Brust und brach in einen Strom von Thränen aus. Sie hatte die Monate lang fortgesetzte Vernachlässigung tief empfunden, aber immer nur wie einen dumpfen Schmerz, dem die Hoffnung auf die Rückkehr besserer Tage treulich zur Seite gestanden; was sich in ihrem Innern gesammelt, lag noch ungeordnet durcheinander, von keinem deutlich bezeichneten Worte gestempelt, und die Liebe deckte Alles ängstlich zu. Jetzt, wo ihre Thränen flossen, fühlte sie sich zum ersten Male wahrhaft unglücklich, und schmiegte sich an ihren Gatten wie ein Kind, das ein Gespenst zu sehen wähnt. Schmidt erbebte unter der leidenschaftlichen Umarmung.

„Um Gotteswillen, was ist Dir? Albertine, was ist Dir?“ rief er, und ließ sie in einen Armsessel nieder. Alles, was er von Nervenanfällen bei Frauen gehört, zuckte ihm durch das Gedächtniß, und zwar in sehr unangenehmer Weise — es schwebte ihm gleich Allerlei wie Krankenstuben und geräuschloses Auftreten im Hause vor. Die junge Frau erholte sich endlich; sie trocknete die Augen und es kam eine Antwort auf die wiederholten drängenden Fragen.

„Vergieb mir meine Aufregung“, sagte sie, „ich habe sie nicht bemeistern können. Ich bleibe auch heute wieder allein, wie alle Tage — und da gedachte ich der ersten Monate unserer Ehe — der Abende, wo ich an Deiner Seite so glücklich war.“ —

„Und darüber hast Du geweint — ? — “

Albertine blickte überrascht auf; — war denn ihm, dem Fragenden, die Rückerinnerung an jene Zeit gleichgiltig geworden? War sie ihm nicht so viel werth als ihr? Es entstand eine lange Pause, während welcher Schmidt seiner Frau nachdenkend in die Augen sah — der Ernst schwand aus seinem Gesicht und machte allmälig einem Lächeln Platz, das Mühe zu haben schien, nicht in ein übrigens ganz gutmüthiges Lachen auszuarten. „Und darüber hast Du geweint?" wiederholte er — „Weil ich nicht immer bei Dir sitzen kann, und bisweilen Männergesellschaft aufsuche —?" — Sie wollte ihn unterbrechen, aber schwieg, weil sie fühlte, daß sie es nicht mit Ruhe würde thun können, und leicht ein rasches Wort den Weg auf die Zunge gefunden hätte. „Ihr Frauen könnt doch die Sentimentalität nicht los werden. Aber warum hast Du mir nie eine Silbe von Deinen eingebildeten Leiden gesagt? Ich wäre ja oft sehr gern bei Dir geblieben" — er stellte langsam den Stock in die Ecke und warf den Hut auf den Tisch — „siehst Du, auch heute bleibe ich bei Dir." —

Wieder schmiegte sich Albertine an seine Brust — sie mußte sich doch freuen über Schmidt's Entschluß. Aber die Art, wie er ihr denselben angekündigt, genügte ihr nicht, und es war ihr unmöglich, ihre Empfindungen auf die Höhe innern und äußern Jubels hinauf zu schrauben. Es erfolgte ein ziemlich kühler Kuß, und die Gatten ließen sich nieder, um zu plaudern. Auch Franziska wurde herbeigeholt, um zur Erheiterung beizutragen. Doch es stellte sich heraus, daß der Uebergang von einer Scene, wie die eben beschriebene, zum unbefangenen, gemüthlichen Zusammensitzen schwer zu bewerkstelligen ist. Auf Beiden lastete ein nicht zu überwindender Zwang; sie fühlte die Nothwendigkeit, liebenswürdig zu sein, und machte die Erfahrung, daß man nur gleichgiltigen Leuten gegenüber sich dazu zwingen kann; er seinerseits erhob einige Ansprüche darauf, amüsirt zu werden, da er ja soeben ein nicht zu unterschätzendes Opfer gebracht. So gestaltete sich denn der Nachmittag zu einem sehr unerquicklichen; Albertine war wieder dem Weinen nahe, stand endlich auf, um Etwas in der Wirthschaft zu besorgen, und blieb lange aus. Als sie wieder kam, war Schmidt fort — und sie freute sich darüber; zum ersten Mal war es ihr eine Erleichterung, ihn nicht zu Hause zu wissen.

Etwas besser wurde es denn doch für eine Zeitlang in dem Hause der Amalienstraße nach der erwähnten halben Explication; Schmidt wußte nun, daß sein ewiges Ausbleiben seiner Frau sehr peinlich war, er liebte sie innig und kürzte nicht selten die Billardpartieen ab. Die Nachbarn behaupten, er sei damals sogar ein paar Mal für den ganzen Abend zu Hause geblieben; die Aussagen klingen aber widersprechend über diesen Punkt. Frühling und Sommer kamen wieder, brachten jedoch für dieses Jahr keine Uebersiedelung nach Freiburg; Frau Braumann mußte ihrer Gesundheit zu Liebe nach Wiesbaden, und von dort in's Seebad. Auf ihrer Hin- und Rückreise brachte sie natürlich einige Tage in Karlsruhe zu, und schien dem ehelichen Glück ihrer Tochter

vollen Glauben zu schenken, da in ihrer Gegenwart die beiderseitige und gewiß nicht erheuchelte Zärtlichkeit der Gatten nichts zu wünschen übrig ließ. Als vernünftige Frau vermied sie es sorgfältig, der Tochter Anlaß zu Herzensergießungen zu geben, und auch diese mütterliche Vorsicht hätte sie sich ersparen können: Albertine hätte nie über ihren Heinrich geklagt. Um so offener war freilich Christel der Frau Kirchenräthin gegenüber: sie schüttete das ganze Füllhorn ihres Zorns aus über den lieblosen Ehemann, wie sie ihn nannte. Die Mutter blieb standhaft in ihrer Discretion. Sie wußte sich in der Nähe ihres geliebten Kindes und konnte in einem entscheidenden Augenblicke leicht bei der Hand sein mit Rath und That.

Die Zeit fliegt. Wieder raubte der Herbst dem Walde sein grünes Kleid und fast zwei Jahre waren vergangen, seit Schmidt seine Albertine geheirathet. In einer Hinsicht war die Ehe eine überaus glückliche: nie hatte ein heftiger Auftritt oder auch nur ein Wortwechsel die Ruhe des Hauses gestört. Es war der jungen Frau sogar einmal vorgekommen, als könnte sie sich daran gewöhnen, ihren Gatten so wenig zu sehen; — aber ein Schreck durchbebte sie bei dem Gedanken. Sich an das negative Glück, an die Abwesenheit des positiven Unglücks gewöhnen, erschien ihr wie eine Entweihung des häuslichen Altars — sie durfte auf diese Weise nicht zufrieden sein, wenn die Ehe nicht auf alle höhere Bedeutung verzichten und hinabsinken sollte zum gemeinsamen Essen und Trinken ohne Zank. Es kamen Tage vor, wo sie sich recht elend fühlte — aber um so fester klammerte sie sich an ihre Liebe: die Hoffnung verließ sie nicht, und trat Schmidt in ihr Zimmer, so war das sanfte Lächeln immer wieder da zu seinem Empfange.

Ein unbedeutendes Vorkommniß gab bald dem Grau des Ehestandshimmels eine noch trübere Färbung. Albertine war im Theater gewesen, und als sie wieder hinaustrat, strömte ein reichlicher Herbstregen herab. Es wimmelte in der Vorhalle von Stubenmädchen mit Ueberschuhen und Regenschirmen, und die Damen, die sich in Karlsruhe durch solche Ueberraschungen Gottlob nicht einschüchtern lassen, wagten sich Eine nach der Andern lachend und scherzend in die Fluth hinaus, wo man die schweren Tropfen wie Hagel auf den seidenen Schutzdächern trommeln hörte. Unschlüssig stand Albertine da — sie hatte keinen Schirm und die Halle leerte sich schnell. Da hörte sie Jemand freundlich rufen: „Frau Schmidt, Sie sind dort im eisigen Luftzuge — kommen Sie hierher — hier sind Sie geschützt!“ — Es war die Frau des Hauptmanns von Kreideburg, die, an einen Pfeiler gelehnt, ruhig dastand. — „Um des Himmels willen, wie kommen wir fort“, entgegnete die Angeredete; „Sie haben auch keinen Schirm?“

„Seien Sie ruhig, ich bringe Sie nach Hause, mein Mann läßt mich nicht im Stich!“ — Und kaum war das letzte Wort verklungen, als sich ein triefender Regenmantel durch die letzten Hinausgehenden drängte; der Träger desselben war Herr von Kreideburg. „Ich habe eine Droschke!“ rief er; „nur schnell einsteigen, der Kutscher will nicht warten, sein Pferd

könnte Zahnschmerzen bekommen!" Ohne weitere Einladung wurde Albertine in den Wagen geschoben und wohlbehalten an ihrer Thür abgesetzt.

Der edelste Charakter kann einmal einer Kleinigkeit unterliegen, wenn lange anhaltender, begründeter Mißmuth fort und fort an demselben genagt hat. Als die alte Christel ihrer Herrin die naßgewordenen Bottinen auszog, brach Albertine in ein heftiges Schluchzen aus; ein Gefühl gänzlichen Verlassenseins überwältigte sie, und mit nie empfundener Bitterkeit verglich sie schnell die liebende Sorgfalt Kreideburg's mit der Gleichgiltigkeit ihres Gatten, der ruhig Whist oder Billard spielte, ohne sich um seine Frau zu kümmern. Zum ersten Male stieg die Eigenliebe in ihr auf und weckte, was schon in der Brust geschlummert hatte. „Andere Frauen sind von Sorgfalt umgeben — und ich — mit meiner tiefen, innigen Liebe" — die Sehnsucht nach dem schützenden Mutterarm überkam sie, die Thränen strömten unaufhaltsam. Dazu machte auch Christel ihrem Herzen Luft, und eine wahre Fluth von malerischen Ausdrücken sprudelte hervor über den rücksichtslosen Herrn Schmidt, der den ihm vom Himmel geschenkten Schatz nicht verdiente und sich lieber gleich in einer Kneipe hätte einmiethen sollen. Albertine legte ihr dieses Mal nicht bei dem ersten Worte Schweigen auf, wie es sonst immer geschehen, und entkleidete sich schnell, ohne Heinrichs Rückkehr abzuwarten.

Schwarze Finsterniß herrschte im Hause, als Schmidt die Treppe hinaufstieg. — „Warum denn schon Alles ausgelöscht?" brummte er vor sich hin; — „hier müssen wohl die Zündhölzchen stehen —", er tappte auf einem Tisch im Vorsaal herum und fand, was er suchte; auch ein messingener Küchenleuchter stand da. Er zündete das Licht an und trat in das Schlafzimmer. „Du bist schon zu Bett, Albertine?"

„Ja, Heinrich."

„Es ist ja kaum zehn Uhr. Bist Du krank?"

Keine Antwort. Nur ein zitternder Seufzer entwand sich der Brust. Schmidt näherte sich mit dem Lichte ihrem Lager; sie bedeckte, wie geblendet, die Augen mit dem Arm, aber die glühenden Wangen blieben sichtbar. „Ich glaube, Du hast geweint?"

Sie schwieg.

„Hast Du geweint, Albertine?"

Eine lange Pause. „Lasse mich", sagte sie endlich; „Du bekümmerst Dich ja doch sonst nicht darum, was ich thue." Und der Kopf verbarg sich in den Kissen — es klang wie ein mühsam unterdrücktes Schluchzen.

(Schluß folgt.)

Briefe des Fürsten Hermann von Pückler-Muskau,

an seine geschiedene Gattin, die Fürstin Lucie von Pückler-Muskau.

Zur Einleitung.

Den literarischen Nachlaß des Fürsten Pückler, dessen Erwähnung bereits häufig die Runde durch die Blätter gemacht hat, wird nunmehr das mystische Dunkel, in das bisher seine Existenz gehüllt war, verlassen und im Verlage von Hoffmann u. Campe in Hamburg im Druck erscheinen. Das Material ist durch die Herausgeberin Fräulein Ludmilla Assing vollständig geordnet und enthält namentlich Reisetagebücher, kleine Schriften und einen Briefwechsel, wie ihn vielleicht kein zweiter Mann jemals gehabt hat.

Nur durch Anführung eines Auszuges aus dem Namenregister läßt sich eine ungefähre Andeutung über die Reichhaltigkeit geben.

Von gekrönten Häuptern sind vertreten: König Wilhelm und Friedrich Wilhelm IV. von Preußen, Louis Philipp von Frankreich, Otto von Griechenland, Königin Sophie von Holland, der Großherzog von Weimar, Bernhard Erbgroßherzog von Weimar, Großherzogin Louise von Baden, Landgräfin von Hessen, Bernadotte. Ferner Prinz und Prinzeß Karl, Prinz und Prinzeß Friedrich Karl, Prinz Friedrich von Preußen, Prinz Friedrich der Niederlande, Prinzeß Marie von Württemberg, Prinz von Holstein, Herzogin von Hamilton, geborene Prinzeß von Baden, Fürst von Hohenzollern-Sigmaringen, Fürst Wittgenstein, Fürst Felix Lichnowsky, Fürst und Fürstin Metternich, Fürst Felix Schwarzenberg, Fürst und Fürstin Karolath, Fürst Lynar.

Fürst (damals noch Graf) Bismarck, Minister von Roon, von Manteuffel, von Bülow, Graf Eulenburg. Minister Ancillon. Drouin de Lhuis.

Ferner eine bunte Reihe von Notabilitäten der Geburt und des Geistes, von denen wir nur die bekanntesten hervorheben:

Karoline von Fouqué, Lady Morgan, Leopold Schefer, Goethe, Béranger, Schinkel, Clauren, Raupach, Lätitia Buonaparte, Gräfin Kielmannsegge, Sabine Heinefetter, Gräfin Goltz, Varnhagen, Rahel, Ludmilla Assing, Bettina von Arnim, Gräfin Hahn-Hahn, Heinrich Laube, Eugenie Marlitt, Gräfin Tacher de la Pagerie, Gräfin Mervelt, Friedrich Förster, Lenné, Stägemann, Reichsminister Gräwell, Muktar Bey, Nostitz, Willisen, Alexander von Humboldt, Theodor Mundt, Theodor Kobbe, Heine, Wolfgang Menzel, Minutoli, Prokesch-Osten, Lesseps, Graf Rhedern, Nagler, Friedrich Krauß. Tettenborn, Machuba die Abyssinierin, Franz Liszt, Schnorr von Karolsfeld, Gottfried Semper, Esther Stanhope, Ida von Düringsfeld, Heideloff, Fr. Fröbel, Zeune, Hackländer, Holtei, Maltitz, Dr. Barth, Ferd. Lassalle, General von Rahden, Freiherr von Zedlitz, Feldmarschall Wrangel.

Es gereicht uns zum besondern Vergnügen, durch die Freundlichkeit der Herausgeberin und des Verlegers in den Stand gesetzt worden zu sein, aus dieser Publication, bisher ohne Gleichen in der deutschen Brief- und Memoirenliteratur, unseren Lesern die nachfolgenden Stücke mittheilen zu können, welche, wie man sich überzeugen wird, von ungewöhnlichem Interesse sind.

I.

Dover, den 3. November 1851.

Meine gute Schnucke*), ich befinde mich wieder besser, und danke dies meinem galvanischen Leibgurt, patentirte Erfindung eines englischen Professors, die dazu bestimmt ist, das Gleichgewicht oder vielmehr die gleiche Circulation des elektrischen Fluidums im Körper zu erhalten, deren Störung alle rheumatischen und von der Witterung herrührenden Beschwerden hervorbringen soll. — Das veränderte Wetter, das sehr schön geworden ist, war sehr verführerisch für mich, die Gelegenheit noch zu der projectirten Excursion zu benutzen, da ich diesmal von England gar nichts, als die Straße von Dover nach London und zurück gesehen habe, und doch so sehr gewünscht hätte die berühmte Brücke**) sowol, als noch mehr einige der schönsten Parks in Devonshire, die mir noch unbekannt geblieben sind, zu besuchen, hauptsächlich als Instruction für mich, was seit zwanzig Jahren Neues in dieser Hinsicht hier aufgetaucht sein mag, und um Ideen bei mir anzuregen, den Babelsberger pleasure ground zu vollenden, wozu die Prinzeß mich so dringend eben wieder aufgefordert hat. Indeß, da Du so lebhaft meine Rückkunft wünschest, die Jahreszeit schon sehr weit vorgerückt ist, und mir doch für einen Aufenthalt in England noch eine Menge anderer pia desideria bleiben, so gab ich es auf, und werde blos heute noch einen sieben englische Meilen von hier liegenden Park besuchen, der freilich nur zweiter Classe ist, mir aber doch vielleicht einige neue Anleitung geben mag. Der Tag ist prachtvoll, ohne ein Wölkchen am Himmel, und obgleich ich mich selbst noch keineswegs recht wohl fühle, so bin ich doch hinlänglich in der Besserung, um mit Vergnügen diesen kleinen Ausflug zu unternehmen. Morgen, so Gott will, geht es über den Canal; und schon schauert mir ein wenig vor der unvermeidlichen Brechcur! Einige Tage will ich mich in Brüssel aufhalten, und den 10. bis 12. in Hannover eintreffen; acht Tage später lade ich mich zum Diner in Dresden ein. Antworte mir gleich nach Brüssel, ob dies mit Deinen Reiseprojecten übereinstimmt. Auf der Fahrt hierher machte ich die Bekanntschaft eines sehr liebenswürdigen alten Engländers, der die ganze Welt durchirrt hat, und selbst von Deutschland mehr kennt als ich, ein Freund des ehemaligen Gesandten Rose in Berlin, der noch lebt. Adieu, liebe Schnucke, pour aujourd'hui. Der treue Lou.

II.

Gent, den 6. November 1851.

Meine gute Schnucke!

Die Parkpartie von Dover aus war sehr unterhaltend und vom schönsten Wetter begünstigt. Ich sah erst den großen Park des Lord Guilford, und den eines Mr. Plumptree, M. of. P. in Feadwell. Im letzten Ort befindet sich eine der drei größten historischen Eichen in England, fünfundvierzig Fuß der Stamm im Umfang, ein ungeheurer Baum, dessen Aeste schon an Dicke die meisten unserer alten Eichbäume übertreffen. Hinsichtlich der pleasure grounds und Blumengärten aber bin ich weiter, was den Geschmack der Anlage betrifft, und nach Allem, was ich um London herum und hier gesehen, finde ich, daß die Engländer in diesem Fache eher zurück — als vorgegangen

*) Diesen Scherznamen pflegte der Fürst fast immer seiner Gemalin zu geben, wie sich selbst den Scherznamen: Lou.

**) Die Menai-Brücke, welche von Bangor in Wales nach Anglesea hinüberführt, ist hier gemeint.

sind. Ihr großer Vorzug bleibt nur der uralter Bäume, Reichthum der Pflanzen u. s. w. und ein zehnmal günstigeres Klima. Dies können wir uns nicht geben. Doch kann ich mit Ueberzeugung sagen, daß, hätte ich Muskau nach meinem Plane vollenden können, nichts Gleiches in England existirt haben würde. Nun denke Dir, daß nach diesem Tage des wundervollsten Wetters, mit einem Mondschein so wie in Italien, der andere Tag schon früh schauderhaft war, ein Schneesturm ohne Aufhören bis tief in die Nacht hinein, so daß man nicht aus dem Hause konnte, der Wind durch alle Fenster drang und ein Schiff im Hafen fast vor meinen Fenstern, an die hohe Mauer des Quai geschleudert, und vom Anker losgerissen, scheiterte und versank.

Den Tag darauf war es wieder ganz schön, und obgleich das Meer noch sehr bewegt sich zeigte, schiffte ich mich doch mit dem französischen Packet um zwei Uhr Nachmittags ein. Du weißt, daß ich kein Günstling Neptuns bin, diesmal aber glaubte ich eines seltenen Glückes zu genießen, denn mit einem scharfen Winde im Rücken, und der doppelten Kraft des Dampfes und des Windes bei ausgespannten Segeln, waren wir schon vor vier Uhr vor der französischen Küste, aber was geschah? Die Ebbe so stark, daß wir aus Mangel an Wasser nicht einlaufen konnten! Wir mußten also das Feuer löschen, und draußen im Angesicht aller einladenden Lichter Calais bis sieben Uhr bleiben, wo die Fluth eintrat. Mit jeder Minute ward unterdessen der Wind heftiger und die Bewegung des von einer Seite zur andern bis auf die Wasserkante fortwährend schaukelnden Schiffes so unerträglich, daß fast alle sehr zahlreichen Passagiere, worunter viele Damen, in den höchsten Grad von Seekrankheit geriethen. Als ein halbes Wunder muß ich es betrachten, daß ich diesmal trotz aller Erwartung (sonst immer einer der Ersten) gar nicht seekrank wurde, sondern nur Hitze und Kopfweh bekam, aber von dem durchdringenden kalten Winde eine heftige Grippe davontrug, die in der Nacht in Calais in ein heftiges Fieber und Beklemmung des Athems überging, sich aber gegen Morgen ganz wieder gab, und nur als starker Schnupfen ohne den fernern Charakter der Grippe zurückblieb, was ich nur dem galvanischen Gürtel zuschreiben kann, den ich noch immer trage. Heute fuhr ich nun nach Gent, das ich noch nicht kenne, und wo einige berühmte Gemälde und der berühmteste Handelsgärtner in Europa zu besuchen sind. Das Wetter ist abermals schrecklich, und ich kam erst um halb elf Uhr Nachts hier an, weil ich mit einem Waarenzug den halben Weg reisen mußte, die hier sehr langsam gehen, dagegen der train de vitesse viel schneller als bei uns, der aber zu früh von Calais abging, um ihn mit Comfort benutzen zu können. Also gute Nacht für heute.

Den 7. November.

Die alte achthundert Jahre alte Kathedrale ist sehr schön und außer den schönen Bildern von Rubens, dem weltberühmten von van Dyk und einem andern für mich anziehenden Gemälde von Porbus (Lehrer des Otto Venius, der wiederum Rubens Meister war), Christus als Kind im Tempel, auf dem zwei schöne Portraits Karl's V. und Philipp's II. angebracht sind, fand ich eine ganz vortreffliche Statue des Bischofs Triest darin von Duquesnoy, der im sechzehnten Jahrhundert lebte, die ich allen modernen Statuen vorziehe, sprechend und lebend nicht nur im Kopf, sondern in jedem Gliede, vollkommen Natur in edelster künstlerischer Auffassung. Wunderschön ist auch die eine alte Hälfte des Rathhauses im allerreichsten gothischen

Stil. Mehrere Stunden brachte ich in Herrn van Hutt's Gewächshäusern und Gärten zu, mit großem Interesse. Hier ist fast Alles zu haben, was bekannt, und viel zu lernen, eine sehr werthvolle Bekanntschaft für mich in vieler Hinsicht.

Zwei der größten Gemäldesammlungen in Europa, die hier existirten, sind leider in den letzten Jahren verauctionirt worden, von den verschwenderischen Söhnen sammelnder reicher Väter. Abends besuchte ich das Theater, ein schönes, großes Gebäude, wo zwei Operetten sehr gut gegeben wurden. Morgen fahre ich nach Brüssel, und Dank meinem Gürtel ist der heftige Katharr und Schnupfenanfall schon halb vorüber, so daß ich die sehr nöthige Färbeoperation morgen vorzunehmen hoffen darf, ohne die ich mich bei Graf Seckendorf nicht gut sehen lassen darf. Ich freue mich auf die Briefe, die ich dort von Dir zu finden hoffe, und bin ganz munter und guter Dinge. Wenn es mich nicht zu sehr aufhält, mache ich vielleicht dem König meine Aufwartung pour profiter de l'occasion. Ganz gern wäre ich auch auf eine Woche nach Paris gegangen. Giebst Du mir Urlaub dazu, so schreib es mir gleich mit umgehender Post nach Brüssel, aber ohne besondere Autorisation thue ich es nicht, als Dein gehorsamer, treuer Lou.

III.

Brüssel, den 9. November 1851 Abends.

Gestern also besah ich noch am Morgen den Concert- und Ballsaal im Theater, wo eine geschlossene Gesellschaft des Adels im Winter sehr schöne Feste geben soll (trotz der Liberalität sind Adel und Bürgerthum in Belgien sehr geschieden), die Ueberreste des alten Schlosses von John von Gaunt aus dem zehnten Jahrhundert, das Casino, eine reiche moderne Anlage, und die öffentliche Promenade am großen Canal, nebst einigen merkwürdigen alten Häusern, und fuhr dann hierher, wo ich gerade zum Theater ankam. Ich wählte das Vaudeville, weil eine Actrice von Paris annoncirt war, fand aber Alles erbärmlich — Haus, Gesellschaft und Pariserin, die Letztere ein wahres Monstrum von Häßlichkeit und ekelhafter Minauderie. Dagegen lernte ich nach dem Theater einen excellenten französischen Restaurateur kennen, mit einem sehr hübschen Mädchen am Comptoir. Von hier ging ich erst in's Hôtel um ein Uhr, wo unterdessen Garbe Alles häuslich und comfortabel eingerichtet hatte, um meinen Tschibuk in wohlgewärmter Stube zu rauchen.

Heute früh stand ich schon um acht Uhr auf, um mit der Eisenbahn eine Excursion nach Malines, und einem noch weiter links gelegenen berühmten Park, Wespelair, beim Dorfe Aecht zu machen. Hier erging es mir nun sonderbar. Die Station bei Aecht ist nicht im Dorfe, sondern mitten im Felde, wo ich abgesetzt wurde. Ich frug nach dem Park, und hörte, daß er eine halbe deutsche Meile von hier läge; Fuhrwerk gab es nicht, ich mußte also zu Fuß gehen, und mich noch glücklich schätzen, daß ich einen Bauer fand, der meinen Fußsack, Regenschirm, Mantel und Bücher trug, aber kein Wort französisch, sondern nur flämisch sprechen konnte. Als wir nun nach einem langen Marsch ankamen, hieß es vorm Thore, der Herr sei anwesend, und schon vom October an der Eintritt nicht mehr gestattet. Zugleich erklärte mir der anwesende Bediente auf meine Erkundigung wegen der Rückkehr, daß vor acht Uhr Abends kein Zug zurück nach Brüssel durchkäme, der hier in der Gegend anhielte, auch nirgends hier ein Wagen auf Meilen in der Runde zu bekommen sei, mir also nichts Anderes übrig bleibe als entweder

bis acht Uhr (es war halb zwölf) in der Dorfschänke zu warten, oder zu Fuß bis Malines zu gehen (zwei deutsche Meilen weit). Jetzt fing mir an bange zu werden; indessen ein Reisender muß, wie der Soldat, auf Alles gefaßt sein, und ich bemühte mich daher nur noch, um mit der Tour nicht ganz in den April geschickt zu sein, wenigstens den Park zu besichtigen. Zu diesem Ende gab ich dem Bedienten meine Karte, mit der Bitte, sie seinem Herrn zu bringen und ihn ausnahmsweise um eine Einlaßerlaubniß zu ersuchen. A présent vous verrez, ma chère Schnucke, l'avantage d'avoir jadis barbouillé du papier. Kaum waren zehn Minuten verflossen, als ein alter stattlicher Herr mit einem Begleiter ankam, sich mir als den Herrn des Parks vorstellte (beiläufig einer der ersten Millionäre Belgiens) und sich Glück wünschte, den berühmten liebenswürdigen Schriftsteller (ma modestie vous en demande pardon) in seinem Hause bewirthen und seine Anlagen dem Urtheil des Meisters unterwerfen zu dürfen. Er werde mir selbst als Cicerone dienen, und hoffe, daß ich bei ihm speisen, und den Tag bei ihm zubringen und zugleich erlauben werde, daß er mich dann mit seiner Equipage nach Malines zurückbringen dürfe. Je me voyais donc, comme par le coup de baguette d'un enchanteur, hors de tout embarras. Du kannst denken, daß ich es an den aimabelsten Phrasen nicht fehlen ließ, Park und Garten (die auch wirklich sehr hübsch waren) auf das Feinste zu loben suchte, und den alten Herrn dadurch in die beste Laune versetzte. Die Einladung lehnte ich indessen, als immer génant und langweilig für mich ab, nahm aber mit großem Danke die Equipage an, le proclamant ma providence dans le mauvais pas, où je m'étais fourré. Nachdem wir den Garten gehörig besehen, wo eine hübsche Partie, Elysium genannt, mit den Büsten der berühmtesten Helden und Weisen recht sinnig geschmückt war, mit einem Marmortempel in der Mitte, führte er mich in's Schloß, um mich seiner Frau vorzustellen, die mich durch sich selbst und ihr trauriges Schicksal sehr interessirte. Mit einem Vermögen von 400,000 Gulden Revenuen hatte sie alle ihre vier Kinder verloren, und zuletzt ihre Tochter, deren reizendes Portrait von dem berühmten Maler der Abdication Karl's V. (von dem ich Dir geschrieben) in ihrer Stube hing. Diese Tochter war vor drei Jahren am gebrochenen Herzen gestorben, und sie selbst brach bei der Erwähnung in bittere Thränen aus. Ein kränkliches Kind dieser Tochter, von sieben Jahren, der Erbe eines kolossalen Besitzthums, ist die einzige ihr übrig gebliebene Hoffnung, und der Vater desselben, der Mann ihrer Tochter, der ihr und der Tochter Herz gebrochen, ist derselbe Graf Vilain 14., den Du in Berlin gesehen, und der sich abscheulich gegen die arme Frau benommen haben soll.

In dem Bücherschranke der guten Dame fand ich die französische Uebersetzung meiner Schriften, und mit den herzlichsten Einladungen ihr Haus, wenn ich wieder in das Land käme, als das meinige anzusehen, verließ ich ganz gerührt das interessante Paar, von magnifiken englischen Pferden im Fluge nach Malines gebracht, wo ich noch Zeit hatte, in den schönen gothischen Kirchen dieser Stadt die weltberühmten Gemälde von Rubens, die Anbetung der Könige und Petri Fischzug zu bewundern. Dann mit dem nächsten Zuge nach Brüssel zurückfahrend, führte mich der Zufall in einen Wagen mit einer wunderschönen Frau in tiefe Trauer gekleidet, leider mit ihrem Gemal an der Seite. Ich beschloß meinen Abend wieder mit einem excellenten Diner bei den frères provençaux, vis-à-vis der lieblichen Tochter hinter dem Comptoir, en coquetterie assidue mit derselben, und wanderte

dann bei Mondschein nach Hause, um Dir zu schreiben und jetzt, Mitternacht, zu färben, da der Schnupfen, obgleich nicht im Geringsten geschont, doch nun schon so weit vorüber ist, um die Operation wagen zu können. Hélas! C'est une calamité, ein schwarzer Faden, der durch mein Leben zieht, aber es erhält mich zehn Jahre jünger, das ist nicht zu leugnen, et le diable de la vanité ne me l'accorde pas pour rien! Adieu Schnucke, beklage mich heute, und gratulire mir morgen, wenn es überstanden sein wird.

Dein Lou.

Morgen erst kann ich mich bei Seckendorf sehen lassen, und meine Briefe abfordern, die ich bisher entbehren mußte, denn mein Haupt ist nicht in Asche, aber in Schnee.

IV.

Brüssel, den 10. November 1851.

Von Hannover erhalte ich traurige Nachrichten. Der König ist dahin, und kann höchstens nur noch einige Monate vegetiren. Er thut mir leid, und sein Tod ist ein Verlust; denn er war, trotz aller Fehler, kein gewöhnlicher Mann, und die Neigung, die er mir gezeigt, war mir schmeichelhafter als sein Orden, wäre es auch der große gewesen; denn das Letztere ist Spielzeug, das Erstere war eine wahre Auszeichnung.

Ich hoffe, daß Dir Teplitz gut bekommt, und Du meinetwegen Deinen Aufenthalt dort nicht abkürzest, da Du ja jederzeit von mir bei Zeiten den Tag erfährst, wo ich in Dresden eintreffen kann, und dieser vorher nicht so genau zu bestimmen ist. Seckendorf's habe ich Alles ausgerichtet. Sie waren sehr artig, sagten mir, daß sie alle Abend empfingen, aber meistens allein wären, weil alle Gesellschaft noch auf dem Lande sei; eine weitere Einladung erhielt ich aber nicht. Beim König habe ich S. gebeten, mich zu melden, Gesellschaft in der Stadt, meinte er, gebe es nicht. Ich glaube, er ist selbst nicht sehr repandirt. Im Ganzen muß ich gestehen, daß der Empfang gestern bei Herrn von Dernat viel herzlicher war. Preußen bleiben Preußen. Ich war früh mit S. in den Kammern, wo die Redner sehr mittelmäßig waren. Abends im großen Theater, noch schlechter. Gute Nacht.

Dein Lou.

Brüssel, den 11. November 1851.

Heute erst, liebe Mama, habe ich Deinen recommandirten Brief von Teplitz erhalten, und freue mich, daß es Dir dort leidlich gefällt, und Du die gute Justizräthin bei Dir hast, der ich mich auf das Herzlichste empfehle. Genire Dich ja nicht mit der Rückkehr nach Dresden, bis ich Dir von Hannover geschrieben, an welchem Tage ich in Dresden eintreffen kann, was jetzt doch noch nicht so genau zu bestimmen, und es auch auf ein paar Tage mehr oder weniger nicht ankommt.

Brüssel, den 12. November 1851.

Da es gestern regnete, bin ich nur ein wenig shopping gegangen, und habe dann im Schlafrock am Kamin recht bequem zu Hause gegessen, und einen Roman gelesen, mit dessen Beendigung im Bett ich einschlief. Beim Erwachen um 10 Uhr bekam ich ein Billet von Seckendorf, daß der König mich um ein halb ein Uhr in Laeken zur Audienz erwarte, glücklicherweise im Frack, da meine Uniform noch nicht ausgepackt ist. So hatte ich denn noch Zeit zur rechten Zeit anzukommen. Der König war sehr freundlich, und die Unterhaltung dauerte 5/4 Stunden. Er spricht sehr gut über Politik, mit

großer Erfahrung, philosophirt auch gern, und sagte Etwas, das sich mir als sehr staatsmännisch eingeprägt, nämlich meinte er: Es giebt gewisse Elemente, ohne welche die Gesellschaft, ein Staat, nicht bestehen können, diese sind eine Wahrheit, und ein Gouvernement, das sich bemüht, diese Wahrheiten trotz aller Verschiedenheit der Form zu erhalten, und dem Volke verständlich zu machen, das wird sich genug gethan haben, und eine dauernde Zukunft erwarten dürfen. Er sprach sehr bescheiden von seinem eigenen Wirken in Belgien, aber mit dem sehr billigen und sichtlichen Bewußtsein, das Regieren besser zu verstehen, als seine Herren Collegen in Deutschland.

Beim Abschied sagte er mir, er habe sich lange nicht mit so viel Vergnügen ausgesprochen, und ich erwiederte mit einer Danksagung, mir gestattet zu haben ihn so lange anzuhören. „Ich verlasse Ew. Maj.", setzte ich hinzu, „viel unterrichteter, als ich gekommen bin, und um eine schöne Erinnerung reicher."

Je vous l'ai dit quelquefois — si je voulais être courtisan, je ne le serais pas mal — mais Dieu m'en garde. Je ne fais la cour constamment qu'à mon Impératrice, Schnucke, et c'est déjà assez difficile.

Lupus.

Brüssel, den 13. November 1851.

Nachdem ich also gestern von Laeken zurückgekommen war, und Dir geschrieben, nahm ich mein Diner in Gesellschaft einer echt nationalenglischen Familie an der Table d'hôte ein, und ging Abends zu Seckendorf, wo ich eine ziemlich zahlreiche Gesellschaft des corps diplomatique antraf, außerdem einige Fremde, Lord Ormond mit einer hübschen Frau, und einige Andere, deren Namen ich heute schon wieder vergessen, da ich doch keine Zeit habe, mich in die hiesige Gesellschaft zu lanciren, und diese wenigen Tage mir keine gêne ohne Noth aufbürden will. Man machte Musik, wo Graf Flemming, der sich Dir vielmals empfiehlt, am besten spielte. Die Gräfin lud mich endlich auf morgen zu Tisch, und wir sprachen viel von Dir. Den Morgen darauf besah ich noch einige schöne gothische Kirchen, und einige interessante Bildersammlungen neuerer Maler, worauf ich mich zum Diner begab. Die Gäste waren außer den Hausgenossen ein interessanter Graf Jennisson, ehemals bayerischer Gesandter an verschiedenen Höfen (ein Bruder der Gräfin Schönburg), mit dem ich mich viel unterhielt, der hiesige bayrische Gesandte, Graf M . . . ., Graf Flemming, und noch ein anderer Resident von irgend einem Hofe, der nur aß und nicht sprach. Das Diner war ganz anständig, und die Unterhaltung recht angenehm belebt. Nach Tische kamen noch der sardinische Gesandte, Graf Montalto, der hier eine artige Belgierin, ehemalige Hofdame, geheirathet, welche sich als eine Freundin, und, ich glaube gar, Collegin, meiner Tante auswies. Die Empfehlungen, die sie mir aufgetragen, bitte ich Dich auszurichten. A propos, Gräfin Auersperg ist noch in Bonn und kommt erst zum Januar hieher. Die gute Fernemont ennuyirte mich gar nicht, obgleich sie mir viel erzählte. Ich habe sie im Grunde gern, weil sie natürlich und gewissermaßen noch naiv ist, was ich manchen brillanten Erscheinungen vorziehe, die nicht génuine sind, sondern eingelernte Komödie. Au reste, elle vous est, je crois, sincèrement attachée. — Um Mitternacht empfahl man sich, und da es jetzt 1 Uhr ist, sage ich Dir felice notte. Ich habe mir hier mehrere Sachen bestellt, die ich nöthig brauche, Hemden, Stiefel und einige Orden, was mich zwingt noch zwei Tage hier zu bleiben. Sonntag

reise ich ab, muß aber noch einen Abstecher nach Hamburg machen, um dort mehrere der von England hingeschickten Sachen in Empfang zu nehmen, um sie zollfrei über Hannover einzubringen. Dies hält mich aber nicht lange auf, und wenn der König so krank ist, werde ich in Hannover nicht lange zu verweilen brauchen. Ich hoffe, daß Dir der Aufenthalt in Teplitz gut bekommt, und Giulia nebst Billy und den beiden Kakadus Dich angenehm unterhalten. Ich hoffe auch, daß das Salzburger Gedicht nun eine Fortsetzung erhalten wird, da das Trio wieder auf Reisen vereinigt ist, Lucia, Billy, Giulia, denen sich in Gedanken herzlich anschließt: Lou.

Brüssel, den 15. November 1851, früh.

Gestern ging ich noch einmal in die herrliche alte gothische Kirche St. Gudule, die man leider frisch geweißt hat, und erfreute mich eine Stunde lang an den prächtigen alten Fenstern, die der Küster, ein recht gescheidter Mann, sehr gut nebst den anderen interessanten Monumenten erklärte. Während dem erging ich mich in Lobeserhebungen der katholischen Religion mit so viel Enthusiasmus, daß der eifrige Katholik vor einer wundervollen, in natürlichen Farben bemalten und in reizenden Gewändern strahlenden Maria (Mutter und Kind von edelster und bezauberndster Schönheit) meine Bekehrung ernstlich versuchte, und zuletzt meinte, vor meinem Tode würde Gott mich gewiß noch der alleinseligmachenden Kirche zuführen. Es ist ein glücklicher, wie wohl mir unbegreiflicher Zustand, wenn man solche Dinge wie etwas Unumstößliches glauben kann. Mein Gott, dachte ich in mir, ist doch größer aufgefaßt, als dieser jüdische, katholische oder protestantische zu menschlich gebildete — so wie der Tempel der Natur größer ist, als jede Kirche. Nachher besuchte ich die sehr viel Gutes enthaltende moderne Gemäldesammlung des Herrn van der Bergen. Von einer sehr hübschen Maria von Navet, die aber, gleich dem Kinde, nichts weniger als heilig aussah, erzählte mir der Besitzer ganz naiv, sie sei das Portrait eines hier lebenden Freudenmädchens.

Den Abend brachte ich bei Seckendorf Abschied nehmend zu. Heute will ich ich noch eine Excursion nach Waterloo's Schlachtfeld machen und morgen abziehen.

Abends.

Mit Waterloo war es nichts; denn es regnete von Mittag an. Ich aß daher zeitig an table d'hôte im Hotel de Flandre, die viel besser ist als in dem meinigen, aber auch nur mit häßlichen und lächerlichen Engländerinnen und steifen Engländern besetzt, was wenigstens das Gute hat, daß man kaum ein lautes Wort hört, denn sie sprechen so leise mit einander wie in der Kirche. Dann ging ich in das Theatre du parc; das einzige, das ich noch nicht kannte und wo ein Zauberstück „Le pied de mouton" gegeben wurde, das schon zum zehnten Mal ein volles Haus machte — ein unbegreiflich albernes und langweiliges Stück, worin mich aber doch die ungeheure Freude einiger Kinder, nicht weit von mir, ergötzte. Glückliches Alter, wo solcher schlecht dargestellter Unsinn so beglücken kann! Erwachsene aber, die es in solchen Enthusiasmus versetzt wie dies Publicum, müssen auf einer tiefen Stufe der Bildung stehen. Morgen geht es nun fort, wahrscheinlich bei eben so schlechtem Wetter als bei meiner Abreise von Hannover; denn es regnet fortwährend in Strömen. Vor acht bis zehn Tagen darfst Du aber nicht auf mich rechnen, liebe Schnucke, denn ich habe noch allerlei zu thun

und ein bischen mußt Du daher noch Geduld haben. In Hannover hoffe ich Briefe von Dir zu finden, da ich hier keinen mehr von Dir gefunden.

Dein treuer Lou.

VIII.

Hannover, den 18. November 1851 früh.

Denke Dir, wie wunderbar! Der König ist gerade in derselben Stunde meiner Ankunft gestorben!

Noch habe ich meine Anwesenheit nicht kund gethan und ruhe mich im Bett von zwei nuits blanches nach einander aus.

Den 16. Abends fuhr ich, sehr unwohl, bei Platzregen, der auch nicht aufhörte bis Köln, wo man um vier Uhr in der Nacht ankommt und in ungeheizten Räumen bis sieben Uhr auf die Weiterfahrt warten muß — eine infame Einrichtung. Dennoch war ich indeß wohler geworden, und fand auf der Fahrt nach Düsseldorf im Coupé den französischen Gesandten in Hannover, den großen Reisenden in Indien, Neuholland, China, von dessen interessanter Vorlesung ich Dir früher geschrieben. Diese Gesellschaft machte mir den Weg sehr kurz. In Düsseldorf stieg ich in einem vortrefflichen Gasthofe ab, Domhart's Hôtel, wo ein besserer Koch ist, als ich in irgend einem Hôtel auf dieser Reise angetroffen. Nach einem copiösen Frühstück ging ich zu Fuß aus bei Schnee und schneidendem Winde, um mein Geschäft zu besorgen, weshalb ich hergekommen und dann die Merkwürdigkeiten der Stadt zu sehen. Das erste bestand darin, einen Gärtner im Dienst des Gouvernements zu besuchen, der mir von Van Hutten in Gent sehr für mich empfohlen worden ist. Ich mußte lange laufen, bis ich ihn fand. Er gefiel mir sehr und hat die besten antecédents.

Die mir übrigen Stunden wandte ich auf Besichtigung der Gemäldesammlung aus der hiesigen berühmten Schule auf der Akademie und einiger Ateliers der vornehmsten Maler.

Vier Bilder zogen mich besonders an. Eine höchst belebte Scene aus dem Dreißigjährigen Kriege mit einer herrlich gemalten Landschaft von Lessing, eine südliche Gegend, wundervoll behandelt und erleuchtet, von Schirmer; eine schauerliche norwegische Felsenlandschaft von Achenbach, und Tasso mit den beiden herrlich dargestellten Leonoren, von Sohn — alle vier berühmte Maler.

Im Atelier des Letztern bewunderte ich eine Diana, in der der Ausdruck jungfräulichen Zorns in höchster Schönheit wundervoll gelungen war. Auch in Schirmer's Atelier waren reizende Studien in großer Menge. Am wenigsten gefielen mir die Sachen des Directors der Schule, des Berliner Schadow.

Die Promenaden um die Stadt sind sehr ausgedehnt und angenehm und auch die Stadt recht freundlich, aber todt, seit die Demokraten und der Hatzfeldsche Proceß den Prinzen Friedrich und den reichen Adel von hier verjagt haben. Um elf Uhr ging es wieder fort bei heftigem Frost. So lange meine Laterne brannte, las ich, dann schlief ich ganz gut und kam um sechs Uhr an, wo mein erster Besuch Lory gewidmet war, der mich erst vorsichtig beroch, dann aber in ungeheure Freude ausbrach. Die Pferde fand ich alle wohl und im besten Stande. Der alte Postwagen ist magnific geworden. Von Dir zu meinem Erstaunen gar kein Brief, worüber entrüstet ist

Lou.

IX.

Hannover, den 20. November 1851.

Ich habe also gestern meine Trauervisiten gemacht bei der armen, trostlosen Grote, Malorti und dem guten König selbst, der, schon zur morgenden Ausstellung in eine rothe englische Husarenuniform gekleidet, in seinem Bette lag und sich im Gesicht und Ausdruck so ganz und gar nicht verändert hatte, daß ich ihn lebend geglaubt hätte, wenn ich seinen Tod nicht gewußt. Der Kammerdiener hielt sich im Nebenzimmer auf, fast nahm schon Niemand mehr Notiz von dem todten König, jeder dachte nur an den neuen: Le Roi est mort, vive le Roi. Er ist ohne alle Schmerzen, ohne Beängstigung, selbst ohne Röcheln gestorben — glücklich eingeschlafen, wie er glücklich gelebt, eine der bevorzugtesten Existenzen; so weit irdisches Glück reicht, besonders für die Hochgestellten. Die Nostitz ist hier, die ich auch besucht habe. Man heuchelt dort eine große Verehrung für mich, mais je sais ce qu'en vaut l'aune. Den Abend brachte ich bei S. zu. Du weißt, daß Auguste jetzt eine Malerin von Ruf geworden ist. Sie will mich nun durchaus malen und da ich doch jetzt, schon Anstands halber, zum Begräbniß bleiben muß, so lasse ich mir's gefallen und gebe ihr heute die erste Session von zwei Stunden im Schlafrock. Daß ich noch immer keinen Brief von Dir habe, beweist mir, daß Julie und Billy mich so gut ersetzen, daß Du meiner ganz gut entbehren kannst.

Fräulein Auguste hat Abends mich also zwei volle Stunden während eines sehr lebhaften Gesprächs mit den beiden Schwestern und der Mama gemalt, im Schlafrock, und das Bild scheint ähnlich zu werden. Mittags aß ich bei dem französischen Gesandten, der nach Dresden kommt (Marquis de la Ferrière), der hier nur en garçon zum Abschied nehmen kommt, et que je Vous recommande zu Mittag à la fortune du pot. Vous lui rendrez cela à Dresde, car il est aimable et bon enfant, et pas difficile du tout, ni chez lui, ni chez les autres. Votre diner sera en tout cas assez bon. Du hast sehr Unrecht, nicht öfter Leuten, die Dich besuchen, zu offeriren, mit Dir sans façon à la fortune du pot zu diniren.

Nichts macht populärer und es würde Dich gewiß gut unterhalten. Morgen mehr.

Lou.

X.

Hannover, den 21. November 1851, Abends.

Das Diner des französischen Gesandten bestand also aus folgenden Schüsseln (pour vous encourager de lui en donner un d'une manière aimable à la fortune du pot).

Potage, boeuf, poulet roti, écrevisses, légumes, plat doux, dessert, quatre assiettes.

Den Abend brachte ich bei den beiden Hardenbergen mit der Familie Schulten zu.

* * *

Heute machte ich auch die letzten Hofvisiten und dinirte bei dem österreichischen Gesandten, wo wir sehr lustig waren. Früh wieder zwei Stunden Session bei Auguste entre les deux soeurs, qui se disputent Votre pauvre vieux Lou.

Nun aber die Noth. Meine Sachen sind von London abgegangen, aber noch keine Nachricht ihrer Ankunft in Hamburg. Heute ist Freitag,

Dienstag beginnen die Beerdigungsfeierlichkeiten, Mittwoch ist die Beerdigung selbst. Ich kann Ehren halber diese nicht versäumen. Es ist mir also unmöglich, vor Donnerstag nach Hamburg zu gehen, wo dann jedenfalls die Sachen angekommen sein müssen. Dort muß ich den Wagen ein paar Mal fahren, um ihn als gebraucht einbringen zu können, eben so Sättel und Zäume auflegen. Dies erfordert drei Tage. Dann wieder mit Wagen und Sätteln hierher. Augenblicklich geht dann Alles von hier ab, ainsi que moi même! Ich kann also vor Montag oder Dienstag, den 1. oder 2. December nicht in Dresden eintreffen. Dort, liebste Schnucke, muß ich sehr bald nach Branitz gehen und bei meiner Zurückkunft von da erst länger bei Dir bleiben. C'est vraiment impossible de faire mieux avec la meilleure volonté de faire autrement. Ich muß auch wegen aller Branitzer Affairen über Berlin nach Dresden reisen, wo ich jedoch in zwei Tagen fertig werde — also kann es doch noch einige Tage länger dauern, ehe ich nach Dresden komme. Also stelle als letzten Termin im schlimmsten Falle den 6. December. Ich habe wahrlich gethan, was ich konnte, und Alles übereilt sogar, so viel ich konnte, ainsi ayez un peu de patience.

Eben erhalte ich Deinen Brief vom 15. bis 19., Schnucke, Du hättest mir längst nach Hannover schreiben können, da Du wol wußtest, daß ich dahin gehen mußte. Aber Julia und Billy füllten damals Deine Zeit und ich bin sehr eifersüchtig. Also dix jours encore, et je baiserais les mains à ma maman tyrannique, et j'ai l'honneur d'être

le Lou bonace.

XI.

Hannover, 23. November 1851.

Gestern also, liebe Schnucke, nahm ich ein Bad statt der Sitzung, von der ich mich losmachte, und dinirte dann bei Nostitz, dem seine Frau nun eine Art von Haushaltung einrichtet, wobei in der That unsere alte Köchin Wunder thut im Vergleich mit den früheren Gelagen, die Nostitz auftischte. C'est étonnant, comme une bonne école ne s'oublie jamais entièrement. — Rindfleisch, Braten und Pudding waren ganz wie wir es bei uns gewohnt sind. Den Abend brachte ich bei den Schulten zu bis elf Uhr, wo hier Alles zu Bett geht.

Heute war die erste große Feierlichkeit in der sehr pittoresken Schloßkapelle in Weiß und Gold mit hübschen, bunten, gothischen Fenstern in brennenden Arabesken. Eine Stunden-lange und höchst alberne Predigt, in der der Redner unter Anderm sagte: „Wir sehen in Gedanken die trostlose Familie in Schmerz aufgelöst am kranken Sterbebette des sterbenden Königs und Vaters knieen." Nachher schrie er mit lächerlich überschnappender Stimme: „O Land, Land! Dein Auge ist erloschen, das Licht ist von Dir gewichen!" — eine schmeichelhafte Aeußerung für den neuen blinden König. Zuletzt brauchte er eine Viertelstunde dazu, um uns zu versichern, daß auch Könige sterben müßten und der Herr der Herren mächtiger sei als der König von Hannover. Kurz, Alles war noch abgeschmackter als Predigten in unseren Kirchen gewöhnlich sind, et c'est beaucoup dire! Was jedoch die Feierlichkeit selbst betrifft, so war Local, Decoration und die stille, schwarze Menge, durch einzelne glänzende Uniformen als Streiflichter gehoben und erhellt, recht imposant.

Nach der Kirche eine Session bei Fräulein Auguste, deren Bild von meiner Wenigkeit sehr ähnlich zu werden verspricht, dann diner en table

d'hôte, wo ein junger Mann mich sehr angenehm von Amerika und den Cordilleren, dem herrlichen Klima von Süd-Peru und den schönen Karolinen unterhielt, et le soir bei Nostitz, wo ich einen Fürsten Lobkowitz und den Sohn des Fürsten Adolph Schwarzenberg kennen lernte. Der Letztere erzählte mir, daß er kürzlich mit seinem Vater Muskau besucht und Rehder gebeten, ihm einen Gärtner zu empfehlen, der ihm auch sogleich seinen Sohn abgetreten. Rehder hat durch mich eine Reputation erlangt, die bis England geht. Adieu Schnucke, et toujours Votre fidele berger.

Lou.

XII.

Hannover, den 24. November 1851

Gute Schnucke, heute habe ich eine merkwürdige Avanture gehabt. Ich fuhr Visiten in meinem Cabriolet von ein Uhr bis halb vier Uhr, und fuhr eben von dem Minister von Hammerstein weg. Es war sehr glatt, worauf ich nicht geachtet, und als ich in den kleinen Straßen der Vorstadt, wo der Minister wohnt, schnell um eine Ecke fuhr, glitschte das Pferd mit allen vier Beinen dermaßen aus, daß es, wie mit der Pistole geschossen, mit solcher Vehemenz niederstürzte, daß ich und Tschepel, der neben mir saß, in derselben Secunde aus dem gleichfalls niederstürzenden Wagen bis über das Pferd hinausgeschleudert wurden auf das gefrorene Pflaster, Einer rechts, der Andere links. Tschepel fiel auf die linke Backe, die etwas geschunden ist, ich mit dem Kopfe gerade gegen die Kante des Trottoirs, wo mir mein hoher und fester brüsseler Hut, der glücklicherweise nicht abgefallen war, ohne Zweifel das Leben rettete; denn ich bekam nicht einmal eine Erschütterung, obgleich ich mich vor der Gewalt des Wurfes noch einmal seitwärts überschlug, wahrscheinlich der erste Purzelbaum, den ich mir seit fünfundfünfzig Jahren habe zu Schulden kommen lassen. Ich hatte mir nur die eine Hand etwas verstaucht, ganz unbedeutend und sprang gleich wieder auf, um an Pferd und Wagen zu helfen, so auch Tschepel. Ich war nicht einmal erschrocken; denn Alles ging so schnell, daß kaum Zeit dazu war. Das Pferd lag wie todt da und rührte sich nicht, weil es ungeheuer gescheidt ist; denn es hätte Alles zerrissen und zerbrochen, wenn es, ohne vom Geschirr los zu sein, sich debattirt hätte. Ich bemächtigte mich gleich seines Kopfes und erhielt es mit Streicheln und Kosen in völliger Ruhe, während es mich ganz rührend und wie beschämt ansah, daß es gefallen, was ihm sein Gewissen wahrscheinlich als eine Sünde darstellte. Tschepel und ein paar Leute des Ministers, die hinzugekommen waren, hatten viel Mühe, das arme Thier frei zu machen, das sich aber nicht rührte, bis ich ihm zurief: Allons, Brillant, wo er mit einem Satz in die Höhe sprang und bis auf zwei kleine Schrammen am Vorderschenkel nicht die mindeste Beschädigung davon trug. Eben so unglaublich glücklich war weder der Wagen beschädigt, noch vom Geschirr etwas zerrissen. Ich gab nun ein Trinkgeld an die Leute, überließ das Weitere Tschepel und setzte meine noch übrigen Visiten zu Fuße fort, tout en jeune homme, comme je le suis.

Mittag aß ich bei Graf Montgelas, dem bayrischen Ministre résident, wo man sehr lustig war und viel Cigarren bei Anisette und Kirschwasserpunsch geraucht wurden. Erst spät kam ich nach Hause, wo ich sehr erfreut war, zwei Briefe von Dir vorzufinden, vom 22. und 23.

Sehr leid thut es mir, daß Du immer noch so sehr über Deine Gesundheit zu klagen Ursache hast, arme Schnucke, aber göttlich ist es wirklich

über mich zu klagen, als was „ich Phantasieungethüm mit Dir vornähme", weil ich einmal eine kleine Reise gemacht und alle Tage Dir ein regelmäßiges Tagebuch gesandt, was wol wenig Söhne in der Welt ihrer Mama zu Liebe zu thun vermögen möchten. O, Schnucke, fürchte Dich der Sünde, mit Deinem Engel von Lou so umzuspringen! Dennoch willst Du mir aus Schwäche für mich verzeihen!! Oh, vraiment, c'est trop fort und meine Collegen im Himmel schämen sich und verhüllen ihr Antlitz.

Au reste, ce ne sont vraiment pas les agréments d'Hannovre, qui me retiennent ici — mais concevrez-vous ma conduite comme décente, si après avoir fait si assidûment ma cour au Roi vivant, et après avoir été traité avec une véritablé amitié de sa part, arrivant au moment de sa mort, je refusais de me joindre aux derniers hommages, présentés à la mémoire du defunt, en partant d'ici avant son enterrement?

Une telle conduite ne serait pas honorable, quoique je désirerais de tout mon coeur, que les choses eussent pu se passer autrement. Après cela, les affaires à Hambourg sont indispensables, mais je ne perdrai pas un moment pour m'en débarasser le plutôt possible. Notre Roi vient aussi pour l'enterrement, et s'en retourne tout de suite après.

Von dem unglaublichen Schneefall in Dresden hatte mir schon Fürst Lobkowitz erzählt. Hier ist nur sehr wenig Schnee gefallen und jetzt gar keiner mehr, aber es friert stark, und leider prophezeit man von allen Seiten einen sehr starken Winter.

Aber jetzt bin ich sehr müde und muß gute Nacht sagen. Der Himmel schenke sie Dir gut und einen angenehmen Traum vom

alten Lou.

XIII.

Hannover, den 27. November 1851.

Gestern war also der Begräbnißtag, eine schreckliche Operation. Schon um neun Uhr standen wir mitten im Felde im Schnee an der Eisenbahn, um unsern Köng mit allen seinen Brüdern zu erwarten, der erst um halb elf Uhr ankam. Une poignée de main ward mir von allen Herrschaften zu Theil, dann ging es nach dem Schloß, wo wieder eine Stunde banale Warteversammlung. Hierauf tausend Schritte Marsch nach dem Mausoleum im Garten, wo Rauch's schöne Statue der Königin liegt und unten die Gruft. Auf dem kalten Marmor mit nassen Füßen stehend, mußte nebst verschiedenen Gebeten eine deutsche und eine englische Predigt ausgehalten werden.

Ich habe aber jetzt fürchterlich mit Schreiben und Packen zu thun, da ich Nachmittag nach Hamburg abreise, wo ich Deine Commission an Senatorin * ausrichten und meine Geschäfte nach Möglichkeit beeilen werde.

Sobald ich kann, komme ich zu Dir, ainsi ne soyez pas impatiente comme la petite Lucie de quinze ans, et ne m'écrivez pas des lettres aussi mordantes que celle, que je viens de recevoir à l'instant, et qui me met en fureur. Diese raffinirten Sarkasmen, die mir so teuflisch mein Liebesunglück in der Jugend und jetzt die insuffisance meines ehrwürdigen Alters vorwerfen, sind zu unverzeihlich und verrathen keineswegs einen sehr schwachen Zustand. Also, Schnucke, gare à Vous, méchante, et ne vous moquez pas de moi de toutes les manières.

J'ai l'honneur d'être,

Princesse, Votre digne fils Lou.

Theater-Erinnerungen.

Von G. zu Putlitz.

III.

In dem Maße, als ich selbst mehr und mehr Sicherheit gewonnen in den Zielen, die ich mir gestellt hatte, ließ ich es mir angelegen sein, die Talente meiner Schauspieler und die Ausdehnung und Begrenzung ihrer Darstellungskraft kennen zu lernen und zu erproben. Es scheint mir das eine der schwierigsten und gefährlichsten, wenn auch wichtigsten Aufgaben eines Bühnenlenkers. Selten beurtheilen die Schauspieler Das, was ihrer Begabung besonders zusagt, richtig und meist legen sie viel größeren Werth auf Das, was sie nicht, oder doch in untergeordneter Weise, vermögen, als auf die Leistungen, die ihrem Naturell entsprechen und ihnen so leicht werden. Viele und bedeutende Talente haben lange hingekrankt in falscher Sphäre, manche sind ganz darüber zu Grunde gegangen, namentlich wenn ein überragenderes Talent an derselben Bühne sie ausschloß, sich in ihrem eigentlichen Fach Geltung zu verschaffen. Zuweilen bricht ein Zufall und dann überraschend plötzlich die Bahn; der Bühnenlenker darf diese Aufgabe aber nicht dem Zufall überlassen, sondern muß unablässig prüfen, wo irgend eine Schattirung einer Rolle, ein unscheinbarer Zug derselben, eine bis dahin unbekannte Begabung bei dem Darsteller verräth und auf diese weiter versuchen. Aber er hüte sich vor zu kühnem Experimentiren. Eine nicht zusagende Rolle schadet mehr als man glaubt, zuerst im Credit beim Publicum, dann im eigenen Selbstgefühl und macht unsicher und schwankend. Nur wenn das Zutrauen des Publicums und Selbstgefühl ganz feststehen, kann man Vieles wagen. Eben so vorsichtig muß aber auch in der Combination der Kräfte einer Bühne verfahren werden, denn zwei ziemlich gleich begabte Talente in einem Fache schaden sich mehr als sie sich durch Wetteifern fördern, abgesehen davon, daß dadurch Rivalitäten erzeugt werden, die, namentlich das Publicum, ungerecht machen. Das Alterniren der Schauspieler ist eine sehr gefährliche Sache, denn es deckt immer mehr die Schwächen auf als die Vorzüge. In dieser Beziehung objectiv und klar zu bleiben und mit richtiger Abwägung der Talente, die ihm zu Gebot stehen, bei der Besetzung eines Stückes zu verfahren, ist die schwere, aber wichtigste Aufgabe des Bühnenlenkers und ist Gewissenssache, denn mehr als man denken sollte, hängt davon die Erhaltung, Entwickelung oder Verkümmerung, ja Vernichtung der seiner Obhut anvertrauten Talente ab. Dem Künstler gegenüber darf man nie meinen, daß man ihm befehlen kann, weil man ihn bezahlt, sondern annehmen, daß man mehr Verpflichtung übernimmt als Rechte und den mehr oder minder bedeutenden Funken des Talentes zu wahren hat, weil aus ihm die gottgegebene heilige Flamme der Kunst auflodert. Bei dem Künstler ist eine Beeinträchtigung seiner Begabung, ein Verkümmern und Unterdrücken derselben, wie ein Mord am Leben. Ich selbst hatte

das als dramatischer Schriftsteller erfahren und nahm mir fest vor, meine Schauspieler, so viel in meinen Kräften stände, dagegen zu schützen. Gewiß nicht an meinem guten Willen hat es gelegen, wo mir das nicht gelang; im Ganzen aber kann ich jetzt, wo ich wenige, unausbleibliche Conflicte zwischen meiner Entscheidung und der Ansicht einzelner Schauspieler, ja der Meinung des Publicums, wieder prüfe, behaupten, daß ich mir immer meiner Verpflichtung bewußt geblieben bin und mich niemals von persönlicher Vorliebe oder Gereiztheit hinreißen ließ, gegen mein künstlerisches Gewissen zu verfahren. Meine Schauspieler haben mir das auch, mit unbedeutenden Ausnahmsfällen, stets anerkannt. Vielleicht beurtheilen sie diese Ausnahmsfälle jetzt auch anders als damals.

Ich ging also an ein unermüdliches Studium der schauspielerischen Kräfte, die ich vorfand, und habe von dem nie abgelassen, denn in den vier Jahren meiner Theaterleitung habe ich höchst selten auch nur eine Secunde einer Theatervorstellung und sehr wenig Proben versäumt, gewiß aber auch nur, wenn unabweisliche Hindernisse mich abhielten. Für das Lustspiel fand ich vortreffliche Kräfte und namentlich einige ältere Mitglieder, die in allererster Reihe standen und neben dem Vertrautsein mit der Bühne und dem Publicum noch, wie man sagt, zur „alten Schule" gehörten. Der oft gebräuchliche Ausdruck ist freilich schwer zu definiren, und Laube leugnet sogar, daß er irgend eine Bedeutung habe, mir aber ist diese immer sehr deutlich entgegengetreten. Ich verstehe darunter die Spielweise, die sich im Gegensatz zum Naturalisiren, das sich ohne Studium der Eingebung des Augenblicks überläßt, alle kleinen Details der Rolle sorgfältig ausarbeitet und dann auf das Gesammtbild mehr Werth legt, als auf einzelne Effectmomente. Das aber kommt nur im Gesammtspiel zur Geltung, denn es kann allein auf die Kenntniß des Gegenspiels basiren, und dadurch nur kann eine unbedingte Natürlichkeit in der Darstellung begründet werden. Im Lustspiel, indem sich die jüngeren Kräfte der Spielweise der älteren Mitglieder anschlossen, fand ich, wie gesagt, diese Durchführung vor. Weniger ausgeglichen war der Stil im Conversationsstück und Schauspiel, am wenigsten in der Tragödie. Ich nahm mir also vor, auf dem Lustspiel fußend, allmälig die ernsteren Aufgaben vorzubereiten und gemeinsame, unermüdliche Anstrengungen ließen uns dem Ziele der Vollendung immer näher kommen, so daß wir nach einiger Zeit sogar im höhern Drama nahezu mustergiltiges Ensemble aufweisen konnten. Für das Conversationsstück, das ich als beste Schule für die Schauspieler möglichst cultivirte, kam mir neben dem Fleiße des Regisseurs Feltscher, der, selbst ein tüchtiger Darsteller für Bonvivants, sich schnell in meine Wünsche betreffs der Redetempos und der Arrangements der Scene fügte, noch ein Zufall zu Statten, von dem meine Schauspieler und ich selbst viel lernten. Gleich im ersten Winter mußte eines Ausbaues und neuer Decorirung des Zuschauerraumes wegen das Theater vier Wochen lang geschlossen werden und fünf meiner Schauspieler beschlossen, diesen außergewöhnlichen Urlaub zu einem Gesammtgastspiel zu benutzen. Sie suchten natürlich nach Stücken, in denen sie allein, oder doch in bedeutenderen Rollen beschäftigt waren und wählten vor allen das „Glas Wasser" von Scribe, das sie so fleißig anfingen zusammen zu studiren, daß ihnen bald der Gedanke kam, das Stück ganz ohne die Unterstützung des Souffleurs zu spielen. Ich faßte den Gedanken lebhaft auf und unterstützte ihn nach Kräften. In jedem freien Augenblick, oft zu frühester Morgenstunde, wurde auf der Bühne und wenn

diese etwa durch Opernproben beansprucht war, im Concertsaal probirt, und ich fehlte nie und unterstützte die Darstellung durch allerlei kleine Pointen des Zusammenspiels, die mir aus der Erinnerung unzähliger deutscher und französischer Aufführungen, zum Theil der bedeutendsten Künstler, die ich gesehen hatte, im Gedächtniß waren. Es wurde in der That Alles so in einander gefügt, eine Reihe von kleinen Effecten dem Einen immer vom Andern vorbereitet, die sich nun ganz natürlich entwickelten, im Gegensatz zu der Manier, in der jeder einzelne Darsteller seine Effectstellen gewissermaßen vom Zaun brechen muß, daß wir schon in den Proben große Freude an dem Studium hatten. Jeder vergaß seine eigene Rolle über das ganze Stück, das er nun auch vollstänig auswendig wußte; spielte sicher alle Reden der Anderen mit und es entstand eine so vollkommene Einheit des Redetempos, der Accentuation, der Gruppirung, die sich ungemacht belebte, daß in der That der Eindruck eines festgefügten Baues entstand. Wie ein Fest erwarteten wir Alle den Tag der Aufführung und ich entsinne mich, daß ich mitten in einem Diner, das eigentlich mir zu Ehren gegeben war, zum höchsten Staunen der Wirthin aufbrach, weil ich natürlich dem Wagniß vom ersten Wort an beiwohnen wollte. Das Publicum merkte es kaum, daß der Kasten des Souffleurs fehlte, denn der war verschwunden, ja schon vor den letzten Proben fortgeschickt worden und fast nahmen es meine Schauspieler übel, daß ich ihn doch, der Sicherheit halber, hinter die erste Coulisse gestellt hatte; das oft gesehene Stück mit den bekannten heimischen Kräften besetzt, erregte keine besondere Spannung, aber schon nach den ersten Scenen belebte sich das Interesse. So hatte man das Stück doch noch niemals spielen sehen; befremdet fragte man sich nach der Ursache und schließlich, in immer wärmer werdender Theilnahme, steigerte sich der Erfolg, der Beifall, die Hervorrufe, als gälte das Alles einer Novität, oder einem berühmten, virtuosen Gaste. Das alte, fast abgestandene Glas Wasser sprudelte, so credenzt, wie eine frische, noch unbekannte Quelle des Vergnügens. Sehr bald konnten wir das Stück wiederholen und das Publicum fand sich außergewöhnlich zahlreich ein, eben so beifallslustig als das erste Mal, obgleich es nicht verstehen konnte, daß lediglich die Entfernung des Souffleurkastens solche Umwandlung hatte hervorrufen können. Diesmal hatten die Schauspieler, schon ehe ich kam, den Souffleur in's Parterre geschickt, damit er sich doch einmal ein Stück ansehen könnte und in der That — er war unnöthig. Als der Vorhang zum letzten Mal gefallen war und ich auf die Bühne trat, umringten mich die fünf Darsteller mit der freudigen Erregung eines errungenen Triumphes. „Und keine Silbe hat gefehlt", rief der Regisseur Feltscher. „Nur Sie haben vergessen zu sagen „Weigern Sie sich!" erwiederte ich ihm. „Horar (der Darsteller des Masham), der sich nicht einmal von seinem Mitspieler etwas zuflüstern lassen wollte, hatte sich aber, auch ohne Ihren Rath abzuwarten, schon geweigert." Ich konnte wirklich das Stück auch auswendig.

Der Vortheil dieser Uebung, die übrigens auf der französischen Bühne nichts Ungewöhnliches ist, wo jedem Stücke wenigstens zehnmal so viel Proben werden, als auf den meisten deutschen Theatern, was das Geheimniß des weit vollendetern Ensembles erklärt, stellte sich augenscheinlich dar und trug uns für die Zukunft reichliche Früchte. Bei dem immer wechselnden Repertoire, der geringen Zahl von Wiederholungen, die das kleine Publicum nur gestattete, wäre eine so sorgfältige Vorbereitung für jedes Stück unmöglich gewesen; aber der einheitliche Ton war doch gegeben, das Geheimniß des

Zusammenspiels gelernt und bewährt und kleinere Stücke wurden später noch vielfach, gleich von Anfang, so einstudirt, daß sie des Souffleurs entbehren konnten, ja ein kleines, freilich oft gegebenes, aber nicht ohne Souffleur einstudirtes Stück, das einmal, bei plötzlicher Erkrankung einer Schauspielerin während der Vorstellung, eingeschoben werden mußte, spielten die Schauspieler ohne Bedenken, das Souffleurbuch nicht abwartend, das nicht sofort bei der Hand war.

Gelernt hatten wir Alle bei unserer Arbeit am Glas Wasser, zumeist aber ein junger Schauspieler, Herr von Hoxar, der, fast durch einen Zufall, noch sehr jugendlich, aus untergeordneter Beschäftigung an untergeordneter Bühne zu uns gekommen war, zunächst um dritte Liebhaber und Aushülfsrollen zu spielen. Wenn auch auf dem Theater einer wandernden Bühne aufgewachsen, fehlte ihm doch, als er kam, bis auf die Zuversicht fast Alles, um in unsern Rahmen zu passen; aber bei unverkennbarem Talent gelang es ihm durch eisernen Fleiß, jeden auch den härtest ausgesprochenen Rath ohne Verstimmung gern anhörend und willig befolgend, in kurzer Zeit die Verbildung der kleinen Bühne abzulegen und fast unglaublich schnelle Fortschritte zu machen. Er hatte gleich nach Antritt des Engagements den Masham spielen müssen bei Gelegenheit des Gastspiels einer berühmten Herzogin von Marlborough, aber damals fiel er so aus dem Rahmen, daß ich entsetzt war; denn die Vorliebe der drei Damen des Stückes für diesen jungen Officier wurde fast lächerlich. Wenige Monate später und hauptsächlich durch das Mitarbeiten an dem oben beschriebenen Studium, reihte er sich vollkommen ein und hatte einzelne naive Töne, die ich an keinem deutschen Schauspieler in dieser Rolle gesehen hatte und die an Delaunay am Théâtre français in Paris erinnerten. Von da ab, aber immer unablässig lernend, stieg der junge Schauspieler schnell in der Gunst des Publicums, das ihn zuerst belächelt hatte und dessen entschiedener Liebling er in wenig Jahren wurde. Ich habe daraus gesehen, daß der gewöhnlich an Anfänger ertheilte Rath, an einer untergeordneten Bühne recht viel zu spielen, um Sicherheit und ein Repertoire zu gewinnen, ein durchaus falscher ist. Eine einzige Rolle, auf das Genaueste studirt, auf einem guten Theater zwischen bedeutenden Kräften hilft mehr, als das überstürzte Vielspielen, das natürlich ein sorgfältiges Studium ausschließt und an das unzuverlässige Naturalisiren gewöhnt.

Neben der leichtern Tagesliteratur, die, das Repertoir fleißig zu wechseln, in möglichst großer Auswahl gebracht wurde, suchte ich dem classischen Drama eine discrete, aber achtungswerthe Stellung zu sichern, was freilich nicht leicht war. Der vollendeten Darstellung waren wir nicht gewachsen und wie ich mit Zagen, so gingen die Schauspieler mit matterem Eifer an die schwierigeren Aufgaben, die das Publicum mit geringer Theilnahme zu belohnen pflegte. Außerdem brachten uns die Gastspiele auswärtiger Künstler immer ein oder das andere classische Stück, das dann besonders vorbereitet wurde. Um so lieber war es mir, wenn ich ein noch nicht aufgeführtes Drama unserer ältern Literatur einrichten und vorführen konnte, das den Darstellern den Sporn und Reiz der neu zu schaffenden Aufgaben, dem Publicum das Interesse einer Novität bot. Als erstes versuchte ich „Das Trauerspiel in Tyrol“ von Karl Immermann zur Aufführung zu bringen; ein Stück, das mir von der Jugend an sehr lieb war. Die, wenn auch flüchtige Bekanntschaft des Dichters, die Freundschaft zu seiner ganzen Familie, hatte mich mit allen seinen Werken früh bekannt werden lassen und wenn

ich so mit kritikloser Bewunderung und Hingabe begonnen hatte, so war ich mir doch sehr wohl in späteren Jahren bewußt geworden, welche Schwierigkeiten sich der dramatischen Wirkung entgegenstellten. Ich wollte es versuchen, diese so viel als möglich zu überwinden, unabgeschreckt durch den geringen Erfolg, den kurz vorher Eduard Devrient und Heinrich Laube mit der Darstellung desselben Stückes in Karlsruhe und Wien erzielt hatten. Immermann, der die mehr epische als dramatische Wirkung seines Trauerspiels in der ersten Bearbeitung wohl gefühlt hatte, hat bekanntlich dasselbe selbst einige Jahre später für die Bühnenaufführung umgearbeitet und neben der Entfernung einiger mir sehr lieber Stellen eine neue Scene hinzugefügt, die eigentlich einen ganzen Act bildet, wenn sie auch nur im Cabinet des Fürsten Metternich zwischen diesem und seinem Legationssecretair spielt. So meisterhaft diese Scene an sich ist, so fällt sie doch in ihrem politisch-epigrammatischen Salonton vollkommen aus dem schlichten Pathos der Tragödie heraus und zersetzt in einer durch die Combination fast verletzenden Weise die kindliche Vaterlandstreue, die opfermuthige Hingabe der Helden des Stückes. Sie erscheinen als schändlich Betrogene, ihre ganze Begeisterung als eine kurzsichtige Thorheit und ihr Todesopfer um ein Nichts gebracht. Das ist die Gerechtigkeit der Geschichte, nicht der Tragödie, und wenn die einfältige Schwärmerei des Helden zur tragischen Schuld wird, die das Vaterland in's Verderben reißt, nur um einem servilen Hirngespinnst nachzujagen, so schwächt das unser Mitleid und das wenn auch noch so geistreiche Geplauder, in dem uns Das enthüllt wird, wirkt halb widerwärtig, halb abkühlend der Erhebung gegenüber, in die uns die Dichtung bringen soll. Ich ließ einfach diese Scene fort und combinirte mir aus der ersten und zweiten Bearbeitung eine dritte, in der ich manche Scene aus der ersten restituirte. Eine ganz besondere Hoffnung für den Bühnenerfolg setzte ich auf die Schlachtscenen des zweiten Actes, die ich mir so arrangirte, daß sie ohne Verwandlung der Bühne abgespielt wurden. Ich komme darauf zurück. Die Besetzung des personenreichen Stückes bot manche Schwierigkeit, doch hatte ich für die Hauptfigur des Hofer an Herrn Keller einen Schauspieler, der nicht vortrefflicher dafür gefunden werden konnte. Neben passendster äußerer Erscheinung traf er die Naivetät des Bauern, die tragische Begeisterung, die edle religiöse Zuversicht so meisterhaft und brachte Alles so mit von jeder falschen Sentimentalität freien Schwärmerei zur Anschauung, zugleich mit der discreten Färbung glücklich aufgefaßter Nationalität, schlau zugleich und treuherzig, daß sein Bild volle poetische und historische Wahrheit vereinigte. Auch die untergeordneteren Aufgaben wurden mit aller Hingabe ergriffen und durchgeführt. Der erste Act, der mit der meisterhaften Scene beginnt, in der der übermüthige Speckbacher Nachrichten empfängt und Ordre ausgiebt für die bevorstehende Erhebung des Landes in Gegenwart des übersichern Feindes, ist eine der glücklichsten Expositionen, die unsere dramatische Literatur aufzuweisen hat. Neben der schärfsten Charakteristik der beiden Nationalitäten, die sich gegenüberstehen, läßt sie die tragische Warnung vor dem Untergange der tyrolischen Erhebung durchklingen und führt durch einen tief ergreifenden Kampfbericht des alten Peter Mayer mitten in die Handlung hinein. Die Erwählung Hofer's zum Führer und Haupt der Insurrection schließt den Act wirkungsvoll. Der zweite Act, wenigstens nach meiner Bearbeitung, zeigt uns die siegreiche Schlacht am Berge Isel. Mir standen nur geringe Mittel zu Gebot: etwa über ein Dutzend französische Uniformen hatte ich zu verfügen und

der größte Theil der Tyrolercostüme mußte geschafft werden. Aber hier lernte ich mit Geringem Maß halten und mit kleinen Mitteln große Wirkung erzielen. Ich hatte quer über den Hintergrund einen hohen steigenden und fallenden Felsenpfad bauen lassen, von dem ein anderer sich auf die Bühne abzweigte. Während nun der beengtere Vorderraum der Bühne für die eigentliche Handlung frei blieb, war jener schmale Felsenweg zur Repräsentation des Kampfes bestimmt. Von da kamen erst die Tyroler oder zogen zur Schlacht, eine unabsehbare Reihe, denn die Vorübergeschrittenen kamen in immer veränderten und beschleunigten Gruppen, genau auf das Wort einstudirt, wieder. Dann hörte man fern und immer näher den Kampf und nun kamen die Franzosen in wilder Flucht über denselben Felsenpfad, eben so einstudirt, zuerst noch zurückschießend auf den verfolgenden Feind, dann einzeln oder in Gruppen fliehend und immer wieder dieselben, aber meine zwölf Franzosen gaben das vollständige Bild eines ganzen in der Auflösung befindlichen Heeres. Zuletzt lagen sie als Todte über die Felsenvorsprünge grupirt. Das Alles schloß sich der Handlung auf der Vorderbühne, deren Mittelpunkt Hofer bildete, genau an. Die tief ergreifende Scene, in der die alte, humoristisch derbe Tyrolerin den jungen Eidam bringt, um ihn in die ersten Reihen des Kampfes zu stellen, dann die Nachrichten aus der Schlacht, das Andrängen an Hofer, mit seiner Schaar einzugreifen, das lustige Tyrolerlied der Gebrüder Rainer, mit dem sie dann auf den Feind in den Tod für das Vaterland stürmen und nach kurzer Zwischenscene, die die Auflösung der Franzosen und die Sterbescene des Obrist Fleury zeigt, das Zurückkehren der siegreichen Tyroler, alles Das kam so lebendig, so erschütternd zur Anschauung, dazu so ineinandergreifend, daß ich kaum eine größere dramatische Wirkung kenne. Nun schließt aber der Act mit der Botschaft, die Hofer an den Kaiser absendet, alles Das in schlichtem Wort recapitulirend, was eben vor unserm Blick sich lebendig gestaltete. In den Proben erst trat es mir entgegen, wie hier die Wirkung des Actes anfing sich abzuschwächen. Ein glücklicher Einfall ließ uns das überwinden und zwar durch ein ganz kleines Mittel. Bei den ersten Worten Hofers: „Jetzt geh' zum Kaiser, Eisenstecken!" ließ ich die erste Geige im Orchester ganz leise die Melodie intoniren: „Gott erhalte Franz den Kaiser!" Immer voller wurde sie, wie die Botschaft wuchs und als der Vorhang fiel, mit den Worten: „Das Alles sag' dem Kaiser, Eisenstecken!" fiel das ganze Orchester mit den feierlichen Tönen der österreichischen Nationalhymne ein zu ergreifendster Wirkung. Schon in den Proben hatte sich manches Auge mit Thränen gefüllt bei diesem Schluß. Der Eindruck dieses Actes war freilich schwer zu überbieten, und wir hatten erst zwei Aufzüge hinter uns, aber der dritte schlug in ganz anderer Weise ein. Ich ließ ihn mit einer wieder aufgenommenen Scene aus der ersten Bearbeitung zwischen Hofer und seinem Sohn beginnen und schloß mit dem wundervollen Gespräch zwischen dem Vicekönig von Italien und Hofer, in dem sich das Grundthema des Gedichtes — der Begriff der Treue — so ergreifend und so tragisch zugleich entwickelt. Der vierte Act war ganz kurz und zeigte uns nur den Auszug der Tyrolerinnen aus der Heimat; ich ließ ihn auf einer Felsenerhöhung spielen, die ganz hart an das Proscenium herangebaut war, während die tief gehängte Landschaft der Hintergardine eine weite und im Grunde liegende Fernsicht zeigte. Dadurch schob sich die Gruppe ganz dicht an die Zuschauer und als fern auf einem Felsenvorsprung der halb wahnsinnige Hofer erschien, auf den die Weiber die Schuld des Untergangs des

Landes, die Verantwortung für den Tod ihrer Gatten und Söhne wälzten, schloß der Priester Donay mit dem Entschluß, Hofer für das Land zu opfern. Der letzte Act brachte die Gefangennahme des Helden und ich hatte ihm durch ein landschaftlich schönes Bild der Localität, das nur kurze beschneite Tannen zeigte, einen poetischen Hintergrund zu geben gesucht. Nichts desto weniger stand er in der Wirkung den früheren Acten nach, ohne jedoch dem Gesammteindruck des Stückes Abbruch zu thun.

Die vollkommen gelungene Hoferaufführung war eine große Freude und ein wahrhafter poetischer Genuß, der ganz ungetrübt blieb, denn bis in die kleinste Rolle hinein war nichts Störendes, die Harmonie des Eindrucks Vernichtendes vorgekommen. Meiner Bühne und ihren fleißigen Kräften gereichte sie zur Ehre und ich selbst lernte viel aus derselben und gewann den Muth, vor keiner Ausstattungs- oder Regieschwierigkeit mehr zurückzuschrecken, denn ich wußte nun, wie ich auf Talent, Fleiß, guten Willen, der sich zur Begeisterung steigern konnte, Seitens meiner Schauspieler rechnen durfte. Was mir aber den Abend noch besonders bedeutungsvoll und zur unvergeßlichen Lebenserinnerung machte, war der Umstand, daß meine treueste Jugendfreundin, die mir durch's Leben fast eine Schwester war und blieb, die Witwe Karl Immermann's, zur Aufführung gekommen war und daß so in unserer kleinen Prosceniumsloge die ergreifendsten Erinnerungen sich um die Darstellung und das Lebendigwerden des Gedichtes rankten.

IV.

In die erste Saison meiner Schweriner Theaterleitung fiel die Feier des dreihundertjährigen Geburtstages Shakespeare's, die mit Recht von allen deutschen Bühnen festlich begangen wurde, je nach den Kräften, die ihnen für eine solche Huldigung des größten dramatischen Genies aller Zeiten und Nationen zu Gebot standen. Die deutschen Theater, die sich gewöhnt haben, den großen Briten fast wie einen vaterländischen Bühnendichter zu betrachten und seine Dichtungen an die Spitze der classischen heimischen dramatischen Literatur zu stellen, waren vor allen berechtigt und verpflichtet zu dieser Feier, und das Schweriner Theater durfte natürlich nicht nachbleiben. Mit der einfachen Vorführung eines oder mehrerer Shakespeare'schen Stücke, der ich nicht einmal hoffen durfte, eine annähernde Vollendung zu geben, wollte ich mir aber nicht genügen lassen, und so faßte ich nach mancherlei Ueberlegung den Plan, das in Deutschland populärste Drama des Dichters, das zugleich in seinem ganzen Charakter das deutscheste ist, den Hamlet, auf einer möglichst nach Muster der Shakespearischen hergerichteten Bühne zur Darstellung zu bringen. Ein Vorspiel, in dem Shakespeare und seine Schauspieler vorgeführt sein würden, sollte die historische Einleitung geben, und dann wollte ich die Bühne ganz so zeigen, wie sie damals in England war, das heißt ein Gerüst mit einem über die ganze Bühne laufenden Balcon, von dem zu beiden Seiten je eine Treppe auf das Proscenium führte, die die kleinere innere Bühne, vom Balcon bedacht und durch Vorhänge geschlossen, einrahmten, Alles, wie das die Sitte der Tragödie bedingte, mit dunklen Teppichen bekleidet. Natürlich sollte das Bret nicht fehlen, das über die Mitte des Balcons bei jedem Ortswechsel herabgehängt wurde, und auf dem der Ort der Handlung angezeigt war. Uebrigens sollte sich Alles ohne Fallen des Vorhangs und natürlich ohne weitern Wechsel der Decoration abspielen. Ich hatte sogar die Absicht, wie das bei Shakespeare geschah, zu beiden

Seiten des Prosceniums auf Sesseln ein kleines Publicum im Costüme der Zeit zu etabliren, das in den Zwischenacten wie ein moderner Chor die historischen und poetischen Beziehungen des Stückes erörtert hätte. Ich fing schon an das Stück für solche Bühne einzurichten, und das ging überraschend leicht, ja eigentlich von selbst. Man fand sofort, wo Jeder hinzustellen war, vom Anfang bis zum Ende. Ueber den Balcon schritt der Geist entlang, dort trat ihm Hamlet entgegen, folgte ihm die Treppe hinunter, und hinter den Vorhängen der kleinen Bühne verschwand der Geist. Dann das erste Begegnen Hamlet's und seiner Mutter, das sich auf der gewohnten Bühne fast lächerlich darstellt, wenn sie zusammen auftreten und sich dann, wie bei einem ersten Sehen, begrüßen. Hamlet kam von der einen Seite die Treppe herunter, König, Königin und Gefolge von der andern. Wenn sie sich dann auf dem Proscenium gegenüber stehen, während das Gefolge sich noch auf der Treppe gruppirt, kommt die Anrede ganz natürlich. Die kleine Bühne unter dem Balcon gab die intimeren Scenen im Hause des Polonius, später der Vorhang derselben die Tapete, durch die Hamlet den Polonius ersticht. Die Komödie sollte auf dem Balcon spielen, die Zuschauer, König und Königin auf der einen, Ophelia und Hamlet auf der andern Treppe gruppirt sein. Wie gesagt, der ganze Plan war fertig und ich bearbeitete ihn mit eingehendem Studium vor, ja, ich versprach mir große Freude von der Ausführung. Nichts desto weniger gab ich ihn auf, nicht allein weil mir die Gefahr klar wurde, mehr eine literarhistorische Curiosität hinzustellen als einen wirklichen Kunstgenuß hervorzurufen. Besonders schreckte mich mein Schweriner Publicum ab, das keinen Geschmack an diesem Versuch gefunden hätte und ohnehin vor classischen Stücken und namentlich vor Shakespeare eine gewisse Scheu hatte. So war mir gleich im ersten Winter einmal eine sehr sorgsam einstudirte Vorstellung des „Kaufmann von Venedig", auf die ich zurückkomme, so leer geblieben, daß ich etwa neun Thaler über das Abonnement einnahm. Damals erzürnte mich das noch so, daß ich am andern Morgen auf das Theaterbureau stürmte und die Rollen des Hinko zum Austheilen verlangte. Die Schauspieler wollten mir erst nicht glauben, aber die schon ganz verstaubten, zerrissenen und vergilbten Rollen wurden vertheilt und nach einigen flüchtigen Proben das Stück an einem Sonntage bei geräumtem Orchester aufgeführt. Das Publicum wußte nicht, daß es meinem Kaufmann von Venedig-Zorn diese Wiederbelebung verdankte, und hatte sich ganz harmlos eingestellt. Ich selbst aber muß dem Hinko, den ich fast aus Hohn spielen ließ, die Genugthuung widerfahren lassen, daß mich die Darstellung mit der Kindheitserinnerung an die erste Aufführung des Stückes, die ich als Schüler in Magdeburg erlebte, wirklich fesselte, und ich mir eingestehen mußte, daß die Naivetät dieser Theatermache reiner und sittlicher, wenn auch nicht künstlerischer anregt als die raffinirten Effectdramen späterer Zeit, die die Kritik auf's Schild hob. Nicht unwesentlich aber trug die mangelnde Theilnahme an meiner Kaufmann von Venedig-Vorstellung dazu bei, meinen Plan für die Shakespearefeier fallen zu lassen. Ich würde ihn auch hier gar nicht erwähnt haben, hätte ich nicht aus den Vorbereitungen viel gelernt und namentlich für die Bearbeitung und Inscenesetzung Shakespeare'scher Stücke, von denen ich gerade hier reden will. Wenn man sich die Werke des Dichters so zurückconstruirt auf den Raum, auf den ihre Darstellung berechnet war, wird uns die musterhafte Technik Shakespeare's klar und manche falsche Vorstellung schwindet, mit der uns die Romantiker, das Bei-

spiel dieses Meisters der Bühne anführend, die Zerrissenheit der Handlung, das Umstürzen der Einheitstheorie als Gesetz hinstellen wollten. Ich verweise hier, wo der Raum fehlt, das gründlich zu beweisen, auf das vortreffliche Werk meines Freundes Gustav Freitag: „Die Technik des Dramas“, in dem er uns beweist, wie auch in dieser Beziehung von Shakespeare zu lernen ist und wie Das, was den romantischen Kritikern als geniale Planlosigkeit erschien, überlegteste Berechnung war. Das dürfen nun vor Allen die Bearbeiter und Regisseure der Werke des großen Dramatikers nie aus den Augen lassen. Mir wenigstens ist es strenge Richtschnur gewesen, und zwar mit dem besten Erfolge. Ehe ich das aber an einem Beispiele beweise, muß ich meine Ansicht über die Bearbeitung Shakespeare'scher Stücke für unsere moderne Bühne und den Raum, den man diesem Dichter überhaupt auf derselben einzuräumen hat, im Allgemeinen feststellen.

Es bedarf wol kaum einer Versicherung, daß es keinen aufrichtigern Bewunderer des Dichters geben kann als ich bin und daß das Studium seiner Dramen sich durch mein ganzes Leben zieht. Nichts desto weniger halte ich es für durchaus falsch, wenn man diese fortwährend auf dem Repertoire verlangt, und namentlich wenn man alle Dichtungen ohne Ausnahme für unsere heutige Bühne bewahrt haben will. Der Schatz, der ewig jung und unvergänglich in der Fülle seiner Poesie, in der Macht seiner Charakteristik, in der Meisterschaft seiner technischen Vollendung für alle Zeiten bleiben wird, so lange eine dramatische Vorstellung die Herzen der Zuschauer höher schlagen lassen wird, ist groß genug und braucht nicht durch die Stücke vermehrt zu werden, die vergänglichem, localem Geschmack huldigend, oder den Interessen seiner Zeit Rechnung tragend aus der Hand des Meisters hervorgingen und doch jetzt nur eine ephemere Wirkung erzielen könnten. Die meisten der historischen Dramen zum Beispiel gehören England allein, und ein gutes Theil der Lustspiele der Literatur, nicht der Bühne. Es soll damit das Verdienst vieler gelehrter und bühnenkundiger Bearbeiter gewiß nicht geschmälert werden und ich kann den Fleiß und die gründliche Hingabe meines Freundes Gisbert von Vincke nur anerkennen, mit dem er eine Reihe unaufführbarer Shakespeare'scher Dramen dem Theater zu retten versuchte, aber ich kann mich nicht überzeugen, daß damit viel mehr, als eine literarische Pietät von schnell vorübergehendem Interesse erfüllt wird, und mißlich bleiben diese Bearbeitungen immer, die in den Kern der Dichtung hinein schneiden müssen und somit ihr Wesen wandeln und nur Aeußerliches bestehen lassen. Eben so wenig scheint es mir zu billigen, was man in London vielfach versuchte und anfängt auch in Deutschland nachzumachen, durch decorativen Schmuck und Ueberladung die Theilnahme an den Dichterwerken zu erhöhen. Shakespeare bedarf dieses äußern Schmuckes, den seine blühende bilderreiche Diction ganz entbehrlich macht, eben so wenig als er tief eingreifende Auslassungen und Wandlungen verträgt. Die Stücke, die, ziemlich wie sie vorliegen, nicht mehr bühnenbrauchbar scheinen, oder auf dem Theater keine nachhaltige Wirkung zu erzielen vermögen, soll man den Lesern zum Studium überlassen, denn auch so sind sie unverloren. Wo uns aber unvergängliche dramatische Lebenskraft zu bestehen scheint, sollen wir ohne Zuthat noch wesentliche Veränderung nur im Sinne der Darstellung durch den Dichter seine Werke vorführen. Da dürfen wir nun nicht vergessen, daß seine Bühne sich nicht decorativ veränderte und der gleiche Raum, auf dem seine Dichtung sich abspielte, schon eine Einheit oder doch den Eindruck der-

selben hervorrief, die vernichtet wird, wenn nach jeder Scene eine Verwandlung unsere Illusion und den Zusammenhang der Aufführung zerreißt. Mit der Erfindung einer Decoration, die unverändert der Vorführung einer Reihe von Scenen dient, die dadurch ineinander greifen, kommen wir der Darstellung unter der Leitung des Dichters nahe und stellen durch eine scheinbare Künstelei nur wieder die ursprüngliche Wirkung her.

Von diesem Gesichtspunkte ausgehend, auf denselben hingeführt durch den Versuch, mir ein Stück ganz auf der alten Bühneneinrichtung zu reconstruiren, versuchte ich es, mir eins der lieblichsten Lustspiele Shakespeare's zur Feier seines dreihundertjährigen Geburtstages für die Schweriner Bühne zur Darstellung einzurichten. Ich hatte dazu „Was Ihr wollt" gewählt, ein Stück, das in mannigfachen Bearbeitungen immer wieder auf der deutschen Bühne aufgetaucht war, wenn auch selten mit durchgreifendem Erfolg. Ich suchte den Grund dieser nicht vollkommenen dramatischen Wirkung bei so großem Reichthum der Handlung und Fülle poetischer und humoristischer Gestaltung in dem Umstande, daß der fortwährende Wechsel der Scene nicht allein die Stimmung des Zuschauers zersplitterte, sondern auch die Zusammengehörigkeit der kunstvoll ineinander gefügten Gruppen vollkommen aufhob. Das Lustspiel hatte mir bis dahin in der Darstellung immer den Eindruck gemacht, als hätte man zwei Stücke durcheinander gemischt und das Interesse an dem einen schade immer wieder dem Interesse an dem andern, während die Gruppen, wenn sie auf einen Raum gedrängt würden, sich gegenseitig ergänzen und ihren Eindruck steigern müßten. Der Erfolg bewies mir, daß ich in meiner Annahme nicht fehl gegriffen hatte.

Es gelang mir, Decorationen für das Stück zu erfinden, die, ohne im Acte zu wechseln, sogar gestatteten dasselbe in drei Acte zu theilen mit Auslassung einer Menge von Zeitanspielungen, mit denen der Dichter das puritanische Gebahren seiner Tage geißelte, und die jetzt wirkungslos erschienen. Für den ersten Act war die Decoration freilich etwas gezwungen. Sie stellte den Platz vor einem offenen Hafen vor. Hart am Hintergrund der Eingang zum Palast des Fürsten, im Vordergrund derselben Seite der Eingang zu einer Schänke. Auf der andern Seite vorn der Palast Olivia's mit einer kleinen Terrasse, nach der Bühne zu durch eine Mauer abgegrenzt. Das einmal angenommen, erschien Alles sehr einfach, und ich hatte nur eine Gondelfahrt für den Fürsten einzulegen, die zwanglos seine Scenen mit Viola auf dem Wege zum und vom Hafen auf den Platz verlegte. Die Botschaften zu Olivia hinüber und zurück wurden ganz anschaulich, die Trinkscenen der Junker vor der Schänke und doch vor Olivia's Fenster ergaben sich leicht, und noch mehr: die Verwechselung der Geschwister brachte gleich die ergötzliche Wirkung, wenn man Viola auf der einen Seite in den Palast verschwinden und zugleich Sebastian auf der andern Seite auftreten sah. Ich hatte die Schlegel'sche Uebersetzung beibehalten und nur die komischen Scenen der Junker neu und für die Schauspieler mundgerechter übersetzt. Die etwas geschrobenen Schlegel'schen Constructionen, die den Wortwitz erst nach einigem Nachdenken verständlich machen, brechen den komischen Effect, den nur das schnellste Verständniß ermöglicht. Eine discrete Musik, die ein Freund, der Kapellmeister André, componirt hatte, und die nur eintrat, wo das Stück und der Dichter sie verlangten, illustrirte das phantastische Spiel auf das Glücklichste. Dazu kam, daß mir für die Viola in Frau Otto-Martineck eine Schauspielerin zu Gebote stand, wie sie für die Shake-

speare'schen Lustspiele nicht glücklicher beanlagt zu finden war, denn noch glänzender bewährte sich dieselbe später in der noch schwierigern Aufgabe der Rosalinde in „Wie es Euch gefällt". Empfindung bis zum tragischen Ausdruck und Humor, der aus dem Verstand entsprang und von ihm gezügelt und geleitet wurde, besaß diese Darstellerin in hohem Grade. Fräulein Röckel war eine vortreffliche Maria, die komischen Figuren in besten Händen, und Herr Keller spielte nach langem Widerstreben den Malvolio meisterhaft. Er verweigerte die Uebernahme dieser Rolle, weil er behauptete, keinen Humor zu haben, und mit Mühe nur überzeugte ich ihn, daß ich ihn gerade deshalb für diese Rolle besonders geeignet hielte. Malvolio ist eine Charakterrolle, ein aufgeblasener Pedant, und soll nur dadurch komisch wirken, daß er wider Willen in komische Situationen gebracht wird. Der Gesammteindruck gab mir Recht, denn Malvolio erntete reichen Beifall, den der Darsteller wie unbegreiflich und ihm nicht zukommend Anfangs zurück weisen wollte. Es wurde nicht über Malvolio gelacht, aber man lachte ihn aus. Das war der Effect, den ich wollte und den sicher auch der Dichter beabsichtigte.

Ich hatte die Freude, daß das Stück, dem das Publicum in seiner Scheu vor Classicität nicht gerade vertrauensvoll entgegen kam, glänzend einschlug, beliebtes Repertoirestück wurde und sich als solches erhielt. Besonders hatten die Schauspieler Freude an demselben und es war immer wie ein Festtag, wenn wir es ansetzten. Zu meiner Shakespearefeier hatte ich aber an demselben das allerglücklichste Feststück und konnte, da es sich sehr rapide abspielte, noch ein tiefpoetisches Festspiel meines Freundes Halm hinzufügen, in dem am Hofe der Königin Elisabeth eine Reihe von Scenen aus den Meisterwerken Shakespeare's als belebte Bilder vorgeführt wurden.

Einige Jahre später versuchte ich es mit „Wie es Euch gefällt", anlehnend an eine recht practische mise-en-scène des Stückes durch Hofrath Dr. Pabst in Dresden, die ich mir nur, in meiner Weise, ummodelte. Der Erfolg blieb hinter dem von „Was Ihr wollt" zurück und das schreckte mich ab von einer Bearbeitung des Cymbeline, die ich schon begonnen hatte. Die Ueberzeugung, daß nicht Alles, was der Dichter uns hinterlassen hat, noch heute auf unsere Bühne paßt, war mir immer fester geworden. Ueberhaupt muß Shakespeare mit Einschränkung und nicht zu oft auf unserer Bühne erscheinen, eben weil er nie von derselben verschwinden darf und als höchste Aufgabe der Schauspieler dem Publicum nur wie ein Fest geboten werden muß. Niemals dürfen die Werke des großen Dichters Lückenbüßer werden und ich würde mich niemals entschlossen haben, den Namen Shakespeare auf den rothen Zettel für eine andere ausgefallene Vorstellung zu setzen. Und doch sah ich mich gleich in meiner ersten Saison genöthigt den Sommernachtstraum ganz plötzlich einzuschieben, freilich zur Erhöhung der Feststimmung des Tages. In frühster Morgenstunde war die für ganz Schwerin überraschende Nachricht der Verlobung des Großherzogs mit Prinzessin Anna von Hessen-Darmstadt angekommen und hatte die ganze Stadt in freudigste Aufregung versetzt. Wir hatten zufällig für den Abend des Tages eine italienische Schauderoper, ich glaube Lucretia Borgia angesetzt, und das erschien doch zu unpassend für die Stimmung, die wir alle theilten, und die Wiederholung des vor wenigen Tagen erst mit aller Sorgfalt einstudirten Sommernachtstraumes ganz geeignet. Etwas Schadenfreude war auch dabei, als ich die Wahl auf dies Stück lenkte. Die Schweriner konnten nämlich das Stück

nicht leiden, denn die Elfen erschienen ihnen albern und die Rüpel gemein. Sie hatten mir das eben ganz unverhohlen von allen Seiten ausgesprochen und gedroht, das Theater ganz leer zu lassen, wenn ich ihnen dies unbeliebte Stück wieder brächte. Und nun setzte ich es ihnen als Erwiederung gerade an einem Tage an, an dem sie doch in's Theater gehen mußten. Ich wollte aber dem Publicum zeigen, daß nicht Eigensinn oder absichtliche Mißachtung seiner Wünsche meine Wahl bestimmte, sondern daß es überhaupt kein passenderes Stück für diesen Tag gebe. Ein Prolog war schnell geschrieben und fast mit Tagesanbruch an Frau Otto-Martineck geschickt, die gleich bereit war, ihn für den Abend noch zu lernen, aber auch in das Stück selbst wurde manche Anspielung mit wenigen Worten eingefügt, so namentlich die Erzählung von Amor's Pfeil, mit der der Dichter seiner Königin Elisabeth eine Huldigung bringen wollte, durch eine Anspielung auf die Verlobung des Landesherrn ersetzt und der Schlußepilog des Puck für den Zweck des Tages umgewandelt. Das Alles flog auf Zetteln an die verschiedenen Darsteller und wurde mit großem Eifer angeeignet. Alles wurde verstanden und zündete, und man hätte meinen sollen, daß das Stück gerade für unsere Gelegenheit gedichtet sei. Niemals ist mir die ewige Jugend der Poesie entschiedener entgegengetreten als an diesem Abend, und das dem Stücke abholde Publicum mußte das auch wol empfinden, denn es begleitete die Dichtung in der freudigsten Erregung einer Feststimmung. Wie ich „Was ihr wollt" auf unverwandelter Bühne auf die scenischen Intentionen des Dichters zurückzuführen versucht hatte, so hatte ich hier seinen Sommernachtstraum der Stimmung der Zuschauer wieder geboten, für die der Dichter ihn gedichtet hatte, denn wir wissen, daß er ein Gelegenheitsstück ist, zur Vermälungsfeier seines Freundes, des Grafen Southampton geschrieben. Aber welch' ein Gelegenheitsstück, und wie frisch duftend noch nach dreihundert Jahren! Für die scenische Einrichtung des Stückes hatten wir ganz die Tieck'sche mise-en-scène adoptirt, die ich bereits von früheren Aufführungen vorfand und die in vieler Beziehung ein Meisterwerk ist. Mit der Auffassung einzelner Figuren und Anordnungen habe ich mich aber niemals befreunden können, und wenn Gervinus, der übrigens viel zu abweisend und geradezu ungerecht gegen diese Tieck'sche Einrichtung des Märchens ist, behauptet, sie sei balletmäßig, so hat er in diesem Punkte Recht. Namentlich trifft das die Darstellung des Puck, aber das hat wol nicht der alte Tieck, sondern die erste Darstellerin der Rolle in Berlin, Charlotte von Hagen verschuldet. Dies Tänzerinnencostüm, diese Balletschritte und Stellungen sind mir immer verkehrt erschienen und ich hatte unsere Darstellerin, Fräulein Röckel ersucht, den Kobold des Waldes plump, etwas tölpelhaft aufzufassen. Die Schauspielerin ging auf die Intention ein, aber das Publicum war befremdet und tadelte die Schauspielerin als ungeschickt und anmuthslos. Ich konnte von meiner Ueberzeugung nicht abgehen, aber ich fand den Fehler — er lag im Costüm und corrigirte ihn später. Puck müßte von einem Knaben jedenfalls als Knabe gespielt werden. Ich hatte für diese Auffassung eine Schauspielerin, Fräulein Brand, die Uebermuth, graziösen Humor und Naivetät in hohem Grade besaß und überhaupt, wenn auch in begrenztem Felde, eine Perle für das Lustspiel war. Sie war klein, fast zu klein, aber gerade deshalb fielen ihr alle Knabenrollen zu und sie konnte zum Beispiel, sehr zum Vortheil der Aufführung, den Knaben Tell spielen, der sonst meist einem abgerichteten Kinde zugetheilt wird. Ich ließ sie den Puck im Knabencostüm spielen, in

Höschen, die wie aus abgeschälter Baumrinde zusammengerissen und gefügt schienen, in einem Wams wie aus großen Waldblättern, eine halbe Haselnuß mit Libellenflügeln als Kappe und eine halbe Eichel als Jagdtasche zur Seite, in der Hand einen kleinen Jagdspieß als Stab. Auf einmal war das Tölpelhafte nicht nur nicht störend, sondern überaus wirksam und eine vermittelnde Figur zwischen der Feenwelt und den Rüpeln hingestellt, die die Gruppen vereinigte. Fräulein Brand reüssirte vollkommen, indem sie die anmuthigste Titania mit dem übermüthigen Bengel Puck vertauschte — denn sie hatte alle Befähigungen dazu. weil nur die Darstellerin tölpelhaft sein darf, die anmuthig ist, und das war unsere „kleine Brand" in natürlichster Weise. Hier hatte aber auch das Costüm einen Antheil an der Wirkung. Man sollte gar nicht glauben, wie wichtig das zuweilen sein kann und wie wenig Begriff die meisten Schauspieler davon haben. Sie denken nur daran, was sie kleidet, nicht was der Rolle steht. Historisch treue Costüme geben gleich den Ton und die Stimmung des Stücks; die Farbe des Gewandes kann den Charakter auf den ersten Blick einführen. Dazu giebt das Costüm kleine Hülfsmittel, die oft sehr wichtig werden. Ich komme noch einmal auf „Was ihr wollt" zurück. Natürlich ließ ich Viola und Sebastian von zwei Darstellern spielen. Werden beide Rollen von derselben Schauspielerin gegeben, so haben wir ein schauspielerisches Kunststück, das uns noch obenein den Schlußeffect kostet, wenn die beiden Geschwister sich gegenüber stehen. Sebastian muß ein Mann sein. Nun wird es nicht immer leicht sein die Aehnlichkeit herzustellen, obgleich in dieser Beziehung das Publicum unschwer zu befriedigen ist. Es will ja nicht selbst getäuscht sein, es will ja nur die Möglichkeit, daß die auf der Bühne sich täuschen. Gleiche Haarfarbe thut schon viel, aber ganz besonders kommt das Costüm zu Hülfe. Die Geschwister kommen aus anderm Lande, können also ganz andern Schnitt tragen als die übrigen Mitspieler, und ganz gleichen, denn Viola trägt des Bruders Kleider. Aber auch die Farbe kann helfen, sie aus den Uebrigen herauszuheben. Ich ließ die Geschwister in Hellblau und Weiß gehen, mit weißen Mänteln, und übrigens kein helles Costüm im ganzen Stück anwenden, nur schwarz, braun, röthlich. So wurde auf einfachste Weise die Verwechselung natürlicher gemacht. Ein feiner Zug in dem Stück schien mich darauf hinzuweisen. Der Geschmack des Landes schien gegen die hellen Farben zu sein, nur der alberne Junker Andreas spricht von geflammten Strümpfen, die er aber auch nicht trägt, und Maria verleitet Malvolio zu gelben Kniebändern, um ihn der Gräfin ganz unleidlich zu machen; aber Malvolio ist kein Dummkopf, er ist nur verblendet aus Eitelkeit und Selbstüberschätzung, er darf die Kniebänder nicht als Caricatur anlegen, wie die meisten Darsteller der Rolle pflegen. Komisch ist es, daß er es thut, nicht wie er es thut, und sie leuchten schon vor, wenn alles Uebrige an ihm dunkel ist. Da ich einmal bei diesen kleinen Costümendetails bin, will ich nur noch erwähnen, daß ich Olivia im zweiten Act, als die Liebe anfängt ihre übertriebene Trauer zu überwinden, zu dem übrigens unveränderten schwarzen Anzug eine bunte Blume in's Haar stecken ließ und für Viola in der Schlußscene des Stückes einen sehr schnellen Umzug ermöglichte, damit der Herzog nicht seine Werbung an einen scheinbaren Knaben zu richten hatte. Es schien auch unweiblich für die Jungfrau, länger in der Verkleidung zu bleiben als nothwendig. An die Auffassung des Malvolio aber, die sich so vortrefflich für den Gesammteindruck des Stückes bewährte, muß ich noch die eines andern Shakespeare'schen Charakters knüpfen,

der eine Parallele mit jenem zeigt. Ich muß auf Widerspruch gefaßt sein, wenn ich es ausspreche, daß ich den Shylock meine. Ich halte den Kaufmann von Venedig durchaus für ein Lustspiel und habe ihn als solches und dann mit gutem Erfolg aufführen lassen. Das Beugen unter der Strenge des Gesetzes, mit dem man doch spielt und das man schließlich durch ein Wortspiel umgeht, ist ein Lustspielmotiv und wiederholt sich in der Prüfungsscene der Freier, vor Gericht, ja in dem keckem Wortspiele der Ringe im letzten Act. Hätte der falsche Freier das richtige Kästchen getroffen, Portia hätte ihm eben so wenig ihre Hand geschenkt, als sie vor Gericht leidet, daß dem Antonio das Fleisch ausgeschnitten wird. Hätten wir ein Stück vor uns, das auf tragische Wirkung zielte, wie käme die Scene zwischen Shylock und Tubal hinein; wäre nicht Jessika verabscheuungswerth, während sie liebenswürdig sein soll, und endlich, was sollte der poetische Glanzpunkt des ganzen Stückes, der letzte Act? Der ganze Fehler, der die Verwirrung anrichtete, liegt in der falschen Auffassung und Darstellung des Shylock. Wäre der Jude die tragische Hauptfigur des Stückes, der Dichter ließe ihn nicht schon im vierten Act, und sicher nicht so verschwinden. Der tragische Held geht zu Grunde, Shylock wird nur überlistet, er ist nicht der in der Tragödie Unterliegende, er ist der im Lustspiel Geprellte. Der Dichter hat schon dadurch dem Irrthum vorbeugen wollen, den Juden für den Helden des Stücks zu halten, daß er es „Der Kaufmann von Venedig“ nennt, denn das ist Antonio, nicht Shylock. „Die Kaufleute von Venedig“ wäre vielleicht das Bezeichnendste gewesen. Wie nun Malvolio komisch wirken soll, ohne sich komisch zu geberden, so Shylock tragisch ohne tragisch zu sein. Die Situation ist uns ausreichend für ihn und wird immerhin genug Mitleid für ihn erwecken, um ihm Theilnahme zuzuwenden. Schließlich muß aber doch der Eindruck, den die Gerichtsscene zurückläßt, der sein, daß man sich freut, daß die Menschlichkeit den Sieg davontrug und der unerbittlich Grausame in seine eigene Falle ging. Nach diesem Eindruck behält der letzte Act, sonst ein unnützes Anhängsel, kaum werth für den Zuschauer es abzuwarten, seinen vollen poetischen und dramatischen Werth. Die Gerichtsscene darf nur das volle Befriedigtsein mit dem Resultat beim Zuschauer zurücklassen und das Mitleid für Shylock, um das ihn schon sein Feilschen am Schluß bringt, dies in keiner Weise verkürzen. Herr Keller spielte in Schwerin die Rolle in dieser Intention, und wenn er dadurch auch auf den Beifall für einige falsche Effecte resignirte, so blieb seine Leistung doch vollständig anerkannt und wir Zuschauer hatten die Freude, ein buntes, poesiereiches, spannendes Lustspiel vor uns abrollen zu sehen, das auch nicht einen Mißklang zurück ließ. Und es war ein anders Stück, als wir sonst im Kaufmann von Venedig gesehen hatten.

Das deutsche Lied im Elsaß.

Von **August Schricker.**

Mars ist kein Freund der Musen; während die Vorkämpfer sammt den Massen an einander toben, und die Lohe Troja's zum Himmel schlägt, webt man nicht an der epischen Breite der Iliade; während die Geschicke der Völker nach rascher Exposition zur blutigen Peripetie sich steigern, verfolgt man nicht die Seelengänge des dramatischen Helden. Unter dem Geklirr der Waffen hört man nur noch den begeisterten Sang des Tyrtäus, den Racheschrei des Besiegten, den Ruf großer und kleiner Propheten, und die biederen Reime des vielgewandten Kriegsgesellen.

Die kleineren Gattungen der Poesie, die nicht viel Zeit und Versenkung in Anspruch nehmen, gedeihen einzig.

Die Empfindung erfüllt das Herz, und mit raschem Griffel wirft die Hand die Verse hin, die manchmal von bleibender Bedeutung sind, manchmal von der Woge des Augenblicks in die Sonnenschicht der Popularität getragen werden, manchmal nur dem Culturhistoriker, nicht aber dem Aesthetiker Interesse gewähren.

Da liegen vor uns eine Reihe von Dichtungen — nicht alle von Elsässern; aber doch auf dem Boden dieses Landes entstanden, und während des Krieges oder im Zusammenhange mit ihm zum Vorschein gekommen.

Einiges davon ist schon in Deutschland bekannt geworden; Einiges macht nur in kleineren Kreisen die Runde, Etliches hat selbst die Salbung der Druckerschwärze noch nicht erhalten.

Manche werden sich noch des freudigen Erstaunens erinnern, mit dem während des Krieges das Gedicht eines Elsäßers: „Die Wacht auf den Vogesen" begrüßt wurde. Es schickte sich gut zur Melodie der „Wacht am Rhein", wenn man sang:

„Hoch durch's Gebirg im Wasgauwald
Wie Sturmgebraus' es niederhallt',
Das tönet wie ein mächt'ger Schritt
Als riss' es Eich' und Tannen mit.
Voran, voran, Du deutsche Braut,
Der Wasgau hat Dich jetzt erschaut.

„Hoch auf dem Berg nun steht es da,
Das Riesenweib Germania . . ."

Der Sänger dieses Liedes ist Gustav Mühl, ein wohlbekannter Name der elsässischen Dichterschule.

Es gab im Elsaß immer eine kleine Anzahl hochgebildeter Männer, welche die deutschen Erinnerungen, die Hoffnung auf die Wiedervereinigung mit dem Reiche in allemannischer Zähigkeit festhielten. Die ganze Umgebung strafte ihren Glauben Lügen, die heranwachsenden Generationen waren ein Hohn auf ihre Ueberzeugungen; das berührte sie wol, aber es konnte sie nicht erschüttern. Die Einen wandten ihr ganzes Leben nach Innen, und schauten mit melancholischem Harren in die Zukunft; die Anderen sprachen hier und da aus, was in ihnen lebte, und dann fiel Alles über sie her; sie wurden social geächtet, und ihren Zustand diagnosticirte man als den der „folie raisonante". Je mehr es bei uns in Deutschland vorwärts ging, desto schlimmer ging es unseren Freunden im Elsaß. Hatte man sie früher ver-



Nach einem Gemälde von P. Sonderland. *Gest. von John.*

Leise, leise — zierlich Ding,
Und ich hab' Dich — Schmetterling!



Nach einem Gemälde von F. Sonderland. *Gest. von John.*

Meinst Du, daß so leicht sich's fing?
Ach, da fliegt er — Schmetterling!

spottet, jetzt haßte man sie, denn Manchem kam trotz aller Herrlichkeit der quälende Gedanke: „Wie, wenn die Schwärmer, die Verräther am Ende doch Recht hätten!"

Ein liebenswürdig-boshafter Franzose, der Advocat am Appellhofe in Colmar, Gerard, den wir am besten unserm Ludwig Steub vergleichen, so sehr ähnelt er ihm durch die Gründlichkeit des Wissens und das kaustische Salz seiner Rede, hat diese „Allemands" in seinem jüngst erschienenen Buche vom französischen Standpunkte aus geschildert.

In der „Serie des onguiculés, ordre des rongeurs, famille des murides, genre des hamsters" heißt es vom gemeinen Hamster, le Hamster commun (Cricetus frumentarius): „Der Hamster ist ein schicksalkündendes Thier. Er hat die Rolle des Propheten, und des Vorläufers eines der größten Ereignisse der modernen Geschichte gespielt. Seit zwei ein halb Jahrhunderten repräsentirt er im Elsaß die germanischen Tendenzen, die nationalen Bestrebungen Deutschlands. Als das Heilige Römische Reich im Jahre 1648 den westphälischen Frieden unterzeichnete, verließen die deutschen Armeen den Boden des Elsaß, aber der Hamster blieb dort mit hartnäckiger Anhänglichkeit und setzte in geheimnißvoller Weise den Besitz des Landes fort, in Voraussicht der Dinge, die da kommen sollten. Seine Geduld und seine Zuversicht sind durch kein Ereigniß erschüttert worden; weder durch den Einzug der Franzosen in Straßburg im Jahre 1681, noch durch die strahlende Größe Ludwigs XIV., weder durch die Stürme der Revolution, noch durch die napoleonische Ueberfluthung. Heute ist sein Traum in Erfüllung gegangen. Die Politik hat dem Hamster Recht gegeben. Die deutsche Einheit ist wieder hergestellt. Die Grenzen des neuen Reiches sind zwischen Elsaß und Frankreich gezogen, gerade längs der Linie, welche der Hamster seit den Zeiten Mazarins bezeichnet hat. Wie die Universitätsprofessoren hat er sie, mit Mäßigung, im Allgemeinen längs der Sprachgrenze — denn der Hamster spricht nur deutsch — und bis zur Vogesenkette gezogen, — denn der Hamster hat einen bewußten Horror gegen Alles, was französisch ist. Schon lange vor Arndt pfiff er in seinem Bau das berühmte Lied:

„Was ist des Deutschen Vaterland?"

Der Hamster, welcher in Wahrheit in ganz Deutschland verbreitet ist, hat das Elsaß nicht verlassen. Er hat sich mit dem östlichen Abhang der Vogesen begnügt, und sich als Philosoph an ihrem Fuße niedergelassen. Er hat niemals einen Schritt nach Lothringen, und noch weniger in die übrigen Provinzen Frankreichs gesetzt. Die Naturforscher haben ihm den Namen des „deutschen Murmelthiers" und selbst des „Straßburger Murmelthiers" beigelegt, und beleidigten so das ruhige Nagethier der Alpen, welches dem Menschen kein Leid zufügt, während der Hamster die Strafe des Landes ist, über dessen Annexion er nachdenkt und die er vorbereitet.

So dachte man über den Hamster. Ganz natürlich ist es, daß „le Hamster" seinerseits, wenn man es zu arg machte, seinen Angreifern einen derben Brocken elsässischer Erde in's Gesicht warf, daß er grimmig, und verdüstert, ja selbst bissig wurde, wenn die anderen Hamster die Erinnerung an den Tag, an dem man ihnen gesagt hatte, daß sie nicht mehr Hamster seien, mit einem glänzenden Feste begingen.

---

*) Essai d'une faune historique des Mammifères sauruges de l'Alsace. Colmar, chez E. Barth 1871.

Wir erzählen ein Stück aus der Vergangenheit, weil diese Vergangenheit für die Gegenwart interessant ist, und den Dichter der „Wacht auf den Vogesen" in rechtem Lichte zeigt.

Es war im October 1848. In Straßburg wurde mit tönenden Phrasen, militairischem Pomp, und obligater Verachtung der zurückgebliebenen Nachbarnation die zweihundertjährige Vereinigung des Elsaß mit Frankreich begangen.

In den Spalten des „Indicateur pour la ville de Strasbourg et le departement du Bas-Rhin" lagerte sich damals alles poetische Alluvium zwischen dem Rhein und den Vogesen ab. Auf derselben Seite, auf welcher wir unter der Ueberschrift: „Sterben für die Republik" die Verse finden:

„Nur der Sturz von vierundzwanzig Thronen
Läßt die deutsche Republik gedeihn."

und

„Kühn voran im Donner von Geschützen
Deutschland wollen, müssen wir befrei'n."

steht der Festhymnus von Theodor Klein mit der Schlußstrophe:

„Drum laßt im Sonnenscheine
Hoch Frankreichs Banner weh'n,
Daß drüben über'm Rheine
Sie Deine Farben seh'n.
Die willst Du sicher wahren
Glorreich zu jeder Frist,
Dann mögen sie erfahren
Ob deutsch Dein Herzblut ist."

Das war zu lesen im „Wucheblättl" vom Samstag dem 21. October, dem Vorabend des Festes. Am Samstag den 28. October erschien an derselben Stelle ein Gedicht gezeichnet G. M. — Jedermann wußte, wer dieser G. M. sei, mit dem höhnischen Refrain:

„Wir wollen doch Franzosen sein!"

Das Gedicht, von dessen poetischem Werth der Verfasser wol selbst nicht viel hält, hat eine Bedeutung durch den Muth, der es aussprach. Ludwig Schneegans, auch einer der „Hamster", hatte in einem Artikel der Allg. Ztg. gegen das Fest protestirt; G. Mühl warf in die Ausklänge des Festjubels die bitteren Wahrheiten, daß wenn der Geist eines Volkes zu nichte gehe, es unfruchtbar sterben müsse, daß die geistigen und materiellen Interessen gleicherweise durch das wälsche Regime geschädigt würden, daß die Universität zu Grabe, die Schiffahrt zu Grunde gehe — dennoch

„. . . . Einfältige Wichte,
Seid still! zum Henker auch mit all' der Weltgeschichte,
Wir wollen doch Franzosen sein!"

Das Gedicht rief die chauvinistischen Echos des ganzen Landes wach. Wer einen Reim schmieden konnte, that es, und schlug ihn dem aufrichtigen Dichter um den Kopf. Zuerst erschien Einer, und wies ihm den Weg über die Kehler Brücke, ein Anderer wollte ihm einen Orden besorgen, ein Dritter, der die Buchstaben G. M. „Giftmichel" las, fragte auf gut Straßburgerisch:

„Es, hiesis Burrjerskind, dueth er sich denn nit schämme,
Syn herrli Vatterland so spöttisch mitzunemme?"

„Giftmichel", tönte es im Restaurant, „Giftmichel" riefen die Straßenjungen; der „Giftmichel" hatte manche Kränkung zu erdulden, manchen

Freund zu verlieren, Falten gruben sich in seine Stirne, in sein Gesicht kam ein Zug des leidenschaftlichen Schmerzes und des Grimmes, aber er hoffte!

Die Stunden, in denen die Erfüllung seiner Ideale nahe kam, trafen ihn im Keller, wo er mit Frau und Kindern Schutz suchte vor den deutschen Granaten, sein Gartenhaus in Schiltigheim wurde eine Ruine, aber sein erstes Lied, als er deutsche Luft auf deutscher Erde athmete, war „Die Wacht auf den Vogesen“ *).

Kaiser Wilhelm hörte, wie ein Brief aus Versailles vom 23. Februar sagte, „mit aufrichtiger Freude“ von dem Gedichte, und des Kronprinzen persönlicher Adjutant schreibt am 2. März 1871, daß S. k. und k. Hoheit „mit um so größerer Befriedigung Kenntniß von diesem Gedicht genommen habe, als diese Worte in diesem Augenblick von einem Elsässer gesprochen, eine doppelte Bedeutung haben, und nur zu wünschen sei, daß alle Landsleute des Dichters sich ein so warmes Herz für das gemeinsame deutsche Vaterland bewahrt hätten, wie er es gethan habe.“

Wenn man so, wie es G. Mühl, Adolph Stöber, Friedrich Zetter, der eben erst verstorbene, gethan haben, ein Leben lang für eine scheinbar verlorene Sache einsteht, dann wird aus der kleinsten Dichtung eine That, die der dankbaren Erinnerung des Volkes eingefügt werden muß, für welches das Martyrium übernommen wurde.

Das jüngst erschienene Büchlein: „Deutsche Stimmen aus dem Elsaß**)“ enthält nicht nur die Stimmen Deutscher, d. h. deutschgesinnter Sänger; das Büchlein will, indem es Gedichte von Lamey, dem Sänger der Revolution, von dem obengenannten Theodor Klein, von den französischen Officieren Gebrüder Parmentier bringt, nur zeigen, daß das innerste Herzblut, das in diesen Dichtungen verströmt, deutsch war. Neben diesen unbewußten Deutschen treffen wir auch bewußte, und einige Strophen, die hierher gehören, da sie der Krieg hervorgerufen hat.

Der ältere der beiden Brüder Stöber, August, verhält sich der furchtbaren Umwälzung gegenüber, die seinen heimischen Boden auf die Seite Deutschlands warf, stumm und neutral; ein Freund des Professors von Mühlhausen erzählte, daß dieser es ablehne, über die politischen Dinge zu reden; es scheine, als ob er in seinen alten Tagen nicht noch einmal Partei ergreifen wolle; der jüngere, Adolph, Präsident des Consistoriums Mühlhausen, wird demnächst mit einer Sammlung von Gedichten hervortreten, in denen er, der weitaus bedeutendste des elsässischen Dichterkreises, den deutschen Gesinnungen einen poetisch verklärten Ausdruck geben wird. In den „Deutschen Stimmen“ finden wir von ihm die Frage: „Elsaß ein Venetien?“

„Wie, ein Venetien soll das Elsaß werden,
Soll grollend wider Deutschland sich verschwören
Bis ihm die Stunde winkt, sich zu empören,
Im Blut zu rächen Unbill und Beschwerden?

So soll's wie Carbonari sich geberden,
Mit Büchs' und Dolch? So wollt' Ihr uns bethören,
Dem alten Stammland, dem wir nun gehören
Zu fluchen, — unsrer deutschen Mutter Erde?

*) Componirt von Mehreren, u. A. in gelungener Weise von Hermann Sturmeck (Pseudonym für einen deutschgesinnten Elsässer), Berlin, Trautwein.

**) Berlin, Dümmler 1871.

Nein, Hassesschürer, flammend wie Gambetta,
Nicht fürder sollt Ihr unser Herz verfälschen,
Ihm einzuimpfen tückische Vendetta!

Nicht länger sollt Ihr unser Volk verwälschen,
Wir sind der alten Mutter Söhn' aufs Neue,
Ihr schwören wir nicht Haß, nein — ew'ge Treue! *)"

Der leider (im Sommer dieses Jahres) zu früh verstorbene, von allen Patrioten und Literaturfreunden aufrichtig betrauerte Professor Candidus, ein Straßburger, Schwager G. Mühls, reformirter Pfarrer in Odessa, begleitete an den Gestaden des Schwarzen Meeres die Geschicke seiner Heimat klopfenden Herzens. Der Reichskanzler war ihm der Brautwerber um das Elsaß. Im „Straßburger Boten" sang er:

„Herr Firscht! Die Sach' gemahnt mich so,
'S Elsaß isch e Prinzesse,
Die hat der Kaiser g'sehn und kann
Die Jungfer nit vergesse;

Und do sin Sie der Frejersmann,
Und weier ganz e finer
Denn so wie Sie versteht des G'schäft
Kein andrer Inwerhiner."

In den „Deutschen Stimmen" freute er sich über die „heimliche", d. h. anheimelnde Heimat:

„Das Glück ist doppelt, Heidebritsch,
Wir werden deutsch, und bliwe ditsch."

Ein Pseudonym „Heinrich" läßt zum 18. Juni 1871 Alsatia, die geraubte Jugendliebe, sich an die Brust des Helden anschmiegen, wie sie in den fernen Tagen eines hohen Glückes gethan. Das Datum ist etwas verfrüht! Am 6. August 1871, es war ein schöner Sommersonntag, putzte sich Alsatia trauernd um den entflohenen „Räuber" das schwarze Gewand mit blau-weiß-rothen Schleifen auf, was wir noch in guter Erinnerung haben. Nichtsdestoweniger enthält das Gedicht, eines der schönsten der „Deutschen Stimmen", eine poetische Wahrheit, die ganz zweifellos mit der Zeit eine wirkliche Wahrheit werden wird.

Der Schullehrer Friedrich Wenning dichtet ein Friedenslied: —

---

*) Dieses Gedicht hat bereits eine kleine Geschichte. Kurze Zeit, nachdem dieser Aufsatz geschrieben worden war, kam uns Nr. 19. der Ligue d'Alsace zu, in welchem den Dichter zugerufen wurde: „Sie sind nur noch ein Schreibling, der unser Gewissen verhöhnt; Sie gehören nicht mehr zu unserm Volke; wir sagen Ihnen das mit einer Bitterkeit, an welcher Sie abwiegen können, welche Sympathien Sie verlieren." Das Flugblatt ist offenbar zuerst französisch geschrieben, dann in's Deutsche übersetzt; es stammt, wie die meisten der Flugblätter, aus einem kleinen Kreise von National-Franzosen, die sich im Oberelsaß zusammenfinden. Der Angriff der Liga war nur der Vorläufer eines „anonym, pöbelhaft-schmutzigen, französisch geschriebenen Schmähbriefs" der mit den Worten schloß: „Fliehen Sie, fliehen Sie, damit nicht ein Kind Mühlhausens nächster Tage seinen Dolch stoße in Ihr vertrocknetes und verfaultes Herz". Stöber theilt das mit in einem Postscriptum zu dem Schriftchen: „Einfache Fragen eines elsässischen Volksfreundes", mit welchem er auf das Blatt der Liga antwortet. Wie dies Schriftchen einschlägt, geht daraus hervor, daß demnächst die dritte Auflage erscheinen wird. Der Dichter hat Recht: „Elsaß ist kein Venetien"; das Kind Mühlhausens mit dem Dolche hat sich „nächster Tage" nicht gefunden. Stöber lebt noch, und wie wir hoffen noch recht lange.

„Friede! tönt's nach dem Gefechte,
Friede! jauchzet jeder Mund,
Völker reichet Euch die Rechte,
Heiligt den geschlossnen Bund!"

Eine liebenswürdige poetische Licenz! Leider werden die elsässischen Schullehrer noch viel zu thun haben, um diese Verse aus der Poesie in die Prosa zu übersetzen.

Gedichtet wird im Elsaß viel, in Pfarr- und Schulhäusern, in der sonntäglich geschmückten Stube des Bürgersmannes, wie in Haide und Wald, und zwar ausschließlich in deutscher Sprache. Dem Beobachter, der aus vielen Erscheinungen die gemeinsamen Merkmale zusammenstellt, entgeht es nicht, daß diese Dichtungen in der Hagedorn-Gellert-Pfeffel'schen Epoche stehen geblieben sind. Bis zum Ausgang des vorigen Jahrhunderts nahm die elsässische Dichtung an unserer Entwickelung Theil, dann fror sie ein, unter dem erkältenden Hauche von Westen her. Nur wenige Hochgebildete konnten sich dem tödtlichen Banne entziehen, und bei ihnen fühlt man, daß die Poesie neue Stoffe erobert, daß man die Form immer vollendeter handhaben gelernt, daß es eine romantische Schule, einen Uhland, Geibel und Freiligrath gegeben hat. Während drüben überm Rhein auch die Poesie für den Hausbedarf und für Almanache und Wochenblätter angehaucht ist von dem Geiste der literarischen Epoche, ist es hier — wolverstanden bei der Masse der poetischen Production — wie in der Münchhausiade von den eingefrorenen Melodien. Werden sie laut, so sind wir erstaunt altfränkische Weisen zu vernehmen, deren sich Viele nur aus den Beispielsammlungen zur Literaturgeschichte erinnern.

Ein Typus für diesen culturgeschichtlichen Vorgang ist die Gedichtsammlung eines jungen Schullehrers aus der Nähe von Bischweiler, die im Manuscript vor uns liegt. In der Widmung heißt es u. A.:

„Den Schöpfern sanfter Melodieen,
Liebhabern von Gefühl und Klang.
Den deutschen Sängern will ich weihen
Die ersten Lieder, die ich sang."

Ist das nicht charakteristisch? Nicht so, daß Pfeffel selbst es seinen Werken vorsetzen könnte?

Wir haben uns diesen allgemeinen Excurs gestattet, weil wir von diesem Schullehrer ein Poëm über die Schlacht von Sedan mittheilen wollen. Er kämpfte dort als französischer Soldat, wurde gefangen, und nach Deutschland gebracht. Im Tornister trug er das Taschenbuch mit den Inspirationen seiner Muse.

In einem längern Gedicht, das die deutsche Geschichte behandelt, trifft er mit gesundem Sinne die Wahrheit, daß nach der Kaiserzeit des Mittelalters die Hohenzollern der erste Lichtblick der deutschen Geschichte sind. Von Friedrich dem Großen z. B. sagt er:

„Auf der Schule jauchzt' ich, wenn ich hörte,
Wie er seinen Feind zerrieb,
Wie er sie in off'ner Schlacht verzehrte,
Und den Mann gewann ich lieb."

Unter der Ueberschrift: „Vivat Germania mater!" lesen wir:

„Hat in meinen Ahnen nicht geflossen,
Einst ein reines deutsches Blut?
Haben sie den Frieden nicht genossen
Unter'm deutschen Kaiserhut?

In den „Nachklängen zur Geschichte von Frankreich“ wird auch das Plebiscit vom Mai 1870 geschildert:

„Endlich kommt es zu den Wahlen,
Nicht ein Bauer weiß warum.
Doch aus Furcht „Nein“ zu bezahlen,
Sagt er „Ja.“ — Warum? — Darum!“

Die Kölner ließen es sich wol nicht träumen, daß draußen in den Gefangenenbaracken ein französischer Soldat die Muße der Gefangenschaft benutzte, um einen Hymnus auf Friedrich den Großen, Kaiser Wilhelm und den Kronprinzen in saubere Reinschrift zu bringen. Die Verse „Nach der Schlacht bei Sedan“ erheben, da nicht der Dichter sie drucken läßt, keinen Anspruch auf poetische Bedeutung; aber den unmittelbaren Eindruck, „Eines der dabeigewesen“, und die Stimmung innerhalb der französischen Armee finden wir in naiver Weise wiedergegeben:

„Zehnmal voran! Und zehnmal sah man blinken
Den deutschen Helm zehn Schritte vor der Front;
Zehnmal zurück, die Sonne war am Sinken,
Und Deutsche nur sah man am Horizont!
Kein Ausweg mehr, wir sind nun eingeschlossen,
Und unter uns die Feuerbombe kracht.
Dazu hat noch uns plötzlich übergossen,
Gewitterschwer die donnerschwangre Nacht!
Der Himmel kracht! Will brechen er zusammen?
Uns wird's, wie wenn die Erd' den Füßen fehlt!
Und hinter uns das Städtlein steht in Flammen:
Ach, sind wir denn so nah' am End' der Welt?
Napoleon der Schurk', hält sich verborgen,
Der uns zum Tod in dieses Netz geführt;
Der Himmel schenk' uns nur noch einen Morgen,
Und den Tyrannen werd', was ihm gebührt!
Der Morgen kam, und mit ihm welche Schrecken!
Nur Feur' und Brand, und Donnerkeilgedröhn;
Ein Leichenfeld auf aller Richtung Strecken,
Und Feinde rings besetzten alle Höhn.
Der Kaiser hatte längst sich übergeben
In aller Früh' sich schon davon gemacht;
Dem stolzen Mann war noch zu lieb das Leben,
Nach Deutschland ward er gleich darauf gebracht.
Ein Schauderblick enthüllte uns die Trümmer
Napoleon's gebrochner Tyrannei;
Die Sonne warf den ersten Wonneschimmer
Auf den Ruin der Bürgerkaiserei.“

Eine Sammlung „Hackenschmidt: Vaterlandslieder eines Elsässers“, ist während des Krieges rasch zu großen Ehren gekommen, weil sie die erste aus dem wiedergewonnenen Lande war. In dem Theile des Büchleins der „Aelteres“ enthält, zeigt sich, daß der Autor, ein protestantischer Pfarrer im Jägerthal (bei Niederbronn), zu Denjenigen gehört, die seit Langem auf die Auferstehung des deutschen Reiches und die Wiedergewinnung der geraubten Provinzen hofften. Als im Jahre 1859 die Regierung dem ruhmesreichen Volke die Siege auf dem Schlachtfelde der Lombardei verkündete, schreibt er die Worte:

„Ei, so weht nur, welsche Fahnen,
Aus der Nacht entsteigt der Tag,
Wo empor der deutsche Adler
Sich erhebt mit mächt'gem Schlag.

Wo er schlägt die starke Klaue
In des Domes Felsenkleid,
Er verkündet siegesjubelnd
Deutschland's neue Herrlichkeit."

In das Album einer Studentenverbindung trägt er eine Allegorie ein, von einem deutschen Mädchen, das der falsche Freier verführt, und die mit ihm aus der sündigen Lust geweckt werden soll. Als aber das Unverhoffte geschah, und wol „hundert Kämpen gut" „vor die Burg in's Feld" zogen, wo der falsche Freier mit „Zauberbanden die Braut gebunden hält", da hören wir von ihm die Worte, die wir nicht vertreten, aber mit der Erregung jener Monate entschuldigen wollen. Er spricht zu Straßburg in der Weise des Bildad von Suah aus dem Buche Hiob:

„Ist nicht verdient, verschuldet
Das Uebel, das Dich schlug,
Ist nicht Dein Weh und Jammer
Der eignen Thaten Fluch?

Du hast die deutsche Zunge
An welschen Laut gewöhnt
Und fremden Ruhmes trunken,
Das Vaterland verhöhnt.

Du hast mit frecher Stirne
Um Frankreich's Gunst gebuhlt,
Und warfst in seinen Armen
Genossin seiner Schuld.

Hat Dich der Taumelbecher,
Den Frankreich bot, ergötzt,
So trink ihn bis zum Boden,
Trink auch die Hefe jetzt."

Eine Salve an die Franzosen im Elsaß ist nicht übelgelungen:

„Vom Fett des Lands gemästet
Hebt Ihr das Haupt so keck,
Wir letzten deutschen Treue,
Wir schämten uns im Eck!

Wenn Unsereins was sagte,
Von Herzen treu und warm,
So zuckte man die Achseln,
Es fehlt la forme, la forme!

Wenn Unsereins was wagte,
Das bracht' ihm wenig Glück;
Der arme deutsche Michel,
Ihm fehlt le chic, le chic!

Das Blatt hat sich gewendet
Und Eure Zeit ist aus,
Wir Deutschen sind nun wieder
Die Herren in unserm Haus."

Als Antwort auf die „Elsässischen Sonette" singt Friedrich Weyer-Müller:

„Du räthselhafte, nachtumhüllte Schaar,
Was soll Dein Grimm, Dein bittrer Spott, Dein Schelten?
Wem soll Dein Zorneswort im Grunde gelten?
Du bleibst verdeckt — es bleibt Dein Haß nur klar.

Ihr sechzehn Kämpfer seid des Muthes baar,
Ob Ihr Euch auch geberdet wie die Helden,
Ihr wollt nicht Eures Hauptes Namen melden:
Das ist ein böses Zeichen schon fürwahr!

So thaten einst nicht Rückert's wackre Streiter;
Nicht Arndt und Körner sangen solche Weisen,
An Euch erblick' ich keinen Seelenadel.

Mit Euch verlier' ich keine Rede weiter;
Ich will in Demuth Gottes Fügung preisen;
Gerecht ist sein Gericht, und ohne Tadel."

Räthselhafter, nachtumhüllter Dichter der „Elsässischen Sonette"*) — wer bist Du?

Unzweifelhaft hast Du in Deutschland studirt und kennst das Land und seine Dichter. Du bist zudem eine durch und durch deutsche Individualität,

*) Dritte Auflage. Basel. Schweighauser 1871.

und lieferst nun das Beispiel eines höchst sonderbaren Seelenconflictes, wie nur der zweiseelige Deutsche ihn liefern kann. Es ist aufrichtig gemeint, wenn Du, der Elsässer sagtest:

„Du warst, o Deutschland, mir unendlich theuer,
Und selig konnt' ich Deiner Stimme lauschen."

Du wärest auch immer stolz gewesen auf Deutschland, so lange es sich begnügt hätte Dichter, Geschichtsschreiber und Musiker, Chemiker und Physiker zu produciren, und die Geistesarbeit für die Welt zu verrichten.*) Du genossest auf diese Weise eine doppelte Genugthuung; zuerst warst Du ein Mitglied der „grande nation" und dann auch in mehr Platonischer Weise ein Mitglied des Volkes der Denker. Die Frivolität und die Großmannssucht Deiner gallischen Landsleute konntest Du tadeln, wie eine Tante, die im Stillen entzückt ist über die geistreiche Ungezogenheit ihrer Nichte; Du nahmst Theil an den Vorzügen der Deutschen, und warst doch über ihre Schwerfälligkeit und alle „querelles allemandes" hoch erhaben.

Da verlangte Frankreich nach Krieg; Du schütteltest den Kopf, denn Du warst klüger als Manche, und kein Paul aus Cassagnac; warst auch später der Erkenntniß der Dinge nicht fern, wie das Wort beweist:

„Verstiegen hast Du Dich im Uebermuthe
Dorthin, wo Leidenschaften immer führen,
Wenn ungestraft sie wilde Flammen schüren,
Und gierig schau'n nach ungerechtem Gute.

Nun lechzt ein stolzer Feind nach Deinem Blute,
Dein Wehgeschrei wird keine Völker rühren,
Weil frechem Dünkel Schläge wol gebühren,
Schwingt nun die Welt mit Recht des Spottes Ruthe."

Du erkanntest auch die Nemesis für das Stück Weltgeschichte, das „in Oel gemalt, in Marmor ausgehauen" Versailles bewahrt; aber nun begingen die „frommen Krieger", wie Du sie höhnisch nennst, das beispiellose Verbrechen, „unsere" — die Kinder Frankreichs — bei Weißenburg und Wörth zu „morden", da schnittest Du die Tischdecke entzwei und sangst:

„Den sittlich tief gesunk'nen welschen Horden
Hab' ich mit Wünschen treu mich angeschlossen."

Du vergaßest, daß jeder Krieg, der um das Höchste einer Nation geführt wird, ein heiliger Krieg ist, und meinst:

„Sie lästern Dich, o Herr, wenn sie Dich preisen
Als höchsten Lenker ihrer grimm'gen Schaaren!"

und weil die Gloire-Rufe aus der Krim und der Lombardei Dir noch im Ohre klangen, hältst Du auch uns für ähnliche Sieger, und

„Der Sieger kann die Burgen schleifen lassen,
Mit Kriegesbeute seine Städte schmücken,
Er kann den Ruhm auf jedem Felde pflücken,
Er kann „mit Gottes Hülfe" tödtlich hassen."

Zugleich thut Dir dann ein deutscher Schriftsteller den Gefallen und schreibt in einer uncontrolirten Viertelstunde des Zorns, was er in einem Leben nicht verantworten kann: „Dann mögen die Bewohner dieser Länder Helden blei-

---

*) Nachträglich kommt uns eine französische Besprechung der Sonette zu Gesicht. In der pariser „Revue politique et littéraire" Nr. 28. lesen wir: „L'amour, que le poëte portait à l'Allemagne, et qu'il porte peut-être encore à l'Allemagne idéale, l'Allemagne des poetes et penseurs . . . ."

ben", und nun hast Du außer Leichen und Pendulen auch noch den schriftlichen Beweis unserer Barbarei:

„Helden sein, dies wird uns heut beschieden,
Denn Kaiser Wilhelm denkt wie Deinesgleichen,
Zu seltner Ehre wird es Euch gereichen,
Daß Ihr von Brüdern Brüder habt geschieden."

So im Grimm Dich steigernd, endigst Du mit der ungerechten Schmähung und mit der Drohung der Rache:

„Der Knabe zählt die Wunden und die Narben,
Bis er der Rache heißen Drang empfinde."

Der Abgeordnete einer süddeutschen Kammer pflegte zu sagen, wenn von zukünftigen Gefahren die Rede war: „Dann sind wir auch noch da." Der Vater der „Elsässischen Sonette" wird wol unterdeß die Ueberzeugung erlangt haben, daß, bis sein Knabe der Rache heißen Drang empfindet, wir „auch noch da" sind.

Die „Elsässischen Sonette" sind in dritter Auflage erschienen. Von einem Theil der Bewohner des Elsaß werden sie emsig gelesen und colportirt, wie die fliegenden Blätter der „Ligue d'Alsace", für uns sind sie interessant als Blätter aus der Krankheitsgeschichte einer leider verlorenen deutschen Seele.

Die „Lieder des Hasses"*) stehen unendlich tiefer als die „Elsässischen Sonette".

Ueber die Gründe der elsässischen Sympathien für Frankreich werden wir folgendermaßen aufgeklärt:

„Was uns einst zog zu Frankreichs stolzen Fahnen,
Was uns auch heut' mit Macht noch zu ihm hält,
Das ist's, daß einstens es zuerst die Ahnen
Mit seiner Freiheit Strahlenglanz erhellt!
Die Freiheit hat uns Frankreich zugesellt,
Sie wird zum Sieg durch Nacht ihr Licht uns leih'n,
Drum sind und wollen wir Franzosen sein."

Nachdem auch drüben überm Rhein Frohnd' und Zehnten schon seit einiger Zeit abgeschafft sind und die Straßburger neuerdings ihren Maire bezeichnen konnten, was ihnen seit achtzig Jahren nicht mehr erlaubt war; nachdem andererseits die Herren Bischöfe erklären, die Unwissenheit sei mit Nichten das größte Unglück Frankreichs, und Herr Renan meint, das Heil könne nur dann kommen, wenn wieder in jedem Dorfe ein Adeliger und der Curé sich um die Freiheit der Bewohner annehmen, so scheint es, als ob Herr von Möller vor dieser französischen „Freiheit Strahlenglanz" nicht allzu große Furcht zu haben brauchte. Die Geschichte ist hart gegen die Phrasen.

Auch dieser Sänger kündigt dem Freund die Freundschaft:

„Vergessen sind die Pflichten deutscher Sitte,
Zerrissen jedes fremde Freundschaftsband,
Die Ihr genaht im wilden Sturmesschritte,
Euch reicht kein Franke grüßend mehr die Hand!"

Höchlich entrüstet ist der Hasser, daß ein Ort, dessen Bürger am Kriege sich betheiligen, unter dem Gesetz des Krieges leiden mußte. Immer dieselbe

*) Lieder des Hasses. Politische Gedichte von einem Elsässer. Genf. F. Richard. 1871.

Anschauung: „Uns ist Alles erlaubt, Euch Nichts!“ Die Bürger von Ablis haben das Recht, einzelne Husaren gefangen zu nehmen und den kühnen Soldaten zu spielen, wenn aber eine Armee in fremdem Lande, um ihre Existenz kämpfend, sich Wege und Stege frei hält, wenn der furchtbare Ernst sich naht, dann tönt es:

„Weil sie nicht Jacken trugen, bunte Mützen,
Zu keiner Schaar von Söldnern sie gehört,
Weil ohne Fürst-Livréen zu besitzen,
Sie muthig kämpften um den heil'gen Heerd,
Und sie sich, Weib und Kinder zu beschützen, (!)
Als Bürger einer Republik gewehrt:

In Brand gesteckt sind ihre trauten Mauern,
In Asche liegt, was ihnen Freude bot,
Ein kalter Herbstwind voller trüber Schauern
Facht rings die Trümmer blutigroth,
Und ein'ge (?) Frauen klagen rings und trauern,
Die Männer aber liegen alle (!) todt.“

Herr von Treitschke und der Aesthetiker in Stuttgart müssen es, der Eine mit seiner Broschüre, der Andere mit den Artikeln der „Allgemeinen Zeitung“ durchaus auf einen Orden abgesehen haben. Von dem Ersten heißt es:

„Es glänzt so schön ein rother Adlerorden,
Und Wilhelm's gnäd'ges Lächeln hält so warm,
Darum erscheint auch Herr Professor Treitschke
In unserm Land als preußischer Gensdarm“,

und F. Vischer:

„Du lachst, denn Du hast Dir
Einen Orden verdient zu der Verachtung der Welt.“

Wenn Carricaturen, Theaterscherze, Verse und Bücher Niederlagen beibringen, dann sind die Deutschen dermalen das geschlagenste Volk der Erde. Eine große Rolle spielt stets die Pendule und die Requisition von Frauen. Auch der Straßburger läßt sich dies Thema nicht entgehen. Er schwört, jedoch in sicherer Ferne, in Genf, und im schrecklichen Mantel der Anonymität, obwol wir eigentlich ein „Bedientenvolk“ sind, zu niedrig, es zu hassen:

„So lang' in unsren Straßen,
Von frechem Stolz erfüllt,
Mit seinem Schwert ein Junker,
An Frau'n sein Müthchen kühlt,

So lang die Heldengröße,
Die jeder Preuße preist,
Sich nur im frechen Stehlen
Und im Mordbrennen weist,

So lang' noch meine Feder
Nicht bricht in meiner Hand,
Will ich Dich nicht verlassen,
Mein theures Vaterland.

Und erst, wenn meine Stirne
Vom Todesschweiße naß,
Dann sei mit mir begraben
Der tiefste Preußenhaß.“

Auch der Haß kann schön sein, wenn die Seele schön ist, die vom Pathos erfüllt ist. Die „Elsässischen Sonette“ und die „Lieder des Hasses“ sagen im Grund das Nämliche, und doch, welch' großer Unterschied! Zu dem Ersten sagt man: „Es thut mir leid um Dich“, zu dem Andern: „Ich verachte Dich!“ Möge dem Verfasser zur Strafe für die Verse, welche er verübt hat, der Todesschweiß erst dann auf die Stirn treten, wenn er gesehen, daß die Realitäten der deutschen Sprache und Sitte im Elsaß stärker waren, als die Verwünschungen seiner Lyrik.

Preußens Königliche Schlösser.

Von **George Hesekiel.**

Das Marmor-Palais in Potsdam.

Wir fuhren aus dem schönen alterthümlichen Nauener Thor hinaus auf einer von jenen alten Lindenstraßen, die wie grüne Strahlen auslaufen aus Potsdams Thoren. Vom großen Kurfürsten sollen diese Lindenalleen angelegt sein, oder wenigstens von König Friedrich Wilhelm I. Gleichgiltig von welchem von Beiden, sie liebten Beide holländische Art, auch holländische Linden; die köstlichen Schattengänge enthalten alte Bäume genug, die bis ans Jahrhundert reichen und können wol Ersatzbäume für die aus der Kurfürstenzeit sein.

Von dem russischen Dörflein Alexandrowka aus, einer Curiosität, der wir trotz aller Pietät für König Friedrich Wilhelm III., den Gründer dieser schwindsüchtigen Colonie für russische Musikanten, niemals rechten Geschmack abgewinnen konnten, erreichen wir des Pfingstbergs grünen Gipfel, mit König Friedrich Wilhelm's IV. Doppelthurm-Belvedere, wir blicken nieder in ein Meer von Baumblüthen und Sonnenschein. Von dort fahren wir zu der Meierei im Neuen Garten. Im Neuen Garten suchen wir das Marmor-Palais und den ritterlichen König Friedrich Wilhelm II., wir finden aber zunächst nur einen grünen Park von gewaltigen Wasserspiegeln umgeben und den großen Gartenkünstler der preußischen Könige, den unvergeßlichen Lenné. Irren wir nicht, so war der Neue Garten das erste Werk, das Lenné in Potsdam vollendete. Der Lieblingsgarten des zweiten Friedrich Wilhelm war gänzlich versumpft und zur Wüstenei geworden, Lenné machte diesen herrlichen Park daraus. Aber wir finden endlich auch den König, der dieses reizende Fleckchen Erde so sehr liebte, da steht sein Leibzeichen von Stein in einem Bosquet und davor auch sein Lieblingshund in Stein. Die Bildsäule ist gar nicht so übel, aber sie müßte nicht broncirt sein. Die Stadt Ruppin hat in dankbarer Gesinnung dem großmüthigen Könige auf ihrem Markte ein Denkmal gesetzt; es soll das einzige sein, das diesem Könige errichtet worden, der in der Geschichte viel mehr gedrückt wird durch die Größe seines Vorgängers und die bürgerliche Tugend seines Nachfolgers, als durch die eigenen Fehler und Schwächen, die ja seiner Zeit und Welt kaum als solche erschienen. Auch der grimmige Soldatenkönig, der erste Friedrich Wilhelm, hat nur eine Statue in preußischen Landen, so viel wir wissen, sie steht zu Gumbinnen auf dem Markte, und auch ihm setzte das Denkmal eine dankbare Bürgerschaft, der er großmüthig zu Hülfe kam.

Und dort liegt, an der glücklichsten Stelle des heiligen Sees, des zweiten Friedrich Wilhelm Marmor-Palais. Er erbaute es sich im Jahre 1786 und 87 auf holländische Art aus Backsteinen, die er aber mit schlesischem Marmor prachtvoll bekleidete; hier war er am liebsten während seiner zehnjährigen Regierung, hier hielt er muthig aus in seiner Todeskrankheit, hier starb er am 16. November 1797, die Winterstürme warfen die letzten

Blätter von seinen Bäumen und melancholisch klatschten die Wogen des heiligen Sees an die Quadern seines Altans. Das zweistöckige Schloß ist heimlich und lauschig, die Zimmer meist einfach, aber im besten Geschmack; es ist nicht nur Charakter in Bau und Einrichtung, sondern es ist auch Poesie in der Anlage zwischen See und Wald, die sich vollkommen erst dann erklärt, wenn man weiß, daß Friedrich Wilhelm II. ein großer Meister auf dem Violoncell war. Der große Oheim blies die Flöte meisterlich, der Neffe war nicht kleiner auf dem Violoncell. Aber freilich, wie das Violoncell mit dem Marmor-Palais und dem Heiligen See zusammenhängt, daß kann man nur fühlen, nicht sagen.

Die beiden Flügel, die einen nach dem Garten offenen Hof bilden, legte Friedrich Wilhelm II. 1796 an, aber erst Friedrich Wilhelm IV. ließ sie ausbauen; sie enthalten heitere und anmuthige Gesellschafts- und Wohnräume, reich mit Bildern der modernen Kunst ausgestattet. Den rechten Flügel hat Prinz Friedrich Karl, der siegreiche Generalfeldmarschall, eine Reihe von Jahren im Sommer bewohnt und hier sind ihm auch seine beiden jüngsten Töchter, die Prinzessinen Elisabeth und Louise Margarethe von Preußen geboren. Unter den Gemächern, die der Prinz bewohnte, ist ein schönes Schlafzimmer mit Oberlicht und großen Wandgemälden sehenswerth.

Im Hof, vor der Thür zur Vestibule, stehen etliche alte Pappeln, sie stimmen nicht zu dem modernen Geschmack, der die Pappel grausam verfolgt; pietätvoll werden diese Pappeln erhalten, denn König Friedrich Wilhelm II. pflegte sie selbst, die Pyramiden-Pappel war sein Lieblingsbaum. Der fürstlich dessau'sche Ober-Baudirector George Christoph Hesekiel hat die lombardische Pappel zuerst aus Italien nach Deutschland gebracht, die Mutterpappel steht noch heute im Schlangenweg im Lustgarten zu Dessau. Auch Friedrich Wilhelm II. erhielt seine Pappeln aus dem Wörlitzer Garten. Die Pyramidenpappel wurde der Modebaum, alle Straßen wurden mit Pappeln besetzt; jetzt will man die arme Pappel nirgends mehr dulden und sagt ihr überall Böses nach.

Die Vestibule hinter den Pappeln ist reich an Marmor und Marmorbildsäulen, eine Marmorbank zeigt ein Marmorreliefbild Friedrich Wilhelm II., es ist eben fast Alles Marmor im Marmorschloß. An die Vestibule stößt der schöne große Grottensaal, aus dem man auf den in den See gebauten Altan tritt und eine liebliche Aussicht über den See auf die gegenüber liegende Landschaft hat. Auch der Grottensaal prunkt mit Marmorarten und Marmorarbeiten, so wie mit einer Jaspisvase, einem Geschenk des Kaisers Nikolaus von Rußland. Im untern Stock liegt auch das kleine Zimmer, in welchem der königliche Herr des Marmorschlosses der Wassersucht erlag, dort in dem Stuhl ist er gestorben. Das Möbelwerk im Marmor-Palais ist noch Rococo, aber es ist schon mit schiefen Flächen versetzt, die späteste Form des Rococo, das man „Prinz Heinrich" nennt, vielleicht weil er's zuerst in die Mode brachte. Die Stühle im Marmor-Palais haben keine geschweiften Armlehnen mehr, es sind schon gerade, wenn auch mit schrägem Abfall. Neben dem Marmor ist der Luxus des Marmor-Palais in den vielen seltenen Hölzern und verschiedenen Holzarten zu suchen, die zur Ornamentirung und Ausstattung verwendet worden sind. Die Zimmer im obern Gestock dienten einige Jahre hindurch den Prinzessinnen Töchtern des Prinzen Friedrich Karl und deren Damen als Schlaf- und Wohnzimmer. Wir heben nur das orientalische Cabinet hervor, das mit

einem wirklichen türkischen Zelte drapirt ist, und den wunderschönen Speisesaal mit Marmorkaminen von Canova und einem Balcon, der einen noch schönern Ausblick weithin auf Babelsberg und Glinike bietet, als der Altan derunter; am lohnendsten ist freilich der Blick von dem Belvedere auf dem flachen Dache des Schlosses.

Die verewigte Kaiserin Alexandra von Rußland, unsere Prinzeß Charlotte, theilte mit ihrem Bruder König Friedrich Wilhelm IV. die Liebe zum Neuen Garten und zum Marmor-Palais; sie ist wol niemals nach Potsdam gekommen, ohne daß wenigstens einen Abend der Thee auf dem Balcon des Marmor-Palais genommen worden wäre.

Eine einzige Büste von carrarischem Marmor erinnert im Marmor-Palais an die Gräfin Lichtenau; die vielverschrieene Freundin des Königs war viel besser als ihr Ruf. Um nur Eins anzuführen, der sittenstrenge und derbe General von der Marwitz schreibt von ihr: der englische Gesandte, Lord Spencer, wollte die Rietz mit einer Summe von 200,000 Pfd. Sterl. (über eine Million Thaler) bestechen, daß sie den König berede, mit seinem ganzen Heer der englischen Alliance beizutreten: „dies Weibsbild aber war dem Könige treu und hatte preußische Ehre im Leibe, daher gab sie den Brief dem König. Dieser jagte Lord Spencer fort ꝛc.“ Bekanntlich förderte auch die Untersuchung, weder gegen die Gräfin Lichtenau, noch gegen ihren Ehemann, den Geheimen Kämmerer Rietz, etwas zu Tage, was irgend eine der leidenschaftlichen, damals erhobenen Beschuldigungen gerechtfertigt hätte. Rietz starb beinahe arm; von Raumer und Kopisch, welche die betreffenden Papiere später durchsehen durften, gaben Rietz das Zeugniß einer gewissenhaften, treuen und uninteressirten Verwaltung der königlichen Schatulle.

Noch ist im Neuen Garten des Orangenhauses zu erwähnen, in dessen Mittelsaal, einem Prachtraum von seltener Schönheit, die Hofconcerte (sie hießen Kammerconcerte, wenn der König selbst mitwirkte) stattfanden; aber auch ein Ball war hier am 23. April 1796, auf dem die Sängerin Amalie Schulz als Nymphe des heiligen Sees aufzutreten hatte, denn damals konnte ja kein Fest ohne irgend welches allegorisches Beiwerk sein. Uebrigens fragte die Sängerin mit fast wissenschaftlicher Neugierde beim Geheimen Kämmerer an, wie sie als Nymphe des heiligen Sees sich anziehen solle.

Friedrich Wilhelm III. kam in den ersten zehn Jahren seiner Regierung gar nicht in den Neuen Garten und er hat ihn nie geliebt, doch war es hier, wo er 1813 die erste Nachricht von York's Convention mit den Russen erhielt.

Es liegt über dem ganzen Neuen Garten ein Hauch von Geheimniß und Wehmuth, der vielleicht etwas unterstützt wird durch die Symbole und Allegorien des Freimaurerordens, die sich fast bei allen Anlagen hier finden. Die ruhende Sphinx in der Portalnische des Orangenhauses, die Idole von schwarzem Marmor neben dem Eingang, von Schadow modellirt, die antiken Hermenköpfe endlich, welche das Sims der Thüre tragen, gehören dahin. Mit Wehmuth aber muß der verlassene Garten eines Königs erfüllen, der vorzugsweise ein König mit einem milden und freundlichen Herzen war, den man nach seinen ersten Regierungshandlungen ungerecht vergötterte: „Du bist Titus, Du wirst Trajan sein!“ rief man ihm zu, und später war man eben so unverdient hart gegen ihn, weil er nicht vermocht hatte, das abwärts rollende Rad der Revolution aufzuhalten. Es hat das aber auch kein Anderer vermocht!

Paretz.

Es ist ein feuchtwarmer Sommermorgen, bald regnet es ein wenig, bald blickt die Sonne durch mit stechendem Strahl, durch die grünen Baumgruppen von Bornstedt aber und Barnim geht kühl ein erquickliches Wehen. Diese Dörfer wimmeln von riesigen Gardes du Corps; die königlichen Leibwachten zu Roß sind von Berlin und von Charlottenburg eingetroffen zum Regimentsexerciren und liegen hier „hinter Sanssouci" im Quartier. Manch lauter Scherz folgt dem schweren Stiefel mit dem klingenden Sporn. Der leichte Wagen rollt lustig und rasch dahin, so lange wir auf der Chaussée sind, als wir aber hinter Marquard ablenken und über die Bublitz, ein mit Nymphäen, Murmeln sagt der Berliner, dicht bewachsenes Nebenwasser der Havel, durch einen Fährmann nach Uetz hinüber geschifft werden, da wird der Trab der Rosse langsamer; der Weg ist nicht schlecht, aber die Hitze wird stärker und es sind doch zwei tüchtige Meilen von Potsdam nach Paretz.

Dort liegt zur linken Hand des Weges auch das Krähenholz noch und das Rabenzeug ist noch ebenso unverschämt laut wie im vorigen Jahrhundert; aus der flachen Landschaft vor uns taucht aus dem grünen Schilf das grüne Gebüsch von Paretz auf und die hohen Schornsteine der Ziegeleien rechts dabei. Wir fahren schon an dem Rande des Parks hin und lenken dann ein in die stattliche Dorfstraße, lauter saubere Häuser und Gehöfte, wie sie König Friedrich Wilhelm III. den Einwohnern durch seinen Hofmarschall von Massow hat bauen lassen. In jedem Hause ist ein Gemach für einen königlichen Diener, in jedem Hofe ein Stall für königliche Pferde; schon lange werden beide nicht mehr gebraucht, es kommt kaum noch Jemand mehr von dem Königshause nach Paretz, aber das einsame Dorf an der Havel ist unvergessen im Preußenlande; so lange man von König Friedrich Wilhelm III. spricht und von seiner Königin Louise, so lange wird auch von Paretz „dem Mustersitz zarter Neigung von Herzen zu Herzen" geredet werden.

Da liegt, eine Idylle selbst, das Schloß der königlichen Idylle hinter dem grünen Halbrondel, das von Rosen, Acazien und Pappeln und dem alten, ehrlichen Hollunderbusch gar lieblich eingefaßt ist. Friedrich Wilhelm III. ließ dies Schloß noch als Kronprinz 1796 durch den Oberbaurath Gilly erbauen; ein schlichtes Gebäude, ein Erdgeschoß und darüber ein Halbgestock, sechzehn Fenster Front. Zugleich wurde durch den Hofgärtner David Garwathen der Garten, oder Park, angelegt und zwar mit ganz bemerkenswerther Geschicklichkeit; die Durchblicke und die Fernsichten auf Wald und See, auf Rohrbüsche und weite Ebenen, auf die Potsdamer Höhenzüge u. a. m. zeugen für seinen Geschmack. Es fehlt auch nicht an Rohrhäuschen und Belvederes, und an der Tempelruine bei der Grotte findet sich eine Erinnerungstafel mit den Worten: „Gedenke der Abgeschiedenen!" Dort war der unvergeßlichen Königin Lieblingsplatz, dort ließ König Friedrich Wilhelm III. nach ihrem Tode diese für ihre Schlichtheit rührende Inschrift anbringen. Ist aber nicht ganz Paretz eine Erinnerungstafel für die Königin?

Und das Schloß selbst ist nicht gefüllt mit Kunstschätzen und historischen Portraits wie andere königliche Schlösser; etliche hübsche englische Kupferstiche sind Alles, was wir da fanden; sein Reichthum ist eben die Erinnerung an ein Königspaar, mit dem sich die bürgerliche Tugend auf den Thron gesetzt hatte. Es ist Alles einfach, ganz einfach; aber hier erscheint die Einfachheit nicht ärmlich wie im Stadtschloß zu Potsdam, sondern hier

ist sie passend und haucht einen Parfüm von edler Sitte und jener ächten Liebe zur Natur aus, die keinen Hauch mehr von der geschmacklosen und bedenklichen Naturdeclamation in der Art des Herrn Johann Jacob Rousseau hat, der mit seinen Werken einen so traurigen Einfluß bis in Kreise geübt hat, die ihn sonst, auch wieder ungerecht, verachten und hassen.

Im Idyllenschloß wohnte eine edle Frau und mit ihr ein edler Mann und um sie blühten vielversprechende Kinder.

Nach dem grünen Halbrondel hinaus zu ebener Erde zeigt man die Zimmer der Königin Louise; sie sind reich an kleinen Andenken; wehmüthig berührte uns ein Eichenkranz, der letzte Kranz, den sie hier gewunden, denn sie starb ja wenige Wochen nach ihrem letzten Besuch in Paretz am 20. Mai 1810!

Auf der andern Seite des schmalen Corridors, nach dem Garten zu, liegen die Zimmer König Friedrich Wilhelms und seiner Söhne, eben so schlicht, ebenso wohnlich!

Das obere Halbgeschoß gehört mehr der Erinnerung an Friedrich Wilhelm IV. und seine Gemahlin; auch er hat Paretz eine zeitlang bewohnt und zwar in dem Jahre 1848. Mit wie schweren Gedanken mag der König dort in dem niedrigen Zimmer mit dem Ochsenauge gesessen haben? Aus dem Ochsenauge sieht man auf den grünen Halbrundvorplatz des Schlosses, auf das Dorf, und auf die Kirche, die dem heiligen Mauritius gewidmet ist. Aber wie köstlich mag dem Könige auch die Stille gedünkt haben, das zarte Schweigen der Abgeschlossenheit, nach dem Toben der Aufregung, dem Wogen des Revolutionsmeers, welches an den Stufen seines Thrones brandete? Neben dem Königszimmer ist auch ein Humboldtzimmer, außer den für Paretz charakteristischen englischen Kupferstichen, hat es noch die Abbildung einer Victoria Regia aufzuweisen. Alexander von Humboldt auch in Paretz! Die Zimmer der Königin Elisabeth gehen nach dem Park, das Wohnzimmer ist mit Lithographien geschmückt, aus dem Ochsenauge hat man einen köstlichen Blick, durch einen Durchhau in dem Park.

Wir erwähnten, daß die Dorfkirche dem heiligen Moritz gewidmet; es ist ein altes Kirchlein, vom Erzbisthum Magdeburg aus gegründet, dessen Patron Sanct Moritz war, und es ist da noch ein altes Glasbild dieses Heiligen, jüngst erst, 1863, durch König Wilhelm wieder hergestellt. Durch Friedrich Wilhelm III. und seine Söhne ist die Kirche übrigens mehrfach gebaut und vergrößert worden. Die Schule ist von Friedrich Wilhelm IV. neu gegründet.

Der jetzige Schloßherr von Paretz, das ehedem den Arnims, den Dyrickes und Blumenthals gehört hat, ist der Kronprinz, der die Erinnerungen an seine Großältern und seinen Oheim pietätvoll pflegt, und öfter ganz plötzlich in Paretz erscheint, dort einige Stunden verweilend, entweder von seiner Gemahlin, oder doch von einigen seiner Kinder begleitet. Als er am 18. October 1866, eben siegreich aus einem großen Kriege heimgekehrt, hierher kam, um seinen Geburtstag in aller Stille zu feiern, da brachte ihm die dörfliche Jugend von Paretz den Erntekranz, so wie sie denselben so manches Jahr seinen Großältern und seinem Oheim Friedrich Wilhelm IV. gebracht. Auch König Friedrich Wilhelm IV. fuhr sonst an seinem Geburtstage gern nach Paretz, bis in der letzten Zeit seines Lebens das bayrische Häuschen auf der Pirschhaide an dessen Stelle trat.

Noch hängen manche dieser Erntekränze im Schlosse zu Paretz; am Erntefest 1802 ließ die Königin Louise die ganze Jugend des Dorfes von fünf bis vierzehn Jahr neu kleiden; das geschah seitdem alle zwei Jahr, erst am 15. October (Friedrich Wilhelm IV.) dann seit 1862 am 18. October, dem Geburtstag des jetzigen Schloßherrn.

Die kleinsten Knaben bekommen also in Paretz schon den „Königsrock" d. h. einen Rock, der sich der Uniform des vierundzwanzigsten Landwehrregiments nähert, die Mädchen russisch grüne Kleider nebst allem was dazu gehört, selbst Schnupftücher, in deren Gebrauch die kleinen Dirnen gewöhnlich erst mühsam unterrichtet werden müssen.

Bei den Erntekränzen hängt aber auch noch eine kleine Fahne mit der Inschrift:

„Wir thun das Heer repräsentiren,
Und kommen Dich*) zu gratuliren:
Hurrah! hurrah! hurrah!
Doch willst Du ferner uns commandiren,
So mußt Du uns erst salariren."

Die Prinzen Carl und Albrecht hatten nämlich aus der Dorfjugend eine regelmäßige Truppe gebildet, an einem 4. October, dem Geburtstage des Prinzen Albrecht, machte der Kronprinz den Knaben diese Fahne nebst Inschrift und schickte sie lachend zur Gratulation und zur Brandschatzung zu seinem Bruder. Friedrich Wilhelm IV. ist 1810 zu Paretz wehrhaft gemacht geworden.

Hier in Paretz hat auch Großfürst Nicolaus — wer hätte das von dem gewaltigen Kaiser, dem furchtbaren Feind der Revolution, gedacht! — den Aufwiegler gespielt; er hetzte nämlich die paretzer Bauerjungen auf die potsdamer Militairwaisenhauszöglinge, die herausgekommen waren, und freute sich gewaltig, als die Paretzer sich lustig der Gewehre der Potsdamer bemächtigt hatten und diese nicht im Stande waren, dieselbe wieder zu erobern. „Bauerjungen doch stärker als Waisenknaben!" rief König Friedrich Wilhelm III. lachend.

Wer den alten König und seine Kinder, auch die verwandten Gäste in Paretz sah, dem mußte klar werden, daß die Königin Louise im Geiste noch mitten unter den Ihren war. Sie lebten so, als müßte sie jeden Augenblick dort aus dem Speisesaal neben ihren Zimmern treten und einem Bauermädchen Früchte von der sehr schlichten königlichen Tafel bringen. Hier sind Friedrich Wilhelm III. die hübschesten Geschichten passirt. Eine Frau, die ihn noch nicht kennt, litt durchaus nicht, daß der König eine Pflaume abpflücke, weil es der Herr Schloßgärtner verboten habe, was den alten Herrn höchlich amusirte; noch schlimmer fast kam er mit einem Knaben an, der ihm auf das gütige Anerbieten einer Pflaume sehr derb antwortete. „Nee, Plumen haben wir alleene genog, wen't noch eene Wientrube wäre!" Der König gab dem naiven Knaben der Trauben zwei. Sein liebster Scherz aber, über den er sich immer wieder freute, war folgender: Die Herrschaften stritten einst bei Tafel über den Geschmack der Ananas, Jeden erinnerte sie an eine andere Frucht; da rief der König einen Bauerknaben von der Dorfstraße herein, hieß ihm die Augen schließen und steckte ihm eine Scheibe Ananas in den Mund. „Wie schmeckt das?" fragte der König.

---

*) Man beachte den characteristischen Accusativ.

„Wie Wurst!" antwortete der Junge unter schallendem Gelächter der Anwesenden.

An dem Abend war's so heiter, wie in den Tagen, da Königin Louise noch sichtbar hier wandelte.

Die Stelle, wo sie an jenem duftigen Maiabend, da sie Paretz zum letzten Male besucht, den Park verließ und den auf der Landstraße harrenden Wagen bestieg, bezeichnete der König durch eine gothische Pforte von Gußeisen; sie hat keine Inschrift, nur ein L. und das Datum „20. Mai 1810" ist ausreichend; mit Dornen aber und Gestrüpp ist die Pforte jetzt geschlossen. Das blauseidene Tuch aber mit Silberstickerei, welches die Königin an jenem Abend trug, liegt als Altardecke auf dem Gottestisch in der Moritzkirche zu Paretz.

Wehmüthige Erinnerungen allein leben und weben jetzt um das Havelufer von Paretz, es mag das Herz wohl weich werden, wenn der Abendstrahl auf die breite Schilfbruchlandschaft fällt, aber es bricht doch gesunde Freude und heiterer Humor immer wieder durch, wie ja auch Friedrich Wilhelm III. und seine Kinder gern heiter mitten in der Erinnerung an die Königin Louise gelebt haben und so wollen auch wir mit einer heitern Erinnerung von Paretz scheiden. Der spanische Infant Don Francisco da Paula — schaudernd erzählt man noch, er sei auf dem Manöver mit einem Maulthier beritten erschienen, da er kein Pferd reiten gekonnt! — war im Jahr 1820 zu Besuch am königlichen Hoflager und kam auch zum Könige nach Paretz. Man nannte sehr artig die Kettenbrücke ihm zu Ehren die Infantenbrücke. Nun, von Infanten wissen die guten Leute in Mark Brandenburg nichts, aber bis zum Elephanten haben sie sich doch verstiegen und darum hat Paretz — eine Elephantenbrücke!

Schloß Stern.

Zur rechten Hand auf dem Wege von Potsdam nach dem Städtlein Teltow, oder wie es eigentlich heißt, Kron-Teltow (es ist das durch seine delicaten Rübchen so hochberühmte Oertchen) liegt das königliche Jagdschloß Stern unter den ersten, mächtigen Bäumen eines überaus stattlichen Waldreviers. Wären die Umgebungen Potsdams nicht so übermäßig reich an landschaftlichen Reizen, so müßte man sich wundern, daß Jagdschloß Stern nur sehr mäßig besucht wird, denn es läßt sich kaum ein freudigeres Waldbild denken, als die grüne, saftige Waldwiese da und die Baumriesen dabei um das rothe Schlößlein Friedrich Wilhelms I., das so neu aussieht, als sei es gestern erst gebaut. Und doch ist es über anderthalb Jahrhunderte alt, wie die Inschrift 1714 unter dem Stern in der Glasscheibe über der Thür des Jagdschlosses besagt.

König Friedrich Wilhelm I. war der letzte der Regenten im brandenburgisch-preußischen Hause, der ein eifriger Waidmann gewesen; Friedrich der Einzige, obwohl er als Kronprinz, wohl aus Respect vor dem ungnädigen Herrn Vater, ein Uebriges gethan, Friedrich Wilhelm II., Friedrich Wilhelm III., Friedrich Wilhelm IV. sind freilich zuweilen auf der Jagd gewesen, aber die eigentliche Passion hat keiner von ihnen gehabt. Erst König Wilhelm hat's Waidhandwerk wieder stärker getrieben und sein Bruder, der Generalfeldzeugmeister Prinz Carl von Preußen hat bis auf diesen Tag für einen sehr eifrigen Jäger gegolten, namentlich hat er die hochfürstlichen Hetz- und Parforcejagden begünstigt, als deren hoher Protector er noch immer umsichtig waltet. Sein Sohn, der Generalfeldmarschall Prinz Friedrich

Carl, der Sieger in so vielen Schlachten, der aber ist ganz und gar wieder ein gewaltiger Jäger vor dem Herrn, gleich dem alten Nimrod geworden und in einem nicht vollen Vierteljahrhundert hat er allein vierhundert Hirsche erlegt, die gut jagdbar. An diesen beiden Prinzen „mit dem grünen Bruch" am Hut, an Vater und Sohn, seinen Enkeln, würde der gewaltthätige Friedrich Wilhelm I. seine besondere Freude gehabt haben. Uebrigens ist auch der preußisch-deutsche Kronprinz ein gefürchteter Jäger, wenn er's Waidwerk jetzt auch nicht ganz so stark mehr treiben mag, wie vor den großen Kriegen.

Es läßt sich eben nicht viel erzählen von dem Jagd- und Lustschloß Stern. Friedrich Wilhelm I. baute es rasch und benutzte es oft. Das fast zierliche Schlößlein hat eigentlich weiter nichts als einen räumlichen Banketsaal für den König und seine nächsten Jagdgenossen aufzuweisen; dieser Saal ist nur mit dem allernothdürftigsten Geräth ausgestattet, verziert lediglich mit etlichen Darstellungen verschiedener Jagdarten und den vier Gehörnen, das letzte von achtundzwanzig Enden, welche der „große Hanns", eine lange Zeit hindurch hochberühmter Hirschkönig jenes Reviers, abgeworfen hat. Leider fiel der große Hanns eines Tages ohne jeden Grund einen armen Schlächtergesellen an und mußte diesen Eingriff in des Königs Gerichtsbann mit dem Leben büßen. Neben dem Saal findet sich noch ein Schlafzimmer des Königs, darin sein enges Bett; eine Küche mit allerlei meist zerbrochenen Leuchtern und Krügen von Töpferzeug und oben eine leere Bodenkammer. Sonst enthält das Jagdschloß nichts weiter.

Freilich ziehen noch allerlei wildherzige, toblustige, streitselige Erinnerungen durchs Haus von jenen Abenden bei Bier und Tabak, an dem der wilde Friedrich Wilhelm hier Rast hielt mit seinen nächsten Jagdgenossen, wobei es dann oft genug ziemlich arg hergegangen sein mag; aber am Tage ist's sonnig und schattig, still und sittig, heiter und laut, denn die hübschen Mädchen von Potsdam spielen Reifen um das Jagdhaus, machen aber sofort auch ein Tänzchen, wenn sich die nöthigen Tänzer finden und gönnen den „Müttern" den ruhigen Genuß der Tasse Kaffée. Daß aber jene wilden Jagderinnerungen an König Friedrich Wilhelm I. nicht ruhen können, das ist die That des Parforcejagdvereins, der hier zuweilen seine festlichen Jagdmahlzeiten hält unter Vorsitz seines hochfürstlichen Protectors, des Prinzen Carl. Da sitzt dann wieder ein Fürst vom Hause Brandenburg oben am Tisch auf dem Stuhl König Friedrich Wilhelms I., er trinkt aus des grimmigen Königs Mundglas, es ist noch da, wenn es auch den Fuß gebrochen hat und mit einem silbernen Stelzfuß versehen werden mußte; aus fröhlichen Jägerherzen klingen da dem Prinzen Carl, wie seinem Ahnherrn, die Waidmannssprüche und Rufe, und die, welche die Sprüche dort wiederholen in der Runde, die Arnim, die Blumenthal, die Ribbeck, die Pfuel, die Löben, die Putlitz, die Redern, die Königsmarck und wie sie alle heißen, das sind ja auch die Söhne von ihren Alten und ihre Ahnherren antworteten einst Friedrich Wilhelm I., wie sie dem Prinzen Carl, dem Herrenmeister von Sonnenburg, den Ruf widergeben.

Und wenn der Wintersturm den Schnee von den Nadeln schüttelt, wenn er grimmig an dies Schlößlein Stern stößt und der Stern von vierzehn Straßen, die strahlenförmig da zusammenlaufen, gänzlich verschneit ist, dann versucht der Prinz-Protector wohl höchst eigenhändig einen „Brandel" zu brauen zur Erwärmung seiner Jagdgenossenschaft; das aber leidet der unwillige, störrige Geist nicht, der im Hause umgeht und die Terrine platzt mit einem bedenklichen Knall, obwohl sie ein Geschenk ist von hoher Hand für den Parforce-

verein. Die Jagdgesellschaft aber geht nicht so laut auseinander als sie gekommen ist. Die Stimmung in Stern ist dann mehr für die Poeten als für die Jäger.

Aber für Jedermann ist die Stimmung, der daher von Gütergötz, dem alten Ort, wo jetzt der Kriegsminister Graf Albrecht Roon den mit Lorbeer reich bekränzten Stuhl seines Alters aufgestellt hat, unter die grünen Bäume beim rothen Stern tritt und dort unter Sonnenglanz und Blüthenduft, unter Lenzeswehen und Vögelschall, am Tische vor dem Waldhause des Kastellans den guten Gesellen aus alt-brandenburgischem Frankenland findet, der dem müden Wanderer von fern schon den Krug mit schallendem Zuruf und kühlem Naß entgegenschwingt. Und es ist auch ein Krug aus König Friedrich Wilhelms I. Zeit, ein Krug von falschem Porcellan, mit falschen Chinesen, aber ächten deutschen Blau-Blau-Blümelein bunt bemalt und ächten deutschen Messingdeckeln geziert.

„Ein Hörnlein hört ich blasen,
Da mußt ich eilig sein,
Als grüßt' mich auf der Straßen,
Ein Fräulein, die war fein!
„Trarah!“ “

Beim Jagdschloß muß auch ein Jagdhörnlein geblasen werden, nach altem Jägerbrauch; so mag denn wenigstens das Hörnlein der alten Ballade erklingen: „Trarah!“ Beim Jagdschloß Stern noch lange freudig: „Trarah!“

Berthold Seemann.

Von **Adolf Ebeling**.

I.

Mußte mich dies arme Arbeiterweib plötzlich wieder an meinen Schmerz mahnen und zugleich an meine Schuld! Sie kam mir vor einigen Tagen auf der Straße jammernd entgegen und rief mir schon von Weitem zu: „Jetzt ist sie doch gestorben! Sie ist todt!“ Sie wollte mir dann den letzten Verlauf der Krankheit ihres Kindes erzählen, aber sie konnte vor überfließenden Thränen nicht zu Worte kommen, sondern jammerte nur von Neuem: „Nun ist sie doch todt!“ Mir durchschnitt es das Herz. Ich hatte das Kind, ein schönes Mädchen von kaum fünfzehn Jahren, noch vor wenig Tagen in der blühendsten Gesundheit gesehen, sogar noch einen Strauß Feldblumen von ihr erhalten, um den ich sie gebeten und den sie in den nahen Festungsgräben gepflückt ... die Blumen standen noch frisch in der Vase, aber die Geberin hatte der schreckliche, unerbittliche Tod in kaum mehr als achtundvierzig Stunden hinweggerafft.

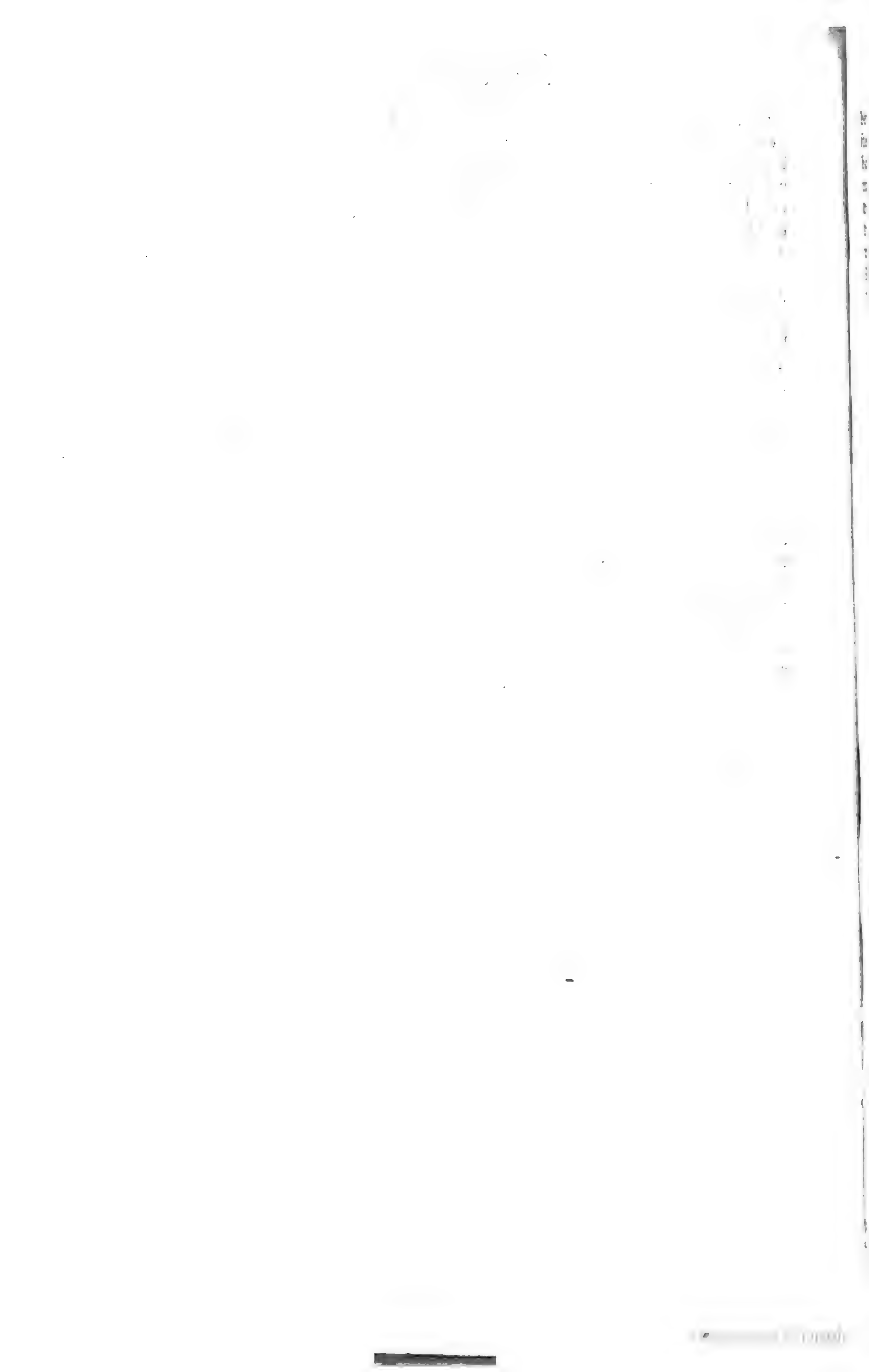
Ich kannte die Leute seit längerer Zeit; sie wohnten mir gegenüber, in einem großen, kasernenähnlichen Hause, das nur Arbeiterwohnungen enthielt. Der Vater war ein Fuhrmann, der sein Brod mühsam verdiente, früh Morgens davon ging und spät Abends heimkehrte. Die Mutter besorgte die kleine Wirthschaft und machte Botengänge in der Stadt um geringen Lohn. Sie hatten nur das eine Kind, eine Tochter, die nun gestorben war. Ich erinnere mich kaum, je im Leben ein so bildschönes und reizendes Mädchen gesehen zu haben. Manchmal scheint es wirklich, als ob die launische Göttin Fortuna sich darin gefiele, in die Hütten der Niedrigkeit und Armuth einzukehren und nach der alten Sage ein neugeborenes Kind mit ihrem goldenen Stabe zu berühren, ungesehen und lächelnd weiterschwebend ... und ein solches Kind ist dann wunderbar bevorzugt vor seines Gleichen, als Mädchen, an Körperschöne und Liebreiz, als Knabe, an seltener Begabung und reichem Talent. Aber dann, wie wenn die Göttin ihr Werk bereute, werden sie auch oft, zarten Blumen gleich, kaum aufgeblüht, wieder geknickt und in das düstere, kalte Grab geworfen — dahin, unwiederbringlich dahin! und die ewige, gewaltige Welle des Tages rauscht gleichgültig und gefühllos weiter und weiter, und schon morgen ist es nichts mehr als etwa ein Blatt, das von den vielen tausend Blättern des Baumes zur Erde fällt und im Winde verweht.

Das Begräbniß war ärmlich, wie stets bei Leuten niedern Standes. Ich war noch am Morgen hinaufgegangen und hatte sie in dem schmalen, tannenen Sarge liegen sehen ... „vier Bretter und zwei Brettchen“. Freundinnen hatten Blumen in den Sarg und auf die Leiche geworfen; sie selbst die schönste Blume: eine reine, weiße Lilie ... der Tod war so schonend über das liebliche Antlitz hinweggegangen, daß er wie Mondlicht auf den bleichen Zügen lag. Schöner ist vielleicht nicht die Tochter Tintoretto's gewesen, als der trauernde Vater sie in der Nacht vor ihrer Bestattung

Seemann.



Berthold Seemann.



beim Lampenschimmer malte und so in wenig Stunden eines seiner herrlichsten Bilder schuf. Die Eltern standen am Sarge und einige wenige Nachbarn, meist Frauen. Zwei ganz kleine Kinder saßen am Boden und spielten mit den herabgefallenen Blumen. Die Mutter schluchzte und jammerte laut, der Vater sagte nichts und fuhr nur von Zeit zu Zeit mit der Hand über die Augen. Er wußte vielleicht nicht einmal, welch' einen seltenen Schatz er verloren. Dann kamen vier Träger; sie grüßten kaum, es war ja ihr tägliches Handwerk . . . sie nagelten hastig, ohne auch nur einen Blick hineinzuwerfen, den Sarg zu, trugen ihn lärmend die steilen Treppen hinab, zogen eine weißwollene, aber keineswegs sehr saubere Leichendecke darüber und schoben ihn dann in den unten bereitstehenden, kahlen, schmucklosen Wagen. Ein Chorknabe mit einem Crucifix ging doch wenigstens vor dem Wagen her. Der Zug bog um die nächste Straßenecke und verschwand, aber der unendlich wehmüthige Eindruck blieb mir noch Tage lang. Hatte doch dies an sich so unbedeutende Ereigniß in meinem Gemüth eine nachtönende Saite angeschlagen und mich, wie ich bereits oben sagte, an meinen eigenen Schmerz gemahnt und zugleich an meine Schuld. An meinen Schmerz: denn auch ich hatte unlängst meinen besten Freund durch den Tod verloren; und an meine Schuld: denn ich hatte noch immer das Versprechen nicht erfüllt, das ich mir damals im Namen des Dahingeschiedenen gegeben, nämlich sein Andenken durch ein kleines, biographisches Denkmal zu ehren.

Mehr als acht Monate habe ich verstreichen lassen, ohne mein Wort zu lösen, obwol vielleicht während dieser ganzen Zeit nicht ein Tag vergangen war, an welchem ich nicht wenigstens einen wehmüthigen Gedanken für den so früh Dahingeschiedenen gehabt; aber die Arbeit und der Drang des Augenblicks, meist unerfreulich und ermattend, gönnten mir die nöthige Muße nicht. Heute will ich denn endlich diese schmerzliche Freundespflicht erfüllen.

* * *

Es war am Sylvesterabend des letzten Jahres. Ich hatte einen kurzen Urlaub erhalten und war seelenfroh, doch wenigstens das schöne Weihnachtsfest nicht in dem tristen, ungemüthlichen Metz zubringen zu müssen, wo man uns noch immer mit scheelen, gehässigen Augen betrachtet und von der einstigen Revanche träumt. Doch lassen wir die Politik und die armen, noch immer nicht zur Besinnung gekommenen Franzosen, die fürwahr unglücklich genug daran sind . . . unglücklich allerdings durch eigene Schuld. Die Bewohner von Metz und Deutsch-Lothringen fangen ohnehin schon an zu merken, daß sie bei dem Tausch nicht verloren haben und daß es sich wol der Mühe verlohnt, Deutsch zu sein, oder doch zu werden — aber, wie gesagt, ich war doch froh, daß ich zum Weihnachtsfest hinüberreisen konnte zu den Freunden am Rhein. Ich achtete auch die mehr als zwölfstündige Fahrt, trotz der Kälte, für gering; bei Bingerbrück gab es eine sonnenprächtige Winterlandschaft mit Schneefeldern und Eisbergen und bei meiner Ankunft in Köln lag noch der letzte Schimmer des Abendroths auf den gigantischen Massen des Doms. Schon in der nächsten Viertelstunde befand ich mich im Kreise der Freunde, natürlich von Fragen bestürmt über die Verhältnisse im neuen Reichslande, und die Damen erkundigten sich sehr besorgt, ob es wirklich wahr sei, daß man in Metz stets mit einem Revolver ausgehen müsse, um sich gegen die an allen Straßenecken auflauernden Franzosen zu schützen. Die Kinder begrüßten den „Onkel" als einen alten Bekannten, der früher so

oft mit ihnen gespielt und sie immer in Schutz genommen, wenn sie für irgend einen losen Streich bestraft werden sollten ... ach, es war freilich kein „Onkel aus Ostindien", aber doch ein guter Onkel, der ihnen herzlich zugethan war und auch allerlei Kleinigkeiten für sie im Koffer hatte. So kam der Weihnachtsabend, der heilige Abend, wo man selbst wieder zum Kinde wird und sich nicht satt sehen kann an dem lichterfunkelnden, gold- und silberblitzenden Christbaum und an der jubelnden Freude der Kleinen. Mein Champagner hatte brillanten Erfolg; ich kam ja so halb und halb aus dem Champagnerlande. Echter Moët, aber in Miniaturfläschchen für Kinder, von denen vier, fünf auf eine ganze Flasche gehen, so daß Jeder für sich knallen und trinken konnte. Einen Rausch hatten sie sich übrigens doch angetrunken, als man sie endlich, nicht ohne Mühe und einige Thränen, zu Bette brachte, aber es war, wie das Fläschchen, nur ein Miniaturräuschchen. O, über die kleinen Taugenichtse! ... Und sei mir nicht böse, lieber Leser, daß ich von solchen Lappalien rede; ich werde weiter unten ernst genug werden.

Die Tage verflossen rasch, leider zu rasch, aber den Sylvesterabend mußte ich noch bleiben und den Neujahrstag auch; ich hätte sonst die bösesten Gesichter, ja, wer weiß, von einigen Freunden wol gar ein Duell bekommen. Am Sylvesterabend sollte überdies, wie das in den meisten Familien Sitte ist, der Christbaum noch einmal angezündet und dann geplündert werden, und da mußte ich doch dabei sein. Und so geschah es auch, natürlich mit obligatem Jubel und Sturm; dem armen Tannenbaum wurde freilich arg mitgespielt, ganz wie seinem Leidensgenossen im Andersen'schen Märchen. Ich hatte mich unterdessen, um mich dem allzu großen Lärm zu entziehen, in ein entlegneres Zimmer begeben und nahm die Kölnische Zeitung zur Hand, die man gerade gebracht. Wie zufällig finde ich bei Durchsicht der einzelnen Spalten unter den „Vermischten Nachrichten" folgende kurze Notiz: „Die Redaction des Journal of Botany, welche sieben Jahre lang in Händen des Dr. Berthold Seemann war, ist nach dem unlängst erfolgten Tode dieses Gelehrten an einen andern deutschen Landsmann, den Dr. Trimen vom Britischen Museum, übergegangen."

Das traf mich wie ein Donnerschlag. Vielleicht ist es manchem meiner Leser schon einmal ähnlich ergangen. Man blättert gleichgültig in irgend einem Zeitungsblatt, sorglos und heiter, und schrickt plötzlich zusammen, bei der Todesnachricht eines uns nahestehenden Menschen, den wir nicht anders als lebensfroh und vollständig gesund gewußt und von dessen Krankheit wir nicht einmal eine leise Ahnung gehabt. Man will Anfangs seinen eigenen Augen nicht trauen; man meint, falsch gelesen zu haben und durchfliegt angstvoll die Unglückszeilen von Neuem, aber es sind immer dieselben kalten, gefühllosen Worte ... es ist nur zu wahr! Dann zerreißt es vor unserm innern Gesicht wie ein Vorhang und die schreckliche Wirklichkeit steht vor uns, sie grinst uns an wie ein Gespenst: todt! todt!

So erging es mir an jenem Abend. Weggeblasen all' die lärmende Freude, an der ich vor wenig Minuten noch aus vollem Herzen theilgenommen, jetzt klang sie mir wie ein schneidender Mißton und der festliche Weihnachtsprunk erschien mir wie bittere Ironie auf meinen Schmerz. Ich ging in mein Zimmer, um wenigstens allein zu sein; ich gehörte ja jetzt nicht mehr in die heitere Gesellschaft. Ich löschte die Kerze und stellte mich an's Fenster und sah hinunter auf die matterleuchteten, schneebedeckten Straßen, durch die nur wenige Menschen hastig hin- und hereilten. Der

Himmel war trübe, kein Stern zu sehen, nicht einer . . . so stand ich lange und weinte bitterlich. Ich hatte meinen besten Freund verloren.

Den meisten meiner Leser dürfte wenigstens der Name Berthold Seemann bekannt sein, und Vielen auch wol seine Werke und seine Bedeutung als Weltumsegler, als wissenschaftlicher Reisender und Naturforscher und auch sonst als Gelehrter und namentlich als Botaniker. Da er aber, obwol von Geburt ein Deutscher*), von seinem zwanzigsten Jahre an in England lebte, auch von dort aus seine sämmtlichen Reisen unternahm, und gleichfalls fast nur in englischer Sprache schrieb, so ist er seinem Vaterlande ferner geblieben, wenngleich sein Hauptwerk: „Die populäre Geschichte der Palmen", auch in deutscher Uebersetzung und in mehreren Auflagen erschienen ist. Sein früher Tod hat ihm ferner die Ausführung größerer literarischer Entwürfe nicht gegönnt, aber er beabsichtigte, in späteren Jahren wieder nach Deutschland überzusiedeln, zu welchem Zwecke er sich bereits im Harz und zwar in der Nähe des romantischen Goslar, ein Besitzthum gekauft hatte.

Diese größeren wissenschaftlichen Arbeiten würden alsdann ein helleres Licht auf die gesammte reiche und in mehr als einer Hinsicht so außerordentliche Vergangenheit des Verfassers geworfen und zugleich dem gebildeten Deutschland die ganze Bedeutung dieses Mannes vor die Augen geführt haben . . . aber das sollte nicht sein.

Ich lernte Seemann im Jahre 1863 in Paris kennen, wohin er in Begleitung seines Freundes Pim**) gekommen war. Wir waren zufällig Table d'hôte-Nachbarn im Grand Hôtel und machten als Landsleute schnell Bekanntschaft. Seemann war eine jener offenen, herzgewinnenden Naturen, denen man sofort gut werden mußte, denn seine äußere Erscheinung und sein ganzes Wesen waren dergestalt sympathisch, daß man sich zu ihm hingezogen fühlte, fast ohne zu wissen, warum. Dabei war sein Benehmen so bewußt und sicher und doch so frei von aller Ostentation, wie es nur bei einem Mann möglich war, der fast alle Meere und Länder der Erde gesehen und bereist hatte. An jenem ersten Tage unserer Bekanntschaft trennten wir uns erst spät nach Mitternacht und ich fühlte schon damals, daß ich einen Freund für's Leben gewonnen hatte. Wir sahen uns darauf täglich und durchstreiften ganz Paris und die Umgegend, wobei ich froh war, den Cicerone machen zu können. Den Capitain Pim hatten wichtige Geschäfte nach Paris geführt. Er wollte sein Project einer Panama-Eisenbahn dem Kaiser vorlegen und erhielt auch durch Vermittelung des englischen Botschafters alsbald eine Audienz in den Tuilerien. Damals waren es noch andere Zeiten, und aus allen Gegenden der Welt kam man nach Paris, um Napoleon III. für irgend eine Erfindung, oder für sonst ein wissenschaftliches oder künstlerisches Unternehmen zu interessiren. Und wahrlich gebietet uns die unparteiische Gerechtigkeitsliebe hinzuzusetzen dies nicht umsonst, denn der

---

*) Seemann war in Hannover am 28. Februar 1825 geboren, ist also kaum siebenundvierzig Jahre alt geworden.

**) Der Fregattencapitain Bedford Pim, gleichfalls Weltumsegler und einer der unerschrockensten „Franklinsucher". Ihm verdankt man namentlich (in Verbindung mit M'Clintock) die Auffindung der letzten Reste des unglücklichen Polarfahrers und die Zusammenstellung des „Terror" wie sie jetzt im Marinemuseum zu London in einem besondern Saale gezeigt werden.

Kaiser, der für alles Neue auf diesem Gebiete die regste Theilnahme zeigte, hat in dieser Beziehung unendlich viel gethan.

Pim war hoch entzückt über den Empfang; der Kaiser hatte ihm mit großem Interesse zugehört und für eine bedeutende Summe Actien genommen; nachher war er auch der Kaiserin vorgestellt worden und er proclamirte sie laut als die schönste Frau, die er je im Leben gesehen. Daß ich ihm gern Recht gab, wird man mir leicht glauben. Wie gesagt, damals waren es noch andere Zeiten.

Von jenem ersten Zusammentreffen an blieb ich mit Seemann, der bald darauf Paris wieder verließ und später eine neue größere Reise nach Central-Amerika und von da nach Ostindien antrat, in steter Verbindung. So lange er sich in London oder sonstwo in England aufhielt, war unsere Correspondenz sehr einfach und bequem; später lagen viele Monate zwischen jedem Briefe, und im Jahr 1865 erhielt ich einmal, kurz vor Ostern, auf einem entlegenen Schlosse in der Bretagne, wo ich damals wohnte, einen Neujahrsglückwunsch von ihm, den er bereits in den letzten Decembertagen 64 abgeschickt hatte, aber vom Cap der guten Hoffnung. Er käme bald zurück, schrieb er, ginge aber erst noch nach Melbourne und San-Francisco und müsse sich auch noch in Caracas aufhalten. Dies „bald" bedeutete noch mehr als sechs Monate.

Endlich sahen wir uns wieder und zwar in einer für Paris überaus glänzenden und bedeutungsvollen Epoche: im Weltausstellungsjahr 1867. Zu jener Zeit stand Paris und mit ihm ganz Frankreich noch auf seinem socialen Höhenpunkte, von welchem es nach wenig Jahren, freilich durch eigene schwere Verschuldung, so schmachvoll herabgestürzt werden sollte — doch wer ahnte das in jenen Tagen! Die Luxemburger Streitfrage, die schon damals den Brand beinahe entzündet hätte, war, noch dazu mit nie dagewesener Schnelle, auf diplomatischem Wege geschlichtet worden und eben in dieser Promptheit erblickte man die sichersten Friedensgarantien. Das furchtbare Drama von Queretaro, jener Markstein für das mehr und mehr schwindende Ruhmblendwerk Frankreichs, stand gleichfalls noch als düsteres Gestirn unter dem Horizonte; man konnte sich also unbesorgt den Freuden und Genüssen des Augenblicks hingeben. Und dies thaten wir auch. So hoch war noch nie in Paris der Luxus und der Schwindel getrieben worden, aber einen solchen Taumelkelch hatte die Hauptstadt der Welt auch noch niemals ihren eigenen Kindern und den von nah und fern zuströmenden Gästen geboten, und die Letzteren zählten Monate lang nach Hunderttausenden und Millionen. Die meisten Monarchen Europa's waren der Einladung Napoleon's III. gefolgt, sogar der türkische Sultan, der bei dem „Friedensfest" im Industriepalast achtspännig fuhr, mit fünf gepuderten Lakaien hinten auf (fünf!) und in der alten vergoldeten Krönungscarosse Ludwig's XVI., die bekanntlich als Rarität in Trianon aufbewahrt und den Fremden für zehn Sous gezeigt wird. Aber der Beherrscher der Gläubigen sah so ungewaschen aus und trug nicht einmal Handschuhe, was ihm die Pariserinnen nicht verzeihen konnten, vorzüglich die Damen der Demi-monde, die so sehr auf „Reinlichkeit" halten.

Vorher war schon der König von Preußen eingetroffen, noch dazu in Begleitung des Kronprinzen und Bismarck's, also ein neuer Beweis, wenigstens in den Augen der Kurzsichtigen, für die glücklich wiederhergestellte entente cordiale mit dem gefährlichen Nachbar.

Ich stand mit Seemann und Pim, die Beide diesmal auch ihre Gattinnen mitgebracht hatten, auf der westlichen Terrasse des Tuilerienparks, wohin wir nur durch Vermittelung der englischen Botschaft gelangt waren, um dem Gartenfest zuzuschauen, das den hohen Gästen und speciell unserm jetzigen deutschen Kaiser gegeben wurde. Seit Menschengedenken hatte man, selbst in Paris, wo doch dergleichen Festlichkeiten nichts Seltenes waren, etwas Aehnliches nicht gesehen; der decorative Vorbau vor dem Palaste reichte mit seiner Florentinischen Freitreppe bis in die zweite Etage hinauf, so daß sich die Herrschaften nach der Tafel vom Marschallssaal direct in den Garten hinabbegeben konnten. Der König von Preußen bot der Kaiserin den Arm: man hatte wol noch nie ein schöneres Paar gesehen; hinter ihm Graf Bismarck in weißer Kürassieruniform im freundlichen Gespräch mit dem Kaiser ... wovon die Beiden wol damals gesprochen haben mögen? ... und als Hofstaat ein Gefolge von schimmernden Uniformen und glänzenden Damentoiletten, das gar kein Ende nahm. Jetzt liegen die Tuilerien in Schutt und Trümmern, als schreckliches Wahrzeichen eines entsetzlichen Bürgerkrieges, und wenn sie auch wieder aufgebaut werden, so dürfte sich dort wol schwerlich eine ähnliche Gesellschaft wieder zusammenfinden. Wenigstens sobald nicht, denn Herr und Madame Thiers, selbst in Begleitung von Fräulein Dosne (excusez!) werden es wol nie dahin bringen.

Unser Rendezvous für den nächsten und alle übrigen Tage war natürlich das Marsfeld mit der Weltausstellung und ihren unzähligen Wundern, und wenn ich auch hier wieder im Innern des Gebäudes, dessen Inhalt ich fast auswendig wußte (ich hatte ja ein dickes Buch darüber geschrieben!) mit Erfolg den Cicerone spielen konnte, so mußte ich dies Amt doch draußen, im sogenannten Park, meinem Freunde Seemann abtreten, denn dort war er in seinem eigentlichen Elemente, und vielleicht nur wenige von den hunderttausend Besuchern, die uns von allen Seiten umgaben, mochten dort so zu Hause sein wie er. Ich widerstehe der Versuchung einer eingehenden Schilderung jener Promenaden, denn es würde mich zu weit abführen von dem eigentlichen Gegenstande meiner heutigen Arbeit, aber einige flüchtige Andeutungen wird man mir schon gestatten. Gehört doch die Pariser Weltausstellung auch für mich zu den reichsten, glänzendsten und großartigsten Erinnerungen meines ganzen Lebens, und von meiner gesammten literarischen Bagage — sie wiegt übrigens nicht schwer, lieber Leser — möchte ich nur dies eine Buch vor gänzlicher Vergessenheit retten. Deshalb noch zwei Worte darüber und auch nur insofern sie sich auf meinen Freund Seemann beziehen. Im sogenannten Park, der den Ausstellungspalast nach allen Richtungen hin und in einer Ausdehnung von ungefähr zwanzig Morgen Landes einfaßte, waren beinahe alle und jedenfalls die interessantesten Völker der Erde durch irgend ein Gebäude, oder durch sonst eine national-eigenthümliche Sehenswürdigkeit vertreten. Eine lebendige Geographie, möchte man fast sagen, so daß man in wenig Stunden die wichtigsten Länder aller Welttheile durchwandern konnte. Erdhütten der Eskimos und Samojeden, türkische Moscheen, egyptische Sphynx- und mexicanische Götzentempel, russische und schwedische Holzhäuser, lustige Wohnungen aus Bambusrohr von Japan und Siam, maroccanische Kaffee- und chinesische Theehäuser und sogar ein chinesisches Theater &c. und fast überall die Eingeborenen des betreffenden Landes in den buntesten und abenteuerlichsten Trachten, mit einem Sprachengewirr, wie zur Zeit des Thurmbaues von Babel ... man hatte noch nie in der Welt etwas Aehn-

liches gesehen. Seemann war aber dort ganz zu Hause und in seinem wahren und eigentlichen Lebenselemente; hatte er doch alle diese Länder in Wirklichkeit Jahre lang bereist, und Sitten und Gebräuche der verschiedenen Völker, bis zu den menschenfressenden Südseeinsulanern, an Ort und Stelle kennen gelernt. Ihm war mithin nichts fremd und neu; im Gegentheil, er traf überall gute Bekannte, und seine geistreichen Erklärungen und Erzählungen ergänzten das Vorhandene in der glücklichsten Weise. Und nun gar im sogenannten Jardin reservé (dessen Anlage allein gegen zwei Millionen gekostet hatte) das große Palmenhaus, diese „Kathedrale aus Glas und Eisen", wo die schönsten und seltensten Bäume und Gewächse fremder Zonen zu sehen waren und sämmtlich in Prachtexemplaren, wie unter dem Tropenhimmel selbst. Am Stamme einer Musa Ensete, deren Riesenblätter so breit waren, daß sie eine ganze Gesellschaft beschatten konnten, von blühenden Orchideen, gleich duftenden Schmetterlingen, und von ausländischen, frei umherfliegenden Wundervögeln umgeben, hatten wir uns ein abgelegenes, lauschiges Plätzchen ausgesucht und plauderten dort von all' den Wundern einer fernen Welt, die uns hier wie durch Zauberschlag plötzlich so nahe gerückt war . . . im Hintergrunde, auf den breiten, glänzenden Kieswegen, spazierten unterdessen die geputzten Herren und Damen zu Tausenden auf und ab, die aus allen Gegenden der Windrose hergereist waren, um das Niedagewesene zu beschauen und zu bewundern. Oder wir begaben uns hinab in die labyrinthischen Tropfsteingrotten, die man unter der Erde und gleichfalls mit ungeheuren Kosten angelegt hatte, und traten an die Aquarien, weitgedehnte, von spiegelhellen Glasplatten umschlossene Teiche, um die Bewohner der Meere und Flüsse zu betrachten, die dort in unzähligen großen und kleinen Massen umherschwammen — und auch hier setzte mein begleitender Freund seine interessanten Erklärungen fort, denn auch dieses Reich lag vor ihm, wie ein offenes Buch. Wer unter den Näherstehenden Deutsch oder Englisch verstand, drängte sich hinzu, und manchmal hatten wir einen ganzen Zuhörerkreis um uns, dem wir uns nur mit Mühe wieder entziehen konnten. Später gingen wir alsdann in irgend ein internationales Speisehaus, in einen russischen, italienischen, amerikanischen oder spanischen Restaurant, denn auch in culinarischer Hinsicht waren auf der Weltausstellung die bedeutendsten Nationen der Erde durch Küche und Keller vertreten . . . in China gab es sogar, noch dazu für einen sündhaften Preis, indianische Vogelnester, die nicht einmal echt waren, sondern aus Fadennudeln und allerlei gehacktem und gewürztem Zeug bestanden, so daß wir sie kaum hinunter bringen konnten. Aber man mußte doch dagewesen sein! Dort fanden wir denn auch die Damen, die unterdessen die Schätze im Innern des Gebäudes bewundert hatten und zwar weniger in den Galerien der Maschinen und Rohstoffe, als in denjenigen Abtheilungen, wo die Krystall- und Bronzewaaren, die Teppiche und Webereien, die Luxusmöbeln und ähnliche Herrlichkeiten ausgestellt waren. Was gab es da zu erzählen, zu besprechen und auch zu wünschen, aber man hätte Krösus' Reichthümer haben müssen, um alle Wünsche von zarten Lippen sofort zu erfüllen. Abends zündete alsdann der Leuchtthurm seine gewaltigen Hohlspiegelfeuer an, die ihre Strahlengarben weit hinüberwarfen in die Elyséeischen Felder und über die Seine mit ihren Brücken bis nach Paris hinein, und tausende von blendenden Lampenkugeln erhellten wie silberne Monde den äußern Rundgang des Gebäudes, wo wir noch bis zur spätesten Stunde auf und ab wandelten, oder uns in irgend

einem romantischen Kiosk an Eislimonade und Sorbet erfrischten. Schöne, unvergeßliche Stunden, die sich am folgenden Tage in gleich heiterm Genuß erneuten . . . doppelt schön und unvergeßlich, weil ich sie mit guten und vortrefflichen Menschen verbrachte, von denen freilich die besten und vortrefflichsten jetzt schon längst in kalter Erde ruhen — denn auch Seemann's Gattin, eine schöne, junge Frau, gleich ausgezeichnet an Geist und Liebenswürdigkeit, ist nicht mehr: sie war ihm anderthalb Jahr früher in die Ewigkeit vorangegangen. Hartes Geschick hienieden, wo man, um sich seines flüchtigen Daseins zu freuen, sich ängstlich an die Gegenwart klammern muß, weil man nie weiß, was die nächste verhüllte Stunde bringt. — Doch genug, genug, wenigstens so weit es die Weltausstellung betrifft, denn aus den „zwei Worten", wie ich oben sagte, sind schon fast zwei Seiten geworden und, wenn ich mich anders gehen lasse, könnten leicht zwei Bogen daraus werden und deshalb kann ich auch den Franzosen und speciell den Parisern nicht so gram sein, wie ich als guter Deutscher eigentlich von Rechtswegen sollte, weil sie uns damals dies wunderschöne, großartige Schauspiel boten, freilich nur als ein letztes schimmerndes Scheinbild ersterbenden Glanzes und schwindender Größe. Damals dachten wir natürlich an dergleichen Eventualitäten nicht; waren wir doch selbst etwas von dem allgemeinen Taumel angesteckt, so daß wir einen Propheten, der uns möglicherweise die nach kaum drei Jahren sich erfüllende schreckliche Zukunft von Paris vorhergesagt hätte, verlacht haben würden. —

Die englischen Freunde reisten bald darauf zurück, aber diesmal war es keine Trennung, denn es war mir endlich vergönnt, eine schon oft wiederholte Einladung Seemann's zu einen Besuch in London anzunehmen. Für mich, der ich noch nie in London gewesen, eröffnete dies eine neue Welt.

Also nach London! Mein lang gehegter, sehnlicher Wunsch sollte endlich in Erfüllung gehen und noch dazu unter so erfreulichen, günstigen Auspicien. Schon die Ueberfahrt von Boulogne nach Folkestone war herrlich: prächtiges Wetter, das Dampfschiff wie ein elegantes Hôtel und, trotz der großen Frequenz, keine allzu zahlreiche, aber sehr angenehme Reisegesellschaft. Unsere Damen hatten sich nach englischer Sitte in den Salon zurückgezogen, der Capitain Pim hatte bereits einige Londoner Freunde gefunden; ich saß mit Seemann vorn am Bugspriet und schaute hinaus auf die weite, strahlende Wasserfläche, die wie flüssiger, grüner Krystall sanft aufwallte, wenn unser Schiff seine blitzenden Schaumfurchen hindurchzog und sich alsbald wieder zum Spiegel glättete, weit hinausragend in die unendliche Ferne. Auch in mir lebte das Jugendbild einer frühern Seereise mit hellen Farben wieder auf; freilich meinem Freunde gegenüber, der zweimal die Reise um die Welt gemacht hatte, durfte ich von meinem kleinen „Ausfluge nach Brasilien" nur sehr bescheiden reden, aber er versprach mir doch, mich in London in den bekannten Travellersclub einzuführen, wo statutenmäßig nur Denjenigen der Zutritt gestattet wird, welche die Linie passirt und wenigstens tausend Meilen zur See gemacht haben.

Am südwestlichen Horizont war bereits das letzte französische Wahrzeichen, die hohe Ruhmessäule von Boulogne, verschwunden — jenes Monument, das Napoleon I. zum Andenken an das dortige große Lager, von wo aus er im Jahre 1805 ein Heer nach England übersetzen wollte, erbauen ließ (bei welcher Gelegenheit er auch den Orden der Ehrenlegion stiftete); aber der Sieg Nelson's bei Trafalgar machte den tollkühnen Plan zu Schan-

den — und schon tauchten nordöstlich wie milchweiße Streifen die Kreidefelsen der englischen Küste herauf und wuchsen zusehends mit jeder Viertelstunde, bis endlich, nach kaum zwei Stunden, das ganze malerische Ufer im Sonnenglanz vor uns lag, einzelne Zacken und Spitzen blendend, wie frischgefallener Schnee und somit dem schönen Namen Albion volle Ehre machend. Hunderte von Segeln groß und klein durchkreuzten nach allen Richtungen hin die Wasserfläche, und als wir in den kleinen Hafen von Folkestone einliefen, standen zu beiden Seiten auf den Terrassen des Hafendammes eine Menge Zuschauer, Viele mit wehenden Taschentüchern und manches echt-englische Gesicht darunter. Nach weiteren vier Stunden stiegen wir bereits in Charing Croß, also in London selbst, aus dem Waggon und ein flinkes Cab brachte uns durch ein lärmendes Wagen- und Menschengewühl und durch unendliche Straßenlabyrinthe nach Islington, in Seemann's Wohnung.

Natürlich kann es nicht in meiner Absicht liegen, hier eine Beschreibung von London zu geben .... ich lächle fast über diese naive Aeußerung, als wenn sich das so leicht thun ließe, wie man etwa ein Feuilleton schreibt; aber einige flüchtige Notizen, namentlich über den ersten Eindruck meines Aufenthalts, wird mir der freundliche Leser schon gestatten, und auch dies nur, weil sich dieselben doch immer direct oder indirect auf meinen verstorbenen Freund beziehen. Mit ihm stand ich nämlich am nächsten Morgen auf der London Bridge, also so recht mitten im Centrum der „Riesenmetropole an der Themse" und schaute nicht erstaunt, sondern betäubt hinein in das auf- und abwogende Chaos von Menschen und Wagen, von Häusern und Schiffen, so unermeßlich, so grenzenlos, wie wenn alle Städte des Erdballs auf diesem einzigen Punkt vereinigt wären. Selbst für mich, der ich aus Paris kam und als alter Pariser natürlich meinte, gegen das nil admirari vollständig gewappnet zu sein, selbst für mich war dieser Anblick überwältigend, denn so groß, so gigantisch, so unendlich hatte ich mir London doch nicht gedacht ... und auch jetzt, wo ich dies schreibe und wo das unvergeßliche Bild wieder erinnerungsvoll vor meiner Seele steht, suche ich vergebens nach anderen mehr zutreffenden Worten und finde nur die gewöhnlichen Ausdrücke. Sogar der gute prosaische Bädeker, der doch sonst immer nüchtern und objectiv bleibt, was ihm übrigens von seinem Standpunkte aus, der mir freilich nicht zusagte, als Verdienst anzurechnen ist, läßt sich hier zu der Aeußerung hinreißen: „beschreiben kann man so etwas nicht; man sehe und staune!"

(Schluß im nächsten Heft.)

Ein deutscher Erfolg in Amerika.

Ole Bull, den Westen der Vereinigten Staaten bereisend, befand sich im Februar 1870 auf dem Ohiodampfer „Amerika", der stromaufgehend in finsterer Nacht mit einem thalwärts fahrenden Dampfer so heftig zusammenstieß, daß beide Fahrzeuge augenblicklich zu sinken begannen und die Passagiere eben nur Zeit hatten, aus ihren Betten zu springen und, sauve qui peut, das nahe Ufer von Kentucky zu erreichen. Ole Bull war unter den Letzten, die in die eisigen Fluthen sprangen. Nur halb angezogen erreichte er theils schwimmend, theils watend den rettenden Strand. Hoch über seinem Haupte aber hielt er jene Geige, deren Töne nie vergißt, wer sie ein Mal unter des prachtvollen Alten Händen aufleben hörte. Nichts als sie hatte er geborgen. Selbst ein warmes Kleidungsstück, das ihn im Schwimmen gehindert hätte, hatte er wieder abgeworfen, nur um seinen Cremoneser Schatz, von den Fluthen unberührt, zu retten. Einer der am Ufer Stehenden sprach unverhohlen sein Staunen über diese Rücksichtslosigkeit des Künstlers gegen sich selbst bei so übermäßiger Rücksicht für sein Instrument aus. „Sie bleiben doch", rief er, „was Sie sind: jener einzige Künstler, den uns der Himmel gab. Eine Violine" — „Glauben Sie?" unterbrach ihn der Meister. „Ich denke anders. Mein Talent vom Himmel — aber meine Geige von Straduari!" und zärtlich drückte er das geliebte Instrument gegen die Brust.

Was jener Beherrscher des Bogens von seiner Straduarigeige sagte — hat der Clavierspieler weniger Grund, es von dem Piano zu sagen, welches, ausgerüstet mit allen Vervollkommnungen des heutigen Tages, sich zum willfährigsten Interpreten seines musikalischen Wollens und Könnens darleiht? Es liegt uns hier fern, Vergleiche zwischen den Fortschritten anzustellen, welche der Clavierbau hüben und drüben gemacht; nur so viel steht fest, wenn wir die große New-Yorker Firma Steinway nennen, daß diese zum Grund und Boden ihrer Thätigkeit die neue Welt hat, Amerika, in welcher Alles, was tüchtig und ausgezeichnet ist, in das Kolossale wächst.

Die Steinways — die Firma ist „Steinway und Söhne" — haben es nicht nur verstanden in ihrem Beruf für sich selbst Ansehen und Reichthum zu erwerben, sie haben auch dem deutschen Namen in Amerika im Allgemeinen zu jeder Zeit höchste Ehre gemacht und von nicht vielen Eingewanderten gilt in so hohem Grade, was von ihnen gilt: daß ihr Erfolg auf dem fremden Boden ein Erfolg des Deutschthums auf demselben überhaupt ist. Und in wie kurzer Zeit wurde dieser Erfolg davon getragen! In wie kurzer Zeit wurde der Weg von einem ganz geringfügigen, nicht einmal selbstständigen Anfange bis zu dem heutigen, jede Concurrenz nahezu ausschließenden Flor des Hauses mit seinem gigantischen Fabriketablissement, seinem Marmorpalast mit dem ersten Concertsaal des amerikanischen Continents, seinem Umsatz von anderthalb Millionen per Jahr und der im Kunst- wie im socialen Leben gleich hervorragenden Stellung seiner einzelnen Mitglieder zurückgelegt! In fünfzehn Jahren! Welch' eine geringe Spanne Zeit für den Ausbau eines solchen Geschäfts! Seit 1865 ist das Steinway'sche Etablissement, was es heutigen Tages ist, und doch war erst 1851 das erste Instrument mit seiner Signatur in den schon zu jener Zeit äußerst lebhaften Pianofortemarkt gekommen, nachdem das damalige Haupt der Familie und der Gründer des Hauses, der 1870 verstorbene Heinrich Steinway, ein Jahr vorher eingewandert war. Er hatte, ein geborener Braunschweiger, seinerzeit

in Goslar als Tischler und Orgelbauer begonnen, später in Braunschweig eine Pianofortemanufactur errichtet und dieselbe mit einem guten Erfolg bis zu seiner Emigration betrieben. Der Gedanke, in Amerika ein größeres Thätigkeitsfeld zu suchen, mochte dem vorwärtsstrebenden Manne zum Theil durch die kleinen Verhältnisse seiner Heimatsstadt, zum Theil aber auch durch das Vollgefühl seines Könnens längst nahe gebracht worden sein. Im Jahre 1850 führte er den Gedanken aus. Mit geringem Capital, aber mit einem Schatz von Thatkraft — außer ihm selbst durch vier im eigenen Fach erzogene Söhne repräsentirt — kam er, das heimische Geschäft einem fünften, dem ältesten Sohne, überlassend, nach Newyork. Die ersten Schritte galten der Ergründung und Aneignung der neuen Verhältnisse. In einer fremden Fabrik wurde der Anfang gemacht, und erst als auf diese Weise das Wesen des amerikanischen Clavierbaues genau kennen gelernt worden war, wurde 1853 das erste kleine Etablissement auf eigene Rechnung errichtet. In einem unscheinbaren Hinterhause einer unscheinbaren Straße fertigte der von den Söhnen als Gehülfen umgebene Meister Heinrich Steinway ein Instrument per Woche, aber schon damals dieses eine stets ein tadelloses Werk. Zur Trefflichkeit ihrer Leistungen gesellte sich vom ersten Moment als mächtiges Förderungsmittel ihrer Unternehmung die in den vorhergehenden Jahren erworbene Newyorker Geschäfts- und Localkenntniß, zur gediegenen Production das Geschick, den entsprechenden Absatz zu sichern, und ehe zwei weitere Jahre verflossen, nahm ein eigenes geräumiges, dem Broadway nahe gelegenes Gebäude die junge, jetzt aber schon bekannte und anerkannte Firma auf. Dann kam der erste große öffentliche Erfolg. Die internationale Newyorker Ausstellung des Jahres 1855 brachte ihn in Gestalt des ersten Preises, der, in einer goldenen Riesenmedaille symbolisirt, den deutschen „Eindringlingen" eben so viele Angreifer, wie den deutschen „Meistern ihres Faches" begeisterte Anhänger zuzog. Die Presse, in Amerika der ein Jedes und Alles bewegende Hebel, griff für und wider sie ein. Man stritt, zankte und raufte für, respective gegen sie. Sie waren plötzlich die Männer des Tages, und mehr als das, zu immer glänzenderen Leistungen gespornt, gingen sie siegreich aus allen Controversen hervor. Ihre Claviere waren das „Hic Rhodus, hic salta", das sie den Gegnern entgegen hielten, und wenn auch diese nicht, so wollte doch bald die ganze übrige Welt nur noch nach dem mächtigen Tone derselben tanzen. So wurden sie nicht nur bekannt, sondern auch berühmt, und schon 1858 konnten sie das riesige Etablissement planen, welches, heutigen Tages einen kleinen Stadttheil im obern Newyork für sich bedeckend, unter dem Namen von „Steinway's Mammoth Piano Factory" zu den Wundern der Metropole gehört.

Ein flüchtiger Blick auf das Etablissement, wie es sich den Blicken des Besuchers darstellt, wird für den Leser der alten Welt um so interessanter sein, als ihm innerhalb der Grenzen der letztern keine Gelegenheit geboten ist, etwas auch nur annähernd Aehnliches zu sehen. Das fünfstöckige Hauptgebäude hat bei einer Tiefe von mehr als 40 Fuß eine Front von 201 Fuß nach der vierten Avenue, einer der hauptsächlichsten von jenen zwölf Meilen langen Pulsadern, die das obere Newyork seiner ganzen Länge nach durchschneiden. Die dem Hauptbau an Höhe gleichen Seitenflügel messen je 145, so daß, noch die weitere Verlängerung eines dieser Flügel von 100 Fuß hinzugerechnet, sich eine ununterbrochene Gesammtfront von 631 Fuß ergiebt. Zahlen sprechen immer am Besten, bleiben wir daher bei den Zahlen. Die

gesammten Räumlichkeiten dieses industriellen Kolosseums würden, auf einer Fläche an einander gereiht, ein Terrain von 160,480 Quadratfuß einnehmen, während in dem 40,000 Quadratfuß bedeckenden Haupthof zu allen Zeiten Holzvorräthe im Betrag von drei Millionen Kubikfuß aufgeschichtet liegen. Davon könnte man eine kleine Stadt bauen, wenn man es nicht vorzöge, Pianos für alle großen und kleinen Städte des amerikanischen Continents davon zu bauen. Vier Dampfkessel entwickeln die Kraft von 320 Pferden und setzen 109 verschiedene der Menschenarbeit zu Hülfe kommende, oder dieselbe remplacirende Maschinen in Thätigkeit. Die Röhren allein, welche den zur künstlichen Trocknung des Holzes bestimmten Dampf fortleiten, würden aneinder gelegt eine Länge von 70,000 Fuß, d. h. von nahezu drei deutschen Meilen haben. Fünf Maschinen sägen und spalten die verschiedenen Hölzer, darunter eine, die mit einer Kreissäge von 1200 Umdrehungen in der Minute und sonstigen Vorrichtungen die Arbeit von 27 Menschen versieht. Eine andere Kreissäge vollendet 3200 Umdrehungen in der Minute, eine dritte 2400. Durch sie und alle die mit ihnen in Verbindung stehenden Mechanismen wird im Ganzen die Handarbeit von 500 Personen gethan. Diese Daten mögen, ohne daß hier auf die Fabrikation und ihre Details, die, in verschiedene Departements getheilt, unter der directen Aufsicht der Mitglieder des Hauses selbst steht, näher eingegangen wird, einen Begriff davon geben, in welchen Dimensionen sich diese Fabrikation bewegt. Im vorigen März verließ das fünfundzwanzigtausendste Instrument, ein mit allen Patenten und Verbesserungen, in deren Besitz sich die Firma befindet, ausgestatteter $7^1/_2$ octaviger Concertflügel, die Fabrikräume. Seitdem sind ihm per Woche nahezu hundert weitere Instrumente aller Gattungen, Flügel, Claviere und Pianinos gefolgt und selbst der große, fast Monate währende Ausstand der Pianofortearbeiter, welcher die Newyorker Clavierbauer jüngst heimsuchte, vermochte diese immense Production nicht zu beeinträchtigen.

Ihren in den ersten sechziger Jahren ausgeführten kolossalen Fabrikbauten gesellten die Steinways im Jahre 1865 einen andern Bau hinzu, durch welchen sie nicht nur die entsprechenden Verkaufslocalitäten im Centrum der Stadt gewannen, sondern auch dem Newyorker Musikleben den örtlichen Mittelpunkt gaben, der demselben bis dahin gefehlt hatte: Steinway Hall mit seinem berühmten Concertsaal. An der vierzehnten Straße, in der unmittelbaren Nachbarschaft der Academy of Music, des großen Newyorker Opernhauses, und von Irwing Hall gelegen, steigt der durch seine prachtvolle Marmorfront palastartig von seiner Umgebung sich abhebende Bau empor. Die großen Räumlichkeiten des Erdgeschosses werden von den Verkaufslocalitäten, in denen zu jeder Zeit eine Auswahl von 60 bis 100 Instrumenten vorräthig ist, eingenommen. Im Oberstock, und zwar in der Tiefe des Gebäudes, befindet sich die Halle, seit ihrer im October 1866 erfolgten Eröffnung die ausschließliche Heimstätte des Concertlebens der amerikanischen Metropole.

Durch nichts haben unsere Landsleute, nachdem sie kurz vorher für ihre Instrumente in London (1862) den ersten Preis erhalten hatten und zu einer Zeit, da sie eben im Begriff waren eine gleiche Auszeichnung in Paris (1867) zu empfangen, in schlagenderer Weise, als durch dieses Unternehmen den Beweis zu liefern vermocht, wie schön sie ihre Mission erkannten, die schon damals längst über den bloßen Bau mustergiltiger Pianos hinauszugehen begonnen. In dieser, bei einer Länge von 123 und einer Breite von 75, in der Höhe 42 Fuß messenden, als ein Meisterstück der Akustik anerkannten

Halle hat seitdem Alles, was von musikalischer Bedeutung auf dieser Seite des Oceans vor das Publicum getreten ist, seine Feuerprobe bestanden, empfing es seine amerikanische Weihe. Euphrosyne Parepa, Christina Nilsson, Theodor Thomas mit seinem wunderbaren Orchester und seinen Musteraufführungen Beethoven'scher und Wagner'scher Musik, Ole Bull, Vieuxtemps, Carlotta Patti, Anna Mehlig und Marie Krebs — sie Alle haben in ihr die schönste Stätte gefunden, um mit ihrem Talent und ihrem musikalischen Können nach Tausenden zählende Auditorien hinzureißen. Und jetzt ist auch der Größte unter den Großen, ist auch Rubinstein gekommen, um im Verein mit Henry Wieniawsky im Lande der Yankees eine Musikrevolution hervorzurufen. Am 23. September gab er sein erstes Concert. Der Erfolg war ein enormer, selbst Jene schier beängstigender, die es doch gut hießen und selber in den bacchantischen Jubel mit ausbrachen, welcher den Steinway'schen Marmorbau nach jeder Nummer von Rubinstein's erstem Programm durchtobte. Es giebt keinen Künstler, der sich seines Hörers in despotischerer Weise bemächtigt, der gewaltsamer unterjocht, der mehr imponirt wie er. Mit Programmen von einer Wucht, wie sie hier bisher von einem einzelnen Künstler nie gewagt wurden, tritt Rubinstein vor das amerikanische Publicum. Ein zu diesem Heruntersteigen, Etwas, das auch nur annähernd wie eine Concession aussähe, kennt er nicht. Und doch setzt er es durch. Doch zwingt er sie zu sich herüber, begeistert, rührt und elektrisirt die Elite wie die Masse mit Kunstleistungen, mit denen hier zu Lande jeder Andere unrettbar scheitern müßte. Allerdings ist durch Thomas seit Jahren der musikalische Sinn der Newyorker im Allgemeinen, und was das Clavier anbelangt durch Anna Mehlig im Besondern zum Bessern gebildet worden. Doch das ändert an Rubinstein's Erfolg nichts und stößt die Thatsache, daß im Newyorker Concertleben durch sein Erscheinen eine neue Epoche bezeichnet wird, in nichts um. Es ist unmöglich, von seinem Triumph Etwas hinweg zu deuteln, unmöglich, Erklärungen dafür zu finden, die außerhalb des Künstlers und der Gewalten liegen, über die er gebietet. Die amerikanischen Kunstfreunde aber mögen es in erster Reihe William Steinway, dem gegenwärtigen Chef des Steinway'schen Hauses, Dank wissen, daß er nicht nur durch Rubinstein's Ausrüstung mit den kolossalsten Instrumenten, auf denen dieser Riese sich noch je getummelt, sondern auch durch Hinwegräumung so mancher anderen Schwierigkeiten, die dem Impresario Grau allein zu bewältigen wol nie gelungen wäre, das Erscheinen des Meisters auf der westlichen Hemisphäre theils erst ermöglicht hat, theils es mit der wünschenswerthen äußern Glorie umgiebt. Ein Theil des Ruhmes von Rubinstein's äußerlichem Erfolg mag ihm immerhin gutgeschrieben werden, ohne daß dadurch dem Künstler selbst im Geringsten nahe getreten wird.

Wer allerdings nach Rubinstein noch gastlich bei uns erscheinen soll, das ist eine andere Frage — ist eine Frage, welche selbst Steinway'scher Unternehmungsgeist nicht zu beantworten vermögen wird. Dies weiß man in Amerika auch recht wohl, und schon aus diesem Grunde giebt sich der Enthusiasmus für Rubinstein, da man ihn ein Mal hier hat, um so wilder und alle bisherigen Schranken übersteigender, schickt man sich um so entschlossener an, ihm einen Triumphzug zu bereiten, der bestimmt ist, auf dem Boden der neuen Welt das Bild jener Rundreise zu erneuern, auf welcher Liszt seinerzeit Besitz von der alten Welt ergriff! Udo Brachvogel.

Die Brüder.

Erzählung von M. Reinow.

I.

Der rothe Widerschein der untergehenden Sonne säumte den westlichen Horizont; die beiden schwerfälligen Hauptthürme über der griechischen Façade des durch seine erhöhte Lage weitragenden Domes malten ihre Umrisse in ein glänzendes Farbenspiel hinein, dessen Licht die schmutzigen Giebelreihen der weit und lang sich um ihn ausdehnenden Wallischei verklärte. Auch die ernste Stadt Posen, die jenseit der schmalen, grauen Holzbrücke ihre ansehnlicheren Straßen aufbaut, lag fast heiter da im Abendstrahl, und mancher altersgraue und verödete Palast, der im Innern keine festlichen Kerzen mehr anzündet, prahlte mit hellglänzenden Fensterfronten. Es war in der schönsten Zeit des Jahres. Die Wiesen und die dicht mit Laubholz besetzten Abhänge der Festungswerke, an denen vorüber die Warthe ihren Lauf nimmt, nachdem sie die düsteren Mauern hinter sich zurückgelassen, prangten im herrlichsten Farbenschmuck und Wald und Wasser, Dom und Stadt wetteiferten die Reize des malerischen Landschaftsbildes zu vervielfältigen, zu welchem sie sich vereinigt hatten.

Unweit der auf grüner Anhöhe sich erhebenden ehrwürdigen St. Adalbertkirche fällt die Vorstadt St. Adalbert zu den mit dammartigen Pappelalleen umgebenen Flußwiesen ab. Wenige Schritte davon, außerhalb des dort befindlichen Festungsthores, herrschte reges Leben am Ufer und auf dem Wasser. Holzflöße bedeckten weit und breit den Strom. Sie waren so eng zusammengeschlossen, daß ihre Führer bequem miteinander verkehren konnten. Vor jeder ihrer kleinen, dachförmigen Strohhütten, dem einzigen Obdach des Flößers auf seinem weiten Wasserwege, brannte je ein kleines Feuer zur Bereitung des Nachtmahles, und so weit das Auge reichte tanzten die Flämmchen bald heller, bald schwächer auf ihrer Planke, wie Irrlichter im Vergleich zu dem rothen Gluthstreifen der untergehenden Sonne. Mit ihren schwarzen Kochtöpfen beschäftigt kauerten hier braune Gestalten um die Feuer, während Andere dort in seinem Scheine schon die fertige Mahlzeit verzehrten. Andere auch trugen ihre Geschirre zusammen und befriedigten, unter lebhaften Geberden essend und schwatzend, ihren Trieb zu geselliger Unterhaltung. Auch war Besuch erschienen, Dirnen von St. Adalbert und dem jenseit des nahen Kronwerks gelegenen Dorfe Winiary in ihren kurzen weitabstehenden Röcken mit buntbebänderten Schürzen und Mützen; junge Bursche, klein von Gestalt und schwarz

von Haaren, in blauen Leinwandröcken oder Schafpelzen, welche sie zu Ehren der wärmern Jahreszeit umgekehrt trugen. Mit Gewandtheit sprangen sie von Bohle zu Bohle, um mit ihren Bekannten zu sprechen oder ihnen eine Gabe zu spenden als Leckerbissen für ihre Tafel, etwa einen kleinen Laib frischen Brodes, für den polnischen Bauer oder Flößer ein seltenes Labsal; seine Mahlzeit besteht aus Kraut, das, wenn es hoch kommt, gesotten, und wenn es köstlich ist, mit Kartoffeln verspeist wird.

Rechter Hand saß auf einer umgekehrten Tonne ein Musikant und blies schwermüthige Melodien auf seiner Flöte, seine langausgehaltenen Töne beherrschten die verhallenden Stimmen ringsum. Vor ihm lagerte eine bunte Gruppe, deren Aufmerksamkeit und Beifall ihn erfreute. Nach und nach ging er zu fröhlicheren Weisen über, auch die Zuhörer äußerten sich lebhafter, zuletzt sprangen die jungen Paare auf und tanzten auf den querübergelegten Dielen eines benachbarten Flosses zu den Tönen der Mazurka, welche soeben begann.

Dies Alles sah für den oberflächlichen Beobachter recht friedlich, geschäftig und harmlos fröhlich aus; auf der am Abhange etwas höher dahinziehenden Landstraße ging Mancher zufällig vorüber, der, dieses Treibens nicht ungewohnt, dem heitern Bilde da unten kaum einen Blick gönnte, und dennoch gährte der Haß und tobte die Leidenschaft in allen diesen äußerlich so alltäglichen Arbeiten und unschuldiger Erholung nachgehenden Menschen. Es war um das Jahr 1831. Im Königreiche wütheten blutige Kämpfe zwischen den Soldaten der neuproclamirten Republik und den Armeen des russischen Kaisers, und alle Gedanken und Gefühle der vom Vaterland abgetrennten Polen waren mit fieberhafter Spannung auf deren Verlauf und Ausgang gerichtet. Zwar waren durch die Umsicht und Wachsamkeit der preußischen Regierung seit dem Ausbruch der Revolution im vorigen Jahre alle Pläne zur eigenen, offenen Empörung schon im Keime erstickt und mancher Tollkopf büßte seine Begeisterung irgend wo zwischen fernen Kerkermauern; aber desto heißer brannte im Geheimen die Begierde, die kämpfenden Brüder jenseit der Grenze zu unterstützen und ihnen mit Rath und That zu Hülfe zu eilen.

Deshalb würde es auch dem tiefer Blickenden nicht leicht entgangen sein, daß die Ankunft der Flößer diesen Abend mehr als gewöhnliche Theilnahme erregte, daß die lodernden Augen, die heftigen Reden, die ausdrucksvollen Geberden der Leute kaum der heitern Veranlassung entsprachen, welche sie zusammengeführt; er würde ferner bemerkt haben, daß auch die Gruppen in beständigem Wechsel begriffen waren und sich fortwährend erneuerten. Die Einen verschwanden, die Andern tauchten auf, man konnte nicht verfolgen wohin und woher? Ja, es schien, als ob Tanz, Musik und Unterhaltung für Jedermann nur den Vorwand abgäben, zu bleiben und zu warten, bis seine Zeit gekommen sei.

Etwa hundert Schritte stromabwärts unterbrach ein großer, mit schweren Holzklötzen beladener Warthekahn die Reihe der Flöße. Er

war einige Stunden vor ihnen an Ort und Stelle angelangt und mittelst einer eisernen Kette an einen der alten Baumstämme befestigt, welche den am Ufer entlang führenden Leinpfad besetzen. Ein schmales Bret verband sein Cajütendach mit dem Lande. Der alte Schiffer lehnte müßig an demselben Stamm, an welchem sein Fahrzeug festlag. Er trug hohe Stiefel über seinen Beinkleidern, sein graues Camisol war aufgeknöpft und das blaue Halstuch nur lose unter den Hemdkragen geschlungen. Sein Haupt bedeckte die viereckige, mit schwarzem Lammfell besetzte Mütze, welche unter dem Namen „Confederatka" für die Nationaltracht der Polen gilt. Tief herabfallendes, weißes Haar umgab sein fein geschnittenes Gesicht, aus dem zwei schwarze Augen in düsterm Feuer loderten. Dies und seine stolze Haltung waren vielleicht die Ursache, daß seine Erscheinung im Vergleich zu seiner Lebensstellung und seiner Kleidung etwas Auffallendes hatte.

Obgleich er mit gut gelungener Unbefangenheit das Leben auf dem Flusse betrachtete, so mußte er doch eine Hauptrolle in allen diesen Vorgängen zu spielen haben; denn wenn in kurzen Zwischenräumen zwei, drei oder mehr Personen an das Land stiegen, so schlugen sie gewiß den Weg nach der Stelle ein, wo er stand. Er flüsterte dann einige Worte mit ihnen, sie verschwanden auf wenige Augenblicke in dem Innern des Kahnes, zerstreuten sich sogleich eiligst nach verschiedenen Richtungen und verbargen schwere Gegenstände sorgfältig unter ihren Kleidern.

Die Sonne war inzwischen sammt ihrem rothen Widerscheine vollständig untergegangen, die Umrisse des fernen Domes verloren an Deutlichkeit, es fing an zu dämmern. Auf den Flößen wurde es stiller. Die Bewohner des festen Landes hatten sich nach und nach entfernt, die müden Schiffer streckten sich zur nächtlichen Ruhe in ihren Strohhütten aus, nur noch einzelne verspätete Nachzügler schlichen um den Kahn herum, bis auch diese verschwanden.

„Lisinka!" rief der Alte, der noch immer unbeweglich an demselben Platze stand.

Auf dem schmalen Landungsbrete erschien alsbald ein Mädchen, welches bis jetzt im Innern des Fahrzeuges eines geheimnißvollen Amtes gewartet.

„Es ist Alles nach Euren Angaben geschehen, mein Vater", sagte sie leise; „gepriesen seien die Heiligen, die kostbaren Schätze, welche wir hergebracht, sind in sicheren Händen geborgen."

„Morgen früh schiffen die Knechte die andere Ladung aus", erwiederte der Vater in gleichem Flüsterton, „doch bleiben sie mit dem Kahn am Ufer liegen, bis wir ausgerückt sind. Es ist nur, um uns auf alle Fälle eine Zuflucht zu sichern."

„Und was wird aus mir", fragte Lisinka gedankenvoll, „wenn das Unternehmen gelingt?"

„In dem ehemaligen Kloster der Benedictinerinnen am alten Markt", lautete die Antwort, „wohnt mir eine Verwandte, eine frühere Aebtissin des Ordens, sie nimmt Dich auf. Hole mich später vom

Pfarrhause auf St. Adalbert ab, so geleite ich Dich dorthin. Jetzt lebe wohl."

Lisinka war ihrem Vater behülflich den kurzen Rock, welchen sie am Arme trug, mit seiner Schifferjacke zu vertauschen, dann ergriff sie seine Hand und drückte sie an ihre Lippen.

„Die heilige Jungfrau segne auch ferner Eure Entschlüsse und Handlungen", rief sie mit Inbrunst, „ich werde thun, was Ihr mir befohlen habt!"

Er ging. Sinnend sah sie ihm nach, bis seine Gestalt immer mehr und mehr ihren Blicken entschwand. Es prägte sich derselbe Zug des Adels, der den Vater auszeichnete, auch in der Gesichtsbildung und den Bewegungen der Tochter aus. Auch ihre Erscheinung schien nicht ganz zu dem grauen Wollenstoff zu passen, aus welchem ihr Mieder und ihr Unterkleid gefertigt waren. Auch das schwarze, mit Lammfell besetzte kurze Obergewand, auf das zwei glänzende, schwarze Zöpfe seitwärts herabfielen, war viel zu schlecht für die Gestalt der Trägerin.

Der Vater war nicht mehr zu unterscheiden. Lisinka setzte sich auf den Uferrain nieder und faltete die Hände, vielleicht betete sie für den Ausgang des Unternehmens, welches ihre Seele mit angstvoller Freude erfüllte. Ein feierliches Schweigen herrschte ringsum, auf den Flößen regte sich kein Laut mehr, dagegen begannen die unzähligen Nachtigallen, die in den Wipfeln der einsamen Kronwerkswälle hausen, ihren melancholischen Gesang, und zogen ihre wehmüthigen Töne immer schmelzender durch die Abendstille. Plötzlich fuhr das Mädchen aus ihren Träumen auf, denn die Zweige bewegten sich hinter ihr, ein Mann eilte von der Landstraße her den grünen Abhang hinunter. Bei seinem Anblick sprang sie auf, legte beide Hände über der Brust zusammen und blieb wie angewurzelt stehen.

„Und was ist Dein Begehr, Stephan Grudzinski?" fragte sie ernst und ohne ihre Stellung zu verändern, als der Nahende ihr gegenüberstand. „Kommst Du nach Waffen, um für das Vaterland zu fechten, so hast Du den richtigen Augenblick versäumt, sie sind alle vertheilt an die Tapferen, die nicht zögern und überlegen, bis es zu spät ist."

„Ich komme nicht nach Waffen, Lisa Ostrowska", erwiederte Stephan, „es gelüstet mich nicht, jene unglücklichen Opfer zu vermehren, die da glauben dem Vaterlande zu helfen, wenn sie sich und Andere in Tod und Elend treiben."

„Und was suchst Du sonst hier in meiner Nähe und hier an diesem Orte?"

„Dich suche ich, Lisinka. Tag für Tag und oftmals in der Nacht erwartete ich Dich hier am Ufer, als könnte meine Wachsamkeit die Gefahr abwenden, die Deines Vaters tollkühnes Unternehmen über Dein Haupt gebracht."

„Und welches Recht hast Du, Dich um mein Wohl und Weh' zu bekümmern, wenn ich denn zu fragen Gelegenheit habe?"

„Es gab eine Zeit, wo Du darüber keinen Zweifel gehabt hättest, es gab eine Zeit, wo meine Theilnahme Dir willkommen war."

„Es gab eine Zeit, wo ich Dich für einen Mann hielt, wo ich mir einbildete, Du begehrtest das Dir anvertraute Pfund von männlichem Scharfblick und männlicher Thatkraft zum Besten des unglücklichen Vaterlandes zu verwenden; ich kenne Dich nicht mehr, seitdem ich eingesehen, daß Du nur zum eigenen Vortheil damit wucherst."

Bitterkeit, Zorn, Schmerz sprachen aus dem Tone, mit dem Lisa diese Worte hervorbrachte.

„Du thust mir Unrecht", sagte Stephan vorwurfsvoll. „Mein eigener Vortheil kümmert mich wenig in dieser Zeit der Trauer. Du kannst mir nicht beweisen, daß meine Gedanken und meine Handlungen selbstsüchtig sind, wo es gilt für Polen einzutreten."

„So ziehe mit in den Kampf, welchen die unglücklichen Brüder da drüben im Königreiche so heldenmüthig bestehen. Hast Du nicht den Nothschrei vernommen, durch den sie uns um Hülfe anflehen, und wird er die Eisesrinde um Dein Herz nicht brechen?" fragte sie gespannt und ein tiefes Roth flammte in ihrem Antlitz auf.

Aber Stephan schüttelte traurig den Kopf. „Höre mich, Lisa Ostrowska", entgegnete er; „ein Anderes ist es sich mit schnell auflodernden Gefühl kopfüber und nutzlos in die Gefahr stürzen, um ein theures Ziel zu gewinnen, ein Anderes mit Muth, Ausdauer und Selbstverleugnung für seine künftige sichere Erreichung arbeiten. Kannst Du mir nicht vertrauen, auch wenn Du mich augenblicklich nicht begreifst? Glaube mir doch, daß Deine Begeisterung auch mich erfüllt, wenn sie mich auch augenblicklich auf andere Wege leitet! Ich will Dich nicht ermüden durch eine wiederholte Auseinandersetzung meines Standpunktes, Deines Vaters Fanatismus steht zwischen Dir und mir, die Gluth desselben läßt Dich die reine Flamme meiner Vaterlandsliebe unterschätzen und ich darf meine Ueberzeugung nicht opfern, um Dich eines Bessern zu belehren. Aber so wahr mein und meiner Parteigenossen Streben das richtige Mittel ist zur Neugestaltung unseres erniedrigten Landes, so sicher wirst auch Du einst in ruhigeren Zeiten zu der gerechten Würdigung meiner Grundsätze Dich bekehren. Und auf diese besseren Zeiten will ich hoffen; aber sobald ihr Morgenroth im Osten dämmert soll meine erste Frage sein, ob Lisa Ostrowska meine Bewerbungen wieder annehmen will?"

Während dieser Rede wich das tiefe Roth auf Lisa's Wangen ihrer gewohnten Blässe, ihre Arme sanken schlaff an ihrem Körper herab und ein sichtbares Zittern ging durch ihre Glieder. Sie wollte antworten, aber einige Augenblicke rang sie fast vergeblich mit ihrer Aufregung.

„Stephan Grudzinski", stieß sie endlich mühsam hervor, „richte nie mehr Deine Wünsche auf meinen Besitz — mögen die Zeiten lind oder schwer sein, mag Polen siegen oder unterliegen, ich bin die Verlobte eines Andern."

Lisa ließ ihren Kopf auf ihre Brust sinken, Stephan beobachtete sie mit erschütterndem Ernst, auf die letzten lauter gesprochenen Worte erfolgte ein drückendes Schweigen. Nur die Nachtigallen sangen immer noch und der Wind spielte in den Zweigen der Schwarzpappel, unter welcher sie standen. Vier Männer kamen den Leinpfad entlang, es waren die Schifferknechte. Sie hatten treulich bei der Bergung der Waffen geholfen, jetzt kehrten sie von ihren Verrichtungen zurück. Sie gingen vorüber und mittelst der schmalen Planke auf das Fahrzeug.

„Und ist es mein Bruder, dessen anmaßlicher Leidenschaft Du den Vorzug gegeben hast vor mir?“ fragte Stephan endlich mit erzwungener Ruhe. „So viel ich weiß, hat er wirklich zurückzukehren gewagt.“

„Es ist wie Du sagst, aber nicht durch sein stürmisches Drängen hat mich Sigismund Grudzinski bezwungen“, entgegnete Lisa und hob ihren Kopf wieder stolz in die Höhe, „seinem Heldensinn, seiner Opferwilligkeit ward meine Hand als Preis zuerkannt.“

„Und seine wilden Begierden, die Dir Abneigung, seine rohe Heftigkeit, die Dir Furcht einflößten?“

In Lisa's Zügen flammte nach und nach die hingebende Schwärmerei wieder auf. „Eine Polin“, rief sie, „kennt nur eine Liebe, das Vaterland und nur eine Furcht, seine Niederlage!“

„Und was kann mein Bruder gethan haben, um solchen Lohnes würdig zu sein?“ entgegnete Stephan bitter; „nicht ist seither die Kunde seines Heldenthums bis zu mir gelangt.“

Lisa warf einen verächtlichen Blick auf den Fragenden. „Was weißt Du von unseren Leiden, was weißt Du von den großen Thaten, die sich unter uns vollziehen“, sagte sie mit Hohn, „aber höre zu, ich will Dir von Sigismund Grudzinski erzählen Als im vorigen Jahre in Warschau die Empörung siegte und dort die nationale Regierung wieder eingesetzt wurde, brannte in Sigismund Grudzinski das heiße Verlangen, auch im Großherzogthum Posen das Joch des fremden Tyrannen zu brechen. Und es war dies Gefühl bei ihm kein so schnell verzehrendes Flackerfeuer, sondern er bestellte sein Haus und widmete sich ausschließlich diesem einen großen Zwecke. Da er einsah, daß hier in der wohl mit Vertheidigern besetzten Stadt seine Bemühungen schnell verrathen und hintertrieben werden möchten, so entwarf er den Plan, erst das offene Land zur allgemeinen Volkserhebung vorzubereiten. Es gelang. Der Tag des Ausbruchs war festgesetzt. Gegen Abend pilgerten von allen Seiten bewaffnete Schaaren zum Warschauer Thor hinein, dessen Besatzung der Uebermacht wich. Der Hauptstreich derselben sollte darin bestehen die Wallischei aufzuwiegeln. Er mißglückte. Bestürzt und ungläubig zögerten die Bewohner. Leute hatten von der Altstadt die Nachricht mitgebracht, daß die großen Plätze von starken Truppenabtheilungen eingenommen, Kanonen vor der Wallischeibrücke aufgefahren worden, nun erkannten sie die Bedeutung dieser Maßregel, die ihnen vielen Zweifel erregt und es gebrach ihnen an der Keckheit, die ihre ahnungslosen Landsleute dem ungleichen Kampfe entgegenführte.

Demungeachtet drang Sigismund Grudzinski an der Spitze seiner Bauern bis zur Brücke vor, da plötzlich empfingen wohlgezielte Kugeln die Heranstürmenden. Die Zuversicht des gewissen Erfolges, schon durch den Mangel an Theilnahme seitens der Städter erschüttert, wich einer unheilbringenden Muthlosigkeit und artete bald in allgemeine Flucht aus. Der tapfere Anführer und ein Häufchen Getreuer wollten weder weichen noch sich ergeben. Viele fanden ihren Tod in dem Gemetzel, einige wurden nach hartnäckiger Gegenwehr gefangen." Lisa schwieg einen Augenblick in traurige Erinnerung versenkt, dann fuhr sie fort: „Man führte sie zum Schloß hinauf, um sie im Schloßgefängniß einstweilen zu verwahren. Ueber diesen trübseligen Vorgängen war es finstere Nacht geworden. Vor allen Thüren standen Gruppen von Menschen, welche den unglücklichen Opfern mitleidig nachsahen, aber nirgends regte sich eine Hand zu ihrer Befreiung. Auch auf dem Schloßberge wogte eine aufgeregte Menge hin und her, die den Zug der Gefangenen erwartete. Sigismund Grudzinski's Thatkraft war trotz seiner Niederlage nicht gebeugt; als er jetzt einen Blick auf die Klostermauern warf, die da unweit des Schlosses so dunkel und heimlich zur Rettung einluden, durchzuckte es ihn wie ein Blitz. Ein kecker Sprung, und er befand sich in der Mitte eines dichten Haufens vor der Klosterpforte. Die Leute machten ihm instinctartig Platz, ein Mann nahm ihm die viereckige Mütze herunter und versah ihn mit einer andern Kopfbedeckung, Andere drängten ihn zu einer Seitenthür, welche sich von innen öffnete. Er war gerettet." Lisa seufzte auf, dann beendete sie schnell ihren Bericht. „Einige Tage darauf verließ ein Franziskanermönch das Kloster am Schloßberg. Er ging durch die Walischei, beim Dom vorüber, die Swodka entlang zum Warschauer Thor hinaus. Die Erwachsenen grüßen ihn, die Kinder küssen ihm die Hände, die Wachtposten blicken ihn kaum an. Durch Mißgeschick hat Sigismund Grudzinski seine männliche Entschlossenheit nicht eingebüßt. Jenseit der Grenze verwandelt sich der Mönch wieder in den Kriegsmann, er kommt gerade zur rechten Zeit, um an der Vertheidigung der Republik Theil zu nehmen. Einige ungünstige Gefechte in den östlichen Provinzen veranlassen die Regierung, die westlichen Wojewodschaften um Beistand anzurufen, Sigismund Grudzinski wird die Auszeichnung, nach Kalisch gesandt zu werden, um die allgemeine Volksbewaffnung zu leiten. Aber nicht zufrieden dort seine Pflicht zu erfüllen, schleicht er sich unter Gefahr und Mühsal bis zu uns und hier unter den Augen seiner Verfolger, die einen hohen Preis auf seine Person gesetzt, die Gefahr mißachtend, daß jeder seiner Schritte ihn mit lebenslänglicher Gefangenschaft, ja Tod bedroht, ist er wieder Haupt und Seele einer neuen Bewegung."

„Und das ist Alles, was Du zu berichten hast?" antwortete Stephan nach einer Pause. „Die Begebenheiten, von denen Du mir da erzählt hast, kenne ich wol. Ich hoffte durch Dich männlichere Handlungen meines Bruders zu erfahren. Als Abenteurer kannte ich

ihn stets und abenteuerlich war der Versuch, mit einem Häufchen Verblendeter die Wallischei zur Empörung zu verleiten, und abenteuerlich ist es, jetzt zurück zu kehren, um Angesichts der wachsamen Behörden einer mächtigen Regierung Trotz zu bieten. Ist es männlich, Festungsmauern mit den bloßen Fäusten zerstören zu wollen? Aber ich sehe es Dir an, Lisa Ostrowska, Du denkst anders darüber als ich; von heute an haben sich unsere Lebenswege für immer geschieden. Ehe ich mich indessen entferne, mußt Du mir noch eine Auskunft geben. Ich muß es wissen, wohin Dein Vater soeben geht. Du wirst so viel Vertrauen für mich bewahrt haben, es mir zu sagen."

Lisa sah ihn betroffen an.

„Wenn mir ein Anderer diese Zumuthung stellen wollte, als Du! —" rief sie zornig.

„Höre erst den Grund zu meinem auffallenden Verlangen. Ich bin zur Kenntniß eines Umstandes gekommen, welcher wahrscheinlich viel Einfluß auf die Entschlüsse Deines Vaters und seiner Genossen haben wird."

„Und wenn Du auch den Versammlungsort erführest, wer würde Dir Einlaß daselbst verschaffen?"

„Du, Lisinka! Schlage mir mein Begehren nicht ab, ich beschwöre Dich. Du würdest es später bitter bereuen."

Er sprach so ernst, daß Lisa unschlüssig schwieg.

„Es handelt sich um eine große Gefahr, vor der Du die Brüder bewahren kannst", fuhr Stephan fort, „vielleicht entsteht ein schweres Unheil daraus, wenn Du meinen Wunsch versagst."

Lisa zweifelte noch immer, sie sah Stephan angstvoll und forschend an. Er stand ihr mit der unbefangenen Offenheit eines guten Gewissens gegenüber. „Soll ich so unverrichteter Sache fortgehen?" fragte er bekümmert.

„Folge mir denn, Stephan Grudzinski", sagte sie endlich, „und hast Du Böses mit uns im Sinne, so falle es auf Dein Haupt zurück."

II.

Der Zeiger an dem kunstlosen, hölzernen Glockenthurme, dicht neben der kleinen, alten St. Adalbertskirche, zeigte neun Uhr. Das Tageslicht war vollständig erloschen, die Straße, welche vor der Hauptseite des Bauwerkes vorüberführt, ganz einsam, in langen Zwischenräumen wurde sie von trübe brennenden Oellampen erleuchtet. Auch das dem Gotteshause zunächst gelegene Pfarrhaus zeigte an der durch die Eingangsthür in der Mitte unterbrochene Fensterreihe seines einzigen Stockwerkes keine Spur von Leben. Seine grünen Läden, deren freundliche Farbe jetzt in der Dunkelheit der Nacht unterging, waren fest geschlossen. Dennoch war die Einsamkeit da drinnen nur Schein. Von Zeit zu Zeit hallten Schritte durch die abendliche Stille und dunkle Gestalten näherten sich vom Wronkerthorplatze her Ein leises Pochen

an der Thür, ein schnelles Oeffnen von unsichtbarer Hand und die geheimnißvolle Versammlung im Hinterstübchen des ehrwürdigen Probstes war wieder um einige Mitglieder vermehrt.

Er selbst stand in der Mitte des Zimmers im ernsten Gespräch mit Casimir Ostrowski, Lisa's Vater, und mit Sigismund Grudzinski, einem Manne von kräftigem Körperbau, dessen dunkles röthliches Haar und ungepflegter Bart von gleicher Farbe Haupt und Gesicht umwallten. Die anderen Anwesenden vertheilten sich gruppenweise um diese Drei. Die versammelten Männer gehörten zu jener Classe des Volkes, die an aller Zerrüttung und Schädigung ihres Vaterlandes die meiste Schuld trug, die alle Anstrengungen und Arbeiten für seine Wiedergeburt im Keime vernichtete, zu jener Classe, welche die Verführerin der unwissenden Menge, die Revolution als theuerstes Recht an ihrem Busen nährte, die dem unseligen Vereine der Sensenträger die Streiter lieferte und doch den Patriotismus nur zur Hülle aller Laster mißbrauchte: dem heruntergekommenen niedern Adel Polens. Wie bereitwillig sie sich einfanden, wo es eine dunkle Unternehmung galt, jene kleinen, geschmeidigen Gestalten, die mit dem schwarzen Schnurrock und glänzenden, hohen Stiefeln so manchen innern Schaden ihres Anzuges bedeckten; die da so ritterlich und stolz um sich schauten, als ob sie noch die Herren jener reichen Edelsitze wären, deren kleinstes Stückchen sie, wenn es hoch kam, als Pächter durch den Knecht bestellen ließen, um sich ein kärgliches Leben zu fristen! Selbst arbeiten? Ei gewiß nicht! Sollte ja bald die glorreiche Zeit anbrechen, wo den verhaßten Deutschen der Raub an fremdem Eigenthum blutig heimgezahlt werden würde. Dem Staate dienen, dem sie zugewiesen? Nimmermehr! Noch eine kühne That und sie konnten wieder wie ihre Ahnen als Landboten zum Reichstage ziehen und eigenmächtig die Regierung leiten. So lebten sie prahlerisch nach außen, dürftig nach innen, und jauchzten, wenn wieder eine Gelegenheit aufdämmerte, welche ihrem Verlangen nach ritterlicher Thatkraft, die trotz alledem in ihren Herzen wühlte, Genugthuung zu bringen versprach.

„Casimir Ostrowski", sagte der Pfarrer, nachdem er sich überzeugt, daß die Versammlung vollzählig, „ich sage Euch den Dank der Nation für das Werk, welches Ihr diesen Abend so glücklich vollendet habt."

„Meine Freunde", wendete er sich zu den Uebrigen, „durch dieses Mannes unermüdliche Thätigkeit sind unsere jungen Streiter gut bewaffnet und wir können nun über die Wege berathen, auf denen es gelingen mag die kampfdürstige Schaar ihrer Bestimmung entgegen zu führen. In den östlichen Wojewodschaften haben die kaiserlichen Truppen durch ihre große Uebermacht den polnischen Regimentern vielen Schaden zugefügt, die Vaterlandsvertheidiger werden Schritt für Schritt nach Westen zurückgedrängt, man fürchtet für Warschau. In dieser Noth sendet die nationale Regierung ihre Boten in alle Theile des Landes, um neue Soldaten zu werben und überall füllen sich die Reihen der begeisterten Streiter mit frischen Zuzüglern. Auch diesmal geht

das Palatinat Kalisch, stets ein Vorfechter unserer heiligsten Interessen, der allgemeinen Bewegung mit glorreichem Beispiel voran. Dort sammelt sich eine Heeresmacht, welche die wieder in Frage gestellte Unabhängigkeit Polens, so Gott will, auf's Neue befestigen soll. Sigismund Grudzinski leitet als Bevollmächtigter der Regierung die Volksbewaffnung; obgleich seines Lebens verlustig, sobald er den preußischen Unterdrückern in die Hände fällt, wagte er es doch mit unglaublicher Kühnheit, seinen Landsleuten diesseits der Grenze Nachricht von der allgemeinen Erhebung in der Nachbarprovinz zu bringen und wie er es erwartet hat, so findet er uns bereit mit den Brüdern zu leiden und zu siegen."

Schon während dieser Rede waren viel ernste Rufe des Einverständnisses laut geworden, ein kaum zu unterdrückendes Gemurmel hatte den Zuhörern oft den Faden abzuschneiden gedroht; Casimir Ostrowski und Sigismund Grudzinski wußten sich kaum der Aeußerungen der Anerkennung und Bewunderung zu erwehren, die ihnen von allen Seiten so reichlich gespendet wurden. Da der geistliche Herr jetzt eine Pause machte, brausten die heftigen Gefühle mächtiger hervor und nur wiederholte Mahnungen zur Ruhe, zur Vorsicht vermochten die Fluthen dieser Begeisterung so weit zu ebben, daß die Mittheilungen fortgesetzt werden konnten.

„Gott und die heilige Jungfrau werden Eure Entschlüsse segnen, meine Freunde", fuhr der Probst fort; „aber da ich nun über Eure Gesinnungen nicht mehr in Zweifel sein darf, so will ich Euch sogleich über die Pflichten belehren, welche sie Euch auferlegen. Sigismund Grudzinski wird Euch später den wohlüberlegten Plan erklären, nach welchem der Zug unserer kleinen Streitschaar in das Palatinat Kalisch ausgeführt werden soll. Beeifere sich ein Jeglicher, ihn genau zu verstehen, verlasse sich Niemand auf den Andern, denn wenn auch ein Anführer das Unternehmen leiten muß, so könnt Ihr doch jeden Augenblick in Lagen kommen, für Euch selbst und Eure unwissenden Begleiter, die Bauern und Knechte, zu entscheiden. Ferner gelobet Euch selbst, Euch nicht über diese niedrigeren Gefährten zu erheben. Behandelt sie menschenfreundlich, nicht wie Hunde, die die Hand lecken sollen, welche sie schlägt, sondern wie ebenbürtige Mitarbeiter an dem heiligen Werk der Freiheit. Wälzt nicht auf ihre Schultern die Last, für Eure lüsternen Bedürfnisse sorgen zu müssen, während sie vielleicht darben, weil keine Brosamen von Euren Tischen für sie abfallen. Vor dem Vaterland sind wir Alle gleich; gelobt Ihr mir in dieser entscheidenden Stunde, an diesem Grundsatz treu zu halten?"

Der feierliche Schwur hallte vollstimmig durch den kleinen Raum, der Geistliche erhob segnend seine Hände, durchdrungen von der Wahrhaftigkeit ihrer guten Vorsätze beugten die Anwesenden das Knie, indem sie auf Stirn, Schulter und Brust das Zeichen des Kreuzes beschrieben. In einer plötzlich eintretenden, lautlosen Stille stiegen brünstige Gebete auf für die Sache des Vaterlandes, denen der Geistliche in Worten beredten Ausdruck gab. Gesammelter erhoben sich die Verbündeten nach

dieser innern Einkehr. Aber wie sich die Häupter wieder aufrichteten, fielen die Blicke auf eine Gestalt, deren Erscheinung die kaum gestillte Aufregung wieder heftig anzufachen drohte.

Leise und ungestört von den Andächtigen war ein Mann in ihre Mitte getreten, den sie bisher nicht bemerkt, weil er sich in der Nähe der Thür hinter ihnen verborgen gehalten. Er gehörte wol zu ihnen, dafür sprach jeder Zug seines feinen Gesichts und jede Bewegung seiner biegsamen Gestalt, aber er gehörte wieder nicht zu ihnen, das bewies die ernste Trauer, welche statt der wilden Kampfeslust der Anderen in seinen dunklen Augen lag, und das bezeugte noch verständlicher sein Anzug nach französischem Schnitt.

„Ein Fremder unter uns, was begehrt er, wer ließ ihn hinein?" so ging es durch die Reihen der Erstaunten.

Sigismund Grudzinski trat dem Eindringling dicht gegenüber. „Stephan!" sagte er mit düsterer Heftigkeit, „ich kann die Veranlassung nicht ergründen, die Deine Gegenwart zu dieser Stunde an diesem Orte zu rechtfertigen vermag, es sei denn, daß Du gekommen bist, Deinen Abfall zu bereuen und Dich wieder an uns anzuschließen."

Die beiden ungleichen Brüder maßen einander theils mit besorgten, theils mit mißtrauischen Blicken.

„Landsleute!" begann Stephan, sich an die Umstehenden wendend, „betrachtet mich nicht mit so drohenden Mienen, denn ich bin kein Abtrünniger. Des Vaterlandes Wohl trage ich auf dem Herzen, wo ich gehe und stehe, Tag und Nacht, und was ihm von der einen oder andern Seite Förderndes oder Unheilbringendes auferlegt wird, macht mich bang' oder freudig erzittern. O, ich leide auch jetzt unter den unglücklichen Kämpfen, welche es von Neuem so zwecklos erschüttern und denen Ihr im thörichten Wahne neue Opfer zuführen wollt. Und gerade deshalb bin ich zu Euch gekommen, denn Ihr sollt meine abmahnende Stimme vernehmen, ehe Ihr dem Verderben entgegeneilt. Von allen Seiten hetzt man Euch und stachelt Euch an, wo die eigene Begierde, die Selbstbeherrschung und die Gesetze abzuschütteln, etwa vernünftiger Ueberlegung noch Raum giebt, Ihr sollt wenigstens einmal die Ansicht eines Menschen kennen lernen, der in einer Welt wurzelt, wo Zweckmäßigkeit und Verständigkeit gelten."

„Wir haben keine Muße zu langen Erörterungen. Bleibt bei Euresgleichen, jenen Großen, welche Polen verrathen mit schönen Redensarten", sagte der Geistliche gereizt.

„Verrath und immer Verrath!" entgegnete Stephan ruhig. „Landsleute, thut nicht so unzugänglich, Ihr kennt mich ganz wohl. Ist doch so Mancher unter Euch, der mit mir die geheimsten Angelegenheiten der patriotischen Bewegung zu besprechen sich nicht gescheut hat. Ihr wißt auch ganz gut, daß es gewichtige Namen sind, Namen von vornehmem Klang und altem Adel, zu deren Fahne ich halte. An meiner Seite befinden sich so recht die Auserwählten unseres Volkes, unsern edlen Fürsten-Statthalter an ihrer Spitze, dessen mildes Regiment der Fanatis-

mus einzelner Aufwiegler uns schon verscherzt hat. Mißtrauisch solltet Ihr werden gegen Euch selbst, daß sich Jene von Eurem Unternehmen zurückziehen. Erlaubt mir, dasselbe einmal mit prüfendem Verstand zu zergliedern. Zuerst, könnt Ihr Erfolg davon erwarten? Nein! Die Republik, welche Euch durch ihr kurzes Dasein in Spannung erhält, verdankt ihre Existenz nicht der Kriegskunst ihrer Soldaten, sondern der augenblicklichen Thatenunlust des Großfürsten-Statthalters, der nicht kalt noch warm, nicht für die Polen, nicht für den Kaiser ist, ihre Fortdauer ist nicht die Errungenschaft ihrer tapferen Legionen, sondern eine Folge der zögernden Kriegführung des Feindes. Kaum entfaltet sich der russische Heeresbann, so weichen Eure Vaterlandsvertheidiger. Jener ist unzählbar, eisern, bedürfnißlos, jeder Entbehrung, jedem Ungemach gewachsen. Diese sind muthig und tapfer zwar, aber reizbar, genußsüchtig, verwöhnt, und wird Eure kleine Schaar sie etwa tüchtig machen, die Russen für immer aus Polen herauszuschlagen? Warum beginnt Ihr nun dennoch das verzweifelte Werk, soll ich es Euch sagen? Weil Ihr hier ein ärmliches, inhaltloses Leben führt, weil Ihr drüben, komme es, wie es wolle, einmal wieder den Herrn spielen dürft, den Herrn, der Etwas zu sagen hat, der Etwas gilt im Vaterland. Im Kriege fragt man Euch nicht, wo Ihr Eure Besitzthümer gelassen habt, da dürft Ihr Euch in die Zeiten der Väter zurückversetzen. Seht da den Casimir Ostrowski, wenn er den Truppen der Republik eine kleine Heeresabtheilung zuführt, so vergessen es die Grafen, seine Vettern, daß er nicht mehr auf Owiesk und Radojewo herrscht, sondern daß von diesen reichen Edelhöfen von Stufe zu Stufe abwärts nichts weiter auf ihn gekommen, als das mit den letzten Groschen erworbene Schiff, durch welches er von seinen Knechten einen armseligen Holzhandel betreiben läßt mittelst einiger erkaufter Stämme eben jener üppigen Wälder, die seinen Ahnen einst ein fürstliches Leben sicherten. Da ist mein Bruder Sigismund Grudzinski. Vor noch nicht zweihundert Jahren war sein Vorfahr Wojewode von Kalisch, dessen Grundbesitz sich weit in das Großherzogthum hinein, bis an die Prosna erstreckte. Da, wo die St.-Adalbertstraße eine Wendung um den Kirchberg beschreibt, liegt eine verfallene Bauernhütte, Ihr kennt sie Alle — es ist das Erbtheil, welches unsere Eltern ihrem Erstgeborenen hinterließen. Mögen seine Schweine und Gänse in ihren Räumen hausen, er zieht als berühmter Parteigänger von Stadt zu Stadt, von Rittergut zu Rittergut."

So weit hatte Stephan geredet, ohne die Ausbrüche der Wuth und des Hasses zu beachten, welche ihn von allen Seiten umwogten. Jetzt fuhr eine schwere Hand auf seine unbewehrte Schulter herab, daß er zurückprallte und ihm das Wort im Munde erstarb. Er blickte in seines Bruders zornentstelltes Antlitz.

„Schmäher unserer Ehre", schrie dieser, „der Du uns die Armuth als Schande an den Hals wirfst, wie kannst Du Dich erfrechen, Deine Stimme zu erheben da, wo Opfermuth und Hingebung das Wort führen! Unsere Reichthümer sind dahingeflossen in den Versuchen, unsere Freiheit

zurückzukaufen, wir mußten unser Hab und Gut vernachlässigen; um gegen unsere Unterdrücker zu fechten. Und da unsere Väter Schritt für Schritt von ihrem Eigenthum, Zoll um Zoll aus ihren Rechten verdrängt wurden, konnten sie uns nichts vermachen, als ihren Haß."

„Als ihren Haß!" wiederholte Casimir Ostrowski, der sich an Stephan's andere Seite gedrängt hatte, „und dieser arglistige Thor will uns beweisen, daß wir mit dem Erbhaß in unseren Herzen unterliegen werden." Er stieß ein höhnisches Gelächter aus. „Mit solchem Bundesgenossen sind wir der doppelten Macht gewachsen", fuhr er fort, „er half uns auch bei Zielence und Dubienka zum Siege, wo der Held Kosciuszko mit viertausend Mann schlecht bewaffneter Soldaten den vierfach stärkern Feind geschlagen. Aus meinen Augen, Verleumder, wenn Dir Dein Leben lieb ist."

„Noch nicht", rief Sigismund dazwischen, „ich habe noch ein Wort mit diesem Menschen, der sich mein Bruder nennt, zu reden. Ihr habt es Alle gehört, er wollte nicht allein unsere heilige Sache gefährden durch schwächliche Zweifel und spitzfindige Bedenken, er trat auch als Ankläger gegen uns auf. Wenn er behauptet, es gäbe Buben unter uns, welche die geheimen Zwecke unseres Bundes seiner Mitwissenschaft auszuliefern sich nicht gescheut, so soll er sie uns nennen, damit wir sie kennen lernen. Wem verdankst Du die Kunde von unserm Vorhaben, wer führte Dich an den Ort unserer nächtlichen Zusammenkunft? Nicht eher verläßt Du die Versammlung, als bis Du uns Rechenschaft darüber abgelegt!"

Aber Stephan schüttelte schweigend den Kopf. Mit einer Hand wehrte er sich gegen Sigismund's geballte Faust, die sich drohend erhoben, mit der andern suchte er die Umstehenden, die ihn immer näher bedrängten, von sich fern zu halten. „Hofft Ihr mich einzuschüchtern?" antwortete er ruhig. „Wenn ich nicht den Muth gehabt, Eurem Zorn zu begegnen, so wäre ich nicht hierher gekommen, um Ansichten auszusprechen, welche Euch verhaßt sind. Aber gleichwol begreife ich, daß sich auf Eure Fieberhitze nicht mit Gründen wirken läßt, deshalb will ich es aufgeben, Euch für meine Ueberzeugung gewinnen zu wollen. Aber noch einmal verkündige ich es hier laut, und wem es um Wahrheit zu thun ist, der höre es: nicht ist Polen wieder herzustellen durch das Blut seiner verblendeten Söhne, durch die Zerrüttung seines Culturlebens, das es dahin opfert, ohne es ertödten zu können, sondern neu emporblühen kann es nur durch Hebung seiner materiellen Interessen, seines Ackerbaues, seines Handels, seiner Volksschulen, seines ruinirten Adels. Zieht Ihr denn hin und zerstört, und zerstört, wir wollen indessen halten, was zu halten ist, aufrichten, was einzustürzen droht, aufbauen, was in Trümmer gesunken. Aber dazu brauchen wir nicht den Staat zu schädigen, der uns die Hand bietet, uns vom Fall zu erheben, sondern wir werden von ihm lernen. Seine strebsamen Bürger sollen unsere ausgestorbenen Städte wieder bevölkern helfen, seine fleißigen Landbebauer unsere verödeten Felder wieder ertragfähig machen, dann wird einst unser Ideal

sich erfüllen, unter dem Schutz Preußens wird das wiedergeborene Vaterland in wirklich nationaler Entwickelung seine Auferstehung feiern."

Während Stephan mit erhobener Stimme und feierlichem Ausdruck gesprochen, war es stiller um ihn her geworden. Manche Stirn zog sich nachdrücklich in Falten, mancher trotzige Blick suchte traurig den Boden, manche ausgestreckte Rechte sank unwillkürlich zurück. Anders davon betroffen erschien der Geistliche. Hatte er früher dem Zwiespalt der Meinungen fast achtlos zugehört und nur ab und zu seinen Aerger über die verlorene Zeit geäußert, so drängte er sich jetzt plötzlich in die Mitte des Kreises, welcher sich schließlich um Stephan gebildet.

„Und wo bleibt indessen Eure Sprache, Eure Kirche?" rief er mit Fanatismus. „Soll Euch dann auch Deutsch gepredigt werden von Ketzern, Gott verderbe sie! Wehe über Polen, wenn seine Söhne sich, wie dieser hier, den Unterdrückern verkaufen, um in ihren Gerichtshöfen die eigenen Mitbürger zu verurtheilen, um in ihren Heeren die polnischen Landeskinder schlagen zu helfen. Hebe Dich weg von hier, unwürdiger Knecht des Tyrannen, entweihe nicht länger mit Deiner Gegenwart die Versammlung dieser Edlen. Gebet Raum, machet ihm Platz, Fluch über ihn und alle seine Genossen!"

Das Wort des Priesters wirkte, leidenschaftliche Geberden begleiteten wieder lärmende Ausbrüche des Mißvergnügens. Die Wenigsten hatten Lust, den frechen Beleidiger ihrer theuersten Gefühle so leichten Kaufs ziehen zu lassen. Alles wogte und schrie in wilder Unordnung durcheinander. Noch einmal löste Stephan die sich an ihn angeklammerten Hände.

„Laßt mich in Frieden", unterbrach er kräftig das Getöse der Stimmen, „noch bin ich nicht zu Ende. In dem Augenblick, wo dieser Diener Gottes mich verflucht, will ich Euch beweisen, daß ich nicht Euer Feind bin, indem ich Euch eine Nachricht mittheile, welche Eure Entschließungen sehr verändern wird und Euch vor großer Noth erretten kann. Wollt Ihr mich loslassen und mich ruhig hören? Rühre mich nicht an, Casimir Ostrowski, oder Deine Opfer werden Deine Verblendung bitter empfinden. So viel ich weiß, wollt Ihr am dritten Tage, von heut' an gerechnet, nach Kalisch aufbrechen; Ihr glaubt die Zeit Euch günstig, die Behörden ohne Argwohn, die Grenze unbewacht, ich aber sage Euch, wenn Ihr es nicht möglich macht, in zwei Mal vierundzwanzig Stunden dahin abzugehen, so werdet Ihr die Soldaten, welche das Militaircommando von Posen, aufgeregt durch die in der Luft liegende Schwüle vor dem Sturm, dorthin entsendet, bereit finden, Euch schonungslos zu empfangen. Nun tretet auseinander, öffnet mir die Thür und das Haus. Möchte meine Botschaft das gesegnete Hemmniß sein, welches sich den Rädern Eures dahinsausenden Fuhrwerks entgegenstemmt, ehe es auf der schiefen Ebene unaufhaltsam in den Abgrund hinunterrollt!"

III.

Wie ein Blitzstrahl plötzlich dem Wanderer die Gefahren des schwindelnden Pfades beleuchtet, auf den sich sein Fuß bei Nacht und Unwetter verirrt, so durchzuckten diese Worte die leidenschaftliche Sorglosigkeit, mit welcher sich die Versammelten einem tollkühnen Wagniß hingaben. Selbst den Kecksten bewegte einen Augenblick die bange Ahnung, daß ihr unüberlegtes Unternehmen schon in der Geburt den Todesstoß empfangen; dennoch waren sie Alle sehr fern von der nüchternen Entsagung, es besserer Einsicht zum Opfer bringen zu wollen. Sigismund Grudzinski faßte sich zuerst.

„In zwei Mal vierundzwanzig Stunden?" rief er hastig; „aber wir können bis morgen Nacht schon bereit sein. Die Hauptmasse der Streitschaar stößt erst in den Dörfern am Wege zu uns, sie muß benachrichtigt werden, sich früher fertig zu halten, die kleine Minderzahl können wir bis dahin in der Stadt versammeln."

„Wohl!" unterbrach ihn der Geistliche, wieder ermuthigt, „so laßt uns ohne Säumen die nöthigen Verabredungen treffen, vor Allem mögen die hier anwesenden Abgeordneten der Freischaar sich den Anführer wählen."

Sigismund Grudzinski blickte von einem Tisch mit Karten und Papieren zurück, in denen er im Eifer des Handelns gewühlt. „Den Anführer wählen?" wiederholte er und sah den Probst mit dem Ausdruck äußerster Ueberraschung an.

Der Priester überhörte seinen Einwand. „Meine Freunde", fuhr er fort, „zwei Männer empfehle ich besonders Eurer Beachtung. Da habt Ihr erstens Sigismund Grudzinski. Ihr wißt, wie sehr Ihr ihm zu Dank verpflichtet seid. Sein Feuereifer versah Euch mit den Mitteln zu Eurer Schilderhebung, seine Kenntnisse ebnen Euch die Wege an Euer Ziel, sein Verdienst ist es endlich, daß die Nachricht, welche wir soeben vernommen, nicht alle unsere Anstrengungen zu Schanden macht. Aber ferner ist da Casimir Ostrowski. Konnte dem Ersten der Vorzug gegeben werden im Rathe der Verschworenen, so ist wiederum der Letztere erfahrener auf dem Felde der Schlacht. Unter dem großen Kosciusko ward er zum Soldaten ausgebildet, von ihm hat er gelernt, mit Russen und mit Preußen umzugehen, und was Volksbegeisterung zu leisten vermag unter tapferer Führung. Zehn Minuten mögen Euch gestattet sein, besprecht Euch untereinander und theilt uns das Ergebniß Eurer Berathung mit."

Sigismund Grudzinski hatte dem ersten Theil dieser Ansprache mit Spannung zugehört, das Ende derselben brachte eine vernichtende Wirkung auf ihn hervor. Sein Gesicht röthete sich vor Aufregung, sein Busen hob sich gewaltsam, als ob der Athem ihm vergehen wollte; da die Anwesenden sich nun in leiser Unterhaltung in einer Ecke des Zimmers zusammendrängten und nur Casimir Ostrowski und der Probst in seiner Nähe blieben, suchte er sich zu fassen. Er ergriff krampfhaft den

Arm des Erstern und sah bald den Einen, bald den Andern herausfordernd an.

„Habe ich denn recht gehört, sagtet Ihr wirklich, jene Männer sollen sich ihren Anführer wählen?“ stieß er in Absätzen hervor. „Ja, bin ich denn nicht von Anfang an zum Anführer des Freischaarenzugs bestimmt, der mir seine Entstehung verdankt?“

„Der freie Pole gehorcht nur dem selbstgewählten Vorgesetzten“, erwiederte Casimir Ostrowski kühl. „Wählen sie Euch, so befehlt Ihr; wählen Sie mich, so unterwerft Ihr Euch.“

„Aber ich will mich nicht Eurer Herrschsucht und Euren Anmaßungen fügen“, fuhr Sigismund wie oben fort. „Wer seid Ihr denn und was habt Ihr denn gethan, daß Ihr mein gutes Recht durch diesen Wahlact anzutasten wagt?“

Der Geistliche zuckte die Achseln. „Still, still“, bat er, „daran ist nichts mehr zu ändern, ich sehe Stanislaus Kunowski, der soeben als Sprecher der Uebrigen ihren Beschluß verkünden will.“

Eine kurze, gespannte Pause wurde durch den Bezeichneten unterbrochen. Er trat einige Schritte vor.

„Im Namen der abwesenden Brüder wählen wir Casimir Ostrowski zum Anführer unseres Kriegszuges, unter ihm wollen wir für das Vaterland kämpfen!“ sprach er feierlich und mit lauter Stimme.

Der Gewählte erhob stolz sein Haupt, seine Augen leuchteten vor Genugthuung. „Meine Freunde“, begann er, „Finis Poloniae!“ rief der Held Kosciuszko, als man ihn verwundet vom Schlachtfeld bei Macinjowice in russische Gefangenschaft führte; ich aber sage: Polen ist noch nicht verloren, indem ich mich an Eure Spitze stelle. Rache und Sieg, oder Tod!“

„Amen!“ sprach der Geistliche. „Aber nun verlaßt vorsichtig mein Haus, ein Jeglicher erfülle die ihm für morgen gestellte Aufgabe. Wenn morgen Nacht die zwölfte Stunde ausgeschlagen hat, versammelt Ihr Euch im Hofe des verlassenen Bernhardinerklosters. Es wird Euch geöffnet werden. In jenem Theil der Stadt, fern von den Wohnstätten der Machthaber, braucht Ihr die Gefahr der Entdeckung nicht zu fürchten, von dort aus könnt Ihr schnell die Fähre und jenseits des Wassers in kleinen Bogen die Straße nach Kalisch erreichen. Der Fährmann soll Boote genug heranschaffen zum Uebersetzen, alles Nähere über den Marsch wird Euch Casimir Ostrowski vor dem Abgang mittheilen. Gott mit Euch. Er, dessen Zorn die Stolzen beugt und die Gebeugten erhebt, er verleihe Euren Waffen den Sieg!“

Das Pfarrhaus hatte seine späten Gäste entlassen, nur Casimir Ostrowski und Sigismund Grudzinski weilten noch unter seinem Dach. Der Führer der Freischaar vertiefte sich mit dem geistlichen Herrn in seine nächste Aufgabe, und ganz durchdrungen von der Verantwortlichkeit derselben, bemerkten Beide es nicht, in welchem Zustand der Aufregung sich ihr Genosse befand. Erst als sie ihn anredeten, um seine Mitwirkung bei ihren Berathungen anzurufen, sahen sie, daß er auf einen

Stuhl gesunken, den Arm, welcher den schwer gebeugten Kopf unterstützte, auf denselben Tisch gelehnt hatte, auf dem er seine Karten und Schriften ausgebreitet. So saß er mit bleichem Angesicht und starrem Ausdruck regungslos da. Bei der Aufforderung, welche er jetzt vernahm, zuckte wieder Leben durch seine Gestalt, ein bitteres Lachen rang sich aus seiner Brust, seine Hände rafften in hastiger Geschäftigkeit die zerstreuten Blätter vor ihm zusammen, und mit vor Gereiztheit zitternder Stimme antwortete er:

„Welch' frechen Spott treibt Ihr mit mir! Diese Papiere Euch ausliefern, damit Euch die Erfahrungen, welche ich unter Lebensgefahr und Entbehrungen, unter Studien und Nachtwachen erworben, mühelos als reife Frucht in den Schooß fallen? Daran zu denken ist eine Tollheit. Schnell denn, Casimir Ostrowski, mache Dich an das Werk, damit Du bis morgen Nacht die Vorbereitungen zur Lösung Deiner Aufgabe fertig bringst. Und wenn ich Dir rathen darf, so versäume es nicht, Dich über die Richtwege zu belehren, damit Dir die Soldaten des Königs von Preußen nicht den Rang ablaufen. Sie sind nicht ganz leicht zu finden ohne meine Karten, wo sie alle so ausführlich hineingezeichnet sind durch meinen Fleiß. Deine Wasserstraße die Warthe abwärts mag Dir geläufig sein; ob Du aber unbekannte Pfade auf dem flachen Lande finden wirst, eine bewaffnete Streitschaar schnell und heimlich vorwärts zu führen, ist ein zweifelhaftes Ding. Casimir Ostrowski, die Rolle, welche Du spielst, beginnt nicht gut und wird nicht besser enden."

„Gott behüte uns", unterbrach Casimir Ostrowski diese hämischen Worte. „Welche Sprache ist das? Nimmermehr kann es der edle Grudzinski sein, der, sich selbst untreu, die Sache des Vaterlandes also zu verlassen vermag. Wenn ich es gewagt, dem Ruf der Patrioten zu folgen, so geschah es unter der Voraussetzung, daß Ihr an meiner Seite das Unternehmen zu leiten bereit wäret. Ich weiß es wol, ich bin ein ungelehrter Mann, erst wenn da drüben die Trompeten zum Angriff blasen, können meine Fähigkeiten sich erproben."

„So gebt Ehre, dem Ehre gebührt", rief Sigismund trotzig. „Entsagt einer Stellung, in der Ihr ohne mich verloren seid!"

Aber da prägte sich tiefe Entrüstung in des alten Polen Zügen aus. „Denkt Ihr mich zur Wortbrüchigkeit zu verleiten?" sagte er finster; „dann wollen wir unsere Unterhandlungen abbrechen. Kein Anderer führt diesen Kriegszug, denn ich, das wisset."

„So ziehe ich noch in dieser Nacht meines Wegs allein", antwortete Sigismund, bebend vor Zorn. „Ich wasche meine Hände in Unschuld, wenn die Kurzsichtigen das Schicksal ereilt, welches sie heraufbeschworen."

„Gieb erst jene Karten heraus!" rief Casimir mit der Stimme eines Befehlshabers.

„Nicht ich, so lange es von meinem Willen abhängt", höhnte Sigismund.

Der Geistliche sah rathlos diesem unseligen Zwist zu. Er suchte

umsonst nach dem richtigen Wort, die Gemüther zu beruhigen, und eine Versöhnung zu bewerkstelligen, ohne welche das Heil so vieler Menschen stark gefährdet schien. Aber er kannte die Starrheit und den Ehrgeiz seiner Landsleute nur zu wol, und wußte nicht, wie er in dieser bedenklichen Lage Rath schaffen sollte. Plötzlich klärte sich der Ausdruck düsterer Ueberlegung auf seinem Angesicht ein wenig auf und von einem Gedanken erfaßt, verschwand er.

Noch waren die beiden Eiferer keinen Schritt breit dem gegenseitigen Verständniß näher gerückt, als er die Thür schon wieder öffnete und in Lisa Ostrowska's Begleitung zurückkehrte. Sie war schon draußen über den Gegenstand des Zwiespalts aufgeklärt und trat zwischen die beiden Zürnenden.

„Um aller Heiligen willen, was geht hier vor?" fragte sie entrüstet. „Sigismund Grudzinski, bringst Du mir Hader und bösen Willen als Brautgabe dar? Bereust Du das Bündniß so schnell, welches Du mit mir geschlossen?"

Durch Sigismund's Antlitz zuckte es wie Schreck oder Schmerz bei Lisa's Anblick, seine Augen versenkten sich glühend und forschend in die ihrigen. „Ich streite nicht um meinetwillen, Lisinka", antwortete er mit erkünstelter Ruhe; „tritt nicht auch auf die Seite meiner Gegner, ich beschwöre Dich. Nur unter meiner Leitung werden die Verbündeten zu rechter Zeit ihr Ziel erreichen: willst Du uns Alle vor großem Mißgeschick bewahren, so rede Deinem Vater zu, in die Nothwendigkeit sich zu fügen."

„Und wo steht es geschrieben, daß Deine Leitung entbehrt werden soll?" unterbrach Lisa ihn streng. „Gieb mir die Blätter, welche Du in Deiner Hand hältst, damit mein Vater seine Anordnungen und Befehle mit Deinen Erfahrungen in Uebereinstimmung bringen kann."

„Mache mich nicht rasend", flüsterte Sigismund und bemühte sich auf's Aeußerste, seinen Gleichmuth zu behaupten. „Du verlangst mehr, als ich zu leisten vermag."

„Soll das heißen, daß Du mich wieder freigiebst?" fragte Lisa unbeweglich.

Sigismund zögerte. „O nein, Lisinka, nein!"

„Noch einmal, die Karten", wiederholte Lisa, „oder wir sind für immer geschieden."

Sigismund zitterte vor Ingrimm und Leidenschaft. Sein Ehrgeiz und seine Liebe kämpften einen harten Kampf in seinem Herzen. Jahrelang hatte er um Lisa Ostrowska geworben, jahrelang hatte er sich verzehrt, die Fortschritte mit anzusehen, welche sein Bruder in ihrer Neigung machte, und die Zeichen des Mißfallens zu ertragen, die er selbst von ihr empfing. Eine unvorhergesehene Verkettung der überraschendsten Umstände hatte ihn plötzlich an das Ziel seiner heißen Wünsche gebracht, und nun? —

Lisa bemerkte sein Schwanken, sie trat auf ihn zu. Mit keckem Griff umfaßte sie seine Hand.

Beide sahen einander durchbohrend an, als wollten sie ergründen, ob in diesem verhängnißvollen Augenblick die Körperkraft des Mannes oder die Willensstärke des Weibes zu siegen berufen.

Aber nur wenige Minuten währte die Unentschiedenheit, mit schneller Entschlossenheit wand sie ihm den Gegenstand des Streites aus den umklammernden Fingern und reichte ihn abgewendeten Hauptes ihrem Vater dar. Lautlos verließen Casimir Ostrowski und der Geistliche das Gemach.

„Es ist geschehen", sagte Sigismund tonlos, und der starke Mann stützte sich wankend auf die Lehne eines Sessels. Seine ganze Gefühlswelt war in Aufregung und Verwirrung. Wenngleich es ihm unmöglich gewesen war, Lisa zu widerstehen, so wußte er doch in dieser Stunde kaum, ob er Liebe oder Haß für sie empfand; wenngleich er sich mit Lebensverachtung dem Kampf für das Vaterland zu widmen bereit fühlte, so erschien es ihm in dieser Wallung seines Blutes, als ob er fähig sein könnte, ihm eine Niederlage zu wünschen, nur um sich an seinen Widersachern zu rächen.

Endlich raffte er sich zusammen. „Lebe wohl", sagte er, und seine Stimme klang hohl und herbe.

Bei diesen Zeichen von Gemüthsbewegung zog ein Ausdruck wie Mitleid über Lisa Ostrowska's Antlitz.

„Du gehst?" fragte sie mit Mißtrauen in Ton und Blick.

„Ich gehe", wiederholte er mit unheimlichem Spott, „um in irgend einem verfallenen Schuppen, der würdigen Hinterlassenschaft meiner Vorfahren, mich und meine Verzweiflung zu verbergen."

Er stand auf der Straße. Aber es war nicht der Weg nach seinem nahegelegenen Eigenthum, welchen er einschlug, sondern in entgegengesetzter Richtung wandte er sich der Stadt zu. Bis dahin hatte er dieselbe noch nicht zu betreten gewagt; in seiner gegenwärtigen Gemüthsverfassung vergaß er, daß ein unberufenes Erkennen seiner Persönlichkeit die Vollziehung des in seiner Abwesenheit über ihn gefällten schweren Urtheilsspruches auf sein unglückliches Haupt herabziehen mußte. In friedlicher Stille und Einsamkeit lagen die stattlichen Straßen und weiten Plätze vor ihm da, ungewiß beleuchtet vom zitternden Schein der Lampen. In sich gekehrt verfolgte er seinen Weg, seine Schritte hallten weit durch die Nacht. Da, wo die breite Kastanienallee in der Mitte der Hauptstraße entlang führt, sank er, ohne sich eigentlich dessen bewußt zu sein, auf eine Bank unter den Bäumen nieder. Quälende Gedanken durchwühlten seine Seele, die an diesem ereignißreichen Abende von tausend Stacheln verwundet worden. Schon seines Bruders unbarmherziger Hohn hatte ihn auf das Tiefste getroffen, denn die verhängnißvolle Vergleichung des Sonst und Jetzt führten ihn nicht, wie Jenen, zur Selbsterkenntniß und entsagenden Thatkraft, die ihm verächtlich dünkten, sondern sie schürte in ihm den Eigendünkel und den Haß gegen glücklichere Nebenmenschen. Die verlorene Stellung in der Welt wieder zu gewinnen, war die Triebfeder aller seiner Handlungen; aber nicht durch

Arbeitsamkeit und Dienstbarkeit suchte er sie zu erwerben, sondern auf kühner Heldenlaufbahn meinte er sie rasch zu erjagen. Schon einmal war er, nah' am Ziele, zurückgeschleudert in öde Hoffnungslosigkeit und wenngleich er die Bedeutung der ihm entgangenen Ehren überschätzte: ihm war es gewiß, daß sie Namen, Ansehen, Reichthümer für ihn im Gefolge gehabt haben würden. In wilder Verzweiflung rückte er hin und her, zerzauste sein Haar und ballte seine Fäuste. Abgemessenen Schrittes zog eine Wachtpatrouille auf dem Pflaster hinter seinem Sitz vorüber. In seiner Betäubung hatte er ihres langsamen Näherkommens nicht geachtet, instinctartig begriff er seine Gefahr und hemmte seine heftigen Bewegungen. Die Soldaten hatten wol die Posten vor den Palästen der Machthaber abgelöst, sie bemerkten den regungslosen Gesellen unter den Bäumen nicht und ließen den wichtigen Fang sich entgehen.

Sigismund Grudzinski sprang auf, nachdem sie verschwunden waren, und ging zwecklos weiter. Unweit der Stelle, wo jetzt die neue nach dem alten Markt hinunterführende Straße die Allee durchkreuzt, drang unerwartet Geräusch an sein Ohr. Vor dem großen Gebäude, von welchem aus der Befehlshaber der Truppen seine Armeen commandirte, standen Wagen und die sie führenden Kutscher und die ihrer Herrschaften harrenden Diener kürzten sich die Zeit durch laute Unterhaltungen. Die Fensterreihe des ersten Stockwerkes war hell erleuchtet, Schatten bewegten sich hinter den dünnen Vorhängen hin und wider und auch von dort her erschallten Stimmen im lebhaften Gespräch. Sigismund starrte hinauf. Man hatte sich heute im Pfarrhause erzählt, daß ein hoher Würdenträger angekommen sei; dem zu Ehren war wol die außergewöhnliche Gasterei angerichtet. Es mochte das Erscheinen des hohen Militairs mit den beabsichtigten Maßnahmen an der Grenze in Beziehung stehen. Die da oben hatten wol auf eine unerklärliche Weise von dem Freischaarenzuge gehört, aber ihn noch in unbestimmte Ferne hinausschiebend, fanden sie Zeit, vorher erst miteinander zu speisen und zu trinken, ehe sie auszogen, die tollen Schwärmer abzuschneiden. „Wenn Denen da oben die Mittheilung von dem vorgerückten Standpunkte des Unternehmens gemacht werden könnte, wie würden sie staunen! und wie würde Casimir Ostrowski betrogen sein um seinen Feldherrnruhm!“ Sigismund erschrak vor dem eigenen Hohngelächter, welches er ausstieß, als seine dumpfen Träumereien zu dieser Vorstellung gelangten. Gleich darauf erstickte er es, wie unwillig über sich selbst und ein innerer Schauer machte ihn frösteln. Er wandte dem strahlenden Hause den Rücken und schritt weiter bis die Straße wieder einsam wurde, dann durch Gassen und über Plätze dem Markte zu. Schon hatte er diesen betreten, als er noch zur rechten Zeit daran dachte, daß er in dieser Weise gerade auf die Hauptwache zusteuerte; eilig kehrte er sich um und gelangte durch den engen Gang, welcher die mittlere Häusergruppe trennt, an das Rathhaus. Er stieg die Freitreppe hinauf, auf der obersten Stufe, dicht an einen Pfeiler gedrängt glitt er wieder

nieder. Den lebensvollen Bildern, welche seine Einbildungskraft beängstigend aufgeregt, war er entflohen; die folternden Gedanken, die sie erweckt, verfolgten ihn auch in die geheimnißvolle Stille seines augenblicklichen Rastortes. Das ehrwürdige, altersschwarze Gebäude sah in der düstern Beleuchtung der späten Stunde noch ernster aus als sonst. Seine drei Mal übereinander gebauten, rundbogigen Galerien zeigten keine Spur menschlichen Schaffens und Waltens mehr, auch der zufällige Gast da unten kauerte bewegungslos an derselben Stelle. Nur der Zeiger der Uhr an dem Thurme, der auf sich verjüngenden Riesenwürfeln ein säulengetragenes Dach erhebt, rückte unsichtbar vorwärts. Aber nein, dort an einer Stelle verrieth sich doch noch eine Lebensspur. Auf die enge, das Rathhaus von dem Mauerviereck gewöhnlicher Stadtwohnungen trennende Gasse, durch die auch Sigismund Grudzinski seinen Weg daher gefunden, sehen kleine Fenster hinaus. Eines derselben hob sich durch Kerzenschein schwach vor den anderen hervor. Der Mann, welcher dort in seiner Kanzlei noch so spät ein unaufschiebbares Geschäft beendet, packte indessen auch seine Acten zusammen und löschte vorsichtig den letzten Rest seines Lichtes aus. Dann begab er sich, auch im Finstern seines Weges kundig, durch die von seinen Schritten widertönenden Hallen und Treppen auf die Straße. Wol streifte er im Vorübergehen die stille Gestalt auf den Stufen, doch er wurde sich dieses Umstandes nicht bewußt. Er schaute nicht zurück und bemerkte daher auch nicht, mit welchen unaussprechlichen Blicken Sigismund Grudzinski seinen Bruder verfolgte.

Auch Stephan's Herz war voll zum Zerspringen, auch seine Sinne richteten sich mehr nach Innen als nach Außen. Er dachte wol an Lisa Ostrowska und was er aus ihrem Munde über ihr künftiges Geschick erfahren, auch ging durch sein Gemüth der Stachel eines tiefen Kummers; doch noch viel länger und viel sorgenvoller verweilte seine Seele bei seinen unglücklichen Brüdern, die da im Begriff waren durch eine Handlung, wie sie wähnten, aufopfernder Vaterlandsliebe, wie er meinte, vermessenen Trotzes, sich und die Sache, an die sie ihr ganzes Lebensglück setzten, in das Verderben zu ziehen. Dabei war er von bitteren Selbstvorwürfen gequält. Hatte er Recht gethan, daß er sie zur Beschleunigung ihres Vorhabens angestachelt; daß er sie vor einer nähern, gewissen Gefahr bewahrt, um sie vielleicht einer zehnfach schrecklichern Zukunft auszuliefern? Bald schien ihm seine Handlungsweise von allen Gesetzen der Nächstenliebe geboten gewesen, bald verurtheilte er sie als kurzsichtig und schwächlich. So mit seinen Zweifeln beschäftigt achtete er seines Weges nicht, sondern verfolgte nur unbewußt die rechte Richtung seiner Wohnung zu, bis ihn Lärm und Stimmen veranlaßten um sich zu schauen. Er blickte zu den für das Gastmahl erleuchteten Zimmern des Generalcommandos empor, von welchen soeben fröhliche Hochrufe hinunterdrangen.

„So viel Lust und Sorglosigkeit hier, so viel Erbitterung und Herzensangst dort!" seufzte er. „Wenn Denen da oben die Mittheilung

gemacht werden könnte, daß es über ihren geselligen Vergnügungen zu spät werden würde, dem Unheil vorzubeugen, dem sie steuern sollten, wie möchten sie erschrecken und auseinander eilen. Würde es nicht besser sein die Verblendeten um jeden Preis hier fest zu halten, statt sie in den gewissen Tod ziehen zu lassen? Er ging auf und ab und konnte sich nicht losreißen aus dem Bereiche der lauten Ausbrüche froher Geselligkeit; ja, als er sie schon weit hinter sich zurückgelassen, setzte er sich noch auf eine Bank unter den Kastanien und horchte nach ihnen zurück.

Die Nacht verstrich Stunde um Stunde. Die Wagen auf der Straße wurden endlich vom Warten erlöst, ihr Rollen verzog sich ferner und ferner. Einige Nachzügler, die ihren Heimweg zu Fuße machten, traten noch zur Thür heraus, der Hall ihrer Schritte verlor sich hierhin und dorthin.

In seinem Gemach saß der oberste Machthaber der neuen preußischen Provinz, für deren Ruhe und Frieden er in diesen schweren Zeiten einzustehen hatte. Sobald seine Gäste sich entfernt, verschwand das Lächeln höflicher Fröhlichkeit aus seinen Zügen und düstere Gedanken legten seine Stirn in tiefe Falten. Spät, wie es war, durfte er doch noch nicht zu Bette gehen, sondern mußte noch Briefe lesen und schriftliche Anordnungen ertheilen. Soeben setzte er die Feder an, als die Thür aufging, welche auf den Flur des Gebäudes hinausführte. Ungehalten über die unbequeme Störung wendete er sich um und fand einen Unbekannten gegenüber. Der Mann mußte sich gewandt in das Haus geschlichen haben, während die Gäste dasselbe verließen, er hüllte sich fest in einen kragenartigen, kurzen Mantel und trat mit zuversichtlichen Schritten näher. Der General, der ihn nicht erkennen konnte, zog sich hinter seinen Lehnstuhl zurück und vergewisserte sich, daß er die Hand nur ausstrecken durfte, um den Griff des Klingelzuges zu erreichen. Nebenan räumten die Diener noch geschäftig umher, es war unter diesen Umständen kein Grund zur Besorgniß vorhanden.

„Was ist Euer Begehr und wer erlaubte Euch hier hineinzubringen?" fragte der General vornehm und unzugänglich.

Der Fremde machte leise und hastig seine Angaben, der General stutzte und hastig und leise gab er seine Erwiederung. Seine stolze Kälte wich einem Ausdruck gespannten Interesses, er hieß den Unbekannten Platz nehmen.

Die Diener hatten sich längst aus dem Bereiche der herrschaftlichen Wohnzimmer und Flure zurückgezogen, als der hohe Officier seinem späten Gast selbst zur Thür leuchtete.

IV.

Und aus Morgen, Mittag und Abend wurde wieder ein Tag, und wieder war die Nacht an der Reihe, ihre Herrschaft anzutreten. Wieder waren die Straßen und Plätze leer von menschlichem Verkehr. Es war um die zwölfte Stunde, der Thürmer blies nach uraltem Brauch seinen

eintönigen melancholischen Rhythmus vom Rathhausthurme herab und der Dom und die Bernhardinerkirche und die Karmeliterkirche und die Jesuiterabtei verkündeten den schlafenden Einwohnern ihrer verschiedenen Reviere, daß Mitternacht angebrochen. Aber heut' huschte trotz der vorgerückten Stunde ein unheimliches Treiben durch die Finsterniß. Aus dunkeln Pforten an dunkeln Häusern tauchten dunkle Gestalten auf, an stillen Ecken trafen aus stillen Gebäuden hervorkommend stille Männer zusammen. Alle verfolgten, nie die Hauptstraße wählend, immer durch enge Nebengassen sich schlagend, schweigsam, aber rastlos ihr Ziel.

Nach dem Bernhardinerplatze zu wurden die Gruppen zahlreicher, bis sie hinter den Klostermauern dicht neben der Kirche verschwanden. Eine bunte Versammlung bewegte sich auf dem geräumigen Hofe, kaum erkennbar beim Scheine der kleinen Laternen, die hier und da am Boden aufgestellt nur durch eine entblößte Scheibe etwas Licht um sich warfen. Zuweilen nur funkelten die blanken Waffen, mit welchen die Leute gut versehen waren, wenn bei hastiger Bewegung ein ungewisser Strahl sie traf. Geistliche gingen rathend, segnend, anfeuernd zwischen ihnen umher, in ihrer Mitte stand Casimir Ostrowski unter den uns bekannten Rädelsführern vom Pfarrhause. Er gab gedämpften Tones den Umstehenden die wichtigsten Verhaltungsmaßregeln. Wie sie bei Tag zu rasten und des Nachts zu wandern hätten, wie sie sich in einzelne Abtheilungen auflösen sollten, nachdem sie den Zuzug in den Dörfern am Wege aufgenommen, um die Ersten bei Miloslaw, die Zweiten bei Zerbowo, die Dritten bei Pleschen über die Grenze zu gehen, wie jenseit der Grenze ihre Wiedervereinigung und ihr Weitermarsch nach Kalisch zu bewerkstelligen sei.

Auf den breiten Stufen der Eingangsthür in die Bernhardinerkirche, über der sich schlank und hoch die in weitester Ferne sichtbaren Thürme erheben, deren schöne, volltönige Glockenstimme auch weitern Umkreis durchdringt als das Geläute der übrigen Kirchen der Stadt, stand in den tiefsten Schatten gedrückt Lisa Ostrowska. Ihr Vater hatte sie hierher bestellt, um einen letzten Abschied von ihr zu nehmen, vielleicht in der dunklen Absicht, sie im Falle eines verhängnißvollen Ausganges des gefährlichen Spieles in der Nähe zu haben und mit ihr auf seinem Fahrzeug unbemerkt aus der Stadt zu entfliehen. Bei dem kärglichen Scheine bemühte sie sich seit einer halben Stunde, die von allen Seiten über den Bernhardinerplatz eilenden Männer zu erkennen, ohne ihren Vater herausfinden zu können. Er mußte schon vor ihr am Versammlungsorte angelangt sein und es blieb ihr daher nichts Anderes übrig, als in Geduld sich zu fassen, bis er selbst sie aufsuchen würde. Vom angestrengten Sehen müde, bedeckte sie einen Augenblick ihre Augen mit der flachen Hand, als schnelle Schritte ganz in ihrer Nähe ertönten und Jemand dicht vor den Stufen, auf welchen sie stand, vorüberflog. Sie blickte auf. Ein unwillkürlich ihr entschlüpfender Laut der Ueberraschung ließ ihn sich zurückwenden. Beide hatten einander erkannt.

„Du hier, Lisa Ostrowska? Um Gotteswillen, wo ist Dein Vater?“

„Mein Vater?“ wiederholte Lisa von banger Ahnung ergriffen, „er muß daneben im Klosterhofe sein. Aber was bedeutet Deine Hast?“

In der That war Stephan athemlos. „So rette ihn, wenn es noch nicht zu spät ist. Die Breslauerstraße und die Bergstraße hinunter ziehen Abtheilungen Soldaten im Sturmschritt heran.“

Ein gellender Schreckensruf aus Lisa's Munde war die Antwort. Sie stürzte auf die Straße hinab. „Verrath! Verrath! Entflieht! Soldaten im Anzuge!“ So schrie sie aus allen ihren Kräften und von einigen außenstehenden Leuten pflanzte sich das warnende Wort schnell fort durch das Klosterthor zum Hofe hinein bis in die Kreuzgänge, die davon widerhallten. Erst schenkte ihm Niemand Glauben, nach und nach erregte es Bestürzung, endlich wirkte der Schrecken, den es verbreitete, ansteckend auf die Gemüther. Lisa brach sich Bahn durch die im Klosterhofe plötzlich in wildester Unordnung durcheinander wogende Menge; so rastlos ihr Stephan zu folgen sich mühte, es war umsonst, er hatte sie in dieser Verwirrung verloren. Bald näher, bald ferner schlug ihr Angstschrei an sein Ohr, aber wenn er ihm nach einer Richtung folgte, hörte er ihn plötzlich an ganz entgegengesetzter Stelle. Jetzt kam Fluß in die Massen, nach allen Seiten zerstoben die schwarzen Haufen. Die Einen schlugen sich links nach der Wilda zu, die Anderen liefen die kleinen Gassen zurück, welche sie hierher geführt, um irgend ein Unterkommen zu gewinnen, ehe die Feinde, deren schwere Schritte man schon deutlich vernehmen konnte, den Bernhardinerplatz erreichen konnten.

Lisa hatte endlich ihren Vater gefunden. Casimir Ostrowski folgte seiner Tochter in dumpfer Verzweiflung, noch immer weigerte er sich an die Wahrheit ihrer Aussage zu glauben. Der Zorn über so viel unverdientes Mißgeschick nach so viel glänzender Erwartung störte seine vernünftige Ueberlegung. Es war, als ob seine so oft bewährte Eisenkraft des Körpers und des Geistes in dieser Täuschung unterliegen wollte. Der Klosterhof war schon ganz leer; da gelang es dem verzweifelten Mädchen endlich ihren Vater zu bewegen den Ort zu verlassen, der ihm so gefährlich zu werden drohte. Aber Casimir Ostrowski fühlte sich auch wirklich durch die Gemüthserschütterung wie gelähmt, seine Füße versagten ihm den Dienst. Lisa's erster Gedanke war, die Fähre auf kürzestem Wege zu erreichen. „Fort, die große Gerberstraße hinunter; bis an ihr fernes, unabsehbares Ende scheint sie einsam und sicher. Großer Gott, nein!“ Um die Ecke der Wasserstraße biegen geschlossene Reihen zurück, die Allerheiligenstraße entlang durch das finstere Thor. „Raffe Deine Kraft zusammen, im Kloster wartet man auf mich und läßt uns ein! Heilige Jungfrau Maria, es ist dunkel und fest verschlossen! Die Pförtnerin schläft und hört unser Pochen nicht! Wohin nun jetzt, wohin? Wehe, wehe, keine Thür, die sich öffnet, hinter keinem Fenster ein Mensch, den man um Beistand anrufen könnte! Lärm von der

Breslauerstraße her? Weiter über den alten Markt St. Adalbert zu. Was schleicht dort vor uns um die Rolandssäule herum, in die Büttelstraße hinein? Muth, Muth! Dort das Licht! es kommt aus dem Hause des Bäckers, ich kenne ihn wol, er ist ein eifriger Patriot, seine Thür ist offen. Die Burschen reihen das eben geformte Gebäck mittelst langer Breter auf der Straße aneinander. Ihr da, zu Hülfe, zu Hülfe! Hört Ihr die Verfolger, sie kommen näher und näher, wir sind es, die sie suchen, erbarmet Euch meines Vaters!"

Aber ehe noch die Angerufenen Lisa's Flehen vernehmen konnten, erfaßte sie ein kräftiger Arm.

„Folgt mir, Casimir Ostrowski", sagte eine wolbekannte Stimme. „Nicht diesen Weg, welcher Euch wieder der Richtung näher führt, die Ihr zu meiden habt. Auf dem Markte ist Alles ruhig, verliert keine Zeit. Stützet Euch ganz auf mich, ich bringe Euch in meine Kanzlei auf das Rathhaus, dort sucht Euch Niemand. Dort wollen wir weiter bedenken, wie Euch in Eurer Noth zu helfen ist."

Eben graute der Morgen als Sigismund Grudzinski vorsichtig St. Adalbert hinunterschritt. An der Thür des Pfarrhauses begehrte er Einlaß. Man öffnete ihm sogleich. Auf seine Frage nach dem hochwürdigen Herrn, wies man ihn in dasselbe Gemach, das kürzlich den Verschworenen als Versammlungsort gedient. Eine bei der frühen Stunde auffallende Unruhe herrschte in dem Gebäude und der neue Gast kam auf die Vermuthung, daß schon andere Verfolgte sich zu dem Geistlichen geschlichen und die Kunde, welche er auf dem Herzen hatte, schon früher hierher gebracht sei. Desto besser! Vielleicht traf er hier noch Gefährten, über deren Verbleib er in Ungewißheit war. Als in kurzer Zeit die Thür sich öffnete, durch die er den Probst eintreten zu sehen hoffte, war er erstaunt, sich Lisa Ostrowska gegenüber zu befinden. Aber Beide in diesem Augenblick mit so spannenden Gedanken beschäftigt, erinnerten sich kaum der seltsamen Umstände, unter denen sie sich kürzlich an demselben Orte getrennt.

„Ich hörte es soeben, daß Du gekommen!" rief sie erregt. „Welche Nacht! Und wie gelang es Dir, der Gefangenschaft zu entgehen?"

„Ich war noch nicht im Kloster!" antwortete Sigismund schnell. „Eine zufällige Verspätung schleunigst einzubringen, bemühte ich mich auf kürzestem Wege den Bernhardinerplatz zu erreichen; und vermied die aus der Richtung führenden Nebengassen. Als ich im vollen Lauf vom Alten Markte in die Breslauerstraße einbog, sah ich mit Entsetzen Truppen vor mir herziehen. Ich konnte nichts thun, als eiligst wieder mein Haus gewinnen. Aber wo ist Dein Vater?"

„Mein Vater, ach, daß Gott erbarm!" seufzte Lisa und rang die Hände.

„Ich dachte es wol, daß er den Verfolgern nicht entgehen würde", sagte Sigismund und eine fliegende Röthe übergoß sein Angesicht. „Man kennt Casimir Ostrowski wol, er ist der Erste auf dem Platze und der Letzte, der sich zur Flucht entschließt."

Aber Lisa schüttelte traurig den Kopf. „Sprich leise", bat sie dringend. „Mein Vater ist nicht gefangen, er ruht in jenem Zimmer."

Sigismund Grudzinski's Gluth wich plötzlich einer auffallenden Blässe, seine Züge nahmen den Ausdruck einer seltsamen Gleichgiltigkeit an. „Er schläft in Sicherheit!" erwiederte er gedehnt.

„Aber welch' ein Schlaf", jammerte Lisa. „Fieberhitze bedeckt seine Wangen und wilde Phantasien quälen seine Seele. Sind es die Anstrengungen der letzten Zeit, ist es der Zorn über den schnöden Verrath, schon gestern auf der Flucht versagten ihm die Glieder, Dein Bruder verbarg ihn im Rathhause und gegen Morgen brachten wir ihn krank hierher. Daß Gott erbarm, mein Vater krank, und der Zug der Streitschaar gescheitert!"

In Sigismund's Augen blitzte es plötzlich auf wie Genugthuung; da aber Lisa Ostrowska ihn ansah, so veränderte sich sein Ausdruck und er blickte ernst vor sich nieder. „Du bist im Irrthum, Lisinka", sagte er nach einer Pause, „der Freischaarenzug ist nicht gescheitert, ich habe für seine neue Sammlung so schnell wie möglich gehandelt. Sobald ich es wagen durfte, schlich ich mich von Quartier zu Quartier, um das Schicksal der Brüder zu erfahren. Einige freilich, mit den Waffen in der Hand betroffen, büßen für ihren Patriotismus, unter ihnen glaubte ich Casimir Ostrowski, aber die Meisten flüchteten in die Dörfer hinaus, dort warten sie auf mich, um nicht ohne Führung und schlecht berathen die gefahrvolle Wanderung anzutreten."

Lisa's Rathlosigkeit und Trauer ging bei Sigismund's Rede in Freude, in Entzücken, in flammende Begeisterung über. Sie wendete sich zur Thür. „So ist noch nicht Alles verloren", rief sie neubelebt; „Vater, mein Vater, wachet auf, o, Ihr dürft jetzt nicht krank sein, Eure Landsleute warten auf Euch!"

Aber ehe sie noch das Gemach erreicht hatte, in welchem sich Casimir Ostrowski befand, vertrat ihr Sigismund Grudzinski den Weg und führte sie wieder zurück.

„Still, still", sagte er fast befehlend, „Deines Vaters Gesundheitszustand wollen wir später untersuchen, zuerst habe ich noch eine wichtige Angelegenheit allein mit Dir zu berathen."

Er führte das befremdete Mädchen zu einem Stuhl und setzte sich zu ihr. „Es frägt sich nicht darum, ob Dein Vater krank sein darf oder nicht", begann er nach einer Pause; „nehmen wir einmal an, daß er unfähig, den Kriegszug zu führen, was würdest Du beginnen, wenn er nicht selbst zu handeln im Stande wäre?"

Lisa sprang wieder auf, ihre freudige Erregung wurde von einem entsetzlichen Gedanken getrübt.

„Ich sehe, daß Du mich verstehst", fuhr Sigismund fort. „Nach den Vorgängen der gestrigen Nacht dürft Ihr mit Sicherheit nicht hier bleiben, der Probst wird nicht wagen, Euch lange im Hause zu behalten. Ihr werdet uns begleiten müssen. Beim Herumspähen bemerkte ich fremde Leute auf Eurem Kahn, die Knechte, die ich traf, sagten aus, daß

Polizeibeamte ihn in Beschlag genommen, die Waffenzufuhr ist also auch entdeckt. Er war Euer einziges Besitzthum, selbst wenn Dein Vater sich leidlich wieder erholt; wovon wollt Ihr Euren Unterhalt gewinnen? Also noch einmal, Ihr werdet uns begleiten müssen."

Lisa sah ihn traurig an.

„Aber was sollen wir da drüben ohne Kenntniß des Landes, ohne Geld, ohne Freunde?" erwiederte sie.

„Ich bin Euer nächster Freund!" rief Sigismund warm, und es flammte wieder in seinem Antlitz auf. „Mein Weib und meines Weibes Vater finden freiwillige Unterstützung, so weit die Republik reicht. Lisa Ostrowska, Du mußt mein Weib werden, ehe wir abreisen."

Lisa blickte, bevor sie antwortete, dem also Redenden starr in die Augen. Ihre Wangen entfärbten sich zu einer unheimlichen Blässe und sie drückte beide Hände fest auf ihr Herz, als ob sie dadurch sein ungestümes Pochen besänftigen könnte.

„Hast Du mich verstanden?" fragte Sigismund begierig.

„Ich muß Dein Weib werden, ehe Ihr abreist; die äußeren Umstände gebieten es so", wiederholte sie tief athmend.

Sigismund verbarg mühsam den Rausch der Freude, welcher ihn durchströmte. „Die meisten unserer Genossen", fuhr er scheinbar ruhig fort, „haben mit Vermeidung der Thore den Weg über die Fähre gewählt, um zu entkommen, auch für uns scheint sie mir das sicherste Beförderungsmittel zur Stadt hinaus. Der zuverlässige Fährmann liegt heut den ganzen Tag auf der Lauer, um zu unserm Dienst jederzeit bereit zu sein. Sobald Dein Vater erwacht, begebt Ihr Euch auch dorthin, mittelst einiger Ruhepausen wird er die weite Strecke zurücklegen, die Nothwendigkeit muß ihn aufrecht erhalten. Einmal über den Fluß, verbirgst Du ihn bis ich komme, etwa in der Hütte des Schiffers. In der nahen einsamen St. Rochuskirche stifte dann ein Priester schnell das Sacrament der Ehe zwischen uns." Bei diesen mit unterdrückter Leidenschaft gesprochenen Worten war Sigismund ganz nahe an Lisa herangetreten. Jetzt zog er sie langsam in seine Arme. Sie sträubte sich nicht gegen diesen Liebesbeweis ihres Bräutigams, sie legte nur ruhig ihre Hände auf die seinigen. Aber so ruhig diese Bewegung war, so entschieden that sie doch Einspruch gegen jeden weitern Ausdruck zärtlicher Gefühle.

„Genug", sagte sie so bleich und so ernst wie zuvor. „Es geziemt sich nur *ein* Gefühl in dieser Noth für uns, die Sorge um das Vaterland."

In diesem Augenblick erhob sich im Nebenzimmer ein seltsames Getöse. Heftige Reden erschallten, mehrere Stimmen schrieen zugleich. Ausbrüche des Zornes und Schwüre der Rache wogten wild durcheinander. Ehe Lisa Ostrowska die Thür erreichen konnte, öffnete sich dieselbe und ihr Vater stürzte herein. Mehrere Männer folgten ihm auf dem Fuße. Casimir Ostrowski's Anblick war schrecklich. Ein Zug schweren Leidens entstellte sein Gesicht, die schwarzen Augen leuchteten

aus tiefeingesunkenen Höhlen hervor, theils in Fieberhitze, theils vor Wuth. Auf seinen Wangen brannte ein krankhaftes Roth und seine Schritte waren unsicher und schwankend. Die Kleider hingen zerdrückt um seinen Körper herum; in der Unruhe seines unerquicklichen Schlafes, aus welchem er eben so jäh erwacht, war sein ganzer Anzug in Unordnung gerathen.

„Er ist entdeckt der verruchte Anstifter des Verrathes!“ rief er außer sich. „O, wir hörten wol die Reden, welche er an dieser Stelle geführt. Hat er sich nicht selbst zu den Feinden bekannt? Jetzt hat er sein Werk gekrönt, indem er die eigenen Brüder auslieferte. Stanislaus Kunowski hat ihn auf der Lauer gesehen am Hause des commandirenden Generals, wie er fortging und wieder zurückkam, um die Gelegenheit abzupassen, ungesehen hinein zu gelangen. Aber wenn er auch im Dunkeln gesündigt, seine Schuld hat doch einen Weg an das Licht gefunden und im Namen unserer Nationalregierung, die zu fern und deren Arm noch nicht stark genug ist, um bis hierher zu reichen, werden wir Gericht über Dich halten, Stephan Grudzinski. Wer es redlich meint mit der Sache des Vaterlandes, der muß mir beistehen.“

„Kommt, ihr Leute!“ wendete Stanislaus Kunowski sich an die Anderen, „laßt uns ihm auflauern, laßt uns ihn hierherschleppen.“

„Lieben Freunde“, antwortete Sigismund, „wollt Ihr Euch nicht selbst in das Verderben stürzen, so wagt keinen Schritt gegen Stephan Grudzinski am hellen Tage und in der belebten Stadt.“

„So locken wir ihn durch List an einen einsamen Ort“, unterbrach ihn Stanislaus, „unter irgend einem Vorwande bestellen wir ihn zu einer geheimnißvollen Zusammenkunft.“

„Lieben Leute“, sagte der Geistliche, welcher endlich zu Worte kam, „ich muß Sigismund Grudzinski beipflichten. Ihr seid Alle verloren durch eine unüberlegte Handlung. Außerdem, habt Ihr Euch denn nicht getäuscht, Stanislaus Kunowski?“

„Ich schaffe Euch den Florian Grodzki zur Stelle, wenn Ihr mir nicht glaubt, hochwürdiger Herr; sah ich den Schändlichen nur auf der Straße, so begegnete er ihm im Hause.“

„Ueberlaßt doch die Rache Demjenigen, der alle Schuld in seinem ewigen Buche verzeichnet“, mahnte der Geistliche.

Inzwischen war Casimir Ostrowski auf dem Stuhle zusammengesunken, auf den er sich Anfangs mühsam gestützt, jetzt richtete er sich mit dem Aufwand aller seiner Kräfte wieder in die Höhe. „Mit Nichten!“ rief er. „Wer Hochverrath begeht, ist des Todes schuldig. Mit welchem Herzen sollten wir für das Vaterland in den Kampf ziehen, ohne für diesen Frevel Sühne gefordert zu haben! Komm her, Lisinka, Du sollst das Werkzeug der Gerechtigkeit werden.“ Er löste ein silbernes Kreuz, welches an einem schwarzen Bande um seiner Tochter Nacken befestigt war, und reichte es Stanislaus Kunowski. „Nehmet“, fuhr er fort, „suchet den von Stund' an Geächteten auf und übergebt ihm dieses Zeichen, er kennt es wol. Lisa Ostrowska beschwöre ihn um eine schleu-

nige Zusammenkunft im Fährhause beim Städtchen, so sprecht zu ihm. Diese Leute sagen", wandte er sich an Sigismund Grudzinski, „daß es über die Fähre gelingen werde zu den in der Nähe verstreuten Genossen zu kommen; nicht Lisa Ostrowska soll dem Verbrecher dort entgegen treten, sondern die beleidigten Richter."

„Casimir Ostrowski", unterbrach Sigismund ungeduldig diese schrecklichen Worte, „Ihr habt doch schon genugsam die Aufmerksamkeit der Behörden auf Euch gezogen; wollt Ihr, eben entronnen, wieder die Spürhunde auf die richtige Fährte locken? Und dann noch Eins, Ihr seid ein kranker Mann, überlaßt es Anderen, zu beschließen und zu handeln, bis Ihr wieder genesen seid."

Aber da warf Casimir Ostrowski einen Blick voll Hohn und Mißtrauen auf den Sprechenden. „Ich kenne wol die Stimme des Ehrgeizes", rief er mit verhaltenem Ingrimm, „der darauf brennt, meine Stelle einzunehmen; aber Gott sei Dank, noch bin ich stark genug, mich im Sattel zu erhalten."

Sigismund hatte eine Antwort auf der Zunge, aber da trat der Geistliche an seine Seite. „Betrachtet Eures Gegners Gestalt", flüsterte er, „und fechtet nicht einen Kampf aus, den eine höhere Macht im Begriff steht, zu entscheiden."

„Ihr habt Recht", erwiederte Sigismund beruhigt; „aber steht mir bei, diese Männer zu überzeugen, daß sie das Vergangene vergangen sein lassen und nur die Zukunft in das Auge fassen müssen. Stanislaus Kunowski, geht nicht, Euren Auftrag auszurichten; es ahnt mir schweres Unheil von dieser Maßregel, hört auf das warnende Wort eines Patrioten, von dem Ihr wißt, daß er sonst die Gefahr nicht scheut."

„Wir wollen aber, daß die Gerechtigkeit ihren Lauf habe", sagte Stanislaus Kunowski trotzig, der sich einige Augenblicke mit seinen Gefährten besprochen hatte. „Daß so viele unserer Brüder in diesem Augenblick in schwerer Gefangenschaft schmachten, ist des Verbrechers Werk; daß wir im Besitz unserer Freiheit, verdanken wir nur einem glücklichen Zufall. Auge um Auge, Zahn um Zahn."

„Aber Ihr verfolgt einen Unschuldigen!" rief Lisa Ostrowska, welche bisher bleich und verstört dem Gang des Gesprächs gefolgt war, jetzt außer sich. „Er ist es gerade, welcher Euch gerettet hat, von ihm erhielt ich die Warnung, die Euch rechtzeitig auseinander trieb. Später entriß er mich und meinen Vater der Verfolgung. Gebt mir mein Kreuz zurück, Stanislaus Kunowski; ich wiederhole, es ist ein Unschuldiger, den Ihr verfolgt."

„Ist er unschuldig, weil er Euch gerettet hat, Lisa Ostrowska?" fragte Stanislaus mit Hohn. „Vielleicht hat er gehofft, Ihr würdet nur an Euch selbst denken und ohne uns zu warnen, mit ihm entfliehen; vielleicht meinte er, wenn Eure nächsten Angehörigen ihm nicht mehr im Wege ständen, Euch doch noch für sich selbst zu gewinnen. Versucht es nicht, mir den Talisman zu entwinden, Ihr hindert nichts; Stephan Grudzinski wird seinen Feinden im Fährhause ausgeliefert."

Er verließ das Zimmer, von seinen Begleitern gefolgt. Während dieses kurzen Zwiegesprächs zwischen Lisa und Stanislaus hatten Sigismund und der Probst Casimir Ostrowski unterstützt, dessen Kraft immer mehr erlahmte; jetzt waren sie ihm behülflich, sein Lager im andern Zimmer wieder zu erreichen. Sigismund kehrte sogleich zu Lisa zurück.

„Gönne Deinem Vater nur Zeit, sich von der letzten Aufregung ein wenig zu erholen", flüsterte er, „dann tretet unserer Verabredung gemäß Eure Wanderung an. Ich will zuerst versuchen, meinen Bruder aus dem Wege zu schaffen, bevor Eure Botschaft ihn erreicht hat. Sollten meine Schritte mißglücken, so kannst Du ihn vielleicht vom Fährhaus aus treffen, ehe er seinen Henkern in die Hände gefallen ist. Ich werde meinem Knecht sagen, daß er den Arbeitskarren sogleich hierher fährt, damit Ihr schneller an Ort und Stelle seid. Bereite Casimir Ostrowski unterwegs auf unsere Entschlüsse vor, stelle sie ihm von der zweckmäßigsten Seite dar, so bald wie möglich bin ich bei Euch."

Sigismund wollte gehen, Lisa hielt ihn noch zurück.

„Und hältst Du Stephan Grudzinski wirklich des Verraths für schuldig?" fragte sie mit sichtlicher Angst, „des Verraths an seinen Brüdern, an unserer heiligen Sache?"

Sigismund zögerte mit der Antwort „Ich glaube, es ist so", antwortete er endlich finster; „aber jetzt laß mich los, so Du ihn zu retten begehrst."

Lisa war allein. Sie verhüllte ihr Antlitz mit beiden Händen, so blieb sie lange stehen im heftigsten Kampf mit sich selbst.

„Und wenn er schuldig ist", rief sie plötzlich entschlossen, „so will ich nicht mitwirken an seinem gewaltsamen Untergang!"

V.

Einige Stunden waren verflossen. Lisa Ostrowska stand im Fährboot und spähte in die Ferne. Stephan Grudzinski war immer noch nicht erschienen. Ihres Vaters Körperkräfte hielten plötzlich wieder Schritt mit seiner Thatenlust. Er fand in der Nähe einflußreiche Parteigenossen genug, deren heißes Blut sich sogleich gegen den Verräther mächtig empörte und deren Gemüther für schnelle Wiedervergeltung sich entflammten.

Sie saßen im Fährhaus und erwarteten ihr Opfer, durch sein Ausbleiben nur zu größerer Begierde angespornt, ihre Macht an ihm zu erproben. Lisa Ostrowska im Verdacht zu haben, daß sie ihnen entgegenhandeln könne, wäre ihnen nicht im Traum eingefallen, auch wenn sie sich nicht erboten hätte, als Wächterin draußen zu bleiben, da sie sich dem Nahenden nicht voreilig zu zeigen wünschten.

Also Lisa stand im Fährboot und starrte in die Ferne. Der Unglückliche konnte entweder diesseits des Stromes vom Warthethor her sich nahen, oder er suchte mittelst der Fähre vom jenseitigen Ufer aus den Platz zu erreichen, wohin er bestellt. Die Kette, an der der Kahn

gewöhnlich befestigt war, hatte sie gelöst und auf den Boden des Fahrzeugs gelegt. Einen Arm schlang sie um einen Pfahl in der Nähe, mit der andern Hand hielt sie das Ruder, bereit, in der Richtung abzustoßen, in welcher Stephan Grudzinski erscheinen würde. Die Angst um die Ereignisse, welche der nächste Augenblick bringen konnte, hatte ihr fast die Erinnerung an die eigene seltsame Schicksalsfügung, die ihr in kurzer Zeit so unvorbereitet den Gatten geben sollte, verwischt. Aber wie sie so dastand, das Bild der Entschlossenheit, wühlten in ihrem Innern Rathlosigkeit und Verzweiflung, daß sie gegen ihren Vater und gegen die Vaterlandsvertheidiger für den Verbrecher an ihrer heiligsten Ueberzeugung, gegen die treuen, opfermuthigen Dulder für den hinterlistigen Betrüger Partei nehmen mußte, den sie selbst in den Rath der Verschworenen eingeführt und der ihr Vertrauen so schnöde mißbraucht. Es war ihr, als ob sie seine Mitschuldige wäre; als ob sie sich in einem finstern Winkel verbergen müßte, ohne zu hören und zu sehen, bis Alles vorüber war. Es schien ihr besser, gleich da in den Fluthen den Tod zu suchen, als sich zwischen den Verräther und die Ihrigen zu stellen. Dennoch wurde ihre Aufmerksamkeit keinen Augenblick von ihren Gegenständen abgeleitet. Anfangs war wol zuweilen Einer der im Fährhaus Versteckten in die Thür getreten, um seiner Ungeduld Ausdruck zu geben; aber jetzt mußte ein Gespräch Alle ganz besonders fesseln, denn die Stimmen wurden lauter und Keiner rührte sich vom Platze.

Wenn der Erwartete jetzt käme! Schwankte nicht dort am äußersten Ende des von ihren Blicken beherrschten Dammes, welcher rechter Hand dem Ufer folgt, ein schwarzer Schatten über den Weg? Nein, es war wieder nur eine Wolke, die vor der Sonne vorbeizog und Lisa's Herz mit neuer Täuschung folterte. Plötzlich ließ ihr Arm den Pfahl los, durch den sie sich und das Fahrzeug am Lande festhielt, und lautlos glitt der Kahn mit dem schnellen Strom des Wassers dahin. Diesmal war es kein Irrthum, eine männliche Gestalt näherte sich und gewann immer deutlichere Umrisse. Das Mädchen winkte dem Nahenden, es gelang ihr, sich bemerkbar zu machen, sie lenkte zum Ufer, wenige Augenblicke und Stephan Grudzinski sprang hinunter an ihre Seite.

„Was giebt es, Lisinka, wozu dies Alles?“ fragte er gespannt.

Lisa konnte vor Aufregung kaum die Worte hervorbringen: „Du bist entlarvt“, antwortete sie, „Dein Verrath an den Brüdern und an dem Vaterland ist den Patrioten entdeckt, schon sitzen sie im Fährhause und halten Gericht über Dein Verbrechen. Da man Dir in der Stadt kein Härchen zu krümmen wagt, so bediente sich Stanislaus Kunowski meines Einflusses auf Dich, um Dich in diese Einsamkeit hinauszulocken. Kehre sogleich wieder heim, gehe durch die belebtesten Straßen zurück und verlasse Dein Haus nicht, bis wir fort sind, wenn Du nicht mit Deinem Leben die Beleidigung zu bezahlen begehrst, welche Du ihnen zugefügt.“

Stephan sah die fieberhaft Erregte mit äußerster Ueberraschung an. „Ich höre die Worte, welche Du sprichst“, antwortete er, „aber ich fasse ihren Sinn nicht. Stanislaus Kunowski habe ich nirgends ange-

troffen. Den ganzen Tag über verrichtete ich Amtsgeschäfte in Glowno, auf dem Rückweg sprach ich im Pfarrhaus von St. Adalbert an, um mich nach Euch zu erkundigen. Da man mir sagte, Ihr hättet Euren Weg hier hinaus genommen, so versuchte ich, Dich noch einmal zu treffen. Nach Deinen Andeutungen muß ich vermuthen, daß sich der Verdacht auf mich gelenkt, den Auszug der Freischaar verhindert zu haben, und ohne nähere Untersuchung der Wahrscheinlichkeit geht man mir sogleich zu Leibe?"

„Stanislaus Kunowski sah Dich in jener Nacht, wo ich Dir selbst den Versammlungsort der Verschworenen entdeckte, um das Haus des commandirenden Generals schleichen", antwortete Lisa finster.

„Und weil mich mein Heimweg daran vorüberführte, habe ich Deine Freunde angegeben?" wendete Stephan lächelnd ein.

Lisa schwieg, ohne aufzublicken.

„Aber Du schenkst dieser bösen Anschuldigung keinen Glauben", fuhr er fort, „wie ich sehe, kommst Du mir entgegen, um aus alter Freundschaft mich zu warnen."

Lisa wurde roth. „Fern sei es von mir, mich in Erörterungen über den Grund meiner Handlungsweise mit Dir einzulassen. Du bist mir verächtlicher, als der Schergen Einer, welche als blinde Werkzeuge durch den Befehl des Tyrannen sich auf uns hetzen lassen, das sei Dir genug", fuhr sie auf.

„Aber weshalb läßt Du mich entschlüpfen, Lisa Ostrowska?" redete Stephan weiter; „weshalb begehst Du die Feigheit, Demjenigen zu helfen, der Deines Vaters, Deines Gatten, Deiner Brüder nicht geschont?"

Diese Frage traf Lisa Ostrowska wie ein Urtheilsspruch. Die Hand, die das Ruder immer noch faßte, fiel an ihrer Seite nieder, ihr Haupt senkte sich wieder auf ihre Brust und ihr ganzer Körper bebte.

„Du hast meinen Vater in letzter Nacht vor grausamer Kerkerhaft bewahrt", sagte sie halblaut, als ob sie sich scheute, einen Beweggrund auszusprechen, dessen Unhaltbarkeit sie selbst beschämte. „Dort geht Dein Weg in die Stadt, wir sind quitt, Stephan Grudzinski."

Stephan trat ihr näher und suchte ihre Hand zu ergreifen.

„Laß uns so nicht scheiden", entgegnete er wehmüthig, „verschmähe meinen Dank zum wenigsten nicht."

Aber da fuhr sie auf, daß der Kahn unter ihr schwankte.

„Rühre mich nicht an, oder ich lege Hand an mich selbst", schrie sie entrüstet und zog einen Dolch aus ihrem Gürtel hervor, den sie in dieser Zeit dort verborgen trug. „In wenigen Stunden bin ich des edlen Sigismund's Gattin, des Mannes, dessen tapfere Ausdauer heut' wieder die Folgen feiger Unthat von unserm Volk abgewendet."

Stephan zog sich wieder einen Schritt zurück und sah sie mitleidig an. „Lebe wohl, Lisinka", sagte er bekümmert. „Der Polin Herz ist auch nur ein schwaches Weiberherz, und die Natur läßt sich nicht zwingen. Irgendwo findet sie das Mittel, sich zu rächen für die Unbill, die ihr geschieht. Und noch Eins, ehe ich gehe. Nach Deinen Worten scheint es, als ob die Verbündeten ihren Kriegszug in das Königreich noch nicht

aufgegeben haben. Sage ihnen, sie sollten ihre Waffen in die Warthe senken, und je eher je lieber in ihre früheren Verhältnisse zurückkehren. Soeben erfuhr ich schlimme Post. Warschau soll von den Russen genommen, die Stadt in Belagerungszustand erklärt sein. Die polnischen Legionen seien aufgerieben und zerstreut, so sagt man, und die Regierung werde alsbald amtliche Berichte darüber veröffentlichen."

Stephan Grudzinski war verschwunden, mechanisch trieb Lisa Ostrowska ihr Fahrzeug wieder zurück und befestigte es an seiner Kette. Die Unterhaltung im Fährhaus war noch so lebhaft wie zuvor. Plötzlich sah Lisa Sigismund vom andern Ufer hinüberwinken; sie setzte den Kahn noch einmal in Bewegung, bald darauf betraten Beide den Landungsplatz.

„Alles vergeblich", rief Sigismund mißmuthig, „ich habe meinen Bruder nicht gefunden. Auch Stanislaus Kunowski, der wie ein Bluthund, der er ist, seine Spur verfolgt, hat vergeblich die Stadt nach allen Richtungen durchkreuzt. Jetzt hat er erfahren, daß Stephan am Warthethor gesehen worden, nun haben er und seine Helfershelfer sich auf dem Damm verborgen. Geht es nach ihrem Sinn, so bedarf es Deiner Botschaft nicht, Lisinka; auf dem einsamen Damm brauchen sie ihre feindlichen Absichten nicht zu verhehlen."

Lisa rang die Hände bei diesen Mittheilungen; so hatte denn ihre Sorge und Anstrengung Stephan nicht zu beschützen vermocht. Vielleicht in diesem Augenblick war er dem Haß seiner Widersacher schon preisgegeben und nur ein Wunder konnte ihn aus ihren Händen wieder befreien.

„Noch giebt es ein Mittel, die Meute von ihm abzulenken", fuhr Sigismund fort; „wir müssen Deinen Vater bereden, so schnell wie möglich von hier aufzubrechen. Stanislaus Kunowski wird nicht wagen, eigenmächtig einen Mord zu vollziehen. Wie geht es Casimir Ostrowski?"

„Seitdem es wieder zu handeln giebt, scheint er gesund zu sein", erwiederte Lisa.

„Künstliche Aufregung!" rief Sigismund. „Ist die Verfolgung eines einzelnen Menschen nicht Fieberwahnsinn, wo es sich um die Befreiung eines ganzen Volkes handelt? Du wirst mir behülflich sein, Lisinka, ihn zur Pflege an einen sichern Ort zu bringen. Komm, in der St. Rochuskirche wartet der Priester unser. Stanislaus Kunowski muß das Nest leer finden, wenn er mit seiner Beute eintrifft."

Lisa Ostrowska ließ sich willenlos von ihrem Bräutigam fortführen. Die im Fährhaus Harrenden waren nach und nach dieses ermüdenden Zustandes überdrüssig geworden, die laute Unterredung, welche sie geführt, hatte nur den Zweck gehabt, Casimir Ostrowski's Willen zu bekämpfen. Sigismund's Ankunft entschied den Streit, er wurde überstimmt.

Man stellte den Fährmann zum Wächter an, machte sich bereit zum Abmarsch und sammelte die zerstreuten Theilnehmer der Freischaar. Aber vorher mußten sie noch der Trauung beiwohnen, die Lisa und Sigismund für immer aneinander ketten sollte. Ohne den geringsten

Einwand hatte Casimir Ostrowski seine Zustimmung gegeben; was kümmerte ihn in diesem Augenblick das Schicksal seines Kindes?

Die Rochuskirche füllte sich zu dieser seltsamen Hochzeitsfeier mit noch seltsameren Hochzeitsgästen. Der Edle und der Bauer drängten sich Seite an Seite, hart an einander, zu dem Fest des Friedens und der Liebe, den Degen an der Seite und die geladenen Waffen gespannt in den Fäusten. Die Braut stand, ohne aufzublicken, neben ihrem Bräutigam am Altar. Ihre Gedanken schweiften weit ab, einen entsetzlichen Vorgang ausmalend; ihre Sinne spähten nach einem Laut, welcher die Verwirklichung des schrecklichen Bildes anzeigte, mit dem ihre Einbildungskraft sie quälte. Ein alter Geistlicher schritt durch die dichten Reihen, als Lärmen an der Kirchthür seine Bewegung hemmte und ihn zurückblicken ließ. In der Mitte seiner Widersacher erschien Stephan Grudzinski als Gefangener.

Die feierliche Stimmung, welche die zu einer kirchlichen Handlung versammelten Krieger kaum durchdrungen hatte, wich sogleich wieder den Einflüsterungen weltlicher Leidenschaft und der durch edlere Empfindungen einen Augenblick zurückgedrängte Zorn sprengte um so gewaltiger die Fesseln. Lisa Ostrowska verhüllte sich das schreckensbleiche Antlitz und lehnte verzweiflungsvoll an den Stufen des Alters; Sigismund Grudzinski sah bekümmert, fast verstört vor sich nieder.

„Mehr Zeit, als wir übrig haben", begann Stanislaus Kunowski, erhitzt von Gemüthsbewegung und körperlicher Anstrengung, „kostete die Jagd, ehe es gelang, das Wild zu umstellen. Fein hat es der Schlaue angelegt, uns zu entkommen, aber schneller waren wir, ihm den Rückweg abzuschneiden. Nun wolan denn, da habt Ihr den Verbrecher. Gerichtssaal ist die Kirche, die Richter sind alle Versammelten, Casimir Ostrowski ist der Vorsitzende, den öffentlichen Ankläger vertrete ich und Florian Grodzki hat sich als Zeuge eingestellt."

„Stanislaus Kunowski", erwiederte Derjenige, welcher in diesem Gerichtshof von zweifelhafter Berechtigung zum Sprecher aufgerufen, „wie ich verstehe, nehmt Ihr Nichts zurück von Eurer schwerwiegenden Aussage; laßt uns denn hören, ob Florian Grodzki sie bestätigen kann."

„Aber Ihr Leute", rief Stephan jetzt ungeduldig, „ich denke, das kindische Spiel, das Ihr mit mir getrieben seit unserer Begegnung auf dem Damm wird nun endlich sein Ende erreichen. Fügt nicht zu der Rohheit, mit welcher Ihr den Wehrlosen hier hinausgeschleppt, noch neue Beleidigungen hinzu. Ich habe Euch kürzlich Gutes erwiesen und die Feindseligkeit nicht verdient, mit der Ihr mir begegnet!"

„Erwähnt Ihr sogar noch des Umstandes, an welchem Ihr uns nimmermehr erinnern solltet?" antwortete Casimir Ostrowski. „Wir denken noch gar wol Eurer Rolle als Spion und Eurer hämischen, kränkenden Behauptungen. Wer sagt uns, ob Eure Angaben über die Truppenbewegungen nach der Grenze nicht listige Erfindungen waren, unsere patriotische Unternehmung zu hintertreiben und zugleich auf eine geschickte Weise unserm gerechten Zorn zu entgehen?"

„Wenn Ihr denn ein so gutes Gedächtniß habt, Casimir Ostrowski", wendete Stephan langmüthig ein, „so solltet Ihr auch jener Nacht nicht vergessen, da meine Arme Euch unterstützten, bis Ihr das sichere Obdach erreicht hattet, als die Anwandlung von Kraftlosigkeit Euch so unzeitgemäß überfiel. Es freut mich, Euch wieder besser zu finden, doch seht Ihr gerade noch nicht aus, als ob Ihr schon wieder ganz hergestellt wäret, und ich möchte Euch rathen, die öffentliche Thätigkeit eine Weile einzustellen und Eurem Körper die nöthige Pflege zu gönnen."

Wirklich sah Casimir Ostrowski anders aus als an dem Tage, wo er so voll Hoffnung und Lebensmuth die Waffenvertheilung überwachte. Seine ganze Erscheinung war wie gebrochen, seine Haltung nur erzwungen, aber die Hindeutung auf die Anzeichen seiner Schwäche, die er selber nur zu tief beklagte, stimmte ihn nicht zu Gunsten Stephan's. Er streckte beide Hände wie zur Abwehr der Wahrheit aus und entgegnete streng: „Ihr seid nicht hierher gebracht, um Zwiegespräche zu führen oder Rath zu ertheilen, Stephan Grudzinski, sondern zu hören, was die Männer über Euch beschließen, welche Ihr so frech herausgefordert habt und die Euch so glücklich in ihre Gewalt gebracht. Florian Grodzki, Ihr wollt den Angeschuldigten vorgestern Nacht im Hause des commandirenden Generals gesehen haben, erzählt den Vorgang selbst."

Stanislaus Kunowski hatte den Aufgerufenen, der sich längst bereit gehalten, Auskunft zu geben, gefunden und herbeigeführt. Ein alter Mann trat jetzt etwas verlegen vor und antwortete mit leiser Stimme:

„Ihr wißt, daß ich als Diener auf Tagelohn ausgehe, so wurde ich vorgestern zur Hülfe in das Generalcommando geholt. Mitternacht war längst vorüber, die Gäste hatten sich entfernt, als ich noch mit den Hausbedienten in der Küche zusammensaß, die Ueberreste an Wein und Speisen von der Herrentafel zu verzehren. Eben wollte ich vorsichtig über den Hausflur schleichen, um mich unhörbar auf die Straße zu stehlen, als schnelle Schritte sich die Treppe hinunter bewegten. Ich hatte gerade noch Zeit, hinter einen Pfosten zu schlüpfen, an welchem ich eben vorbeigestreift, als der Herr selber einem Fremden hinausleuchtete. Einen Augenblick wendete sich der Letztere zurück, so daß seine Züge von der Wachskerze hell beschienen wurden. Ich würde ihn unter Tausenden wieder erkennen."

„So blickt Stephan Grudzinski an und schwört, daß er es ist, mit welchem Ihr im Hause des Generals zusammengetroffen", sagte Casimir Ostrowski.

Bisher hatte Florian Grodzki noch nicht um sich gesehen, Stanislaus Kunowski hatte ihm mit solcher Bestimmtheit versichert, daß der Verfolgte und jener späte Gast des commandirenden Generals eine und dieselbe Person sei, daß kein Zweifel darüber in ihm aufzusteigen Gelegenheit gefunden. Als jetzt sich seine Augen auf den ihm besonders Bezeichneten richteten und er eine Erscheinung vor sich hatte, deren Gesichtszüge und Kleidung den äußersten Gegensatz zu dem Bilde abgaben, wie es ihm von der nächtlichen Begegnung vorschwebte, stand er

einen Augenblick sprachlos da. Aber die Spannung der ihn umwogenden aufgeregten Versammlung ließ ihm nicht Zeit, seiner Ueberraschung nachzuhängen; den von allen Seiten laut werdenden heftigen Anforderungen, sich zu erklären, mußte er genügen.

„Er ist es nicht", antwortete er kopfschüttelnd. „Dieser ist modisch gekleidet, Jener trug sich wie Ihr, Dieser hat ein glattes Kinn, der Bart des Andern hing lang herab, Dieser ist klein und schlank, Jener war groß und breit gebaut."

Der Eindruck, welchen diese unerwartete Aussage hervorbrachte, war unbeschreiblich; die Anwesenden starrten Florian Grodzki an, als ob sie an seinem Verstand verzweifelten. Casimir Ostrowski schien die Enttäuschung die Spannkraft der Nerven zu rauben, welche ihn bis hierher aufrecht erhalten, er neigte sich seinem Nachbar zu, der ihn unterstützen mußte. Lisa hatte sich halb von den Altarstufen erhoben, auf denen sie bei Stephan Grudzinski's Eintritt niedergesunken war; als sie ihren Kopf aufrichtete und ihre Hände sich von ihrem Gesicht löften, sah man, daß sie geweint hatte. Noch jetzt perlten große Thränen auf ihre Wangen herab. Sigismund, welcher, wie besorgt um seine Braut, dicht an ihrer Seite geblieben war, wendete sich theilnehmend zu ihr hin, daß er den Uebrigen fast den Rücken kehrte. Es herrschte eine unheimliche Schwüle unter dem Steingewölbe des gefüllten Kirchenschiffes.

Auf einmal durchzuckte eine auffallende Bewegung Florian Grodzki's ernste Züge, er blickte unverwandt nach der Stelle, wo Lisa Ostrowska weilte, und den Zeigefinger seiner rechten Hand plötzlich nach eben dieser Richtung ausstreckend, rief er halb erschrocken und halb befriedigt: „Aber da, da steht er ja, den Ihr sucht; nein, bemühe Dich nicht, Dein Antlitz zu verbergen. Du, Du bist der Frevler, so wahr ich die heilige Jungfrau bitte, meine Fürsprecherin zu sein am Tage des Gerichts!"

Die Versammelten drehten sich Alle dem Manne zu, den die schwere Anklage so unerwartet aus ihrer Mitte hervorhob.

„Das lügst Du, Du frecher Hund, das ist Sigismund Grudzinski!" rief Stanislaus Kunowski wild.

„Seinen Namen kenne ich nicht, aber er verrieth Euch, ich schwöre es!" betheuerte Florian Grodzki feierlich.

„Ha! Jetzt begreife ich den Zusammenhang; er hat Alles geopfert, um **mich** zu verderben!" schrie Casimir Ostrowski, schäumend vor Wuth.

Da plötzlich stürzte Lisa mit athemloser Geschwindigkeit an ihres Vaters Seite, riß seinen Arm, mit dem er eine schnell aus seinem Gürtel gezogene Pistole spannte, in die Höhe, daß die Kugel, Lisa streifend, weit über dem Haupt des Schuldigen, dem sie bestimmt war, durch das Fenster in das Freie fuhr. Rothe Tropfen netzten die Fliesen des Fußbodens, man achtete nicht darauf; der ganze Vorgang war so schnell vorübergeflogen, daß die Näherstehenden ihn kaum begriffen, die Ferneren ihn gar nicht beachtet hatten, um so mehr, als Alle durch einen neuen Zwischenfall beschäftigt wurden, vor dessen Wichtigkeit die Bedeutung erblaßte, welche man der Rache an einem Beleidiger noch soeben zuer-

kannt. Einer der Verbündeten brach sich Bahn durch die Menge. Er hatte durch eine Verkettung von Hindernissen erst jetzt die Anderen erreicht. Er sah blaß und verstört aus und hielt ein gedrucktes Blatt in die Höhe. Unglück ahnend machte man ihm Platz.

„Meine Brüder!" rief er außer sich, „Warschau ist vom Feind eingenommen, die Republik zu Boden geschlagen, die tapferen Vaterlandsvertheidiger getödtet oder gefangen. Polen ist verloren!"

Aller Augen starrten den Unglücksboten fast ungläubig an, dann senkten sich die stolzen Häupter schweigend, vernichtet und gebrochen verschloß ein Jeglicher seinen Gram im eigenen Busen. Todtenstill ward es ringsum. Aller Zorn, aller Haß, alles Rachegeschrei war nun auf einmal verstummt. — Dachte auch wol so Mancher ernüchtert an seine Sicherheit und wie er es anstellen möchte, seine Waffen loszuwerden und nach Hause zurückzukehren, als sei Nichts vorgefallen.

Die Zahl der Anwesenden verminderte sich, man merkte nicht, auf welche Art, Keiner vertraute dem Andern seine Absicht, Jeder handelte und sorgte nur für sich. Casimir Ostrowski lag ohnmächtig am Boden, sein Haupt von einigen mitleidigen Gefährten unterstützt, Lisa stand an seiner Seite und verband die leichte Wunde ihres Armes. Da, wie es leerer wurde um sie und die kleine Zahl der Gebliebenen, sah man auf einmal Sigismund Grudzinski ausgestreckt auf den Altarstufen liegen. Seine Glieder waren steif und leblos, Leichenblässe bedeckte sein Gesicht, sein rechter Arm hing schlaff hernieder.

Niemand hatte bemerkt, daß gleichzeitig mit Casimir Ostrowski's fehlender Kugel Stanislaus Kunowski eine besser gezielte entsendet, welche den Verräther lautlos dahin gestreckt. Lisa schauderte bei dem Anblick. „So mordet Ihr Euch, so verrathet Ihr Euch untereinander!" rief sie empört und mit unaussprechlichem Schmerz. „Armes Vaterland, Deine Söhne haben keine anderen Waffen, für Dich zu streiten, als Charakterlosigkeit, Meineid, Verbrechen. Wann werden Dir edlere Kämpfer erstehen, Deine heilige Sache zu führen?"

Dann schwieg sie. Sie weinte nicht, das Weh in ihrer Brust war über laute Aeußerungen der Klage erhaben.

Stephan Grudzinski beschäftigte sich um den Unglücklichen, dessen Ehrgeiz nun für immer beruhigt war. So viele der Leute als heran konnten, unterstützten ihn, von stillem Entsetzen ergriffen, bei seinem traurigen Werk. Umsonst, sie überzeugten sich, daß sie Nichts mehr für den Gefallenen thun konnten, als ihm in friedlicher Erde eine stille Gruft bereiten. Aber die Gegenwart des todten Mannes spornte sie zugleich an, schneller einen Ort zu verlassen, welcher sie in den Verdacht des Mordes bringen konnte. Sie legten daher ihre Waffen in einer dunklen Ecke der Kirche nieder, bedeckten sie, bis sie dieselben zu besserer Bewahrung abholen konnten, mit alten Teppichen und Fahnenfetzen, die sie zusammentrugen, dann hoben sie Casimir Ostrowski auf, um ihn in das Krankenhaus der barmherzigen Brüder zu tragen, als nächste Zuflucht, die ihnen einfiel.

Stephan trat auf Lisa zu. „So sollen wir scheiden?“ fragte er erschüttert.

„Lebe wohl, Stephan Grudzinski!“ antwortete sie.

„Und wird die Zukunft uns nie, nie wieder zusammenführen, dürfen wir nicht aus dem allgemeinen Unglück ein kleines Maß von Liebe und Wohlsein für uns retten?“

Lisa seufzte tief. „Wer weiß“, erwiederte sie. „Meine Lebensaufgabe ist jetzt die Pflege dieses alten Mannes. Vielleicht kann ich mein Herz mit Hülfe der Zeit zu Deiner Entsagung umstimmen, die ich nach den entsetzlichen Ereignissen der letzten Tage zu begreifen anfange.“

„Und dann?“

„Dann will ich mich fragen, ob mir noch so viel Jugendmuth geblieben ist, ein neues Leben anzufangen. Lebe wohl!“

Das Mädchen von Una.

(Eine Reminiscenz.)

Ach! wie so bang ist das Herz mir, das Herz!
  Ach, wie so bang, wie so bang!
Bittere Freud' und süßsüßer Schmerz —!
  Ist schon so lang — o so lang!

Weit über's Meer kommt der Liebste daher,
  Weit über's Meer, über's Meer;
Glaubte ja nicht, daß noch möglich es wär',
  Trug es so schwer, o so schwer!

Dort ist der Pfad, wo die Blutbuche rauscht,
  Gingen selbander dahin,
Haben dort Schwüre die letzten getauscht,
  Heiß, wie die Maisonne schien.

Dreimal der Lenz ist erschienen im Thal,
  Dreimal, er kam nicht zurück;
Ließ mich allein in der endlosen Qual —
  Hoffnung mein einziges Glück.

Ach Hoffnung, Sehnen, Erinnerung, Traum,
  Das heißt ja doch nicht gelebt!
Botschaft und Gruß, ich begehrte sie kaum,
  Hab' nur gezittert, gebebt.

Jetzt ist er nah, und er fliegt mir an's Herz,
  Sagt, wie's geschah, wie's geschah?
Thränen, o fließt, o zerspringe nicht, Herz,
  Jetzt ist er nah, ist er da!

Ludwig Eichrodt.

Druck von A. H. Payne in Reudnitz bei Leipzig. — Nachdruck und Uebersetzungsrecht sind vorbehalten.



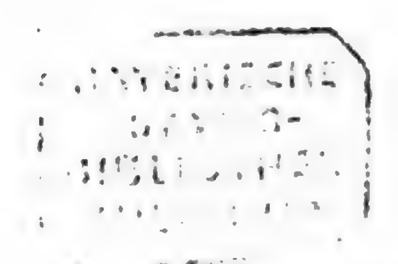


Die Ausfahrt

Das R

ıgsboot.

Die Rückkehr.



Der Salon.

Ein französisches Dorffest.

Von **M. Goldschmidt** in Kopenhagen.

Ich kam — es sind jetzt über zehn Jahre her — nach Dijon, um mit dem Zug über Culoz nach Genf weiter zu fahren. In Dijon war eine halbe Stunde Aufenthalt, den ich dazu benutzte, auf dem breiten, luftigen Perron auf- und abzugehen. Ein Mann kam, schlecht gekleidet, in abgetragener Jacke und mit altem Hut, von einem Träger mit einem Reisesack gefolgt. Der Mann nahm den Reisesack, sprach ein kurzes Wort, worauf der Träger mit einem fragenden Ausdruck erwiederte; der Mann wiederholte das Wort, der Träger sah ihn auf's Neue fragend an und schüttelte den Kopf; der Mann schien zornig zu werden, kehrte ihm den Rücken, warf den Reisesack auf eine Bank und fing an, wie ich, auf- und abzuspazieren. Wir gingen an einander vorüber, und es schien mir, ich sollte ihn kennen; wenigstens hatte ich in London bei einem Geschäftsmanne Jemanden gesehen, der ihm sehr ähnelte, einen reichen Fabrikanten und Besitzer von Kohlenminen, Namens Elliotts. Freilich sah der Mann, der mir hier vorüberging, arm aus; aber als ich ihn zum zweiten Male passirte, fiel mir seine Wäsche auf: sie war weiß und fein; seine ungeziemend ärmliche Tracht erklärte ich mir jetzt aus der Neigung vieler reisender Engländer, uns Festlandsbewohner nicht als ebenbürtig anzuerkennen und daher „ihre alten Kleider auf dem Continente abzutragen“. Mir gefällt jene Neigung nicht; allein, auch ohne Rücksicht darauf, hatte ich keinen Grund Mr. Elliotts zu grüßen; denn wir waren einander nicht vorgestellt worden, und ein verständiger Mensch, der die Engländer kennt, wird sich, wenn diese Ceremonie nicht beobachtet worden ist, wol davor hüten, höflich zu sein und seine Höflichkeit als Zudringlichkeit behandelt zu sehen. Er fuhr indessen fort, auf- und ab zu gehen, augenscheinlich in zornige oder mißmuthige Gedanken vertieft. Zufälligerweise sah er mich bei abermaligem Vorbeigehen an, und ich bemerkte in seinem Gesicht ein Zucken oder Auflodern, als ob eine Erinnerung oder ein Wiedererkennen ihm vorüberflog; aber im nächsten Moment waren wir schon von einander entfernt, und als eben jetzt der kleine Zeitungs- und Bücherladen am andern Ende des Perrons geöffnet wurde, ging ich dahin. Plötzlich sah ich Mr. Elliotts an meiner Seite, und mit eben so weltmännischer Ungezwungenheit, als ob er nach allen Regeln gekleidet wäre, grüßte er und frug auf Englisch, ob wir uns nicht in London gesehen? Ich antwortete, daß es wol möglich sei. Mit einem fröhlichen und freundlichen Ausdruck, der sein großes, breites Gesicht

aufhellte und verschönerte, rief er aus: „Gott sei Dank, daß ich wieder Englisch höre! Gott sei Dank, daß ich wieder meinen Mund öffnen und wie ein Mensch sprechen kann! Wohin reisen Sie? Nach Kjulods?" — „Ja, über Culoz nach Genf." — „Ich auch! Es ist, geradeaus gesagt, ein Glück für mich — denn ich hoffe, Sie haben Nichts dagegen, daß wir zusammen bleiben."

Dieser Ausbruch war so ungewöhnlich seitens eines Engländers; es ist so selten, daß ein Engländer eingestehen will, einen andern Menschen nöthig zu haben, und weil es ganz gewiß nicht meine Person, sondern mein Englisch war, woran er Gefallen hatte, frug ich ihn, als wir im Wagen zusammen saßen, warum er denn in Frankreich allein reise?

„Das geschieht ja aber auch gar nicht mit meinem guten Willen!" rief er. „Wenn Sie das glauben, irren Sie sich sehr. Nein! Sie wissen vielleicht, daß ich Actien in einer Kohlenmine und in einer Fabrik hatte. Ich hatte — es ist jetzt vorbei! Ich habe verkauft. Die Strikes gefielen mir nicht; durch sie wird England seine Ueberlegenheit über die Festlandsindustrie einbüßen, und was die Kohlenminen betrifft, da schläft man nimmer ruhig; man weiß nie, wenn ein stupider Arbeiter die Sicherheitslampe öffnet oder ein Zündhölzchen für seine Pfeife streicht, und bums! Explosion! und die Capitalien liegen zinsenlos, bis die Grube — wenn je! — wieder ausgegraben wird. Nein! Nein! Ich bin über die Jahre hinaus, wo man am Fieber des Lebens Gefallen hat. Ich wiederholte mir, was Shakespeare sagt: In jedes Mannes Leben ist eine Fluth, die ihn gegen das Glück empor hebt, und, fügte ich auf eigene Hand hinzu, ein kluger Mann säumt nicht, bis es Ebbe wird. Ich setzte meine Actien zu anständigem Preise in dreiprocentige Consols um, und dann ward ich krank — nicht bettlägerig, sondern übelgelaunt, kränklich, mißmüthig, aus Müssiggang und Langeweile, versteht sich. Ich frug den Doctor. Er sagte: Reisen Sie. — Wohin? — Nach Frankreich; 's ist ein schönes Land, gehen Sie nach Südfrankreich, in die Schweiz, auf die Alpen, ja, auf die Alpen! — Ich spreche aber nicht Französisch! — Dann reisen Sie mit Jemandem, der Französisch spricht; adieu! — Well, ich sah mich auch nach einem Französisch sprechenden Reisegefährten um. Trafen Sie je mit Mr. Edmonton zusammen, James Digby Edmonton? Ein prächtiger Kerl! Hatte ein halbes Jahr auf Guernsey gelebt und sprach Französisch wie Sie Englisch. (Wenn man aber glaubt, es sei ein Compliment, daß man Englisch spreche, wie ein Engländer Französisch, so irrt man sich sehr!) Er sollte die Traubencur gebrauchen. Warum weiß ich freilich nicht; er sah aus wie die Gesundheit selber; aber der Doctor mag es wol besser gewußt haben. Well, es war zu früh im Jahre, um in Paris Trauben zu bekommen, und man rieth uns den Trauben entgegen zu reisen, und so kamen wir nach Dijon. Aber auch da waren noch keine Trauben, und Edmonton kam auf die Idee, daß er, während die Trauben reiften, Wein trinken könne. Ich muß Ihnen jetzt gestehen, daß man einen solchen Pomard, wie in Dijon, in der ganzen Welt nicht findet, und der arme Edmonton hatte so weit ganz

Recht: es giebt wahrhaftig keinen bessern Traubensaft. Allein er beging den Fehler zu behaupten, daß Pomard, gleich anderen französischen Weinen, wie Milch getrunken werden könne. Das ist eine Uebertreibung, denn Pomard ist Burgunder, und Kräfte hat er zum Guten wie zum Bösen, und weil der arme Edmonton nach und nach gar zu viel davon trank — die Wahrheit zu gestehen: den ganzen Tag, ausgenommen zum Frühstück, da trank er Champagnercognac — bekam er eines Tages das Delirium. Haben Sie je einen Menschen so herumgehen und Fliegen fangen sehen? Es ist unangenehm! Um ihn nicht in einem französischen Hospital untergebracht zu sehen, telegraphirte ich an seinen Schwestersohn in London, und gestern ward er abgeholt. Allein ich hatte vergessen, auch nach einem andern, Französisch redenden Reisegefährten zu telegraphiren, und in der Geschwindigkeit wußte ich auch Niemand, an den ich mich hätte wenden sollen. Hören Sie jetzt, was ich Ihnen sage: Ich bin in Afrika gewesen, in der Sahara; aber ich habe nie gewußt, was eine Wüste ist, bis ich mich ganz allein unter Franzosen fand. Die französischen Worte, die ich in jungen Tagen gelernt, lauten nicht französisch, wenn ich sie ausspreche, und wenn Andere sie aussprechen, bekommen sie einen Klang, der mich ganz irre macht. Ich hätte eben so wol auf den Wind der Wüste horchen können, oder auf den Regen, oder auf Hahnengekräh, oder auf Froschquaken. Ich war stumm, ich war taub, ich war in einem Menschenmeer von lauter Taubstummen, bis ich Ihnen begegnete. Gott segne Ihre Eltern dafür, daß sie Sie Englisch und vermuthlich auch Französisch haben lernen lassen!"

Er trug Alles dieses mit trockener Laune vor, und in der Stimmung, die dadurch zwischen uns aufkam, gelang es mir, ihm ohne Anstoß zu sagen, daß er doch einen anständigern Hut tragen sollte. Es ist freilich nicht so schwer, etwas Derartiges einem reichen als einem armen Mann zu sagen.

Er nahm den Hut ab, besah und streichelte ihn und gestand, daß er um kein Haar besser sei, als nach den Umständen erwartet werden könnte, und daß er auf einen jüngern Stellvertreter in Genf Anspruch hätte.

Ich habe ziemlich lange hierbei verweilt; aber es hat seinen Grund darin, daß dieser kleine Umstand — wie oft auf der Reise und überhaupt auf der Reise des Lebens — durch Verkettung zu Weiterm führte, das zwar auch nicht bedeutend war, nämlich zum Ganzen, das ich hier zu erzählen habe. Früh am nächsten Morgen in Genf gingen wir aus, einen Hut zu suchen, und der Hutmacher, den wir trafen, hatte in London gearbeitet und war sehr froh sein eigenes Englisch zu hören und hören zu lassen. Er erzählte Elliotts von der Stadt und allen ihren Sehenswürdigkeiten und hob unter Anderm hervor, daß heute ein Schützenfest in Ferney sei, und daß wir, by all means, dabei sein sollten.

„Was ist Ferney?" frug Mr. Elliotts.

„Ferney! Aber es ist das Schloß, wo Voltaire wohnte!"

„Ferney ... Ferney ... wie heißt der Besitzer?"

Der Hutmacher sagte es ihm.

„Den kenne ich!“ rief Mr. Elliotts; „das heißt, an ihn habe ich einen Empfehlungsbrief.... Der arme Edmonton hätte Dollmetscher sein sollen.... Wollen wir zusammen dahin fahren?“

Dazu war ich gern bereit, und eine halbe Stunde später hielt ein Wagen angespannt vor dem Hôtel.

Ferney liegt in der französischen Landschaft Gex, eine halbe Meile von Genf, in einer Ebene, und daß man aus der Schweiz nach Frankreich hinein fährt, bemerkt man unterwegs nur an einem Schlagbaum, an welchem man ungefähr zehn Groschen für Wagen und Pferde zahlen muß — ein Druck auf den Verkehr, der sich ausnimmt, als wolle Frankreich in seinem Glück und Selbstgefühl den Eingang zu sich erschweren. Es sind, wie schon gesagt, mehr als zehn Jahre her; das Gefühl, welches man damals am Schlagbaum hatte, mag jetzt ein anderes sein; aber das Schlaggeld ist gewiß nicht niedriger geworden.

Eine schöne alte Lindenallee führt bis an das „Schloß“, ein nichts weniger als großartiges, weißes Gebäude ohne sonderliche Architektur; der jetzige Eigenthümer hat es mit Garten, Park und Ackerland für 200,000 Frcs. erstanden. Das Schönste ist die Lage. Man überschaut ein weites, fruchtbares Land mit Gehölz, Aeckern und weißen Gebäuden, und an der Südseite des Schlosses, an die ein Garten mit Reben, Aprikosen, Pfirsichen und Blumen grenzt, öffnet sich eine überraschende Aussicht auf die Alpen, mit der gewaltigen, glänzenden Schneekuppel des Montblanc. Wenn man den hohen Bergen zu nahe ist, drücken sie die Phantasie; aber in dieser Entfernung, wenn sie sich am Rande der Ebene wie eine wundervolle, dunkelblaue Wellenreihe erheben, bekommt die Berggewalt einen Zusatz vom Ocean; jedes Mal, wenn man auf's Neue hinaufschaut, scheint die Welle sich gegen Einen herzubewegen; wenn aber dann das Auge der Bergesmasse recht habhaft geworden ist und ihre finstere, unerschütterliche Schwere fühlt, dann lächelt es von den hohen Gipfeln, es ist, als zögen sie Freiheit, Frische und Glückseligkeit aus der Nähe des Himmels.

Der Besitzer des Schlosses war nicht zu Hause, und die Hausfrau setzte wahrscheinlich voraus, daß wir als andächtige Wallfahrer zur einstigen Heimat „des großen Philosophen, des Dichterkönigs“, gekommen seien. Weil wir aber einen Empfehlungsbrief an ihren Gatten hatten, ließ sie uns nicht, wie sonst der Fall ist, von einem Diener umherführen, sondern erwies uns die Ehre, selbst unser Cicerone zu sein. Ich erinnere mich nicht aller Einzelheiten. Zuletzt kamen wir in eine geräumige, altmodische, Ruhe und Stille athmende Stube, einst das Arbeits- und Schlafzimmer des berühmten Verstorbenen. Es stand ein Himmelbett da, mit schweren, geblümten Gardinen. „Es ist *sein* Bett“, sagte die Hausfrau, „es sind *dieselben* Gardinen.“

Ich befand mich gar nicht wohl zwischen der Hausfrau — die aussah, als hätte sie nie eine Zeile von Voltaire gelesen, ihn aber als den weltberühmten und ruhmgebenden Geist ihres Schlosses hochschätzte —

und Mr. Elliotts, der mit britischer Ehrfurcht vor einem großen Namen sich andächtig das Bett besah, aber zur selben Zeit mit einer gewissen Unruhe sich im Heiligthum des Antichristen fühlte; denn, obwohl ohne umfassende Bildung, hatte er die englische, allgemein-religiöse Bildung und wußte, daß Voltaire der Vater der Voltairianer, der Freidenker, ja, der Atheisten gewesen war. Mich drängte es allein zu sein, in meinem Bewußtsein zu sammeln, was ich über den merkwürdigen Todten wußte, was ich von ihm gelernt, was ich ihm zu danken hatte; aber ich konnte in der Eile nur vorüberfließende Anknüpfungspunkte der Sympathie oder Antipathie finden. Einen Augenblick dachte ich an den Kammerherrn Friedrichs des Großen, einen andern an Candide oder la Pucelle, dann an die wundervoll anziehende Geschichte Karls XII. .... an den Vertheidiger Calas' und Sirven's .... und dann wieder an den Sänger der Mme. Pompadour. Ich versuchte mir ein einziges Beispiel von der erhellenden, freimachenden Gewalt seines Witzes in mein Gedächtniß zurückzurufen, von seinem erstaunlichen, genialen, bereichernden bon sens; allein keines wollte mir kommen, wogegen sein eignes Bild, seine Statue im Théâtre français, mit dem scharfen, durchbohrenden, spottenden Blick sich der Erinnerung aufdrang und unser und Aller zu spotten schien, die mit Gemüth oder Pietät die Stelle anschauten, wo er geschlafen hatte. Aber ein zufälliger Blick zum Fenster hinaus befreite von dieser Art Erinnerung; die fernen Alpen mit den Schneegipfeln gaben den Antrieb dazu, sich ihn in der Entfernung, im Großen und Allgemeinen vorzustellen und dabei fest zu halten, daß er ein großer und weitschauender Geist gewesen, ein gewaltiges Werkzeug gegen Unwissenheit, Heuchelei und Fanatismus, ein niederreißender Riese, der uns Anderen Platz zum Leben und Athmen gemacht hat.

„Er war ja ein großer Gotteslängner — nicht wahr?" sagte Mr. Elliotts.

„Es kommt darauf an, was man unter Gott versteht. Er glaubte an eine göttliche Gewalt, selbst an einen persönlichen Gott, und daher bekämpfte er die Atheisten."

„So? Ja, aber was that er mit dem Glauben und der Offenbarung? War er wahrhaft gläubig, war er ein Christ? Das werden Sie nicht behaupten, denn das war er nicht!"

Ich wollte mich in keine Discussion dieser Art vertiefen und schwieg.

„Und man muß, um etwas Gutes in der Welt auszurichten, den Glauben haben", fügte Mr. Elliotts sententiös hinzu.

„Wenden Sie das auf sich selbst an?"

„Ja, was ich Gutes in der Welt thue, wenn ich überhaupt etwas der Art thue, kommt von meinem Glauben."

„Das ist Emilie", sagte die Hausfrau, auf ein Damenportrait mit großen braunen Augen zeigend, und dann um Entschuldigung bittend: sie würde gerufen.

„Wer, was war Emilie?" frug Mr. Elliots.

Ich hatte keine Lust ihm die Liebesgeschichte Voltaire's zu erzählen;

die ja eben so sonderbar und unregelmäßig ist wie seine Werke; aber er peinigte mich dazu.

„Wer war die Dame mit den stolzen, braunen Augen?"

„Sie war es, die Voltaire liebte."

„War er mit ihr verheirathet?"

„Nein."

„Ah, es war eine französische Liebe! — Aber wie eine Lady sieht sie aus."

„Ja; sie besaß ein Schloß, das Cirey hieß, in Bourgogne."

„In Bourgogne! Das erinnert mich an den armen Edmonton. Es muß ein schönes Land sein! — Sie war also reich?"

„Ja, sie behielt ihr persönliches Vermögen, als sie von ihrem Manne, einem Officier und Marquis de Chatelet, geschieden wurde."

„Sie war von ihrem Manne geschieden?"

„Ja, sie waren unter sich darüber einig geworden; aber die Katholiken können ja nicht geschieden werden."

„Nein, richtig, jetzt fällt es mir ein. — Well, und sie lebte auf ihrem Schloß, und da kam Voltaire...."

„Nein, ihre Liebe begann in Paris, und dann baute Voltaire das Schloß Cirey um und versah es mit einer Bibliothek, einem physikalischen Laboratorium und Garten...."

„Konnte er das thun? War er denn reich?"

„Er war ja eben so wie Sie Kaufmann gewesen, hatte sich mit Speculanten und Armeelieferanten associirt, hatte Antheil an Schiffen und Ladungen und sammelte sich dabei ein sehr großes Vermögen. Darum sagte er auch: Erst muß man Millionär sein, dann Dichter."

„Das habe ich nie gewußt!" sagte Mr. Elliotts, als ob er all' das Uebrige gewußt hätte. — „Dann gab es, vermuthe ich, ein Herrenleben auf dem Schloß."

„Ja, ein Geistesherrenleben. Da schrieb er seine besten Werke. Von da aus machte er die Franzosen mit den astronomischen Entdeckungen Ihres Landsmannes Newton bekannt. Da schrieb er eine Abhandlung zur Beantwortung der von der französischen Akademie gestellten Preisaufgabe: über das Wesen des Feuers, und Emilie schrieb in aller Stille über dasselbe Thema, und löste die Aufgabe eben so gut wie er."

„Sie... seine... seine Geliebte?"

„Ja, sie hatte ausgezeichnete Kenntnisse in der Mathematik und Physik, und außerdem übersetzte sie die Werke des deutschen Philosophen Leibnitz in's Französische."

„Das wäre!"

„Und dann hatten sie ein Theater, wo sie Voltaire's Stücke spielten."

„Ja, der Mann hat wol nie die trübe Seite des Lebens gekannt, sonst wäre er wol zum Glauben gekommen!"

„Doch; denn sie ward ihm untreu."

„Ward sie ihm untreu?!" rief Mr. Elliotts aus.

„Ja, er nahm sie mit zum Hofe des entthronten polnischen Königs

Stanislaus Leczinsky, Schwiegervater Ludwigs XV., der in Nancy residirte, und da am Hofe war ein französischer Dichter, St. Lambert, dessen Blick, sagte man, kein Weib widerstehen konnte, und nach einiger Zeit überraschte Voltaire seine Emilie in St. Lambert's Armen.

„Well, was that dann Voltaire?"

„Er vergab."

„Vergab? Das wird wol heißen, er wurde dahin gebracht, zu glauben, seine Augen hätten sich geirrt!"

„Nein, sie gestand, und nach einer Weile mußte sie trotz ihres Stolzes noch mehr gestehen."

„Noch mehr? — Well? Dann schieden sie?"

„Nein, dann war es, daß Voltaire sich ihrer annahm, um sie vor Kummer und Schande zu hüten, auf seltsame Art ihren Mann herbeirief, sich wie ein Vater gegen sie betrug; als dann aber Alles überstanden war, wollte Madame de Chatelet offenbar nicht länger leben. In einem bedenklichen Augenblicke trank sie, gegen das Verbot des Arztes, ein Glas eiskalten Wassers und starb beinahe augenblicklich."

„Mein Gott! Hat sich so was mit Der da, mit der schönen Dame, zugetragen!.... Es ist eine sonderbare Geschichte, eine trübe.... eine häßliche Geschichte.... und dennoch nicht...."

Mr. Elliotts sank ganz in sich selbst zusammen, als ob die Begebenheit sich an Etwas in seiner eigenen Erinnerung anknüpfe.

Endlich sagte er: „Well, er muß doch gelitten haben, der Voltaire! Und er muß sie geliebt haben wie ein Gentleman.... mehr! mehr!.... oder anders.... Er war ein Mann der Welt, und er vermochte zu vergeben.... Wir sind in England strenger.... wir könnten es nicht thun .... wir sind nicht besser.... ich weiß nicht! — Ich glaube doch, unsere Heuchelei ist zu Etwas nütze. Wir bestehen officiell darauf, daß jeder Mann und jedes Weib an der Liebe seiner Jugend festhalten soll, und das ist das Glück!.... Wenn es aber zerbricht?.... Wohlan, das Leben ist keine fröhliche Sache!"

Die Hausfrau kam zurück. Sie war offenbar verlegen und ungewiß, wie sie uns beschäftigen, behandeln und bewirthen solle, und nachdem sie uns Erfrischungen angeboten, deren wir nicht bedürftig waren, sagte sie, ihr Gatte würde vor Abend nicht zurückkehren, er sei bei einem Feste, einem Vogelschießen, und könne nicht weg, weil er der „Schützenkönig" des vorigen Jahres sei; allein, ob wir uns wol zu ihm begeben wollten? Der Platz sei nicht fern, und sie habe eben ein Paar Leute, die uns den Weg zeigen könnten.

Das war ja gerade das Fest, das wir zu sehen gewünscht hatten, und wir nahmen das Anerbieten mit vielem Dank an. Wir standen eben am Fenster. Sie zeigte uns auf der Terrasse eine Frau und ein junges Mädchen und sagte, daß diese Beiden unsere Wegweiser seien. „Die armen Leute", fügte sie hinzu, „die haben Kummer. Das kleine Mädchen sollte heirathen, und Alles war bereit, aber jetzt muß er Soldat werden. Er und seine Familie hatten gehofft, daß sie 2000 Francs aufbringen könn-

ten, um ihn loszukaufen; aber es ist den braven Leuten fehlgeschlagen, sie haben Unfälle gehabt. Was wird jetzt aus ihm und aus ihr werden? Er kommt vielleicht nach Algier oder, was schlimmer ist, nach Paris."

Die Wahrheit zu gestehen, machte diese Mittheilung von Kummer wegen Militairdienstes keinen weitern Eindruck auf uns — oder, ich muß erst sagen, auf mich, und dann, als ich die Mittheilung übersetzt hatte, auf Mr. Elliotts — bis wir hinabkamen und das junge Mädchen und ihre Mutter näher ansahen. Die Mutter hatte ganz silberweißes Haar, und in ihrem Gesicht und ihrer Haltung lag etwas tief Ernsthaftes, etwas — wenn ich so sagen darf — Selbstwissendes, Selbstwollendes, Protestantisches, das unwillkürlich, hier in der Nähe der Alpen, die Gedanken auf die Waldenser lenkte, die ja drinnen im Gebirg gekämpft und gelitten haben. Das Mädchen dagegen war ganz französisch, im guten Sinne: leicht, anmuthig, mit braunen Augen und langen Wimpern, jungfräulich, und dennoch mit einem erotischen Ausdruck, der durch einen leichten, feuchten Schleier von Sorge seltsam idealisirt wurde. Sie sah aus, wie vom Schicksal zur Glückseligkeit eines Mannes oder zur eigenen Unglückseligkeit bestimmt.

Sie grüßten uns still, und wir gesellten uns zu ihnen, ohne mit ihnen in ein Gespräch zu kommen. Es war nur ein einziger Gegenstand auf's Tapet zu bringen, und den hatten wir kein Recht zu berühren, besonders als im Wesen Beider Etwas war, das fremdes Mitleid zurückwies.

Von einem Nebenwege kam ein junger Bursche auf uns zu. In der Entfernung hatte er für mich Aehnlichkeit mit den Bauernburschen, die ich in meiner Kindheit bei Faschingsspielen sah. Er trug einen runden Rock oder Frack und Kniehosen; an den Knieen so wie auch auf den Schuhen waren rothe Schleifen, und um den großen runden Hut hatte er ein breites, dreifarbiges Band, dessen Zipfel auf seine Schulter herabhingen. Das Ernsthafte in seinem hübschen Gesicht mit Flaum um Mund und Kinn, der Ausdruck von Hingebung in seinen Augen, als sie auf dem Mädchen hafteten, bildete einen sonderbaren Contrast zu seiner muntern, geputzten Tracht. „Ich suchte Euch!" rief er aus; weil er aber wahrscheinlich im selben Augenblick einen Wink bekam, daß wir zu ihnen gehörten, ging er schweigend an die Seite der Mutter, und wir setzten Alle lautlos unsern Weg fort.

Die Stille wurde mir peinlich; ich hatte ein Gefühl, als gingen wir nicht einem Feste, sondern einem traurigen Ereigniß entgegen, und um doch Etwas zu sagen und aus der drückenden Atmosphäre herauszukommen, machte ich dem jungen Mann ein Compliment wegen des hübschen Bandes, das er um den Hut trug.

Er antwortete: „Ja, man putzt sich, wenn man zur Fahne soll. 'S ist so Sitte und Gebrauch."

„Wann müssen Sie fort?"

„Heute Abend. Morgen früh muß ich im Depot sein."

Die Stille fiel wieder unabwehrbar drückend auf uns.

Dasselbe Menschliche, Schmerzliche, Traurige, das verhältnißmäßig

wenig auf uns wirkt, wenn es ordinäre, alltägliche Naturen trifft, kann einen tiefen, sympathetischen Eindruck machen, wenn man feinere, schönere Naturen in seiner Gewalt sieht, und dies war mit den Dreien, wie sie da vor uns hergingen, in hohem Grade der Fall.

Ich sagte zu Mr. Elliotts: „Wir sprachen davon, daß jeder Mann und jedes Weib an der Liebe seiner Jugend festhatten soll. Hier haben wir solch' ein Paar, das festhalten will, aber nicht kann. Wer ein Paar tausend Francs übrig hätte!"

Er antwortete nicht direct, sondern wandte sich zu mir mit der Frage: „Warum kümmern Sie sich so viel um die zwei Menschen?"

„Warum? — — Wahrlich, den Grund zu nennen fällt mir ziemlich schwer. — Doch, ich glaube, sie führen meine Gedanken auf Etwas, was in der jüdischen Kabbala gesagt wird."

„In der Kabbala? Das klingt geheimnißvoll. Was ist denn das?"

„Es wird gesagt: Ehe die Seelen auf die Erde hinabsteigen, sind sie bei dem Herrgott; aber jede Seele ist männlich und weiblich zugleich. Wenn der Ewige es befiehlt, scheiden sich die Geschlechter und jedes nimmt in einem besondern Körper seinen Platz. Aber sie behalten, wenn auch nur eine dunkle Erinnerung an ihre Vorzeit im Himmel, und sie suchen einander, wie mit verschlossenen Augen, und Diejenigen sind die Glücklichen auf Erden, die solchermaßen sich suchen und finden und wieder Eins werden. — Daran haben mich der Bursche und das Mädchen erinnert."

„Das ist eine wunderschöne Legende!" rief Mr. Elliotts; aber im nächsten Moment überzog ein verdrießlicher Ausdruck sein Gesicht und er sagte: „Zwei tausend Francs! Achtzig Pfund Sterling! Die Zinsen von beinahe drei Tausend Pfund in Consols! Das ist kein Kinderspiel! Und wenn es noch in England wäre, wenn es Leute wären, die man kennte!.... In diesem gesegneten Lande heben sie vielleicht jährlich hunderttausend junge Leute zu Soldaten aus.... jetzt weinen vielleicht die Mädchen von ganz Frankreich.... Warum erträgt es das Volk? Warum hat man nicht Werbung, wie bei uns?... Achtzig Pfund! — und wenn sie Kinder bekommen, sollen sie das vermaledeite Kauderwälsch sprechen, das ich nicht verstehe! Nein!" Und mit den letzten Worten schlug er auf die Tasche, als wollte er ein Schloß davor legen.

Wir sahen jetzt in einiger Entfernung einen Wald und konnten schießen hören, und weil Mr. Elliotts augenscheinlich sich von den Leuten weg wünschte, nahmen wir Abschied. Ich frug, ob wir uns vielleicht später wiedersehen würden, und die Mutter antwortete: Ja, sie wollten zum Feste. Sie zog es vor, denke ich mir, das junge Paar die letzten Stunden unter Menschen verbringen zu lassen, als in trauriger Einsamkeit zu Hause.

Während wir weiter gingen, guckte Mr. Elliotts einige Mal zurück und sagte dann: „Frankreich ist kein Land für mich. Es macht mich trübe. Die Geschichte, die Sie erzählten, von ihr, der Dame, that weh, und die Leute da hinter uns.... und ich selbst — ich bin nicht reich ge-

nug, und ich habe kein Herz für Franzosen.... oder für.... ich weiß nicht...."

Ich hätte ihm vielleicht sagen können, daß sein Glaube dennoch nicht hinreichte, um ihm „Herz" zu geben, aber ich hatte zu einer solchen Aeußerung kein Recht, und es giebt keine mir bekannte Kirche oder Gemeinde, die im Practischen fordert, daß ein Engländer zweitausend Frcs. hergeben solle, damit ein französischer Bursche nicht zum Militairdienste genommen werde.

Wir waren bald im Walde und mit anderen Dingen beschäftigt. Der Wald war kein stiller Wald mit „Waldeinsamkeit" und zu abenteuerlichem Verirren einladend. Hier und da standen Zelte oder hölzerne Buden wie auf einem Jahrmarkt, und es ward uns nicht schwer, den Besitzer des Schlosses aufzufinden; der Erste, den wir frugen, führte uns zu ihm: einem kleinen, runden, beweglichen Herrn, dem im Augenblicke große Pflichten oblagen, der aber, obgleich wie ein commandirender General auf dem Schlachtfelde immerfort unterbrochen, dennoch Zeit fand, uns dem Maire von Ferney — dessen Namen ich vergessen — und dem Unterpräfecten des Departements — sein Name war, glaube ich, Hr. Tizet — vorzustellen und uns die angenehme Pflicht aufzuerlegen, als seine Gäste am Banquet, das auf das Schießen folgen sollte, theilzunehmen. Der Maire, der es freundlich unternahm, uns auf den Schießplatz zu führen, erzählte uns während des Ganges von Voltaire, wie er eigentlich das Dorf Ferney erschaffen, Weber, Gärtner, Uhrmacher herbeigezogen, ihnen Häuser gebaut und Gartenplätze angewiesen, Schulen eingerichtet und auch für Geselligkeit gesorgt hätte, namentlich durch Stiftung dieses Vogelschießens, das zugleich eine Art Erntefeier sei. „Wie abgeschieden und arbeitsam er auch lebte, besonders in seinen späteren Jahren", sagte der Maire, „liebte er doch die Menschen; er war practisch human." Und mich mit einem Blick ansehend, den ich erst später verstand, fügte der Maire hinzu: „Er war ein eifriger Baumeister, und an den Worten: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit in unserer Revolution hat er ja großen Theil." Das verstand ich nicht, und als der Maire es merkte, brach er ab. Wir waren jetzt mitten unter den Schützen. Es wurde nämlich nicht wie bei uns, langsam, der Eine den Andern ablösend, von einem festen, bestimmten Punkt aus geschossen, sondern beinahe wie im Gefecht, in einer Tirailleurkette. Die Stange stand auf einem offenen Platz im Walde; man stellte sich an einen Baum und die Schüsse fielen von mehreren Punkten sehr geschwind aufeinander. Wie man Ordnung hielt, weiß ich nicht zu sagen; aber es war sehr lebhaft, erregend. Es mag sein, daß man erst gegen den Schluß, als nur die Platte übrig und der neue König schon designirt war, sich diese ungeduldige, aber malerische Unordnung erlaubte.

Um viereinhalb Uhr fiel endlich die Platte. Ein Officier, le lieutenant des pompiers, ließ seine Leute — Feuerwehrmänner, wie die Nationalgarde uniformirt, aber mit Helmen — unter Gewehr treten. Während sie das Gewehr präsentirten und die Trommeln wir-

belten, wurde der neue Schützenkönig mit dem rothen Band geschmückt, und der Preis, Silberlöffel und Gabeln, ihm in ein Knopfloch gehängt. Dann fing das Musikcorps an, eine seltsame, alte Tanzmelodie aus Voltaire's Zeit, la farandole, zu spielen. Man bildete Kette, eine Kette von etwa vierhundert Menschen, Officieren und Blousenmännern, Reichen und Armen, Unterpräfect, Maire und Arbeitern, und ging tanzend von dannen. Während die Musik in immer rascherem Tempo spielte, steigerte sich der Tanzeifer bis zu einer wahren furia francese. Indem wir aus dem Walde kamen und die Kette eben geschlossen war, zerbrach sie und ein Theil derselben, wol an hundert Menschen stark, wurde gegen eine hölzerne Bude geschleudert und stürzte sie ein. Die Bewohner oder Besitzer standen glücklicher Weise vor der Bude, aber sie schrieen laut auf, während die Kette wie besessen weiter tanzte. Bei uns im Norden würde, glaube ich, eine solche Raserei sich nicht leicht gelegt haben; denn bei uns kommt sie aus einer seelischen Gewalt, einer Leidenschaft, etwas Dämonischem. Im Süden ist es anders; da ist bei solchen Gelegenheiten der Dämon nur zum Scherz da; mit artistischem Sinn ist man sich bewußt, daß man ein Schauspiel aufführt, und kann zu beliebiger Zeit einhalten. Der Tanz stockte wie zu dem im Programm festgesetzten Stundenschlag, und man begab sich ruhig zu Tische.

Es war in Hufeisenform auf einem grünen Platz im Walde gedeckt. Große, alte Ulmen umgaben den frischen, grünen Rasen und verliehen dem Platz etwas eigenthümlich Behagliches; aber das Schönste waren Gruppen von Damen und Haufen von Bauernmädchen, die rings herum saßen und bei unserer Ankunft sich erhebend einem lebendigen Blumengehege ähnlich sahen.

Der Unterpräfect nahm selbstverständlich den Ehrensitz ein, den vorjährigen Schützenkönig an seiner Linken, den neuen an seiner Rechten. Nächst dem neuen König saß der Maire, dann folgte ich, dann Mr. Elliotts, und ihm zur Rechten saß ein sehr alter, aber noch rüstiger Herr, der als Ulanenofficier unter dem ersten Napoleon gedient hatte. Der alte Officier war taub, was in diesem Falle seinem Nachbar sehr zu Statten kam; denn er knüpfte mit Mr. Elliotts ein Gespräch an, und als dieser ihm erwiederte, er verstehe kein Französisch, antwortete der Officier: „Ich danke Ihnen, sehr gut; nur bisweilen ein wenig Gichtleiden; aber es rührt von alten Strapazen her", und ohne daß ich den Uebergang bemerkte, war der alte Herr in der Erzählung von seinen Feldzügen begriffen. — „Was ist es, was der Alte mir sagt?" frug mich Mr. Elliotts. — „Er erzählt Ihnen von einem Reitergefecht während der Schlacht bei Wagram." — Mr. Elliotts wandte sich zum Officier und sagte kopfnickend: „Yes, humbug", und weil der Alte dieses für ein Zeichen von Beifall und Theilnahme nahm, erzählte er weiter von einem Reiterangriff auf ein Carrée während der Schlacht bei Eßlingen. Mr. Elliotts fuhr fort zu nicken, Theilnahme zu zeigen, anscheinend französische Conversation zu führen, bis zwei Umstände seine Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen. Der eine war, daß sich unsere

Führer unter den Zuschauern ein wenig rechts von uns zeigten. Ihr Anblick wirkte dermaßen auf ihn, daß er sich zu mir wandte und dem alten Officier beinah den Rücken kehrte. Einen Augenblick später erhob sich Herr Tizet und brachte einen Toast auf den Kaiser mit den kurzen Worten aus: „A l'Empereur." Niemand erhob sich und kein Beifall erscholl, ausgenommen, daß ein Trommelschläger in Blouse, augenscheinlich ein alter Soldat, der im Innern des durch die Tafel gebildeten Hufeisens dem Unterpräfecten gegenüber stand, einen Wirbel schlug und einige Tacte in einem ganz eigenthümlichen Rhythmus hinzufügte.

„Was bedeuten die Schläge, die Tacte?" frug mich Mr. Elliotts, aber ich konnte ihm keinen Aufschluß geben.

Hr. Tizet forderte jetzt ein Mitglied der Gesellschaft auf, ein Lied vorzutragen, und brachte dann einen neuen Toast aus. Dies Mal erscholl Beifall, Händeklatschen; vom Trommelschläger accompagnirt schlug die Gesellschaft jene eigenthümlichen Tacte.

„Aber was bedeutet dies?" sagte Mr. Elliotts und bat mich, meinen Nachbarn, den Maire zu fragen.

Er sagte: „Haben Sie sie sonst schon gehört?"

„Nein."

„Es ist ein Gebrauch, den wir hier in dieser Gegend haben."

Ich übersetzte es dem Hrn. Elliotts, der sich weit mehr befriedigt erwies, als ich erwartet hatte. Er sagte mit einem bedeutenden Kopfnicken: „Ich glaube, ich weiß Bescheid; ich habe hier Bekannte."

„Wirklich? Bekannte? Warum reden Sie denn nicht mit ihnen?"

„Ach, Sie wissen ja, daß ich ihre verd— Sprache nicht sprechen kann. Ich kann ebensowol incognito bleiben . . . es nutzt zu Nichts . . ."

„Incognito?" frug ich überrascht.

„Ja, ja; husch — hier sind Freimaurer; ich merke es."

Ein neues Lied wurde gesungen und ein neuer Toast gebracht, und dann folgten wieder jene rhythmischen Schläge, die Mr. Elliotts aufs Neue aufregten und ihn immer unruhiger machten und auch auf mich sonderbar wirkten, weil ein Geheimniß dahinter verborgen schien.

Endlich erhob sich Hr. Tizet und gab mit wenigen Worten den Toast des Abends: „Auf das Andenken Voltaire's!" und, als er schloß, fing der Trommelschläger einen gewaltigen Wirbel an, Alle hatten sich erhoben und standen plötzlich, Jeder mit seiner Serviette über die linke Schulter geworfen, und als der Wirbel zu Ende war, kamen wieder von der Trommel begleitet langsam und feierlich jene rhythmischen, mysteriösen Schläge.

Ich muß gestehen — ohne daß ich irgend einen bestimmten Sinn hätte hineinlegen können — imponirte mir doch dieser plötzliche Anblick beinahe der ganzen Gesellschaft in Weiß; aber mein Begleiter war in noch höherm Grad erregt und ergriffen. Mit den Worten: „Es sind Alle meine Brüder!" schlug er mich auf die Schulter, so daß es in mir dröhnte, und im nächsten Augenblick — wenn ich nicht wegen der Geschwindigkeit im nämlichen Augenblick sagen muß — stand er aufrecht,

die Serviette über die linke Schulter geworfen und schlug andächtig in die Hände wie die Anderen. Aber als sie sich setzten, blieb er stehen, seine Erregtheit war außerordentlich, er fing an zu reden, als er aber sich selbst Englisch sprechen hörte, brach er ab, suchte nach Französisch, stotterte, hochroth im Gesicht. In der Gesellschaft regte sich Anfangs, wie es schien, wegen seines Verstoßes gegen die Ordnung, eine Unruhe oder ein Mißfallen; aber mit dem regen, französischen Sinn begriff man ungefähr die Situation bald, und man grüßte ihn mit den mysteriösen Rhythmen.

„Sprechen Sie doch für mich!" sagte er zu mir — „nein, Sie können ja nicht! . . . Sie wissen nicht! . . . Was soll ich thun, um zu danken und ihnen zu sagen . . . stop!"

Und mit bebender Hand griff er in die Brusttasche, zog einige Papiere hervor, schrieb ein paar Worte und winkte dem jungen Mädchen.

Sie nahte sich mit einer Scheu und Langsamkeit, die ihn ungeduldig machte, aber endlich kam sie heran, und er gab ihr die Papiere.

Sie blickte hinein, verstand aber Nichts und ging nach einigem Zaudern zum Unterpräfecten, der eben so neugierig als wir andern Alle schien.

Hr. Tizet besah die Papiere, und einige darunter verstand er schon, es waren acht Zehnpfundnoten. Aber das beschriebene Papier konnte er nicht verstehen, und ich wurde ersucht, es zu erklären. Es stand darin: „Ein Bruder kauft einen Bruder los."

Ich übersetzte es.

Hr. Tizet erhob sich, gab dem Trommelschläger einen Wink, und mit dem dramatischen Ausdruck, der nur einem Franzosen bei solcher Gelegenheit zu Gebote steht, sagte er: „Zweitausend Francs, mit der Devise: Ein Bruder kauft einen Bruder los."

Alle standen aufrecht, die Blicke so disciplinarisch auf Hrn. Tizet gewandt, wie in einem Regiment die Glieder, wenn halbe Wendung rechts oder halbe Wendung links commandirt worden ist.

Die Hand erhebend, sprach Hr. Tizet: „A notre frère anglais! Batterie!" (Auf unsern englischen Bruder! Handschlag!) Dann schlugen sie Alle, von der Trommel begleitet, drei Mal im geheimnißvollen Tact, und als die Schläge verhallt waren, fügte der Tambour einen ungeheuren Wirbel hinzu, den Blick auf Hrn. Elliotts mit einem Ausdruck geheftet, als wollte er ihn in den siebenten Himmel hinein wirbeln.

Dann sprach Hr. Tizet ein Commandowort, das ich nicht verstand, dessen Wirkung ich aber sah. Man reichte sich die Hände, ungefähr wie wenn man im Tanz Chaine macht, und als der englische Bruder solchermaßen in die Kette aufgenommen worden war, machte man stillschweigend drei Bewegungen, die mir in seltsam anziehender Symbolik zu bezeichnen schienen, wie kräftig und schön die Menschheit, wenn sie zusammenhält.

Und dann — nun, bei uns würde man vielleicht wieder Platz genommen und das Fest fortgesetzt haben; hier wartete man nur, bis das Formale, Disciplinarische, das zur Situation gehörte, beobachtet worden war, um dann dem Antrieb des Augenblicks zu folgen. Man eilte auf den Engländer zu, und das Curiose geschah, daß, wenn er nicht mit den Franzosen, sie doch mit ihm sprechen und sich verständlich machen konnten, und er behauptete auch später, daß man in Ferney ein reineres Französisch spreche, als in Dijon. Aber diese Scene war nur kurz; die Trommel gab ein Signal, man bildete eine Procession und setzte sich in Marsch. An der Spitze ging der Souspräfect mit dem neuen und dem alten Schützenkönig; in nächstem Glied war der Engländer, das junge Mädchen an seiner Rechten, den Bräutigam an seiner Linken; ich bekam die Mutter. Dem Engländer schien es Anfangs zu widerstreben, mit seiner Person und seiner That in einem Aufzug zu erscheinen; aber er ließ es geschehen. Es dämmerte schon, und die Nacht senkte sich völlig über uns, während die lange Procession sich durch den Wald wand. Es fiel mir auf, daß sie so stillschweigend war. Bei uns würde man gesungen haben, hier wurde nur ab und zu ein militairisches Commandowort hörbar. So kamen wir nach dem Dorfe Ferney, und in vollständiger Finsterniß machten wir an einer Stelle Halt, die ich als eine Straße erkannte, wo ich aber auch Tische fühlte. Plötzlich kamen aus einer Thür Leute mit brennenden Kienästen, und ich sah, daß die Straße entlang gedeckte Tische mit Weinflaschen und Gläsern standen.

Eine Hand legte sich auf meinen Arm. Es war Mr. Elliotts. „Nicht wahr", sagte er, „jetzt ist es Zeit für uns zu verschwinden."

Ein Begräbniß.

Es ging der Vater im stummen Harm,
Er trug ein Särglein in dem Arm,
Die Mutter zur Seite mit zögerndem Schritt,
Behütend das Särglein, ging weinend mit,
Daneben zwei Kindlein, rosig und zart,
In Händen süß duftende Kränze bewahrt,
Viel Englein Gottes, lieb und schön,
Die gingen mit ihnen, ungeseh'n,
Umtönten das Särglein mit heimlichem Sang,
Der lieblich die engen Räume durchdrang.
Und als unter Thränen sie senkten in's Grab
Das blumengeschmückte Särglein hinab:
Da öffnete leis' sich, ganz leise der Schrein,
D'raus ging zu den Engeln ein Engelein.

J. Bacher.

Theater-Erinnerungen.

Von G. zu Putlitz.

V.

Wie ich erzählte, daß wir in einer schnell eingeschobenen Aufführung des Sommernachtstraums der Feststimmung des Augenblicks Ausdruck zu geben versuchten, so ließ unser Theater keinerlei Gelegenheit vorübergehen durch Festspiele die Tage zu verherrlichen, die vom Publicum als besondere Festtage angesehen wurden. Ich begünstigte das nach Kräften, denn gerade am kleinern Orte, wo das Theater, durch die Munificenz des Landesherrn, an die Spitze der geselligen Vergnügen gestellt war, schien es mir in seiner Aufgabe, zur Bildung und Veredelung beizutragen, begründet zu sein, alle freudigen Ereignisse des Landes poetisch zu illustriren. Wenn das Festspiel mit seiner Allegorie, seinem nur auf den Tag geeigneten Zweck, auch an und für sich eine untergeordnete Kunstform bleibt, so bekommt es doch in der Kette des Repertoires die Bedeutung, die der Chor in der antiken Tragödie einnimmt, und wird immerhin zu der Erregung des Tages die poetische Erhebung hinzufügen. Jedenfalls aber trägt es dazu bei, die Bühne nicht zu isoliren, sondern in den Kreis des Lebens hineinzustellen. Die Vermälung des Großherzogs mit der Prinzessin Anna von Hessen gab mir Gelegenheit unsere Kräfte gleich nach dieser Seite hin zu erproben. Die Vermälung und der Einzug fielen in den Mai, in die Pfingsttage, und daran anknüpfend hatte ich eine Art von historischem Märchen gedichtet, in das eine Reihe von lebenden Bildern aus der Geschichte Mecklenburgs eingeflochten waren. Daran knüpfte sich dann ein buntes modernes Pfingstscheibenschießen in plattdeutschem Dialect. Von allen Seiten war ich bereitwilligst unterstützt worden. Freund Alois Schmitt, der in Schwerin lebende Kapellmeister Kücken, Friedrich von Flotow hatten Ouverture, Festmärsche, Lieder und Tanzmusik componirt, der Hofmaler Schloepke den plattdeutschen Dialog geschrieben, Advocat Hobein, ein vortrefflicher Uebersetzer und immer bereiter Gelegenheitsdichter, den Text zu einigen patriotischen Liedern gedichtet; das Festspiel selbst, den Rahmen des Ganzen, hatte ich übernommen. Ich hatte es „Maienzauber" genannt und anknüpfend an die alte Sage, daß die Mädchen, die in der Pfingstnacht hinausgehen und sich mit Wasser aus dem frischen Quell das Auge netzen, sich den Blick öffnen für die Zukunft, griff ich zurück zur ersten Verbindung der Häuser Mecklenburg und Hessen und ließ an der Braut, durch den Zauber des Mai's das Schicksal ihres Hauses, in einer Reihe historischer, poetisch erläuterter Bilder, vor dem Blick vorüber gehen, bis zur Vereinigung der Stämme zu neuem beglückenden Bunde. Die Treue der historischen Costüme, zu denen die reiche Bildergalerie des Schweriner Schlosses den besten Anhalt gab, erweckte eine fast feierliche Stimmung. Wie aus dem Rahmen herausgetreten erschienen die dem größten Theil des Publicums wohlbekannten Gestalten, und nie ist mir

die Wirkung historisch treuer Costüme auf der Bühne klarer geworden. Dabei hatte meine kleine Dichtung wenigstens das Verdienst, daß es, die kalte Allegorie vermeidend, Menschen vorführte und den warmen Herzschlag gestattete, mit dem ich selbst an die Composition gegangen war. Die Vorstellung rührte und erhielt doch das Publicum in der gehobenen beglückenden Feststimmung. Ich selbst gedenke der Aufführung wie einer freundlichen und zum Herzen gehenden Lebenserinnerung.

Die Feier dieses Einzuges sollte aber meinem Theater noch ein anderes Fest bringen, das wenigstens eigenthümlich und überaus heiter war. Man hatte die glückliche Idee gehabt dem Aufzug, der das fürstliche Paar begrüßte, auch die Kinder der Stadt in den verschiedenen Nationalcostümen der Mecklenburgischen Landschaften einzureihen. Die Familien aller Stände hatten sich betheiligt und auch meine Kinder waren unter der fröhlichen Schaar, die einen fast rührenden Eindruck machte in der ohnehin schon feierlich ernsten Stimmung des prächtigen Frühlingstages. Nun war die Frage, wie man den kleinen Festgenossen die Freude machen könnte, noch einmal sich in ihren kleidsamen Costümen zu zeigen, und ihnen ein eigenes Fest, als Dank für ihre Betheiligung, zu bereiten. Ich schlug vor, das im Theater veranstalten zu dürfen und der Vorschlag wurde angenommen. Auf dem großen Malersaal war eine Reihe von decorirten Tischen aufgeschlagen, Kuchen und Chocolade bereitet. Da versammelten sich die Kleinen glückselig und es war schon ein Fest diese fröhliche, bunte Versammlung, in der Erwartung eines außergewöhnlichen Vergnügens, halb im Vorjubel, halb in der Spannung auf Das, was kommen sollte, zu beobachten. Nun wurden die Logenthüren aller Ränge geöffnet und wie sie wollte, wie es sich traf, strömte die fröhliche Schaar auf die Plätze des ihm allein preisgegebenen Zuschauerraumes. Ein guter Theil Eltern war aber auch mitgekommen, und, o weh! ich hatte entweder die Zahl meiner Gäste zu gering, oder meinen sonst so ausreichenden Zuschauerraum zu groß angeschlagen — alle Plätze des Hauses waren gefüllt und noch standen die Corridore gedrängt voll von kleinen Zuschauern, die ihr Recht verlangten. Aber die, die Plätze hatten, rückten zusammen, die großherzoglichen Privatlogen wurden preisgegeben, selbst auf der Bühne, zwischen den ersten beiden Coulissen wurden Plätze improvisirt. Es ging schließlich und die Vorstellung konnte beginnen. Wir gaben das Rothkäppchen von Tieck, einige Tänze von Balleteleven, ein harmloses Lustspiel und ein beifallslustigeres Publicum hatten diese Räume niemals gesehen. Das Klatschen und die Hervorrufe wollten kein Ende nehmen, es wurde ein ordentlicher Rausch des Applaudirens und als der Vorhang zum letzten Male gefallen war, wollten meine kleinen Gäste es kaum glauben, daß der Zauber vorüber sein sollte. Für manches Kindergemüth mag das die erste Theatererinnerung gewesen sein, und der Nachmittag in freundlichen Andenken durch's Leben nachklingen. Aber auch wir Alten werden ihn nicht vergessen. Kinderlust geht so frisch an's Herz und so unverletzend selbst in trüben Stunden. Wie viel mehr, können wir ihn in froh bewegter Stimmung theilen!

Die Erfahrungen dieses Abends machte ich mir aber für mein Theater, namentlich auch für meine Theaterkasse, noch später zum Nutzen. Die Woche vor Weihnachten ist, besonders in der kleinern Stadt, eine der schlimmsten für den Theaterbesuch. Ich schob also in diese Woche zwei Vorstellungen zum halben Preise für Kinder ein, und da es den Eltern ganz gelegen war, diese

außer dem Hause zu haben, um desto ungestörter ihre Festüberraschungen vorbereiten zu können, fand die Einrichtung solchen Anklang, daß ich an den sonst schlimmsten Theaterabenden ein ganz gefülltes Haus hatte. Aber die Wahl der Stücke hatte ihre Schwierigkeit und so mußte in den unerschöpflichen Schatz unserer Märchenpoesie gegriffen werden, die den Kindern schon Bekanntes in dramatischer Form entgegentrug. Tiecks Rothkäppchen konnte ich immer wieder bringen, um so mehr als wir an Fräulein Brand eine Darstellerin dieses altklugen Kindes hatten, wie es vorzüglicher nicht zu finden sein möchte. Eine Bearbeitung des gestiefelten Katers, eine Reihe von lebenden Bildern aus bekannten Märchen, mit einem kleinen dramatischen Rahmen, der sie zusammenhielt fügte ich selbst hinzu, was mir eine ganz besondere Freude bereitete und mich auf die dramatische Bearbeitung der Märchen überhaupt aufmerksam machte, auf die Verwerthung dieser Stoffe für die Bühne, selbst für ein Publicum aus Erwachsenen. Ich bin der Meinung, daß wir in unserm reichen Märchenschatz, den nicht allein die Tradition der Kinderstube uns geöffnet erhält, sondern den unsere Dichter und Maler uns immer wieder in das Gedächtniß poetisch zurückrufen, auch einen noch nicht genug ausgebeuteten Schatz für die Bühne besitzen, und nicht nur für ein Auditorium von Kindern, sondern sogar für das große Publicum. Es müßte nur die Form dazu gefunden oder vielmehr wieder hergestellt werden. An Vorbildern fehlt es uns nicht, denn selbst den Sommernachtstraum können wir dahin zählen, und der geniale Raimund hat einen Weg gebahnt, den seine Nachahmer freilich zur breiten Heerstraße platter Alltäglichkeit austraten. Mag man nicht einwerfen, daß die Stoffe zu sehr verbraucht sind, denn es ist kein Nachtheil, vielmehr ein Vorzug für das Drama, wenn Handlung und Figuren bereits bekannt sind. Ich verweise auf die griechische Tragödie, die dadurch so populair, so verständlich für alle Schichten des Volkes war, daß der ganze Sagenkreis, aus dem ihre Stoffe geschöpft wurden, der Nation bereits in Fleisch und Blut übergegangen war. Eben so stand es mit den Passionsspielen des Mittelalters und um einen gewaltigen Sprung in die Trivialität der Gegenwart zu thun, selbst die schwächlichste dramatische Bearbeitung eines vielgelesenen Romans, hat gerade deshalb, weil man Stoff und Figuren schon kannte, immer ein Interesse beim Publicum erweckt, das weit über den dramatischen Werth hinausging. Selbst das verwerfliche Zerrbild, über das wir, wenn überhaupt von Kunst, ästhetischer Empfindung und Anmuth die Rede sein soll, unbarmherzig den Stab brechen müssen, die Travestie der griechischen Mythe durch die Librettisten Offenbach's können uns als Beispiel dienen. Nun ist ferner keine dramatische Gattung geeigneter als das Märchen, um alle anderen Künste, die der Bühne dienen, Musik, Tanz, Malerei heranzuziehen und mit der Poesie zu vereinigen, ja ich möchte behaupten keine mehr berufen der unseligen Verderbniß, in die sich heute Ballet, Posse, Decorationsstück, Operette, Melodram verirrt haben, ein willkommenes Feld zu bieten, zur Poesie zurückzukehren. Weshalb, da einmal der Geschmack des Publicums sich der decorativen Pracht, den Ueberraschungen der Maschinerie, dem Tanz in der Form, zu der sich diese Kunst aus- und verbildete, dem leichten Couplet zuwenden, ihm Alles das in Trivialitäten, in sinnlosen, in aller Poesie baaren Abgeschmacktheiten bieten? Gebt ihm Poesie, phantastische Märchenweisheit dazu, so hat es, was es verlangt; aber noch mehr: die Würde der Kunst ist gerettet, die Aufgabe der Bühne hergestellt. Mit einem Worte die Bühnen müssen die

Dichter suchen wenn sie einen Balletstoff oder ein Decorationsstück gebrauchen, und die Dichter dürfen sich ihnen nicht entziehen. Was sie gebrauchen ist nicht schwer zu finden, der deutsche Märchenschatz trägt es ihnen reichlich entgegen.

Ich bin gewiß weit davon entfernt mir die Fähigkeit zuzutrauen, die Form für das dramatische Märchen schaffen zu können, aber versucht habe ich es und bin mir der hohen Aufgabe bewußt gewesen, als ich für die Weihnachtsvorstellung in Schwerin den gestiefelten Kater schrieb. Die Tieck'sche Bearbeitung des Märchens konnte ich nicht gebrauchen, denn sie ist dem großen Publicum durch ihre epigrammatischen Anspielungen auf längst vergessene literarische und kritische Zustände völlig unverständlich geworden, und hat, gerade weil sie den Hauptaccent auf diese Seite legt, an Naivetät und Poesie verloren. Nichts desto weniger konnte ich viel aus ihr lernen und namentlich, wenn ich mir die Darstellung dieser Bearbeitung, die ich, vom Dichter selbst in Scene gesetzt, im Concertsaale des Berliner Schauspielhauses mit großem Interesse vor Jahren gesehen hatte, vergegenwärtigte. Ich darf mir aber getrost nachsagen, daß ich jede Production, mit der ich vor das Publicum treten wollte, ernst nahm, und mir die höchsten Ziele steckte, was vielleicht der Grund ist, daß ich selbst niemals mit meinen Arbeiten völlig zufrieden gewesen bin, und daß mich bei jeder vollendeten eine unüberwindliche Niedergeschlagenheit ergriff, die erst sehr allmälig durchgekämpft werden mußte, ehe ich den Muth zu neuem Schaffen faßte. Für die literarischen Seitenhiebe Tieck's, die er nicht allein auf der Bühne seinen Figuren in den Mund legte, sondern durch eine Art von Chor, in Gestalt von Zuschauern, die er in die Prosceniumsloge gesetzt hatte (und unter denen das Bild des immer wieder einschlafenden Kritikers, durch den alten Weiß köstlich verkörpert, und des enthusiastischen Böttcher, den Meister Döring in genialster Weise durchführte, unvergeßlich bleiben), zwischen die Handlung werfen ließ, suchte ich mir eine vermittelnde Figur, die, theils eingreifend in die Handlung, theils aus dem Rahmen derselben heraustretend, den Zweck der Vorstellung, die Bedeutung und den Sinn des Märchens, seine Weisheit und Beziehungen zum Menschenherzen dem Zuschauer aussprach. Ich hatte das nächstliegende, das Märchen selbst gewählt und übrigens die Handlung, den Humor desselben in voller Naivetät unberührt und unverändert gelassen. Lied, Tanz, decorative Illustration, wenn auch in bescheidener Weise, mußten dem Eindruck zu Hülfe kommen, und wenn es auch mehr für die Großen als für die Kleinen verständlich geworden war, so hatten doch auch diese ihre Freude an dem dummen Gottlieb und dem klugen Kater, und horchten andächtig auf die Worte des schönen Märchens in dem bunten Flitterkleide. Das Stück ist später noch an vielen Orten, zum Beispiel in Dresden, Leipzig und Braunschweig, als Weihnachtsaufführung gegeben, und hat dann noch immer seine Zugkraft noch lange über die Weihnachtszeit hinaus bewährt.

Karl Immermann hatte schon lange vorher versucht den Tieck'schen Blaubart auf die Düsseldorfer Bühne zu bringen und auch in Berlin haben wir das phantastische Stück, ganz nach den Intentionen des Dichters, aufführen sehen, ohne daß es dort noch hier das Publicum zu fesseln vermochte. Das liegt aber nicht im Stoff, sondern in der Behandlung desselben und doch müssen wir dem Dichter dankbar sein, daß er auf denselben für die dramatische Belebung hinwies. Es sei mir gestattet, indem ich diesen Dank hier ausspreche, weit zurückzugreifen in meine Erinnerungen, und zurückzukehren, viele Jahre vor der Zeit von der ich hier spreche, und zwar zu meinem Be-

gegnen mit dem greisen Dichter selbst. Der König Friedrich Wilhelm IV. hatte den Führer der Romantiker, für den er längst große Theilnahme hatte, nach seinem Regierungsantritt aus Dresden nach Berlin gerufen. Ueber-sanguinische Gemüther hatten gehofft, es würde der Berliner Bühne damit ein neuer poetischer Stern aufgehen. Dem war nicht so, der Stern des Dichters und damit der Glanz der romantischen Schule, wie die kritische Autorität, die dieselbe sich zu erringen gestrebt hatte, waren längst im Verbleichen, wie überhaupt Berlin am wenigsten der Ort, diese wieder aufleuchten zu lassen. Nichts desto weniger dürfen wir die Gaben nicht vergessen, die die deutsche Bühne dieser Berufung und dem Impuls des geistvollen Königs verdankt. Ich erinnere einfach an Antigone und den Sommernachtstraum mit der Mendelssohn'schen Musik, ungerechnet den Einfluß, den der alte Meister auf einzelne Schauspieler, namentlich in Bezug auf das Verständniß Shakespeare'scher Rollen ausübte. Ludwig Tieck selbst fühlte sich nicht behaglich in der Vaterstadt Berlin, in der er so wenig Wurzel zu schlagen vermochte. In Dresden hatte er zu den Curiositäten der Stadt gehört und jeder der zahlreichen dort weilenden oder nach flüchtigem Aufenthalt durchreisenden Fremden wollte von einem oder mehreren miterlebten Leseabenden bei dem Dichter berichten können. An der Vortrefflichkeit dieses Vortrages wagte Niemand zu zweifeln, noch weniger diesem Zweifel Worte zu geben. Caroline Bauer hat uns in ihren Lebenserinnerungen in etwas den Schleier gelüftet über den Zauber dieser Leseabende und hätten wir es nicht schon gewußt, sie hätte es uns enthüllt, daß an dieser Unfehlbarkeit als Vorleser und Kritiker viel Gemachtes war, und noch mehr Nachgesprochenes. Grillparzer, in seinem jüngst veröffentlichten Tageblättern spricht sich noch abweichender aus. In Berlin, wo Ludwig Tieck keinen allgemeinen Einfluß auf die Bühne ausüben konnte, das Ansehen der Romantiker in der Literatur längst erschüttert war, schwand der Nimbus gewaltig und es konnte nicht fehlen, daß der eitle, auf sein Ansehn eifersüchtige Dichter, und mehr noch der kleine Kreis seiner literarischen Freunde, die gar erst nur dadurch eine Geltung bekamen, wenn sie in die Strahlen seiner verbleichenden romantischen Sonne traten, am meisten die „anmuthigen Freundinnen" des geistreichen „Freundes" es empfanden, wie das Ansehen schwand. Sie sorgten also dafür, die Mauer einer gewissen Unnahbarkeit um den Meister zu ziehen. Er las außer in Sanssouci beim König auch noch zuweilen in seinem Hause, aber seine Freunde führten nicht mehr dazu ein, ja, sie hielten zurück. Nicht mehr wie in Dresden hieß es: „Tieck wird lesen!" Man hörte nur: „Tieck hat gestern wieder, und wunderbar, in alter Frische gelesen!" Wer war dagewesen? Nur die Allerintimsten, meist Damen, die seit einem Menschenalter durch andächtiges Lauschen und wenn auch nicht jugendliche, doch dauerhafte Begeisterung sich bewährt hatten. Man mußte sehr gut empfohlen sein, um zugelassen zu werden und auch dann noch wurde man mit mißtrauischen Blicken betrachtet. Mit dem Ausspruch: „Tieck hat mir gesagt!", mit dem seine Freunde sich durch eine lange Literaturepoche wichtig und interessant zu machen wußten, war es nun gar vorüber. Der Zauberspruch hatte vollkommen seine Bedeutung verloren.

Ich war damals Student und in den ersten Anfängen meiner noch als tiefes Geheimniß gehaltenen literarischen Bestrebungen, aber ich hatte meinen Literaturunterricht in der Epoche der unerschütterten Autorität der Romantiker empfangen, in der Zeit, als das große Verdienst der unübertreff-

lichen Schlegel'schen Schakespeareübersetzung, das Verständniß dieses Dichters, das Durchbrechen seiner Anerkennung in Deutschland mehr als gerechtfertigt Ludwig Tieck angerechnet wurde. Ich hatte für den Phantasus geschwärmt und die Novellen für Perlen der deutschen Literatur gehalten. Immermann und Holtei hatte ich vorlesen hören, aber Beide hatten Tieck immer als ihren Meister anerkannt. Was war natürlicher, als daß ich sehnlichst wünschte, einem solchen Leseabend bei Tieck beizuwohnen? Gräfin Ahlefeldt hatte nicht geringe Schwierigkeit mir das durchzusetzen; wenigstens verschob es sich von Woche zu Woche. Die alte Gräfin Finkenstein, die „anmuthige Freundin" und Hausgenossin, Frau Professorin Steffens, die die Wirthin im Salon Tieck machte, wurden vielfach angegangen, aber sie hatten eine mißtrauische Antipathie gegen die „jungen Leute" und schließlich glaube ich, wurde nur erreicht, daß man mich dulden, meine Anwesenheit übersehen würde, wenigstens nahm mich Gräfin Ahlefeldt etwas verlegen mit und instruirte mich, ich solle mich ganz still im Hintergrund halten. Es war auch eine respectable Gesellschaft, in die wir traten, meist von alten Damen. Der Dichter saß schon an seinem Lesetisch in dem großen Zimmer mit den verstaubten Bücherregalen und den altmodischen Meubles. Seine Gestalt war gebeugt, nach einer Seite gezogen, aber aus den Augen blitzte noch immer das Feuer des Geistes, und die feinen Lippen umzog ein schlaues Lächeln, mit dem er leise, aber anmuthig und geistvoll über Kunst und Literatur plauderte. Die Gewohnheit, jedes seiner Worte als Orakelsprüche betrachtet und unter der Rubrik: „Tieck hat gesagt", weitergetragen zu wissen, blickte wol durch; aber es lag doch etwas überaus Anziehendes in diesen Gesprächen, denen ein weiches Organ und ein zwischen Ernst und Ironie die Mitte haltender Accent, der das Urtheil romantisch halb verschleierte, einen eigenthümlichen Ausdruck gaben.

Das war aber nur die Ouverture der Vorlesung. Nun traten die Freundinnen hervor, rückten Stuhl, Lampe, fragten flüsternd, ob Dies oder Jenes noch fehle, der Dichter dankte mit zierlicher Handbewegung, die Freundinnen warfen einen Blick durch das Zimmer, ob auch Jeder seinen Platz hätte und als auch sie erst saßen, wurde es feierlich still. Der Dichter schlug sein Buch auf: „Egmont von Goethe!" sagte er. Ein leises: „Ah!", das durch den Zuhörerkreis ging, ließ nicht errathen, ob das Dank für die Wahl, Ueberraschung, Vorfreude auf den zu erwartenden unbeschreiblichen Genuß oder nur der Ausdruck der Stimmung sei, daß es nun anfinge. Ich meinestheils war enttäuscht. Ich hätte lieber eine eigene Dichtung oder ein Holberg'sches Lustspiel gehört, als daß ich Goethe'sche Dichtung in den romantischen Kreis gezogen sah.

Nun begann die Vorlesung. Das altgewordene, aber weiche und sehr biegsame Organ that noch immer seinen Dienst. Die Bürgerscenen waren vortrefflich, wahre Meisterstücke. Kein komischer Effect blieb unbenutzt, die Stimmen wechselten leicht und ungezwungen. Da war nichts Forcirtes, nichts Uebertriebenes, nichts von der Bauchrednerei anderer Virtuosen dramatischer Vorleserei. Auch die Scenen der Regentin waren sehr interessant und Machiavell so anschaulich gemacht, selbst durch den mimischen Ausdruck des Vorlesers, daß man das vollendet nennen mußte. Aber der alte Roué Egmont, der breite Polterer Alba, und endlich das fistulirende Clärchen mit ihrer zahnlosen Keiferin von Mutter — ich fiel immer mehr aus den Wolken meiner Illusionen, und schließlich hielt ich mich nur dadurch wach, das ich

den Zuhörerkreis beobachtete. Die alte Gräfin Finckenstein saß in der Ecke des Sophas, das ihr Altersgenosse zu sein schien, und schlief sanft. Die Vorlesungen, die sie durch ein langes Menschenalter mit erlebt hatte, konnten freilich keinen großen Reiz mehr für sie haben. Aber sie hatte sich auch gerüstet. Ein breiter grüner Papierschirm deckte ihr Gesicht und nur das leise Schwanken der steilen, magern Gestalt konnte dem aufmerksamen Beobachter verrathen, daß sie nicht ganz bei der Sache war. Man sah es, sie hatte Uebung in dem Geschäft, denn ab und zu wachte sie auf und streifte mit prüfendem Blick den Kreis. Wehe Dem, den sie nicht mit dem Ausdruck hingebendster Aufmerksamkeit betroffen hätte! Man kannte ihre Controle und fürchtete sie. Nichts desto weniger wurde noch manche andere der Zuhörerinnen von der Abspannung übermannt, und es war komisch, mit welchen Mitteln jede Einzelne das zu überwinden suchte und sich mit leise gehauchten Bewunderungsseufzern von Zeit zu Zeit gegen die Müdigkeit wehrte. Egmonts Klage, daß der holde Schlaf, der immer getreue Freud, ihn auch fliehe wie die übrigen Freunde, klang wie Ironie in diesem Kreise, in dem Mancher den Armen, wenigstens wegen dieser Erfahrung, im Augenblick vielleicht gar beneidete. Aber der Held ging zum Tode, das Buch klappte zu und alle Zuhörer wachten auf. Und nun begann ein Umdrängen des Vorlesers, ein Danken, Bewundern, Schmeicheln in gedrechselten Worten, in Superlativen, abgerissenen Ausrufen, die das Entzücken nicht in den Zwang einer geschlossenen Periode zu fassen erlaubte. Der Dichter nahm diesen gewohnten Tribut freundlich lächelnd hin, ohne sich auf das „besonders Bewunderswürdige dieses Abends" genauer einzulassen. Wie unzählige Mal mochte er schon diese selben Redensarten gehört haben, und die bequeme Art, mit der er sie einstrich bezeugte die Gewohnheit. Für Jeden war dieser Abend, wie er behauptete, ein unvergeßlicher, und ich glaube er ist das nur für mich gewesen, den Einzigen, der es nicht aussprach. Aber wie viel Illusionen hat er mir zerstört und wie brach mir nicht allein der Glaube an den Vorleser sondern an die ganze, durch Selbstlob mühselig zusammengekittete Romantik über den Haufen! Aber ich wehrte mich lange dagegen, mir selbst einzugestehen, daß es mit diesen Illusionen bei mir vorüber sei, und noch einmal suchte ich Tieck lesen zu hören. Diesmal trug er seinen „Kaiser Octavian" vor und freilich in viel vollendeterer Weise als damals den Egmont. Fast hätte man den guten Alten in Verdacht haben können, daß es ihm gar nicht darauf ankäme die Goethe'sche Dichtung in besonders günstiges Licht zu stellen. Wie er dann den Kaiser Octavian den Hörern zugänglich machte, das war in der That meisterhaft und kein Vorleser würde ihm das nachthun. Aber das Gedicht hatte, wenigstens für mich, keine Lebenskraft mehr und es schienen mir nur Strohpuppen ohne Fleisch und Blut, nicht Menschen, die uns vorgeführt wurden. Bei genauerer Betrachtung brach Alles haltlos zusammen. Die Dichtung war eine veraltete Curiosität, die Vorlesung eine kunstvolle Antike.

Wenn ich nach dieser weit zurückgreifenden Abschweifung zu meiner Schweriner Theaterleitung zurückkehre, so muß ich leider eingestehen, daß mich die Zeit nicht nachsichtiger gegen den Einfluß der Romantiker auf die deutsche Bühne gemacht hat. Selten konnte ich mit der Auffassung der Shakespeare'schen Charaktere durch Tieck mich einverstanden erklären, und doch, wenn man ihm auch nicht beipflichtete, lernen konnte man immer von ihm. Die Schilderung der Aufführung von „Was ihr wollt" im jungen Tischler-

meister ist mir eine werthvolle Studie für meine Inscenesetzung des Stückes gewesen und seine Dramatisirung der Märchen hat mir viele Fingerzeige gegeben, nicht allein, wie man es nicht machen muß, sondern auch, wie man es machen kann.

VI.

Eines Tages erhielt ich eine ganze Reihe von größeren Stücken ein und desselben Verfassers auf ein Mal von Berlin zur Ansicht zugeschickt. Der mir unbekannte Uebersender schrieb dazu, er hätte zwar den Auftrag mir die Dichtungen zur Beurtheilung, resp. zur Darstellung vorzulegen, dürfe aber den Namen des Autors nicht nennen. Ich las die Sendung mit immer steigendem Interesse. Alle Stücke bekundeten genaue Kenntniß und Studium der Bühne, so daß man sie ohne Ausnahme bühnengerecht nennen konnte, daneben eine gewisse Selbstständigkeit der Fassung, vollkommene Herrschaft über schwungvolle wohlklingende Versbehandlung. Wer konnte der Dichter sein, der die Arbeit von gewiß mehreren Jahren zurückhielt und nun mit einer ganzen Reihe von Erstlingswerken zugleich hervortrat, die nebenbei keinerlei Anfängerschaft bekundeten? Welche Motive konnten dieser Zurückhaltung, welche der überhaupt so ängstlich bewahrten Anonymität zu Grunde liegen? Ich blieb nicht lange in Zweifel. Einzelne Gespräche aus früheren Jahren mit dem Prinzen Georg von Preußen, die freilich in keiner Weise eine eigene Production verriethen, der Hinweis auf dramatische Stoffe, die ich hier ganz nach jenen Andeutungen ausgeführt fand, ja die ganze Art der Uebersendung machten es mir gewiß, daß kein Anderer als der Prinz Georg der Dichter sein konnte, um so mehr als ich sein warmes Interesse für die Bühne, seine Studien, seine außergewöhnliche Theilnahme an jeder literarischen Production kannte. Nur die Persönlichkeit des Prinzen, die Rücksichten auf seine Stellung konnten auch die Zurückhaltung und dies Festhalten an strengster Anonymität erklären. Prinz Georg hatte in wissenschaftlichem und künstlerischem Streben, in dem Verkehr mit den hervorragenden Vertretern der Literatur und Kunst, in den Freuden des eigenen Studirzimmers Ersatz finden müssen für Entbehrungen, die gerade in der Zeit frischester Jugend die Rücksicht auf seine Gesundheit ihm auferlegte. Wenn ihm nun auch seine Stellung diesen Verkehr, diese Studien nach vielen Richtungen erleichterte, wenn sie ihm Gelegenheit gab, auf Reisen Wissen und Geschmack zu erweitern und zu bilden, so legte sie doch auch manche conventionelle Fessel auf und gar mit eigener Production herauszutreten, namentlich als Dramatiker das Urtheil des großen Publicums herauszufordern, war so ungewöhnlich für einen Prinzen des preußischen Hofes, daß es von dem Dichter, mehr noch aus Rücksicht auf Andere, als auf sich selbst, lange für eine Unmöglichkeit angesehen wurde. Aber der Drang des Schaffens läßt sich nicht zurückhalten, und wo er, nicht aus flüchtiger Liebhaberei, sondern aus wahrer Begabung und ernstem Streben entwächst, wird er auch endlich alle Schranken der Rücksichten brechen. Das ist das Dämonische in jeder Künstlernatur, die sich selbst, ihre eigensten und verborgensten Empfindungen Preis geben muß, mag sie nun dagegen kämpfen oder nicht. Hier hatte ich wieder einen schlagenden Beweis für dies unbezwingbare Müssen. Die Blüthe der Production muß sich an das Licht der Oeffentlichkeit hervordrängen, durch alle Hemmnisse, durch Dornen und Stein hindurch, wenn der Keim der Begabung in echten künstlerischen Boden gelegt ist. Hier sah ich den ersten schüchternen

Schritt in die Oeffentlichkeit, wenn er auch meinte noch unbemerkt und verdeckt auftreten zu können. Es geht aber einmal nicht mit der Anonymität. Was wirklich ist und was dasteht in der Welt und im Leben, mag sich noch so viel Masken vorhalten; denn, werden sie nicht abgerissen, so blickt schließlich doch das wirkliche Gesicht hindurch oder der Augenblick kommt, wo die Maske unbequemer wird als das freie Antlitz. Da giebt es keine Wahl mehr, das Talent muß schaffen, und die Production muß an's Licht.

In dem vorliegenden Fall konnte ich alle Bedenken des Dichters nachempfinden und verstehen, theilte aber doch dem Uebersender der Stücke mit, daß ich keinen Zweifel über die Person des Autors hätte, und fragte, ob es mir, natürlich unter Bewahrung des Geheimnisses, gestattet sei, eines der Stücke in Schwerin zur Aufführung zu bringen? Bereitwilligst wurde das zugestanden.

Ich hatte mich sehr bald für eine schwungvolle und von der oft versuchten Bearbeitung des Stoffes sehr abweichende Behandlung der Phaedra entschieden, schon weil diese Tragödie des Ungewohnten, von dem hergebrachten Zuschnitt unserer Bühnenstücke Abweichenden weniger hatte als die anderen, und ich meinte sie leichter in der dringend verlangten Anonymität erhalten zu können. Bei diesem Stücke war ich auch eines anerkennenden Erfolges sicher und ich fühlte die Verantwortlichkeit, die ich übernahm, indem ich einen Autor zum ersten Mal auf die Bühne einführte und damit einen entscheidenden Schritt für seine ganze literarische Zukunft wagte. Bei der Phaedra war ich sicher, daß er nicht verunglücken konnte, schon weil ich bei der Bearbeitung eines antiken Stoffes nur auf den gebildetsten Theil des Publicums rechnen durfte. Das große Publicum geht an diese Stoffe ohne Theilnahme und ohne Kritik. Die anderen Stücke machten entweder Anforderungen an die Darsteller, denen ich nicht durchgehend sicher war genügen zu können, oder schlugen so eigenthümliche Wege ein, daß ich nicht wußte, ob mein Publicum, das gegen das Neue Mißtrauen und gegen das Ungewohnte Scheu zu haben pflegte, so willig als ich wünschte, auf dieselben eingehen würde. Die Inscenirung des Stückes schon gewährte mir eine ganz besondere Freude und die Dichtung wurde mir lieber, je mehr ich mich mit derselben beschäftigte. Das ging auch meinen Schauspielern so, die mit regem Eifer und in poetisch gehobener Stimmung an ihre nicht leichte Aufgabe gingen und diesen Eifer bei allen Wiederholungen bewahrten. Es ist sehr leicht durchzufühlen, ob ein Schauspieler eine Rolle mit Vorliebe wählt, weil sie ihm die laute Anerkennung des Beifalls einträgt und in ihrer Dankbarkeit sichern Erfolg verbürgt oder weil sie ihn in gehobene poetische Stimmung versetzt, erwärmt, erhebt und der Darsteller in dieser edlern Hingabe den Gesammteindruck, dessen Verdienst er theilt, über den Applaus stellt, den er allein einerntet. Diese letztere Hingabe trat mir schon in den Proben der Phaedra deutlich entgegen und ich suchte ihr durch die poetische Ausschmückung der Bühne meinentheils förderlich zu werden. Man glaubt gar nicht, mit wie Wenigem man da wirken, Farbe, Ton und Stimmung geben kann. Da es nicht die Aufgabe dieser Blätter ist, die aufgeführten Dichtungen kritisch zu beleuchten, was der Phaedra gegenüber, die über eine ganze Reihe von Bühnen, in jüngster Zeit in einer polnischen Uebersetzung sogar über eine ausländische schritt, und überall den verdienten Erfolg errang, auch vollkommen überflüssig wäre, so sei es mir gestattet, wenigstens von meinen decorativen Versuchen und ihren Erfolgen zu berichten.

Der zweite Act spielte auf Naxos und handelt von dem Verlassen der Ariadne durch Theseus und ihre Befreiung durch Dionysos. Ich zeigte einen kahlen, öden, felsigen Meeresstrand, an dem sich an einer Seite ein schroff aufsteigender hoher Fels mit der Fernsicht auf das unbegrenzte Meer erhebt. Kein Reiz der Vegetation sollte den Ort freundlich schmücken, der Eindruck des Unbewohnten scharf hervortreten, das Geschick, einsam zu bleiben an demselben mit seinem ganzen Schrecken klar werden. Ueber den Vordergrund zogen sich Felsenpfade und zerstreute Steinblöcke lagen ungeordnet umher. Das Bild des Unwirthlichen, Verlassenen noch schärfer zu bezeichnen, hatte ich ganz in den Vordergrund auf einer Seite den Altar des Dionysos hingestellt, dreikantig aus Steinen aufgerichtet; um aber gleich den Eindruck des Ungepflegten zu geben, war er von wuchernden Schlingpflanzen, namentlich von lebendigen Epheuranken vollkommen überwachsen. Man sah es, daß der Ort mindestens im Kreislauf eines Jahres von keinem Menschen betreten, das gottgeweihte Heiligthum ungepflegt, in Einsamkeit geblieben war. Die Decoration gab der Handlung des Actes in allen Momenten die richtige vorbereitende Stimmung, die Vorahnung des Verlassenwerdens, das tief Traurige des Verlassenseins in der Einsamkeit und ließ im Gegensatz dazu die bacchantische Lust, den Schmuck der weinumrankten Stäbe, die die Bacchanten in der Luft schwangen, üppig hervortreten. Und als nun die wilde Schaar die Ranken vom Dreifuß des Gottes riß und sich um denselben gruppirte, wurde diese kleine decorative Andeutung nicht allein vollkommen verstanden, sondern brachte eine Wirkung hervor, wie sie die kunstvollste Maschinerie nicht überraschender hätte erzeugen können. Der in der Dichtung fast episodische Act kam ganz besonders glücklich zur Geltung, und als nun das Stück mit dem dritten Aufzug in den vollen dramatischen Conflict eintrat und denselben mit der dem Dichter eigenthümlichen Knappheit bei reicher Handlung zu Ende führte, war der Erfolg ein gesicherter und entschiedener. Die Aufführung des Stückes in Schwerin traf aber auch eine besonders glückliche Stunde. Die gehobene Stimmung, mit der, wie schon erwähnt, die Schauspieler sämmtlich an das Stück gingen, gab ihr einen unbeschreiblich poetischen Zauber. Es lag gewissermaßen wie Sonnenschein über der ganzen Darstellung, die mir dadurch unvergeßlich ist. Frau Otto-Martineck überragte sich selbst in der Rolle der Phaedra. Nie war sie mir poetisch umglänzter erschienen als in dieser Darstellung, nie war bei ihr die Leidenschaft tragischer und doch so plastisch maßvoll hervorgebrochen. Der Moment des ersten Actes, in dem sie, die unausgesprochene Liebe hoffnungslos im Herzen, aus dem Vaterhause flieht und als einzigen Trost nach der Leier greift, um sich an der Kunst im Busen zu erheben, war von höchster dramatischer Schönheit, und das Landen in Athen, das Herabsteigen vom hohen Schiffe, mit dem Lorbeerkranz um die Stirn, die goldene Leier im Arm, das erste Begegnen mit Hippolyt waren eigenthümlich begnadete, künstlerisch vollendete Momente. Herrn Feltscher's in ruhigem Maß gehaltener Theseus, die männliche Schönheit des Herrn Bethge als Hippolyt und die anmuthige Ariadne des Frl. Röckel schafften, Jeder in seiner Weise, mit an dem Erfolg, der wie ein poetisch veredelnder Hauch über die Bühne zog, und als solcher nachklang. Ich hatte den Dichter zur Aufführung eingeladen, aber mein Brief kam auf Umwegen zu spät, später noch als die Kunde des Erfolgs und es hätte ohnehin der Einladung keine Folge gegeben werden können, ohne sofort die Anonymität zu gefährden, wo nicht sicher zu zerreißen.

Mit der war es nun ohnehin ein schlimmes Ding. Das Stück hatte doch zu viel Aufmerksamkeit erregt, um nicht nach dem Autor zu forschen. Die Auskunft, die ich hartnäckig verweigerte, steigerte die Neugierde nur noch mehr. Es wurde auf alle möglichen und unmöglichen Autoren gerathen und wenn ich auch nur ganz ungerechtfertigte Vermuthungen zurückwies, so machte ich doch dadurch den Kreis, in dem geforscht werden konnte, immer enger. Namentlich die Damen zeigten eine hartnäckige und feine Spürkraft, bis sie, schließlich alle Correspondenzen und Bekanntschaften in Bewegung setzend, so ziemlich auf die richtige Fährte kamen. Sie scheuten sich sogar nicht ihre Vermuthungen als Gewißheit auszusprechen, ja sich auf Eingeständnisse meinerseits zu berufen, von denen gar keine Rede war. Es wäre ermüdend, alle die zum Theil recht fatalen Conflicte zu erzählen, in die mich diese Forschungen und halben Entdeckungen brachten und die nahe daran waren, mir die Freude an dem Erfolge des Stückes zu verkümmern. Nur so viel: die neue Erfahrung vermehrte nur noch meine Abneigung gegen alle Anonymität, wenn dieselbe nicht eine ganz schnell vorübergehende ist, und die Ueberzeugung, daß es doch unmöglich, sie auf die Länge festzuhalten. Wo sie nicht unbedingt durch die Verhältnisse geboten ist, schließt sie, selbst unbeabsichtigt, eine Täuschung, ein Düpiren des Publicums ein, das dies immer verstimmt.

Diese erste Aufführung war aber doch nicht ohne Bedeutung für den Dichter. Der Wunsch, seine Productionen dem Urtheil des Publicums übergeben zu können, wurde immer lebhafter; der Druck, nur auf den allerengsten Freundeskreis mit der Besprechung der Dinge, die ihn am meisten beschäftigten, angewiesen zu sein, immer lastender. Die Production, einmal vollendet, war etwas Selbstständiges, Lebendiges geworden und forderte ihr Recht. Das konnte nicht anders sein. Es war mir vergönnt, freilich erst mehrere Jahre später, in etwas dazu beitragen zu können, den Bann zu brechen, den Schleier zu heben und dem Dichter den Weg zu öffnen, frei mit seinen, nun schon zu einer stattlichen Zahl herangewachsenen Werken vor die Oeffentlichkeit zu treten. Ach, wäre dieser ersehnte Weg nur nicht immer und für alle ein dornenvoller und blieben die einzigen Stunden voller Befriedigung nicht doch nur die des stillen, heimlichen Producirens! Der Weg auf's Theater ist kein beglückender. Sicher hat das auch der Dichter, der uns jetzt beschäftigt, empfinden müssen; aber wir dürfen uns nicht über die Schmerzen beklagen, die die Production uns schafft, wenn wir sie nicht zurückdrängen können, und die Freuden, die sie giebt, empfangen. Diese aber liegen nicht in dem mehr oder minder großen Erfolg, sondern im Schaffen selbst.

Am 19. December 1864 war „Phaedra" zum ersten Mal in Schwerin aufgeführt. Das Geheimniß der Productionen des Dichters war doch in immer weitern Kreis gedrungen, wie das nicht anders sein konnte, aber die Wissenden hatten es treu unter sich bewahrt und fast unbegreiflich ist es, daß man bei Hof noch nichts davon wußte. Nur dem für alles geistige Schaffen so warmen und selbst künstlerisch so reich begabten kronprinzlichen Paar hatte sich der Dichter anvertraut und volle Hingabe und anerkennendste Theilnahme gefunden. Nun fügte es sich, daß die Frau Kronprinzessin im Herbst 1864 eine bereits angetretene Reise nach England aus Gesundheitsrücksichten aufgeben und den Geburtstag, den 21. November, nicht in der Heimat ihrer Kindheit, sondern in Potsdam feiern mußte. Die Umgebung bemühte sich, um die Wehmuth der immerhin schmerzlichen Resignation zu überwinden, eine Zerstreuung zu schaffen und den Tag besonders festlich zu schmücken.

Eine Aufführung in dem reizenden und erinnerungsreichen Theater im Neuen Palais in Potsdam wurde beschlossen, eine Dichtung des Prinzen Georg dazu gewählt, ja man hatte die Kühnheit, die Darstellung Dilettantenkräften anzuvertrauen. Mir wurde die schwierige Aufgabe übertragen, das Stück in Scene zu setzen. Es war ein einactiges Drama ausgewählt, „Electra", dem Stoff nach ein Nachspiel zur Iphigenie in Tauris. Orest und Pylades kommen mit der geretteten Iphigenie in die Heimat zurück und finden Electra an einen Mann niedern Standes vermält. Der aufbrausende Orest, der darin einen neuen Schimpf seines Hauses sieht, will den Bund trennen, die gottbegeisterte Priesterin tritt versöhnend zwischen die Geschwister und die Liebe der Gatten, der Segen des Hauses, sühnen freundlich den Fluch, der im Zorn der Götter auf dem Geschlecht liegt. Die Dichtung war ganz geeignet, ein Fest des Hauses poetisch zu feiern. Die Darsteller, die nach bestem Wissen zusammengeworben wurden, unterzogen sich mit größter Hingabe ihren Aufgaben, und, das sei gleich vorausgesagt, führten sie zum Theil nicht allein mit unverkennbarer Begabung, sondern sogar mit einer fast künstlerischen Vollendung aus. Aber das Stück stellte sich als zu kurz für einen Theaterabend und allein zu plastisch einfach für eine Festvorstellung heraus, und doch durfte nichts Fremdes hinzugefügt, es durfte nicht aus dem Mittelpunkt herausgerückt werden. Ich beschloß also, vielleicht nicht ganz nach der Intention und dem Wunsch des Dichters, der sich aber mit liebenswürdigster Resignation Allem fügte, dem Stück einen scenischen Prolog und einen auf die Feier des Tages bezüglichen decorativen Abschluß zu geben. Für den Prolog hatte man Friedrich Eggers, den ich, trotz vieler gemeinsamer Freunde, damals noch nicht kannte, herangezogen und er übernahm es nicht allein die Einleitung zu dichten sondern dann auch selbst zu recitiren. Er sollte, als Rhapsode, das Geschick der Atriden bis zum Beginn unseres Stückes erzählen und lebende Bilder, die zu componiren Professor Oskar Begas übernommen hatte, sollten die Erzählung illustriren. Für den Schluß hatte ich nun der Darstellerin der Iphighenie ein kurzes Weihegebet in tönenden Anapästen gedichtet, nach welchem die Schutzgötter des Hauses, die Grundidee des Stückes auf die Feier des Tages hinüberleitend, den Segen für dasselbe im Bilde ausdrückten. Der Dichter sah mit Recht, vom Standpunkt seines Stückes aus, in diesem fremdartigen Schluß eine Verkümmerung seines plastisch ruhigen Austönens. Das gesänftigte Meer nach den verderblich aufwühlenden Stürmen des Geschicks hatte er zeigen wollen und nun zog ich ihm noch einmal alle Götter des Olymps in Person in sein Gedicht. Aber wie gesagt, er fügte sich und ließ es geduldig geschehen, daß ich dem Theatereffect und der Festanforderung des Tages einen Theil der poetischen Idee seines Stückes opferte. Einen etwas schwierigern Kampf hatte ich mit Professor Begas, den ich ersucht hatte, auch das Schlußbild zu gestalten. Er weigerte sich entschieden, und zwar aus allerbegründetsten künstlerischen und ästethischen Rücksichten. Die Idee sei eine unklare, die allegorische Verwendung der Göttergestalten streife an die Offenbachiaden und müsse komisch wirken. Er hatte recht als Künstler, aber ich hatte es auch als Regisseur, und schließlich schlossen wir den Compromiß, daß er mich nicht hindern wolle, meinerseits das Schlußbild zu stellen, daß er aber zu dieser Profanation die Hand nicht bieten könne, noch wolle. Ich kann nicht verschweigen, daß er sein Compromiß brach, denn als der Augenblick kam, war er da und

half nach Kräften zum Gelingen eines ihm mit vollem Recht durchaus widerstrebenden Theatereffectes.

Mit ganz besonderer Bewegung ging ich daran die Vorbereitungen auf der kleinen Bühne zu treffen, die mir in mehr als einer Beziehung geweiht erschien. Hier hatte der große Friedrich, der das Theater bauen ließ, mit Voltaire den Alexandrinern der französischen Tragödien gelauscht, hier waren unter Friedrich Wilhelm III. so oft die harmlosen Blüthen deutscher Lustspieldichtung vorgeführt, aufheiternd und gleich erfreulich für die Darsteller wie für die Zuschauer, hier hatte für Friedrich Wilhelm IV. Ludwig Tieck den Sommernachtstraum in Scene gesetzt und Felix Mendelssohn stand dort im Orchester am Dirigentenpulte und ließ die unsterbliche musikalische Illustration des phantastischen Gedichtes zum ersten Mal ertönen. Schatten, Alles Schatten — aber sie hatten den Raum geweiht und ich darf die Schwäche gestehen, es war mir wie ein freundlicher Traum für die Zukunft, mit meiner bescheidenen Kraft auf demselben Boden noch eine Reihe von Darstellungen zu Stande bringen zu können, die auch ihren Platz hätten in der Geschichte dieser Bühne. Ich weiß, daß ich einmal lange allein in dem Theatersaal saß und an Vergangenes denkend Pläne schmiedete für die Zukunft.

Am 21. Nov. 1864 füllten sich nun die Räume des prächtigen kleinen Theaters und der Vorhang rauschte auf. Friedrich Eggers, der Rhapsode, gelehnt an eine Säule, die Rolle mit seinem Gedichte in der Hand, recitirte einer Gruppe von Zuhörern in griechischem Gewande die allbekannte Mythe von dem Zorn der Götter, und von Zeit zu Zeit theilte sich der Hintergrund und plastisch schön geordnet zeigte sich im Bilde, was das Wort uns berichtet hatte. Dann schloß sich das Stück an in edler, schwungvoller Sprache und die Gestalten, auf die uns das unbelebte stumme Bild vorbereitet hatte, wurden lebendig vor uns. Und zum Schluß senkte sich der Horizont der Hintergardine, ein reiches Bild war aufgebaut, aber es fiel nicht aus der Stimmung, in die die Dichtung uns versetzt hatte, Alles fügte sich harmonisch in einander und befriedigend schloß der Festabend. Für den Dichter der Phaedra und Electra hatte er aber seine besondere Bedeutung, die weit über den Erfolg fortgriff, den Dilettantenkräfte eben seiner Dichtung errungen hatten. Die hemmende Anonymität war gebrochen und er durfte seine Dramen, wenn auch immerhin mit Rücksichten, die andere Dichter nicht beengten, der Oeffentlichkeit übergeben. So war es mir vergönnt gewesen, wie damals mit der Aufführung der Phaedra, den Weg zu bahnen, der dem deutschen Theater eine neue, edle schaffende Kraft zuführte.

Mir aber brachte diese Aufführung im Theater des neuen Palais in Potsdam ein sehr werthvolles Lebensgeschenk, dessen ich mich freilich nur wenige Jahre freuen durfte — die Freundschaft, die ich mit Friedrich Eggers schloß. Es ist hier nicht der Ort über seine kunsthistorische Bedeutung, sein Wissen, seine künstlerische Begabung zu sprechen, wenn auch sein ganzes Leben davon erfüllt war und sein Streben sich in seiner ganzen Person ausprägte. Den Kern bildete doch sein jung gebliebenes Herz, der Freundschaft fähig, wie mir kaum ein anderes im Leben sich zeigte, voll Hingabe, Begeisterung und Zutrauen. Immer wieder war er das vereinigende, zusammenhaltende Princip, immer auf's Neue wußte er die Freunde um sich zu sammeln, sei es nun in väterlichem Wohlwollen für die Jüngeren, die er mit der eigenen reinen und edlen Begeisterung für Kunst und Poesie zu erfüllen wußte, sei es in brüderlicher Treue gegen die Altersgenossen, die er zu

gemeinsamen Streben versammelte. Er machte die jungen ernst und die älteren machte er jung. Fast zu viel beschäftigt, wie er war, konnte man sich seltener als man wünschte seines Verkehrs erfreuen, aber man wußte doch, daß er da war, daß man auf seine Freundschaft vertrauen konnte, und Eins stand fest: so oft ein Geburtstag in meiner Familie gefeiert wurde, trat er zu früher Morgenstunde, meist pünktlich gegen acht Uhr, ein und diese Zugehörigkeit hielt er aufrecht. „Nun muß Eggers gleich kommen!" hieß es an jedem Geburtstagsmorgen. Er wird nicht mehr kommen, aber bleiben wird er in der Feststunde und sein Andenken sich so frisch erhalten als seine Freundschaft es gethan hatte. Für alle seine Freunde aber — und mir ist niemals ein Mensch begegnet, der so viel Freundschaft zu erwerben gewußt, und so reich zu erwiedern vermocht hätte, als er — wird sein Andenken ein Band der Vereinigung bleiben, und er hat ihnen so ein Erbtheil hinterlassen, das fortlebend die Freundschaft bewahrt, aus der er selbst so früh geschieden.

Dem Dichter der Phaedra brachte der Theaterabend im Neuen Palais zunächst die Aufführung dieses Stückes auf dem königl. Theater in Berlin, und es war ein freundlicher Zufall, daß die später so glänzende Darstellerin der Titelrolle, Frau Johanna Jachmann-Wagner, auch bei der Aufführung der Electra zugegen war und zum Gelingen derselben mit Rath und That beitrug. Hatten wir uns nun zwar schon seit Jahren des Verkehrs dieser so wunderbar begabten, der edelsten Kunstrichtung nachstrebenden und jede künstlerische Aufgabe veredlenden Frau, erfreut: so hat doch das Zusammenwirken bei der Aufführung der Electra die Beziehungen fester geknüpft und neben der Freude des Verkehrs ist uns mancher Beweis treuer Freundschaft von der Künstlerin geworden, der die Kunst nur das vorwerfen kann, daß sie ihren Dienst als Sängerin zu früh und viel zu früh als Schauspielerin aufgab Ihr künstlerisches Schaffen ist noch zu frisch im Gedächtniß Aller, als daß es hier mehr als eines erinnernden Hinweises bedürfte. Das Ideal edelster Plastik ist mit ihr von der deutschen Bühne geschieden und um von vielen nur zwei ihrer Gestalten zu nennen: als Elisabeth im Tannhäuser wird sie nie zu erreichen, als Iphigenia kaum zu übertreffen sein. Es war ein besonders glückliches Geschick für die Phaedra des Prinzen Georg, daß sie dieselbe verkörpern konnte, denn kaum wird die deutsche Bühne wieder eine Künstlerin für diese Rolle finden, die so seltene Gaben des Geistes und der Erscheinung vereinigt, um uns die von Apoll Entsprossene, von dem Licht des Sonnengottes umstrahlte, von dem Feuer des Gottes der Poesie durchglühte Phaedra so glänzend zu zeigen.

Einst und Jetzt.

Reminiscenz aus der Knabenzeit von **Karl von Holtei.**

Mag unser Einer wer weiß wie breitspurig und schwatzhaft seines langen Lebens Begebenheiten ausgeplaudert und, auf die Geduld nachsichtiger Leser trotzend, Bücher angefüllt haben mit ihm wichtigen Dingen, welche Fremden wie Lappalien erscheinen müssen . . . dennoch entdeckt er bei später prüfender Durchsicht solcher Bücher, daß er neben höchst gleichgiltigen und entbehrlichen Kleinigkeiten mancherlei Ereignisse mit Stillschweigen übergangen hat, welche der Mittheilung einigermaßen würdiger gewesen wären. Sie erwachen erst wieder aus dem Schlummer der Vergessenheit durch zufälligen Anstoß von Außen.

So ist es mir vielfach ergangen. Ich habe den „Vierzig Jahren" verschiedene Nachträge in verschiedenster Form folgen zu lassen mich erkühnt. Es wäre längst an der Zeit ein Ende damit zu machen und von einem unbedeutenden Dasein zu schweigen, welches ohnedies bald zu Ende gehen muß. Dieser Absicht darf ich mich auch rühmen. Nur um gütigen Aufforderungen, Beiträge für geachtete Zeitschriften betreffend, zu genügen, lass' ich mich noch bisweilen verführen und wühle dann ausnahmsweise im Staube der Vergangenheit; eine Inconsequenz, die sich vielleicht eher entschuldigen läßt, wenn sie Stoff bietet Einst und Jetzt mit einander zu vergleichen, was in nachstehenden Zeilen versucht werden soll.

Ende August 1861 kam ich, nur auf einige Tage, in die Vaterstadt, wo ich zwar schon März und April zugebracht, mich aber durch gesellige Ansprüche und das schlechte Wetter jener Jahreszeit verhindert gesehen hatte, in der völlig veränderten, theilweise neu erstandenen Heimat recht umher zu schauen. Dazu wollte ich die schöne, fast schon herbstelnde Uebergangsperiode in den klaren September benutzen. Die Mehrzahl näherer Bekannter und Freunde sollte noch von ihren Ausflügen in die Ferne zurückkehren. Ich blieb mir und meinen Entdeckungen nach Wunsch überlassen. Da fand sich denn auch ein großer, wie durch Zauber entstandener Stadttheil (eine neue Stadt neben der alten, dessen Beginn ich wol noch gesehen,) dessen Umfang und Ausbreitung mich nun wie ein Traum bedünkte. Besonders wenn ich mich in die Kindheit versetzte und den damaligen Anblick mit dem heutigen verglich. Prachtvolle Gebäude bilden weite Plätze und Straßen, wo ich als Knabe über einen leeren, hier und da von Morästen und übelriechenden Gräben durchschnittenen Anger gelaufen bin. Hier, hundert Schritte von der zierlichen Villa meines Freundes und Verlegers haben wir, da man schrieb 1810, also vor einem Jahr über's halbe Hundert, die „Sommerwohnung" mit dazu gehörigem Garten inne gehabt, die bei den bescheidenen Ansprüchen, wie sie damals noch gemacht wurden, für eine hübsche, zufriedenstellende galt. Das hat sich nun sehr geändert; ob zum Vortheil der Welt, darüber mögen Klügere denn ich urtheilen!

Es ist freilich wol, so weit mein Gedächtniß reicht, ein Häuschen gewesen, welches dem Jungen ganz stattlich erschien, sich nach jetzigen Begriffen aber ärmlich genug ausnehmen dürfte. Ob es gleich den meisten seiner Gattung sammt mehreren benachbarten zu einem großen Gebände umgeschaffen worden ist? . . . oder ob es noch steht? . . . Ich kämpfte lange mit mir und meiner Neubegier, bis ich mich entschloß, danach zu suchen . . . Ein Freudenschrei entrang sich der Brust des weißbärtigen Kindes. Ja, da stand es, unverändert, zwischen hohen Mauerwerken, klein, dürftig in seiner ehemaligen Verfassung. Die schmale Eingangsthür, die niedrigen Fenster; dort zur linken Seite hatten sich „Mutter und Tante“ eingerichtet; rechts liegt das Zimmer, welches man mir Preis gegeben; auf den Hofraum hinaus gingen die Stuben, in denen unsere Dienstboten untergebracht waren; Alles dicht-enge beisammen; dünne Wände von Fachwerk; schief hängende hölzerne Läden . . . hier an diesen donnernd, nah bei meinem Nachtlager, hat der Nachtwächter mich mit dem Rufe „Feuer!“ aus dem Bett geschreckt, als ein Schornsteinbrand aufstieg, den der „große Condé“, unser tapferer Diener, mit nassen Lappen unterdrückte. Bei der Küche vorbei gelangte man in den Garten . . . o, die üppigen Weinspaliere! Die Fülle blauer und grüngelber Beeren, von denen vorzeitig genascht wurde! Und an der Grenze des Gartens ein Sommerhäuschen, wo ich Kaninchen züchtete . . . lauter liebliche Bilder, denn auch der Feuerlärm war lustig!

Ja, wo jetzt Paläste prunken, bin ich über dürres Gras wie wahnsinnig gelaufen, sobald die Nachmittagsschulstunden überstanden waren, habe mich außer Athem gerannt, um nur einige Minuten früher in's Freie zu gelangen.

Auf dem wüsten Anger trieben sich in sehr gemischten Gruppen unzählige Jungen herum, die ich nicht verleumde, wenn ich sie gemeine Gassenjungen, viel versprechende Taugenichtse nenne. Zwischen diesen zeigten sich sporadisch die Söhne armer, doch redlicher und anständiger Anwohner jener Gegenden, unter welchen sich auch Mitschüler befanden, und welchen ich mich an Mittwoch- und Sonnabendnachmittagen bisweilen anschloß. Wir hielten uns zwar von den unbeschuhten Schaaren abgesondert — weniger aus Stolz, als aus Furcht vor jener stets zu Händeln aufgelegten Mehrzahl — konnten aber doch nicht verhindern, daß allerlei gefährliche Berührungen und Reibungen stattfanden, daß ausgesprochne Gegnerschaften sich bedrohten. War doch schon von mehreren unserer kampfbereiten Quartaner eine große Schlacht in Aussicht gestellt worden, die endlich entscheiden sollte, welche von beiden Parteien auf dem Anger die Suprematie in Anspruch nehmen dürfe?

Ich gehörte nicht zu den „Chauvinisten“, das will ich beschwören. Im Gegentheil hegte ich entsetzliche Furcht vor der wilden Bande, die sich, wo es Streitigkeiten um ihr geringes Mein und Dein gab, furchtbar in die Haare gerieth. War ich nicht (ich gesteh' es: sehr entfernter) Zeuge gewesen, daß von beiden Seiten aus entlegneren Gegenden der Vorstädte mit wildem Geheul Hülfstruppen zusammengerufen wurden und daß die Schlägerei währte, bis zuletzt ein lebensmüder Polizeidiener herbeiwankte, den höhnisches Gelächter begrüßte, der niemals einen der Schlingel erwischte, und von vergeblicher Hetze abgemattet, seinen mit schrillem Pfeifen und pöbelhaftesten Schimpfreden gefeierten Rückzug antreten mußte? Ich sehe den unglücklichen Veteranen aus dem Siebenjährigen Kriege, den ein grauses Geschick mit solchem „Ruheposten“ belohnt hatte, noch deutlich vor mir; besäß' ich einiges Talent für bildende Kunst, ich könnte sein wolgetroffenes Portrait liefern mit

der violettrothen Nase darin (lieber Gott, der gequälte Mensch braucht bisweilen Stärkung!). Von diesem war in ernsten Conflicten kein Beistand zu hoffen.

Er blieb denn auch in der That aus, gerade als er nöthig gewesen wäre. Denn eines Tages aus der Schule über den Anger wandernd fand ich mir vorangeeilte Schulgenossen im heftigsten Kampfe wider eine ihnen an Streitern vielfach überlegene Zahl jugendlicher „Bummler" . . . Bereicherung deutschen Sprachschatzes, von der 1810, so viel ich weiß, noch nichts bekannt war.

Es handelte sich um ein Taschenmesser, ein Prachtstück mit mehreren Klingen, welches der Besitzer des zum höchsten Fluge an langer Schnur emporsteigenden Papierdrachens auf dem Boden liegen gelassen und dessen sich Einer aus der feindlichen Partei diebisch bemächtigt hatte. Schmähwörter flogen hin und her, Beschuldigungen und unverschämte Entgegnungen. Ich wähnte, glaubte vielmehr, das corpus delicti, als ich mich dem Knäuel der Beschuldigten genähert, in die Tasche des Spitzbuben versinken gesehen zu haben. Ich war so unvorsichtig mich an der Sache zu betheiligen und in's allemeine Geschrei als wolbestallter Augenzeuge einzustimmen. Vorübergehende Männer wurden aufmerksam . . . sie schritten Rettung bringend auf uns zu . . . die wilde Rotte stob auseinander, wurde flüchtig, doch auf ihrem Rückzuge ließen die Frechsten aus dem Haufen Drohungen hören, daß sie sich noch fühlbarer als diesmal an uns rächen würden.

Bedenkliche Aussichten für künftige Begegnungen!

Wir beschlossen von nun an, nur in Gesellschaft und mit „Linealen" bewaffnet (Quartaner durften ja keine Stöcke tragen) über den Anger zu ziehen. Es gab Helden unter uns, die sich auf „die Schlacht" freuten; es fehlte nicht an minder Kampflustigen. Ich will abermals bekennen, daß ich zu Letzteren gehörte; weniger aus Furcht vor höchst wahrscheinlichen Hieben, als aus Abscheu vor dem indianischen Kriegsgeheul, welches jene Halbwilden auszustoßen pflegten.

Doch kam es zu Nichts. Denn der Vater des Beraubten wollte nicht dulden, daß ein Weihnachtsgeschenk von einigem Werthe auf diese Weise verloren gehe. Er hatte auf Untersuchung gedrungen und schon in nächstfolgender Woche begegnete uns der alte Polizeimann, secundirt von einem kräftigern Begleiter, welche ein Häuflein mit Stricken aneinander gebundener Uebelthäter vor sich her trieben. Der Messerdieb befand sich natürlich darunter. Doch hinderte ihn die bevorstehende Züchtigung keineswegs, seine schmutzige Faust noch drohend gegen uns zu erheben, so hoch wie die Verstrickung mit den Genossen es ihm gestatten wollte.

Nach Eintritt des Herbstes haben die Meinigen ihre Villeggiatur aufgegeben. Mir sind unsere Feinde nirgend mehr sichtbar geworden; aber das boshaft verzerrte Antlitz ihres Anführers, des „Messerjungen", wie wir ihn im Schuljargon nannten, behielt ich im Gedächtniß. Auch träumte ich häufig von ihm und von einem blutigen Kampfe. Nach und nach ist dieses Bild verblichen, wie so viele andere und hat sich erst nach vollen einundfünfzig Jahren wieder gezeigt, als es erweckt wurde durch den Besuch unserer damals fast einsam ländlichen, jetzt inmitten großstädtischer Umgebungen gelegenen Sommerwohnung.

II.

„O Straßburg, o Straßburg, Du wunderschöne Stadt", erklang es vom Rathhausthurm in feierlich-siegverkündenden Erzklängen herab auf die in Andacht lauschende Menge. Tropfen dankbarer Freude glänzten in schönen Augen; Zähren entsagender Betrübniß rollten über bleiche Wangen, gefallene Krieger beweinend. Es war um Mittagszeit. Hell und klar leuchtete die Sonne in's Gewühl. Man reichte Freunden die Hand, man rief Bekannten zu: Glück auf! Deutschland für immer! Man lächelte Fremde freudig nickend an, als wären es Vertraute.

Mir wurd' es zu viel; ich hielt im Gedränge nicht aus. Es giebt Zustände, wo das Menschenherz für seine Empfindungen keinen Raum zu haben meint, wo es sich eingeengt fühlt in schmalen überfüllten Gassen, wo es „im Freien" freier zu schlagen hofft. Nur fort aus dem Lärm, mag er gleich Freude kund geben! Dieser Volksjubel wird zuletzt doch ein äußerlicher, strebt zu augenscheinlich nach der Bierkneipe. Wahrhaft beglückende Freude will ungestört bleiben, damit sie nach Innen wirken könne.

So schwamm ich recht eigentlich wider den Strom und zwängte mich zwischen den dem Hauptplatz zuwogenden Massen hinaus „in's Freie!"

Wer will die feinen, Spinnweben vergleichbaren Fäden, untersuchen, welche sich kaum fühlbar in Leitseile verdichten und verdicken, woran der seinen Träumen hingegebene Mensch dahin oder dorthin gelenkt wird? Keines Forschers Fleiß, keines Denkers Weisheit ergrübelt ihren Ursprung; menschlichem Auge sind sie zu dünn, zu zart. Dennoch üben sie nicht selten unwiderstehlich nachhaltige Gewalt auf Menschenschicksale, führen oft auf Pfade, deren Ausgang wichtige Entscheidungen bringt. Das geschah nun freilich heute nicht mit mir; wenigstens nicht in bemerklicher Weise, so daß sich der Einfluß dieser Stunde auf's weitere Dasein verfolgen ließe. Aber Bedeutung für mich gewann diese scheinbar zufällige Wanderung trotzdem, weil sie mir den Abstand von Jetzt gegen Sonst zeigte.

Nicht gar fern von der oben erwähnten ehemaligen Gartensommerwohnung, an der ich vorüber ging, mit allerlei Rückblicken auf damals in Ruinen liegende, durch Feindes Hand in die Luft gesprengte Festungswerke, zwischen deren Trümmern wir aus der innern Stadt auf unsern „Anger" gelangten, fanden sich erhebende Vergleiche bei Betrachtung reicher Baulichkeiten an einst verödeten Stätten. Wie damals zeigten sich auch jetzt französische Uniformen, nur daß ihre Träger nicht als übermüthige Unterjocher, sondern, daß sie als Kriegsgefangene einherschritten, und gerade heute, theils noch ungläubig, zweifelnd, theils niedergeschlagen, belebtere Gegenden vermieden. Das gab schroffe Gegensätze zu meinen Knabenerinnerungen, und als sollten diese dem Greise noch schärfer fühlbar gemacht werden, bemerkte ich hier und da, je weiter ich mich in jüngst entstandene Stadtviertel verirrte, neben hoch emporsteigenden stolzen Gebäuden, auch kleine hüttenartige, wie aus Vergeßlichkeit stehen gebliebene Häuschen aus alter Zeit, die seltsam gegen so vornehme Nachbarschaft abstachen.

Vor einem der niedrigsten hielt ein geringes Fuhrwerk, mit schlechten Kohlen beladen und bespannt mit einem großen, dürren Hunde, halb Wolf, halb Hyäne, dessen boshafte Blicke nichts Gutes verhießen. Um dem verdächtigen Thiere nicht zu nahe zu kommen, bog ich aus und hatte daran sehr wohl gethan, denn es schnappte schon nach mir, wies mir dumpfknurrend die

Zähne und zerrte an den Strängen, um mich noch zu erreichen. Ein auf der andern Seite der Straße vorübergehendes Mädchen rief mir zu: „Nehmen Sie sich ja in Obacht vor dem glup'schen Thiere; mir hat's neulich ein Loch in den Rock gerissen!"

Es ist hier weder Ort noch Raum sich auszusprechen über die gegenwärtig beliebte Hundeschinderei, die sämmtlichen Thierschutzvereinen und jeglicher Straßenpolizei zum Hohne sich immer mehr ausbreitet und so schamlos um sich greift, daß man vor Erbarmen mit den gemißhandelten Thieren lieber gar nicht ausgehen möchte, sorgten ihre rohen, grausamen Quäler nicht zugleich dafür, die unseligen Creaturen zum wildesten Wettgebell und Geheul anzulernen und so das Mitleid der Hörer in gerechte, wenn auch ohnmächtige Wuth zu verwandeln. Um dieses Capitel zu erschöpfen, müßten lange Aufsätze geschrieben werden; eine Mühe, die unterbleiben kann, weil sie vergeblich angewendet und verschwendet wäre. Mich betreffend, hab' ich meine schwachen Nerven anzuklagen, und Diejenigen zu bewundern, welche mit stärkeren begnadet sind. Deshalb lehn' ich mich im Bewußtsein gänzlicher Hülflosigkeit gegen keinen Unfug dieser Gattung auf, eile nur, möglichst rasch aus dessen Bereich zu kommen . . . aber geradezu von solchen Bestien sich anfallen und beißen lassen will der harmlos Vorübergehende doch auch nicht. Deshalb blieb ich bei dem scheußlichen Gespann stehen und sah mich rechts und links nach irgend welchem Beistand um, auf dessen Zeugenschaft ich mich berufen könnte, sobald in Erfahrung gebracht wäre, wen man als Inhaber solch gefährlicher Equipage anzuklagen habe.

Natürlich zeigte sich außer dem längstentschwundenen Mädchen im zerrissenen Kleide keine Seele mehr. Warte nur Einer auf Hilfe, dann bleibt sie sicher fern. Nachdem ich lange genug gewartet, erhob ich die Stimme und rief, nein schrie, nach „dem Hunde, dem der Hund angehörte!" Das war unschicklich, jedenfalls höchst unvorsichtig und hätt' es mir eine Tracht Schläge zugezogen, durft' ich mich nicht beschweren. Ich sollte noch mit heiler Haut wegkommen. Mein Geschrei hatte gewirkt. Ein sehr alter Mann trat gebückt aus der schmalen Hausthür:

„Was giebt's?"

Auch der für die neuerdings wieder in Aufnahme gebrachten Märchen von spiritualistischem Wunderkram Ungläubigste wird mitunter Momente haben, wo ihn bedünken will, er könne zum Propheten, zum Hellseher sich aufschwingen. Etwas von dieser Ahnung durchzuckte mich, da ich meinem Herrn Altersgenossen (der Unterschied konnte nur wenige Jahre betragen) in's Gesicht schaute. Es war durchwühlt vom langen, mühseligen, wol nicht immer ehrlich geführten Kampfe um's Dasein; war ärger mitgenommen als das meinige . . . und dennoch fand ich aus diesen zerstörten Zügen den wilden, frechen Jungen heraus, der vor einem halben Jahrhundert das Messer gestohlen und den ich später an des rothblaunasigen Haltefest's dickem Bindfaden zappeln gesehen hatte. Von dem, was man gemeinhin „Aehnlichkeit" nennt, war keine Spur mehr vorhanden. Dennoch erkannte ich ihn, hegte nicht den leisesten Zweifel, daß er derselbe sein müsse.

Zunächst aber brachte ich meine Beschwerde gegen den ohne Aufsicht gelassenen bissigen Hund vor.

„Das geht mich nichts an; der Hund gehört dem Jungen; das ist sein Geschäft, der Kohlenhandel an Talg (en détail wollt' er sagen). Erst haben wir ein Pferd dazu gehabt, da ging's noch besser und ich that mit. Die

Schindmähre hielt's auf die Länge nicht mehr aus; wir mußten sie schlachten. Viel gute Bissen sind nicht dran gewesen. Auf ein andres Roß wollt's immer nicht reichen. So sind wir auf den Hund gekommen und seitdem bekümmere ich mich weiter nicht drum. He, Peter, hier ist Einer, der will Scandal anfangen von wegen Deinem Viech!"

Aus dem Hofraum schritt ein kecker, kaum siebzehnjähriger Bursch, an einem Cigarrenstengel mehr kauend als rauchend, dessen erste Bewegung darin bestand, dem verhungerten Thiere Fußtritte zu ertheilen. Dann fragte er, nicht ohne Besorgniß: ob ich gebissen worden sei?

Auf meine Verneinung dieser Frage erwiederte er mit spöttischem Lachen:

„Nu, was wollen Sie denn hernach? Sie können ja aus dem Wege gehen, wenn Sie so furchtbar (furchtsam) sind."

„Ich bin dankbar für Ihre großmüthige Erlaubniß; erst aber wollen wir doch an gehöriger Stelle entscheiden lassen, ob dieser Weg für uns Fußgänger, oder für Ihren Köter bestimmt ist?"

Dabei holte ich ein Schreibtäfelchen aus der Tasche und notirte mir die Hausnummer.

„Siehst Du", sprach der Alte, „ich hab' Dir schon oft gesagt, Du wirst Verdruß kriegen." Und dann zu mir sich wendend, setzte er hinzu: „Sie glauben gar nicht, was ich mich ärgern muß mit dem Bengel! Er ist nämlich meiner verstorbenen Tochter Sohn, hat keinen Vater gehabt und seitdem ich nichts mehr verdiene soll Er den Bissen Brod schaffen. 'S ist auch danach. Und sein Hund ist gerade so schlecht erzogen wie er."

„Wer hat mich denn erzogen?" fragte der unverschämte Enkel.

„Du hast Dich wol ziehen lassen? Prügel hab' ich nicht gespart, aber hat's denn 'was geholfen? Jetzund, wo er stärker ist als ich, möcht' er sie mir am liebsten zurückgeben, hielt' ich ihn nicht etwa noch ein Bissel im Respect mit meinem Testamente. Denn vermach' ich's ihm nicht ausdrücklich, dann erbt er das Häuschen nicht, und sind auch Bruderskinder da, die auf mein Hinscheiden lauern. Damit zwing' ich ihn zur Noth, den undankbaren Grobian, wie sie denn heute zu Tage sind."

Diese vertrauliche Eröffnung, die Herr Peter freilich nur mit verächtlichem Grinsen begleitete, sänftigte meinen Groll, wenigstens gegen den Alten und ich stimmte einen andern Ton an:

„Wenn Ihr selbst einseht, daß ich im Rechte bin, so will ich durch eine gegen Euch einzulegende Beschwerde Euren Aerger nicht mehren; um so weniger, als wir wahrscheinlich alte Bekannte sein dürften."

„Wir zwei Beide, als wie ich und Sie? Das müßte curios zugehen."

„Besinnt Ihr Euch noch auf die Zeit, wo ringsum in dieser Gegend Anger, Wiese, Sumpf und Feld zu erblicken war, und nur einzelstehende ärmliche Häuser gleich dem Eurigen zerstreut lagen?"

„Ob ich mich besinne? Das ist unsere beste Zeit gewesen; dazumal waren wir Jungen die Herren auf dem Platze, weit hinaus bis in die Dörfer, die jetzo mit zur Stadt gehören. Da konnten wir unsere Freiheit rechtschaffen genießen."

„Außer wenn Ihr Eurer ein halbes Dutzend mit Schnüren zusammengekoppelt, dort hinein, zwischen ehemaligen Festungsmauern, durch das finstere Thor über die Stadtgrabenbrücke getrieben wurdet, um in einem gewissen Hause über eine gewisse Bank gelegt den Lohn ausgezahlt zu empfangen, der den in ungezähmter Freiheit verübten Großthaten gebührte? Wie? Gedenkt

Ihr noch des schönen dreiklingigen Einschlagemessers beim Drachenfluge? Ich müßte mich sehr irren, wäret Ihr's nicht gewesen, der mir im Schlachtgewühl unterschiedliche Püffe ertheilte!"

„Donnerwetter, was ist das? Warten Sie nur ... ja ... richtig, das Messer! Die vielen Stadtjungen! Wir kriegten sie klein, keine Sache nicht! Aber der verfluchte Kerl, der blaunasige ... ja, ja, sie haben uns drinnen übergelegt und calabrisch durchgehauen ... das ist längst überstanden, thut nicht mehr weh ... nur daß ich's Messer hab' 'rausrücken müssen, das wurmt mich heute noch."

„Warum habt Ihr's hergegeben?"

„Was Du nicht weißt, dummer Lümmel? Hätt'st Du's vielleicht nicht hergegeben, wenn der Vater von dem Stadtjungen und die Polizeileute Dich festhalten und Dir die Taschen umdrehen?"

„Doch nicht! Eher hätt' ich den Rackern alle drei Klingen in die Rippen gestoßen!"

Ich hatte zur Genüge. Ganz gegen Knigge's Vorschriften brach ich die Unterhaltung ab, den „auf den Hund gekommenen Großvater" kurz grüßend, und Herrn Peter dem Verkehr mit einem seiner würdigen Hunde überlassend. Im Gehen stiegen mir mancherlei trübe Gedanken auf, die ich jedoch bald niederschlug, indem ich mir sagte: „Wir dürfen nicht vergessen, daß wir in der Fortschrittsepoche leben!"

Zwei Jahre sind seitdem vergangen. Wir schreiben 1872. Auf der Stelle, welche Peters gehofftes Erbtheil trug — (ob es ihm und seinem Hunde noch testamentarisch zugefallen, weiß ich nicht) — erhebt sich bereits ein himmelhohes Haus, dem sich nicht nachrühmen läßt, daß es von architektonischen Reizen überladen sei, welches hingegen bei immer höher gesteigerten Vermiethungszinsen desto höhere Reize darbieten dürfte ... weniger für die Miether, als für die speculativen Erbauer. Auch ein Fortschritt, über den sich Niemand beschweren darf. Dafür genießen wir ja Freizügigkeit, unter deren Panier das edle Messerspiel fühlbar gedeiht.

Mich mahnen diese Zustände an Friedrich Rückert's inhaltschweres Lehrgedicht vom Kinde und dem Dornenhage, den der nachgiebige Vater niederschlagen ließ für „freiern Spielraum".

Als das Kind sich später beklagte, daß ihm nun der Garten geplündert werde, entgegnete der Vater: „Du mußt geduldig warten, bis Gott den schützenden Zaun wieder anwachsen läßt; das geht nicht so rasch wie's Niederschlagen. Künftig trachte nicht nach Vernichtung aller Schranken, denn nur diese geben Sicherheit und Genuß."

Gedichte von Hermann Kletke.

1. Der erste Schnee.

Wann kommt, o Herz, der erste Tag,
Der dich vom Glück der Jugend trennt?
Wann schlägt zuerst der bange Schlag,
Der laut zum Alter sich bekennt? —

Es schleicht gemach, es kommt heran,
Man weiß nicht wie, man weiß nicht wo,
Man weiß nicht wann, o Himmel, wann?
Doch muß es sein — es ist ja so.

Nicht kam es ungestüm im Lauf,
Um Einlaß pocht es drohend nicht,
Riß auch das Thor nicht heftig auf —
Doch plötzlich sieht man sein Gesicht.

Nun ist es überall zur Hand —
Da spürt ihr wie ein schmerzlich Weh
Und kehrt euch ab — ja auf dem Land
Liegt schon der frischgefallne Schnee!

2. Gott hat das Leben.

Ob mich die Welt haßt, ob mich die Welt liebt,
Ob sie ein Glück nimmt, ob einen Traum giebt —
Sie kann nichts nehmen, sie kann nichts geben,
Sie hat das Scheinen nur: Gott hat das Leben!

Kurz ist die Traumlust, kurz ist das Leid auch,
Rasch wie ein Herzschlag, leicht wie ein Lenzhauch;
Leid muß verschmerzen, Lust muß verbeben,
Hier ist das Scheinen nur: dort ist das Leben!

Es ist ein Schein nur, der mir das Herz kränkt,
Rasch läuft der Pfad ab, der von der Welt lenkt;
Sie kann nichts nehmen, sie kann nichts geben,
Sie hat das Scheinen nur: Gott hat das Leben!

3. Noch sind sie mein!

Es weht mich an so feucht und leise,
Der Nebel birgt mir See und Boot —
So, Herz, ist deine Pilgerreise,
Und dein Begleiter ist der Tod!

Denn immer ruft es: Scheide, scheide!
Und immer winkt ein frisches Grab,
Und immer zieht mit neuem Leide
Es thränenvoll den Blick hinab.

Mein war die Lust der goldnen Tage,
Der Blüthe Hauch, der Blume Pracht —
Doch nein, mein sind sie noch: ich trage
Ihr holdes Traumbild durch die Nacht.

Ich sammle liebend jede Blume,
Ich reihe träumend Bild an Bild —
Was blieb uns je zum Eigenthume
Als ein Erinnern lieb und mild?

4. Der Sandmann.

Zwei feine Stieflein hab' ich an,
Mit wunderweichen Söhlchen dran,
Ein Säcklein hab' ich hinten auf,
Husch! trippl' ich rasch die Trepp' hinauf;
Und wenn ich in die Stube tret',
Die Kinder beten das Abendgebet,
Von meinem Sand zwei Körnelein
Streu' ich auf ihre Aeugelein,
Den frommen Kindern soll gar schön
Ein froher Traum vorübergehn.
Nun risch und rasch mit Sack und Stab
Nur wieder jetzt die Trepp' hinab,
Ich kann nicht länger müßig stehn,
Ich muß noch heut' zu Vielen gehn, —
Da nicken sie schon und lachen im Traum,
Und öffnete doch mein Säcklein kaum!

Anmerkung der Red. Wir haben obige Gedichte der Gesammtausgabe der „Gedichte von Hermann Kletke" (Berlin, Schroeder, 1873) entlehnt, um sie den Lesern des „Salon", welchem der Dichter schon so manche liebe, sinnige Gabe gespendet hat, freundlich zu empfehlen. Es liegt in der Sangesweise Kletke's ein Zauber der Wehmuth, welche der Seele wohlthut, ohne sie zu beengen; es sind einfache Klänge voll Wahrheit und Wärme, sanfte Melodien, denen man in allen Stimmungen gerne lauschen mag. Sie kommen von Herzen, darum gehen sie zu Herzen.

Berthold Seemann.

Von Adolf Ebeling.

II.

„In den Morgenstunden ist das Gewühl in London noch nicht einmal sehr bedeutend", sagte Seemann mit der ihm eigenthümlichen Ruhe, „aber Nachmittags zwischen zwei und vier Uhr muß man es sehen, dann ist es doppelt und dreifach so stark." — „Um Gottes Willen", rief ich, „warten wir den Nachmittag nicht ab, ich habe schon an dem Vormittag genug und fast zu viel!" . . . und wir begaben uns nach dem nicht weit davon gelegenen Fish-street-hill, um die dortige Denksäule zu besteigen (the monument, wie sie im Volke kurzweg heißt), die zur Erinnerung an den furchtbaren Brand vom Jahr 1666 errichtet wurde. Es war, als sollte sich auch bei dieser Calamität das Privilegium Londons, als der ersten Stadt von Europa, bewähren, denn jene Feuersbrunst, die über acht Tage dauerte und gegen fünfhundert Straßen mit mehr als vierzehntausend Häusern und sechsundachtzig größeren und kleineren Kirchen in Schutt und Asche legte, ist die großartigste und entsetzlichste, die überhaupt in den Geschichtsbüchern aller Völker und Zeiten verzeichnet steht . . . . es war wie ein Weltuntergang und die damals noch sehr abergläubische Bevölkerung Londons, die bereits ein Jahr vorher durch die Pest decimirt worden war, glaubte wirklich den jüngsten Tag gekommen. Der Zufall wollte, daß wir gerade am 2. September dort oben standen, demselben Tage, dem Datum nach, an welchem vor zweihundert und einem Jahre der Brand ausgebrochen war . . . jetzt schauten wir aus der schwindelnden Höhe nach allen Richtungen der Windrose hinab: so weit die Blicke reichten, ein einziges Häusermeer, nur hier und da von den grünen Parks und Squares unterbrochen, die wie Inseln hervortauchten aus diesem Ocean; und dann die von Fahrzeugen wimmelnde Themse mit ihren unzähligen Brücken und dem unabsehbaren Mastenwalde, und majestätisch unter uns Westminster und noch majestätischer, fast bis hinein in die Wolken reichend, die Kuppel der Paulskirche mit dem riesigen goldenen Kreuz, das die Seefahrer bei klarem Wetter schon in der Nordsee als einen schimmernden Stern am westlichen Himmelsrande gesehen haben wollen . . . Doch genug, wenn ich anders mein obiges Versprechen halten will, denn es scheint mir beinahe, als wäre ich schon unwillkürlich in das rechte Gleis gekommen und dürfe nur so fortfahren, um doch eine Schilderung von London, wenigstens en miniature, zu geben. Aber all' diese Bilder stürmen plötzlich so gewaltig und zugleich so lebhaft auf mich ein (wer einmal London besucht und näher kennen gelernt hat, dem bleibt, denk' ich mir, die Erinnerung davon für sein ganzes Leben), daß ich mich ihrer nur schwer erwehre und auch deshalb den Leser bitte — es war ohnehin der erste Tag meines Aufenthaltes — noch einen Blick auf den Tower werfen zu dürfen, bevor ich nach Hause gehe. Er lag noch dazu auf unserm Heimwege.

Heiter und anziehend ist allerdings der Eindruck des Towers nicht, im Gegentheil, schon seine äußere Erscheinung ist unheimlich und düster und wird erschütternd und grausenhaft, wenn man sich die blutigen Schreckensscenen vergegenwärtigt, von denen jeder einzelne dieser zwölf Thürme ein stummer Zeuge war . . . . stumm allerdings, aber doch auch wieder beredt, denn wie nach der Legende einst sogar die Steine gesprochen haben, so erzählen uns diese Mauern die Gräuel früherer Jahrhunderte, wo noch Königthum gleich-

bedeutend war mit tyrannischer Willkür und Mißachtung der heiligsten Menschenrechte. In Paris haben sie die Bastille, diesen französischen Tower und gleich dem englischen, ein Schauplatz monarchischer Gräuel, im wilden Volksaufruhr zerstört und geschleift, aber den Franzosen hat diese That keinen Segen gebracht, denn sie sind seit jener Zeit von einer Revolution zur anderen getrieben worden und gehen eben jetzt, wenn sie sich nicht energisch ermannen, ihrer völligen Decadenz entgegen — in London haben sie die Zwingburg stehen lassen, wie ein ernstes Memento jener dunklen Vergangenheit und das englische Volk ist weiter und weiter fortgeschritten auf der Bahn der Freiheit und der Intelligenz, so daß es jetzt, politisch wenigstens, an der Spitze der europäischen Civilisation steht. Da wird ein Rückblick auf dies Stück Mittelalter inmitten der modernen Umgebung lehrreich und interessant, und die Towerwächter, die in ihrem mittelalterlichen Costüm aus der Zeit Heinrich's VIII. frappant aussehen wie Pique- und Carobuben und sich überaus gravitätisch benehmen, locken uns sogar ein flüchtiges Lächeln ab. Freilich nannte ich soeben gerade den grausamsten und wildesten Despoten, unter dessen Schreckensherrschaft nicht allein das meiste, sondern auch das edelste und unschuldigste Blut im Tower geflossen ist. Man denke nur an die schöne Anna Boleyn und an die noch schönere Katharina Howard (ihr reizendes Portrait von Holbein sah ich später in Windsor), an Thomas Morus und an Fisher .... selbst der Block und das Beil, die zu ihrer Hinrichtung gedient haben, werden uns noch gezeigt und sogar die Blutspuren auf beiden, die aber sehr an die Luther'schen Tintenflecke auf der Wartburg erinnern. Eine endlose Reihe von blutigen Schatten zieht außerdem an uns vorüber und die meisten königlicher Abkunft .... Die erlauchten Gefangenen durchschritten das Thor des sogenannten Blutthurms, Glanz und Größe und die Träume des Ruhms und die Festlichkeiten eines üppigen Hoflebens mit der engen, dumpfen Kerkerzelle und der Folterkammer vertauschend, Jahre lang dahinsiechend in Noth und Verzweiflung, bis sie endlich „der Mann im rothen Mantel" von ihren Leiden erlöste. — Die düsteren Gewölbe erdrücken uns und man sehnt sich hinaus in's Freie nach Sonnenlicht und frischer Luft und dem erquickenden Grün der mit Geranien und Petunien eingefaßten Rasenplätze, welche die Thürme rings umgeben.

Lassen wir daher die Rüstkammern mit den geharnischten Rittern zu Fuß und zu Pferde, die wir schon anderswo in Museen und Zeughäusern gesehen haben und auch die Regalien, d. h. die Krondiamanten, die in dem nach ihnen benannten „Juwelenthurm" aufbewahrt und gegen eine kleine Extragratification von six pence gezeigt werden. Freilich ist dort auch die Krone „unserer geliebten und allerhuldreichsten Souverainin, Königin Victoria Majestät" zu sehen, aber gerade diese ist ihrer Trägerin sehr schwer geworden ... wie ja die kostbarste aller Kronen der Welt (im Werth von sieben Millionen) bekanntlich diejenige des unglücklichsten aller Könige, Ludwig's XVI. ist, die noch heute im Louvremuseum aufbewahrt wird, aber wohlverstanden, in geschickt nachgemachten Glasflüssen, sonst hätte die Commune sie wahrscheinlich als gute Beute erkärt. Lassen wir also die Kronen und — springen wir hastig auf einen der vielen hundert vorüberjagenden Omnibusse .... der Kutscher, der aussieht wie ein Gentleman, nickt uns gnädig zu und hält auch für einen Moment seine Rosse an, und wir fahren zurück nach Islington, in Seemann's gemüthliches home.

Das war auch, ehrlich gesagt, der Hauptgrund, weshalb ich das düstere

Towerbild hier geschildert, um nämlich einen frappanten Contrast zu gewinnen mit dem so überaus heitern und freundlichen Bilde, das ich jetzt dem Leser vorführe. Und daß mich nur ja die Leserin auch dahin begleite.

Man konnte sich auch in der That nichts Lieblicheres und Heimischeres als dieses home; ein kleines Tusculum, voll friedlicher Ruhe, fernab von dem wilden Wagenlärm der Weltstadt und doch wieder nahe genug, um die City entweder mit der unterirdischen Eisenbahn (ein neues Wunder von London) oder mit einem Omnibus oder Cab in kaum einer Stunde zu erreichen. In London bewohnt bekanntlich Jeder, der es nur irgendwie ermöglichen kann, ein eigenes Haus für sich allein, groß oder klein, vornehm oder einfach, aber dies Haus ist doch sein eigen und er ist Herr und König in seinem Hause — gewissermaßen die practische Verwirklichung der habeas corpus-Acte, welche die persönliche Freiheit in England so sicher und hoch stellt. Mit diesem home (der Deutsche kann es wenigstens mit „Heim" wiedergeben, der Franzose hat gar kein Wort dafür) hängt die Gastfreundschaft der Engländer, die wol in keinem andern Lande so liberal und so weit gehend geübt wird, auf das Engste zusammen. Ist man einmal als Gast in einem Hause aufgenommen, was allerdings nicht gleich einem Jeden und auch nicht sofort nach flüchtiger Bekanntschaft von heut' auf morgen gewährt wird, so ist man Freund und Familienmitglied, und der herzlichste Händedruck und der zutraulichste, innigste Blick, ach, oft aus wunderschönen, unwiderstehlichen Augen wird dem Gaste zu Theil.

Ein Gärtchen befindet sich fast vor jedem Hause und dasjenige meines Freundes zeichnete sich durch eine prächtige Fächerpalme in der Mitte und durch sonstige seltene Tropengewächse vor den übrigen aus; schon daran, meinte ich, würde ich das Haus unter vielen Hunderten erkannt haben. Unten zur ebenen Erde liegt stets das gewöhnliche Wohnzimmer, das sogenannte breakfast-room, das zugleich als Speisezimmer dient. Das gemeinsame Frühstück des Morgens gegen neun Uhr ist alsdann der Inbegriff der Gemüthlichkeit und alles Dessen, was der Engländer mit dem einen Wort Comfort bezeichnet; ich freute mich immer von einem Tage zum andern darauf und es überkommt mich jetzt, wo ich dies schreibe, ein wehmüthiges, ach mehr als das, ein tiefschmerzliches Heimweh und nicht allein nach jenen frohen, hellen Zeiten, sondern mehr noch nach jenen guten, vortrefflichen Menschen, die längst dahin sind. Gewaltsam dränge ich die Thräne zurück, aber ich wende doch den verdüsterten Blick nach oben mit der Frage: „Warum so früh hinüber und so erbarmungslos herausgerissen aus dem schönen Leben, das so golden und heiter vor ihnen lag und ihnen nach menschlichem Ermessen noch eine Fülle von Glück und Freude verhieß? ...." Keine Antwort, denn „die Mitternacht ist stumm", oder wir vernehmen das schreckliche Dichterwort:

„Greis, im Frühling brech' ich Rosen."

Aber noch sind sie nicht verwaist und leer, diese freundlichen Räume, im Gegentheil, sie sind anmuthig belebt durch eine liebenswürdige, geistreiche Gattin, durch zwei schöne Kinder, einen Knaben von zwölf und ein Mädchen von acht Jahren und endlich durch den Hausherrn selbst, der so zufrieden und glücklich ist im Kreise der Seinen, die er oft auf halbe oder ganze Jahre verlassen muß, aber deren Bild ihn durch die fernsten Länder und Meere begleitet, wo ihn nur der Gedanke an das Wiedersehen tröstet, der wie eine lächelnde Fata morgana täglich vor seiner Seele steht.

Und wie gern, wenn ich nur den Raum dazu hätte (denn ich werde ohnehin schon sehr lang), wie gern schilderte ich hier jetzt gleich die Frühstücksstunde selbst, dies charakteristische Bild englischer Häuslichkeit, das man auf dem Continent vergebens suchen würde. Ich verweise aber die Leserin, wenn sie auch das Buch schon kennt, denn dergleichen liest man mehr als ein Mal, auf die allerliebste Schilderung eines Londoner Frühstücks in dem interessanten Buche meines verehrten Freundes R.: „Tag und Nacht in London", das ich hier leider nicht so empfehlen und loben darf, wie ich wol möchte und wie es dasselbe in so hohem Grade verdient, weil eben der Verfasser zugleich der Herausgeber dieser Blätter ist.

Abends zur Theestunde kamen zahlreiche Freunde zum Besuch und die unteren Räume wurden dann oft zu klein, so daß man sich hinauf in das große eigentliche drawing-room begab, wo sich die Sammlungen befanden, die Seemann aus allen Gegenden der Erde, und die aus den entlegensten waren die interessantesten, zusammengebracht hatte: Armbänder und Federkronen neuseeländischer Häuptlinge, die sie dem „weißen Engländer" zum Ehrengeschenk gemacht, dem sie sogar eine ihrer braunen Frauen gleichfalls schenken wollten — seltene und kostbare Stoffe, Möbeln und Kisten und Kästchen aus Ostindien und China — Waffen und Geräthe der Eskimos und Samojeden .... ich könnte hier nur gleich einen langen Katalog schreiben, wollte ich alles Einzelne besonders nennen; und zu jedem Gegenstand gab der Besitzer nähern und lehrreichen Aufschluß und obenein in so lebendiger und anziehender Darstellung, daß man fast mit ihm unterwegs war und hier oder dort einige hundert Meilen von seinen unermeßlichen Reisen mit ihm zu machen glaubte.

An jenen Abenden sah ich auch vielfach Mistreß Frances Locock, eine Schwägerin Pim's, die Uebersetzerin der ersten Bände meiner Pariser Bilder, was ich hier (ich bitte sehr, mir dies auf's Wort zu glauben) weit mehr deshalb erwähne, um der geistreichen und liebenswürdigen Dame ein Compliment, als mir damit eine kleine Reclame zu machen.

Wenn dann die Freunde mit dem Versprechen eines baldigen erneuten Besuches sich zurückgezogen hatten, oft erst gegen Mitternacht, so saß ich noch ein Stündchen oder zwei mit Seemann in seinem stillen Arbeitszimmer zu einem noch intimern Geplauder, wobei wir in seinen kleinen literarischen Schätzen kramten. Denn diesen Namen verdienten gewiß die Briefe von Alexander von Humboldt, von Barth und dessen beiden Unglücksgenossen Vogel und Overweg, von Schimper und Nees von Esenbeck und von so vielen anderen bedeutenden Reisenden und Naturforschern, die auch schon fast sämmtlich den ewigen Schlaf schlummern.

Ach, „man wandelt nicht ungestraft unter Palmen", und dies dunkle, geheimnißvolle Wort, das sich an Jenen bereits erfüllt hatte, sollte auch an meinem Freunde, und nur zu bald, zur schmerzlichen Wahrheit werden. Humboldt's Briefe waren begreiflich für mich die interessantesten. Welch' eine Fülle von Geist und Wissen, welch' eine Weltanschauung und welch' ein Umfassen des Universums in diesen krausen, immer in schräger Richtung stehenden und oft schwer zu entziffernden Schriftzügen auf dem bekannten, grauen Papier! Und wie mußte der große Mann, den so manche Fürsten und hohe Herren um ein kurzes Facsimile als kostbares Andenken baten, den Jünger ehren und hochschätzen, um so viel und anhaltend mit ihm zu correspondiren. „Sie werden dereinst noch meine Erbschaft antreten, junger Freund", schrieb

er ihm in einem jener Briefe, „fahren Sie nur so fort, Sie sind auf dem besten Wege.“ Seemann, bescheiden und anspruchslos, wie er stets war, legte lächelnd und fast verlegen, es mir gezeigt zu haben, das Blatt zu den übrigen und wies auf das Bild über dem Sopha, jene bekannte Lithographie, die Humboldt's Arbeitszimmer vorstellt und unter welcher eine herzliche Dedication geschrieben stand.

Einige Tage später fuhren wir auf einem Themsedampfboot nach Kew, dem berühmten botanischen Garten, der, wie so manches Andere in London, seines Gleichen nicht auf der Welt hat. Als Vicepräsident der botanischen Gesellschaft hatte Seemann früher dort Monate lang gewohnt, und noch jetzt brachte er dort oft längere oder kürzere Zeit zu, um neue Pflanzen zu beobachten und zu beschreiben. Hier unter dieser Flora aus allen Gegenden der Erde, namentlich aus Centralamerika, Australien und den Südseeinseln, war Seemanns eigentliche Heimat, dort fühlte er sich zu Hause wie ein Vater unter seinen Kindern; hatte er doch die meisten jener Pflanzen selbst gesammelt und mit nicht geringen Sorgen und Mühen über den weiten Ocean bis hierher geschafft. Die riesenhaften Palmenhäuser von Kew sind wirklich keine Treibhäuser mehr, sondern ein Stück Tropenland, das wie durch ein Wunder unter diesen nordischen Himmel versetzt wurde. Die Palmen ragen wie majestätische Säulen empor und wiegen ihre hohen Fächerkronen im Blau, das durch das Glasdach so täuschend hereinbricht, daß man im Freien zu sein glaubt; breitblätterige Bananen, baumartige Farren und schlanke Bambusrohre sind durch Lianen und sonstige Schlingpflanzen wie zu einem Urwalde verbunden, die Wände werden von flammenden Cactushecken gebildet und dazwischen blüht und duftet es von den wunderbarsten, niegesehenen Blumen; Alles schimmert, leuchtet und brennt in Gluth und Farben und weithin und nach allen Seiten dehnen sich die Alleen und Gänge wie eine brasilianische oder indische Landschaft. Wenn die Schatten des Abends heraufziehen und das letzte rothe Gold auf all' den tausendfach gestalteten Blättern und Kelchen wie Edelsteine funkelt, und dann später der Mond als Silberdiadem durch die Scheiben blinkt, so wird eine Märchenpracht daraus, wunderselig und schön, gleich einem überirdischen Traum. Ich konnte mich gar nicht trennen von all' dieser Herrlichkeit und erst als unser Wagen an Westminster vorüberrollte, wurde ich dem londoner Leben wiedergegeben.

In Hampton-Court, wohin wir uns am nächsten Tage begaben — in einer Stadt wie London jagt nämlich sozusagen stets eine Sehenswürdigkeit die andere und man muß seine Zeit sehr zu Rathe halten, um selbst bei einem vierwöchentlichen Aufenthalte alles Wichtige zu sehen — in Hampton-Court gefiel es mir weniger. Versailles mit seinen Gartenanlagen und seinem Museum und vollends die Galerien des Louvre sind weit bedeutender (das Letztere gilt in noch höherm Maße von der National-Galery in London selbst) und der böse Grey-hound hätte uns fast die gute Laune verdorben. Nur zur Warnung für meine Leser, die möglicherweise dahin kommen sollten, citire ich dies mittelmäßige und dabei entsetzlich theure Hôtel, wo wir zu drei Personen ein schlechtes Diner mit mehr als zwei Pfund Sterling bezahlten und einen sündhaften sogenannten Claret dazu tranken, zu acht Schilling die Flasche (wir nahmen natürlich nur eine!) . . . feiner Bordeaux stand auf der Weinkarte, aber er war gewiß in England und Gott weiß aus was für Zuthaten gebraut worden. Wären wir doch in King's Arms gegangen, wo es weit besser und billiger ist. Noch an demselben Abend, denn wir kamen

hungrig nach London zurück, entschädigten wir uns an einer köstlichen peas-soup in einem dining-room in der Nähe der Bank und tranken in ice-punch, der zu jener Suppe gehört, ein Pereat auf den Grey-hound. Um Alles mitzumachen, aßen wir auch manchmal noch nach Mitternacht, wenn wir aus irgend einer Music-hall, aus einem Theater, oder von einem öffentlichen Balle heimkehrten, ein Dutzend Austern auf offener Straße, von einem der vielen Handwagen, die überall umherziehen und die stets von Arbeitern und Leuten aus dem Volk belagert sind. Bei Pym's, dem feinsten Austernhause Londons, ist es freilich vornehmer.

Das brillanteste Gastmahl erwartete mich aber noch in dem bereits erwähnten Travellers-Club, wo ich, Dank meiner ehemaligen Reise nach Brasilien, durch Seemann eingeführt wurde. Die Clubs von London bilden wieder ein Reich für sich und zwar ein Reich des erlesensten und feinsten Comforts an Haushalt und Einrichtung, wie man etwas Aehnliches auf dem Continent, selbst in Paris, vergebens suchen würde. Am Tage seines Stiftungsessens zeigt sich alsdann ein solcher Club in seinem vollen Glanze: eine Tafel, die an diejenige des Lordmayors erinnert und eine Speisekarte, deren sich ein König nicht zu schämen braucht. So war es auch im Travellers-Club. Der Cliquot floß in Strömen und die Toaste desgleichen, denn in London ist jeder Gentleman ein Redner. Ich selbst mußte eine Rede halten, nur eine kurze und als Dank auf die mir durch den Präsidenten gewordene Begrüßung, aber nicht ohne Herzklopfen und auch nur mit Seemann's Hülfe, der bei den schwierigen Passagen den Dollmetscher machte, und doch wurde mir ein dreifaches hipp, hipp, hipp, hurräh! zu Theil. Den fast zwei Fuß hohen Eisaufsatz beim Nachtisch, das Wellingtons-Denkmal vorstellend (Reiter und Pferd von weißem Vanille- und das Piedestal von rothem Fruchteis) habe ich noch heute nicht vergessen. Man tafelte, toastete, trank und sang die ganze Nacht hindurch; und was für Geschichten und Abenteuer bekäm man dort zu hören! Waren doch viele von den Anwesenden erst vor wenig Tagen, die Einen von Australien, die Anderen von Ostindien oder sonst aus einem entlegenen Welttheil zurückgekommen, Manche nur zu kurzem Besuch, um vielleicht sehr bald eine neue ähnliche Reise wieder anzutreten. Die Mondfinsterniß (diejenige vom 13. September 1867) wurde wol nur von Seemann und mir bemerkt; wir waren in jenem Momente an eines der offenen Bogenfenster des Saales getreten, um frische Luft zu schöpfen und tranken bei dieser Gelegenheit Brüderschaft. Vor wenig Tagen kehrte das Datum wieder, aber der Freund und Bruder nicht, mit dem ich in jener Nacht so recht aus vollem Herzen froh und vergnügt gewesen.

Die Tage und Wochen verflossen auf diese Weise schnell, und endlich schlug die Abschiedsstunde, die mich nach Paris zurückrief. Während des ganzen Septembers war das Wetter köstlich gewesen, nichts wie Sonnenschein und Himmelblau, etwas überaus Seltenes für London, so daß ich von dem vielgeschmähten Nebel und Dunst der Metropole nichts gesehen habe. Aber gerade am Tage meiner Abreise änderte sich plötzlich das Wetter, die Ueberfahrt von Dover nach Calais war sehr stürmisch und dauerte gegen fünf Stunden, so daß ich seekrank wurde, wie der ärmste Cajütenjunge, was ich mich aber wol hütete, den Freunden in Islington zu melden.

Darauf trat wieder das Pariser Leben in seine Rechte ein, die Geschäfte des Berufes und die Arbeiten des Tages, die mich meinen alten Gewohnheiten zurückgaben; aber ich war durch meinen Aufenthalt in London um-

eine schöne Erinnerung reicher geworden. Meine Gedanken zogen oft hinüber jenseits des Canals und ein Brief von drüben war mir stets ein Freudenbote, denn er brachte mir das Andenken der dortigen Lieben und die Hoffnung eines baldigen Wiedersehens. So baut sich der Mensch seine Pläne, wie das Kind sein Kartenhäuschen; aber auf einmal tritt das eiserne, unabwendbare Schicksal dazwischen und ruft ein gebieterisches Halt, oder ein gefühlloses Nein.

Dann müssen wir uns fügen und uns beugen wie vor einer höhern Macht, deren Hand uns um so schwerer trifft, je verhüllter und unfaßlicher ihr Walten ist . . . . fügen und beugen, ob noch so kummervoll und herzzerrissen; und wenn es auch wie Sternenschimmer durch die düsteren Wolken dringt, so haben wir doch für unsern Schmerz hienieden kaum einen andern Trost, als das harte Wort: Resignation!

* * *

Was ich den obigen Blättern jetzt noch hinzuzufügen habe, kann ich weit kürzer fassen, schon weil es traurigen Inhalts ist und nur schmerzliche Erinnerungen wach ruft.

Noch im Herbste desselben Jahres 1867 reiste Seemann nach Centralamerika zurück und zwar nach Nicaragua, wo seine Gegenwart sehr nöthig war. Sein Streben und seine Thätigkeit hatten nämlich in der letzten Zeit eine neue Richtung erhalten: er war jetzt nicht blos mehr der Gelehrte und Naturforscher, sondern er war auch ein industrieller Unternehmer geworden, dem sich ein großartiger Wirkungskreis eröffnete.

Auch in dieser Beziehung hatte sich bei ihm der Einfluß Englands und speciell Londons mit der dortigen Lebensanschauung geltend gemacht, die bekanntlich stets auf möglichst practische Verwerthung der theoretischen und wissenschaftlichen Kenntnisse und Erfahrungen hinausgeht.

Schon auf seiner ersten Reise nach Panama hatte Seemann in Begleitung Pim's einen fast sechsmonatlichen Aufenthalt dazu benutzt, um nicht allein den Isthmus selbst, sondern auch die angrenzenden Länderstrecken näher zu durchforschen, und zwei spätere Reisen führten ihn ein Mal von Westindien und ein anderes Mal von Californien aus direct nach Nicaragua. Dies ist die mittlere der fünf Republiken Centralamerikas und durch ihre Lage für den Weltverkehr mit beiden Oceanen, dem Atlantischen Meere und der Südsee, wol die bedeutendste. Man muß, um sich nur annähernd ein Bild jener Länder zu machen, die europäischen Größenverhältnisse ganz bei Seite setzen, denn wie z. B. das Kaiserreich Brasilien an Flächenraum nur um wenig kleiner ist als ganz Europa, so ist der Freistaat Nicaragua fast doppelt so groß als das Königreich Bayern. Mit der Seelenzahl ist es freilich umgekehrt, denn während das kleine Königreich Sachsen auf 270 Quadratmeilen beinahe zwei und eine halbe Million Einwohner zählt, so besitzen die vereinigten Republiken von Centralamerika kaum eben so viel bei einem Flächenraum von achttausend. Auch sind meistens nur die Küsten bewohnt und das Innere ist wildes, vulkanisches Gebirgsland und dichter Urwald. Zwei große Binnenseen und der sie verbindende Fluß San-Juan vermitteln indeß die Communication, jedoch auch in dieser Beziehung darf man keinen europäischen Maßstab anlegen. Wundervoll ist aber die Tropennatur, die sich in ihrer ganzen Pracht und Fülle, vorzüglich nach Westen gegen den Stillen Ocean hin entfaltet. Die kostbarsten Farbehölzer, majestätische Mahagoni- und Campeschebäume, alle Arten von Palmen, und unter

ihnen in erster Reihe die Cocos- und Sagopalme, Vanille, Cacao, Kaffee, Baumwolle, auch die wilde Orange und Limone, ferner Ananas und Bananen — hier gedeiht Alles in verschwenderischen Massen und wer sich nur die Mühe geben will, den Boden zu bearbeiten, der kann auf eine doppelte und dreifache Ernte rechnen, denn auch alle europäischen Getreidesorten tragen hier hundertfältige Früchte. Zur Completirung des exotischen Bildes dürfen wir freilich die Alligatoren und Schlangen, auch die Jaguare und Tapire nicht vergessen, aber sie kommen nur selten in die Nähe der menschlichen Wohnungen, wo hingegen alle Felder und Gärten von schimmernden Colibris, von bunten Papageien und goldenen und smaragdenen Insecten belebt sind. Der größte und reichste Schatz des Landes besteht aber in seinen Gold- und Silberminen, die nur von jeher schlecht und mangelhaft ausgebeutet worden sind. Namentlich an Gold ist Nicaragua reich, und nicht allein in den Minen findet sich das kostbare Metall, sondern es liegt auch vielfach offen zu Tage und spielende Kinder haben schon oft im Sande oder an den Ufern der Bäche ein gelbes glitzerndes Stückchen oder Klümpchen gefunden und für einen blanken Kiesel gehalten, was nichts Anderes war als reines, lauteres Gold. In neuerer Zeit, etwa seit 1830, haben übrigens auch einige amerikanische und mexikanische Gesellschaften die verlassenen Bergwerke wieder zu bebauen angefangen und die glänzendsten Resultate erzielt.

Das war also das Land, wohin sich Seemann im Auftrage einer englischen Compagnie begeben hatte, um in Verbindung mit mehreren Ingenieuren und Technikern und nach einer genauen Untersuchung des Bodens diejenigen Gebirgsstrecken anzukaufen, die ihm die geeignetsten schienen, einen bedeutenden Gewinn zu versprechen. Mit den umfassendsten Vollmachten ausgerüstet, kaufte er alsdann für einige hunderttausend Pfund Sterling die sogenannten Javali-Mines, einen Bergwerksdristict von etwa zehn Quadratmeilen Umfang, denn dort geht gleich Alles in's Große, nicht weit von Santo-Domingo, in einem wildromantischen Felsenthale gelegen, wo sich durch Vereinigung zweier Gebirgsströme auch schon die nöthige Wasserkraft zum Betrieb der verschiedenen Mühlen, Walzwerke und sonstigen Maschinen vorfand.

Das auf Actien gegründete Unternehmen datirt vom Jahre 1866 und prosperirte sofort in überaus günstiger Weise. Während meines Aufenthaltes in London hatte mich Seemann mehrfach in das Geschäftslocal der Gesellschaft geführt, wo man bereits die näheren und äußerst interessanten Details darüber erfahren konnte. In dem geräumigen Sitzungssaal, der mit jener soliden Eleganz ausgestattet war, die den Engländern in solchen Fällen eigen ist, sah man auf langen Tischen eine Menge Erzstufen aller Art, auch Quarze und prächtige Drusen von Bergkrystall, die letzteren oft in topasener und amethystener Färbung und stets mit eingesprengten Gold- und Silberadern, manchmal so weich und echt, daß man mit dem Messer ein Blättchen des edlen Metalls ablösen konnte. Viele von diesen Stufen waren, so wie sie dalagen, von Sachverständigen auf mehrere Pfund Sterling taxirt worden. An den Wänden ringsumher hingen außerdem Risse und Pläne der bereits in Angriff genommenen Schachte und Stollen, ferner Landschaftsbilder und photographische Ansichten der dortigen Gegenden, nach der Natur aufgenommen, darunter einzelne von hoher tropischer Schönheit. Man konnte sich somit in diesem Saale ganz nach Nicaragua, an Ort und Stelle und mitten in den Minendistrict hineinversetzen und gewann sofort die klare Ueberzeugung von der überaus günstigen geschäftlichen Seite des

Unternehmens. Schon nach Verlauf des ersten Jahres war die Dividende sehr bedeutend und die Actien waren an der Londoner Börse sehr begehrt.

Im Frühjahr 1869 traf Seemann von seiner damals schon dritten Reise nach Nicaragua wieder in London ein und zwar mit den erfreulichsten Nachrichten in Bezug auf das stets wachsende Gedeihen der Minen, die immer reichere Ausbeute lieferten und zu deren immer großartigern Betriebe man auch bereits Dampfmaschinen mit dem ganzen übrigen Material der modernen europäischen Technik und Industrie hinüber geschafft hatte.

Ihm selbst stand freilich bei seiner Rückkehr ein harter Schlag bevor: seine Gattin war schon im December 68 gestorben. In diesen wenigen Worten lag für meinen armen Freund das Todesurtheil seines ganzen irdischen Glückes. Erschütternd war sein Brief, den er mir bald darauf schrieb, und um so erschütternder, als auch mir die Schreckenskunde ganz unerwartet kam. Die junge, kaum siebenundzwanzigjährige Frau war plötzlich von einem gastrischen Fieber ergriffen worden und schon nach wenig Tagen eine Leiche. So viel Geist, Liebenswürdigkeit, Schönheit und Tugend eine jähe Beute des Todes! Und ein unseliger Zufall wollte, daß die sofort nach Nicaragua abgeschickten Briefe Seemann nicht mehr erreichten, so daß er ahnungslos in London ankam, nach seinem Hause in Islington fuhr, dasselbe aber verschlossen fand und von den Nachbarn die entsetzliche Botschaft vernahm. Kaum seiner Sinne mächtig, fragte er nach seinen Kindern: sie waren bei guten theilnehmenden Verwandten auf's Beste untergebracht worden . . . und am nächsten Tage begab sich der tiefgebeugte Vater mit ihnen nach dem Grabe der Gattin und Mutter, dem Einzigen, was ihm von ihr geblieben, und er hatte neben dem eigenen Schmerz noch seine Kinder zu trösten.

Doch eilen wir an diesem kummervollen Bilde vorüber . . . und fast mache ich mir Vorwürfe, hier in diesem Gedenkwort zu Ehren meines Freundes davon gesprochen zu haben, denn die Welt ist im Ganzen gleichgültig, wo nicht herzlos bei solchen Leiden, die freilich die allergewöhnlichsten, aber zugleich — denn das liegt im Wesen unserer armen irdischen Existenz — auch die schrecklichsten sind. Doch ich befürchte dies schon weniger bei meinen Lesern, die mir mit Theilnahme bis hierher gefolgt sind und die mir gewiß nicht zürnen, daß ich auch diese rein menschliche Saite seines Lebens hier berührte.

Im Herbst des Jahres 1869 sah ich Seemann darauf noch ein Mal wieder und zwar zum letzten Male. Er war sehr ernst geworden, seine frühere Heiterkeit, die sogar vielfach einen humoristischen Anstrich hatte, war fast gänzlich verschwunden. Der Verlust war noch zu neu und die dadurch entstandene Leere zu groß, als daß sich bei seinem tiefen Gemüth, wenn auch mitten in dem gewaltigen Treiben der Weltstadt und von den vielseitigsten Geschäften in Anspruch genommen, die Zeit, die ja alle Wunden lindert und schließt, schon jetzt heilsam an ihm erwiesen hätte. Aus jener Epoche stammt auch das Bildniß, das die Verlagshandlung meiner Arbeit hinzugefügt hat. Dies Portrait stellt den Gelehrten und Denker, der den sinnenden Blick hinaus richtet auf die fernen Schauplätze seines Schaffens und Wirkens, in überraschender Aehnlichkeit dar und giebt auch den wehmüthigen Zug wieder, der gerade damals auf diesem so sympathischen Antlitz lag.

Uebrigens war Seemann nichts weniger als entmuthigt; im Gegentheil, er trug sich mit großen Plänen für die nächste Zukunft. Er hielt sich auch

nur wenige Tage in Paris auf und reiste weiter nach Deutschland und zwar in den Harz, um dort für seine Minen Bergleute, Ingenieure und Arbeiter zu engagiren. Von dort schrieb er mir mehrfach, aber nach seinem letzten Briefe mußte er doch wol, und wahrscheinlich auf Zureden seiner alten Mutter und seiner übrigen Geschwister, seine weitgehenden Projecte modificirt haben, denn er schrieb mir, er wolle nur noch einmal hinüber nach Nicaragua und dort Alles so einrichten, daß seine persönliche Gegenwart nicht mehr nöthig sein werde und daß später nur noch ein Agent der Compagnie als Inspector hinzureisen hätte. Er wollte alsdann seinen Antheil verkaufen (schon damals hatte man ihm 100,000 Dollars dafür geboten) und sich nach Deutschland zurückziehen, um ganz den Wissenschaften und seinen literarischen Arbeiten und hauptsächlich der Erziehung seiner Kinder zu leben. „Meine Villa", so schloß der Brief, „ist so gut wie fertig und ich freue mich schon darauf, sie mit den Meinigen zu beziehen; Du kommst dann zum Besuch und bleibst so lange Du magst, je länger desto besser. Du kannst hier ja Harzer Dorfgeschichten schreiben und meinen Kindern französischen Unterricht geben. Du würdest auch gar nicht wieder fort wollen, wenn Du erst einmal hier bist, so schön und herrlich ist es hier."

Der Mensch denkt und Gott lenkt . . . nur daß der Lenker unseres Geschicks manchmal einen Wetterstrahl herabsendet, der Alles zertrümmert und vernichtet.

Bis zum Mai 1870 verzögerte sich indeß Seemann's Reise nach Nicaragua, und wenige Monate später brach der große deutsch-französische Krieg aus, der mich aus Paris gewaltsam vertrieb. Möglich, daß in der damaligen wilden, aufgeregten Zeit Briefe verloren gegangen sind, auch ein Brief von mir an Pim blieb unbeantwortet. Die gewaltigen Kriegsereignisse verschlangen alles Andere; erst im Frühjahr 1871 bekam ich Nachrichten aus London und auch Aufschluß über Seemann's verzögerte Rückkehr. Er war nach Californien gegangen, sowol zum Ankauf neuer Maschinen, die wegen der blokirten Häfen nicht wohl aus Europa bezogen werden konnten, als auch um Chinesen anzuwerben, die bekanntlich in den letzten Jahren zu Tausenden nach Californien gekommen und als die tüchtigsten Minenarbeiter allgemein geschätzt waren. Seitdem erhielt ich von meinem Freunde keine Nachricht wieder, bis ich an jenem Sylvesterabend, den ich oben geschildert, die Kunde von seinem Tode in der Kölnischen Zeitung las.

In Metz, wohin ich einige Tage darauf zurückkehrte, fand ich mehrere Briefe aus London und aus Deutschland, die sämmtlich nähere Einzelheiten über den unerwarteten Todesfall brachten, der überall die schmerzlichste Bestürzung hervorgerufen hatte. Pim schickte mir überdies die verschiedenen darauf bezüglichen Artikel aus der Times, dem Athenäum, dem Journal of Botany und aus verschiedenen anderen Zeitungen und Zeitschriften.

Zu Anfang des Octobers 1871 war Seemann, dessen kräftige Gesundheit bis dahin allen Krankheiten, an denen die meisten Tropengegenden so reich sind, getrotzt hatte, plötzlich von einem Unwohlsein befallen worden, das sich sehr bald als gelbes Fieber erklärte — diese schrecklichste Todesgeißel jener Länder! — und dem er schon wenige Tage später erlag.

Sein Tod war eine Calamität für den ganzen District, denn er war durch seine herzgewinnende Güte und durch sein ganzes nobles und humanes Wesen überall beliebt. Am Tage seines Begräbnisses feierten sämmtliche Minen und alle Arbeiter schlossen sich dem Leichenzuge an. Man bestattete

ihn in Javali selbst, am Fuße des kleinen Hügels, auf welchem das Landhaus des Oberaufsehers steht, das er während seines Aufenthaltes stets bewohnte und wo er auch starb; vier prächtige Palmen wurden auf sein Grab gepflanzt . . . Palmen waren stets seine Lieblingsbäume und jetzt schläft er unter ihnen den ewigen Schlaf.

Später, als die Todeskunde nach Europa gelangt war, wollten die Geschwister und Verwandten die Leiche herüberholen lassen, um sie in heimatlicher Erde und zwar in seiner Vaterstadt Hannover zu begraben. Aber so sehr dieser Gedanke auch von Pietät gegen den Verstorbenen zeugt, so wird er hoffentlich unausgeführt bleiben.

Laßt, o laßt ihn ruhen, den geliebten Todten, dort unter den schönen Palmen in der fernen, fremden Erde, die aber für ihn nicht fern und nicht fremd war. Gewiß hat die Stätte, wo die Wiege eines bedeutenden Mannes gestanden, auch ein Anrecht auf seine Gruft; aber Berthold Seemann war ein Weltbürger in des Wortes edelster und umfassendster Bedeutung, denn seine Heimat war die Welt. Cäsar Atlanticus nannten ihn deshalb auch oft die Genossen der vielen gelehrten Gesellschaften, deren ehrenvolles Mitglied und deren Zierde er war, und er verdiente diesen stolzen Namen wohl, obgleich er selbst ihn bescheiden ablehnte. Und wie wäret ihr im Stande, ihm oben im kalten, bleichen Norden einen Ruheplatz zu bereiten, der auch nur im Entferntesten mit seinem jetzigen verglichen werden könnte. Laßt mich denselben mit wenig Worten, die zugleich meine Abschiedsworte sein sollen, beschreiben.

In sanften Schwingungen ziehen sich die Javalihügel rings in die Tropenlandschaft hinaus: ein ewig blühender Garten . . . weiter zurück die hohen Felsen der Minendistricte, vulcanisch und wild zerklüftet, die schäumenden Bergströme wie flüssiges Silber, nur hier und da durch ein anmuthiges, immergrünes Thal unterbrochen, wo fleißige, friedliche Menschen wohnen, in Bambushütten oder unter offenen Palmendächern . . . im Hintergrunde aber hoch in die Wolken hinein ragend, die gigantischen Gebirgsmassen der Cordilleren, in unwandelbarer, ernster Majestät — der menschliche Fuß betritt sie selten oder nie, nur der Condor kreist dort oben im krystallenen Blau und die Schneelinie glüht Morgens und Abends im Purpurfeuer gegenüber nach Westen, bis in traumverlorene Fernen, der unermeßliche Spiegel des Stillen Oceans: ein Bild der Unendlichkeit, der Ewigkeit! Und nun gar Nachts, wenn das unermeßliche Gewölbe leuchtet und blitzt mit einer Pracht, von der wir in der Nordregion kaum eine Ahnung haben . . . die Milchstraße, bei uns nur ein mattglänzender Schleier, wird dort zum prächtigen Sternenmantel, der über den ganzen Himmel zieht, und hoch im Zenith das flammende südliche Kreuz, als Bürgschaft unseres Glaubens an die ewige Liebe; endlich zur Linken, dem Südpol zugeneigt, die schimmernden Wolken des Maghellan. Seht, dort ruht er, inmitten dieser erhabenen Natur, wie in den Armen treuer Freunde, denn Alles, was ich eben geschildert, umgab ihn viele Jahre lang und war längst seine zweite Heimat geworden . . . und dort laßt ihn auch ruhen! Eure Thränen und Gebete (auch die meinigen!) trägt ja der Engel des Trostes, der stets Diejenigen umschwebt, die einen theuren Todten beweinen, leicht hinüber an seine Palmengruft, und mit den Thränen und Gebeten auch die Hoffnung des einstigen Wiedersehens. Und so leb' wohl, Cäsar Atlanticus, leb' wohl! und schlummere sanft!

Eine Ehe.

Erzählung von W. von † † †

(Schluß.)

Schmidt stand, den Messingleuchter in der Hand, ein paar Minuten vor dem Bett und machte ein unsäglich dummes Gesicht. Was war da vorgefallen? Wol regte sich in ihm ein unbehagliches Gefühl, etwas wie ein innerer Vorwurf, wie eine Rückerinnerung an die Vorsätze, die er gefaßt, als er die junge Frau in sein Haus geführt; — „aber dann sollte sie sich doch erklären", flüsterte es in ihm, „auf diese Weise lasse ich nicht mit mir umgehen." Und je deutlicher die Unzufriedenheit mit sich selbst aus dem Hintergrunde hervorzutreten drohte, um so mehr spornte er den Aerger über den unerwarteten Empfang zum Durchbruch an. „Himmeltausend Donnerwetter", zischte er kaum hörbar, ging an's Fenster und riß es auf — die beiden Ladenflügel schlugen heftig an die Mauer — eine kalte, feuchte Luft strömte in das Gemach.

Wieder eine lange Pause. Alles still — auch draußen, nur von der Eggert'schen Brauerei tönten einzelne Tacte eines nicht ganz unharmonischen Gesanges herüber, und in der Ferne heulte ein Hund, der wahrscheinlich kein Freund der Musik war. Plötzlich richtete sich Albertine auf. „Schließe das Fenster, Heinrich!" rief sie mit einiger Gereiztheit; „wir werden uns erkälten, Franziska und ich." Das Kind schlief in demselben Zimmer; die Stiefmutter ließ es Tag und Nacht nicht von ihrer Seite.

Schmidt sah sich um; eine derbe Antwort schwebte ihm auf den Lippen, aber er hielt sie zurück, brachte Alles in die gehörige Ordnung, ergriff das Licht und ging ohne ein Wort der Entgegnung hinaus. Der Hausschlüssel rasselte im Schloß, und er war auf der Straße.

Der Regen hatte aufgehört, aber schwere Wolken trieben über die Stadt und die Gaslampen flackerten im Zugwinde. Es schlug halb Elf; bei schlechtem Wetter ist Karlsruhe zu dieser Stunde wie ausgestorben — das Rollen eines Wagens ist eine Begebenheit — in den meisten Häusern ist Alles dunkel, und nur in einzelnen Dachstuben, wo die Köchin den Schluß ihres Tagewerks mit einem Oellämpchen beleuchtet, flimmert es noch trübe. Nicht einmal ein Nachtwächter belebt die Einsamkeit — das segensreiche Institut ist der Stadt fremd, was gewiß der Moralität der Einwohnerschaft ein glänzendes Zeugniß giebt.

Schmidt stand einen Augenblick unschlüssig vor seinem Hause, bog dann links, und ging raschen Schritts über den Ludwigsplatz, der langen Straße zu. Er wußte selbst nicht, was er zu dieser Stunde unter freiem Himmel wollte — es hatte ihn gewaltsam hinausgetrieben, in den wenigen Worten seiner Frau hatte ein Ton gelegen, an den er nicht gewohnt war und der ihm das Gespenst weiblicher Launen vor die Augen



[illegible] ein paar [illegible]

[illegible] die

[illegible] nicht von

[illegible] der Straße.

[illegible]



Eine Ehe

Er drückte sie flüchtig, hob sein Kind zu sich empor und küßte es. (Seite 432.)

führte. Die Zeit war dahin, wo er daran gedacht, seiner Häuslichkeit unter dem Vorsitz der Gemüthlichkeit eine feste Gestalt zu geben, und so zur zweiten Natur war ihm sein täglicher Zeitvertreib geworden, daß auch jetzt, wo er zwecklos und durch seine Gedanken in eine ganz andere Richtung fortgezogen, durch die Straßen strich, es ihm immer in den Ohren klang, wie das matte Caramboliren von Billardkugeln, während Pique-Aß und Coeur-König sich naseweis in das Spiel mischten. Allmälig wurde er ruhiger, der Gang langsamer und der innere Monolog nahm deutlichere Formen an. „Ich mag wol mein Haus hin und wieder etwas vernachlässigt haben — das weibliche Geschlecht ist schwach und kann sich nicht so allein behelfen wie wir — aber Albertine weiß ja, wie lieb ich sie habe — und meine Unabhängigkeit muß ich aufrecht erhalten, die darf sie mir nicht antasten, meine Würde als Mann verlangt Freiheit" — bei diesen Worten machte er einige kühne Schwenkungen mit dem Regenschirm, während ein unbehagliches Etwas ihm das Blut in die Wangen trieb. „Jedenfalls", demonstrirte er weiter, „war ihre heutige Art und Weise nicht dazu angethan mich zu fesseln — und es war ja kaum zehn Uhr, als ich nach Hause kam." — —

Der Wind blies heftiger — ein schlecht befestigter Fensterflügel schlug irgendwo klirrend an die Wand. Es kam Schmidt in den Sinn, daß es eigentlich höchst unvernünftig war, bei dem heillosen Wetter spazieren zu gehen; auch das Selbstgespräch verweigerte ihm hartnäckig die Genugthuung, ihn als vorwurfsfreien Gatten hinzustellen, und es zog ihn heimwärts. Ein anderer einsamer Spaziergang fiel ihm dabei ein — damals im Schloßgarten, im Mai — nach der ersten Begegnung mit einem lieblichen, blauäugigen Mädchen im Theater — sonderbar widersprechende Empfindungen wogten ihm in der Brust — einen Augenblick war ihm, als habe er den Boden verloren zu einer festen Existenz, und er erschrak. Die Macht, sich selbst klar in's Auge zu fassen, versagte ihm den Dienst; vielleicht hatte er auch keine Lust, sich kritisch zu beschauen.

Das Erwachen am folgenden Morgen war ein unerquickliches in dem Hause der Amalienstraße. Zum ersten Male hatte eine Mißhelligkeit sich über Nacht fortgesponnen, und wie eifrig schlaflose Stunden das Gebäude eines Glückes untergraben, das ohnehin nicht mehr auf ganz festen Füßen steht, das lehrt die Erfahrung Jeden, der nicht liebend und verzeihend Alles mit der Sonne untergehen läßt auf Nimmerwiederkehr. Heinrich sowol wie Albertine fühlten die Last eines Zwanges am Kaffeetisch und vermieden, sich anzusehen; das Gespräch drehte sich mühsam um die Kreuzerbrödchen, die in letzter Zeit auffallend klein geworden. „Der Weizen wird theuer sein", meinte Albertine. — „Nicht theurer als in der vorigen Woche", entgegnete Heinrich. Dann schwiegen Beide. Endlich kam Franziska und bot ihre rothen Bäckchen zum Kuß. Die Herbstsonne schien freundlich draußen und eine heitere, versöhnliche Stimmung überkam Schmidt. Die Thür zu seinem Arbeitszimmer stand offen und er lockte scherzend das Kind hinein; Albertine folgte.

„Du siehst heute so melancholisch aus, liebes Weib", begann Schmidt nach einer Pause, die er dazu benutzt hatte, die mit einem Anlauf zur Explication verknüpfte innere Bewegung zu bemeistern; „ich fürchte, Du hast eine Sorge, die Dich quält. Es ist mir da eben etwas eingefallen. Du glaubst, ich bringe mein Vermögen durch, nicht wahr?"

Albertine wechselte die Farbe. Auch sie hatte sich nach einer Verständigung gesehnt, und jetzt, wo der Mann die Initiative ergriff, war es ihr plötzlich, als müßte sie sich zur Wehr setzen und die ganze Würde der gekränkten Hausfrau in den Kampf führen gegen die ihr gewordene Vernachlässigung. Das Gefühl unberechneter, liebender Hingebung war in den Hintergrund gedrängt — ihr sanftes Wesen hatte einen Stoß erlitten, die Bitterkeit hatte gewaltig überhand genommen in ihrem Gemüth!

„Wie kommst Du darauf?" entgegnete sie kurz.

„Was könnte Dich denn sonst noch zu Thränen peinigen, wie gestern Abend? — Aber Du kannst ruhig sein, ich habe keine noblen Passionen, die die Zukunft der Meinigen gefährden würden, und die Kreise, die ich besuche, kümmern sich weder um Wettrennen noch um trente-et-quarante."

Albertine sah ihren Gatten verwundert an — verstand er sie wirklich nicht? „Es ist mir nie in den Sinn gekommen, mir darüber die geringste Sorge zu machen", war ihre Antwort.

„Gebe ich meinen Freunden auch hin und wieder ein kleines Diner" — begann er von Neuem —

„So hast Du die Mittel dazu."

„Ja — so habe ich die Mittel dazu." Die Gegenreden seiner Frau klangen so trocken tugendhaft, daß er ganz aus dem Concept dabei kam.

„Sei ganz ruhig, mein lieber Heinrich", fuhr sie fort, „das Auge der umsichtigen Hausfrau ist da, um Dir Ueberfluß hervorzuzaubern, wo Wohlstand herrscht. Was Dir Vergnügen macht, kannst Du Dir ohne ängstliches Sparen gewähren. Das Sparen ist meine Sache."

Schmidt fühlte sich unangenehm berührt durch die gewisse Ueberlegenheit, die ihm entgegentrat, und rauchte emsig. Es entstand wieder eine Pause. „Na, dann weiß ich doch wahrhaftig nicht" — sagte er endlich. „Sag' mal, hast Du vielleicht hin und wieder Langeweile?"

„Nein. Die Sorge um Dein Kind verkürzt mir die Stunden des Tages. Und habe ich Abends genug gelesen, so ist die alte Christel da, die mich hat aufwachsen sehen, und wir sprechen bei der Arbeit vom Elternhause und von meinen glücklichen Kinderjahren."

„Ach was, die alte Christel ist keine Gesellschaft für Dich." —

Albertine richtete sich auf — diese Bemerkung mußte das Recht auf ihre Seite bringen und die Absicht, den Vortheil zu benutzen, malte sich deutlich in ihren Zügen. „Habe ich eine Wahl?" sagte sie laut und mit Nachdruck.

Schmidt fühlte den Vorwurf und sah erröthend zum Fenster hinaus. Er ärgerte sich — die versöhnliche Stimmung war dahin, und es klang

etwas barsch, als er sagte: „Warum gehst Du nicht bisweilen von Hause? Du hast doch eine Menge Busenfreundinnen in der Stadt."

„Heinrich, Du thätest besser, nicht die vielen Fragen an mich zu richten; ich fürchte, es entschlüpft mir eine Antwort, die Dir unangenehm ist. Ja, Bekannte haben wir genug. Ich sah sie anfänglich oft. Folgte ich auch bisweilen ohne Deine Begleitung einer Einladung, so konnte ich auf theilnehmende Erkundigungen nach Dir antworten: „mein Mann sitzt in seinem Arbeitszimmer, ich möchte seinem Geschmack für männlich ernste Beschäftigung nicht störend in den Weg treten — er bat mich, ihn zu Hause zu lassen." —

Schmidt brauste auf. „Was ich thue, geht die Leute nichts an!" rief er.

Je höher die Aufregung in dem Gatten stieg, um so ruhiger wurde Albertine; es war ein Triumph, den sie feierte, ohne zu bedenken, daß die Kriegskosten bei solchen Gelegenheiten der Frau theurer zu stehen kommen, als dem Manne. Sie knüpfte kaltblütig ihre Antwort an Schmidt's Ausruf: „Gewiß nicht", sagte sie; „es geht die Leute nichts an, was mein Mann thut, dachte ich — ganz wie Du — aber ich ging allmälig immer seltener in Gesellschaft — ich durfte nicht mehr von Deinen ernsten Beschäftigungen reden." —

„Ach, ich bitte Dich — Du sprichst, als sei ich so ein rechter Bummler geworden. Die Männer gehen alle in den Club, das konntest Du Deinen Freunden schon sagen, genire Dich deswegen gar nicht!"

„Prahlen durfte ich nicht mehr mit meinem Alleinsein und — bedauern wollte ich mich nicht lassen!"

„Geh' doch, bedauern!!"

„Die Frau, die fremden Augen gestattet, die Vorgänge am häuslichen Herd zu beobachten, weiß nicht, was sie ihrer Würde schuldig ist — sie thut den ersten Spatenstich zu der Kluft zwischen sich und ihrem Gatten! Zu ihrem Heil überlasse sie ihm diesen Spatenstich — wenn die Kluft doch einmal entstehen soll!"

So klar war Albertine sich selbst noch nie geworden, als in diesem Augenblick. Das Hin- und Hergrübeln in der Einsamkeit, so schmerzlich es auch ist, behält doch gewöhnlich etwas Nebelhaftes — das laut gesprochene Wort zerreißt den Schleier. Die junge Frau fühlte sich tief unglücklich und der eben noch genossene Triumph verschwand wie durch einen Zauberspruch vernichtet. Die Thränen waren ihr nah — und dabei mußte sie immer wieder der kleinen Franziska antworten, die mit ihrem Bilderbuche da saß und bei jedem neuen Bilde ihren Platz verließ, um sich einige erläuternde Bemerkungen auszubitten.

Schmidt war unterdeß immer schnellern Schritts im Zimmer auf und ab gegangen. Es arbeitete gewaltig in ihm; der Ton, in dem seine Frau mit ihm gesprochen, hatte keinen günstigen Eindruck auf ihn gemacht. „Gott im Himmel", rief er endlich nach längerm Schweigen, „es ist ja wahrhaftig, als sei durch meine Schuld ein vollständiges Donnerwetter mit Hagelschlag und weiß der Schöpfer was Alles, über unser

Haus gezogen! — Sage mir, Albertine, ist's weiter Nichts, als daß ich Abends von Hause gehe?!"

Sie schwieg und zuckte die Achseln.

„Also wirklich weiter Nichts? Du nimmst mir eine Last vom Herzen. Ich hatte mir wahrhaftig schon die schauderregendsten Dinge vorgestellt! — Nimm mir nicht übel, das ist zum Kranklachen! Du hast eine gute Idee vom Ehestande! Um Alles in der Welt, sei nicht so sentimental, und schau' Dir die Wirklichkeit etwas in der Nähe an — sei das brave, vernünftige Weib, das Du immer gewesen." — Die letzten Worte sollten offenbar eine Art Einlenken sein — er ging noch ein paar Minuten um seine Frau herum, küßte sie dann mit einem gezwungenen Lächeln auf die Stirn und ging hinaus.

Eine kleine Zwistigkeit unter liebenden Eheleuten findet sonst in einer warmen Umarmung ihren Abschluß und wird spurloser Vergessenheit übergeben, nachdem man sich offen ausgesprochen; es ist sogar schon behauptet worden, die Zärtlichkeit blühe um so schöner wieder auf nach einer Störung — das Hervorrufen solcher Blüthen wäre aber doch schwerlich einem jungen Paare anzurathen. Die eben wiedergegebene Unterredung hatte nicht eine derartige Folge. Als Schmidt sie verlassen, blieb Albertine noch lange sitzen und trüber als zuvor war der Gedankengang, den sie verfolgte. Wo war die Farbenpracht, mit der sie als Braut ihre Zukunft ausschmückte! Nichts als Allein- und Unverstandensein war ihr geblieben und mit einer hämischen, selbstpeinigenden Genugthuung wühlte sie in Rückerinnerungen, um sich klar zu machen, wie und wo das allmälige Verdunkeln ihres Freudenhimmels begonnen. Aber der Anfang ließ sich nicht finden. Zu erörtern, ob sie selbst einen Theil der Schuld trage, kam ihr nicht in den Sinn — und eine weibliche Tugend, jene Tugend, die vielleicht den festesten Stein liefert zu dem Fundament des häuslichen Friedens — die Nachsicht — versank tiefer und tiefer in den weichen Boden der Ueberzeugung, erbarmungslos um ihr Glück betrogen worden zu sein. Sie warf einen Blick auf das Kind, das neben ihr ein Bilderbuch mißhandelte und entriß es heftig den kleinen Händen; aber im nächsten Augenblick hob sie Franziska empor und drückte sie fest an die Brust, erschreckt und geängstigt durch Das, was ihr Inneres wie ein Blitz durchzuckt hatte.

Schmidt kam nach Hause und that als wäre Alles in der schönsten Ordnung; er fühlte wol, daß die Störung eine gründliche war, hoffte aber, seine Frau werde vielleicht gerade aus der heutigen Unterredung practische Lebensanschauungen schöpfen, und mit Ausschluß der Sentimentalität auf den Weg der Vernunft gerathen. Auch Albertine verstand — Gott dem Herrn sei ewig gedankt für seine Vatergüte — nicht zu schmollen, und so war äußerlich keine besondere Veränderung bemerkbar. Sie konnte jedoch ihr Gleichgewicht nicht wiederfinden: ein solches häusliches Glück durfte sie nicht befriedigen, das hatte sie sich schon einmal gesagt — ein wahres, inniges Zusammenleben, oder — die Alternative stand mit versengender Schrift in ihrem Herzen, aber noch wandte

sie den Blick davon ab. Dann klammerte sie sich mit um so leidenschaftlicherer Heftigkeit an die Hoffnung, es müsse noch Alles gut werden, und es kamen Tage, wo sie ihren Heinrich mit dem frühern liebevollen Lächeln an der Schwelle empfing.

So vergingen noch einige Wochen — in vollständig wiedergekehrter Seelenruhe für Schmidt, in stetem aufreibenden Wechsel der Empfindungen für seine Frau. Da kam ein Tag, der eine Entscheidung herbeiführte, es war der sechsundzwanzigste Januar 1866.

Dieser sechsundzwanzigste Januar war Schmidt's Geburtstag und Albertine hatte sich zu demselben in eine verzeihungsselige Stimmung hineingearbeitet. Sie hoffte bei der Ueberreichung kleiner Angebinde einen passenden Moment finden zu können zu einer unumwundenen Entschleierung ihrer Gefühle, und eine lebendige, von der Liebe befruchtete Phantasie malte ihr schon die Wiederkehr jener unvergeßlichen Abende am häuslichen Herd. Diese Bilder brachten einiges Leben in ihre längst entschwundene Heiterkeit, und sie war liebenswürdig, wie sie es lange nicht gewesen. Schmidt empfand das in der wohlthätigsten Weise und seine Zärtlichkeitsbezeugungen wurden wärmer. Er ahnte Nichts von dem bevorstehenden Fest.

Wie gewöhnlich wurde an dem bewußten Tage der Kaffee gemeinschaftlich getrunken. Albertine hielt noch zurück mit ihrem Glückwunsch; es waren noch einige traditionelle Vorbereitungen zu treffen und sie verschwand, um die Blumen auf dem Geburtstagstische zu ordnen und Franziska zu überhören, der sie mit unsäglicher Mühe einen kleinen Vers beigebracht hatte. Endlich war Alles fertig; das Schönste, was die Gewächshäuser zu dieser Jahreszeit an blühenden Pflanzen liefern konnten, stand da, in der Mitte prangte auf dem schneeweißen Tischtuch eine Torte mit der Inschrift vivat Heinrich, 1866, und Christel hatte eine frische Schürze angelegt. Während das Kind fortwährend an einer Stelle mit beiden Füßen in die Luft sprang und dabei das Gedicht repetirte, ging Albertine hinaus, um Heinrich zu rufen. Sie klopfte an die Thür des Arbeitszimmers: „Heinrich!" — Keine Antwort. Sie trat hinein — das Zimmer war leer. Eben so die übrigen. Heinrich war von Hause gegangen.

Unentschlossen blieb seine Frau Minuten lang im Vorsaal stehen; seit geraumer Zeit hatte sie ihren Gatten nicht mit einem so warmen Gefühl aufgesucht wie heute; sie hatte sich gefreut, ihm die kleine Ueberraschung zu bereiten — und nun war er fort. Mit welchem Gesicht sollte sie das den Harrenden mittheilen? — Aber es konnte ja irgend eine Besorgung Schmidt auf einen Augenblick hinausgerufen haben; er kam gewiß gleich wieder. Sie sammelte sich und trat in das Wohnzimmer. „Papa kommt bald", sagte sie dem Kinde mit anscheinend gleichgiltiger Miene und vermied es, Christel dabei anzusehen. Die Alte entfernte sich brummend und warf draußen ihre frische Schürze in eine Ecke.

Doch Papa ließ auf sich warten. Die mit so viel Mühe Tage lang vorbereitete und endlich errungene festliche Stimmung wich mehr und mehr einer tiefen Wehmuth in Albertinen's Brust und sie erblaßte, als gegen zwölf Uhr, nach zweistündigem Harren, Heinrich's Schritte auf der Treppe hörbar wurden. Franziska hatte unterdeß schon ihr weißes Kleidchen hinter dem Ofen mit einigen grauen Schattirungen versehen, aber das that jetzt weiter nichts. Die Stiefmutter faßte sie bei der Hand, zum Empfange des Eintretenden bereit.

Schmidt öffnete die Thür, blieb aber plötzlich stehen, als sei ihm etwas eingefallen, und stürzte wieder hinaus. „Rellinger! Rellinger!" rief er draußen; — „ist der alte Teufelskerl schon fort!" — Er stürmte durch das Zimmer, an Weib und Kind vorbei und riß das Fenster auf. „Rellinger!" Eine Art Räuspern im tiefsten Baß tönte als Antwort von unten herauf. „Holen Sie mich um ein Uhr ab! — Oder, nein — Rellinger, um halb Eins!" Jetzt gehörte der Hausvater wieder seiner Familie, begrüßte seine Frau mit heiterer Miene, küßte das Kind, und warf sich in einen Lehnstuhl, ohne die ungewöhnliche Ausschmückung des Gemachs auch nur bemerkt zu haben. Albertine stand da wie eine Bildsäule, immer mit der Kleinen an der Hand.

„Das war ein interessanter Fall!" begann Schmidt in der rosigsten Laune; er fühlte sich offenbar recht angenehm angeregt. „Denke Dir, liebes Weib, gestern Abend wettet Hebner mit Keilhof, daß er ihm sechs Partien Billard nach einander abgewinnen könnte." —

Das Blut stieg Albertinen in's Gesicht, sie machte einen Versuch, sich das Ende der Erzählung zu ersparen. „Und gewinnt die Wette!" rief sie schnell —

Aber Schmidt war im Zuge und ließ sich nicht unterbrechen. „Nein — höre doch nur", fuhr er eifrig fort; „er gewinnt sie nicht! Nun wird die Geschichte lebhaft, Hebner wüthet und behauptet, die Beleuchtung sei schlecht, sie müßten den Wettstreit bei hellem Tageslicht wiederholen!"

„Und da seid Ihr — !!" —

„Die Beleuchtung ist aber nicht schlecht; Du wirst mir zugestehen, daß man bei acht Erdöllampen prächtig Billard spielen kann. Es war nichts als eine Finte. Keilhof sagt: gut! Und heute gleich um zehn Uhr begann der Kampf von Neuem."

Albertine konnte kein Wort mehr vorbringen. Ihre Blicke schweiften wie eine Stütze suchend umher und fielen auf den blumenbekränzten Tisch, auf ihre kleine Arbeit, die darauf lag; in jeder Masche war ein Zauberspruch, der die Vergangenheit bannen, eine freundliche Zukunft heraufbeschwören sollte!

Schmidt merkte nichts von der Aufregung seiner Frau. „Den Eifer hättest Du sehen sollen, Albertine!" rief er lachend; „Rellinger und ich wir waren die Kampfrichter, und Hebner muß richtig ein feines Frühstück für uns Alle bezahlen. Es wird ein ganzes Diner daraus, nach dem Speisezettel, den wir ihm octroyirt haben!"

Etwas Gehässiges drängte sich unaufhaltsam durch die Empfindun-

gen der Zuhörerin und ganz ohne Klang war ihre Stimme, als sie endlich sagte: „Heinrich — es ist heute Dein Geburtstag.“

Schmidt sprang auf. „Was Teufel, schon wieder!“ entgegnete er, und wurde roth. Er wurde überhaupt leicht roth; oft war das Blut bei geringfügigen Gelegenheiten bei der Hand; heute aber that es ihm ernstlich leid, die ihm jetzt plötzlich in's Auge fallenden kleinen Vorbereitungen so ganz unbeachtet gelassen zu haben. Er trat, seine momentane Verlegenheit unter einer burschikosen desinvoltura verbergend, an den Tisch und roch an den Blättern, statt an den Blumen. „Also deswegen das weiße Tischtuch da!“ sagte er schnell; „sehr nette Aufmerksamkeit! Haha! Und in der Mitte „Vivat Henricus!“ Allerliebst. Ich danke Dir, mein theures Weib!“

Liebevoll drückte er sie an die Brust und hoch wallte es in ihr auf, als wäre jetzt der Moment da, wo das Eis brechen mußte. Aber die Bitterkeit behielt die Oberhand; es war ihr, als sei sie es ihrer Würde schuldig, die Wärme zurückzudrängen und sie erwiederte nur mit einem schwachen Händedruck seine Liebkosung. Franziska aber hielt den Augenblick für günstig, ihre Huldigungen darzubringen; sie ergriff ein bereitliegendes Sträußchen. „Lieber Vater, es ist heute“ — begann sie, nachdem sie sich in die gehörige Positur gestellt.

„Was willst Du, Kind?“ fragte Schmidt zerstreut.

„Sie will Dir ihren Glückwunsch hersagen“, belehrte Albertine.

„Ach so, — nun schieß los, Kleine.“ —

Franziska beugte den Kopf auf die eine Schulter und sah den Papa an, während die Händchen den Blumenstrauß verarbeiteten. „Lieber Vater es ist heute“ — begann sie wieder und blieb stecken. Thränen traten ihr in die Augen und der Mund zog sich unheilverkündend schief.

„Na, wer das Lied nicht weiter kann, der fängt es wieder von vorne an!“ rief Schmidt, hob das Kind zu sich empor und küßte es herzlich. „So, lieber Schatz, heule nur um Gotteswillen nicht — mache, daß Du fortkommst.“ — Mit einem kleinen scherzhaften Schlage trieb er sie zum Zimmer hinaus und es blieb ungewiß, ob Franziska's Verzweiflung zum Ausbruch gekommen oder nicht.

Albertine rührte sich nicht von der Stelle, wo sie stand; jedes Wort und jede Bewegung des Mannes kränkte sie. Schmidt bemerkte endlich ihre Stimmung und die Entdeckung drückte ihn; er hatte ihr den heutigen Spaß verdorben — mehr suchte er nicht in dem ernsten Gesichte und bot seine ganze Liebenswürdigkeit auf, um seine Frau zu zerstreuen.

„Und was ist denn das?“ fragte er, indem er einen in Seidenpapier gehüllten Gegenstand von dem Tisch nahm.

„Eine Kleinigkeit, die ich für Dich gearbeitet — eine Cigarrentasche.“ —

„Allerliebst.“ Er küßte Albertine schnell, ohne sie anzusehen; seine Redseligkeit drohte ihm auszugehen — und sprechen mußte er, eine Pause wäre zu peinlich gewesen — „aber unpractisch müßt Ihr Frauen immer

sein", fuhr er zerstreut lachend fort; „konntest Du das Ding nicht etwas größer machen lassen?"

„Ich dachte, die Hauptsache sei" — sie schwieg. Die Brust hob sich schneller.

„Wie viel Cigarren gehen in das Stricknadeletui hinein? Höchstens vier!"

Trotz all' der kleinen Ungeschicklichkeiten ihres Gatten arbeitete doch das edle Weib in Albertine dem Entschluß entgegen, die Bitterkeit zu bewältigen. Eine wahre Seelenangst beförderte die Arbeit, es mußte heute etwas geschehen! Ging auch das häusliche Fest vorüber ohne einen Umschwung herbeizuführen, so behielt die Erbitterung das Scepter. Ihr Blick ruhte auf dem Geschenk in Heinrich's Hand und sie sagte halblaut mit niedergeschlagenen Augen: „Die Hauptsache war mir die Blume, die ich darauf stickte — erkennst Du sie?"

Schmidt schob die Brille auf die Stirn und prüfte genau. „Nicht so ganz" — antwortete er zögernd.

„Es ist eine Nelke." —

„Eine Nelke — was Tausend!"

„An dem Vorabende des Tages, wo Du um meine Hand anhieltst, gabst Du mir beim Abschied eine Nelke und sagtest: wir sehen uns wieder, ehe sie verwelkt." —

„Wenn man verliebt ist, kommen Einem solche zarte Ideen." —

Die Stimme der jungen Frau wurde lauter, inniger, und fragend und bittend sah sie Heinrich an, während sie fortfuhr: „Am folgenden Morgen war ich Deine Braut — seitdem ist die Nelke meine Lieblingsblume — ihr Duft erinnert mich immer wieder an jene Stunde." —

Schmidt fühlte wohl, daß der Moment passend war, seiner Frau die schönsten Sachen zu sagen. Es hätte ihm auch gar keine Mühe gekostet — einer aufrichtigen Empfindung entsprungen, wären die Worte von selbst gekommen. Aber es wäre dann doch vielleicht auch angezeigt gewesen, ein klein wenig um Verzeihung zu bitten, und daraus wäre wahrscheinlich eine Scene der Zärtlichkeit entstanden — wie da den Uebergang finden zu dem déjeûner dînatoire, bei welchem er doch nicht fehlen durfte! Also lieber ein anderes Mal. Er wollte nur seine eigene Stimme wieder hören, und sagte ohne Vorbedacht: „Ja, ich war fürchterlich sentimental damals. Ich bin es auch noch. Aber zum täglichen Gebrauch taugt das Nichts liebes Kind — kehren wir zur rauhen Wirklichkeit zurück." —

Und eine rauhe Wirklichkeit war es, die das Herz der armen jungen Frau zusammenpreßte; sie hatte so viel von dem heutigen Tage erwartet. Es hatte eine gewaltige moralische Anstrengung gekostet, alles Peinliche der Morgenstunden zu besiegen, der Kampf war kein leichter gewesen, und nur der Gedanke: „es ist ein Kampf um Dein Lebensglück" — hatte es ihr möglich gemacht, die Erbitterung immer wieder zurückzudrängen. Jetzt stand sie da, nach einem sicher treffenden Ausdruck suchend — eine Art unheimlicher, hämischer Freude leuchtete in ihrem Blick — sie hatte ihrer Ueberzeugung nach das Recht erworben, dem

Gatten einmal derb die Wahrheit zu sagen und es war Albertinen's Stimme nicht mehr, als sie begann: „Heinrich" —

Da schellte es draußen an der Thür, Schmidt sprang auf und öffnete — es war Rellinger, der mit lauten Freudenbezeugungen in das Zimmer complimentirt wurde.

Er kam nicht zum ersten Mal, die Bekanntschaft war schon gemacht, und er hatte, obgleich zufällig mit einem frischen Vatermörder geschmückt, einen unsäglich unangenehmen Eindruck auf Albertine gemacht. Und nun erschien dieser Mensch in einem solchen Augenblicke! Sie wollte entfliehen, aber ihre Entfernung hätte dem Gast vielleicht einen Blick in den gestörten häuslichen Frieden gewährt; inmitten der gewaltigsten Aufregung hatte sie die Kraft, dem Fremden gegenüber einen Schleier über das Vorgefallene zu werfen; mochte ihr Heiligthum in Trümmern liegen, draußen mußte man fortfahren, an ihr Glück zu glauben. Und ein solcher Act der Selbstbeherrschung erforderte eigentlich weniger Muth als man auf den ersten Blick wähnen sollte: der Pflicht, Vorgänge innerhalb der vier Mauern dem Auge Unberufener zu verbergen, kommt bei der Frau eine sehr verzeihliche Eigenliebe zu Hülfe: es ist demüthigend, unglücklich in seiner Ehe zu sein, demüthigend, Gegenstand des Mitleids zu werden, und was demüthigend ist, versteckt man so gut es geht mit Anwendung aller Kräfte.

Schmidt merkte wol, daß etwas Besonderes in seiner Gattin vorging und er hatte eine wahre Angst vor einer Explikation gehabt. Die Unterbrechung des Gesprächs war ihm außerordentlich lieb, und es überkam ihn eine Lust zu schäkern, um das unbehagliche Etwas zu verscheuchen, das ihn seit seiner Rückkehr nach Hause nicht verlassen wollte. „Kommen Sie herein, alter Freund", rief er, „schützen Sie mich vor meiner Frau, die eben dran war, mir am hellen Tage eine Gardinenpredigt zu halten!" Und er lachte, aber mit einem gezwungenen Lachen; Albertine entfärbte sich und blickte ihn an, als wollte sie ihn dringend um etwas bitten.

Rellinger trat herein und verbeugte sich linkisch. Damengesellschaft war ihm sehr verhaßt. „Guten Morgen, meine Verehrte", sagte er in seinem heisern Baß; „was hat denn der Bösewicht verbrochen? Er sieht ganz fidel dabei aus?"

„Mein Mann scherzt", entgegnete Albertine. Mit Mühe hielt sie ihre Thränen zurück. „Nehmen Sie Platz, Herr Doctor, legen Sie ab." —

Letzteres war schon geschehen. Der farb- und formlose Filzhut lag draußen an der Thür.

„Meine Frau sagt immer, ich besuche zu fleißig schlechte Gesellschaft", nahm Schmidt das Wort und griff, wie zu einer Liebkosung, nach ihrer Hand, die sich ihm entzog.

„Wann habe ich das gesagt?!" —

„Sehr schmeichelhaft für Ihre Freunde, Schmidt", unterbrach sie Rellinger; „oder haben Sie vielleicht mit ihrem bösen Beispiel unsere guten Sitten verdorben?" Er lachte. Die beiden Herren lachten oft.

Albertine kämpfte mit dem Weinen; sie fühlte, daß sie mit aller

Gewalt unbefangen erscheinen mußte und sagte schnell: „Ich streiche die Fahne vor dem Humor des Herrn Doctors. Glauben Sie mir, mein Mann verfügt ganz frei über seine Zeit, ich kann mich ja nur freuen, wenn er einen vergnügten Abend zubringt.“ —

„Einen, ja — aber viele! viele!“ — rief Schmidt heiter. Dabei wurde ihm aber doch heiß bei dem Anblick seiner Frau und es ging immer bunter her in seinem Kopf. Nur daß er dem Freunde gegenüber als unabhängiger Mann erscheinen mußte, blieb ihm klar. Wozu hatte er den kitzlichen Punkt berührt, von dem heute gar nicht die Rede gewesen? „Das war recht albern“, dachte er — „aber nun geht schon Alles auf eine Rechnung — und sie soll hernach doch sehen, wie lieb ich sie habe — was sich liebt, das neckt sich.“ —

Rellinger that, als bemerke er die Stimmung im Hause gar nicht. „Es ist das Loos der armen Ehemänner, in ihrem harmlosen Treiben von den Gattinnen verdächtigt zu werden“, begann er; — „wenn Sie wüßten, wie es meine Adelheid macht, welche Anschläge auf meine Ruhe ich schon habe bekämpfen müssen.“ —

„Ein unbezahlbarer Mensch, der Rellinger!“ rief Schmidt dazwischen; das Lachen wollte nicht mehr recht gehen. Albertine saß wie ein Marmorbild auf ihrem Stuhl.

„Sie hat mir meinen Hausschlüssel unterdrückt.“ —

„Furchtbar rücksichtslos!“

„Was ist ein Mann ohne Hausschlüssel? Ich lasse mir einen neuen machen — auch der verschwindet! Spurlos weg!“

„Und nun steigen Sie durch's Fenster?“

„Nein, ich habe mir noch einen bestellt und an die Uhrkette schmieden lassen. Schauen Sie 'mal her, Schmidt — sehen Sie, Verehrte?“ Er stand auf, um Albertinen das Kunstwerk in der Nähe zu zeigen — sie lehnte sich mit dem Ausdruck des Widerwillens zurück. — „Der Weg zu dem führt nur über meine Leiche.“

Schmidt warf einen Kennerblick auf den Schlüssel. „So einen hättest Du mir auch bestellen sollen als Angebinde zu meinem Geburtstag“, sagte er zu seiner Frau. „Heute ist mein Geburtstag, Rellinger. Ah! warte 'mal, Albertine, jetzt wirst Du sehen, daß ich Recht hatte“ — er nahm das Cigarrentäschchen vom Tisch und hielt es dem Freunde vor die Augen — „können Sie errathen, was das ist?“

Albertine wurde weiß wie ihr Taschentuch; wie im tollsten Fieberschauer schlugen ihr die Zähne an einander.

„O ja!“ erwiederte Rellinger nach gewissenhafter Beschauung des Gegenstandes; „das ist ein Brillenfutteral.“ —

„Köstlich!“ —

„Mit einer sehr sauber gestickten Artischocke. Ueberhaupt ein sehr sauberes Ding. — Ich könnt' es schon brauchen“, fügte er mit vieler Liebenswürdigkeit hinzu und lächelte angenehm, indem die Hand Miene machte, den Weg zur Rocktasche einzuschlagen.

Albertine stand plötzlich auf, entriß ihm heftig ihre Arbeit und ver-

schwand in das Nebenzimmer, dessen Thür sie hinter sich verschloß. Rellinger warf ihr einen langen, sonderbaren Blick nach; es war etwas wie Wehmuth, was sich darin spiegelte — aber wo sollte denn die Wehmuth bei dem alten Sünder herkommen?

Schmidt schob seinen Stuhl zurück. „Gehen wir", sagte er, und vermied, dem Freunde in's Auge zu sehen. Dieser räusperte sich, was immer wie ein kurzes Grunzen klang, und deutete auf die Thür, durch die Albertine verschwunden war.

„Was soll da geschehen?" fragte Schmidt.

„Adieu sagen." —

„Sie hat die Thür verschlossen." —

„Wird wol ein Umweg möglich sein." —

Ohne sich Rechenschaft zu geben über die Sonderbarkeit dieses Dialogs, ging Schmidt hinaus. Freilich gab es einen Umweg. Er ging durch die Küche und fand seine Frau krampfhaft schluchzend auf ihrem Bette liegen. Sie winkte ihm heftig zu, sie zu verlassen; er versuchte einige begütigende Worte — keine Antwort. Er ergriff ihre Hand — sie stieß die seinige von sich. „Ich will allein sein!" rief sie endlich; es klang wie ein Schrei.

Schmidt und Rellinger gingen schweigend die Treppe hinunter; Ersterer versuchte etwas zu pfeifen, es wollte aber durchaus nicht gehen damit.

Albertine hörte die sich entfernenden Schritte; sie hatte selbst den Gatten aus ihrer Nähe verbannt und doch war in dem Herzen ein Fünkchen Hoffnung geblieben, er würde nicht gehen. „So jung abschließen mit einer kurzen Vergangenheit!" rief es in ihr; „ist es schon vorbei mit Allem, was das Leben mir so schön versprach?" Ihre Thränen flossen, sie that sich selbst unaussprechlich leid. „Dulden und schweigen soll das Weib! Ich habe bewiesen, daß ich es kann. Eine Gemeinschaft der Seelen soll die Ehe sein — was war sie mir?! Meine Würde tritt Heinrich mit Füßen und hat keine Ahnung davon, wie weh es thut — da wird wol Dulden und Schweigen zur übermenschlichen Tugend — meine Tugend vermag es nicht, sich zu der Höhe hinaufzuschwingen — meine Kräfte reichen nicht aus!" — Sie richtete sich auf und der Blick schweifte absichtslos umher; Alles, was sie umgab, war noch Zeuge ihres Glückes gewesen und sie kam sich mit ihrem Unglück vor wie eine Fremde im eigenen Hause. „Was ist denn gerade heute vorgefallen?" flüsterte sie in leisem Selbstgespräch; „macht die jüngstverflossene Stunde mich ärmer, als ich war? — Nein — aber alle Tage und alle Tage — der Tropfen höhlt den Stein — ich kann nicht mehr! — Mein Entschluß steht fest!" Sie trocknete die nassen Augen, erhob sich von ihrem Lager und suchte Christel auf.

Diese war eifrig beschäftigt, die Geburtstagsausschmückung zu beseitigen. Leise vor sich hinbrummend, trug sie einen Blumentopf nach dem andern hinaus; — den Vivat-Heinrich-Kuchen schob sie mit Ingrimm

in den Küchenschrank. Die Alte sah aus als habe auch sie geweint und eben öffnete sie den Mund, um ihrer energischen Beredsamkeit freien Lauf zu lassen, als Albertine sie mit den Worten aufhielt: „Wir wollen packen, Christel; wir reisen zur Mutter nach Freiburg."

„Zur Frau Kirchenräthin?!" rief die Alte, und schlug die Hände zusammen.

Albertine wandte sich ab. „Ich habe oft Kopfschmerzen", sagte sie, „und mein Mann glaubt, daß Luftveränderung und Zerstreuung mir wohl thun wird." — Sie wunderte sich selbst über den Muth, mit der sie die Brücke hinter sich in die Luft sprengte. Jetzt war der erste Schritt gethan, jetzt sollte Heinrich nur kommen — die in ihrer Würde, in ihren Hoffnungen, in ihren Ansprüchen an das Lebensglück schmählich betrogene Frau sollte vor ihm stehen — das Opferlamm war verschwunden. Der Stolz reichte ihr hülfreich die Hand — sie hatte die Kraft gehabt, einen solchen Entschluß zu fassen; da hatte doch die weibliche Würde noch nicht das Bewußtsein verloren. Fest wurde ihr Gang und mit scheinbarer Ruhe suchte sie zusammen, was mit nach Freiburg sollte.

Schmidt war unterdeß lange neben Nellinger hergegangen, ohne ein Wort zu sagen. Sonderbar gemischt waren die Gefühle, die ihn durchzogen. „Die kleine Schmauserei hätte sie mir doch gönnen sollen, da heute nun einmal mein Geburtstag ist", dachte er. Aber die Freude daran war vollständig verschwunden; er sah immer wieder den Blick vor sich, mit dem seine Frau ihm zugerufen: „ich will allein sein!" Sehr wohlthuend war es ihm, daß der Begleiter ihn nicht mit Spötteleien verfolgte; Nellinger schwieg und schien nachdenkend. So gingen Beide die Langestraße hinunter, und die einzige Conversation bestand darin, daß Schmidt die Namen seiner Mitbürger auf den Aushängeschildern laut vorlas. „Hutmacher Nagel!" sagte er, und suchte eine Art Melodie in seine Stimme zu bringen. — „Hutmacher Nagel", bestätigte Nellinger.

Plötzlich blieb Schmidt stehen: „Ich habe kein Geld mitgenommen!" rief er, und griff in die Tasche und kehrte schnell um. Wie von einer unwiderstehlichen Macht getrieben, rannte er nach Hause und stürzte in das Zimmer seiner Frau, die bei seinem Anblick erschrocken zusammenfuhr. —

„Was will ich denn eigentlich?" fragte sich Heinrich, und in peinlichem Schweigen standen sich Gatte und Gattin gegenüber. — „Albertine, Du wunderst Dich, mich wieder zu sehen?" — begann er endlich.

— „Ich glaubte Dich im Kreise Deiner lieben Freunde", entgegnete sie. Der eben gefaßte Entschluß stand deutlich vor ihren Augen und erschien ihr so richtig und zugleich so heroisch, daß sie sich selbst die höchste Achtung einflößte. Ihr liebendes, hingebendes Wesen schwebte seit den letzten Monaten in einem eisigen Nebel — die Scenen des heutigen Morgens hatten den Zauberkreis geschlossen — die Wärme fand keinen Ausweg mehr. Die Ueberzeugung der Ueberlegenheit, des unumstößlichen Rechts tönte aus ihren Worten.

„Die Versammlungsstunde hat noch nicht geschlagen" — sagte

Schmidt und hielt inne. „Nein, ich will offen sein", fuhr er fort; „Albertine, der Blick, mit dem Du mich von Dir schicktest, brannte mir auf die Seele — ich konnte ihn nicht wieder los werden." —

„Vermißtest Du die Liebe in dem Blicke? Dann hat er gelogen und Du kannst ruhig wieder gehen." Sie nahm ein sorgfältig zusammengelegtes Kleid auf den Arm und wollte hinaus.

„Nein, das war es nicht", rief Schmidt und hielt sie auf; — „aber er that mir weh. Mein liebes Kind, sprich, was fehlt Dir? Siehst Du, daß ein vernünftiges Weib unglücklich sein könnte, weil der Mann mit guten Freunden im Wirthshaus speist — ich kann es mir nicht denken!"

„Nun denn, hast Du noch viel Zeit bis zu Eurem Frühstück?"

„Ach, so viel Du willst — eine halbe Stunde." — Er warf sich in einen Lehnstuhl, Albertine stand vor ihm. Eintönig klang ihre Stimme; es war, als wollte sie nichts Anderes, als vernünftig sprechen und jede Aufwallung des Gemüths gewaltsam unterdrücken.

„So viel brauchen wir nicht", sagte sie, „und doch wird Deine Geduld ermüden, ich werde sentimental sein müssen. Aber glaube meinem Wort, es geschieht nie wieder." —

„Sprich nur, sprich — ich höre Dir zu." —

„Du hast mir viel Muße zum einsamen Nachdenken gelassen — und ich habe sie benutzt. Ich habe nachgedacht über mein Leben und Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft sind mir klar geworden. Unter den Augen einer vernünftigen Mutter vernünftig erzogen, hatte ich schon manche reifere Anschauung, als Du um mich anhieltest — aber um das höchste Gut in sich aufzunehmen: das Bewußtsein unaussprechlichen Glücks — öffnete die Liebe mein Herz so weit, so unendlich weit, daß manche liebe Täuschung den Weg hinein fand" — sie hörte sich sprechen und erbaute sich an ihren eigenen Worten; die schmerzliche Aufregung der Morgenstunden trat immer mehr in den Hintergrund und die Ruhe der Ueberlegung, der Zufriedenheit mit sich selbst kam über die Sprechende.

„Du bist leider die Täuschungen noch nicht alle wieder los geworden", fiel Schmidt ein; — „das ist ja" —

„Unterbrich mich nicht, Heinrich", fuhr Albertine fort; „der Moment ist ernst und erfordert meine ganze Kraft. Auch die Illusionen gehören zu unserm Glück. Mir schien, als habe der Himmel Alles vereinigen wollen, um meine Träume zur wunderbaren Wahrheit zu machen — auch das Kind aus Deiner ersten Ehe freute mich — ich freute mich ernste Pflichten zu übernehmen an der Schwelle der Kirche, in der wir vereint vor dem Diener Gottes gekniet; das Ja vor dem Altare hatte urplötzlich die Jungfrau mit der doppelten Würde der Gattin und Mutter bekleidet — und die Heiligkeit der Ehe erschien mir in einem Glanz, vor dem ich heute noch geblendet die Augen schließe, wenn der Blick in jene selige Vergangenheit hineintaucht!"

Es war Schmidt, als habe er eine fremde Erscheinung vor sich — er erkannte seine Frau nicht mehr. Sie war auch dieselbe nicht in dieser

Stunde; der Entschluß, den sie gefaßt, kam ihr so erhaben vor, und doch war es ihr, als müßte sie Alles hervorsuchen, um ihn dem Manne gegenüber einzuleiten und zu vertheidigen. Wohl fühlte sie, daß ihre etwas gesuchten Ausdrücke keinen rechten Eindruck auf Heinrich machten, aber sie hatte noch Großes zu sagen und die Wirkung konnte nicht ausbleiben.

„Unser Zusammenleben begann", sprach sie weiter, „und bald gestaltete sich Vieles anders, als es die Phantasie mir vorgespiegelt." —

„Ach, mein liebes Kind, jetzt kommt wieder eine Reihe von Kleinigkeiten!" fiel Schmidt ein. Die Unterredung fing an, ihm sehr unangenehm zu werden. „Wenn sich nur eine Gelegenheit darbieten wollte, Du hättest bald den Beweis, daß meine Liebe für Dich dieselbe geblieben." —

„Eine Gelegenheit!" wiederholte Albertine; das Wort gab ihr eine neue Waffe in die Hand; — „wo sind die wichtigen Gelegenheiten im Leben? Es ist ja ein Glück für die Häuslichkeit, wenn nichts Außerordentliches vorkommt; dem Herzen ist der Begriff „Kleinigkeit" fremd. Es gestaltete sich also Manches anders — doch das Tändeln konnte nicht ewig dauern; sah ich Dich oft Stunden lang nicht, so sprach das leise Knistern umgeschlagener Blätter mit mir aus dem Nebenzimmer." —

„Man kann nicht immer lesen." —

„Nein, und Du begannst die Stunden auf andere Weise auszufüllen." —

„Da haben wir's!" rief Schmidt und stand auf; „ich ging oft von Hause! Und wäre ich Arzt, hätte ich einen Beruf" —

Albertinen's Uebergewicht wuchs mit jedem neuen Einwurf. „Hättest Du einen Beruf, ich wäre stolz auf meine Einsamkeit gewesen" — unterbrach sie ihn; „nur eine Stunde mit Dir und nie hätte ich geklagt! Aber so war es nicht — kein Leidender harrte Deiner Hülfe. — Lange noch hielt mich der Wahn aufrecht: Heinrich würde es doch schmerzlich empfinden, wenn ich nicht da wäre — aber auch dieser Trost ging allmälig zu Grunde." —

Schmidt blieb vor ihr stehen. „Wie Du nur so etwas sagen kannst! Wer ist denn die treue Pflegerin meines Kindes?" Er streckte seiner Frau die Hand entgegen; sie wich zurück — der letzte leise Hauch von Röthe schwand aus ihrem Gesicht; die Stimme verlor mehr und mehr allen Klang und mit steigender Lebhaftigkeit sprach sie weiter:

„Siehst Du, Heinrich, da verräth sich Dein Herz! Ich, ich bin eine zuverlässige Person, der Du Dein Kind anvertraust. Haushälterin und Erzieherin bin ich, nichts weiter, rief es in mir — zuerst ganz leise — dann lauter und immer lauter — und jener blendende Glanz der Heiligkeit der Ehe ward mir allmälig zum trüben Oellämpchen, bei dem ich meine Küchenrechnungen schreibe."

„Du wirst bitter, Albertine."

„Die Bitterkeit kommt da aus dem Herzen und Du hast sie hineingebracht. Ich habe Alles gethan, um mich daran zu gewöhnen, meine Existenz in Deinem Hause nur von der Seite des practischen Nutzens anzusehen. Was Du leidest, kommt ja alle Tage vor, sagte ich mir,

und habe manche Nacht gekämpft mit der Empörung in meinem Innern — der Verlust meiner Illusionen durfte meinen Muth nicht brechen. Da machte ich eine Entdeckung."

Sie hielt inne, Schmidt starrte sie sprachlos an — war das Albertine!

„Heinrich, mein Herz wird schlecht!" rief sie laut. „Ich habe Momente — bis jetzt Gottlob nur flüchtige Momente, aber sie thun weh' wie glühendes Eisen — Momente, wo mich bei dem Anblick Deines Kindes ein Gefühl ergreift, wie ich mir den Haß denke! Was ist mir das Mädchen, flüstert es in mir."

„Um des Himmels willen, Albertine!"

„Was ist mir das Mädchen? Noch mehr, Heinrich — was ist mir der Vater des Mädchens? flüstert es weiter, und das unheimliche Gefühl sucht sich mit Gewalt tiefer einzugraben und ich schaudre zurück vor mir selbst und meinem Elend!"

Sie sank wie erschöpft auf einen Stuhl, die Brust hob sich in schnellen Athemzügen und mit herausfordernder Härte sah sie ihren Gatten an, der nicht im Stande war ein Wort vorzubringen. Jetzt mußte auch noch das Letzte heraus. Aber bei aller Entschlossenheit konnte sie doch nur mit Ueberwindung weiter sprechen, und die Stimme war weniger tonlos, als sie sagte:

„So weit hast Du mich gebracht. — Aber weiter darf es nicht gehen. — Noch siegt mein besseres Selbstgefühl über die hämischen Einflüsterungen der — nenne Du's wie Du willst — vielleicht der Selbstsucht, der gekränkten Eigenliebe. Franziska soll eine zärtlich sorgende Mutter an mir haben, so lange ich athme — von mir soll sie nie erfahren, daß Die in der Erde ruht, die ihr das Leben gab — doch nur auf eine Weise ist das möglich — Heinrich, wir müssen uns trennen."

Wie durch eine Eingebung hatte Schmidt das Schlußwort voraus empfunden; es überraschte ihn nicht. Tief zu Boden gedrückt stand er da und seine Augen wurden naß. Es gewährte der jungen Frau eine eigenthümliche Genugthuung, ihren Gatten so vor sich zu sehen; das Mitleid regte sich und doch wollte sie die Frucht des Sieges nicht aus der Hand geben.

„Nicht auf ewig gehen wir auseinander", fuhr sie fort, „der tragischen Worte bedarf es nicht. Es ist ja Nichts vorgefallen zwischen uns — und fühlst Du nach Jahren glücklicher Unabhängigkeit, daß wir Dir nothwendig sind, Dein Kind und ich, die wir jetzt eine so kleine Rolle in Deiner Existenz spielen — dann komme ich wieder unter Dein Dach, mit derselben Treue, mit derselben — — Liebe", hätte sie fast gesagt — aber sie durfte nicht weich werden und fügte mit einem fast gleichgiltigen Ton hinzu: „Lasse mich nach Freiburg ziehen zu meiner Mutter; ich nehme Franziska mit — Du brauchst uns nicht."

Albertine erhob sich und ging im Zimmer umher, als wollte sie zusammensuchen, was auf die Reise mitzunehmen war. Die mit einem so tiefen Gefühl begabte Frau hatte mit einer eigenthümlichen Ruhe die

letzten Worte gesprochen, mit einem gewissen Leichtsinn — der ihrer Meinung nach begründeten Ueberzeugung entsprungen, etwas Großes beschlossen und ihrem Schicksal durch eigenes energisches Handeln eine neue Wendung gegeben zu haben. Sie hatte Charakterfestigkeit in sich entdeckt und sah gleichsam mit Neugier und Bewunderung selbst zu, wie das neue Wesen in ihr sich entwickelte und weiter trieb. In Schmidt erwachte unterdeß die ganze alte Gutmüthigkeit: was mußte sein armes Weib gelitten haben, um zu einem solchen Entschluß zu gelangen! Er kam sich vor wie ein Verbrecher, und die liebevollsten Vorsätze für die Zukunft durchkreuzten seine Brust. „Das Mädchen, das sich mir anvertraut, soll sich nicht getäuscht fühlen", flüsterte es ihm wie aus weiter Ferne zu, und er schämte sich, den einst gesprochenen Worten erst jetzt wieder Gehör zu leihen. „Albertine", begann er halblaut nach einer langen Pause und seine Stimme zitterte; „Du darfst schon nach Freiburg zu Deiner Mutter, aber nur unter einer Bedingung."

Sie blieb stehen und horchte auf: die triumphirende Energie mußte unbedingt eine abwehrende Antwort in Bereitschaft halten.

„Unter einer Bedingung — Du nimmst mich mit."

„Wir haben Dir dort keine Partie Billard anzubieten", entgegnete sie, ohne sich einen Augenblick zu besinnen, und eilte hinaus.

„Sind wir so weit!" rief Schmidt mit gewaltiger Erbitterung — Alles, was er eben empfunden erschien ihm albern und knabenhaft, er ergriff schnell Hut und Stock — ging aber in sein Arbeitszimmer und warf sich in einen Sorgenstuhl.

Stunden vergingen. Es war still im Hause. Einmal kam Christel und fragte, ob der Herr nicht zu Tisch wolle, die Suppe sei aufgetragen. Die Alte wurde schnöde abgewiesen. Dann klapperten Teller und Löffel im Nebenzimmer — aber nur Franziska's Stimme war zu hören. „Gieb mir von dem Kuchen", sagte sie. „Der Vivat-Heinrich wird verspeist", dachte Schmidt. Und der Gedanke an seinen heutigen Geburtstag knüpfte sich an die gehörten Worte; die Wehmuth wollte der Bitterkeit den Rang streitig machen. „Albertine kommt gewiß zu mir herüber — es thut ihr leid, was sie mir gethan — dann sprechen wir uns aus, und das Gewitter ist überstanden." — Sein Herz klopfte, wenn er eine Thür öffnen und schließen hörte — jetzt kommt sie — — aber sie kam nicht. Es begann zu dämmern; die schwache menschliche Natur machte ihre Rechte geltend; Schmidt spürte die nicht zu verleugnenden Fortschritte eines kolossalen Hungers. „Nun — wie sie will!" — rief er und verließ das Haus.

Höchst ungemüthlich sah es am folgenden Morgen aus in der Schmidt'schen Wohnung. Zwei große Koffer standen, fertig gepackt, im Vorsaal; ein paar geräumige Reisesäcke nahmen noch auf, was Christel im letzten Augenblick nicht anders unterzubringen wußte; unheimlich leer wurden die Zimmer, obgleich die Möbel alle an ihrer Stelle geblieben waren. Sehr bleich, aber äußerlich ruhig, ging Albertine umher; Schmidt saß in seinem Arbeitszimmer und hielt ein Buch in der Hand.

Die einzige laute Stimme im Hause war Franziska ihre; die Kleine jubelte der Reise entgegen und spielte Ball mit einem Milchbrödchen, das sie eigentlich als Proviant in der Tasche behalten sollte. Dabei wollte es gar nicht recht hell werden; nach einigen sonnigen Frosttagen war der Himmel dicht in Wolken gehüllt und ein feiner Regen fiel wie ein Nebel herab; die Schuljugend glitschte draußen auf den glatten Steinplatten des Trottoirs. Um halb Elf hielt eine Droschke unten am Thorwege. Albertine öffnete die Thür zu ihres Gatten Gemach — das Herz schlug ihr in die Kehle; „lebe wohl, Heinrich", sagte sie bewegt.

Schmidt blickte auf; Weib und Kind standen vor ihm in Reisekleidern — ein tiefes Weh zuckte ihm durch die Brust. Aber nach dem Wort, das er gestern von seiner Frau gehört, das sie mit keiner Miene wieder gut zu machen gesucht, konnte er doch nicht den ersten Schritt zur Versöhnung thun. Und was hatte sie ihm denn auch zu verzeihen? Seine Unabhängigkeit mußte er doch als Mann aufrecht halten! Er war der Gekränkte — nicht sie! Bleich wie Albertine stand er auf. „Du gehst?" fragte er trocken.

„Ja", entgegnete sie, „Du brauchst uns jetzt nicht — — auf Wiedersehen!" fügte sie nach einer Pause halblaut hinzu und reichte ihm die Hand. Er drückte sie flüchtig, hob sein Kind zu sich empor und küßte es. „Adieu", sagte er dann und sie gingen hinaus.

Völlig unklar war, was in seinem Innern vorging, nachdem er allein zurückgeblieben und das Rollen der Droschke, dem er gedankenlos gelauscht, allmälig verklungen war. Das Gefühl vollkommener Freiheit wollte sich zuerst vordrängen — er konnte jetzt thun und lassen, was er wollte, nicht einmal für das Kind brauchte er zu sorgen, es war fort. Aber bald überfiel ihn eine unheimliche Angst, und ohne zu wissen, was er bezweckte, fuhr er schnell in seinen Ueberzieher und eilte zum Hause hinaus, dem Bahnhof zu. Nirgend ein Fuhrwerk, er mußte zu Fuß vorwärts und das Glatteis erschwerte ihm das Gehen. Jetzt — das Ettlinger Thor lag hinter ihm — nur noch wenige Schritte — da gellte ein langgedehntes Pfeifen durch die Luft und der Zug setzte sich in Bewegung — an einem Fenster glaubte er die alte Christel zu erkennen — in einer himmelblauen Kapuze, die einst Albertine getragen, als er sie noch in's Theater begleitete — fort waren sie — fort — er stand allein.

Langsam und unschlüssig wollte er sich der Stadt zuwenden, als eine Hand sich auf seinen Arm legte; er blickte auf — Rellinger stand vor ihm und grüßte mit einem Kopfnicken. Schmidt sah ihn zerstreut an, ohne den Gruß zu erwiedern.

„Abgereist?" fragte der Alte.

„Ja", entgegnete der Angeredete und wollte sich entfernen.

„Halt, halt! Begleiten Sie mich — es ist so glatt — das morsche Gestell könnte aus dem Leim gehen, wenn ich hinstürzte."

Beide gingen eine Weile schweigend neben einander her. Schmidt war es, als müßte er fortwährend einer Stimme zuhören, die ihm un-

endlich viel zu sagen hatte; es fiel ihm nicht ein, seinen Gefährten zu beobachten, sonst hätte er einen ihm völlig unbekannten Ausdruck in dessen Zügen bemerken müssen. Nach einer langen Pause faßte ihn Rellinger plötzlich am Knopfloch seines Ueberziehers und blieb stehen — „Kämpfen" — sagte er leise.

Schmidt sah ihm überrascht in's Auge — ohne Uebergang knüpfte er das Wort an die jüngsten Begebenheiten in seinem Hause; er gab mit eigenthümlicher Schärfe dem Einen Ausdruck, was in ihm arbeitete.

„Ja, kämpfen", fuhr der Alte immer leise fort; „ist das Lebensglück nicht des Kampfes werth? — Wie?"

Schmidt schwieg.

„Ein langer Weg liegt vor Ihnen — und sollte schon ohne Licht und Wärme sein — wie der meinige!" — Tiefes Mitgefühl sprach aus seinen gerötheten Augen, etwas wie väterliche Freundschaft. „Ich war dabei, wie ihre Frau in den Wagen stieg — sie ist mehr werth, als meine Adelheid — die hat mich begraben bei lebendigem Leibe — Alles ist todt in mir. Und ich hätte doch auch leben können, denn ich glaubte an ein Heiligthum — an das Heiligthum der Familie. Begraben Sie sich nicht selbst, wie mich mein Weib begraben — schauen Sie mich an" — er machte eine Bewegung mit Kopf und Hand, als sei jetzt Alles gleichgiltig, Alles vorbei für ihn, und entfernte sich.

Schmidt sah ihm nach, ohne sich von der Stelle zu rühren — dieser Mund hatte es ausgesprochen, was er sich selbst hatte sagen wollen — der Greis da lieferte die Illustration zu dem Text, der mit jeder Minute klarer vor ihm stand. „Habe Dank, Rellinger!" rief er ihm nach und ging in seine leere Wohnung.

Albertine saß unterdeß in ihrer Wagenecke und starrte in die Winterlandschaft hinaus. Der große Entschluß war zur Ausführung gekommen, sie hatte sich ihrer Häuslichkeit gewaltsam entrissen — und Alles um sie her ging seinen gewöhnlichen alltäglichen Gang, als sei gar nichts Außerordentliches vorgefallen. Es war ihr immer, als müßte man ihr das eben durchlebte Drama ansehen; als müßte ihr Jemand etwas Bedeutungsvolles sagen — aber nur in ihrem Innern klang es bedeutungsvoll; und ihre Stimmung ließ sie noch nicht dazu kommen hinzuhorchen, was das eigentlich war. Es sauste ihr in den Ohren — doch das konnte wol von dem Rütteln der Fahrt sein; sie hörte ja dabei ganz deutlich das Gespräch zweier Damen, die mit ihr im Wagen saßen. „Ich würde immer meine Bänder auf der Messe bei ihm kaufen, wenn er nicht so grob wäre", sagte die Eine. — „Ja, denken Sie sich, Liebe, man trägt sein theures Geld zu dem Menschen und muß sich von ihm anfahren lassen!" entgegnete die Andere. Und gegenüber saß Franziska, und Christel erzählte ihr eine Geschichte. „Es war einmal ein König, der hatte zwei Töchter; — die Eine war schön, die Andere war wiescht" — „Was ist das, wiescht?" fragte die Kleine. „Nun — garschtig", und die Erzählung erging sich weiter in den überraschendsten Begebenheiten mit

sprechenden Thieren, die schließlich ihren Wirkungskreis als Menschen wieder einnehmen durften. Und weiter ging es in beflügelter Eile, „Ettlingen!“ — „Malsch!“ — „Muggensturm!“ riefen die Schaffner bei den Stationen; Reisende stiegen aus und gingen in's Land hinein, ihren Beschäftigungen nach — als wäre das Ungewöhnliche ihnen nicht so nah gewesen, daß sie es hätten mit der Hand berühren können.

Franziska schlief ein. Christel sah lange ihrer Herrin in's Gesicht — sie hatte sich noch keine Bemerkung über die plötzliche Abreise erlaubt, jetzt mußte sie auch einmal reden. „So war's 'mal recht!“ sagte sie. Das war doch endlich bedeutungsvoll. Albertine fuhr auf — es ging ihr wie ein Stich durch's Herz. Was ihr selbst auch so streng gerecht und heroisch vorgekommen, fand seine erste Anerkennung — aus diesem Munde! Die alte Dienerin durfte gut oder schlecht finden, was zwischen ihr und ihrem Gatten vorgefallen! Ihr Stolz empörte sich gegen diesen Gedanken und es war ihr plötzlich, als müsse sie Heinrich in Schutz nehmen gegen den Angriff. Aber sie erschrak zugleich über Das, was sie empfand — das ganze Gebäude mußte auf schwachen Füßen stehen, wenn ein erster leiser Hauch von unberufener Seite auch nur einen Stein von der Stelle rücken konnte. Ein unerbittlicher Ideengang führte sie weiter — „Christel spricht ihre Meinung aus — das werden die Anderen auch thun — und was wird meine Mutter sagen!“ Glühende Röthe färbte ihr Gesicht — daran hatte sie noch nicht gedacht, sie hatte gestern nur in einigen flüchtigen Zeilen ihre bevorstehende Ankunft in Freiburg gemeldet und wurde heute gewiß erwartet. Wie sollte sie erklären, was sie gethan? Was hatte denn Schmidt eigentlich verbrochen, um von ihrer Seite den tief ernsten Schritt einer Trennung zu rechtfertigen? — Konnte sie erzählen, daß er an seinem Geburtstage in der Frühe Billard gespielt und dadurch die Entscheidung herbeigeführt hatte! Es kam ihr jetzt plötzlich in der Rückerinnerung Alles so klein und kleinlich vor, daß es ihr unmöglich schien, einer erfahrenen Frau gegenüber daraus die Nothwendigkeit ihres Entschlusses klar zu machen. Eine peinigende Unruhe ergriff sie — einen Moment durchzuckte sie wie ein Blitz der Gedanke — ich kehre um! Aber das konnte sie doch nicht — nach einer solchen Schwachheit hätte sie sich selbst verachten müssen. Und allmälig kehrte ein Zustand verhältnißmäßiger Ruhe zurück. „Meine Mutter muß mich verstehen“, dachte sie; „sie wird mit ihrem Kinde fühlen, was rücksichtslose Vernachlässigung ist — und Schmidt hat ja nicht den leisesten Versuch gemacht, mich zurück zu halten — nicht ein Wort hat er gesagt.“

Sie hatte also am Ende doch recht gehandelt — aber in raschem Wechsel zogen ihr fortwährend die widersprechendsten Empfindungen durch die Brust. Offenburg lag längst hinter ihr — es ging so unerbittlich schnell, sie hätte sich gern noch gesammelt, sie konnte so nicht vor ihre Mutter treten. Der Zug flog an den Stationen vorüber — Freiburg war erreicht!

Des schlechten Wetters ungeachtet stand die Frau Kirchenräthin

am Bahnhof und empfing ihre Tochter mit offenen Armen; doch sprach eine gewisse Besorgniß aus ihrem Blick und ihre erste Frage war: „Was führt Dich zu mir in dieser Jahreszeit?"

„Ich erzähle Dir das zu Hause, Mutter", entgegnete Albertine und erröthete wieder. Sie machte sich viel mit ihrem Gepäck zu schaffen und fieberhaft schnell waren ihre Bewegungen dabei. Sie sprach unaufhörlich auf dem kurzen Wege zum Elternhause; es war viel Zärtliches in Allem, was sie sagte und doch klang es gezwungen und unnatürlich.

Frau Braumann wurde mit jeder Minute ernster und als sie mit ihrer Tochter im Wohnzimmer allein geblieben, wiederholte sie ihre Frage: „Was führt Dich hierher?"

Da stürzte Albertine ihr an die Brust und die Thränen strömten unaufhaltsam — sie schluchzte wie ein Kind, so daß auch der Mutter unwillkürlich die großen Tropfen über die Wangen rollten und es war ihr unmöglich ein Wort vorzubringen. In dem tollen Durcheinander der Gefühle blieb ihr jetzt nur Eines klar — ihre Liebe zu Heinrich — sie konnte ihn nicht anklagen — sie, nur sie war die Schuldige — er stand vorwurfsfrei vor ihr — und als endlich der Sturm sich wenigstens so weit gelegt hatte, daß sie in abgebrochenen Sätzen zu sprechen vermochte — da brach in herzzerreißenden Ausdrücken eine Selbstanklage hervor, als gelte es, ein Verbrechen zu büßen und mit dem Angstruf: „Mutter — Mutter! rette Dein Kind! führe es zurück auf den rechten Weg!" schmiegte sie sich wie Schutz suchend an die treue Leiterin ihrer Jugend.

Lange, lange hielt die Kirchenräthin ihre Tochter umfangen; sie war überrascht und tief betrübt, aber nur einzelne beruhigende Worte sagte sie der Weinenden — noch konnte sie die Lage der Dinge nicht überschauen, die Leidenschaftlichkeit des Augenblicks mußte erst überwunden werden, um eine richtige Beurtheilung möglich zu machen. Frau Braumann gehörte nicht zu den Müttern, die bei der ersten Thräne ihres Kindes die ganze Schuld dem Schwiegersohn auf die Schultern laden. „Komm, Albertine", sprach sie, „erhole Dich, Du bist zu gewaltsam aufgeregt, um ganz verständlich zu sein; — wir nehmen unser Gespräch später wieder auf, und der rechte Weg soll so offen vor Dir liegen, als meine alte Erfahrung ihn Dir weisen kann. Komm, Du mußt etwas zu Dir nehmen" — und nach einer letzten innigen Umarmung geleitete sie die Tochter in ihr Zimmer, das Auspacken und Einrichten begann und verfehlte wenigstens theilweise die Wirkung nicht, die Gedanken der vorherrschenden Richtung abzuwenden.

Erst am späten Abend waren Mutter und Tochter wieder allein und nun schilderte Albertine in traulichem Flüsterton ihr Leben in Karlsruhe mit Allem, was sie empfunden und gelitten. Aber was sie gelitten, wollte vielmehr errathen sein, als daß es deutlich hervorgetreten wäre; ihre ganze Liebe für Heinrich war wieder da und eine Frau mit dem scharfen Blick der Kirchenräthin gehörte dazu, um die plötzliche Trennung nicht für das Resultat einer kindischen Laune zu halten.

Jetzt sah sie klar; Schmidt war offenbar leichtsinnig und rücksichtslos gewesen und hatte seine Frau vernachlässigt — aber unparteiisch wägte sie die Umstände ab und auch Das wurde ihr deutlich, worin Albertine gefehlt hatte. Es war nicht leicht, die passenden Worte für ihren Urtheilsspruch zu finden; sie mußte die Dulderin in ihren eigenen Augen aufrichten, ohne durch zu harte Worte den Gatten der Gattin gegenüber herabzusetzen und doch zugleich auch der Letztern ihren Theil der Schuld vorhalten, ohne ihre so rührend sich offenbarende Reue noch mehr anzuregen. Albertine hing mit ganzer Seele an den Lippen ihrer Mutter; die wohlwollende, liebevolle Strenge der Sprechenden erfüllte sie mit Ehrfurcht und brachte Ruhe in ihre gequälte Brust; sie fühlte sich vor einem gerechten, unparteiischen Richter, dem sie mit unbegrenztem Vertrauen ihr eigenes Urtheil unterordnen durfte, der alle Gefühlsschwankungen mit Sicherheit beseitigte und das Ziel unverrückt im Auge behielt. — Dabei war es so heimlich still im Gemach; ein grüner Schirm bedeckte die Lampe und hüllte Alles in jenes Halbdunkel, in dem es sich leichter von den geheimsten Regungen des Herzens sprechen läßt.

„Du selbst", fuhr Frau Braumann in ihrer Rede fort, nachdem sie Schmidt's Anschauungen von dem ehelichen Leben in's rechte Licht gestellt — „Du selbst bist auch nicht frei von Schuld, wenn auch die Vorwürfe, die Du Dir machst, weniger bitter sein sollten. Du hast gefehlt aus allzu großer Liebe, mein theures Kind, und an der Seite eines Mannes mit einem andern Charakter wäre Dir daraus nicht einmal eine Schuld erwachsen; Männer, die Sinn für die Häuslichkeit in ihrer ganzen Einfachheit haben, verlangen nichts als Liebe; sie gestalten selbst ihr Leben innerhalb der vier Mauern und die Wärme des Frauenherzens macht es zum Paradies — ohne weitere Zuthat. Nicht so ist es mit Schmidt, und daß Du Dich ihm nicht anzupassen gewußt, darin liegt Deine Schuld. Diesem Manne gegenüber durfte es Dir nicht genügen, Dich von ihm lieben zu lassen und ihn wieder zu lieben, Du mußtest handelnd eingreifen in die häusliche Existenz, den Geist Deines Gatten zu fesseln suchen. Denn er hat Geist und hätte sich fesseln lassen, besonders im Anfange Eurer Ehe — das Spätere wäre dann von selbst weg geblieben. In dem Kreise Eurer Bekannten giebt es gewiß der intelligenten Menschen viele — die hättest Du auch an Deinem eigenen Herd versammeln sollen. Daraus hätte sich dann schon manches Anregende für das Alleinsein mit ihm ergeben." —

„Mutter", fiel Albertine ein, „mir ist, als wäre das Alles noch nicht hinreichend gewesen und als hätte ich nicht die Kraft, mehr zu thun."

„Das kommt Dir jetzt so vor, nachdem Du viele Monate hindurch Deine Pflichterfüllung in einem freundlichen Lächeln beim Empfange Deines Mannes gesucht", fuhr Frau Braumann fort; „aber die Liebe ist erfinderisch, wenn es sich darum handelt, ihr Nest auszuschmücken; die Kraft wäre Dir allmälig gekommen, und mit der gewonnenen Kraft hättest Du das Haupt aufrecht getragen in der Ueberzeugung, mitgewirkt zu haben zu der Befestigung Eurer häuslichen Zufriedenheit, statt es

hängen zu lassen und duldend dem Glücke nachzuschauen, das sich mit langsamem Flügelschlage entfernte!"

„Entfernte! Ja, vielleicht auf Nimmerwiederkehr", sagte Albertine leise.

„Muthloses Kind!" rief Frau Braumann und schlang die Arme um ihre Tochter. „Ich selbst trage auch einen Theil der Schuld — ich hätte weniger Zartgefühl haben und Dir von Hause aus die Augen öffnen sollen über die Art, das Zusammenleben mit Deinem Heinrich am rechten Fleck anzufassen. Aber zu spät ist es noch nicht. Jetzt vor allen Dingen — Offenheit! Decke ihm Alles auf, was in Dir wogt — kein Gedanke bleibe ihm verborgen, auch der leiseste nicht! Das ist der Weg, der noch zum Ziele führen muß!"

Am folgenden Morgen schrieb Albertine einen langen Brief, wo Alles drin stand, was sie empfunden, alle Kämpfe der Liebe mit der Bitterkeit, die sie allmälig zu der thörichten Flucht getrieben; aber sie zerriß ihn wieder, zerriß noch einen — was sie geschrieben kam ihr immer wie eine Anklage vor und das Einzige, wovon ihr Herz überströmen wollte, war die innigste, hingebendste Zärtlichkeit. Endlich kam ein Brief zu Stande, aber sie hütete sich wol, ihn der Mutter zu zeigen: „Heinrich! Ich habe Dich verlassen und kann ohne Dich nicht leben! Dein treuloses Weib sehnt sich nach Dir! Hast Du die Kraft, mir zu verzeihen? Könntest Du in mein Herz blicken, Du hättest sie! — Nimm mich wieder auf in Dein Haus — ich will nie mehr klagen! Du sollst nur bisweilen sagen, daß Du mich lieb hast.

Deine Albertine."

„Wie lange wird die Trennung dauern? Hat meine Frau den Faden gewaltsam zerrissen, um ihn nie wieder anzuknüpfen?" Diese Fragen beschäftigten Schmidt unaufhörlich seit der Stunde, wo er allein geblieben. Mehr als einmal setzte er sich hin, um zu schreiben — aber es ging nicht. War auch Albertinen's Abreise eine nicht zu entschuldigende Unbesonnenheit, so mußte er sich doch gestehen, daß er den Entschluß dazu herbeigeführt — Vorwürfe und Geständnisse der eigenen Schuld bekämpften sich gegenseitig in ihm und ließen keinen Brief entstehen. Einige Tage sollten noch vergehen — so viel Zeit als nöthig war, um die Vorgänge in der eigenen Brust zu klären; bis dahin mußte auch ein Vorsatz zur Reife kommen, der ihn schon jetzt in eine gehobene Stimmung versetzte und das Gefühl der Reue siegreich in den Hintergrund drängte — da kam der Brief aus Freiburg an! Nur wenige Zeilen — aber sein herrliches Weib stand wieder vor ihm mit ihrer ganzen, grenzenlosen Liebe — sie ergab sich bedingungslos, forderte Nichts, vergaß in blinder Zärtlichkeit, was sie gelitten und flehte um Verzeihung!

Das war zu viel — das hatte der Verlassene nicht erwartet — er sank in seinen Sessel und eine Thräne tiefer Rührung rollte ihm über die Wange. Was ihm seit zwei Tagen als Nothwendigkeit zu

seiner eigenen Rettung vor Augen gestanden, als Stütze gegen seine Neigungen, denen sein Charakter nicht fest genug die Stirn zu bieten vermochte, erschien ihm jetzt in einem neuen Licht: „Albertinen's warmer Händedruck wird mir sagen, daß ich recht gethan — Alles für sie!"

Kurz wie der erhaltene Brief war die Antwort: „Mein Weib — mein theures Weib! Deine Großmuth drückt mich zu Boden und erhebt mich in den Himmel", schrieb er; „ich habe heute nur ein Wort für Dich: Du bist der anbetungswürdigste Engel, den je Gott auf die Erde gesandt! — Aber Du siehst mich noch nicht so bald — ich muß Dir eine Bürgschaft mitbringen können, sonst darfst Du mir nicht trauen. Habe Geduld und bedenke, daß auch mich die Sehnsucht verzehrt!"

Der ganze Februar verging und die Hälfte des März; die Kirchenräthin blickte ernst vor sich hin, wenn von Schmidt die Rede war — Albertine blieb ruhig und begnügte sich mit kurzen Briefen. Sie sprachen von seiner Liebe und mehr brauchte sie nicht. Es mußte Etwas im Werke sein und erst das Vollbrachte wollte er ihr mittheilen.

Und es kam endlich — nach sechs Wochen vertrauensvollen Harrens. Heinrich schrieb: „Du sagtest mir einst: hättest Du einen Beruf, ich wollte stolz sein auf meine Einsamkeit — nur eine Stunde ungetrübten Glückes mit Dir, und ich klage nicht! — Die Worte hatten sich in mein Herz gegraben — Du sollst stolz sein auf Deinen Gatten und mehr als eine Stunde wird uns bleiben. Bescheiden ist der Anfang — Arbeit bringt mich weiter: ich bin heute früh Practicant im Bezirksgericht geworden! Ein alter Practicant — aber in einem Jahr mache ich mein Staatsexamen, oder die Leute sollen mich nicht mehr Schmidt nennen! — Ich habe eine Freude, als sei ich zum Geheimen Hofrath ernannt. Siehst Du die Zukunft, Albertine? Wirken und schaffen — und ausruhen in Deinen Armen! Herr Gott, ich danke Dir für das Gefühl, das mir die Brust so wunderbar weit macht! Sonnabend bin ich bei Dir und Sonntag reisen wir zurück nach Karlsruhe, wenn die Freude des Wiedersehens mich nicht umbringt."

Sie sahen sich wieder und blieben glücklicher Weise beide am Leben. Aber sonderbar befangen waren sie im ersten Augenblick: Beiden war es, als müßten sie sich schämen, ein so kleinliches Drama aufgeführt zu haben — das jedoch wol Niemand interessiren konnte, als sie selbst und daher gewiß ganz unbekannt bleiben würde. Frau Braumann schloß das Paar mit Innigkeit an die alte treue Brust — der Moment war so feierlich wie jener vor dem Altar — und versprach vielleicht mehr!

Preußens Königliche Schlösser.

Von George Hesekiel.

Das Berliner Schloß.

Unter den Schlössern, in denen Preußens Königthum wohnt, nimmt unbestritten die erste Stelle ein, das „königliche Schloß zu Köln an der Spree“, denn also lautet der urkundliche Titel des berliner Schlosses, weil es nicht in Alt-Berlin, sondern in Alt-Köln, Berlins Schwesterstadt, liegt, die jetzt in Berlin gänzlich aufgegangen ist und nur durch einzelne locale Bezeichnungen und Beziehungen sich noch mühsam im Gedächtniß des Volkes erhält.

Und wer ist der Erbauer des königlichen Schlosses?

Das ist eine Frage, auf welche mancherlei Antwort ertheilt werden könnte, wenn auch schließlich doch nur eine die richtige ist.

Friedrich II., der Eisenzahn, der zweite Kurfürst fränkisch-zollerischen Stammes in Brandenburg, kann nicht als solcher bezeichnet werden, obgleich seine Burg, sein Zwing-Berlin, frenum antiquae libertatis heißt's in der Chronik, also etwa alter Städte Freiheit Zaum und Zügel, wohl so ziemlich an der Stelle des jetzigen königlichen Schlosses gelegen haben wird. Wie der erste Friedrich die invidualе Freiheit des Adels brach zu Gunsten der Idee der Staatseinheit, so dämpfte der zweite Friedrich zu demselben Zweck die communale Freiheit der Städte. Die zollerischen Fürsten waren die Träger des modernen Staats dem mittelalterlichen Reich gegenüber. Wir wissen wenig von dem fridericianischen Schlosse, sagen die Geschichtsforscher mit ruchloser Bescheidenheit, denn in Wirklichkeit wissen sie gar nichts von demselben und diejenigen Theile des Schlosses, welche als Constructionen jenes ältesten Baues bezeichnet werden, haben glücklicher Weise festere Begründung als diese gelehrten Vermuthungen. Wir wissen, daß Kurfürst Joachim II., Hector wird er ziemlich unpassend von den brandenburgischen Historikern genannt, an die Stelle des Friedrichs-Schlosses durch seinen Baumeister Kaspar Theiß ein ganz neues Schloß, drei Geschoß hoch, bauen ließ; der Bau begann 1538 und von diesem Joachim'schen Schloß lassen sich allerdings noch Reste genug mit Bestimmtheit im jetzigen Schloß nachweisen. Joachims Burg war für seine Zeit ein Prachtbau, aber er erlebte die Beendigung desselben nicht; nach ihm regierte und baute am Schloß der sparsame und kluge Kurfürst Hans Georg, sein Baumeister war Graf Roches Lynar, der kunstverständige Toskaner, unter welchem Hans Räspell, Peter Kummer, der feine Sachse, den Kurfürst August von Sachsen dem lieben Bruder von Brandenburg auf einige Zeit freundlichst borgte, und Peter Niuron arbeiteten. Unter der folgenden Regierung des frommen und edlen Kurfürsten Joachim Friedrich führte Peter Jedemann, der Maurer, und Kaspar Schoch, der Zimmermeister, die Schloßbauten; neben ihnen aber tritt auch Hans Leipziger, der Ofensetzer, mit dem schönen Anerbieten auf, das Dach des Schlosses mit bunten glasirten Steinen, die sehr dauerhaft sein sollten, zu belegen. Seine Steine entziehen sich übrigens unserer Kritik, denn leider ist sein Anerbieten nicht zur Ausführung gekommen. Auch unter den folgenden Regierungen wurde immer fort gebaut, Hans Georg und Joachim Friedrich hatten starke Nachkommenschaft und zu jener Zeit lebte noch die ganze Sippschaft gern in einem Haus

zusammen, man sprach deßhalb ganz bezeichnend vom kurfürstlichen Hause; der Begriff der Familie umfaßte damals nicht nur ein Elternpaar und dessen Nachkommenschaft, sondern den ganzen Stamm mit allen Zweigen und Zweiglein. Jede neue Ehe machte eine Erweiterung, oder einen neuen Anbau nöthig. So entstand das Schloß zu Köln an der Spree, ein ziemlich wirres Durcheinander von Flügeln, Quergebäuden, Treppen, Galerien und geheimen Vertiefungen, in welchem sich's wahrscheinlich sehr behaglich wohnte, das sich aber wenig fürstlich ausnahm und dem ästhetischen Blick zum höchsten Anstoß gereichen mochte. Völlig zum Gräuel aber wurde das Schloß, als die harte Hand des Dreißigjährigen Kriegs darauf fiel, als die Galerien einbrachen, die Treppen zusammenstürzten, die Dielen verschwanden und die Glasscheiben aus dem Blei splitterten.

Es ist gewiß nicht übertrieben, wenn eine Nachricht aus jenen Tagen schmerzlich versichert „man müsse sich vor den Fremden schämen, die dieses Residenzschloß sähen." Indessen der große Kurfürst kam zur Regierung und sofort begann er die Herstellung des Schlosses seiner Väter und betrieb dieselbe, trotz der Zeiten Ungunst, so energisch, daß 1648 Alles wieder unter Dach war und sein Vertreter, der Kammerpräsident Bernd von Arnim schon wieder Deckengemälde von Michael Hirte malen lassen konnte. Nach dem westphälischen Frieden wurden auch wieder Neubauten begonnen, Erweiterungen und Verschönerungen aller Art. Des großen Kurfürsten Baumeister waren Memmhardt und de Chezie, M. M. Smid und Nehring, die zum Theil auch noch unter der folgenden Regierung arbeiteten.

So entstand ein Conglomerat von zum Theil sehr schönen und stattlichen Gebäuden, dem aber Würde und Einheit fehlten, was keiner schmerzlicher vermißte als Kurfürst Friedrich III., der sich nicht nur die preußische Königskrone auf's Haupt setzen, sondern die neue königliche Würde von Preußen auch in einem wirklichen Königsschlosse wohnen lassen wollte.

Man hat gar viel von der Prachtliebe des ersten Königs gesprochen, aber man hat oft vergessen dazu zu bemerken, daß der Prachtliebe Friedrichs ein geläuterter Geschmack zur Seite ging; man hat diesen klugen, zurückhaltenden, sanften und doch tapfern König überhaupt unterschätzt; Prunk und Pracht waren damals noch gewaltigere Machtmittel als heut zu Tage, man wirkte damit stärker auf die Gemüther als man jetzt denkt, obgleich auch noch heute Prachtentfaltung nicht gering angeschlagen werden darf.

Auf Friedrichs Befehl unternahm es der unsterbliche Meister Andreas Schlüter, aus all den Gebäuden und Häusern ein königliches Schloß zu schaffen; der Bau begann 1699 und als sich Friedrich I. 1701 die preußische Königskrone aufs Haupt setzte, da war, in seinen Grundzügen, auch das preußische Königsschloß fertig. Schlüters Werk ist im Wesentlichen das Schloß zu Köln an der Spree, seine Pläne wurden ausgeführt trotz der ungeheuren Schwierigkeiten, welche ein solcher Bau bieten mußte und sein bleibt der Ruhm, wenn auch der Preis des Werkes ihm durch böse Intrigue entzogen wurde.

Unser geehrter Freund George Hiltl hat in seinem großen Roman „Der Münzthurm" mit historischer Treue die Kabalen geschildert, durch welche der pfälzische Freiherr von Kolbe, Reichsgraf von Wartenberg, den großen Schlüter verdrängte und an seine Stelle den General Eosander von Goethe brachte, der übrigens kein ungeschickter Baumeister war, wenn ihm auch der Genius Schlüter's fehlte.

So wie es Schlüter geplant und größtentheils auch ausgeführt, so steht das königliche Schloß noch heute vor uns; ein nicht ganz regelmäßiges, aber imposantes Viereck. Es trägt so charaktervoll den Stempel des Königsschlosses, daß die französischen Soldaten, die es 1806 in Preußens dunkelster Stunde sahen, sofort ausriefen: „Ah, le Louvre!“ Sie erkannten also auf den ersten Blick das Königsschloß. Dieser Ausruf war gewiß eine unverdächtige Anerkennung für den Meister Andreas Schlüter.

Des Vierecks längste Seite ist die an der Spree, die Ostseite; hier sind die Constructionen der älteren Bauten noch am merkbarsten erhalten: der Joachimische Erker an der Ecke nach der langen Brücke, die alte Erasmuskapelle, der Gefängnißthurm, der von seinem Kupferdach der „grüne Hut“ genannt wurde, das Haus der Herzogin und die Bauten des großen Kurfürsten. Die Südfronte nach dem Schloßplatz, mit ihren beiden schönen Portalen, so wie die Nordfronte nach dem Lustgarten mit den beiden entsprechenden Portalen sind auch in der Ausführung Schlüter's Werk. Die Westfronte nach der Schloßfreiheit, es ist die Hauptfronte, obwol sie die schmalste Seite bildet, gehört in der Ausführung dem Eosander von Goethe. Das mächtige Portal ist dem Triumphbogen des Septimius Severus nachgebildet, übertrifft denselben aber an Größe. Ueber diesem Portal steht die neue Schloßkapelle mit der Kuppel, das Werk Friedrich Wilhelm's IV., des vieldulbenden frommen Königs. Und wenn jetzt die Purpurstandarte des Königs von Preußen eingezogen wird auf dem Palais unter den Linden und der deutsche Kaiser sich zur Eröffnung des Reichstags nach dem Schloß begiebt, dann entwickelt des neuen deutschen Reiches goldene Standarte mit dem schwarzen Adler ihre schweren Falten über dieser Kuppel und fliegt prächtig im Sonnenschein und Morgenwind über der Erfüllung nationaler Sehnsucht.

Das Schloß umfaßt in seinem Viereck vier Höfe; in den ersten, den äußern oder vordern Hof, führen drei Portale, von der Schloßfreiheit, vom Schloßplatz und von dem Lustgarten; neben dem südlichen Portale ist die Schloßwache im ersten Geschoß; hier steht jetzt auch der eherne Sanct Georg von Kiß. Durch das Quergebäude tritt man in den innern Hof, in den auch die beiden anderen Portale vom Schloßplatz und vom Lustgarten führen. In dem zweiten Quergebäude ist das schöne große Schlüter'sche Portal, in welchem zwei Treppen, die eine ohne Stufen, hinaufführen; hinter diesem Gebäude befindet sich links der Eishof und dahinter die große königliche Küche, rechts ein ganz kleiner, fast mittelalterlicher Burghof, der sonst der Hof der Herzogin oder der Kapellenhof hieß; dieser Hof giebt noch sehr anschaulich kund, wie das ganze Schloß vor Schlüter gewesen.

Der Inschriften, die an manchen anderen Schlössern so viel Noth machen, sind hier nur wenige. Außen am Eosander'schen Portal liest man:

Haec sunt Friderici medio molimina bello,
Condidit is tantam belligerando domum.
Victori respondet opus. Debebat in urbe
Non aliter Prussus Mars habitare sua.

Zu Deutsch: „Das ist das gewaltige Gebäude, welches Friedrich mitten im Kriege gründete, das große Haus baute er kriegführend, des Siegers ist das Werk würdig. Der preußische Kriegsgott durfte nicht anders in seiner Hauptstadt wohnen.“

An der innern Seite steht: „Der in Gott ruhende König Friedrich von Preußen, Kurfürst von Brandenburg, hat nach Wiederherstellung des alten Preußenreichs das königliche Schloß gegründet und der Würde des Königreichs gemäß erweitert; Er, der Erhabene, der die schönen Künste zu der Hauptstadt und seines Jahrhunderts ewiger Zierde wiederherstellte."

An der Kuppel Ring liest man mit goldenen Buchstaben auf blauem Grund: „Es ist in keinem anderen Heil, ist auch kein anderer Name dem Menschen gegeben, denn in dem Namen Jesu, zu Ehren Gottes des Vaters. Daß in dem Namen Jesu sich beugen sollen aller derer Knie, die im Himmel und auf Erden und unter der Erde sind."

Am ersten Portal an der Schloßplatzseite lautet die Inschrift:

Regiae quam P. O. M. Fridericus. Elector erigi ac subst.
jussi. nov. faciem
Idem Boruss. Rex ausp. coronat perfectam invenit.
Inchoata. A. O. reparati CIↃDCXCIX.
Perfecta anno novi saeculi, regni prussici primo.

„Angefangen im Jahre 1699 der neuen Zeitrechnung. Das königliche Schloß, welches der durchlauchtigste Kurfürst Friedrich zu bauen befahl, hat derselbe als König mit Gottes Hülfe mit einer neuen Seite versehen. Vollendet im ersten Jahre des neuen Jahrhunderts und des preußischen Reichs."

Am zweiten Portal steht: „Nach Beendigung des Pommer'schen Kriegs hat Friedrich Wilhelm König von Preußen, Kurfürst von Brandenburg, das königliche Schloß, das von seinem in Gott ruhenden Vater vergrößert worden war, vollendet und beide Gebäude durch einen Flügel verbunden. Im Jahre 1716 der christlichen Zeitrechnung."

Wir wollen an diesen Inschriften keine Kritik üben, haben aber absichtlich ein paar der Inschriften im lateinischen Original gegeben, um zu zeigen, daß sich im Lateinischen Manches ganz leidlich lesen läßt, daß man aber im Deutschen, nothwendig fast, plump und geschmacklos wird, wenn man schmeichelt.

Zu den Sonderbarkeiten des Schlosses gehört es auch, daß die sehenswürdigsten Räume desselben mit wenigen Ausnahmen im dritten Geschoß liegen. Darum werden wir zuerst einen Umgang durch das dritte Geschoß halten. Wir besuchen zunächst die Paradekammern, und zwar suchen wir uns Tage aus, wo dieselben besonders interessant waren, das letzte Ordensfest und das letzte Hoffest im Januar und Februar 1872.

Das Krönungs- und Ordensfest, eine Stiftung König Friedrich Wilhelm's III. (unser verehrter Freund Geheimrath Ludwig Schneider hat eine interessante kleine Schrift über dieses Fest, Berlin 1870, herausgegeben) ist ein ganz specifisch preußisches Fest, das sonst nirgendwo etwas Aehnliches hat. Am Jahrestage der Aufrichtung des Königreichs Preußen, 18. Januar, oder dem nächsten Sonntage vorher oder nachher, versammelt der König die Ritter und Inhaber der verschiedenen Orden und Ehrenzeichen, die er im Laufe des Jahres ernannt hat, oder Denen er an diesem Tage selbst eine Auszeichnung verleiht, als seine Gäste um sich, läßt sie sich vorstellen, geht mit ihnen zum Gottesdienst in die Schloßkapelle und speist dann gemeinschaftlich mit ihnen; ein preußisches Familienfest, auf welchem der General mit dem Stern eben so gnädig empfangen wird wie der Dorfschulz im langen blauen Rocke mit dem allgemeinen Ehrenzeichen.

Dieses Ordensfest war des Krieges wegen 1871 ausgefallen und hatte 1872 eine doppelte Bedeutung und höhern Glanz durch die Wiederaufrichtung des Ordenszeichens vom Eisernen Kreuz und durch die Stiftung des Verdienstkreuzes für Frauen und Jungfrauen.

Die zum Ordensfest geladenen Gäste fuhren oder kamen zu Fuß wie sonst durch das erste Portal der Lustgartenseite in den innern Hof und traten durch das große Schlüter'sche Portal im Quergebäude ein, wo sie durch die königliche Hofdienerschaft in leuchtender Galalivrée empfangen wurden. Sie stiegen auf der Stufentreppe, wahrscheinlich ist es auch Niemandem verwehrt den andern Aufgang ohne Stufen zu wählen, bis ins dritte Geschoß.

Der erste Raum hier ist der Schweizersaal, wo einst zu König Friedrichs I. Zeiten die Schweizergarde Wache hielt; heute steht hier eine Wache der Schloßgarde, lauter gediente Unteroffiziere, aufmarschirt, und weithin tönen ihre Commandos zum Honneurmachen Hinter der aufgestellten Mannschaft aber flammen mächtige Holzstöße in den hohen Kaminen und es weht den Eintretenden schon ein Hauch aus Friedrich's Prachtzeit an, der im Weiterschreiten immer stärker wird, denn Friedrich I. hat diesen Paradekammern den Charakter der königlichen Prachtliebe aufgedrückt, der ihm selbst von der Nachwelt vorzugsweise beigelegt wird.

Aus dem Schweizersaal kommen wir in die beiden Vorkammern, deren jetzige Einrichtung von König Friedrich Wilhelm IV. herrührt; sie sind mit den Bildern der schönen Schwestern des großen Friedrich geschmückt; da ist die scharfaugige und spitzzungige Lieblingsschwester, die Wilhelmine von Baireuth, dann die schöne und gute Ansbach'sche Markgräfin und die stolze geistvolle Königin Ulrike von Schweden, die Mutter Gustav's III., endlich Amalie, um die der romantische Zauber einer schauerlichen Liebestragödie weht.

Die erste der Paradekammern heißt die Königskammer, hier hängen die Bilder der preußischen Könige: Friedrich I. mit dem feinen, stillen, durchgearbeiteten Antlitz; der gestrenge Soldatenkönig Friedrich Wilhelm I. mit dem derben runden Gesicht, in dem sich allerdings eine gewisse Barbarenart nicht verleugnet, die aber nicht nur an seine Haustyrannei und Strafgrausamkeit, sondern auch an seine in jener Zeit wahrhaft erquickliche Sittenreinheit und herzhafte Männlichkeit erinnert; dann die aller Welt bekannten Züge des alten Fritz. Zu Pferd ist allein der Roi-Chevalior des Hauses, König Friedrich Wilhelm II., dessen liebenswürdige Persönlichkeit und Herzensfreundlichkeit bei mannichfachen Schwächen doch einen unsagbaren Eindruck auf seine Zeitgenossen gemacht hat. Wir haben Damen gekannt, deren Wangen sich färbten, deren Augen leuchteten noch im höchsten Greisenalter, wenn sie von diesem Könige sprachen. Dann das schlichte bürgerliche Antlitz unseres guten alten Herrn, Friedrich Wilhelm III., und endlich die geistvollen Augen und der liebliche Mund des hochseligen Friedrich Wilhelm IV., „cui dedit ore rotundo musa loqui."

Aus dieser Königskammer geht es rechts in die Kammern des ersten Friedrich; wir wenden uns aber zunächst links und betreten die lange Reihe der Paradekammern, deren Thüren mit Kammerdienern, Jägern und Fußlakaien in Gala doppelt besetzt sind. In den verschiedenen Kammern sind die Ritter der verschiedenen Orden zur Vorstellung locker geordnet. Zuerst kommen wir in die Drapd'or-Kammer, dann in die Brandenburgische oder Rothe Adlerkammer, hier war die große Deputation der Ritter des Eisernen Kreuzes dem mächtigen Camphausen'schen Bilde des großen Friedrich gerade

gegenüber aufgestellt. Dann folgt der Rittersaal, wo die Thronsessel des Königspaars stehen, über denselben hängt der silberne Schild, ein Meisterwerk von Georg Hossauer, den die Stadt Berlin 1840 Friedrich Wilhelm IV. zur Huldigung darbrachte. Dem Thron gegenüber befindet sich ein Credenztisch mit riesigen silbernen alterthümlichen Schüsseln, Kannen, Bechern, Humpen und Krügen. Ueber der Hauptthür ist der sogenannte silberne Chor, ein reich versilbertes Holzschnitzwerk; Friedrich Wilhelm I. hatte diesen Chor 1737 von massivem Silber, wenn wir nicht irren in Augsburg anfertigen lassen, der alte Fritz schickte in schwerer Zeit der Kriegsbedrängniß die Silbermasse in die Münze. Hier wurden den neuen Rittern ihre Orden durch ein Mitglied der Generalordenscommission eingehändigt. Auf den Rittersaal folgt die Preußische oder Schwarze Adlerkammer, wo die Capitel des hohen Ordens vom Schwarzen Adler abgehalten werden. Dann kommt die Friedrichs-Kammer; ein Raum nur trägt speciell den Namen des Fürsten, dessen Charakter allen fünf Gemächern aufgedrückt ist; die Wände sind mit rothem Sammet bekleidet. Dann folgt die alte (eigentlich mittlere) Kapelle mit zwölf röthlichen korinthischen Säulen. Friedrich II. war der letzte König, der hier getauft wurde. Dann folgt die Gemäldegalerie, in der sich aber nur noch Gemälde befinden, die in einer nähern Beziehung zum königlichen Hause stehen, zahlreiche Meisterwerke der Kunst, die sonst hier waren, sind an das Museum abgegeben worden. Von der Gemäldegalerie tritt man zunächst in die Königinnen-Kammer, wo sich sämmtlicher Königinnen von Preußen Portraits finden. Sophie Charlotte, die philosophische Königin, deren Gesichtsbildung doch der ihres rauhen Sohnes Friedrich Wilhelm I. nicht ganz unähnlich ist; die schöne Sophie Dorothee, die freilich vor ihrem gestrengen Eheherrn „wegen Fritzen" oft genug zittern mußte, die aber doch auch den Trost hatte, daß Friedrich Wilhelm I. seinem „Fiekchen" niemals untreu gewesen in seinem Leben, trotz Grumbkow's listiger Verlockung. Dort ist auch das feste gute Antlitz der Königin Elisabeth Christine von Braunschweig, der Gemalin des großen Friedrich, die sich achselzuckend abwendete, als man ihr die Tapferkeit ihres Neffen pries „als wenn die Prinzen von Braunschweig nicht immer tapfer gewesen", die sich aber auch gewaltig verwunderte, als unter Friedrich Wilhelm II. im Kirchengebet die Bitte um „königliche Gedanken" gestrichen wurde. „Mein seliger Herr doch auch ein großer Herrscher gewesen, sich aber niemals geschämt Gott um königliche Gedanken zu bitten." Dann die milden Züge der „Königin Frau Mutter", der Mutter Friedrich Wilhelm III., deren Wittwentitel sich in Berlin so festgesetzt hatte, daß man bei ihrem Sterben auf gut Berlinisch fragte: „Wer wird aber nun Königin Frau Mutter?" Worauf der allzeit fertige Berliner Witz antwortete: „Graf Schulenburg-Kehnert!" Dieser Minister hatte nämlich eine wahre Unzahl von Aemtern und Titeln. Die meisten Blicke hingen aber doch noch immer mit Rührung an der fast idealen Gestalt der Königin Louise, an der Unvergeßlichen. Dieses Königinnen-Zimmer war anfänglich eine holländische Prunkküche, mit blauen Fließen ausgesetzt; Friedrich Wilhelm I. hielt hier der Kühle wegen öfters das Tabakscollegium.

Aus diesem Gemach endlich tritt man in den Weißen Saal, der von der Ecke nach der Schloßbrücke durch zwei Geschosse bis zum großen Portal des Eosander von Goethe reicht. An dieser Ecke stand jener Münzthurm, der Schlüter's Sturz zu Wege brachte; man nöthigte nämlich den Meister,

obwol er selbst dagegen war, noch ein Glockenspiel auf den Thurm zu setzen, der ohnehin schon nicht stark genug war. Er bekam Risse und mußte abgetragen werden, das benutzte die Cabale zu Schlüter's Sturz. Das Glockenspiel aber hat der König der Parochialkirche geschenkt; es ist unter dem Namen „die Singe-Uhr“ populär geworden und läßt noch heute bei jedem Glockenschlage eine Choralmelodie satzweise ertönen. Und unter dieser verhängnißvollen Singe-Uhr liegt der Reichsgraf Kolbe von Wartenberg, der Schlüter stürzte, begraben.

Und nun der Weiße Saal — in seiner jetzigen Gestalt ist er ein Werk Friedrich Wilhelm's IV. — mit seiner blendenden Pracht in Gold und Weiß, mit seinen riesigen Dimensionen, was hat er Alles gesehen! Hier tagte die Dreiständе-Curie des ersten vereinigten Landtags, hier hielt der Abgeordnete der Ritterschaft von Jericho, der Deichhauptmann von Bismarck seine erste öffentliche Rede, hier machten sich fast alle die nachherigen parlamentarischen Größen Preußens zuerst bemerkbar; hier wurden so viele Landtage eröffnet, dann der erste Norddeutsche Reichstag und endlich der erste Reichstag des deutschen Reiches. Welche Erinnerungen aus einer so kurzen Vergangenheit!

Doch wir sind auf dem Ordensfeste 1872; noch wogt die Menge der Gäste in Uniform und Frack durcheinander und fast ängstlich wird die Frage wiederholt: „Wird der König kommen? Er war gestern unwohl!“ Denn ohne den König hätte das Fest allen Glanz verloren. Der König, König Wilhelm, denn es wird wenig Preußen über fünfzig Jahre geben, die sich des alten, lieben, vertrauten Königsnamens entwöhnen können zu Gunsten des neuen Kaisertitels. Der Kaiser gehört der Jugend, der Zukunft.

Plötzlich entstand eine tiefe Stille, man hörte den lauten Commandoruf aus dem Schweizersaal, das Klirren der Waffen, die zum Honneur präsentirt wurden, dann trat Er ein, unser geliebter Herr, stattlich und schön, mit dem milden, stillen Lächeln in den Augen und um den Mund, das Aller Herzen gewinnt, weil es aus seines Herzens Tiefe kommt. Er trug die große Generalsuniform, neben dem Stern und dem Orangebande des Schwarzen Adlerordens den russischen Orden von Sanct Georg. Die Inhaber der Ehrenzeichen begrüßte er in den Vorkammern; die Ritter des Kronen-, Rothen Adler-, Johanniter- und Hohenzollernordens in der Drapd'or- und der Königskammer; mit kräftiger Stimme hielt er eine kurze Anrede an die Ritter des Eisernen Kreuzes in der Brandenburgischen Kammer, deren Wände mit rothen Adlern bedeckt sind.

Dann trat er mit der Kaiserin und den Prinzen und Prinzessinnen des königlichen Hauses in den Rittersaal, wo er, vor dem Thronsessel stehend, die Cour der an diesem Tage neuernannten Ritter annahm. Der Präses der Generalordenscommission, General von Bonin, stellte die Ritter den Majestäten vor. Die Kaiserin trug eine Robe in Weiß und Gold, darüber eine Schleppe von Purpur und Hermelin mit Adlern und Kronen gestickt. An der linken Brust trug sie den Louisenorden, dazu Stern und Band vom Schwarzen Adler und ein Brillantdiadem mit aufrecht gestellten, birnenförmigen Perlen. Der Kaiserin Schwester, die Prinzeß Karl von Preußen, trug Robe und Schleppe von goldgesticktem, weißen Atlas; wie alle Prinzessinnen des königlichen Hauses, den Louisenorden an der linken Schulter, und das große, rothe Band des prachtvollen russischen Katharinenordens; ihr Schmuck war in Brillanten und herrlichen Opalen. Nach der Cour zog sich der Kaiser zurück und ließ sich durch den Kronprinzen, seinen Sohn, vertreten.

Nun begann der Festzug unter dem Vortritt der Hofchargen und der Mitglieder der General-Ordenscommission mit Cavalieren und Pagen nach der neuen Schloßkapelle zum Gottesdienst. Diese Kapelle, in die man aus dem weißen Saal durch das Treppenhaus des Eosander'schen Portals kommt, ist prächtig und würdig zugleich, ein wahrer Heiligenschrein in Edelstein und Edelmetall. Generalsuperintendent Dr. Hoffmann hielt die Festrede, der Domchor führte die Gesänge mit bekannter Meisterschaft aus. Nach dem Gottesdienst und der Rückkehr in die Paradekammern ließ sich die Kaiserin noch einige Deputationen und mehrere Personen im Rittersaal vorstellen, bis der Oberst-Hof- und Hausmarschall Graf Pückler der Kaiserin die Tafel ankündigte. Zur Tafel im Weißen Saal führte die Kaiserin ihr Sohn, der Kronprinz, er war in Generalsuniform, ihr folgte die Kronprinzessin in einer weißen, goldgestickten Robe, darüber eine Schleppe aus indischem Goldstoff und Hermelin, Prinz Arthur von Großbritannien, in einer dunklen englischen Jägeruniform, führte seine Durchlauchtigste Frau Schwester; dann kam der Generalfeldmarschall Prinz Friedrich Karl mit seiner Durchlauchtigsten Frau Mutter und der Generalfeldzeugmeister Prinz Karl mit der Frau Herzogin Wilhelm von Mecklenburg. Bei Tafel blieb der Platz des Kaisers leer, auch der Reichskanzler, Fürst Bismarck, fehlte wegen Unwohlseins zwischen den Botschaftern Rußlands und Oesterreichs, der Kaiserin gegenüber. Den Toast auf die neuen Ritter und Inhaber von Ehrenzeichen brachte der Kronprinz anstatt seines kaiserlichen Vaters aus. Vor den Plätzen der höchsten Herrschaften waren Palmenzweige aufgestellt; sie deuteten aber nicht auf den gewonnenen Frieden, sondern werden stets als eine wehmüthige Erinnerung an die Königin Louise, die noch bei dem ersten Ordensfest zugegen war, aufgestellt.

Nach der Tafel wurde der Kaffee in den Paradekammern eingenommen, wobei dann Heiterkeit, fast Ungezwungenheit herrschte; es ist ein äußerst bewegtes, frohes Durcheinander. Einige Gäste benutzen die günstige Gelegenheit sich den höchsten Herrschaften vorstellen zu lassen, die in huldvollster Weise unter der Gesellschaft verkehren; Andere blicken aus den Fenstern nach dem Museum und dem Zeughaus hinüber und auf den Lustgarten nieder, ein höchst interessanter Ausblick, der freilich im Sommer weit schöner ist, wenn die Sonnenstrahlen um das grüne Laub spielen und König Friedrich Wilhelm III. von Erz und hoch zu Roß zwischen den sprühenden Springbrunnen gerade auf das Portal zureitet, vor welchem die beiden ehernen Pferdebändiger ihre Rosse halten, welche der berliner Witz einst als den gehemmten Fortschritt und den geförderten Rückschritt bezeichnete. Diese Bildwerke sind von den Baron von Clodt-Jurgensberg; Friedrich Wilhelm IV. ließ sie, ein Geschenk des Kaisers Nicolaus von Rußland, hier aufstellen, als er die anmuthige Blumenterrasse anlegte, die sich an der ganzen Lustgartenseite des Schlosses hinzieht. Bei der Ecke nach der Schloßfreiheit schließt eine Säule mit dem Pradier'schen Adler die Terrasse ab. Ueber diesem Portal befinden sich zwei vergoldete Balcons, auf den im zweiten Geschoß tritt man aus dem Pfeilersaal, auf den im dritten aus der schon erwähnten Gemäldegalerie. Die meisten Gäste betrachten wol die alterthümlichen Kunstsachen, die kostbaren Spiegel und Glas- und Krystallkronen, die verschiedenen Weihegeschenke, die den Königen dargebracht wurden und die Gemälde, welche diese Gemächer zieren; diese Gemälde sind vorzugsweise Familienbilder und es ist ganz interessant zu beobachten, wie in der einen

Kammer die russische, in der andern die braunschweigisch-englische Verwandtschaft vorherrscht; die anderen fürstlichen Geschlechter sind nur durch einzelne Personen vertreten. Das bunte und unruhige große Menzel'sche Königsbild erregt manches Kopfschütteln, doch muß zur Stimme der Wahrheit bemerkt werden, daß es in einer ganz ungünstigen Beleuchtung hängt. Es belohnt sich wol, in die sogenannten Papierkammern, neben den Paradekammern nach dem Schloßhof, einzutreten; dort sind manche interessante Gemälde, unter Anderen ein Krüger'sches Paradebild, auf dem sich eine Menge Portraits von bekannten Berliner Persönlichkeiten aus den dreißiger und vierziger Jahren auffinden lassen, namentlich Schauspieler und Künstler. Die Papierkammern verdanken ihren Namen übrigens dem Umstande, daß sie die ersten Zimmer im Schlosse waren, welche mit Papiertapeten bekleidet wurden.

Hat das Ordensfest die größere Eigenthümlichkeit für sich, so strahlt der Hofball in noch höherm Glanz; denn die reichen und geschmackvollen Damentoiletten, die unsagbare Mannigfaltigkeit der Uniformen, denen sich die Ornate der Universitäts-Rectoren und Decane, so wie die Amtsketten der städtischen Beamten anschließen, der leuchtende Ordensschmuck, ja auch die Schönheit der Gesichter und Gestalten bekommt noch einen reizendern Schimmer durch die feenhafte Beleuchtung der prachtvollen Räume.

Im Weißen Saal begrüßt König Wilhelm, der Kaiser, die Botschafterinnen und Gesandtinnen; so sieht man den hohen Herrn selten, er trägt heute die rothe Gesellschafts-Gala Seiner Gardes du Corps, dazu um die Schulter das blaue Band des englischen Sanct Georgsordens und das Knieband, das heißt den Hosenbandorden zu Ehren seines Pathen, des englischen Prinzen Arthur; auf der andern Seite beginnt die Kaiserin ihren Umgang bei den fürstlichen Damen. Die Kaiserin trägt eine Robe von silbergesticktem Tüll, einen Ueberwurf von weißem Atlas, berändert von grünem Laubwerk, das Orangeband des Schwarzen Adlerordens, einen Schmuck von Smaragden und Brillanten. Hier die hochragende Heldengestalt des Kronprinzen in der Uniform der Königin-Kürassiere, des seit Hohenfriedberg hoch berühmten Regiments Anspach-Baireuth-Dragoner, neben ihm seine Gemalin in himmelblau mit Rosen. Dort schreitet der Feldmarschall Prinz Friedrich Karl dahin, in dem rothen Kriegsrock der Ziethenhusaren mit dem spähenden Blick des Waidmanns in den einsamen Augen. Als Tänzer macht sich von allen Prinzen des Hauses aber eigentlich nur Prinz Friedrich Albrecht in Dragoneruniform bemerkbar. Der Prinz-Admiral schreitet auf dem Parquet des Weißen Saals wie auf den Planken seines Flaggenschiffes und erfreut sich sichtlich der großen Zuneigung, die sich für ihn von allen Seiten achtungsvoll kundgiebt. Um die stattliche Gestalt des Prinzen Karl zieht sich von Zeit zu Zeit eine dichte rothe Wolke zusammen, es sind die rothuniformirten Johanniterritter, welche ihren hochwürdigsten Heermeister begrüßen. Ueberall hört man berühmte Namen nennen und überall neigt man sich vor den Helden der letzten Kriege.

Aber für die achtzehnhundert Gäste würden selbst Weißer Saal und Paradekammern nur mäßigen Spielraum gewähren, deshalb sind auch die Räume rechts vor der Königskammer und die an der Wasserseite für die nicht Tanzenden geöffnet.

Also die Kammern König Friedrichs I. und die Braunschweigische Kammer; auch die von geheimnißvollen Sagen umwobene Brautkammer, wo so viele fürstliche Beilager gehalten wurden; die Sammetkammer und die Kur-

fürsten- oder Kugelkammer, aus deren Fenstern man über die Spree nach der Burgstraße hinüber blickt. Die Kammer hat ihren Namen von etlichen schwedischen Vollkugeln, die hier aufbewahrt werden; angeblich wurden sie in das Schloß selbst geschossen. Dann folgt eine boisirte Galerie in Renaissancestil, in welcher auch das Bibliothekszimmer der philosophischen Königin untergegangen ist, und endlich die Elisabethkammern. In der Galerie ist eine prachtvolle Tafel errichtet, wer daran keinen Platz findet, hat die Auswahl unter zwölf reichbesetzten Credenztischen, an denen die köstlichsten Weine der königlichen Kellerei freigebig dargeboten werden.

So dehnt sich der Schauplatz des königlichen Festes von dem großen Portal an der Schloßfreiheit hin, die ganze Lustgartenseite hinunter, dann an der Spreeseite herum bis zum Schloßplatz aus.

An der Schloßplatzseite schließen sich jenseits des Elisabethsaals die Gemächer des Generalfeldmarschalls Prinzen Friedrich Karl an, zu denen aus dem zweiten Portal dieser Fronte eine wahrhaft königliche Treppe mit gekuppelten Säulen hinaufführt; diese Treppe bietet einen besonders malerischen Anblick, wenn bei Ihren königlichen Hoheiten Ball gewesen ist, dann bildet jeder Treppenabsatz, wo Holzstöße in den hohen Kaminen flammen, eine Art von idealem Lager; die Damen lagern hier vor dem Feuer auf den Stufen und harren auf das Vorfahren ihrer Wagen, was oft lange genug dauert, und sind bemüht, ihrer Geduld durch heitern Scherz aufzuhelfen. Das Wohnzimmer des siegreichen Prinzen, mit Bärendecken und anderen Jagdtrophäen geziert, blickt auf den vordern Hof, unter demselben im ersten Geschoß ist die Schloßwache. In dem Nebengemach liegt auch der historische Laubsack, das schlichte Soldatenlager des Eroberers von Metz.

Prinz Friedrich Karl ist der einzige Prinz des königlichen Hauses, der im Schloß zu Köln an der Spree wohnt. Er ist auch in diesem Schloß geboren; seine Durchlauchtigsten Aeltern, der Prinz und die Prinzessin Karl bewohnten damals die Gemächer im zweiten Geschoß, gerade unter denen, welche ihr Sohn jetzt inne hat. Auch der große Kurfürst und der große König sind im Schloß geboren.

Das Schloß hat übrigens als Wohnung niemals großen Beifall bei den Mitgliedern des königlichen Hauses gefunden; die Zeiten haben sich eben geändert: wo sich die alten Markgrafen von Brandenburg geflissentlich zusammendrängten, da suchen sich ihre Nachkommen gern ein kleineres Palais für sich allein. Schon König Friedrich Wilhelm I., der doch den Schloßbau eigentlich erst beendete, hauste lieber in Potsdam, oder noch schlichter in Wusterhausen und Cossenblat. Er bewohnte im Schloß die sogenannten petits Kammern, nach der Lustgartenseite und der Schloßfreiheit gelegen. — Wol zu bemerken, daß damals der Lustgarten der Exercierplatz der Berliner Garnison war und daß der Soldatenkönig über eine Nebenflur wie's Wetter hinunterfahren konnte, wenn er da unten was sah, was ihm nicht gefiel. Und es gefiel ihm oft etwas nicht. Königin „Fiekchen" bewohnte die Gemächer im Geschoß darüber. Ihr Sohn, der Große Fritz, ließ ihr dieselben nach seiner Thronbesteigung neu und prächtig meubliren, was der gestrenge Ehemann sparsam verweigert hatte. König Friedrich Wilhelm II. bewohnte dieselben Räume, nach ihm heißen sie „Königskammern". Aber der ritterliche Herr war doch lieber in Charlottenburg und Potsdam, besonders aber in seinem stillen Marmorpalais am Heiligen See, wo er auch gestorben ist. In diesen Gemächern nahm auch des Schlosses unheimlichster Gast, Kaiser Napoleon,

1806 sein Absteigequartier. Jüngst, im Herbst 1872, wohnte dort Kaiser Franz Joseph von Oesterreich und sein Schwacher Max Emanuel, Herzog in Bayern. Es ist des Schlosses reichste Wohnung.

Friedrich der Große hat, bis ihn sein Sanssouci ganz gewann, öfter im Schlosse gewohnt; seine Gemächer lagen im zweiten Geschoß an der Wasserseite; von der verbauten alten Erasmuskapelle an, um die Ecke am Schloßplatz herum und dann weiter. Ueber dem ersten Portale am Schloßplatz war sein Cour- und Speisesaal, über dem zweiten Portal der Wachtsaal, wo bei der Anwesenheit des Königs seine Gardes du Corps standen. Dann folgten im selben Geschoß die Gemächer des Prinzen und der Prinzessin von Preußen um die Ecke an der Stechbahn herum bis zum Eosander'schen Portal. Ueber der Wohnung des Königs lag die der Königin, seiner Gemalin, die Elisabethkammern und der Elisabethsaal tragen noch ihren Namen. Ihr zweites und Bibliothekzimmer war das, in welchem der Große Friedrich geboren war.

Friedrich Wilhelm III. hat, so viel wir wissen, das Schloß niemals, wenigstens auf längere Zeit nicht, bewohnt; er blieb auch als König in dem bekannten Palais, dem Zeughaus gegenüber, das er schon als Kronprinz bewohnt. Bekanntlich ist es als sein Vermächtniß gegenwärtig wieder Eigenthum und Wohnsitz des Kronprinzen; die Leiche der Königin Louise war im Pfeilersaal der Königskammern ausgestellt.

Dagegen bevorzugte König Friedrich Wilhelm IV. das Schloß wieder mehr; er ließ für sich und seine Gemalin die Räume nach der Spree zu einrichten, die zum Theil Friedrich der Große bewohnt hatte. Im alten Hause der Herzogin Hedwig war seine Bibliothek in dem Zimmer mit den beiden Erkern an den Ecken aufgestellt. Der eine Erker diente als Vortragszimmer, sein Arbeitszimmer war in der alten Kapelle, sein Schlafzimmer im grünen Hut; dann kamen die anderen Gemächer bis zum Joachim'schen Erker an der Ecke und an der Schloßplatzseite, ganz wie unter dem großen Friedrich. Friedrich Wilhelm's IV. königliche Wittwe bewohnt diese schlichten, aber mit Kunstschätzen überfüllten Räume noch jetzt, wenn sie sich in Berlin aufhält.

In dem engen Hinterhof, sonst der Hof der Herzogin, oder der Kapellenhof genannt, sieht man eine von kleinen Säulen getragene Bogenlaube, welche vom zweiten Absatz der Stufentreppe im großen Schlüter'schen Portal nach dem zweiten Geschoß des Hauses der Herzogin führt: hier sind die Zimmer, in welchen der Marquis d'Argens, des Großen Friedrich's Freund, einst wohnte.

Die Räume im ersten Geschoß erregen kein besonderes Interesse, sie gehören meist dem Dienst der Schloßverwaltung an. Wir gedenken außer der Petitkammern nur noch der Polnischen Kammern an der Lustgartenseite, welche ihren Namen vom starken August, dem sächsischen Polenkönig haben, der 1718 hier wohnte. Auch die Gräfin Wartenberg, die heißblütige, schöne, rheinische Schifferdirne, hatte eine Zeitlang in den Polnischen Kammern gewohnt und im Eishof dabei war ein kleiner Garten, wo König Friedrich I. mit ihr zuweilen promenirte, um wenigstens den Anschein zu haben, als halte er auch eine Maitresse, was damals, nach der Verkehrtheit der Zeit, zum Luxus eines königlichen Hofstaats gehörte. Die Gemalin des Oberkammerherrn mußte die Königsgeliebte vorstellen, gewesen ist sie es nie, kostete aber trotzdem sehr viel Geld. In diesem Garten stand eine Bildsäule, von der Niemand zu sagen wußte,

wen sie vorstellte; da bemächtigte sich ihrer die Sage und machte sie zum Wahrzeichen des heimlichen Gerichts, welches vor uralten Zeiten hier seinen Sitz gehabt haben sollte. Es war aber immer nur der Eiskeller hier und im untern Geschoß an der Spree befindet sich die große königliche Küche, wo sich's freilich noch um Gerichte handelt. Dagegen ist mehr als Sage, daß König Friedrich's I. Herz in einer goldenen Kapsel im Schloß vermauert worden ist. Nur ist die Stelle nicht mehr genau bekannt, wahrscheinlich in einer Mauer der alten Kapelle. Das Schloß war sein Schatz und wo sein Schatz war, da blieb auch sein Herz, sein mildes Herz, das sich so tief gekränkt fühlte, als seine dritte Gemahlin Sophie Louise von Mecklenburg, die starre Lutheranerin, ihm als einem Reformirten die Seligkeit kecklich absprach. Als der König nun wehmüthig dazu bemerkte, dann könne sie nach seinem Tode nicht einmal sagen, „mein seliger Gemal!" entgegnete sie kühl, sie werde ihn dann den lieben verstorbenen König nennen. Sie überlebte ihren lieben verstorbenen König lange, aber sie war tief- und irrsinnig geworden.

Aus den Fenstern der schon erwähnten Brautkammer im dritten Geschoß blickt man auf ein schmuckes, altes Seitengebäude nieder, in welchem sich zu ebner Erde die königliche Schloßapotheke befindet. In dem zweiten Geschoß war ehedem die königliche Bibliothek aufgestellt. Eine Thorfahrt verbindet das Seitengebäude mit dem Schloß. In der Brautkammer hängt ein sehr bemerkenswerthes Bild: die Engel den Hirten die Geburt des Herrn verkündend.

Unsere Beschreibung wird dem Leser verrathen, daß es noch immer nicht leicht ist, sich im königlichen Schloß zurecht zu finden und daß es auch Schlüter's Meisterschaft nicht ganz gelungen ist, das wirre Durcheinander zu überwinden, das die Lust des Kurhauses Brandenburg am gemeinsamen Leben an dieser Stelle geschaffen. Man erzählt sich auch allerlei absonderliche und an sich wenig glaubhafte Verirrungsgeschichten; wer aber mehrfach auf den schier endlosen, unheimlich einsamen Diensttreppen von dunklem Eichenholz oder rauhen Steinen auf und nieder geklettert, wer durch die düsteren Gänge geirrt und an hundert verschlossenen Thüren vorüber gekommen ist, bis ihm endlich der herzerfreuende Anblick einer Schildwache einen kleinen Alpdruck vom Herzen nahm, oder bis ihn Läufer und Decken auf der Treppe belehrten, daß er sich wieder bewohnten Gegenden nähere, der glaubt jene Geschichten alle und fühlt doch ein leises „Gruseln", wenn er sich auch keine Furcht zugesteht. Ja, es weht eine seltsame Luft in diesem Schloß; doch nur feiner organisirten Wesen kommt es zum Bewußtsein, daß es der Hauch der Brandenburgisch-Preußischen Geschichte ist, der sie anweht.

Mit diesem „Gruseln" aber sind wir bei dem Berliner Schloßgespenst, der berüchtigten Weißen Frau, angelangt.

Jedes reputirliche Fürstenschloß von einigermaßen gesetztem Alter muß auf seinem Etat auch ein eigenes Hausgespenst haben. Das Schloß zu Köln an der Spree hat seine Weiße Frau von Anfang an gehabt, denn die fränkischen Zollern brachten ihr Familiengespenst, die Weiße Frau, mit nach Brandenburg. Die Nachforscher in historischen Dingen haben einen gelehrten Streit darüber geführt, wer die Weiße Frau sei und es ist ihnen endlich gelungen, dieses Gespenst auf ihre Weise historisch zu bestimmen. Gräfin Kunigunde von Orlamünde, eine ältliche Wittwe mit zwei Kindern, entbrannte in heißer Liebe für Albrecht den Schönen, Burggrafen von Nürnberg. Die

Leidenschaft machte die Wittwe kühn, sie ließ bei dem schönen Burggrafen anklopfen, wie er wol über eine Ehe mit ihr denke. Da soll Burggraf Albrecht denn den Spruch gethan haben, der eine Tragödie hervorrief und die Gräfin Kunigunde schließlich in das Zoller'sche Hausgespenst verwandelte. Der Burggraf antwortete nämlich auf die Anfrage der liebenden Wittwe ausweichend, daß zwei Paar Augen sich schließen müßten, bevor er an ein Ehebündniß mit ihr denken könne. Er soll dabei an die Augen seiner Eltern gedacht haben. Die Wittwe aber verstand das falsch und dachte an ihre beiden Kinder, welche die nächsten Erben zu dem reichen Besitz waren. Die Mutter mordete ihre Kinder, um sich den geliebten Gemahl zu gewinnen, dieser aber wendete sich schaudernd von der zwiefachen Mörderin. Vergebens waren Reue und Buße, die Gräfin von Orlamünde fand nach dem Tode keine Ruhe und kam aus ihrem Grabe, um als Weiße Frau in den brandenburgischen Schlössern die Todesansage zu übernehmen. Jedesmal, wenn der Tod dem Haupte des Zollern-Brandenburgischen Hauses naht, erscheint die Weiße Frau und kündet durch ihr Erscheinen den bevorstehenden Sterbefall an. Auch vor dem Hintritt anderer Mitglieder des Brandenburgischen Hauses, denen sie vielleicht eine besondere Ehre zu erzeigen glaubte, ist die Weiße Frau schon erschienen.

Wir müssen nun zugeben, daß vor einer strengen historischen Kritik sich diese Bestimmungen über die Weiße Frau wenig stichhaltig erwiesen haben, aber die Gegner der gespenstischen Dame haben es sich doch auch allzu leicht gemacht, wenn sie erklärten: die fürstlichen Wittwen trauerten ehedem in Weiß, es war also allemal eine Weiße Frau im Schloß, wenn der Chef des Hauses Brandenburg starb. Eben so wenig wie jetzt pflegten die Kurfürstinnen und Königinnen vor dem Absterben ihrer Eheherren Trauer anzulegen und vor dem Tode erschien die Weiße Frau, und ihre Erscheinung verkündete den nahe bevorstehenden Tod.

Fast bei jedem Todesfall erneuerte sich der Streit um die Weiße Frau, denn sie hat, wie fanatische Gegner, immer auch begeisterte Vertheidiger gefunden. Behauptet wurde ihr Erscheinen vor jedem königlichen Todesfall bis in die neueste Zeit, freilich auch ebenso energisch in Abrede gestellt. Selbst Friedrich's des Großen Tod soll die Weiße Frau verkündet haben, obwol der bekanntlich keine Gespenster leiden konnte und gern einen Kampf mit ihnen unternommen hätte. Ließ er doch einst einen gelehrten Pfarrer nach Sanssouci kommen und befahl, ihn mit den großen Augen anblitzend: „Ich höre, daß er Geister citiren kann, citire er mal solche!" Der kluge Pfarrer aber entgegnete: „Eure Majestät verzeihen, citiren kann ich die Geister wol, aber sie kommen nicht!" Ganz ähnlich forderte neulich ein Enkel des großen Königs im Berliner Schloß selbst einen Dichter, der von Geisterbeschwörungen mit einer gewissen Ueberzeugung sprach, sehr militairisch auf, er möge doch einmal die zu einer solchen Beschwörung gehörigen „Griffe" blind durchmachen.

Uebrigens ist die Weiße Frau durchaus kein zartes Dämchen, wenigstens wird behauptet, daß sie vor dem Tode des Großen Kurfürsten einen Hofcavalier, irren wir nicht, einen Burgsdorff, ganz unsanft die Treppe hinuntergeworfen und vor dem Tode König Friedrich Wilhelm's III. soll sie eine Schildwache, die ihr keck zu Leibe ging, sehr übel tractirt haben. Freilich haben die Gegner der Weißen Frau nicht verabsäumt, diese und andere Vorgänge auf sehr natürliche Weise zu erklären. Auf verliebte Kammerjungfern und deren verblendete Galane wird dann meistens die Schuld geschoben, aber

die Vorgänge sind doch niemals so klar geworden, daß nicht die Freunde des Schloßgespenstes sich einen hübschen Anhalt gerettet hätten. Die Weiße Frau hat eine solche Anhänglichkeit an das Brandenburgische Haus, daß sie öfter Prinzessinnen, die sich verheirathen, nachfolgt und sich in der neuen Heimat heimisch macht. Eine nicht ganz unbedenkliche Mitgift. So ist sie, um nur ein Beispiel anzuführen, auf die böhmischen Schlösser der fürstlichen Herren von der Rose, der böhmischen Rosenkönige, durch Fräulein Sophie von Brandenburg gekommen, die jüngste Tochter des Kurfürsten Joachim II., die sich mit Wilhelm von Rosenberg vermälte. Auch in der alten Heimat, im fränkischen Brandenburg, zeigt sie sich zuweilen noch, wie sie denn 1806 einem französischen General, der sich in einem brandenburgischen Schlosse höchst unehrerbietig über das Brandenburgische Haus geäußert hatte, eine so üble Nacht bereitete, daß dieser am andern Morgen in aller Eile abreiste und niemals wiederkehrte. Also — Achtung auch vor dem Brandenburgischen Hausgespenst!

Literatur-Notiz.

Der Verlag des Bibliographischen Instituts in Hildburghausen hat uns abermals mit zwei neuen Werken beschenkt, auf die wir ihrer außerordentlichen Nützlichkeit halber unsere Leser wenigstens aufmerksam machen möchten; das eine: „Meyer's Handlexikon in Einem Band" giebt auf nicht ganz 2000 Seiten compressen, aber sehr scharfen und deutlichen Druckes, knapp aber höchst verständig zusammengefaßt einen Auszug alles Dessen, was ein gebildeter Mensch heute ungefähr zu wissen, oder wenn er es nicht weiß, zu erfahren nöthig hat. Mit Karten und Tabellen reichlich ausgestattet, ist es ein Buch, das man immer zur Hand haben, selbst auf Reisen mit sich führen kann: es ersetzt eine ganze Bibliothek. — Den von Jahr zu Jahr sich neu häufenden Stoff zu bemeistern sucht „Meyer's Jahrbuch", herausgegeben von Otto Dammer, gleichfalls ein stattlicher Band von über 1000 Seiten, welcher auf den Gebieten der Geschichte, der Literatur, der Kunst, Geographie, Naturwissenschaft, Physiologie, Medicin, Volkswirthschaft, Landwirthschaft, Technologie und Kriegswissenschaft rasch und zuverlässig orientirt, theils durch statistische Uebersichten, theils durch ausgeführte Biographien und Aufsätze, von denen sich namentlich die von Wydenbrugk, H. Bartling, Bruno Meyer, A. Lammers und dem Herausgeber rühmlichst auszeichnen.

Ein älterer, aber darum nicht minder geschätzter Bekannter ist der „Illustrirte Kalender für 1873" (Leipzig, J. J. Weber), zugleich Kalender und Jahrbuch, in typographischer Hinsicht musterhaft ausgestattet, mit reichem Bilderschmuck und in seinen Inhalt gediegen und vielseitig, wie immer. Die Illustrirte Chronik enthält eine gedrängte, aber vollständige Uebersicht aller wissenschaftlichen, künstlerischen und literarischen Ereignisse des Jahres, aller Fortschritte in Militair- und Marinewesen, in den Gewerken, der Land- und Hauswirthschaft; die Frauenfrage wird in einer eigenen Rubrik behandelt und ein statistischer Kalender über Hof und Staat, Vereinswesen, Handel und Verkehr, Kirche und Schule schließt sich an. Man sieht, daß der umsichtigen Redaction keine Seite des öffentlichen Lebens entgangen ist, und einen erhöhten Werth erhält der Text durch die beigegebenen Abbildungen. Als besonders gelungen heben wir die Portraits hervor, welche uns theils die großen Todten des vergangenen Jahres, z. B. Friedrich Halm, Wilibald Alexis, Bogumil Dawison und Hermann Hendrichs, theils einige von unsern berühmten Zeitgenossen vorführen, wie z. B. den Professor Dr. Heinrich Kurz, dessen im Laufe des verflossenen Jahres vollendete „Geschichte der deutschen Literatur" (Leipzig, Teubner) in der That eines solchen Ehrendenkmals wol würdig war.

Schließlich wollen wir noch bemerken, daß Sachs' „Encyklopädisches Wörterbuch der französischen und deutschen Sprache" (Berlin, Langenscheidt) rüstig fortschreitet und mit seiner 17. Lieferung die Hälfte des Buchstabens „R" glücklich zurückgelegt hat. Wir werden, wenn erst das Ganze vorliegt, in demselben ein Werk besitzen, welches, über den nächsten Zweck eines Lexikons hinaus, einen unschätzbaren Thesaurus beider Sprachen bietet.

Suum cuique.

Novelle von S. Junghans.

„Das Leben nur lehrt Jedem, was er sei."

Erstes Kapitel.

„Und wie geht es Ihrem Freund Wanderer?"

Ich hörte diese Frage in einem Coupé zweiter Classe, in dem ich meinem Bestimmungsort, einer größern westdeutschen Stadt, entgegen rollte, und sie bewog mich, meine seit einiger Zeit geschlossenen Augen rasch zu öffnen und mir meine Reisegefährten näher zu betrachten, als dies bisher geschehen war. Derjenige, welcher zuerst gesprochen hatte, war ein gemüthlich aussehender jüngerer Mann; neben ihm saß seine hübsche Frau; Beide nahmen die Plätze mir gegenüber ein. Der Gefragte befand sich auf meiner Seite; die schlanke Figur und der kleine Kopf gaben ihm etwas Knabenhaftes, das Gesicht aber war scharf, der eigenthümliche Teint, die Farbenstimmung des Kopfes überhaupt, würden mich veranlaßt haben, ihn für einen Franzosen zu halten, wenn ich ihn nicht sprechen gehört hätte. Es mochte französisches Blut in seinen Adern fließen, denn wie aus seiner Unterhaltung mit dem Nachbar hervorgegangen war, stammte er aus S., an der damaligen französischen Grenze.

Das Ehepaar kam aus Württemberg, der Mann schien dort Fabrikant oder Hüttenbesitzer zu sein; sein junger Bekannter war offenbar in demselben Industriezweig thätig, denn das Gespräch der Beiden hatte sich bisher ausschließlich um den Hüttenbetrieb gedreht.

Der Elsasser neben mir war seit kurzer Zeit verlobt, auch dies hatte ich aus der Unterhaltung meiner drei Reisegefährten zu entnehmen Gelegenheit gehabt. „Sie haben wol kein Bild Ihrer Braut bei sich?" fragte die junge Frau lächelnd.

„Doch, ja", sagte er in absichtlich geschäftsmäßigem Ton, zog mit ruhiger Miene eine große Brieftasche hervor und aus dieser eine Photographie. Ich hatte, als die Karte an mir vorüber gereicht wurde, ein schönes, helles Gesicht, lockiges Haar über der Stirn und eine anmuthige, jugendliche Figur gesehen.

Nun fühlte ich ein gewisses lässiges Interesse an dem jungen Menschen, wie man es für eine Person, die uns nur auf der Reise flüchtig begegnet, dann und wann zu empfinden vermag. Dann aber — das Bild der Braut ruhte wieder in der Ueberrocktasche oder besser am Herzen des Verlobten, das Gespräch hatte eine andere Wendung genommen und ich wäre vermuthlich bald eingeschlafen — dann fiel jene Frage, die mich plötzlich so wach machte, wie ich nur je im Leben gewesen war: „Und wie geht es Ihrem Freund Wanderer?"

„Gut, so viel ich weiß", war die kurze Antwort.

„Immer noch der alte ewige Jude?" sagte die junge Frau mit

einem Lächeln, welches den seltsamen Eigenschaften des Besprochenen gelten mochte. Ich lauschte jetzt gespannt, freilich ohne meine anscheinend theilnahmlose Stellung zu verändern. Der junge Mensch schien die letzte Bemerkung nicht als Frage aufzufassen und entgegnete nichts. „Sie waren in diesem Jahr mit ihm zusammen?" nahm der Gemal der Dame jetzt wieder das Wort.

„Ja, in Hohenhütte." Ich glaubte zu bemerken, daß dem Examinirten die Fortsetzung des Gesprächs nicht eben angenehm sei; unser Nachbar war weniger scharfsichtig. „Und wo steckt er jetzt, der ruhelose Mensch?" fuhr er beharrlich fort.

„Ich bedaure, Ihnen darüber keine Auskunft geben zu können. Die Pläne des Herrn Wanderer pflegen oft zu wechseln, ich habe ihn vor drei Monaten zuletzt gesehen und ich weiß nicht, wo er sich jetzt befindet."

„Es wäre allerdings zu verwundern, wenn Sie es wüßten", sagte der Württemberger gleichmüthig. „Ich glaube nicht, daß die Erde einen unstätern Gesellen trägt."

Der junge Mensch öffnete die Lippen zu einer Antwort, aber er schien sich noch rechtzeitig zu besinnen und verharrte in seinem Schweigen. Das Erscheinen des Schaffners unterbrach gleich darauf eine weitere Frage des Gemals der hübschen Frau; wir näherten uns rasch unserm Reiseziel, Jeder suchte seine Habseligkeiten zusammen und saß, Reisetaschen, Schirme und sonstige Etcäteras in Schlachtordnung um sich aufgestellt, zum Ausfall gerüstet da. Ich war entschlossen, den jungen Menschen neben mir fest im Auge zu behalten und, es koste, was es wolle, gerade die Frage an ihn zu richten, auf welche er eben erst so ungenügend und widerwillig geantwortet hatte. Denn wo Bernhard Wanderer, der „ewige Jude", sich befinde, Das war es, was ich seit Langem für mein Leben gern gewußt hätte.

Wir stiegen aus, der Elsässer verabschiedete sich freundlich von dem Ehepaar, welches sogleich nach einem andern Bahnhof fuhr, und ich verlor ihn aus den Augen. Als aber der dienstfertige Kellner am nächsten Morgen das Fremdenbuch vor mir aufschlug und ich gedankenlos die Namenreihe überblickte, blieb mein Auge auf dem letzten Eintrag haften:

„Eller, Hüttenbesitzer aus S."

„Gestern Abend angekommen?" fragte ich, auf die Worte deutend.

„Ja, mit demselben Zuge, wie der Herr."

„Ein junger Mann mit dunklem Haar?"

„Sehr jung, eine Narbe auf der Wange."

Mein Reisegefährte also! Ich hatte den Vormittag in der Stadt zu thun, kam kurz vor Tisch zurück und begab mich in den Rauchsalon, um die Zeitung zu lesen. Der Erste, den ich dort erblickte, war Herr Eller aus S. Er saß vor einer Zeitung, weit über den Tisch gelehnt, auf welchen er in nicht eben eleganter Weise seine beiden Arme stützte.

Ich nahm einen Stuhl an der andern Seite des Tisches, der junge Mensch sah auf und ein freundliches Lächeln des Wiedererkennens glitt

über seine Züge. Auch hob er den einen Ellbogen in die Höhe und schob mir die darunter befindlich gewesenen Blätter hin, meinen Dank mit einem kurzen Nicken erwiedernd.

Ich sah, über die Augsburger Allgemeine hinweg, dann und wann nach meinem jungen Nachbar hinüber. Das Bild der Braut fiel mir ein und da ich eben nichts Besseres zu thun hatte, nahm ich im Stillen ein Inventar der äußeren Vorzüge auf, welche diese junge Dame an ihrem künftigen Gatten bestochen haben konnten.

Meine Uebersicht fiel im Ganzen günstig aus, der junge Hüttenbesitzer war wirklich ein hübscher Bursche. Der romanische Typus der Züge störte durchaus nicht, die lichtbraune Gesichtsfarbe stand gut zu dem tiefschwarzen Haar, welches er ganz kurz geschnitten trug; die Formen des Kopfes deuteten auf Energie — „und das ist eine Eigenschaft, welche die Weiber lieben", dachte ich — was mir nicht recht gefiel, waren allein die dünnen, fest zusammengepreßten Lippen.

Bei Tisch saß ich neben dem jungen Menschen; er war einsilbig und schien nicht heiter. Nach Tisch füllte ich mein Glas, hielt es ihm hin und sagte: „Auf die Gesundheit des Fräulein Braut!"

Er starrte mich verwundert an; dann mochte er sich besinnen, was mich, den Fremden, in sein süßes Geheimniß eingeweiht habe, und er that mir mit einem halben Lächeln Bescheid, welches das ernste, junge Gesicht außerordentlich verschönte.

Es lag mir daran, mit meinem Tischnachbar noch etwas bekannter zu werden. „Wie gedenken Sie den Abend zu verbringen?" fragte ich ihn, als wir uns erhoben.

„Wie? O, auf der Straße — im Wirthshaus — es ist mir sehr gleichgiltig, wie und wo. Haben Sie irgend einen Vorschlag? Sie sind ja in der Stadt bekannt."

„Ich bin allerdings oft hier und oft in der Lage gewesen, lange Abende todtschlagen zu müssen; das Theater ist gut; die Concerte im Englischen Hause sind auch nicht übel."

„Gut, gehen wir in's Theater", entschied Herr Eller, und eine Stunde später saßen wir im Parquet, während vor uns auf der Bühne sich ein Berliner „Sittengemälde", halb Posse, halb Melodrama, abspielte.

Mein Gefährte lachte wenig, er schien überhaupt zerstreut; im Zwischenact ließ er, während ich mein Glas fleißig brauchte, die unbewaffneten Augen gleichgiltig über die nächsten Sitzreihen schweifen, er hegte offenbar auch nicht das flüchtigste Interesse an Dem, was ihn umgab. Doppelt fiel es mir daher auf, als ich seine Blicke sich plötzlich auf einen Punkt schärfen sah; ich folgte der Richtung seiner Augen, die mit einem Ausdruck leidenschaftlicher Spannung auf eine erste Rangloge gerichtet waren, während zugleich das Blut langsam aus seinen Wangen wich.

In der Loge befand sich Niemand als drei Herren; der in der Mitte Sitzende drehte uns den Rücken zu, ein dunkler Krauskopf mit breiten

Schultern: ich hob rasch mein Glas, um es im nächsten Augenblick, als der Beobachtete sich uns zuwendete, mit einem halblauten Ausruf der Enttäuschung wieder sinken zu lassen; eine so vollkommene Aehnlichkeit der Figur zwischen zwei Menschen war mir selten vorgekommen. Mein Gefährte sah mich etwas überrascht an; „nein, es ist nicht Bernhard Wanderer", sagte ich lächelnd.

Er war noch sehr bleich, jetzt öffneten sich seine Augen erschrocken.

„Sie kennen Herrn Wanderer?" sagte er, und schon hörte ich jenen Ton wieder in seiner Stimme, der mir Tags zuvor im Coupé aufgefallen war.

„Ich kenne ihn seit vierzig Jahren", gab ich zur Antwort. „Wir haben unsere Kindheit zusammen verlebt und sind Freunde geblieben, das hindert ihn aber nicht, manchmal Jahr und Tag nichts von sich hören zu lassen, so daß ich ihn ganz aus den Augen verliere. Seit drei Jahren, zum Beispiel, weiß ich nichts von ihm."

„Ah, sonderbar!" sagte Herr Eller zerstreut. Er schien nachdenklich; nach einer Pause, während welcher er überlegt haben mochte, was er sagen und was er verschweigen wollte, fügte er hinzu: „Sie wüßten also seine Adresse gern?"

„Ich gäbe viel darum, wenn ich seinen jetzigen Aufenthaltsort erfahren könnte", erwiederte ich lebhaft.

„Den weiß ich nicht", sagte er kurz, „wenn Sie aber poste restante-Briefe nach Maison dorée, Chauvemont, Liège adressiren, so können Sie sicher sein, daß dieselben mit der Zeit in seine Hände gelangen."

„Lüttich?" wiederholte ich verwundert; „steht Wanderer mit irgend Jemand dort in Verbindung?"

„Er hat zwei Jahre in Chauvemont gewohnt", entgegnete mein Gefährte, nahm aber dann seine verschlossenste Miene an, als fürchte er, schon zu viel gesagt zu haben. Ich betrachtete ihn nach diesem Orakelspruch mit vieler Neugierde und einigem Mißtrauen, eifrig bemüht, eine Beziehung zu erdenken, in welcher dieser blutjunge Mensch zu meinem Altersgenossen Wanderer gestanden haben konnte.

„Sie haben Geschäfte mit ihm gemacht", sagte ich plötzlich, der lichtvollen Idee, welche mir aufgestiegen war, rasch Ausdruck gebend. Bezog nicht Wanderer einen Theil seiner enormen Einkünfte aus verschiedenen Hüttenwerken, die er besaß, wie sie sein Oheim und Pflegevater vor ihm besessen hatte?

„Geschäfte!" Herr Eller verzog die Lippen ein wenig. „Geschäfte? Er würde es wol kaum so nennen. Sie möchten wissen, wie ich zu Ihrem Jugendfreund stehe?" sagte er dann langsam und sah mich einen Augenblick voll an. „Ich verdanke ihm weiter nichts, als mein Leben und meine bürgerliche Existenz. Aber es würde zu lang sein, Ihnen das Alles zu erzählen, mein Herr; Sie müssen mich wirklich entschuldigen, wenn ich Ihnen weiter keine Auskunft gebe", sagte er, wieder vollkommen ernst. „Jene Adresse will ich Ihnen aufschreiben, wenn Sie es wünschen."

Ich verbeugte mich dankend; sein mit vollkommener Höflichkeit ausgedrückter Entschluß, mir über sein Verhältniß mit Wanderer nichts mehr zu sagen, durfte mich, den ihm ganz Fremden, nicht beleidigen. Am nächsten Morgen überreichte mir der Portier ein Couvert, in dem sich nebst einer Karte, die den Namen „Emil Eller" trug, ein Blatt und darauf die besagte Adresse befand. Der junge Hüttenbesitzer war mit dem Frühzug weiter gereist.

Zweites Kapitel.

Einige Wochen nach diesem kleinen Erlebniß befand ich mich in Wien, halb in Geschäften, halb zum Vergnügen. An einem milden Abend, als die ersten Sterne am hellen Himmel aufzuglänzen begannen, schlenderte ich durch die belebten Straßen und trat endlich in eine elegante Taverne, um zu soupiren. Ich hielt meine Mahlzeit, saß dann eine Zeit lang beim Wein und erhob mich, als meine Flasche leer war. Der Zeiger des eleganten Zifferblattes über dem reich geschnitzten und prächtig eingerichteten Büffet zeigte erst auf Zehn, ein wenig früh zum Nachhausegehen; statt dem Ausgang wendete ich mich daher den inneren Räumen des ausgedehnten Locales zu. Eine mit einigem Anschein von Vorsicht durch doppelte Portièren geschützte, aber nicht verschlossene Thür führte in ein Zimmer, in dem an verschiedenen kleinen Tischen mehrere Gruppen beim Kartenspiel saßen. Eine lautlose Stille herrschte; ich ging durch das Zimmer und konnte mich bei einigen stummen Transactionen überzeugen, daß ziemlich hohe Einsätze gemacht wurden.

In einer Ecke des Gemachs saßen vier jüngere Männer zusammen; ein Kellner stand hinter ihnen an einem Wandtischchen, auf dem sich Flaschen und Gläser befanden, stets bereit, das nach hinten gerichtete Glas eines der Spieler schleunigst zu füllen. Als ich beobachtet hatte, wie ein und dieselbe Hand ihr Glas vier Mal dicht hinter einander dem eifrigen Ganymed hinhielt, als ich ferner an der Etikette der Flasche einen der feurigsten französischen Weine erkannt hatte, regte sich in mir die gewiß verzeihliche Neugierde, die Wirkung eines so kräftigen Stimulus auf die Besonnenheit des Spielers zu beobachten, und ich trat hinter seinen Stuhl. Kaum aber hatte ich die kräftige Hand erblickt, welche die Karten hielt, als ich mich auch schon auf der andern Seite des Tisches befand, wo ich meinen Mann von vorn in's Auge fassen konnte. Keine Enttäuschung diesmal — er war es, es war Bernhard Wanderer, endlich durch den zufälligsten Zufall gefunden!

Ich stand, von keinem der Spieler beachtet, und betrachtete mit liebevollem Staunen, welches mich immer ergriff, wenn ich ihn seit langer Zeit nicht gesehen hatte, die prächtige Gestalt, die breite Brust, die edle Stirn, den Ausdruck der Kraft tragend, wie die des Mars; noch immer lag, kurz gelockt, das dichte braune Haar darüber, das Gesicht hatte, den hinten aufgerichteten, geleerten Flaschen zum Trotz, keine erhöhte Farbe, und mit welcher behaglichen Ruhe zog er jetzt, während er mit einem Ausdruck des Wohlwollens in seine Karten blickte, ein Gold-

stück und warf es auf den Tisch. Wanderer war so gesund, so lebensfroh wie je!

Er sah nicht auf, ich begab mich daher wieder hinter seinen Stuhl und legte endlich die Hand auf seine Schulter. Gelassen drehte er sich um und richtete die Augen auf mich. „Was, Teufel, Franz! Du hier! Das ist vortrefflich!“ rief er mit unterdrückter Stimme. „Hast Du Zeit, zehn Minuten — oder eine Viertelstunde? Willst Du auf mich warten, hier oder im nächsten Zimmer? Sobald die Partie fertig ist, stehe ich Dir gänzlich zu Diensten!“

Ich nickte ihm zu und zog mich zurück. Nebenan war ein Durchgangszimmerchen, bis auf einen bequemen Divan gänzlich leer. Hier setzte ich mich nieder, zündete mir eine Cigarre an und wartete auf Wanderer.

Wie oft hatte ich in meinem Leben schon auf ihn gewartet! Als Knabe, wenn ich meine ohnehin karg bemessenen Erholungsstunden kürzte und geduldig in seines Oheims Schreibzimmer neben ihm saß, wo er seine Exercitien und Aufsätze machte, ihm Wörter im Lexicon nachschlug, ihm Bücher liniirte und dergleichen Handlangerdienste mehr verrichtete, damit er früher fertig werden und mit mir hinaus zum Spielen konnte. Nicht daß ihm das Lernen schwer gefallen wäre und ihm mehr Zeit weggenommen hätte, als Anderen; er arbeitete im Gegentheil rascher, als irgend Einer von uns, sobald er sich einmal daran begab, aber das that er gewöhnlich erst, wenn ich ihn abzuholen kam, und daß die Aufgaben vor dem Fortlaufen erledigt wurden, dafür sorgte der Onkel. War er einmal früher fertig als ich, so wartete er nicht auf mich, ich verlangte es auch nicht; er würde es gethan haben, wenn ich ihn darum gebeten hätte. Ich wußte ja, wo er zu finden war; er lag im Walde, der sich nicht gar weit vom Städtchen hinzog, unter einem Baum, die gefalteten Hände unter dem Kopf, und schaute gemüthlich in die Blätterwelt oben. Kam ich, so war es ihm recht; doch wußte ich, daß er mich nicht vermißte, wenn ich fortblieb; er brauchte mich so wenig, wie irgend einen andern Menschen zu seinem Behagen oder zu seiner Hülfe; ich war nur froh, wenn er irgend etwas, sei es meine Gesellschaft, sei es eine Gefälligkeit, wie die oben angedeuteten, von mir annahm.

Nicht lange und die Portièren theilten sich, um Wanderer und die drei Herren, welche mit ihm gespielt hatten, durchzulassen Alle Drei waren hohe Gestalten, Wanderer, der doch auch nicht viel weniger als sechs Fuß hatte, erschien als der Kleinste unter ihnen. Sie verabschiedeten sich, als sie mich entdeckt hatten, auf cordiale Weise von meinem Freund und mit höflicher Verbeugung von mir. „Wann geben Sie uns Revanche, Wanderer?“ hieß es noch. „Sobald Sie wollen, meine Herren“, erwiederte er, indem er mir schon die Hand entgegenstreckte; „oder besser, sobald ich will“, fügte er noch halblaut hinzu, während er sich neben mir niederließ. Er schüttelte nun nochmals meine Hand und sah mir herzlich in die Augen. Lächelnd fragte ich ihn, was es für eine Gesellschaft von Enakssöhnen gewesen, in der ich ihn da angetroffen habe. „Lange Kerle,

nicht wahr?" meinte er. „Es sind lauter alte Kameraden von mir, von Sr. k. k. Majestät —ten Ulanenregiment, in deren Gesellschaft ich den italienischen Feldzug mitgemacht habe. Auch noch einige andere Kleinigkeiten; wir Vier stehen in einem eigenthümlichen Wechselverhältniß zu einander, Jeder ist einmal des Andern Secundant gewesen; das macht wie viel Duelle? Ein wahres Rechenexempel, nicht wahr? Da besteht nun eine Art stillschweigender Brüderschaft zwischen uns. Aber sprich, rede, alter Freund, wohin des Wegs? Woher der Fahrt?"

„Das ist bald beantwortet. Ich reise in Geschäften, wie immer. Du weißt, daß mich seit dem Tode meiner Schwester nichts mehr an die Heimat fesselt, daß ich daher die Reisen für unser Haus keinem Andern überlasse. Ich bin immer noch einen Theil des Jahres unterwegs."

„Du bist doch im Grunde kein minderer Ahasver als ich", meinte er darauf. „Könnte ich Dich nur bewegen, den ganzen Bettel hier in Deutschland fahren zu lassen und einmal ordentlich mit auf Reisen zu gehen. Ich wünsche mir nichts Besseres, als einen guten Gesellen zu finden, der mich auf einer demnächst anzutretenden Reise nach den Sandwich-Inseln, eventuell nach Neu-Guinea, begleitete. Es ist mein Ernst! Ich habe für diese Lustfahrt schon einige Vorkehrungen in Gestalt naturwissenschaftlicher und geographischer Studien getroffen. Gehe mit, alter Junge!"

Ich schüttelte lächelnd den Kopf. „So weit fortzugehen, könnte mir nicht in den Sinn kommen, und zu einer Reise mit wissenschaftlichem Zweck wäre ich gerade der rechte Mann! Nein, ich reise nur „für's Geschäft" und meine Touren in Europa bieten auch schon einige Abwechselung."

„Unverbesserlicher Philister!" spottete er. „Und dies Geschäft! Für wen schacherst Du eigentlich zusammen? Für lachende Erben, Neffen, Nichten, nicht wahr?"

Ich sah ihm gedankenvoll in das schöne Gesicht. „Hast Du", fragte ich ihn nach einer Pause, seine letzte Bemerkung unbeachtet lassend, „hast Du noch immer keine Stunde gehabt, in der Dir der Wunsch aufstieg, seßhaft zu werden und Dir ein Weib zu nehmen?"

Erst zog er die Augenbrauen in die Höhe, dann sprach er, aber ohne allen Spott: „Wir würden uns, ehe ich Dir antworten könnte, über die Definition des „Sich ein Weib nehmen" verständigen müssen. Ich kann so ziemlich jedes Weib besitzen, welches mir gefällt, und auf so lange, wie es mir gefällt; müßte ich nicht der ungenügsamste der Sterblichen sein, wenn mir in diesem Punkte noch Wünsche übrig blieben?"

Ich wendete mich unwillig ab. „Ich würde an Dir verzweifeln", sagte ich, „wenn sich nicht, Gott weiß wie, die Ueberzeugung bei mir eingeschlichen hätte, daß Deine Praxis mit Deinen schrecklichen Grundsätzen wenig zu thun hat."

„Was weißt Du von meiner Praxis, Du Prediger in der Wüste", rief er und sah mich mit den lustigen Augen, die so ehrlich blicken konnten, lachend an. Um das Thema zu wechseln, über welches wir uns nie

hatten einigen können, fing ich an, ihm von dem jüngsten kleinen Reiseerlebniß, welches eine Beziehung zu ihm hatte, zu erzählen. „Und ich bin, aufrichtig gestanden, recht herzlich neugierig auf die Geschichte dieser Lebensrettung“, schloß ich. „Ich hoffe, Du stehst nicht ebenfalls unter der Verpflichtung, dieselbe als Geheimniß zu behandeln.“

„Gefiel Dir der junge Mensch?“ fragte mich Wanderer, anstatt zu antworten.

„Ja“, sagte ich unbedenklich. „Uebrigens erkennt er den Dienst, welchen Du ihm geleistet, auf die ausdrücklichste Weise an. Wie? Nun, indem er von dem Leben, welches er Dir verdankt, den rationellsten Gebrauch macht — er verheirathet sich.“

„Sprach er davon?“

„Er theilte Leuten, mit denen wir reisten und die ihm bekannt schienen, das interessante Factum seiner Verlobung mit.“

Mein Freund schlug mit dem Finger auf seinem Knie den Tact zu der Melodie eines französischen Gassenhauers, welche er summte.

Er sprach nichts, aber ich empfing den Eindruck, als könne er recht viel sagen, wenn er wollte. Endlich fing er einen meiner forschend auf sein Gesicht gerichteten Blicke auf. „Gut“, sagte er, als antworte er auf eine Frage, „ich will Dir jene Geschichte erzählen, aber hier nicht, hier ist nicht der Ort dazu. Komm mit in meine Koje, dort können wir ungestört die Nacht durchplaudern.“

„Du wohnst also hier?“

„Ja, auf ein paar Monate.“

„Als Pilger oder als Padischah?“

Er lachte. Meine Frage bezog sich auf eine der Seltsamkeiten Wanderer's. Zuweilen fiel es ihm ein, für den längern Aufenthalt in einer großen Stadt ein elegantes Hôtel zu miethen, es glänzend auszustatten, Pferde und Wagen zu halten, die er dann bei seiner Abreise kurzweg veräußerte; zuweilen auch begnügte er sich mit der anspruchslosesten chambre garnie, ohne alle Rücksicht auf Bequemlichkeit sogar, die er auch nicht im Geringsten zu vermissen schien.

„Ich habe diesmal, figürlich zu sprechen, den Muschelhut nicht abgelegt“, antwortete er jetzt, „und mir nur für eine bescheidene Zelle gesorgt, in der ich Nachts mein Haupt niederlegen kann. Aber erlaube, wenn ich mich nicht in der Wildniß befinde, bin ich kein Freund von langen Fußtouren.“

Damit rief er einen vorüberrollenden Fiaker an und gab dem Kutscher die Richtung.

Der Wagen hielt nach halbstündiger Fahrt vor einem großen, düstern Hause in einer jetzt, bei der vorgerückten Abendstunde, ziemlich stillen Straße der innern Stadt: einen Augenblick neigten sich das stolze Haupt Wanderer's und der lackirte Kutscherhut bei der Wagenlaterne zusammen, dann fuhr der Peitschenstiel ehrerbietig an den lackirten Hutrand — Kutscher begegneten stets meinem Freund, sobald sie ihn kann-

ten, oft sogar schon vorher, mit der eifrigsten Höflichkeit — und gleich darauf rasselten Roß und Wagen wieder die stille Straße hinab.

Ich betrachtete das Haus, während Wanderer einen Schlüssel hervorzog und öffnete. Altmodischer Weise führten mehrere Stufen mit geschweiftem Eisengeländer zur Thür empor, über der ich ein Wappen entdeckte; wir traten in einen weiten, hallenden, von einer ölgenährten Hängelampe nur unvollkommen erleuchteten Flur; die Stufen, welche zum ersten Stockwerk hinaufführten, waren ebenfalls von Stein und hatten eben jenes vornehme, aber sehr abgetragene Eisengeländer aufzuweisen wie die Freitreppe. Offenbar hatte das Haus einst einem adeligen Geschlecht oder einer reich privilegirten Genossenschaft gehört, hier im ersten Stock aber begannen moderne und plebejische Einrichtungen sich breit zu machen. Der gewaltige Corridor war durch Breterwände getheilt und durch Glasthüren abgeschlossen; auf den Porzellanschildchen neben den Klingeln las ich sehr bürgerliche Namen und Gewerbe; manches Nest voll piepender Sperlinge schien in dem alten Raubvogelhorst Platz gefunden zu haben.

Aber wir stiegen höher, jetzt auf hölzernen, stark ausgetretenen Schwellen; erst im dritten Stock machte mein Begleiter Halt, öffnete die Glasthür und rieth mir dann mit gedämpfter Stimme — eine Rücksicht für die wahrscheinlich schon schlafenden übrigen Insassen der Wohnung, welche ich an ihm bewunderte — auf der Stelle, wo ich in dem dunklen Vorplatz stand, zu verharren, bis er Licht gemacht haben würde. Ich blieb so einige Minuten, während ich ihn suchend und manchmal einen halblauten fremdländischen Fluch ausstoßend, umhertappen hörte, und dabei fiel mir die niedliche Villa bei Stuttgart ein, in der ich meinen Freund zuletzt besucht hatte, die teppichbelegten Gänge und Treppen darin, die Glasglocken über dem wundervollen Candelaber, welcher dort das Peristyl erhellte, und ich mußte wieder über die geistige Elasticität erstaunen, mit welcher er sich jeder Lage und Umgebung, dem mühevollen Leben des amerikanischen Trappers, der üppigen Existenz des vornehmen Bonvivant und sogar der einfachen täglichen Routine des deutschen Spießbürgers mit gleicher Leichtigkeit anzupassen wußte.

Jetzt erschien Wanderer mit einem kleinen Leuchter in der Hand in der offenen Thür seines Zimmers und machte eine einladende Bewegung mit dem Kopfe. Ich trat in einen großen Raum mit weißgescheuerten, sehr holperigen Dielen und Kattunvorhängen an den Fenstern. „Dort ist das Sopha.“ Damit deutete mein Freund hinter sich in das Dunkel des abscheulichen Gemaches. „Willst Du nicht Platz nehmen, während ich die Lampe anzünde.“

Dann holte er ein Cigarrenkistchen herbei und stellte es vor mich hin, und zugleich einen reizend gearbeiteten kleinen, fackelschwingenden Genius in Bronze, der, seiner pathetischen Attitüde nach zu urtheilen, das Feuer, mit dem er unsere Cigarren versorgen sollte, eben vom Himmel geholt hatte. Der kleine elegante und werthvolle Artikel stach seltsam von dem häßlichen Tannentisch ab, auf dem er stand.

Kopfschüttelnd sah ich mich noch immer in dem großen, auffallend kahlen und auffallend häßlichen Raume um. Eine halboffene Thür mir gegenüber führte in das Schlafgemach; in der Nähe desselben stand ein eleganter Koffer am Boden. Außer diesem und einem Glasschrank, in dem sich statt der bunten Tassen und Gläser, welche seine Borde zu tragen bestimmt waren, eine unregelmäßige Reihe solid gebundener Bücher seltsam genug ausnahm, enthielt das Zimmer keine Geräthschaften mehr. Es war mir als ein fast unheimlicher Zug im Charakter meines Freundes stets aufgefallen, daß er die Anhänglichkeit an den Besitz, den mächtigsten Hebel zur Gesittung der Völker, nicht zu kennen schien. Welche Serie prächtiger Dinge hatte ich schon durch seine Hände gehen sehen! Er kaufte sie und benutzte sie eine Zeit lang, um dann, wenn er seinen Wanderstab weiter setzte, Alles mit der größten Gleichgiltigkeit dem Auctionair zu überweisen. Fragte man ihn nach seinen Schätzen, so zuckte er die Achseln. „Jene Sèvresvase, ah, ich besaß sie in Paris, ich konnte sie doch unmöglich mit mir nehmen, als ich später in den Pyrenäen jagte. Der kleine Murillo? Ich habe ihn bei meiner Abreise von Brügge der dortigen Galerie geschenkt. Was wollt Ihr? Soll ich den Besitz mir über's Haupt wachsen lassen, bis er mich mit seinem Wust begräbt? Heißt es doch:

„Was man nicht nützt, ist eine schwere Last;
Nur was der Augenblick erschafft &c. &c."

So hatte ich ihn zuweilen reden hören, und da ich eben keine Lust verspürte, seine Argumente neu zu bekämpfen, verlor ich kein Wort über die seltsame Umgebung, in der ich ihn fand. Unsere Cigarren brannten jetzt; die meine war vorzüglich. „Ich merke mit Vergnügen", sagte ich, indem ich sie ein wenig in die Höhe hob, „daß Dein Geschmack in dieser Beziehung noch nicht verwildert ist."

„Wie doch in mancher andern, bleibt da zu ergänzen", sagte Wanderer, indem er seine langen Glieder dehnte. „Komm, alter Freund, keine Vorwürfe mehr!" Er setzte sich hierbei zurecht und klopfte wie beschwichtigend das Knie; „ich wollte Dir ja von den Elsässer Erlebnissen erzählen. Du bist wirklich der einzige Mensch, dem gegenüber mich manchmal das Bedürfniß anwandelt, mich als etwas Anderes, denn als Ungeheuer, als „Unmensch ohne Zweck und Ruh", zu zeigen!"

Drittes Kapitel.

Diese Einleitung versprach viel, außerdem enthielt sie die größte Annäherung an das Gebiet der Gefühle, welche in Allem, was Wanderer je zu mir gesagt hatte, vorgekommen war. Es lag ihm daran, was ich von ihm dachte! Eine durchaus neue und überraschende Entdeckung für mich.

„Die Geschichte spielt viel länger und hat viel tiefer in mein Leben eingegriffen, als Du, dem ich zufällig nie davon gesprochen habe, ahnen wirst", hob er jetzt an.

„Ich kenne die Eller'sche Familie schon seit meiner Kindheit; der

Alte stand mit dem Onkel in Geschäftsverbindung. Er ist reich geworden, wie viele Leute dort an der Grenze, indem er es mit dem Hüben und Drüben nicht allzu genau nahm. Grenzbewohner scheinen sich überhaupt mit gewissen Skrupeln leicht abzufinden; es ist meist ein abgehärteter, zäher Schlag Menschen, mit einem code moral versehen, der anderswo kaum ausreichen dürfte. Der alte Eller war ein Erzfuchs — ich erinnere mich noch sehr deutlich der nicht eben schmeichelhaften Beiwörter, mit denen mein Oheim, der doch in solchen Dingen auch kein Kind war, manche seiner geschäftlichen Unternehmungen zu bezeichnen pflegte. Herr Jean Baptiste — Du siehst, sein deutscher Vater hatte bei Gelegenheit der Taufe eine Demonstration zu Gunsten der grande nation gemacht — war vermält gewesen mit einer reichen, nicht mehr jungen Dame von der deutschen Seite und hatte mit ihr einen Sprößling erzielt, der in jeder Beziehung seiner vollkommen würdig wurde. Derselbe war in meinem Alter; Jean Baptiste nahm auf seinen Geschäftsreisen den hoffnungsvollen Sohn zuweilen mit und brachte ihn bei einer solchen Gelegenheit auch in meines Oheims Haus. Unser Umgang beschränkte sich in seinen ersten Stadien auf eine gegenseitige Erprobung unserer Fäuste. Ich konnte den anmaßenden, kleinen Gesellen nie ausstehen; als wir Beide etwa acht Jahre zählten, habe ich ihn einmal halb todt geprügelt. Die Alten mußten sich in's Mittel legen; ich bekam ein paar Püffe von meinem Oheim und war schlau genug, dieser Strafe abzumerken, daß sie mir nur pro forma ertheilt wurde, und daß er im Grunde mit dem Ausgang unseres Zweikampfes nicht weniger zufrieden war, als ich

„Wir entbehrten dann längere Zeit das Vergnügen, den jungen Samuel bei uns zu sehen; als er wieder erschien, mußte ich über die Arbeit erstaunen, welche das letzte Lustrum an ihm fertig gebracht hatte. Er hatte immer ein frühreifes Gewächs zu werden versprochen, jetzt, mit nicht viel über dreizehn Jahren, war er fast ganz entwickelt; aus dem kleinen, grünen Jungen war ein langer, blasser, starkknochiger Gesell geworden, der es für durchaus unter seiner Würde hielt, die alten feindlichen Beziehungen zu mir wieder aufzunehmen. Er versteinerte mich bei der ersten Begegnung, indem er mich, dem kaum dann und wann ein Höferweib oder ein gebildeter Bettler diese Ehre gönnte, Sie nannte; indem er mich mit einer kalten Höflichkeit behandelte, die mir, ich war Gentleman genug, um es herauszufühlen, Ungezogenheiten, wie meine früheren total unmöglich machten. Ich bedauerte diesen bewaffneten Frieden im Stillen, besonders da ich mir beim Anblick seiner großen knochigen Hände sagen mußte, daß er gewiß kein zu verachtender Gegner mehr sei.

„Als das edle Verwandtenpaar uns damals verlassen hatte, sagte mein Oheim zu mir: „Gieb Acht, in ein paar Jahren hat der Junge das Heft ganz allein in der Hand und der Alte ist nur noch zum Jasagen da. — Ich wunderte mich über diese Worte, denn, wie gesagt, ein zäherer, härterer, unscrupulöserer Bursche als Jean Baptiste Eller ließ sich nicht denken; die Folgezeit sollte sie jedoch bewähren; vorher aber

trug sich noch etwas zu, das weder mein kluger Oheim, noch irgend einer unter den Bekannten Ellers, am wenigsten aber sein Sohn, für möglich gehalten hätte: er verheirathete sich noch einmal und zwar mit einem jungen, schönen und armen Mädchen aus der französischen Nachbarschaft. Um eine angenehme Pflegerin und dazu eine anspruchslose, ganz von seiner Willkür abhängige Hausfrau um sich zu haben, hat schon mehr als ein alter Geizhals in ähnlicher Weise all' seinen Bekannten ein Schnippchen geschlagen, darin liegt an sich nichts so Wunderbares; schwerer zu erklären bleibt immer der Entschluß des armen Geschöpfs, welches sich opfern läßt. In diesem Falle reimte man sich die Sache folgendermaßen zusammen: Marguérite Villiers war die Tochter eines heruntergekommenen Webereibesitzers; ihr Vater machte Bankerott, Eller war der Hauptgläubiger und die schöne Tochter des Hauses mochte gegen Vernichtung einiger Schuldscheine in die Hände des alten Blutsaugers übergegangen sein. Ich glaube, er hat sie eine Zeit lang auf seine Weise geliebt, in dem Maße wie er den Sohn, welcher jetzt Theilhaber am Geschäft war, zu hassen und zu fürchten anfing. Seine Gefühle für sie hinderten ihn freilich nicht, das arme Geschöpf durch Geiz, Mißtrauen, Eifersucht nach bestem Vermögen zu quälen.

„Du wirst zu fragen wünschen, wie ich über diese Verhältnisse so genau unterrichtet wurde? Ich erfuhr vielerlei, als ich einige Jahre nach dieser Heirath längere Zeit in S. zubrachte, um unsere dortigen Fabriken zu inspiciren. Damals lebte Margot noch; sie ist dann bald nach meiner Abreise gestorben."

Hier schwieg Wanderer einige Augenblicke und sah mit nachdenklich gefalteter Stirn dem Dampf seiner Cigarre nach. „Sie war sehr schön gewesen", fuhr er dann wieder fort.

„Wer? Margot? Margot?" fragte ich überflüssiger Weise.

„Margot? Natürlich! aber als ich sie zuerst sah, war schon nicht mehr viel davon übrig, nichts eigentlich als ein Paar wahrhaft glühende dunkle Augen und die wunderschöne Farbe des braunen Haars; seine prächtige Fülle war verschwunden, sie trug es kurz, nachlässig in ein Netz gelegt, was ich abscheulich fand.

„Einmal zeigte sie mir die langen, dicken Zöpfe, welche sie abgeschnitten hatte, sehr zum Aerger ihres Mannes, der Anfangs gern mit der schönen Frau Staat gemacht hatte. „Aber mir liegt so wenig daran", wie ich aussehe", sagte sie dabei zu mir; „es war eine Mühe, diese langen Zöpfe allmorgendlich zu flechten, und sie lagen mir schwer auf dem Kopfe, als ich anfing, mich schwächer zu fühlen. Der Tag hat schon so viele Mühen und Lasten, daß ich mich von dieser wenigstens befreien wollte." — Sie sagte dies Alles französisch, mit einer eignen Grazie des Ausdrucks; dazu ihr hoffnungsloses Lächeln — es war ergreifend, wahrhaftig, bei ihr zu sitzen und sie zu hören und zu sehen, auch mußt' ich mir allemal ungewöhnliche Mühe geben, den Alten nicht niederzuschlagen, wenn er mir dann irgendwo im Hause begegnete.

„Damals gab sie mir auch eine Locke von jenem abgeschnittenen

Haar; ich muß sie in der Nähe haben." Und Wanderer stand auf und ging zu dem blau tapezirten Glasschrank, nahm ein Buch heraus und brachte es an den Tisch. Es waren die „Wahlverwandtschaften", er schlug sie auf an einer Stelle, wo ein zusammengefaltetes Papier lag. „Richtig; wie lange habe ich nicht daran gedacht", sagte er; „aber es ist, als wollten Einen manche Verhältnisse, in die man sogar ohne sein Zuthun hinein geräth, nie wieder loslassen; man lernt an ein Verhängniß glauben."

Inzwischen hatte er das Blatt auseinander gefaltet und sah den darin liegenden Ring dunkelbraunen Haares lange nachdenklich an; dann, als besinne er sich jetzt erst, daß er es mir habe zeigen wollen, reichte er mir das Papier hastig hin.

„Du warst ein guter Freund der armen Frau?" sagte ich, indem ich es ihm nach einigen Augenblicken zurückgab.

„Ich hoffe es", erwiederte er, den Rücken zu mir gewendet, auf seinem Wege nach dem Schranke. Das Buch befand sich jetzt an seinem alten Platze und er setzte sich wieder bequem zurecht. „Ich zog mit ihr an einem Strange, natürlich. Sie war jung, ich war jung, das ist schon ein Grund zu gegenseitiger Sympathie; sie war schwach, ich war stark, das gab einen zweiten. Der alte Eller hatte, ausnahmsweise, nichts dagegen, wenn ich seiner kränklichen Frau Aufmerksamkeiten erwies. Sie war, wie ich andeutete, schon recht leidend damals; er wußte es, aber daß sie eher sterben könne als er, kam ihm nie in den Sinn. Er war der Alte, er mußte zuerst fort; „wozu nimmt man sich denn eine junge Frau?" meinte er; „etwa um sie auch zu begraben, anstatt daß sie Einem die Augen zudrückt?" Auf den also wahrscheinlichen Fall seines frühen Todes aber wünschte er mich für die Angelegenheiten seiner Wittwe und ihrer Kinder zu interessiren; vielleicht traute er mir einigen Einfluß auf seinen ältesten Sohn, oder den Jugenderinnerungen seines ältesten Sohnes an meine Fäuste eine geheime Macht über das Gemüth dieses jungen Mannes zu."

„Waren deine Beziehungen zu ihm dieselben geblieben?" fragte ich.

„Wie man's nimmt. Ich kam oft mit dem liebenswürdigen jungen Herrn zusammen, von Geschäftswegen, und wurde im Ganzen gut mit ihm fertig. Es war die personificirte Klugheit, Pünktlichkeit und Ordnung, auch mochte er früh schon, dem englischen Sprichwort nach, Ehrlichkeit als die beste Politik erkannt haben, denn seit er, der Weissagung meines Oheims gemäß, seinen Vater nicht nur tyrannisirte, sondern sogar terrorisirte, hatte das Geschäft alle seine früheren unlauteren Verbindungen abgebrochen; die Reellität wurde in den Händen Samuels, was die gewissenlose, schwindelhafte Speculation in den Händen des Alten gewesen war. So hatte sich Samuel mit der Zeit einen geschäftlichen Charakter geschaffen, wie er ihn brauchte, es gab Leute, die ihn für einen „Ehrenmann" hielten. Ich ging nicht ganz so weit; der dumpfe, furchtbare Haß, welchen der Alte gegen ihn hegte, hatte mir von Anfang zu denken gegeben, was ich nach und nach von seinem Verhalten der

Stiefmutter gegenüber erfuhr, diente nicht dazu, meine freundschaftlichen Gefühle für ihn zu steigern. Daß Herr Samuel Eller die junge Frau seines Vaters, welche ihm in möglichst kurzer Frist einen Concurrenten zu dem Erbe bescheerte, das er so lange als sein alleiniges Eigenthum zu betrachten gewohnt gewesen, nicht gerade mit freundlichen Augen ansehen würde, ließ sich erwarten, und ich habe nie begreifen können, woher der alte Eller den Muth genommen hatte, seinem Sohne und Tyrannen diesen schrecklichen Streich zu spielen. Als die arme Margot nun aber einmal im Hause war, scheu und demüthig, immer voller Furcht, irgend Jemand im Wege zu sein, da gehörte eine ganz besondere Herzenskälte und Bosheit dazu, ihr unfreiwilliges Eindringen ihr nicht endlich zu verzeihen, ihr Monat auf Monat, Jahr auf Jahr dieselbe studirte Verachtung, denselben methodischen Haß entgegenzusetzen, wie er es that.

„Der Alte hatte sich, aus Furcht und Trotz, in eine vorherige Erörterung seines Heirathsprojectes mit dem Sohne nicht eingelassen. Er benutzte eine Abwesenheit Samuel's, um die Trauung vollziehen zu lassen; als derselbe zurückkehrte, fand er die neue, junge Frau im Hause vor. Es erfolgte nicht sogleich ein Wuthausbruch, den der Alte erwartet hatte und der ihn gegen den ungeberdigen Sohn in Vortheil gesetzt haben würde.

„Samuel biß die Zähne zusammen, dann lachte er höhnisch und sagte: „Das war gut von Dir gemeint, Vater, sehr gut; nun, wie's gemeint war, so soll es auch aufgenommen werden, dafür stehe ich Dir. Meiner neuen Frau Mutter laß ich mich schönstens empfehlen! sie hat einen guten Freund an mir, natürlich." Der Alte war verdutzt. Er hatte den seltsamen Einfall, etwas von Wohlwollen in diesen Worten zu entdecken und den Sohn vollständig versöhnen zu wollen. „Komm mit zu Margot", sagte er ihm — er hat es mir später oft erzählt und griff nach der Hand Samuel's. Da stieß ihn dieser mit einem Fluche zurück und nun merkte Jean Baptiste, wie die Sachen standen. Der würdige junge Mann überschüttete seinen Vater und die „schlaue Bettlerin", welche ihn, den „blödsinnigen Alten", geködert habe, mit dem bittersten Hohne; zum ersten Male gab er seinem Senior glänzende Proben von der Beredsamkeit der Invective, welche ihm zu Gebote stand, zum ersten Mal zeigte er ihm all' seine Verachtung, die er bisher nachlässig verborgen hatte.

Im bittersten Haß und Groll gingen die Beiden auseinander. Samuel bezog einige Zimmer in einem Seitenflügel des großen, alleinstehenden Hauses, welches die Familie bewohnte. Doch verkehrte er nach wie vor mit seinem Vater, auch die junge Frau suchte er, zum Erstaunen der Hausgenossen, keineswegs zu vermeiden. Seine Tactik ihr gegenüber wurde aber Denen, die beobachten konnten oder wollten, bald klar; er mußte natürlich mit der Gattin seines Vaters zusammentreffen, um sie verletzen zu können und bald gab es keine Art der Demüthigung und indirecten Verhöhnung mehr, die er ihr nicht im Beisein des Gesindes

oder fremder Besucher sogar angethan hätte. Mit der ihm eigenen Schlauheit verfolgte er seinen Plan, das arme junge Wesen in den Augen seiner Umgebung als einfältig, ja als unzurechnungsfähig hinzustellen. Ich weiß nicht, ob Du Dich genügend mit dem Studium des menschlichen Charakters abgegeben hast, um zu begreifen, daß ihm diese Teufelei gelingen konnte. Margot besaß ursprünglich einen guten, natürlichen Verstand, den aber diese beharrliche Quälerei mit der Zeit wirklich schwächte oder wenigstens verdüsterte. Schüchtern mochte sie immer gewesen sein und Geistesgegenwart nie zu ihren hervorragenden Tugenden gehört haben, und so war sie ihm so ziemlich waffenlos anheim gegeben. Mit Erfolg benutzte er ihre mangelhafte Kenntniß unserer Sprache und ihre Unerfahrenheit im Hauswesen, um sie lächerlich zu machen, er ließ sich zu niedrigen Intriguen mit den Dienstboten herab, um ihr Ansehen im Hause zu untergraben. An ihrem Manne hatte sie keinen Schutz; er war, im Gegentheil, der Erste, welcher an ihr Ungeschick, ihre Beschränktheit zu glauben begann. So lange Margot ihre Schönheit als Verbündete besaß, war Samuel vorsichtiger in seinen Operationen gegen die Stiefmutter, und hütete sich, seine Rohheit so weit zu treiben, daß sie ihr entschiedene Sympathien hätte erwecken müssen. Aber sie verblühte rasch und nun zuckte man immer unverhohlener die Achseln über die Thorheit des alten Eller, sich ein so unbedeutendes, schwaches Geschöpf aufgebürdet zu haben."

„Und das Kind?" fragte ich, als Wanderer einige Augenblicke schwieg.

„Seine Existenz verbesserte, wie man sich denken kann, den Stand der Dinge in keiner Weise. Vielleicht wäre in dem Maße, wie sie ungefährlich wurde, der Haß Samuel's gegen Margot eingeschlafen; das Vorhandensein des Knaben frischte denselben immer wieder auf und der Kleine wurde das Mittel, sie empfindlicher zu quälen, als je vorher. Er war ein hübsches Kind, der unglückliche kleine Bursche, scheu, trotzig und halbwild wuchs er unter den unseligen Verhältnissen seines Vaterhauses auf. Sogar seine Mutter konnte ihm ihre grenzenlose Zärtlichkeit nur halb verstohlen zeigen, der Alte wagte es nicht, ihn zu liebkosen und Samuel stieß ihn, wenn er ihm in den Weg kam, wie eine Kröte mit dem Fuße fort. Einer Scene habe ich beigewohnt, die ich nie vergessen werde.

„Ich stand mit dem Alten in der halboffenen Thür des Comptoirs im Gespräch. Sie führte auf den steingeplatteten Hausflur; wenige Schritte vor uns mündete die Treppe aus dem obern Stock in denselben. Der Kleine hatte draußen herumgespielt, ohne daß wir auf ihn geachtet hätten; er war damals etwa vier Jahre alt. Schließlich wählte er ein allerdings nicht zu empfehlendes Divertissement: er lief die Stufen hinauf, setzte sich rittlings auf das Treppengeländer und rutschte in den Flur hinab, eine Heldenthat, die er mit kindlicher Beharrlichkeit immer wiederholte. Wie gesagt, wir achteten nicht besonders auf ihn, ich sah

ihm mechanisch zu mit meinen Gedanken ganz wo anders. Da ging oben eine Thür, als sich Emil gerade am Ausgangspunkt seines Rittes frei auf dem Treppengeländer sitzend und etwa acht Fuß über dem Hausflur befand. Samuel trat heraus, ohne uns zu sehen, er hielt eine schwere Reitpeitsche in der Hand. Kaum hatte er das Kind gewahrt, als er die Gerte hob: wir hörten sein giftiges „Fort da, kleiner Bettler!" sie pfiff durch die Luft und fiel — ich hoffe, Du goutirst die Geschichte?" schob Wanderer in sonderbarem Ton ein — „auf die Hände des Jungen nieder. Mit einem Schrei ließ der Kleine los, er verlor von der heftigen Bewegung das Gleichgewicht und stürzte über das Geländer hinab. Aber im nächsten Augenblick, schneller als ein Gedanke, war der Alte die wenigen Stufen hinauf, stand vor dem Sohne und hatte die Hände an seiner Kehle. „Teufel, Du!" zischte er, indem er die knochigen Finger zwischen Hals und Cravatte des liebenswürdigen jungen Mannes schob und ihn schüttelte. „Noch einmal eine solche Rohheit und ich erdrossele Dich auf der Stelle, Hund, niederträchtiger! Meinst Du, der Alte sei ganz kindisch schon? Er hat wenigstens noch seine Knochen und es ist ihm einerlei, wo er verfault, ob unter einem Kreuze oder an der Mauer bei den Zuchthäuslern!" — „Laß los, Vater, bist Du verrückt!" keuchte Samuel, während der Alte die Finger nur fester zusammenkrallte; endlich ließ er ab und stand mit rollenden Augen und röchelndem Athem vor seinem Sohne. Samuel sah ihn scheu von der Seite an, indem er mit zitternden Händen den zerknitterten Hemdkragen zu glätten suchte. „Ich glaube, Du bist toll, Dich so zu ereifern über einen Scherz; was konnte ich dazu, daß der kleine Bengel losließ. Siehe, er ist schon wieder ganz munter."

„Jean Baptiste Eller wendete sich jetzt erst zu dem Kleinen. Ich war natürlich sogleich hinzugesprungen und hatte ihn aufgehoben. Er war glücklich gefallen und wenn er jetzt mit einer für sein Alter wunderbaren Selbstbeherrschung die Zähne aufeinanderbiß und das Weinen unterdrückte, so rührte der Schmerz, den er auf diese Weise zu meistern suchte, von den gemißhandelten Händchen her, auf deren jedem ein blutrother Streif anschwoll. Ich wüßte nicht, daß mir je im Leben irgend etwas mehr an's Herz gegriffen hätte, als der Anblick des zitternden, bleichen und doch so tapfern Kindes, wie es mit schluchzendem Athem, aber ohne Thränen auf den kleinen Füßen vor mir stand.

„Ich hatte ihn auf den Arm gehoben; sein Vater kam jetzt heran und fuhr ihm mit einer Art ungeschickter Liebkosung über das Haar; er sah noch immer schrecklich aus mit den blutunterlaufenen Augen und den fahlen Lippen, die er wie geistesabwesend bewegte; ich wunderte mich, daß der Knabe sich nicht vor ihm fürchtete. Samuel war indeß verschwunden. „Ich will den Kleinen zu seiner Mutter bringen", sagte ich, um der peinlichen Scene ein Ende zu machen.

„„Nein, sie darf das nicht sehen", erwiederte der Alte mit leiser, heiserer Stimme auf die Hände des Kindes deutend. Ich wußte ihm innerlich Dank für diesen Beweis der Rücksicht gegen seine Frau; wir

nahmen den Knaben mit in's Comptoir, wo sich von den Leuten Niemand mehr befand, und legten unsere in Wasser getauchten Taschentücher auf seine Hände, bis die Geschwulst nachließ.

Viertes Kapitel.

„Seitdem nahm sich Samuel zusammen in seinem Benehmen gegen den „kleinen Eindringling", wie er den Knaben in liebenswürdigem Scherze mir gegenüber zuweilen nannte. Der Vorfall hatte ferner zur Folge, daß der Alte sich an einem Tage, da Samuel über Land geritten war, erst mit einem Notar und dann mit mir einschloß, nachdem die zwei jüngsten Schreiber ihre Unterschriften einem Document angefügt hatten, dessen Inhalt ich jetzt aus dem Munde Eller's erfuhr. Ich, der ich eben mündig geworden war, wurde von dem Alten für den Fall seines Todes zum Testamentsvollstrecker und Vormund des jüngsten Sohnes ernannt. Vergebens wendete ich ein, daß ich mit Nächstem außer Landes gehen werde und daß für die Zukunft im Ganzen auf mich wenig zu rechnen sein dürfte. Der Alte beharrte eigensinnig auf seinen Anordnungen und behauptete, er wisse auf der Welt Niemanden, dem er das Wohl seines Sohnes anvertrauen könne, außer mir. Der Vater Margot's war gestorben, ihre Mutter und eine Tante waren von der Familie noch übrig. „Aber das sind Weiber", belehrte er mich, „und Samuel ist schlau wie der Teufel, und würde nicht einmal einen falschen Eid scheuen, um mein Kind um das Seine zu bringen; es muß ein Mann das Recht haben, sich seiner anzunehmen."

„Jean Baptiste allein würde mich jedoch schwerlich bewegt haben, mich in diese widerlichen Verhältnisse verwickeln zu lassen. Einige Tage zuvor hatte ich bei Margot gesessen, in ihrem kleinen Zimmer, wo sie auf dem Sopha lehnte und durch das offene Fenster starrte, während sie die abgemagerten Hände in ihrem Schooße nervös immer wieder faltete und öffnete. Ich sah ihr traurig zu; sie zählte einige Jahre mehr als ich, aber wie viel älter sah sie aus mit den eingefallenen Wangen und dem tief eingegrabenen Zuge der Aengstlichkeit und Sorge über den Augen. „Bernhard", sagte sie plötzlich — sie nannte mich bei meinem Taufnamen kraft ihrer Seniorität und ihrer Matronenwürde — „Bernhard, wollen Sie mir Etwas versprechen?"

„„Was, liebe Freundin?" fragte ich.

„„Versprechen Sie erst, mir meine Bitte zu erfüllen, was sie auch sein mag", drängte sie; „ich werde dann ruhiger sterben."

„Wie, war Sie unheilbar krank damals?"

„Nein, aber sie befand sich in einem Zustande, in dem Frauen für Todesgedanken und Ahnungen besonders empfänglich sind. Die ihrige sollte sich übrigens als wohlbegründet erweisen. Ich versprach natürlich ohne Vorbehalt, ahnte ich doch, um was es sich handeln würde. Da hat sie mir denn das Schicksal ihres Knaben auf die Seele gebunden. „Um Gotteswillen, schützen Sie ihn!" rief Sie zuletzt mit irrem Blick. „Meine

ganze Seele hängt an dem Kinde. Ich werde keine Ruhe im Grabe haben, gewiß nicht — ich werde wiederkommen, wenn sie ihn quälen!"

„Es nutzte wenig, ihr die Todesgedanken ausreden zu wollen. „Lassen Sie mich", sagte sie zuletzt eigensinnig; „wollen Sie mir nicht endlich Ruhe gönnen!" Für das Kind, welches sie erwartete, legte sie keine Sorge an den Tag; sie schien zu denken, daß dasselbe nicht leben würde.

„Wenige Tage später fand die Verhandlung mit dem Alten statt, von der ich Dir erzählt habe. Ich verließ bald darauf die Gegend; im Hause meines Oheims erreichte uns einige Monate später die Nachricht, Frau Eller sei gestorben, nachdem sie eine Tochter geboren hatte. Ich war nicht überrascht, wol aber bekümmert um das Wohl meines kleinen Schützlings.

„Margot hatte in ihren letzten Stunden den Trost gehabt, ihre Mutter um sich zu sehen. Als diese gute Frau, welcher die Sünde gegen ihre verkaufte Tochter das Gewissen bedrücken mochte, nach dem Tode Margots das neugeborene Töchterchen derselben mit sich zu nehmen begehrte, hatte der Alte nichts einzuwenden.

„Sie war schon fort, als ich ankam. Ich traf den Hausherrn an seinem Stehpult, schreibend und rechnend, wie sonst; aber in einer Ecke des Comptoirs stand ein hölzernes Schaukelpferd und eine kleine Flinte und andere Monturstücke deuteten auf einen neuen Bewohner dieses Raumes. Wirklich kauerte auch der Kleine, den ich erst nicht bemerkt hatte, ganz ruhig in der Fensternische und malte seine ersten Zahlen auf eine Schiefertafel.

„Ich war sehr zufrieden mit diesem Anblick. Eller drehte sich herum und empfing mich so herzlich, wie seine trockene Art es zuließ; der Knabe sah unter den in die Stirn hängenden Haaren forschend und scheu zu mir auf, als ich aber die Hand nach ihm ausstreckte, kam er heran wie ein Hündchen.

Ich lächelte unwillkürlich bei diesem Vergleich. „Die Geschichte kommt Dir curios vor", sagte Wanderer, „oder wenigstens meine Rolle in derselben?"

Ich konnte das nicht leugnen. Mein Freund Wanderer als Testamentsvollstrecker, Wanderer als Vormund, Wanderer als moralischer Kinderwärter! Ich saß wie im Traum neben ihm und hörte ihn von sich erzählen, was ich aus einem andern Munde nimmermehr geglaubt hätte.

„Nun", fuhr er fort, „ich gewann die Ueberzeugung, daß sich jetzt, nach dem Tode der armen Frau, ein leidliches Verhältniß zwischen Vater und Sohn herstellen werde und daß für das Kind, so lange sein Vater lebe, nichts zu fürchten sei.

„Mein Onkel starb bald nach diesen Vorfällen und ich konnte nun endlich das Leben auf meine Art zu genießen anfangen. Ich hatte geglaubt, zu wissen, wie viel wir besaßen, da ich den Ertrag unserer verschiedenen Fabriken und Eisenwerke genau kannte. Der Notar aber, bei welchem meines Oheims Testament niedergelegt war, stellte sich ein und machte mich mit der Existenz eines Baarvermögens bekannt, das in alt-

modisch sicheren Papieren angelegt war und von dessen Zinsen der Onkel nie einen Pfennig gebraucht hatte. So war ich denn um eine lächerlich hohe Summe reicher, als ich erwartet hatte, eine Ueberraschung, die ich Denen wünschte, welche sie besser gewürdigt hätten, als ich.

„Du weißt, daß ich damals meine Touristenlaufbahn mit einer sogenannten Reise um die Welt begann. Nach meiner Rückkehr sah ich in meinen Angelegenheiten überall zum Rechten und stattete dann auch Freund Eller einen Besuch ab. Der Junge ging damals in die Schule des Fabrikstädtchens, dessen Bevölkerung zum großen Theil aus Ellers Arbeitern oder kleinen, indirect von ihm abhängigen Gewerbtreibenden bestand. Ich examinirte ihn ein wenig und fand, daß er bis jetzt nichts gelernt, wol aber sich die Manieren und die Ausdrucksweise seiner Schulkameraden aus dem Volke mit großem Eifer und Erfolg angeeignet habe. Als Sohn des reichen Fabrikherrn mochte er stets der Anführer dieser kleinen Unholde sein und sich dabei recht wohl fühlen, denn als ich dem Alten Vorstellungen über die mangelhafte Schulbildung des Knaben machte, wollte er davon nichts hören und meinte endlich, Emil würde sich einen Schulwechsel gar nicht gefallen lassen, er sei das ungebundene Leben gewöhnt und für sein Alter lerne er ja genug; zur Gelehrsamkeit sei später immer noch Zeit.

„Ich habe mir nachmals bittere Vorwürfe gemacht, daß ich mich durch diesen Unsinn von meinen wohlbegründeten Einwendungen gegen die an meinem Schützling practicirte Erziehungsmethode abbringen ließ. Anstatt auf einer Aenderung zu bestehen, legte ich ein ihm äußerst ersprießliches und mir sehr hoch anzurechnendes Wohlwollen für den Knaben dadurch an den Tag, daß ich ihm eine Quantität Straußeneier, Häuptlingsfedern und Schildkrötenschalen schenkte und reiste dann ab, um ihn für die nächsten sieben Jahre aus den Augen zu verlieren.

„Die Wahrheit zu sagen, hatte er mir zu wenig gefallen, als daß ein lebhafteres Interesse an ihm hätte erwachen können. Aus dem hübschen Kinde war ein plumper, roh aussehender Bursche geworden; klein für sein Alter, mit verwildertem Haar und stets äußerst schmutzigen Händen. Im Zimmer konnte er nur mit Mühe dazu bewegt werden, die Zähne auseinander zu bringen und ein paar Worte mit ordinärster Aussprache auf die an ihn gerichteten Fragen zu erwiedern. Draußen hörte ich ihn toben, schreien, lachen und sah ihn sich wild oder besser toll geberden.

„Sein Bruder war damals abwesend, aber ich konnte merken, daß er der Verwilderung des Kleinen kein Hinderniß in den Weg legte. Ich fragte den Alten geradezu, wie Samuel das Kind behandle. „O, da ist nichts zu klagen", erwiederte er mir mit Lachen; „er hat sich merkwürdig verändert! Glauben Sie wol, daß er den Jungen geradezu verzieht? Samuel ist es, der bei allen seinen Streichen durch die Finger sieht und will ich ihn einmal durchprügeln wegen seiner schlechten Zeugnisse, so legt Samuel sich ins Mittel und er geht meistens leer aus" — und so

weiter in diesem Stile, so daß ich mich noch heute wundere, wie mir damals nicht die Augen aufgingen über die Methode des Schurken.

„Sie hatte übrigens den besten Erfolg, wie Alles, was er unternahm; trug sie ihm doch da schon die Frucht, daß der einzige Freund des Knaben demselben kalt den Rücken wendete. Ich ging und nahm einen widerwärtigen Eindruck von dem verlassenen, kleinen Burschen mit; eines Zuges nur erinnere ich mich, der mir fast eine bessere Meinung von ihm beigebracht hätte.

„Ich ging einst mit ihm über die Straße und wir kamen dazu, wie die Koboldschaar der Gassenbuben, seine Spielgefährten, eine unglückliche Katze, welche die Schwäche gehabt hatte, sich von ihnen fangen zu lassen, maltraitirte. Wie der Blitz war Emil von meiner Seite fort und mitten zwischen ihnen. Ich hörte diesmal keinen Laut von ihm, aber durch eine summarische Application seiner Fäuste hatte er alsbald dem Thiere Luft gemacht; es schoß an einer Wasserrinne empor, sprang auf die Lattenbedeckung eines Schweinekobens und von da auf das nicht viel höhere Dach der nächsten menschlichen Behausung und war für diesmal gerettet. Emil kehrte zu mir zurück, indem er seine rauhe, kleine Faust, an der sich Blut befand, an der Jacke abwischte.

„Ich begriff ihn nicht recht und fragte, ob die Katze in seines Vaters Haus gehöre. „Nein", sagte er, oder vielmehr, er bediente sich des unartikulirten, grunzenden Lautes, der bei ihm die Stelle der Verneinung vertrat, „sie gehört Niemand; sie ist so häßlich — Niemand will sie haben."

„Und Du fütterst sie?" fragte ich, der Weltumsegler, naiv. Er grunzte. „Die braucht Niemand zu füttern", murmelte er dann durch die Zähne; „die fängt Mäuse."

„Ich ärgerte mich über meinen Versuch, psychologische Studien an dem kleinen Ungeheuer zu machen, und reiste sogar bald darauf ab, ohne ihm Lebewohl zu sagen, denn als ich fortfahren wollte, war er nirgends zu finden. Ich ging nach Schottland, lebte einen Winter in London, nahm Spanien und Italien durch und schiffte mich dann zu einer Reise nach Südamerika ein. Wie die Romanfiguren, welche der Autor für ein paar Jahre gewissermaßen einpökelt, um sie außer dem Bereiche seiner indeß fortschreitenden Verwicklungen zu halten, trieb ich mich in den Urwäldern und den Graswüsten herum, wo eine Nachricht von der Heimat mich nicht erreichen konnte. Alle paar Monate eilte ich hinein nach der Poststadt und nahm die für mich eingelaufenen Briefe in Empfang. Meine Angelegenheiten waren daheim in so guten Händen — Du weißt, durch welche einfache Einrichtung ich das Interesse meiner Stellvertreter mit dem meinen identisch gemacht hatte — daß ich mich nicht viel darum kümmerte, wenn ich den Termin für die Post von Europa versäumte. Zwei Jahre nach meiner Abreise erhielt ich Nachricht vom Tode des alten Eller und zugleich wurde, ich weiß nicht mehr ob durch Samuel oder einen Bevollmächtigten, die höfliche Anfrage gestellt, ob ich im Betreff meines nun zehnjährigen Mündels irgend welche Anordnungen zu

machen wünsche. Der Brief war einen Monat unterwegs gewesen und hatte weitere drei Monate in —town gelegen; meine „Anordnungen“ kamen also jedenfalls beträchtlich post festum und es war vorauszusehen, daß die Entfernung, aus welcher sie erlassen wurden, die Chancen ihrer Berücksichtigung nicht vermehren würde. Dennoch schrieb ich sofort und bat, man möge den Knaben in ein Institut schicken, welches ich bezeichnete und in dem, wie ich wußte, der Unterricht die spätere kaufmännische und technische Ausbildung der jungen Leute vorbereitete. Ich erwähnte, daß Emil selbstverständlich später bei der Leitung der Fabrik sich betheiligen werde und dazu befähigt werden müsse; von den Zinsen des ihm zufallenden und für ihn angelegten Vermögensantheils seien die dahin einschlagenden Ausgaben zu bestreiten. Uebrigens begnügte ich mich nicht mit dieser Formalität, sondern beauftragte einen meiner Geschäftsführer, nach S. zu reisen und mich dort im Interesse des jüngsten Sohnes zu vertreten: ich konnte nicht wissen, daß dieser noch junge, rüstige Mann kurz nach Abgang der letzten Nachrichten an mich plötzlich gestorben war. So glaubte ich genug gethan zu haben und kehrte nun mit dem Bewußtsein des civilisirten Menschen zu meinen Wilden zurück; zu den Wilden, unter deren barbarischen Seltenheiten sich auch die Gewohnheit vorfindet, ein ihnen anvertrautes Gut sorgsamer als die eigenen Güter zu bewahren und nöthigenfalls mit Einsetzung des Lebens zu vertheidigen.

„Ich lebte noch mehrere Jahre unter ihnen, dann entdeckte ich in mir eine starke Neigung, einmal wieder die Segnungen der Civilisation zu kosten. Natürlich meldete ich mich nicht vorher in Deutschland an; erfreute ich mich doch der Freiheit, an kein lebendes Wesen durch Bande anerkannter Verwandtschaft gefesselt zu sein; ich konnte überall gehen und kommen, wie es mir beliebte.“

Fünftes Kapitel.

Wanderer klopfte langsam die Asche von seiner Cigarre und legte dann, zu meiner Verwunderung, dieselbe ganz aus der Hand. Darauf begann er wieder; aber er sprach jetzt anders als bisher, rascher und mit einer gewissen Härte im Tone.

„Nun, eines schönen Abends befand ich mich wieder in dem weiten Hofraum vor dem Eller'schen Wohnhause und schritt auf dasselbe zu. Die Leute, welche da herum gingen und standen, kannten mich nicht; als ich mich der Steintreppe näherte, die zur Hausthür in die Höhe führte, bemerkte ich an einem Fenster des Erdgeschosses ein Gesicht hinter den Scheiben, die Augen starr auf mich gerichtet. Das sah ich aber nur mit einem flüchtigen Blick; der Kerl fuhr zurück, als ich heran kam; doch glaubte ich in ihm einen der Comptoiristen, der mir stets fatal gewesen war, einen besondern Günstling Samuel's, erkannt zu haben.

„Noch ehe ich in's Haus trat ging eine Thür im Hausflur auf und es lief Jemand die Treppe hinauf. Mir kommt es, wie Du weißt, auch nicht darauf an, vier Stufen auf einmal zu nehmen; ich verspürte Lust,

zu wissen, wer mein Avantcoureur sei, der, wie es schien, dem Hausherrn meine Ankunft melden wollte und mit Jenem zugleich stand ich oben im ersten Stock vor einer mir wohlbekannten Thür, der zu Samuel's Zimmer. Es war in der That jener Schreiber, welcher mich vom Fenster aus gesehen hatte; er stierte mich jetzt ganz verwirrt an, der Gruß erstarb auf seinen Lippen, er hatte beide Hände am Thürschloß, als habe er die Thür entweder zuhalten oder öffnen wollen.

„Jetzt, es waren kaum zwei Secunden vergangen, seit ich in's Haus getreten war, drangen wüste Töne aus dem Zimmer an mein Ohr; von einer Stimme, die ich nicht zu erkennen vermochte, wurden drinnen Flüche und Schimpfwörter hervorgestoßen; auch hörte ich dumpfe Schläge. Der Mensch neben mir schien in einer Todesangst zu sein, welche ihm jede Ausflucht wegen der Ursache dieses Scandals unmöglich machte: er rüttelte am Schlosse und murmelte: „Herr Eller, Herr Eller", ohne doch zu versuchen, sich wirklich drinnen Gehör zu verschaffen. Ich muß es bekennen, einige Augenblicke stand ich in regungsloser Betroffenheit, während ich bald auf die Creatur neben mir, bald auf die Thür vor mir starrte. Es war eine altmodische Flügelthür, welche nicht aussah, als ob sie einer kräftigen Hand viel Widerstand bieten würde. Jetzt aber wurde drinnen das Geräusch eines schweren Falles hörbar und mit dem Impuls des anständigen Menschen, einen Unfug, der in seinem Bereiche vorgeht, zu steuern, ergriff ich meinerseits die Thür und stieß sie mit Gewalt in das Zimmer hinein; sie war verschlossen, der eine Flügel aber unten nicht verriegelt gewesen.

„Ich kam zur rechten Zeit, drinnen stand Herr Samuel mit hocherhobenem Arm; er schüttelte einen blanken Gegenstand in der Hand und war offenbar in einem Zustande sinnloser Wuth. Unter tollem Schimpfen schwang er das Ding — ich sah jetzt, daß es das Feuereisen vom Kamin war; einen Augenblick lang sah er uns mit dem Ausdruck eines wilden Thieres, völlig verständnißlos an und schrie: „er soll fort, fort!" oder etwas Derartiges. Der Schreiber war hinter mir; er wagte es nicht, dem Rasenden entgegen zu treten. „Er ist von Sinnen — er wird ihn tödten", murmelte er, und jetzt erst, nachdem ich diese Worte gehört hatte, entdeckte ich den Gegenstand des verrückten Angriffs, eine dunkle Gestalt, die in der Nähe des Feuerplatzes am Boden lag.

„Ich sprang nun hinzu und packte Samuel, als er eben das wuchtige Eisen auf den Liegenden niederfallen lassen wollte; ich schüttelte ihn, während er mich anstarrte, entwand ihm das Eisen und schrie ihm meinen Gruß in's Ohr, welcher eine Andeutung meiner Absicht enthielt, ihn wegen Todtschlags verhaften zu lassen.

„Er war noch immer nicht bei Besinnung; er hörte meine Worte, ohne sie zu verstehen, zu erkennen schien er mich auch nicht: „Habe ich ihn todtgeschlagen?" lachte er heiser. Er war zäh wie eine Katze — ist er endlich todt? Gott sei Dank!"

„Mit einem Gefühl des Ekels ließ ich seine Faust los und schleuderte ihn beinahe nach der Thür des Zimmers. „Bringen Sie ihn fort!"

herrschte ich den Schreiber an „und sorgen Sie dafür, daß er zu sich kommt.“ Dann wendete ich mich dem Liegenden zu.

„Er war bewußtlos und blutete ziemlich stark aus einigen Wunden im Gesicht, die er, wie es schien, seinem Fall auf das eiserne Geländer des Kamins verdankte. Ich nahm den dunkelhaarigen, bleichen Kopf in die Höhe, wischte das Blut von der Wange und sah in ein hübsches Knabengesicht, in dessen Zügen ich mit Mühe die des kleinen Emil erkannte.

„Erschüttert hob ich meinen Mündel auf und bettete ihn auf das kleine Sopha, welches im Zimmer stand. Eine Karaffe mit Wasser war in der Nähe, ich bereitete ihm einen nothdürftigen Verband und hatte die Freude, zu sehen, daß das Bewußtsein langsam zurückkehrte. Er schickte einen langen, träumerischen Blick durch's Zimmer, dann mochte er sich besinnen, was vorgegangen war, ein müder, trauriger Ausdruck kam über das Gesicht und er schloß die Augen wieder, ohne mich beachtet zu haben.

„Ich hatte lange über ihn gebeugt gestanden; jetzt richtete ich mich auf und dehnte die schmerzenden Muskeln. Da erst gewahrte ich durch die angelehnte Thüre ein Frauenzimmer, welches uns von draußen ängstlich beobachtete. Ich erkannte die Haushälterin, eine Verbündete Samuels aus der Zeit, wo es galt, an Margot einen moralischen Mord zu begehen, und mir kam die Wuth beim Gedanken an all das feile Gesindel in dem gottverlassenen Hause, welche Scenen, von welchen diese, wie ich fürchtete, nicht die erste, wenn auch die tollste gewesen, in stumpfer Gleichgültigkeit an sich vorüber gehen ließ. Ich beschloß, den Vortheil, welchen mir meine Dazwischenkunft über den schurkischen Hausherrn gegeben, auszunutzen, und als Vormund des mitbesitzenden Jüngsten einstweilen den Herrn hier zu spielen.

„„Wissen Sie, was vorgefallen ist?“ fragte ich die Person streng. Sie kam zimperlich näher und flüsterte etwas wie „der arme junge Herr“, und „er hat sich wohl recht wehe gethan?“

„„Wer ihm wehe gethan hat, wissen Sie sehr gut“, sagte ich, „und ich werde dafür sorgen, daß es auch diejenigen erfahren, welche sich in solche kleine häusliche Angelegenheiten allenfalls zu mischen haben. — Der junge Herr muß in sein Zimmer gebracht werden; schicken Sie augenblicklich nach dem Arzt und halten Sie Verbandzeug in Bereitschaft!“

„Sie wendete sich zum Gehen, augenscheinlich froh, aus meiner Nähe zu kommen. Als sie die Thüre öffnete, sah ich draußen neugierige und ängstliche Gesichter sich herandrängen. Eines derselben weckte mir eine Erinnerung, die ich verfolgte, als ich mich wieder bei dem Knaben niedergesetzt hatte und seine herabhängende schmale braune Hand hielt. Nach und nach besann ich mich auf eine Magd, welche ich vor Jahren, als Margot noch lebte, hier gesehen hatte und von der ich mich zu erinnern glaubte, daß sie, im Gegensatz zu dem größten Theil der Dienstboten, treulich zu der bedrängten jungen Frau hielt. Ich öffnete die Thüre

rasch, sie stand davor, eine ältere Frau schon, und blieb auch stehen, während die jüngern Mägde verlegen zurückfuhren und eilig die Treppe hinunter verschwanden. „Wie heißen Sie?“ fragte ich.

„Sie nannte ihren Namen. „Ich war schon hier, als Emil geboren wurde“, fuhr sie fort, und — „ach, Herr Wanderer, lassen Sie mich zu ihm hinein; er hat ja doch weiter Niemand hier, der ihn pflegen könnte, als mich.“

„Das war es gerade, was ich wünschte. Ich ließ die Frau in die Stube treten; die Thränen liefen ihr über das runzliche Gesicht; sie war gleich neben dem Knaben, sprach zärtlich zu ihm, wie zu einem kleinen Kinde, und bat ihn, ihr zu sagen, wo es ihm fehle, was ihm schmerze.

„„Der Kopf thut mir sehr weh, Babet,“ sagte er matt. „Wenn ich nur aufstehen könnte . . ich möchte aus seinem Zimmer fort.“

„Die Alte sah mit trübseligem Kopfschütteln zu mir auf. Wir hielten eine Weile schweigend Wache bei dem armen Jungen. Ich gab ihm von Zeit zu Zeit zu trinken; sein Aussehen gefiel mir nicht und ich wünschte sehnlichst den Arzt herbei.

„Dann kam die Haushälterin wieder und meldete, das Zimmer für den jungen Herrn sei bereit. Wir richteten ihn auf und führten ihn; er schwankte und lehnte schwer an meiner Schulter, so daß ich ihn aufhob und die Haushälterin bedeutete, uns voran zu gehen. Wir stiegen in den zweiten Stock hinauf; ich mußte lebhaft an jenen Vorfall aus Emils erster Jugend denken, wo ich den Knaben auch vom Schauplatze einer Rohheit seines unnatürlichen Bruders hinweggetragen hatte.

„Wir kamen in eine freundliche Stube und legten unsern Patienten auf das hier aufgeschlagene Bett. Ein Blick durch das Gemach belehrte mich übrigens, daß dasselbe bisher von einem weiblichen Wesen bewohnt worden war. „Sie haben uns Ihr eigenes Zimmer eingeräumt,“ sagte ich zu der Haushälterin. Sie knixte verlegen; das Zimmer des jungen Herrn sei nicht ganz in Ordnung gewesen. Jetzt aber brach die alte Babet los; sie mochte seit langem der Haushälterin nicht hold sein und ergriff mit augenscheinlicher Befriedigung diese Gelegenheit, sich in etwas ihrer Meinung zu entledigen. „„Das Zimmer des jungen Herrn!““ rief sie höhnisch. „Fragen Sie doch die Mamsell, Herr Wanderer, seit wann der Verschlag auf dem Boden, wo der arme Junge geschlafen hat, zu dem vornehmen Namen „Zimmer“ gelangt ist! Und fragen Sie auch, seit wann Emil bei ihr „der junge Herr“ heißt! Und wissen möcht ich“, schrie sie der Person noch nach, die jetzt ihren Rückzug nahm, „wissen möcht' ich, was aus dem armen Kinde geworden wäre, wenn nicht die paar alten Dienstboten von der seligen Frau her sich seiner angenommen hätten!“

„Mit einiger Mühe machte ich der Frau bemerklich, daß ich sie nicht in der Stube dulden könne, wenn sie sich nicht ruhig verhalte. Jetzt erschien auch der Doctor aus der Stadt, ein Mensch mit einem rohen, unangenehmen Gesicht, der sich aber beim Anlegen eines neuen Verbandes geschickt genug erwies. Der sonstige Zustand des Patienten schien ihm

nicht recht klar, und er versuchte daher, sich in das aesculapische Geheimniß zu hüllen, ein Auskunftsmittel, welches aber bei mir nicht anschlug. Ich setzte ihn moralisch das Messer an die Kehle und brachte ihn wenigstens dahin, mir seine Ansicht und seine Zweifel bei dem vorliegenden Falle offen zu gestehen. „Gut," sagte ich; „Sie getrauen sich nicht, allein festzustellen, ob und was für eine innerliche Verletzung hier stattgefunden hat; Sie wünschen, daß ich einen andern Arzt zuziehe?" und so weiter und so weiter. Ich will Dich mit der Wiedergabe meiner verschiedenen Mannöver nicht ermüden; genüge es zu constatiren, daß ich mir meinen Doctor so zu sagen zähmte und einen vernünftigen und brauchbaren Beistand an ihm gewann. Emils kräftige Natur überwand die Folgen des bösen Falles und die Heilung der Wunden ging ihren Gang.

„Ich hatte mich im Hause und zwar in einem kleinen Zimmer dicht neben dem meines Schützlings installirt; es war dasselbe, in dem mir einst seine Mutter den Knaben so leidenschaftlich ans Herz gelegt hatte. Die Arme! Sie hatte nicht Wort halten können, sie war nicht „wiedergekommen," als man ihren Liebling quälte. Mit Bitterkeit dachte ich nach über die Ohnmacht der Schatten, von der schon Achill beim Homer wehklagt; warum muß der Wille der glühenden Seele mit dem Körper aufhören! warum ist man nach der Zersetzung desselben so ganz aufgelöst und verschwunden, oder warum ist, wenn sich auch wirklich das Ich, das Bewußtsein an irgend ein Pünktchen des frühern Wesens klammert und bleibt, doch jede, auch die ärmlichste Einwirkung auf den groben irdischen Stoff verwehrt!"

Ich war solche humoristisch wehmüthige Ausbrüche an Wanderer gewohnt und hütete mich, auf seine Mystik einzugehen. „Jedenfalls", fuhr er fort, „ist mir Marguerita's Geist in jenen Räumen nicht erschienen, um mir Vorwürfe über meine Wortbrüchigkeit zu machen, obwohl er ein gutes Recht dazu gehabt hätte, und obwohl ich durchaus geneigt und vorbereitet war, ihn wahrzunehmen, wenn er sich auch noch so discret bemerklich gemacht hätte.

„Ich erfuhr nun nach und nach, zum Theil durch die alte Babet, zum Theil von Emil selber, wie es ihm in den letzten sieben Jahren gegangen war. Einmal kam ich gegen Abend aus dem Städtchen zurück und trat in das Zimmer meines Patienten. Da erhob sich in der Dämmerung Jemand lang und schlank vom Sopha, den ich im ersten Augenblick nicht erkannte. Emil war's; er kam mir entgegen, und ich sah jetzt, als er mir gegenüberstand, zum ersten Male, wie hochaufgeschossen der Knabe war. Die alte Babet hielt sich hinter ihm, mit so vergnügten Augen, als sei seine Genesung allein ihr Werk.

„Eine gewaltige Veränderung war, seit ich ihn, noch bei Lebzeiten seines Vaters, zuletzt gesehen hatte, mit Emil vorgegangen. Jede Spur jener Rohheit, die mich damals so widerwärtig berührt hatte, war aus seiner Sprache, seinem Aussehen verschwunden; das Edle, was stets in dem Knaben geschlummert haben mochte, war auf eine mir noch unerklärliche Weise zum Durchbruch gekommen, hatte sein ganzes Wesen ver-

wandelt und sogar seine Züge verschönt. Mochte das Bewußtsein dessen, was ich an ihm verschuldet hatte, dazu beitragen, mich an ihn zu fesseln, war es Mitleid mit seiner Hülflosigkeit oder beides zusammen und irgend ein geheimnißvolles Drittes — genug, der Knabe wurde mir in kurzer Zeit werther, als je ein menschliches Wesen zuvor; ich ließ ihm eine höchst parteiische Neigung angedeihen; nie haben Weiberaugen nur halb so viel über mich vermocht, wie die seinen. Er lohnte mir übrigens später mit einer Anhänglichkeit, die einem Neufundländer Ehre gemacht haben würde.

„In der ersten Nacht, die ich nach jener Katastrophe an seinem Bette zubrachte, hatte er Wundfieber und phantasirte. Oft rief er in ängstlichem Ton den Namen Margot; als die alte Magd dann an sein Kissen trat, schien er in ihr die Inhaberin des Namens zu erblicken und redete ihr mit zärtlichen Worten zu, wie man sie wol an ein Kind richtet. „Wer ist Margot?" fragte ich die alte Frau. „Seine kleine Schwester, Herr", belehrte sie mich, „die, so lange die Großmutter lebte, drüben in O. gewohnt hat."

„Wie gesagt, nach und nach setzte sich aus seinen eigenen, freilich sehr zurückhaltenden Berichten und den wortreichen Ergänzungen der Alten, das Leben, welches der arme Bursche Jahre lang geführt hatte, vor meinen Augen zusammen. Nach dem Tode seines Vaters war er ganz wild, ohne alle geistige und leibliche Pflege umhergelaufen; das Benehmen Samuel's gegen ihn änderte sich nur insofern, daß er den Knaben, wenn ihm ein besonders wüster Streich desselben zu Ohren kam, oft aber auch ohne solche pädagogische Veranlassung, grausam züchtigte. „Sie können sich denken, Herr", bemerkte Frau Babet, „daß der arme Junge seinem Bruder so weit wie möglich aus dem Wege ging. Er war meist den ganzen Tag nicht im Hause und der Himmel mag wissen, wo er sich da umhergetrieben hat. Abends kam er in aller Stille; ich paßte auf, wenn ich konnte; mit knapper Noth hatte ich ihm ein wenig Essen aufheben dürfen; oft genug ging er hungrig zu Bett. Dem lieben Gott habe ich's geklagt", sagte sie mit Thränen, „daß sich der Sohn des alten Herrn, welcher doch so gut ein Recht auf den Grund und Boden und das Vermögen hier hat, wie der da unten" — und sie deutete kurzweg nach dem Fußboden in der Richtung etwa, wo man sich im Erdgeschoß das Comptoir zu denken hatte — „in der Dämmerung in sein Haus schleichen mußte, wie ein Bettler, um sich knapp satt essen zu können. Und man hätte denken sollen", fuhr sie unaufhaltsam fort, „wenn er" — wieder eine verächtliche Bewegung nach dem Fußboden hin — „wenn er sich auch nicht der Sünde fürchtete, so würde er sich doch vor den Leuten schämen. Aber sehen Sie, Herr, da war es nun schlimm, daß er die Hauptperson hier in der Stadt ist. Wer wagt, ihm in seine Angelegenheiten drein zu reden? Keiner. Und dann war auch Emil damals, das läßt sich nicht leugnen, wenig genug dazu angethan, sich Freunde zu machen. Man beklagte den Herrn wol gar, daß er an

dem bösen Jungen, aus dem doch nimmermehr etwas werden könnte, eine solche Last auf dem Halse habe.

„Ich fragte sie", fuhr Wanderer fort, „ob von den Verwandten mütterlicher Seite niemals ein Versuch gemacht worden sei, sich des verwahrlosten Jungen anzunehmen. Darauf hin erzählte sie mir weiter, und ich will sie der Bequemlichkeit halber wieder selber reden lassen:

„„Einmal kam seine Großmutter gerade, als der Herr verreist war; ich dachte mir, sie habe sich den Tag wol ausgesucht. Gut, daß ich im Hause war und daß die Mamsell sich doch ein wenig vor mir fürchtete, sonst wäre der alten Frau an dem heißen Tage und nach der beschwerlichen Fahrt hierher nicht einmal ein Imbiß vorgesetzt worden. Sie kam natürlich, um sich nach ihrem Enkelsohn zu erkundigen, aber wer sich nicht sehen ließ, war Emil. Da der Herr aus dem Wege war, that mir einer von den Knechten den Gefallen und ging, um den Jungen zu suchen. Er blieb Stunden lang fort und kehrte unverrichteter Sache zurück. Die alte Frau saß bei mir in der Oberstube den ganzen, langen Nachmittag, wir dachten immer, Emil käme noch zum Vorschein, da doch der Samuel fort war. Das ganze Haus habe ich nach ihm durchsucht; Frau Villiers weinte zuletzt bitterlich und sagte, sie sei besonders um der kleinen Margot willen gekommen, die habe so sehr nach dem Bruder verlangt, von dem man ihr erzählt hatte. Sie mochten das Kind wol recht verziehen, daß die Großmutter wegen einer Grille von ihm sich hierher wagte.

„Endlich ging sie und — was meinen Sie, Herr — sie war noch keine Viertelstunde fort, da kam Emil hervor; er hatte den lieben, langen Nachmittag unter der Bodentreppe in einem kleinen, dunklen Winkel gesteckt, wo er unser Suchen und unsere Angst recht gut hatte hören können. Da riß mir aber endlich die Geduld, ich ärgerte mich entsetzlich über diesen, wie ich dachte, boshaften Streich, und hob schon die Hand, um dem Jungen ein paar tüchtige Ohrfeigen zu geben. Er blieb ganz ruhig stehen — es war in meiner Kammerthür oben, neben der die Bodentreppe in die Höhe geht — und lehnte sich ein wenig gegen den Thürpfosten. „Wenn Du mich anrührst, Babet", sagte er, „so gehe ich noch heute Abend fort und komme nimmermehr wieder."

„Ich erschrak und die Lust, ihn zu schlagen, verging mir. Auch gefiel mir sein Aussehen nicht, er war ganz bleich; es mochte furchtbar heiß in dem engen Loch gewesen sein, wo er gekauert hatte. Er ging nun die Treppe hinauf nach seiner Schlafkammer und ich sagte kein Wort mehr, ich war ganz verdutzt. Aber spät Abends, vor Bettgehen, sah ich noch einmal nach ihm; er war wach und warf sich ruhelos auf dem elenden Bett herum. In dem abscheulichen Verschlag war eine erstickende Hitze; er hatte Fieber und verlangte zu trinken; essen wollte er nichts, obwol er, wie ich überzeugt war, den ganzen Tag keinen Bissen über die Lippen gebracht hatte.

„In jener Nacht gab es ein heftiges Gewitter, es regnete in

Strömen; ich konnte nicht schlafen, ich dachte an den armen Jungen oben, und zuletzt litt es mich nicht länger im Bett, ich zündete mein Licht an und tappte mich hinauf. Die Kammer war unter Wasser gesetzt, wie ich erwartet hatte; sie liegt ja unmittelbar unter dem Dach. Gerade über Emil's Bett aber hatten wir Breter fest genagelt, ich und Einer von den Knechten, und so war jene Stelle trocken geblieben.

„Ich leuchtete nach ihm hin und glaubte Anfangs, er schlafe; er hatte das Gesicht in die Arme gedrückt. Als ich ihn aber leise rief und endlich schüttelte und er immer noch unbeweglich blieb, da merkte ich, daß er wach war und eine seiner verstockten Launen hatte; zufällig berührte ich sein Kissen mit der Hand, es war feucht. Ich leuchtete hinauf unter das Dach und überzeugte mich, daß von dort kein Tropfen hindurch gedrungen war; und nun kam mir der Gedanke, er müsse geweint haben. Sie können nicht denken, Herr, wie mir das auf's Herz fiel, denn seit seinen ersten Jahren hatte ich den Knaben keine Thräne vergießen sehen. Ich sprach darauf so freundlich zu ihm, wie ich nur vermochte; ich weiß nicht, wer mir's eingab, aber ich redete von der kleinen Schwester, und wie sie sich nach ihm sehne. Ich glaube, ich sagte noch ein wenig mehr, als ich von der Großmutter gehört hatte; ich sah, wie er zitterte, aber ich konnte ihn nicht bewegen, mir das Gesicht zu zuwenden.

„Es war nach dem Gewitter recht kühl in dem Verschlag geworden; ich zog ihm die dünne Decke über die Schultern und holte auch ein Tuch von mir hinauf, um es ihm über's Bett zu legen. Ich glaube, unser alter Herr, wenn er gewußt hätte, wie elend sein Knabe gebettet war, hätte sich im Grabe herumgedreht.

„Am andern Morgen, als ich hinauf kam, fand ich ihn, der sonst vor Tage schon fortlief, noch auf dem Lager; er fieberte und klagte über Kopfschmerz. Ich brachte ihm Thee und wunderte mich im Stillen, daß er ihn so folgsam trank und mir auf meine Fragen auch ganz willig und vernünftig antwortete. Um Mittag kam der Herr nach Hause; ich hielt es für meine Schuldigkeit, ihm zu sagen, wie es mit Emil stand.

„„Der einmal krank!" sagte er höhnisch; „es wird nicht viel auf sich haben; er ist zäh — das hat er von dem Alten geerbt."

„Dann schien er sich aber doch zu besinnen; er ging zu einem Wandschrank im Comptoir, zu dem er den Schlüssel immer bei sich führte, nahm ein Fläschchen heraus und sagte mir, davon solle ich etwas in ein Wasserglas gießen und es dem Kranken geben; es sei ein fieberstillendes Mittel; das Fläschchen möge ich ihm dann wieder herunter bringen. Ich fragte noch, wie viel ich von dem braunen Zeug nehmen sollte, er war aber schon in der Thür zu der Schreiberstube, wo sie ihn etwas fragten, und rief mir über die Schulter eine Antwort zu, die ich nicht verstand.

„Unschlüssig ging ich hinauf; ich hatte gar keine Lust, meinen Jungen mit einem Mittelchen aus seines Herrn Bruders Apotheke zu curiren. Ich trat in Emil's Kammer und an's Bett; es war leer, nirgends

war etwas von dem Knaben zu sehen; seine Kleider waren auch fort. Kaum wußte ich, warum, aber es war mir wie ein Stein vom Herzen, als ich ihn nicht mehr fand; ich ängstigte mich nicht, denn ich dachte, er werde sich besser gefühlt und nach seiner Gewohnheit das Weite gesucht haben.

„Nun wollt' ich die Mixtur auch sogleich wieder los sein und trug sie hinab in des Herrn Arbeitszimmer. Er kam mir entgegen, riß mir das Fläschchen aus der Hand, ehe ich noch ein Wort gesagt hatte, hielt es in die Höhe und schrie: „Haben Sie ihm das Alles zu trinken gegeben, was hier fehlt, alte Gans" — ja, Herr, so nannte er mich und es war noch eine von seinen höflicheren Anreden — „damit können Sie ihn umgebracht haben! Wer hat Ihnen geheißen, so viel zu verbrauchen?"

„Ich stand ganz verblüfft, endlich lachte ich ihm in's Gesicht und sagte:

„„Sie bekommen das Zeug wieder, wie Sie es mir gegeben haben; ich habe nicht einen Tropfen davon genommen."

„„Wie — weshalb nicht?" schrie er mich nun wieder an.

„„Weil Emil gesund ist und über alle Berge", sagt' ich, und dann — Gott weiß, wie mir die unnützen Worte über die Lippen kamen — „laufen Sie doch selber hinter ihm her, wenn Sie ihn mit Ihrem Tränkchen vergiften wollen."

„Da blickte mich der Herr an, wie nie; er war ganz weiß geworden und sah aus, als würde er mich am liebsten niederschlagen. Aber er nahm sich merkwürdig zusammen, er lachte sogar und meinte: „Jetzt fällt mir ein, daß ich das Fläschchen selber angebrochen habe, neulich auf der Reise, bei einem Schnupfenfieber." Dann schloß er's wieder ein und ich machte, daß ich hinaus kam. Es wundert mich nur immer", commentirte sie gemüthlich, „daß er mich nach Allem, was ich weiß, bis auf den heutigen Tag hier im Hause behalten hat. Wahrscheinlich fürchtet er, ich würde plaudern, wenn ich anderswo in den Dienst ginge. Aber das weiß ich, es wäre ihm nichts lieber, ihm und der saubern Mamsell, als wenn ich recht bald die Augen zuthäte.""

Nach einer Pause fuhr sie fort. „Die Beruhigung, ihn nicht krank seinem Bruder anheimgegeben zu wissen, machte bald einer neuen Sorge Platz, als er weder an diesem Abend noch am folgenden Tage zurück kam. Am zweiten Morgen nach Emil's Verschwinden — ich wollte gerade hinunter zum Herrn und darauf bestehen, daß ordentlich nach dem Jungen gesucht würde — that er mir die Ehre an, mich zu sich in's Comptoir rufen zu lassen.

„„Hier ist Nachricht von — von — meinem Bruder", sagte er und schluckte ordentlich an dem letzten Worte, als wollte es ihm nicht aus der Kehle heraus. „Sie können den Brief lesen, Babet." Ich war jetzt keine „alte Gans" mehr; er behandelte mich ganz manierlich — sagte sogar, ich möge mich beim Lesen setzen.

„Das war nun ein Schreiben aus D., von Emil's Großmutter, an

Herrn Samuel Eller. Sie werden wissen, daß O. vier Stunden von hier jenseits der Grenze liegt; aber der Weg ist beschwerlich, er geht über das Gebirge und ist sehr wenig Verkehr zwischen uns und ihnen dort.

„Frau Villiers sagte in dem Brief, ihr ältester Enkel sei in ihrem Hause, und wenn es der Bruder erlauben wolle, so möchte sie ihn wol auf einige Zeit bei sich behalten, besonders da er gegenwärtig krank im Bette liege. Er sei am Abend vorher — dem Abend des Tages, an welchem er von hier fortlief — zu Fuß nach O. gekommen.

„Mehr stand in dem Briefe nicht, aber ich habe nachher von der alten Frau selber, auch von der Tante und dem lieben, kleinen Mädchen, der Margot, Alles genau erfahren. Sehen Sie, Emil war ein sonderbarer Junge; Jahre lang hatte sich Keiner recht um ihn gekümmert und so mag es zuletzt ganz seltsam in seinem Kindskopf ausgesehen haben. Er verstand es nicht, zu sagen, was er dachte oder was er wünschte, hatte sich doch in Jahr und Tag Niemand die Mühe genommen, ihn je danach zu fragen. An jenem Mittag, als die Großmutter da war, hatte er wol gehört, was sie hierher führte; er merkte auch, daß sie ihm, ohne ihn zu kennen, freundlich gesinnt war; da mochte er denken, wenn er sich zeige, wüst und schmutzig und verlottert, wie er war, so würde auch sie nichts mehr von ihm wissen wollen: er war es ja gewohnt, daß ihn Jeder, dem er nahe kam, für den abscheulichsten, nichtsnutzigsten Buben auf dem Erdboden erklärte. Aber in der Nacht ist dann die Sehnsucht in ihm aufgewacht nach der guten, alten Frau, und besonders hat ihm im Kopfe gesteckt, was er von dem Schwesterchen gehört hatte. Gewiß wollte er gleich am frühen Morgen fort, aber das Fieber hatte ihn matt gemacht; so nahm er denn geduldig, was ich ihm anbot — er wußte ja, daß ich es gut mit ihm meinte — um nur rasch gesund zu werden und seine Idee ausführen zu können.

„Und wissen Sie, was er vorhatte? Daß er guter Leute Kind war, sah ihm damals Niemand an; er wollte über den Berg nach O. und dort an der Großmutter Hause betteln, wie die Landstreicher, welche er oft hier gesehen hatte. Dann, dachte er, würde die Großmutter heraustreten, oder vielleicht gar das Schwesterchen; er hätte sie doch einmal gesehen, und ohne zu sagen, wer er wäre, wollte er dann fortlaufen in die weite Welt und nimmermehr wieder kommen.

„Das war ein kindischer Plan für einen Jungen von fast dreizehn Jahren, aber Sie müssen bedenken, wie so ganz unwissend und unerzogen er aufgewachsen war. Er führte ihn richtig aus: als ihm gegen Mittag der Kopf ein wenig leichter war, machte er sich in aller Stille davon. Anfangs kam er leidlich fort; die Aufregung überwand Fieber und Mattigkeit, und die Hälfte des Weges mag er noch ohne allzu große Mühe zurückgelegt haben. Dann aber fing ihm die Kraft an auszugehen; es war ein heißer Tag, gegen Abend kam das Fieber heftiger wieder und ich kann es noch heute kaum begreifen, wie er sich bis nach O. hat schleppen können. Freilich brauchte er auch fast acht Stunden

zu dem Wege, den sonst Einer in vieren zurücklegt, aber er kam richtig bis hin und fragte sich zu dem Hause der Frau Villiers durch.

„Es war neun Uhr Abends, als er anlangte. Seine Großmutter und die Tante hatten eben schlafen gehen wollen, sie öffneten auf sein Klopfen und waren erschrocken, als sie den zerlumpten, staubigen Jungen vor sich sahen, der sich ganz todtmüde gegen den Thürpfosten lehnte. Er hätte dreist betteln können, sein Aussehen würde ihn nicht Lügen gestraft haben. Aber ob ihm im letzten Augenblick der Muth ausging, oder ob er zu schwach zum Sprechen war — er brachte kein Wort heraus, so viel sie ihn auch fragten, und das war sein Glück, denn nun fiel seinen Verwandten der seltsame Landstreicher auf; sie brachten Licht herbei, sie leuchteten ihm in's Gesicht und die Tante schrie: „Herr Gott, das muß der Margot Sohn sein!“ Dann zogen sie ihn in die Stube und da brach er ihnen unter den Händen zusammen.““

(Fortsetzung folgt.)

Kunst-Notiz.

Von Eduard Hildebrandt's Aquarellen in Chromofacsimiles von R. Steinbock und W. Loeillot ist soeben (im Verlage von R. Wagner, Berlin) eine vierte (der II. Serie erste) Lieferung erschienen, von welcher unseren Lesern Nachricht zu geben wir eben so sehr für eine Pflicht der Pietät gegen den zu früh geschiedenen Meister, als der Anerkennung gegen den unermüdlich thätigen Verleger erachten, welcher in diesen wundervollen Nachbildungen ein Werk geschaffen hat, des großen Künstlers würdig, dessen Namen es trägt. Wir, die wir Eduard Hildebrandt gekannt und geliebt, werden wehmüthig berührt, wenn wir diese Blätter betrachten, in denen jeder Strich, jeder Ton in Luft und Wasser uns an den unvergeßlichen Freund erinnert. Wie duftig und zart dieser Baumschlag am Eingang des „Hafens von Singapore“; wie leuchtend zwischen Horizont und See diese feine Linie der „Ladrone Inseln!“ Ein Bild aus dem Märchenreich, bunt, fast blendend in seiner eigenthümlichen Pracht, scheint dieser Straßendurchblick von „Tientsin“; und diese „Japanische Dschunke“, wie schwebt sie, beseelt fast, unter dem Wolkenhimmel dahin! Gedämpfter in Licht und Farbe steht die Landschaft von Rangoon mit der „Goldenen Pagode“ vor uns; aber welch' ein dumpfes, schwüles Sommerleben unter diesen Bäumen, in diesen Palmen, in dieser mächtigen, aber schattenlosen Vegetation! Die Werke eines Dichters in Farben sind es; und sie bis auf den feinsten Zug treu nachgebildet zu haben: das ist das Verdienst des vorliegenden Unternehmens, welches der deutschen Kunst Ehre macht und von allen Kunstfreunden nicht minder herzlich begrüßt werden wird, als die zwanzig Blätter der ersten Serie, welche bereits eine werthvolle Zierde gar manches deutschen Hauses bilden.

Auch von Karl Werner's Nilbildern liegen uns (aus dem Verlage von G. W. Seitz in Wandsbeck, bei Hamburg) drei weitere Aquarell-Facsimiles der zweiten Lieferung vor: „Assuan, die „Chalifengräber von Cairo“ und „Geldwechsler in Essneh.“ Wir müssen diesen Nachbildungen das wolverdiente Lob, nicht nur exacter Treue, sondern auch einer prächtigen Farbenstimmung zuerkennen, und mit dem Text vom Brehm und Dümichen werden sie nicht wenig dazu beitragen, die Kenntniß jenes wunderreichen Nillandes zu verbreiten, auf welches seit einiger Zeit die Blicke der civilisirten Welt mit so großer Aufmerksamkeit gerichtet sind.

Am Rande des Lavastroms

von Capri nach Neapel.

(26. April 1872.)

Es war am 24. April 1872. Die table d'hôte im Hôtel de la Sirène in Sorrent neigte sich nach scheinbar endloser Dauer ihrem Ende entgegen, als die vom Wirthe an die — fast ausschließlich aus Engländern bestehende — Gesellschaft ergehende Aufforderung, auf den Balcon des Hôtels zu treten, um den Besuv zu betrachten, einen allgemeinen Aufbruch zur Folge hatte. Gruyère Stracchino, Erdbeeren und sogar die saftigen Nespoli wurden im Stich gelassen und Alles strömte hinaus auf den Balcon. Das Schauspiel, welches sich uns darbot, war in der That überraschend. Aus dem Rande des Kraters ergossen sich drei glühende Ströme den Kegel des Berges hinunter; weithin leuchtete ihre brennendrothe Feuerspur und warf im Meere einen weiten Gluthschein. — Was wir am Nachmittag als leichte, sich vom Krater hinabkräuselnde Rauchwolke beobachtet, zeigte sich nun, wo es dunkel geworden war, als rothlodernder Feuerstrom, der sich von der tiefen Nacht, die ihn umgab, in furchtbarer Pracht abhob.

Auch wir (meine Frau und ich) meinten, Großartigeres könne es nicht geben (und doch war dies nur ein schwacher Vorläufer des Schauspiels, welches uns zwei Tage später erwartete). Später ging der Vollmond auf und goß sein mildes Licht über die Landschaft aus. Es war ein unvergeßliches Bild: im Vordergrund das liebliche Sorrent, die gegenüberliegende Casa di Tasso vom Monde hell beleuchtet, tief unter uns das dunkle, leise rauschende Meer und im Hintergrund, von Nacht und Grauen umgeben, die Gluthfackel der Verwüstung!

Unser erster Blick am Morgen des 25. fiel natürlich auf den Besuv — aber es schien, als hätte er sich in der Nacht ganz ausgetobt; denn ruhig, ohne irgend ein Zeichen innerer Erregung, lag er vor uns, in seiner so wohlbekannten Alltagsgestalt. Unsere rheinischen Freunde verließen uns, mit der Absicht, nach Rom zu gehen, und schon früh am Morgen stiegen wir den kühlen, in die Felsen gehauenen Treppengang des Hôtels zum Meer hinab und erwarteten das von Neapel kommende kleine Dampfboot nach Capri. Bald kam es an und trug uns nach kurzer Ueberfahrt vor die berühmte blaue Grotte, welche wir in kleinen Kähnen besuchten und die beim grellsten Sonnenschein von außen in all' ihrer Pracht glänzte. Für drei Franken — und später, als die Abfahrt der kleinen Boote herannahte, noch mehrere Male für weniger Geld — schwamm der alte, affenähnliche Mann wieder in dem eiskalten Wasser umher, um seine dürren, abgezehrten Arme in silberner Verklärung zu zeigen. Da wir einen oder auch mehrere Tage auf Capri verwenden wollten, so ließen wir uns bei der Landung gleich in das oben im Orte gelegene, von einem Deutschen recht gut bewirthschaftete Hôtel Tiberio führen. Den Nachmittag hatte ich für einen Ausflug nach der auf der Spitze des Felsens gelegenen Villa des Tiberio bestimmt.

Der Weg dahin führt an hohen, fast senkrecht in das Meer abfallenden Felswänden entlang; wir waren schon in der Nähe des Gipfels angelangt, da sahen wir, wie eine uns entgegen den Felsenpfad herabsteigende Gesellschaft in die furchtbarste Aufregung gerieth — einige Herren warfen

sich vorn am Felsrand auf die Erde und blickten entsetzt hinab, mehrere Kinder liefen händeringend umher, den Weg herunter folgte langsam eine ältere Dame in stummem Entsetzen — da war vor wenigen Secunden, nicht zwanzig Schritte von uns, ein junger Mann, welcher sich zu weit vorgewagt hatte, über den Rand einige hundert Fuß tief hinüber in die zackigen Vorstöße der Felswand gefallen und gänzlich verschwunden. Wie wir später hörten, war es ein der Gesandtschaft in Neapel attachirter, junger Schwede; seine Leiche konnte am Abend nicht mehr gefunden werden und wurde erst am nächsten Morgen nach endlosem Suchen von tollkühnen, sich an langen Seilen in die Untiefen hinablassenden Einwohnern entdeckt und emporgebracht. Ich brauche nicht zu sagen, welch' fürchterlichen Eindruck dieses Ereigniß auf uns machte; die Aussicht vom Felsen des Tiberio, der senkrecht in's Meer abfällt, von der Villa aus — kaum erinnern wir uns dessen (die Eseltreiberinnen boten sich an, in der Villa zur Tambourinbegleitung einer alten Obstfrau die Tarantella zu tanzen — welcher Contrast!) Auf dem Rückweg begegneten wir einem der Freunde des Verunglückten — vielleicht der Bruder! — welcher bereits von der Stadt zurückkam, begleitet von Polizeidienern mit Leitern und Stricken und gefolgt von einer Menge Neugieriger.

Der Vesuv bot an diesem Abend ungefähr dasselbe Schauspiel, wie den Tag vorher von Sorrent aus; die Lavaergüsse waren etwas stärker, der Gluthschein lebhafter. Bei der table d'hôte war fast nur die Rede von dem schrecklichen Unfall. Wir beschlossen, Capri so rasch als nur möglich zu verlassen; ich bestellte für den nächsten Morgen acht Uhr ein Boot nach Massa und ging früh zur Ruhe.

Der Morgen des 26. April kam — jenes schrecklichen Tages, dessen Andenken in den grauenvollsten Spuren der Verwüstung und der Erinnerung an die traurigsten Verluste noch lange fortleben wird. Punkt acht Uhr stieß unser Boot mit vier kräftigen Ruderern und mit schwellendem Segel von der Insel ab, die wir nur zu gern verließen. Schon beim Austritt aus dem Hôtel und den ganzen Weg hinunter zum Meer gab uns eine große Rauchwolke, welche sich über dem Krater aufthürmte, Kunde von ganz ungewöhnlichen Erscheinungen. Es war ein herrlicher Morgen, wie man ihn sich selbst in Italien nicht schöner wünschen kann; der klarste blaue Himmel, voller Sonnenschein, das Meer, auf dem unser Boot pfeilschnell dahintrieb, tiefblau und spiegelglatt. Unsere Ruderer arbeiteten mit doppelten Kräften und feuerten sich unter einander mit lauten Zurufen an. La montagna, la montagna war es, welche ihre, so wie unsere eigene Aufmerksamkeit absorbirte. Vom Boote aus ließ sich das Wachsen der Wolke, die im Laufe des Tages so gigantische Proportionen annahm, genau verfolgen. Drei Rauchsäulen — die äußerste links schwarz gefärbt, die mittlere röthlich, die rechte schneeweiß — quollen mit unaufhaltsamer Gewalt aus dem Krater heraus, die Rauchwolke immer höher und höher treibend. Ein dumpfes Murren drang vom Vesuv weit über den Golf herüber zu uns — es war der Vorläufer jenes Getöses, welches wir am Abend auf dem Berge selbst so furchtbar toben hörten und das mir noch jetzt oft genug in den Ohren tönt. Tief bewegt saßen wir in dem kleinen Boot; je näher wir dem Lande kamen, desto lauter wurde das unterirdische Rollen, desto mächtiger entwickelte sich die riesige Wolke über dem Krater.

Nach circa anderthalber Stunde landete unser Boot in Massa. Das

Dörfchen war schon in voller Aufregung, Kind und Kegel auf der Straße, die Invaliden des dortigen Militairhospitals in Gruppen auf dem Marktplatz. Weiter als Sorrent wollte uns kein Kutscher fahren; es dauerte eine kleine Zeit, bis der Wagen zur Abreise bereit war. Halb Massa umstand uns, und mein Opernglas, einmal einem Invaliden zur Betrachtung der Eruption überlassen, wanderte bald von Hand zu Hand, so daß ich Mühe hatte, es wieder zu erhalten. Von Massa nach Sorrent war der vorstehenden Berge wegen vom Vesuv wenig zu sehen; ungeduldig kamen wir in Sorrent an und hatten die größte Schwierigkeit einen Wagen nach Neapel zu finden. Ein Kutscher nach dem andern versicherte uns, an so einem Tage führe kein Mensch nach Neapel, übrigens sei der Weg nach Castellamare von elf bis fünf Uhr gesperrt ꝛc. Es gelang mir aber nach langem Fragen doch noch, einen ausgezeichneten Dreispänner mit einem braven Kutscher (für die außerordentlich billige, von diesem selbst proponirte Summe von fünfzehn Francs (und die buona mano) — ich war auf das Fünffache gefaßt und hätte gern mehr gegeben — bis Resina zu engagiren, und um ein Uhr fuhren wir von Sorrent ab. Die Pferde, auf die reizende neapolitanische Weise mit Zierrath aller Art und Fuchsschwänzen an den Ohren geschmückt, liefen im Galopp durch Sorrent und Meta, im Galopp die steile Straße nach Vico hinauf. Die Felswände, an denen der Weg entlang geht, verbargen uns oft den Vesuv, dessen Donner trotz Wagengerassel und Pferdegeklingel immer deutlicher zu uns drang — und dann lag der Golf in all' seiner himmlischen, friedlichen Glorie vor uns, Capri im Rücken, Subia Procida, Nisita zur Linken und in der Mitte das herrliche Neapel, so ruhig, so unberührt von dem Zerstörungswerk, welches — ungesehen von uns — hinter den Felsen tobte. Nun bog der Wagen um eine Ecke — da lag er wieder vor uns, der Riese, in seiner unheilbringenden Wuth, Rauch und Feuer speiend, Alles um sich her vernichtend, scheinbar auch Neapel in seinen Zerstörungskreis ziehend. Da — etwa anderthalb Stunden vor uns sahen wir Castellamare liegen — wurde unser Wagen an einer Militairstation von Soldaten angehalten und der Unterofficier bedeutete uns, daß wir — wie schon mehrere andere Bauernfuhrwerke neben uns — bis zur Wiedereröffnung des Weges um fünf Uhr, also noch beinahe drei Stunden, zu warten hätten. An dieser Stelle hatte erst vor ganz kurzer Zeit ein bedeutender Bergsturz stattgefunden und die Straße verschüttet; von elf bis fünf Uhr wurde dieselbe von Soldaten reparirt und so lange durfte — Sprengungen halber und zur Vermeidung unaufhörlicher Störungen — Niemand den interimistisch aufgeworfenen Weg passiren. Alles Parlamentiren mit dem Unterofficier seitens meiner selbst und des trostlosen Kutschers half natürlich nichts; Jener hatte seine Ordre und mußte gehorchen. Wir verzweifelten schon an unserm Fortkommen, da gab uns unser Kutscher den Rath, bei dem capitano der Station, welcher die Straßenarbeiten dirigirte und hoch oben auf einem Felsen beschäftigt war, in einem Briefe („ben gentile") um Durchlaß zu petitioniren. Dies that ich denn auch — den Ausbruch des Vesuvs als Grund zur eccezione citirend — und bald lief einer der umherstehenden Bauern mit der Botschaft im Galopp den Berg hinan. Wir hatten nun eine halbe Stunde Zeit, uns das Schauspiel des jetzt in vollster Wuth tobenden Berges zu betrachten, und setzten uns am Meeresstrand — dem Vesuv gerade gegenüber — nieder. Hier — aber auch nur hier während des ganzen Tages — fiel uns ein höchst intensiver Schwefelgeruch auf, dessen vereinzelte Erscheinung

aber wol anderen Einflüssen als denen der Eruption zuzuschreiben war. Unbeschränkt war die Aussicht auf den Berg, der vor unseren Augen langsam aus dem Meer emporstieg, sein Fuß mit Dörfern, Landhäusern, üppigen Weinbergen und Obstgärten bedeckt. Zwei Lavaströme, der nach Annunziata und der nach Resina zu, ließen sich in den grauen Rauchwolken, die sich beim Herunterlaufen bildeten, genau unterscheiden; aus dem Krater heraus strömte unaufhörlich die mächtige, von unserm Standpunkt aus immer noch dreifarbig erscheinende Rauchsäule gen Himmel und verdichtete sich — mit dem Dampf der Lavaströme sich mischend — in jene Riesenwolke, deren stetiges Anwachsen wir schon von Capri aus beobachtet hatten und die nun in ihrer gigantischen Größe die eine Hälfte des Himmels bedeckte. O — diese Wolke! Man hat berechnet, daß sie fünfzehntausend Fuß hoch gewesen sei; in der totalen Windstille ungestört sich entwickelnd, breitete sie sich in unabsehbarer Länge aus, den Horizont durch eine graue Wand, wie ein von ihr herabfallender dichter Schleier, verhüllend.

Immer größere Massen Qualm warf der Krater hinauf in die Wolke. Das Ringen, Sich-Verdichten, das Arbeiten, in die Höhe-Drängen, das Quillen dieser Dampfknäuel läßt sich nicht beschreiben; und aus diesem Kampf der frisch ausgeworfenen Rauchmassen bildete sich, indem die oberen Schichten immer höher und höher gestoßen wurden, die enorme Wolke, deren blendend schneeweiße Farbe sich herrlich von dem tiefen Blau des Himmels abgrenzte. Das Donnern im Innern des Berges wurde von Minute zu Minute stärker, nicht gleichmäßig laut, sondern immer und immer wieder einen Anlauf nehmend, ein furchtbares Crescendo bis zum schreckenerregenden Fortissimo, unaufhörlich wiederholt.

Stumm vor Bewunderung saßen wir lange am Strande; da kam schweißtriefend unser Bote zurück, mit dem auf sehr liebenswürdige Weise schriftlich ertheilten permesso des capitano. In einer Minute saßen wir im Wagen und fuhren über den gesperrten Weg nach Castellamare zu, gefolgt von etwa zwanzig Bauerwagen, welche von unserer Erlaubniß profitirten und mit vergnügten Gesichtern sich uns anschlossen.

In Castellamare hielten wir kurze Rast und Mittagsmahl; der Kutscher, welcher denselben Abend noch nach Sorrent zurück wollte, trieb zur Eile an und fort ging es wieder, immer näher an den donnerden Berg heran. In Castellamare war reges Leben; die ganze Marine von Menschen bedeckt. Kaum hatten wir die letzten Häuser der Stadt hinter uns, als uns schon die ersten Flüchtlinge von Torre del Annunziata begegneten, Viele zu Fuß, mit großen und kleinen Bündeln auf dem Kopfe, unzählige Wagen aller Art, mit Pferden, Eseln, Ochsen, Maulthieren, Hunden und Menschen bespannt, meist Kinder und Frauen darauf, auf ihren wenigen zusammengerafften Habseligkeiten sitzend. Je mehr wir uns Torre del Annunziata näherten, desto größer wurde die Schaar der Flüchtenden — ein wahrer Exodus. Fast kein Laut war von ihnen zu hören; wie erstarrt — stumme Verzweiflung in ihren Zügen — saßen sie auf ihren Wägelchen, trabten sie in dem fürchterlichen Chausséestaube weiter.

In Torre del Annunziata waren die Straßen so voll Menschen, daß wir im Schritt fahren mußten. Fast vor jedem Hause standen Wagen voll Hausgeräth, noch wurden aus vielen Fenstern und Thüren allerlei Bündel und Möbel herausgeschleppt, viele Wohnungen waren schon geschlossen und Bürgerpatrouillen mit Gewehren durchzogen die Straßen. Dächer und Bal-

cone waren voll von Menschen und wo nur eine Nebenstraße einen Blick auf den Vesuv gewährte, standen die Einwohner in Gruppen und beobachteten angstvoll den sich auf ihr Dorf mit drohender Eile herabwälzenden Lavastrom.

Bis Torre del Greco hörte die Karawane der Fliehenden nicht auf; wir waren fast der einzige Wagen, der in der Richtung nach Neapel zu sich bewegte; der ganze Strom kam uns entgegen. Das Getöse im Berge wurde so stark, als wir uns Resina näherten, daß die Erde unter uns zu beben schien; dunkelschwarz stieg nun die Rauchsäule aus dem Krater hervor; der Qualm der drei Lavaströme mischte sich mit ihr und der ganze Berg dampfte in wilder Wuth. Hier sahen wir zuerst mit unbewaffnetem Auge, wie Tausende von Steinen, welche das Innere des Berges auswarf, furchtbar hoch in die Wolke hinein geschleudert wurden und wie sie — ein schauriger Regen — theils in den Krater selbst und theils auf den Rand desselben zurückfielen. —

Es war sechs Uhr, als wir in Resina ankamen; die Verwirrung stieg hier auf's Höchste, kaum konnte unser Kutscher durch den Wagen- und Menschenknäuel sich einen Weg bahnen. Wir ließen uns zum Führerbureau fahren, wo Alles in großer Aufregung war; unser Kutscher verabschiedete sich und nach kurzer Rast traten wir unsere Wanderung den Berg hinauf an, da es uns trieb, das großartige Schauspiel möglichst nahe zu genießen und bis zum Lavastrom selbst vorzudringen. Wir nahmen einen in seinem vierzigjährigen Dienst ergrauten Vesuvführer mit und nun ging es — auf lange Stöcke gestützt, die wir aus dem Bureau mitgenommen — die steile Hügelstraße von Resina hinan, die von hinauf- und hinunterdrängenden Menschen wimmelte. Unser Führer wollte uns durchaus in die rechts am Wege gelegene Kirche führen, um uns die halb verkohlten Leichen dreier, bei dem gestrigen Ausbruch der Lavaströme umgekommenen Franzosen und ihres Führers zu zeigen, wir dankten aber dafür. Viele forestieri von Neapel, auch Damen, füllten den großen Platz oben im Dorfe, von welchem aus man einen freien Blick auf den Berg hat; so wie wir aber die letzten Häuser hinter uns hatten, wurde es leerer und leerer und nur noch Wenige, meistens Jungen, verfolgten mit uns dasselbe Ziel. Hinter uns lag das schöne Neapel in tiefem Frieden, im Goldglanz der bald untergehenden Sonne, vor uns der Aschenkegel des Vesuvs in scheinbar greifbarer Nähe. Der Dampf stieg ununterbrochen bleigrau aus dem Krater auf, so dicht, als wolle er die Mündung zersprengen, schon mengte sich rother Gluthschein hinein, der Steinregen wurde immer deutlicher und heftiger und furchtbar rollte der Donner unter unseren Füßen. Die beiden Lavaströme, nach Annunziata rechts, nach St. Sebastiano links, lagen in ihrer ganzen Länge glühend und dampfend vor unseren entsetzten Blicken; so gigantisch hatten wir uns das Zerstörungswerk doch nicht gedacht! Das Observatorium, in welchem Professor Palmieri so furchtlos während der ganzen Eruption geblieben, lag unweit links von uns, durch den Lavastrom getrennt. Wir gingen hinter Resina nicht die neue Fahrstraße nach der Eremitage ab, welche jeder Vesuvbesteiger einschlägt, sondern die alte Straße, gerade aus auf den Aschenkegel zu; der Weg — fast nicht mehr benutzt — war sehr steinig und holprig, und da wir schon den ganzen Tag unterwegs gewesen, war er etwas anstrengend; doch wer dachte an Müdigkeit?

Nach etwa anderthalb Stunden höchst mühsamen Steigens nahten wir

uns endlich dem sich in der Richtung von Resina fortwälzenden Lavastrom. Viele Jungen begegneten uns, Stücke erkalteter Lava an Holzhaken oder in Halme eingeflochten — ihre Siegestrophäen — tragend und uns zum Kauf anbietend. Unser Führer bog rechts vom Weg ab in einen Weinberg und nach etwa vierzig Schritten standen wir vor dem ersehnten Ziele.

Wir waren nicht wenig erstaunt, den Lavastrom ganz anders, wie wir erwartet hatten, zu finden. Ich war der Meinung, der Vesuv bei einer Eruption gleiche einem Riesenkessel, welcher überkoche und aus dem die Lava in Gestalt dicker, schwarzer, glühendheißer Masse — geschmolzenem Blei ähnlich — hervorquelle. Aber was sahen wir? Vor uns — wir traten gerade an den auf uns zu kommenden Strom so nahe heran, als es die ausströmende Hitze erlaubte, — thürmte sich ein kolossaler, an fünfzehn Fuß hoher rothglühender Kohlenhaufen auf, vorn etwa zwanzig Fuß breit, sich hinten aber viel mehr nach rechts und links ausdehnend und an den Seiten sich abflachend. Es war, als ob man in einen Riesenhochofen hineinsähe, in dem die Gluth von mächtigen, ungesehenen Kräften von hinten nach vorn geschaufelt und geschürt würde — ein sich vorwärtsdrängender Gluthhaufen — ohne sichtbaren Fluß, so erschien uns die Lava. Die äußere Rinde des Stromes kühlt sich rasch ab (bleibt aber immer noch heiß genug) und nimmt coaksähnliches, braunschwarzes, poröses Ansehen an; nun fallen einige glühende Kohlen — jedenfalls vom Fluß im Innern vorgestoßen — unten aus der Masse heraus — die oberen Schichten rollen nach — zuletzt die äußere Kruste — Alles mit dem eigenthümlichen Geprassel zusammenfallender Kohlen; dies in fortwährender Wiederholung ist die Fortbewegung der Lava, wie sie unserm Auge sichtbar ward; von einem eigentlichen Fortfließen keine Spur. Im Verlauf der Stunde, die wir oben beim Lavastrom verweilten, rückte derselbe ungefähr zwanzig Meter weit voran. Die Bewegung am Strom selbst konnten wir am Vorwärtsfallen und Nachrutschen der Kohlenmassen verfolgen; deutlicher aber bemerkte man den Fortschritt der Lava, wenn man die Gegenstände, welche sie verzehrte, in's Auge faßte. Der Strom, bei welchem wir standen, lief durch einen üppigen Obst- und Weingarten, auf das Sorgsamste gepflegt und voll der herrlichsten Bäume; es war ein Jammer, zu sehen, wie die junge, aufblühende Natur der unerbittlichen Lava zum Opfer fiel. Wir standen lange bei einem prächtigen, jungen Aprikosenbaum, dessen Zweige schwer mit unzähligen reifenden Früchten beladen waren — die enorme Hitze der auf uns zu rollenden Lava trieb uns endlich fort — und wie bald stand der frische Baum in vollen Flammen! Die Kohlen fielen immer näher auf ihn zu — nun die erste unten an den Stamm, bald mehr — in ein paar Secunden war er schon drei Fuß hoch von der Gluth umgeben — die Blätter welkten in der furchtbaren Hitze mit Riesenschnelle — nun umschloß die Lava in grauenhafter Umarmung den ganzen Stamm — noch eine Minute — da brannte unser wonniger Baum lichterloh bis zur Blätterkrone — eine neue Fackel der Verwüstung. Nach wenigen Momenten war nichts mehr von ihm zu sehen — zehn Fuß hohe Lava bedeckte ihn, alle Vegetation auf ewig begrabend — und von Neuem schritt das Verderben weiter. Die mit dem Vorwärtsdringen der Lava wachsende Hitze nöthigte uns, schrittweise vor dem Strom zurückzuweichen, und so sahen wir in kurzer Zeit Blumenstrauch nach Blumenstrauch, Weinstock nach Weinstock, Baum nach Baum ein jämmerliches Opfer dieser schonungslosen Zerstörung werden — es war ein Schauspiel, welches Einem das Herz zuschnürte.

Es standen an vierzig bis fünfzig Personen mit uns um den Strom, darunter nur noch eine einzige Dame, eine Französin, welche eben so wie wir von dem Anblick dieser Verwüstung tief ergriffen war; die Uebrigen meist Jungen, welche sich damit amüsirten, mit Stöcken Stücke Lava aus dem Strom herauszureißen. Auch ich that dies, konnte es aber nur so ermöglichen, daß ich mit abgewandtem Gesicht an den Strom heranging und mit meinem langen Vesuvstock ein Stück loszubrechen suchte; länger als eine Secunde konnte ich es bei der unmenschlichen Hitze, welche die Lava ausströmte, nahe am Strom nicht aushalten und wol sechs Mal mußte ich kommen und gehen, ehe es mir gelang, ein großes Stück loszureißen und es zu mir heran zu holen. Nach einer halben Stunde war es noch so heiß, daß es eine sechsfach zusammengelegte Zeitung, in die ich es wickelte, sofort durchbrannte, doch konnte ich es später an einer Schnur nach Resina transportiren. Der Besitzer des Grundstücks, in dem wir standen, ging — mit einer Flinte bewaffnet — ganz gefaßt umher und suchte die Umstehenden vom weitern Aufenthalt in seinem Weinberg abzuhalten — in seinem Weinberg, der rettungslos verdammt war, in so kurzer Zeit haustief unter der Lava begraben zu liegen!

Wir blieben bis zum Dunkelwerden beim Strom; dann aber, da wir den Kegel des Vesuvs von hier aus nicht ganz überblicken konnten, stiegen wir einen Theil des Weges nach Resina wieder hinab und traten nach einigen Minuten in eine kleine, von einem Garten umgebene Osteria ein, von welcher aus wir einen vollständig freien Blick auf den Krater hatten. Der Wirth, obwol sein Haus und Hof fast sicherm Untergang geweiht war — sein Besitzthum lag in derselben Linie, in welcher sich der Lavastrom herabwälzte — brachte uns zwei Stühle in den Garten und guten Wein, der uns nach all' der Anstrengung sehr willkommen war — und nun hatten wir das volle Schauspiel der Eruption vor uns.

Noch glühte hinter uns der letzte Schimmer der in vollem Abendroth untergegangenen Sonne — aber wie matt erschien er gegen den Höllenschein, welcher vor uns den ganzen Himmel blutigroth färbte! Vom Fuße des Kegels aus, links durch St. Sebastiano hindurch auf Neapel, vor uns auf Resina zu, rechts auf Annunziata herab, liefen die drei Lavaströme wie riesige Feuerschlangen den Berg herunter, ihre prasselnde Gluth scheinbar bis in's Meer wälzend. Und welchen Anblick bot der Kegel des Berges dar! Aus dem Krater strömte nun nicht mehr schwarzer Qualm — nein! eine blutrothe, glühende Feuersäule heraus — furchtbar anzusehen in ihrem Umfang, in ihrer weitleuchtenden Gluth; der schwarze Steinhagel war jetzt in einen Regen rothglühender, fast durchsichtig erscheinender kolossaler Feuerkörper verwandelt, die — hoch, hoch gen Himmel geschleudert in unzähliger Menge zurückfielen, und herrlich war es anzusehen, wie so viele dieser glühenden Steinblöcke auf den Rand des speienden Kraters aufprallten und dann, eine lange Feuerspur hinter sich lassend, eine Strecke weit den Kegel des Berges hinabrollten.

Man kann sich von dem Auswerfen dieser feurigen Steinmassen nur schwer ein Bild machen; im Krystallpalast in Sydenham werden die so beliebten Feuerwerksschauspiele mit einem großen Bouquet abgeschlossen, in welchem zweitausend Raketen auf einmal losgehen — ein in seiner Art großartiger Anblick. Aber wie erbärmlich erschien er im Vergleich mit den mächtigen, himmelhoch geschleuderten Girandolen, die der Krater immer und

immer wieder in die Luft spie. Das Donnern im Berge, welches wir bei dem Lavastrom weniger beachtet hatten, tönte hier, wo wir ganz allein — Alles in größter Stille um uns herum — doppelt furchtbar in unsere Ohren. Wahrhaft betäubend war das Rollen der unter unseren Füßen ohne Unterbrechung anschwellenden, zur größten Wuth sich steigernden Donnerwellen; es war uns mehrere Male, als wolle die Erde unter uns bersten und Alles verschlingen.

Wie gebannt saßen wir anderthalb Stunden lang in dem stillen Garten; jede Minute lagerte tiefere Nacht auf die Gegend, die Feuergluth vor uns in desto grelleres Licht werfend; jede Minute brachte Neues, Riesenhaftes, Unglaubliches.

Tief ergriffen von dem unheimlich majestätischen Schauspiel trennten wir uns endlich schweren Herzens und stiegen den Weg nach Resina, immer und immer zurückschauend, langsam hinab. Die Flammensäulen des Vesuvs beleuchteten unsern Pfad und warfen einen grellrothen furchtbaren Schein auf die Häuser der Stadt, die wir bald erreichten. Das Gedränge in den Straßen war fürchterlich; wir aßen im Führerbureau ein vorher bestelltes Abendbrod und fuhren gegen halb elf Uhr nach Neapel zurück. In den Straßen Porticis und den Vorstädten Neapels herrschte tolles Leben; die ganze Stadt drängte sich zu den Punkten hin, von denen aus man einen freien Blick auf die Eruption hatte; vor der Statue des heiligen Januarius an der Brücke lagen Hunderte auf den Knieen in eifrigem Gebet; eine Procession von Frauen mit aufgelösten Haaren, die Vorderste ein Crucifix tragend, zog heulend und wehklagend uns entgegen.

Gegen Mitternacht kamen wir in unserm Hôtel an und waren erstaunt, zu hören, daß ein großer Theil der Gäste am Nachmittag aus Angst nach Rom geflüchtet war; uns war die Idee einer Gefahr nicht einen Moment in den Sinn gekommen.

Der 27. April war nur ein schwacher Abglanz des vorhergehenden Tages; wir blieben in Neapel und beobachteten mit unseren wiedergefundenen rheinischen Freunden vom fünften Stock des Hôtels de Genève aus die Fortschritte der Lavaströme. Gegen Abend verhüllte der Vesuv sein Gesicht — der ganze Berg verschwand für drei Tage hinter einer undurchdringlichen Wolkenwand und nur das unaufhörlich fortrollende Tosen im Berge kündete, daß das Zerstörungswerk seinen steten, Alles verheerenden Fortgang nehme.

Als wir am 28. auf den Balcon vor unserm Fenster traten, war er fingerhoch mit bleigrauer Asche bedeckt; die Dächer der Häuser, die Straßen — Alles, was man sah, war in ein graues Tuch gehüllt. Die Leute gingen mit Regenschirmen auf den Straßen; sämmtliche Wagen fuhren geschlossen, man sah wol ihre Fortbewegung, hörte sie aber nicht — so dick lag der Aschenregen über Neapel.

Wir waren gesättigt von den Verheerungsscenen der letzten drei Tage und sehnten uns nach Ruhe und heiterer Umgebung. Somit verließen wir Neapel am Nachmittag und fuhren mit der Eisenbahn — am Fuße des noch immer unsichtbaren Vesuvs entlang — durch den dicksten Aschen- und Capilliregen nach Amalfi und Pästum.

Julius Cypriax.

Wien,

ehmals und jetzt.

Es hat wol kaum eine der Großstädte Europas so mächtige Umwandlungen erfahren als Wien, und zwar in jeder Hinsicht, nach außen, nach innen. Wer diese Stadt seit vierzig Jahren kennt, der darf davon reden.

Das Fallen der Mauern und Thore, die Umgestaltung alter Stadttheile in neue, das haben viele Städte erfahren müssen. Der unaufhaltsame Schritt der Zeit mit ihren unabweislichen Forderungen hat diese, mitunter historisch ehrwürdigen, hie und da selbst architektonisch interessanten Bauten vernichtet. Die eigenthümliche Gestalt des ehemaligen Wien, in der Mitte eine keineswegs große, enge Altstadt, von hohen Basteien umschlossen, welche das ziemlich breite, mit etwas verwahrlosten Alleen und Wiesen bedeckte Glacis von den immer gewaltiger anwachsenden Vorstädten trennte — diese Gestalt bewirkte, sobald Bastei und Glacis verschwinden mußten und zwischen Stadt und Vorstadt die großartigen Neubauten sich stellten, eine gänzliche Umänderung des bisherigen Wien, und nur die Ringstraße, die Lastenstraße und an der äußersten Grenze die Gürtelstraße deuten noch darauf hin, daß hier eine beinahe runde Altstadt als Kern die weiten Bogenkrümmungen dieser Straßen veranlaßt hatte.

Der Unterschied zwischen Altstadt und Vorstädten war in den Kaiser-Franz-Zeiten, ja, bis zur Revolution, ein unglaublicher. Nur die innere Stadt bot damals den Eindruck des Großstädtischen. Alle Kaufläden, die höhere Ansprüche machten, befanden sich in derselben. Graben, Kohlmarkt, Stephansplatz, die untere Kärtnerstraße bildeten jene vornehmen Theile, wo Pracht und Eleganz sich am blendendsten zeigten. Die Vorstädte, obschon wenigstens sieben Achtel von Wien betragend, waren eigentliche Parias. Alle kaiserlichen Büreaus, alle Paläste und Wohnungen der Leute von Rang und Reichthum umschloß die Altstadt. Die Vorstädte enthielten in ihrem riesigen Umfange vor zwanzig Jahren noch keine einzige Buchhandlung, keine größere Leihbibliothek. Darum sind auch diese Vorstädte mit ihren meist geraden Straßen, was ihren Bau betrifft, das Eintönigste und Langweiligste, was man sich denken kann. Das prosaische Bedürfniß hat sie hervorgebracht. Kein größerer Platz, der diesen Namen verdient, schmückt sie. Die Häuser, häufig nur ein und zwei Stockwerke hoch, zeigen die äußerste Monotonie und Ordinärheit.

Diese Monotonie ist nur hie und da von Sommerpalästen des Adels unterbrochen, welche größere Gärten begrenzen, von denen einige dem Publicum geöffnet sind. Das k. k. Belvedere mit seiner Gemälde- und Ambrasersammlung mag hier auch erwähnt werden, welches mit dem daranstoßenden Schwarzenberggarten die ganze Breite der Vorstadt einnimmt und, unbekümmert um den Verkehr, Wieden und Landstraße vollkommen von einander scheidet. Unter den Vorstadtgassen bietet die einzige Praterstraße einen großstädtischen Anblick und bot ihn schon in früherer Zeit, wenn auch in geringerm Maße. Erst seit Kurzem sind die Vorstädte von einer Menge von Gebäuden durchsät, die durch Höhe und Stil vor den älteren Häusern sich hervorthun. Erst die neueste Zeit brachte den Vorstädten einige Kirchen, die des Beschauens werth sind; so die Pfarrkirche, in der Praterstraße, in Altlerchenfeld, unter den Weißgerbern und einige andere, vor Allen die noch

lange nicht vollendete schöne Votivkirche. Die Vorstädte von ehemals hatten nur eine sehenswürdige Kirche, den Kuppelbau von St. Karl auf der Wieden, aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts.

Das Fabriks- und Gewerbeleben bewegt sich vorzugsweise in den Vorstädten; alle Leute von geringeren Einkünften und die unermeßliche Zahl der Arbeiter bevölkert dieselben. Dieses rege Volksleben ist es auch, was daran erinnert, daß man sich hier in einer sehr großen Stadt befinden müsse, was das Flaniren in den Vorstädten interessant macht, besonders Abends, wenn die Schönen niedrigen Standes, meist paarweise, promeniren, köstliche, ungenirte Mädchen, so leicht jeder Bekanntschaft zugänglich, dennoch durchaus nicht leichtsinniger als die kälter scheinenden Töchter anderer Städte.

Der schroffe Gegensatz zwischen Altstadt und Vorstädten wurde durch das Fallen der Bastei, das Verschwinden des Glacis sehr erschüttert. Sie grenzen nun aneinander und bald wird man kaum noch hie und da die Grenze zwischen beiden erkennen. Viele ansehnliche Leute bewohnen nun die Vorstadt. Ein Theil der Kaufläden, besonders in der Mariahilfer-, Prater- und Wiedener-Hauptstraße, zeigen eine der Altstadt gleiche Eleganz; selbst der Buchhandel hat hie und da seine Behausung in den Vorstädten aufgeschlagen. Gasthöfe ersten Ranges befinden sich in denselben, nicht minder zahlreiche Kaffeehäuser schönster Ausstattung. Auch die Eisenbahnen mit ihren riesigen Bahnhöfen haben einen großen Einfluß auf die Umgestaltung des vorstädtischen Lebens gehabt, nun thun noch die Pferdebahnen das ihre.

Die alte Promenade des Wasserglacis, an der Nordostseite der Stadt, ist dahin, an ihrer Stelle der zierliche, wenn auch noch schattenarme Stadtpark. Parkanlagen sind an Donau und Wienfluß in die Höhe gestiegen und werden auch bald im Nordwesten der Stadt zwischen den neuen, reichen Bauten (Rathhaus rc.) sich empordrängen.

Wer Wien zwanzig Jahre nicht gesehen, erkennt es kaum wieder. Nur in einem Theile der Altstadt, in den weniger von Neubauten veränderten Vorstädten mag er noch daran erinnert werden, daß er sich in Wien befinde.

Die Umgestaltung des geselligen Lebens in Wien — aller Lebensverhältnisse möchte man sagen — ist nicht geringer als die seines Aeußern. Das durch und durch gemüthliche Wesen, das wol nie gänzlich versiegen wird, hat viel von seiner alten Tüchtigkeit verloren. Das geistige Leben Wiens stand in den Kaiser-Franz-Zeiten nicht so tief, wie das von dem modernen, Wien bewohnenden Geschlechte, das jene Zeiten nicht gesehen hat, behauptet wird. Was Kunst, Theater und Geselligkeit betrifft, so waren jene Tage, da Beethoven und Schubert ihre Wunderwerke schufen, Grillparzer seine Dramen dichtete, da Weber seinen Freischütz dirigirte, Rossini öfter in Wien verweilte und sowol Schauspiel als Oper (deutsche und italienische) von Künstlern getragen wurden, denen die nachwachsenden Künstlergenerationen sich keineswegs gleichstellen können — sie waren ästhetischere Tage, da man noch Maß hielt und nicht das Massen-, Prunk- und Schwindelhafte die echte Kunst vernichteten, oder doch sehr schädigten, wie das jetzt der Fall ist. Der ängstlichen Regierung mit ihrer Polizei und ihrer Censur gelang es nicht, den gebildeten Wienern die Lust an deutscher Literatur zu verleiden. Jede bedeutende Erscheinung in Kunst und Wissen wurde in Wien mit Freude begrüßt. Heine ward hier nicht weniger gelesen und bewundert als in dem übrigen Deutschland. Oesterreich gab auch nach und

nach der deutschen Literatur eine Reihe von Dichtern, die sich den Epigonen Schiller's und Goethe's in den anderen deutschen Landen nicht unwürdig anreihten. Das Interesse an allen politischen Vorgängen des In- und Auslandes war groß, aber freilich bildete man hierbei mehr den Zuschauer als den Mitspieler. Es war allerdings ein bescheidenes Publicum, das sich mit der Wiener Zeitung, dem Beobachter und der — nur tolerirten — Allgemeinen Zeitung begnügte. Wäre jedoch das Interesse des Publicums von damals an allem Politischen nicht so rege gewesen, so wären wol später aus der Mitte dieses Publicums unter der Aegide der Preßfreiheit nicht Journale emporgewachsen, welche zu den größten und einflußreichsten der Welt gehören.

Die Revolution kam; der erste Anprall zertrümmerte alle Schranken der Polizeiherrschaft. Die Vormundschaft Metternich's (die sich ja bekanntlich weit über die Grenzen Oesterreichs nach Norden und Süden ausdehnte) ward beseitigt. — Das alte Wien brach gleichsam in einem Erdbeben zusammen.

Wer möchte alle die Ereignisse jener Tage und ihren gebieterischen Einfluß schildern, die Schreckenszeit der erbittertsten Reaction, die Zeit der einander drängenden kostbaren, meist unglücklichen Experimente, der immer wieder neu auftauchenden und stets wieder in Fesseln gelegten Verfassungen; die Zeit des glorreichen Concordates?

Mitten hinein in dieses Gewirre erscholl plötzlich, um Weihnacht 1857, die Trompete Jerichos und verkündete den nahen Fall der Basteien.

Nun bekam das von den Ideen der jüngsten Welt und ihren Bestrebungen ergriffene, aber leider auch bereits schon von dem entsittlichenden Geiser des französischen Kaiserreichs sehr angefressene Wien wenigstens nach außen Luft und die Papiermillionen der zahllosen Reichen und Reichscheinenden verwandelten sich in Prachtpaläste und Zinsungeheuer der neuen Stadt.

Das geistige Wien war längst ein anderes geworden; nun folgte auch sein Leibliches.

Die einst so wohlfeile Stadt gilt nun als eine der theuersten Europas. Der unbemittelte Mittelstand, vor Allem das Heer der Beamten, ist zu Proletariern geworden und fast von allen höheren Lebensgenüssen ausgeschlossen. Der Staat kann seine Diener nicht genügend bezahlen, wie es die zum Theil durch seine Mißwirthschaft hervorgerufene Theurung verlangt. Nun drängt sich die junge Mannschaft in die Dienste der zahlreichen soliden und nicht soliden Privatunternehmungen, welche ihre Leute zeitgemäß besolden und der Staatsverwaltung wird es immer schwerer werden, brauchbare Menschen für ihre Tintenkasernen zu gewinnen.

Es wäre lächerlich und bedauernswerth, nach den vormärzlichen Zeiten sich zurückzusehnen. Jene Tage orientalischen Genußlebens, passiver Betrachtung und Unthätigkeit mußten schwinden und jeder intelligente Kopf trug das Seinige zu ihrer Vernichtung bei. Aber eben so gewiß ist es, daß das Wien von heute mit seiner riesigen Bevölkerung, seinen gewaltigen Neubauten, seiner maßlosen Theurung in einem Zustande der wildesten Gährung sich befinde, die noch lange nicht zur Klärung kommen dürfte.

Der Presse — deren Freiheit das einzige wahrhaft große Geschenk ist, das uns die Neuzeit gebracht — denn unser Verfassungswesen hat doch in Wahrheit bei seinem immerwährenden Schwanken und Wanken nur Weniges von dankenswerthem Erfolge geschaffen — und diese Erfolge sind auch größ-

tentheils der unermüdlichen Arbeit der Presse (man denke an Kirche und Schule!) zuzuschreiben — ihr ist es vorbehalten, den Gährungsproceß zu lenken, zu regeln, zu beschleunigen und aus diesem chaotischen Wien ein harmonisches Wien gestalten zu helfen.

Vielleicht trägt auch die Weltausstellung im Jahre 1873 dazu bei diese Gährung ihrem Ende zu nähern, indem sie gewiß dazu Anlaß giebt, daß der Schwindel sich überschwindle, die Theurung bis zum Uebermaß sich übertheure und somit nach Schelling's Ausspruch: „Die Vollendung der Form zerstöre die Form", dann die Vollendung des Schwindels den Schwindel, die Vollendung der Theurung die Theurung vernichte. Das Verenden dieser beiden würde einen großen Einfluß auf das Emporblühen eines schönern Lebens in Wien (und also auch in ganz Oesterreich) nehmen; das Echte, Ehrenhafte würde sich wieder ausbreiten, die in Armuth und Entbehrung versunkenen, von allem Lebensgenuß verdrängten Mittelstände würden wieder eine bessere Stellung einnehmen können und nach oben und unten corrigirend einwirken, und im Bunde mit diesen die gereinigte Presse eine glänzende Epoche für Wien und unser ganzes Vaterland herbeiführen. Die Weltausstellung wird auch ein Weltpublicum nach Wien bringen, welches, in so weit es sine ira et studio anschaut, spricht und richtet, nicht ohne kritische Einwirkung auf die Verbesserung der Zustände Wiens bleiben dürfte.

Austriacus.

Die Trinität des Witzes.

(Mit Illustration.)

Mit einem allegorischen Bild ist es eine eigene Sache. Eigentlich sollte sich der Künstler, der auf die Darstellung des Concreten hingewiesen ist, von der Abstraction der Allegorieen ganz fernhalten. Wo es aber gilt, ethische Zustände, sententiöse Bemerkungen verschiedenster Art zu illustriren, da wird die allegorische Behandlungsweise Pflicht und wir freuen uns hier bemerken zu können, daß selten ein Sammel-Sentenzenwerk in gelungenerer künstlerischer Ausstattung die Presse verlassen hat, als J. Bädecker's „Pharus am Meere des Lebens", mit den Illustrationen des Düsseldorfer Professors Adolf Schmitz. Als Illustrationsprobe aus dem reichhaltigen, elegant ausgestatteten Werk bringen wir unsern Lesern die Darstellung des „Witzes". Die Trias der Arten des Witzes hat der Künstler vielleicht ein wenig pessimistisch aber doch scharf und bezeichnend zum Ausdruck gebracht. In dem gut treffenden Bogenschützen erblicken wir die Versinnlichung der Satyre; der Peitschenschläger daneben dürfte das Symbol des ironischen Spottes sein und der heitere Schalksnarr im Kostüm der Shakespeare'schen Narren hält den Spiegel des Humors zur Beschauung hin. Der Humor ist ein friedlicher, milder Geselle, während seine beiden obengenannten Brüder kriegerischer Natur sind und, wo jener gern unter Thränen lächelt, nur so stark über Anderer Schwächen lachen, daß ihnen die Thränen die Backen hinunterlaufen.

Druck von A. H. Payne in Reudnitz bei Leipzig. — Nachdruck und Uebersetzungsrecht sind vorbehalten.



Die Trinität des Witzes.

Aus J. Bädecker's „Pharus am Meere des Lebens".

Der Salon.

Giebt es Geister?

Eine Geschichte für Winterabende.

„So. Nun! Die Damen wollen in Geistern machen", sagte die Consistorialräthin. „Dazu aber gehört eine Stimmung, die wir mit dem Sonnenschein in allen Fenstern nicht erreichen. Christine, schließe die Läden und zünde die Lampen an."

„Sie glauben an nichts Uebernatürliches?" fragte Fräulein Selma, welche im Verdacht stand, metaphysische Briefe in dem Localblatt veröffentlicht zu haben.

„Unsere Frau Consistorialräthin ist selbst ein starker Geist, der Alles um sich beherrscht", fügte nicht ohne Anzüglichkeit die Majorin hinzu. Es war bekannt, daß die Consistorialräthin nicht nur ihr Haus, sondern den Consistorialrath und das ganze Consistorium regierte.

„Nein", erwiederte diese, „ich glaube an nichts, was nicht meine Augen sehen, meine Ohren hören und meine Vernunft erkennt."

„Aber das Hereinragen einer geistigen Welt außen der unsern", begann Frau von Lettichau.

„Dieses Hereinragen", fiel ihr die Consistorialräthin in's Wort, „dieses Hereinragen hat gerade so lange gedauert, als der überspannte Mann in Weinsberg lebte. Nach seinem Tode hatte alles Hereinragen ein Ende."

„Oh! — Ah. — Unser Dichter, unser Justinus Kerner — der edle, liebenswürdige Mann ein Ueberspannter und nichts weiter als das", fielen die Damen im Chor ein.

„Und Geisterseher, wenn Sie wollen", fuhr die Consistorialräthin fort. „Es mag dies auch ein Beruf sein, zu dem eine Befähigung gehört. Ich will es gelten lassen. Ich bin der Meinung, daß jeder Mensch das Körnchen, aus dem seine Richtung erwächst, schon mit auf die Welt bringt. Gar oft wird es schon im Keim zertreten, oder kann sich unter entgegenwirkenden Umständen nicht entwickeln. Aber vorhanden ist es in jedem Menschen. Es bestimmt den Arzt, den Mechaniker, den Quellenfinder und auch den Geisterseher. Und die Geisterseherei hat etwas geleistet, das muß man sagen."

„Unsere liebe Wirthin trifft immer den Nagel auf den Kopf", sprach die Majorin, „indeß sie widerlegt doch nicht die Erfahrung so vieler verständiger, klarer und unbefangener Menschen, welche unzweifelhaft Uebernatürliches schauten; das muß man auch sagen, Erscheinungen giebt es —"

„Constatirte", fiel Fräulein Selma ein.

„Thatsachen", rief Frau von Lettichau.

„Von Zeugen bestätigt“, stimmte Frau Penker, die Buchhändlerin, ein und klopfte mit der Häkelnadel an ihre Tasse.

„Amtlich sogar“, schloß die Majorin.

„Bah“, sagte die Consistorialräthin und focht mit der Stricknadel hin und her, „Alles nichts, Alles Schaum und Nebel. Alle diese Geisterseher sind entweder wissentliche Betrüger oder Schwachsinnige, die sich selbst betrügen und Andere mit. Die Geisterseherei hat ihre Perioden und steckt an, wie das Besessensein der Nonnen in Frankreich. Sie verbreitete sich epidemisch. Zappelten die frommen Fräuleins in einem Kloster, flugs zappelten sie auch in dem nächsten. Was war das ein Unsinn mit der Tischrückerei! Sollte man es glauben, daß in unserm Jahrhundert so etwas vorgehen konnte? Haben nicht Leute an den Tischen gerückt, denen man solchen Unsinn gar nicht zutrauen sollte? Nun erklären Sie mir, warum ist denn das Rücken nur in die Tische gekommen, nicht an die Sophas oder an ein Piano? Weil dort nicht so Viele mit helfen konnten. Eine Schande war es für alle Vernünftigen. Ich sage Ihnen, ich mochte gar nicht mehr ausgehen. Wohin man kam, es wurde gerückt, und die Freude — die Begeisterung, wenn der Tisch mit Hülfe von einem Dutzend Händen sich endlich bewegen ließ.“

Die Majorin schüttelte den Kopf.

„Es waren doch nicht alle Betrüger, denen ein Blick in's Jenseits vergönnt war!“ sagte Fräulein Selma.

„Blick in's Jenseits! Bah“, entgegnete wegwerfend die Consistorialräthin.

„Vorhergesichte, Ahnungen, leugnen Sie die auch?“ fragte Frau von Lettichau.

„Alles leugne ich, was sich nicht durch Vernunftgründe beweisen läßt, auf natürliche Weise zu lösen ist.“

„Aber wie oft hat nicht die Zeit, die Erfahrung bestätigt, daß diese geheimnißvollen Offenbarungen Recht behielten?“ sagte Frau von Lettichau.

„Lügen —“, erwiederte die Consistorialräthin.

„Aber es hat sich ja erfüllt — bewahrheitet, was diese oder jene Erscheinung vorhersagte.“

„Täuschung.“

„Es ist doch so oft eingetroffen —“, sagte Fräulein Selma.

„Zufall“, erwiederte die Consistorialräthin. „Alles nichts, Alles Lüge oder Selbsttäuschung.“

„Dinge, die von so vielen helldenkenden Männern zugestanden sind“, rief die Buchhändlerin.

„Nichts, nichts — ich glaube nicht daran“, eiferte die Consistorialräthin.

„Zwei mal zwei ist vier“, sagte die Majorin ironisch lächelnd und blickte auffordernd im Kreise herum.

Die Consistorialräthin schaute sie mit einem festen Blicke an, nahm die Stricknadel, die sie zwischen den Lippen hielt, in die Hand und sagte

ganz gelassen: „Fünf, weniger Eins. Wie haltlos alle diese Geisterfehereien sind, beweist schon der Usus derselben, daß so einer von Ihren Geistern meist nur von einer Person gesehen wird. Es ist so der Brauch und damit die allerbaarste Sinnentäuschung bewiesen."

„Könnte denn nicht angenommen werden, daß es jener Erscheinung — daß es einem von unseren Geistern", sagte lächelnd die Buchhändlerin, „nicht gestattet wäre oder nicht in dessen Willen läge, sich einer andern Person als nur der Sehenden sinnlich zu offenbaren? O, es giebt Geister, es giebt des Uebernatürlichen so viel —."

„Nun", fiel Fräulein Selma ein, „daß es nicht allgemeiner Usus der Geisterwelt ist, nur Einzelnen zu erscheinen, davon kann ich ein Beispiel erzählen."

„Jetzt geht's an", sagte die Consistorialräthin und setzte sich ergeben, doch für alle Fälle gerüstet zurecht.

Fräulein Selma begann:

„Ich kam öfter in ein Haus, in dem ein paar nicht eben alte, aber auch nicht junge Jungfern lebten. Sie waren Töchter eines verstorbenen Advocaten und streckten die Zinsen ihres kleinen Vermögens durch Nadelarbeiten, Stickereien, die sie außerordentlich schön fertigten, so daß es als eine Gunst betrachtet wurde, wenn sie sich herbeiließen, eine oder die andere Schülerin anzunehmen. Sie bewohnten eine große Stube in einem Capitelhause, einem Hause, welches einem Stift gehörte, aber außer ihnen nur von einem Canonicus dieses Stiftes bewohnt wurde. Dieser wohnte nach der Straße, ihre Stube ging in einen Raum, der theils Hof, theils Garten war und seiner heitern, sonnigen Lage halber von ihnen außerordentlich geschätzt wurde. Die Eine der Schwestern hatte eine Liebhaberei für Blumen, die andere für Vögel, und Beide sangen mit diesen um die Wette, so daß die Akazienbäume, die im Hofe standen, ordentlich Freude hatten, da zu stehen und ihr zartfiedriges Laub beifällig schüttelten.

„Die Schwestern schliefen zusammen in einem breiten Bette. Da eines Nachts, es schien der Mond und die Akazien malten zarte Schatten an die Wand, erwachten die Beiden zu gleicher Zeit und erschauten am Fußende des Bettes drei Personen, zwei Männer und ein Weib in alterthümlicher, faltenreicher Tuchkleidung. Die Drei beugten sich über das Bett auf die Schlafenden. Diese schauten erst erstaunt und dann erstarrt die Erscheinung an, umfaßten sich und hüllten sich in die Decke.

„Von diesem Tage an sangen sie nicht mehr, und als ihnen dieselbe Erscheinung ein zweites Mal ward, beschlossen sie auszuziehen.

„Der Canonicus sah die heiteren, harmlosen Jungfrauen ungern ziehen und bot ihnen an, sich in dem weitläufigen Hause eine andere Stube zu wählen. Als sie zusammen das Haus durchgingen, kamen sie auch in den Capitelsaal, in dem ein einziges Bild hing, ein uraltes. Und dieses Bild stellte die drei Personen vor, genau in derselben alten Tracht, wie sie sich am Fuß des Bettes gezeigt. Die Schwestern wechselten einen Blick und beim Ausziehen blieb es."

„Nun sehen Sie“, begann die Consistorialräthin, „von dieser Classe alter Jungfern, Dienstboten, oder sonst in einem beschränkten Kreise lebender Menschen habe ich gar nicht einmal gesprochen. Solchen ist der Aberglaube, die Gespensterfurcht anerzogen. Ihre leere, durch nichts beschäftigte Phantasie wirft sich vor Allem auf das Uebernatürliche, das sie unter sich pflegen, groß ziehen, bis sie am Ende zu einer ordentlichen Geisterseherei kommen. Niemand wird an diese Geschichte geglaubt haben. Aberglaube, Schnickschnack. Ziehen Sie Ihre alten Jungfern zurück, Fräulein Selma, kein Gebot darauf.“

„Nun, wenn Ihnen just an der Menge der Zeugen liegt“, nahm triumphirend Frau Penker das Wort, „werde ich Ihnen einen Fall erzählen, der eine ganze Stadt zum Zeugen hatte. Ehe mein Mann sich hier etablirte, hatte er ein Geschäft in einer Provinzialstadt, in welcher einst ein kleines Haus die öffentliche Aufmerksamkeit in hohem Grade erregte. Es war dieses ein kleines einstöckiges, freundliches, helles, von allen Seiten freistehendes Häuschen, das im Ganzen nur vier Stuben hatte. Zwei oben, zwei unten. In dem untern Gelaß wohnte ein Weber und sein Webstuhl stand in der größern untern Stube.

„Der Weber starb. Er hatte zu den Stillen im Lande gehört, war ein fleißiger Kirchengänger und Bibelleser gewesen, aber dabei ein seltsamer, allem Umgang abgeneigter Mensch. Er hinterließ nur eine Wittwe und einen Sohn, der in der Fremde war. Von diesem hieß es, daß er einst mit seinem Vater auf Tod und Leben rang. In heller Verzweiflung soll er in die weite Welt gegangen sein. Was ihn forttrieb, wußte Keiner zu sagen; der Weber hatte, wie ich schon bemerkt, mit Niemandem Umgang, allein seine freundliche Beständigkeit, die christliche Bereitwilligkeit mit Rath und That zu helfen, seine ungewöhnliche Bibelfertigkeit, sein Fleiß, er saß von früh bis spät am Webstuhl, hatten ihm in seinem Terrain, das sehr abgelegen und nur von armen und geringen Leuten bewohnt war, eine gewisse Schätzung erworben und die Hausfrauen der Stadt beklagten, daß er nur allein arbeitete und keine Gesellen annahm; denn Keiner machte eine bessere Leinwand, einen reinern Einschlag und nie veruntreute er auch nur eine Elle Garn.

„Er war todt, der gewissenhafte christliche Weber, und begraben, und die Wittwe fort, ihren Sohn zu suchen.

„Da fing eines Tages der Webstuhl zu arbeiten an. Die Wohnung war versperrt, aber die Läden offen. Einer nach dem Andern kam an die Fenster und schaute in die helle reinliche Stube. Der Webstuhl war ohne Zeug. Es war nichts eingetragen, der Weber hatte die letzte Arbeit geendet und herausgenommen, ehe er krank wurde. Dann starb er.

„Der Webstuhl arbeitete, klapperte, das Schifflein fuhr hin und her, wenn auch ohne Aufschlag.

„Hunderte schauten in die Stube und Tausende folgten den Hunderten und endlich rannte die ganze Stadt, den Stuhl arbeiten zu sehen.“

„Betrug, plumper, handgreiflicher Betrug irgend einer Person, die ein Versteck des Hauses kannte und von dort aus die ganze Stadt

narrte“, sprach die Consistorialräthin. „Diese Dinge hat man ja zur Genüge erfahren.“

Frau Penker ließ sie ruhig ausreden und fuhr fort:

„Von Betrug wurde allerdings gesprochen und jede Untersuchung gepflogen, denn am Ende nahm sich die Behörde der Sache an. Das Häuschen wurde von Technikern untersucht, die kleine Familie, die das obere Stockwerk bewohnte, mußte ausziehen, eine Wache ward vor das Haus gestellt, aber der Webstuhl arbeitete fort, setzte aus, begann — kurz die Erscheinung fand keine Lösung und die Behörde kein anderes Mittel, als den gespenstischen Webstuhl zerlegen zu lassen und das Haus zuzusperren. Also was sagen sie dazu! Eine Sache, welche das Amt in die Hände nimmt, muß doch wol einen Grund haben?“

„Ganz unzweifelhaft!“ rief Frau von Lettichau. „Wer wollte das Hereinragen der Geisterwelt in unsern Lebenskreis leugnen! Es mag Naturen geben, robuste — denen nichts nahen kann, deren Sinne nicht aufgeschlossen sind dem Uebersinnlichen, Organismen von grober Textur. Diese sehen nichts, erkennen nichts und, natürlich, gestehen nichts zu, während feinere — ich weiß nicht, ob ich mich verständlich mache —“

„O vollkommen“, fiel ihr hier die Consistorialräthin in die Rede, „es ist ein Verhältniß wie etwa jener irdene Wasserkrug und diese Pariser Tassen. Es sind Pariser Tassen, kann ich Sie versichern, welche von ein wenig heißem Thee, der den Wasserkrug ganz hell ließe, schon anlaufen — wollen wir sagen unter der Fühlung des heißen Elements erschauern. Wollen wir den Vergleich weiter führen und sagen, ich bin der robuste, ungläubige Wasserkrug und Sie, meine Damen, die Pariser Tassen.“

„Mein Gott, wie sonderbar“, sagte Fräulein Selma mit einem frostigen Lächeln. „Wir — Tassen!“

„Nun, lassen wir das“, fuhr Frau von Lettichau fort. „Gewiß ist es, daß es Dinge giebt, Erscheinungen, die auch der — hartgesottenste —“

„Wasserkrug“, ergänzte die Consistorialräthin. „Aber wir Wasserkrüge sind gebrannt, nicht gesotten.“

Frau von Lettichau ließ diesen Ausfall lächelnd vorüber gehen und fuhr fort, „hartgesottenste Geisterleugner nicht natürlich erklären kann. Lassen Sie sich erzählen. Mein Mann hat im Jahre sechsundsechzig den Krieg mitgemacht und war einst in Böhmen — er nannte den Ort, aber ich habe den Namen vergessen, er klang wie Grubitz oder so — einquartirt. Er bestand aus einer Masse elender Häuser, wie sie nur ein böhmisches Dorf aufweisen kann, und einem von dem Dorfe etwas entfernt liegenden Schloß; für dieses lautete meines Mannes Quartierbillet. Dieses Schloß war ein altes graues, aber wohlerhaltenes Gebäude mit einem steilen Dache, das zahllose Bodenräume zu beschirmen schien, denn es hatte Luke an Luke. Man sah es dem Innern an, daß es vielleicht noch vor wenig Tagen bewohnt war. Wahrscheinlich hatten sich die Besitzer geflüchtet, der Verwalter jedoch, der einzige Mensch

in dem Gebäude, leugnete dieses. Er hatte ein gelbes boshaftes Gesicht und schwarze Haare, die ihm gleichgeschnitten wie eine Mütze bis auf die Augen herabhingen. Er zeigte meinem Mann mit einer verbissenen Befriedigung die leeren Räume, in denen sich höchstens ein langer Tisch, oder eine Bank, oder sonst ein Geräth befand, das man nicht des Wegschaffens werth gehalten. Er hörte mit funkelnden Augen den Bericht des Corporals des kleinen Corps an, das mit meinem Mann detachirt und im Dorfe einquartirt war, daß aber auch gar nichts zu haben sei, nicht einmal Stroh, um darauf zu liegen.

„„Nun wohl", entschied mein Mann, „wir sind als Feinde behandelt und wollen uns als Feinde gehaben, fort."

„„Für Sie ist gesorgt", fiel der Verwalter ihm ins Wort, „es ist ein Zimmer mit Bett vorhanden, und Nahrung so gut sie die Umstände gewähren. Auch für die Mannschaft kann ich Bier und Brod beschaffen, aber sonst nichts, denn wir haben schon einmal die Herren Preußen bewirthet", setzte er giftig hinzu.

„Hierauf führte er meinen Mann Stiege auf, Stiege ab, durch große leere Säle, über schmale unendliche Gänge und weitschichtige Vorplätze und öffnete eine Thür.

„„Richtig unter dem Dach", sagte mein Mann, denn das große weite Zimmer hatte zur Hälfte eine schiefe Decke und eine Dachluke. Sonst kein Fenster. „Und warum führt Ihr mich in diese entlegene Stube, wo Ihr deren ja näher gelegene habt?"

„„Haben Sie in diesen näher gelegenen Stuben einen Tisch gesehen? — hier ist einer. Haben Sie einen Stuhl gesehen? — hier ist einer. Haben Sie ein Bett gesehen? Hier ist eins", antwortete der Mensch mit einem unheimlichen Augenblinzeln.

„Es war richtig. Alles war da, die Stube schien sauber und rühmte sich sogar einer Uhr, welche in einer Ecke in einem großen braunen Kasten stand und meinem Mann vorkam wie eine in einen dunklen Mantel gehüllte Gestalt. Sie ging nicht und das schien angenehm, denn das monotone Gebahren einer Schlaguhr muß man gewohnt sein, um schlafen zu können.

„Müde und hungrig legte mein Mann die Waffen ab, da erschien der Verwalter mit einem Teller, auf dem eine schimlichte Wurst lag und etwas Brod, und einem Krug sauren Biers.

„„Wir haben nichts Anderes, die Herren sind schon einmal hier gewesen", entgegnete der Verwalter, als mein Mann gegen das schlechte Essen remonstrirte.

„„Bringt doch noch eine Kerze. Dieses Stümpchen wird ja kaum reichen, meine Mahlzeit zu enden", gebot mein Mann.

„„Habe keine. Brauchen auch keine. Ist Mondlicht. Werden hell genug haben!" höhnte der Mensch, und war aus der Thür.

„In Feindesland gewöhnt man sich an Feindseligkeit und erträgt sie so gut als möglich. Mein Mann war überzeugt, daß dieses alte Gebäude Möbeln und Alles enthielt, was zum Leben gehört. Dieses

ungeheure Dach enthielt sichere Verstecke. Es war jedenfalls böser Wille, daß das so entfernt gelegene Zimmer für ihn hergerichtet war, und böser Wille, ihn über diese unendlichen Gänge und Treppen zu führen, denn der Verwalter erschien mit Brod und Bier in einer so kurzen Zeit wieder, daß er unmöglich den langen Weg, den er meinen Mann führte, hin und zurück machen konnte. Es gab also eine andere Verbindung.

„Von diesem gehässigen Volk war Alles zu erwarten.

„Mein Mann hielt einen nächtlichen Ueberfall für nicht unmöglich, schob das Bett an die Thür und legte seine geladenen Pistolen auf den Tisch neben die Dachluke, um seine Leute für einen solchen Fall herbeizurufen. Die Kerze war schon lange zu Ende, allein der Verwalter hatte wahr gesagt, das Zimmer war hell von dem Mondstrahl, der schräg auf der einen Zimmerwand lag.

„Mein Mann war eine Zeit lang wachend und folgte dem Mondstrahl, der langsam, langsam und ganz naturgemäß weiter rückte, auf das Bett fiel, dann auf den glasirten Ofen und endlich bei der Uhr ankam. Es kümmerte ihn nicht, daß das blaßgelbe Zifferblatt just wie ein trauriges Gesicht aus der braunen Hülle herauslugte. Er schlief ein.

„Er erwachte. Oder vielmehr, er wurde durch ein äußeres Gefühl erweckt.

„Das volle Mondlicht, wie es zu dem hochgelegenen Dachfenster hereinströmte, lag auf seinem Bett.

„„Wie ist das? Giebt es hier zwei Monde? Oder ist der gewöhnliche Mond wieder umgekehrt?“ fragte er sich. Der Mondstrahl ging herauf. Sinnend und verwundert sah er die bleiche Lichtfluth weiter rücken, weiter, bis sie am obern Ende des Zimmers angekommen war. Da entschlief mein Mondschauer ein zweites Mal.

„Als er zum zweiten Mal erwachte, war der Mondstrahl wieder am untern Ende des Zimmers nahe der Uhr, bleich, ersterbend, und dann erlöschend. Da fing der Wecker der Uhr an so grell zu rasseln, daß ihm die Ohren gellten. Aber auch die Trompeten aus dem Dorfe erschallten, der Tag graute und mit einem herzlichen Fluch auf den Mondstrahl, die gespenstische Uhr und den Verwalter verließ mein Mann das ungastliche Schloß.

„Nun, was sagen die Damen dazu? — Mein Mann ist die Wahrheit selbst, ist Soldat und so wenig mit Phantasie begabt, daß er an dieses Erlebniß gar keine Folgerung knüpfte, sondern es einfach als eine „curiose Sache“ erzählt. — Nun, wir Anderen würden sagen: wer weiß, was in dieser Stube verübt wurde! Wer weiß, weshalb der gespenstische Mondstrahl da hinein gebannt war! Es giebt zu wunderbare Dinge.“

„Richtig. Wer weiß!“ hub die Consistorialräthin mit einem sarkastischen Lächeln an, doch Frau von Lettichau fiel ihr mit gefalteten Händen rasch in die Rede.

„Alles nehme ich von Ihnen hin, verehrte Freundin, nur zweifeln

Sie nicht an der historischen Genauigkeit dieser Thatsache. Wie ich Ihnen schon sagte, mein Heinrich ist der wahrhaftigste Mensch, den es geben kann. Was er sieht und hört, erforscht er mit derselben Pünktlichkeit, mit der er seine Batterie inspicirt. Was er sagt, ist so prägnant und erschöpfend gesagt, wie eine Parole, ein Tagesbefehl. Als er um mich warb, sagte er: „Fräulein Emilie, ich liebe Sie zum Rasendwerden. Können Sie mich wieder lieben, bin ich der glücklichste Oberlieutenant in der ganzen Armee. Können Sie mich nicht lieben, schieße ich mir eine Kugel durch den Kopf, längstens bis um ein Uhr.“ Er sagte diese Worte mit voller Ruhe, aber seine schimmernden Augen überzeugten mich, daß es ihm Ernst war mit der Kugel. Ich sagte geschwind: Ja! Daher —“

„Ach, mein Gott! Wer wollte leugnen, daß es noch eine andere belebte Welt außer der unsern giebt?“ nahm Fräulein Selma das Wort. Ihre blaue Brille glänzte wie die einer Seherin, auf ihren Lippen lagerten Ströme von Mittheilung. „Wir sehen mit irdischen Augen. Unsere Ohren, unsere sämmtlichen Sinne sind nur für diese Welt, nur für irdische Wahrnehmungen geeignet. Aber wir dürfen als gewiß annehmen, daß hinter dem Schleier, der unser Schauen auf diese Welt beschränkt, eine Welt besteht, die von Tausenden von Wesen belebt ist, die wir nicht sehen, nicht hören, nicht verstehen. Wesen, die vielleicht ihr irdisches Bestehen hier unten um uns aufgebraucht haben, Wesen, die vielleicht einer uns unbegreiflichen, unfaßbaren Existenz angehören, die nichts desto weniger *sind*. — Es sind vielleicht höhere Naturen, für welche sich der Schleier zuweilen lüftet, die im Traum, in einer erhöhten Stimmung, den Anhauch eines geheimnißvollen Daseins fühlen. Solches ist doch zu oft erlebt worden, als daß man es leugnen könnte. Wie oft hat nicht ein Traum, ein Gesicht Dinge offenbart, welche fern oder fast verborgen geschehen sind. Wie oft fühlt nicht Einer oder der Andere sich von einem Andrängen aus der Geisterwelt erfaßt! Können wir annehmen, daß die Seele, welche in so inniger Verbindung mit dem Leibe gestanden, sich im Tode plötzlich und gänzlich aus dem Leben heraus löst! Wäre nicht anzunehmen, daß sie erst stufenweise einer andern Existenz zureiste! Haben wir es nicht schon Alle einmal erfahren, daß, wenn die Seele gewaltsam und unvorbereitet, etwa durch einen Mord, aus ihrer Hülle gerissen wurde, sie sich Anderen offenbarte? — Dieser wandernde Mondstrahl — die Kraniche des Ibikus — die Schatten des Tiresias — Sie werden sich erinnern, meine Damen! — Homer — — und all' das — Natürlich!“

Fräulein Selma schaute fragend in dem Kreise der Damen umher.

„Freilich — Natürlich.“ — Alle hatten den Homer, die Iliade im Kopf und erinnerten sich dieser Stelle genau.

Nur nicht die Consistorialräthin.

Sie schüttelte etwas ungeduldig den Kopf.

„Fräulein Selma! Was soll uns jetzt der Homer? Sie gehen manchmal ein wenig zu weit. Aber tröstlicherweise kommen Sie doch

immer wieder zurück. Und bis dahin will ich Ihnen nun ein eigenes Erlebniß erzählen!" sagte sie.

Unter anderen Umständen hätte dieses bündige Abschneiden der Vorlesung — Fräulein Selma war kaum in der Mitte und hatte im Sinne, noch recht oft an die Zustimmung ihrer Zuhörer zu appelliren — eine Discussion herbeigeführt. Jedoch das „eigene Erlebniß" der Consistorialräthin, des starken Geistes, war zu wichtig, um es durch einen Streit schwächen zu lassen. Die Damen setzten sich mit menschenmöglichster Spannung zurecht und lauschten.

„Als ich meinen Mann heirathete", begann sie, „war er zweiter Pfarrer in einem Landstädtchen. Es war ein Nest, aber es besaß ein paar gute Familien, die des Schulinspectors und des Cantors. Da brachte ich wechselweise meine Abende zu. Später pflegte auch mein Mann zu kommen und mich abzuholen. Cantors wohnten unserm Hause ganz nahe. Einen noch nähern Weg aber hatte ich durch den ehemaligen Schloßgarten, an den unser eigenes Haus stieß.

„Eine kurze Allee von uralten Rüstern, die offene Wiese und ich war da. Eines Abends ging ich ganz wohlgemuth im Hauskleid, einen leichten Shawl über den Schultern, hinüber, durch die Allee und über die Wiese. Da plötzlich fühle ich, wir mir rasch der Kamm aus den Haaren gezogen wurde. Man trug damals hohe Schildkrötkämme, die nicht ganz den Bau der heutigen Biberschweife erreichten, immer aber eine ansehnliche Erhöhung der Person bewirkten.

„Höchlich erzürnt wendete ich mich um, eine solche Frechheit gehörig abzumandeln. — Es war Niemand in meiner Nähe. Es war zwar finster genug, aber die Bäume, die einzeln auf der Wiese standen, sah ich ganz deutlich, sonst Niemand — Niemand. — Ich steckte meinen Kamm wieder zurecht und ging dem Hause zu, das vor mir lag. Plötzlich war mein Kamm wieder aus den Haaren gezogen und dieses Mal so entschieden gerissen, daß er in's Gras fiel. Ich tastete danach — ja, meine Damen, ich bückte mich und tastete danach. Andere, weniger „robuste" Naturen wären wahrscheinlich unter Fieberschauern dem Hause zugerannt. Ich fand den Kamm und ging dem Hause zu, entschlossen, dem Alumnen oder der dicken Magd, die sich einen solchen Scherz mit mir erlaubt, eine tüchtige Suppe einzuräuchern.

„Von diesen aber war und konnte Keiner der Schuldige sein. Die Alumnen wohnten auf der andern Seite des Gebäudes und mußten, um in den Garten zu gelangen, durch das Wohnhaus gehen. Von den Mägden war Eine krank und lag zu Bett, die Andere hielt ein kleines Kind.

„„Angenommen!" docirte der Cantor, „eines dieser Individuen oder sonst Jemand aus der Stadt hätte sich den schlechten Spaß erlaubt, wohin hätte sich dieser Jemand flüchten sollen? — Die Büsche stehen zu fern, als daß sie den Flüchtling nicht gesehen, jedenfalls aber gehört hätten. Und in die Erde konnte er hinter Ihnen nicht sinken. Ergo! — Sollte nicht eine — Selbsttäuschung — ein selbstständiges Ausgleiten des Kammes — —"

„Täuschung! Ich mich so grob täuschen! Mein Mann trat eben in die Stube und er mußte bestätigen, daß dieses eine Unmöglichkeit sei. Der Abend verging unter dem Durchsprechen dieses Vorfalls und die ganze Gesellschaft, Cantors und Schulinspectors, welche für die Sicherheit ihrer Umgebung bangten und gar zu gern einen Schuldigen gefunden hätte, begleiteten uns endlich nach Hause. Natürlich durch den Schloßgarten, um den Spuk zu versuchen. Mein Mann voraus, mit dem Stock in der Luft fuchtelnd. Auf der Wiese angekommen, lachte er plötzlich laut heraus. „Ich habe Deinen Spuk. Kommt heran!" rief er. „Da, gieb Deine Hand!" Er hob sie aufwärts und ich ergriff — eine Waschleine, die zwischen den Bäumen hin und her gespannt war! Und da kam mir erst das rechte Bewußtsein, daß mir der Kamm nicht aus den Haaren gezogen, sondern abgestreift wurde! — Und in dieser Art löst sich alles Unnatürliche, jeder Spuk auf, wenn die Menschen nur so ehrlich oder so gewissenhaft sein wollten, die Dinge zu untersuchen. Nichts als Menschentäuschung und Betrug."

„Hm."

Die Person des Kreises, von welcher dieses „Hm" ausging, hatte bis jetzt noch nicht gesprochen. Sie war fremd in dieser Stadt und in dieser Gesellschaft, eine Frau Stolle, und hatte sich damit begnügt, zuzuhören und ihren Thee und ihren Kuchen abzufertigen.

Sie war eine einfache Frau von einem einfachen Wesen, einfachen Worten und einem höchst einfachen Gesicht.

Die Damen drangen auf sie ein. „Sie haben noch nichts erzählt — Sie haben noch keinen Beitrag gegeben. — Es ist an Ihnen, uns ein wenig Grausen zu machen. — Sie waren in Italien und wissen sicher recht Interessantes zu erzählen. Von italienischen Spukgeschichten lassen Sie uns hören."

Frau Stolle schüttelte den Kopf. „Nichts weiß ich von Geistern und Spuk", antwortete sie. „Wir waren nur in Oberitalien, in Roveredo, wo mein Mann Mauthbeamter war; eine Menge alter Paläste und Thürme gab es da, denen man es auf den Kopf zugesagt hätte, daß sie der Schauplatz unheimlicher Thaten und folglichen Gespensterspuks seien, aber ich habe nie etwas gehört. Die Italiener sind zu sinnlich, zu materiell, um an Geister zu glauben. Hexenwerk, Zauberei, Liebestränke und der böse Blick, daran glauben sie. Aber sonst an nichts; kaum an Hölle und Teufel."

„Und Sie selbst haben nie etwas Unheimliches, nie einen Geist gesehen?" fragte scherzend die Majorin.

„Ich? — Nein. Niemals. — Aber —"

„Aber? — Nun? — Was aber? —"

„Aber ich war zugegen, als — Andere etwas zu sehen — etwas zu sehen schienen."

„Als Andere Betrogene oder Betrüger waren", schaltete die Consistorialräthin ein.

„Hm", machte Frau Stolle abermals und erzählte dann: „Ich lebte

mit meiner Mutter in einer frühern Reichsstadt, in welcher ein wahrer Schatz von mittelalterlichen Gebäuden aufbehalten war. In manchem dieser alten Ritter- und Geschlechtshäuser war das Mittelalter gar nicht zu verwischen. Man ging über Turnierhöfe, erstieg steinerne Wendeltreppen, durchsegelte eine säulengetragene Galerie und landete endlich in einem gewölbten Saal, in dem sich die modernen Möbel, die Causeusen, die Spiegel, die Sophatische seltsam kindisch ausnahmen. Der Spukhäuser mit nachgewiesenem Geisterspuk gab es viele und auch unser Haus, in dem ich mit der Mutter wohnte, war sehr anrüchig. Es war ein winkeliges, unbequemes, unheimliches Haus, früher eine Klosterkirche. Das ehemalige Kloster war zu einem stattlichen Hause umgeschaffen und entsprach allen Forderungen, die man an eine moderne Wohnung machen konnte. An den gewölbten Kreuzgängen, den Hallen und Nischen im Hofe brauchte sich Keiner zu stoßen. Mit unserm Hause, der ehemaligen Kirche, hatte man weniger Umstände gemacht, wahrscheinlich, weil ein gänzlicher Umbau nicht thunlich war, denn die Mauern waren über Ellen dick. Man hatte einfach in halber Höhe ein Stockwerk hineingebaut, welches sehr große, aber niedere Zimmer ergab. In unserer Wohnung im ersten Stock setzten die Knäufe der Wölbung an, im zweiten Stockwerk schloß sich diese, was den Zimmern ein artiges, atrappenähnliches Aussehen gab. Das Haus ging unendlich in die Höhe, hatte ein steiles Dach, wie Ihr böhmisches Schloß, und Böden über Böden, war aber unten so unansehnlich, daß es mit seinen engen, niederen, falsch blickenden Spitzbogenthüren aussah, wie eine Falle im großen Stil, wie man sie von Papier für ahnungslose Fliegen macht. Sie finden sich hinein, aber kommen nicht wieder heraus.

„Natürlich spukte es in diesem Hause. Man sah ihm dieses von außen an. Die Familie, welche den zweiten und dritten Stock inne hatte, wußte auch viel zu erzählen von Thüren, die sich von selbst öffneten und schlossen, von Anklopfenden, welche nie hereintraten, von aufwaschenden Händen, welche nie rein machten. Das Hauptstück aber war ein graues, schattenhaftes Weib in alterthümlicher Kleidung, mit einem Gesicht, wie von Spinnweben, welches sich über die Schlafenden zu beugen pflegte.

„Diese Familie waren Schauspielerleute, welche sammt Söhnen und Töchtern auch außerhalb des Theaters schauspielerten. Es giebt Leute, welche die Lüge in sich derartig ausbilden, daß sie selbst daran glauben.

„Wir im ersten Stock gaben nichts auf dieses Gerede. Wir sahen und hörten nichts, weder anklopfen, noch aufwaschen, und die spukhaft aussehenden Weiber, welche uns frequentirten, reducirten sich auf Milch- und Gemüseweiber, welche am hellen Tage erschienen. Wir gehörten vielleicht zu den „robusten Wasserkrügen“, mit denen sich Geister keine Ehre machen und daher nicht verkehren.

„Eines Nachts, es war Anfangs December, ein dicker, eisiger Nebel lagerte draußen, saß ich bei der hellen Lampe und dem warmen Ofen, in die Wonnen der Stricknadeln und eines angenehmen Buchs versenkt,

noch spät auf, nicht mutterseelenallein, wie man zu sagen pflegt, denn zwei Katzen und ein Hund waren bei mir. Dieser schnarchte unter dem Ofen, die eine Katze lag neben mir auf dem Sophakissen, die andere auf dem Flügel. Beide schliefen tief und fest. Spät bei dem Strickstrumpf und einem Buche aufzusitzen, war mir ein seltener Genuß. Es war damals Mode, bei einer Ausstattung recht viele Strümpfe zu stricken, gleich als ob die Füße in dem neuen Stande eine hervorragende Rolle zu spielen hätten. Man zerbrach sich den Kopf und fast die Finger, um Neues, nie Dagewesenes an künstlichen Rändern herzustellen. Meine Mutter hätte gegen diese exclusive Thätigkeit sehr viel einzuwenden und um zehn Uhr löschte sie die Lampe aus. Da wir in demselben Zimmer schliefen, so mußte ich auch zu Bett gehen und meinen oft nur zur Hälfte aufgebrauchten Sinn in die Kissen versenken.

„Meine Mutter besaß einige Stunden von der Stadt entfernt ein hochgewerthetes Bauerngut, dessen Felder aber für uns eitel Sorge und Verdruß trugen, auf dessen Wiesen Zank und Zwietracht wuchsen, an dessen Holz sich Zorn- und Zankfeuer entzündeten und dessen alljährliche Ernten Schaden, Einbußen und Processe waren. Dieses Gut schien ein Beutestück spitzbübischer, habsüchtiger, betrügerischer Pächter zu sein. Kaum schickte die Mutter den Einen fort, so kam ein Anderer, der noch viel habsüchtiger, betrügerischer und raffinirter war, als der Vorige und den Segen dieses Besitzes zu einer Geißel verkehrte. O, wie oft — wie oft habe ich gewünscht, innerlich — die Erde möchte sich aufthun und Wiesen und Felder, sammt Torfstich, Weiden und Wälder, Pächter und Pächterin mit eingeschlossen, verschlingen und in irgend ein besseres Land führen.

„Endlich kam der Tag, an dem es hieß: „Der Hof ist verkauft." Mir schwindelte ordentlich vor den ruhigen und friedlichen Tagen, die jetzt auf uns warteten. An dem bestimmten Tage, an dem der Abschluß des Verkaufs bei der örtlichen Behörde stattfinden sollte, war die Mutter fortgefahren. Ich erwartete sie diesen Abend nicht mehr, aber ich blieb auf.

„Es hatte elf Uhr geschlagen, der Nachtwächter hatte gerufen und plötzlich, wie von einem Schlag getroffen, fuhren beide Katzen blasend und pfauchend in die Höhe. Steifbeinig, mit gesträubtem Schweif, borstigem Rücken standen sie und starrten mit funkelnden Augen in die Ecke des Zimmers. Dieses war tief, aber ich konnte dort genau Alles erkennen, jede Franse, jede Falte des Bettes, das dort stand — ich gewahrte nichts.

„Was konnte das sein, was diese so intelligenten und zahmen Thiere so entsetzte? — Ein feindliches Reptil — wo aber sollte das herkommen? Im Hause gab es nichts dergleichen. Ich ergriff die Lampe, untersuchte Alles, leuchtete unter die Betten, überall hin, bis zu den Knäufen der Wölbung hinauf — nichts. Alles war so gewöhnlich, so nüchtern und natürlich und hölzern, als ein paar Betten und eine Nußbaumkommode nur sein konnten. Ich stand noch und sann und schaute, da

kam eine neue Ueberraschung, das Zimmer füllte sich mit einem Geruch, so scharf und ätzend, so überwältigend und antipathisch, daß ich mir nicht Zeit nahm, die Lampe auf den Tisch zu stellen, sondern sie auf den Boden stellte, um schnell das Fenster zu öffnen. In der Eile, zur frischen Luft zu gelangen, zerbrach ich eine Scheibe des Winterfensters, das schon eingehangen war."

„Die Thür der Unterwelt hat sich aufgethan und ihren Brodem herausgelassen", sagte die Majorin lächelnd.

Frau Stolle schüttelte den Kopf. „Nein", sagte sie. „Es war vielmehr, wie wenn der Kürschner eine lang verschlossene Kiste mit Wildfellen öffnet, scharf, penetrant zum Ersticken. Um einen Luftzug herzustellen, öffnete ich schnell die Zimmerthür. Dieses benutzte die Katze auf dem Sophakissen und entfloh. — Auch die andere schien sich zu ermannen. Mit sachten, prüfenden Schritten, immer die Augen in die verdächtige Ecke gerichtet, ging sie rückwärts, kam am Ende des Flügels an, fiel hinunter und riß einige Notenblätter mit sich. Ich ging, diese aufzuheben, und nahm mich dann auch der Katze an. Da erkannte ich die Ursache des Geruches. Die Katze hatte geschwitzt vor Angst. Ohren, der Kopf, die ganze Katze war feucht und klebrig. Ihr armes, kleines Gesicht, wie erlegen unter dem Schrecken, hatte einen fast menschlichen Ausdruck der Angst und des Flehens.

„Dieses schien mir sehr merkwürdig. Die Naturgeschichte sagt, daß Pelzthiere nicht schwitzen, weder die Ziege noch das Schaf, und auch die kleineren Pelzträger nicht. Der Hund schwitzt durch die Zunge. Während eines spätern Landlebens hatte ich Gelegenheit genug, Katzen zu beobachten in den kritischsten Lebenslagen, habe aber nie etwas Aehnliches bemerkt.

„Der Hund, wo war dieser? Ich suchte nach ihm in den beiden Zimmern. Gleich der Katze durch das Gatter schlüpfen, der die Wohnung abschloß, konnte er nicht. Er war zu dick dazu.

„Endlich fand ich ihn unter dem Sopha, das ein so niederes Gestell hatte, daß ich es nicht für möglich hielt, ihn da zu suchen. Aber er war doch dort; völlig gequetscht zog ich ihn hervor, und da lag er vor mir, zitternd und schauernd, mit glasigen Augen. Kein Trost verfing. Kaum sich selbst überlassen, suchte er sein Heil wieder unter dem Sopha, unter das er sich zwängte. Um es ihm zu erleichtern, legte ich ein dickes Buch unter.

„Was war es, was diese Thiere so aufregte, ihr ganzes Naturell verkehrte, was offenbar um mich webte und mir unvernehmbar blieb? Diese Frage beschäftigte mich lange, ehe ich einschlief.

„Ich erwachte. Ich glaubte kaum eine halbe Stunde geschlafen zu haben, aber es schlug drei Uhr.

„Ganz unten von der Straße herauf dröhnte auf dem hart gefrorenen Boden der Schritt eines einsamen Wanderers. Es fiel mir anfangs auf, daß ich den Schritt so deutlich hörte, ich erinnerte mich alsdann, daß ich die äußere Fensterscheibe zerbrochen hatte.

„Der Wanderer kam näher, schien zu suchen, ging in dieses und jenes Haus, kam endlich auch an unseres und blieb stehen.

„Sogleich fuhr es mir durch den Sinn, daß dieser Mann ein Bote der Mutter sei. Wahrscheinlich hatte sie, wie schon oft, Papiere vergessen, welche zur Verhandlung nöthig waren, und schickte nun danach. Schnell war ich gekleidet und am Fenster, als es schellte. Richtig. Es war ein Bote. Aber seine Botschaft wollte er nicht auf der Gasse sagen. Er wollte in's Haus. Auf der Hausflur traf ich mit der Magd zusammen, die rückwärts schlief und durch die Hausglocke geweckt wurde.

„Der Bote ward eingelassen und seine Botschaft war, daß die Mutter auf der Heimfahrt mit dem Wagen gestürzt sei — einen kleinen Abhang hinunter. Sie war augenblicklich todt. — Im nächsten Dorfe habe es gerade elf Uhr geschlagen."

Laß blühen, was da blühen will!

Laß blühen, was da blühen will!
Wer mag's den Rosen wehren,
Wenn sie sich aus dem Kelche still
Und froh zum Lichte kehren.
Es ist nicht immer Maientag,
Es kommt der Winter, wo im Hag
Sich Busch und Bäume leeren.
So lang' die Rose blühen will,
Laß Rosen nur gewähren.

Wenn Dir's im Herzen blühen will,
So laß es auch gewähren,
Laß sich aus Nebeln froh und still
Den Seelenfrühling klären.
Glaub' nicht dem Wahn der Heuchelei,
Daß Glück und Liebe Sünde sei;
Laß besser Dich belehren.
So lang' Dein Herz nur blühen will,
O laß es frei gewähren.

Laß Deine Lieb' in Wort und That
Sich kräftig auch bewähren,
Und dem, der Dir vertrauend naht,
Zum steten Segen kehren.
O warte nicht den Tag erst ab,
Wo Du ihm Rosen auf sein Grab
Magst pflanzen unter Zähren.
So lang' das Leben blühen will,
Laß Liebe froh gewähren.

M. Hartschmidt.

[illegible] zu prüfen, ging er stets [illegible]
[illegible]
[illegible] Mann der [illegible]
[illegible]
[illegible] dachte nur daran
[illegible] Richtig [illegible]
[illegible] auf den [illegible]
[illegible] der [illegible]
[illegible] gewedt [illegible]
[illegible] war [illegible] die
[illegible] sei — einen kleinen
[illegible] nächsten [illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible] blühen will,
[illegible]
[illegible] und ist!
[illegible]
[illegible] der [illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible] nur blühen will,
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]



Quellenzauber.

Preußens Königliche Schlösser.

Von **George Hesekiel.**

Königs-Palais in Berlin.

Einige fangen jetzt an zu schreiben des „Kaisers" Palais; mit Unrecht. Denn über diesem Palais weht stets die Purpurstandarte der Könige von Preußen, so lange der Herrscher anwesend ist; die goldene deutsche Reichsfahne mit dem Eisernen Kreuz und mit dem Preußenspruch: Gott mit uns! wird nur bei großen Staatsacten und Repräsentationen über dem alten Schloß zu Cöln an der Spree aufgezogen, denn nur dort im Weißen Saal tritt der deutsche Kaiser officiell in den Vordergrund.

Königs-Palais hat keine besondere Geschichte; da, wo es nach den Linden zu steht, baute zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts der General Ernst von Weiler, der sich große Verdienste um die Brandenburgische Artillerie erworben hat, ein ganz stattliches Haus, das weitere Terrain, nach der Markgrafenstraße zu, gehörte zu einem Hause, d. h. Palast, der Herren Markgrafen von Brandenburg-Schwedt, von welchem die daraufstoßende Markgrafenstraße den Namen bekam. Beide Häuser kamen in andere Hände; des Generals von Weiler Sohn, Christian von Weiler, wurde, um einer immer noch nicht ganz aufgeklärten Liebesgeschichte willen, landflüchtig und starb als General in österreichischen Diensten. Was von dem Weiler'schen und dem markgräflichen Besitz nicht von der königlichen Bibliothek und dem Hause des Bibliothekars in Anspruch genommen wurde, wechselte die Eigenthümer, eine Zeit lang besaß es ein Herr von Bredow, bis König Friedrich Wilhelm III. hier in den Jahren 1834—1836 durch den Baurath Langhans das jetzige Palais für seinen zweiten Sohn, den Prinzen Wilhelm von Preußen, erbauen ließ. Die Front ist nicht imponirend, aber doch stattlich; über der Rampe erhebt sich ein von vier schönen Säulen getragener Balcon, Allen unvergeßlich: denn auf diesem Balcon erschien während der letzten Kriege die Königin, mit den Siegesdepeschen in der Hand, die sie, gewöhnlich durch den Generalintendanten von Hülsen, dem jubelnden Volke verkünden ließ. Ueber den Ecken stehen die preußischen Adler von Erz, den Fries decken Wappenschilde; das ganze Gebäude ist viel räumlicher, als es aussieht, es umschließt einen Sommer- und Wintergarten und man rühmt von ihm, daß es nicht nur aus lauter inländischem Material aufgebaut sei, sondern daß auch zu seiner innern Ausschmückung nichts verwendet worden sei, was nicht vaterländischen Ursprungs. Der Eindruck aber, den diese Ausschmückung macht, ist so, daß die deutschen Künstler alle Ursache haben, darauf stolz zu sein.

Wer das Recht hat, vor dem großen Portal auf der Rampe vorzufahren, tritt zunächst in die weite Vorhalle. Zu seiner Rechten hat er die Portierwohnung, das Bureau des Hofmarschalls und die Zimmer der Königstochter, der jetzigen Frau Großherzogin von Baden, in denen sie nichts verändert findet, wenn sie nach Berlin zum Besuch der Eltern kommt; vor sich

hat er das Treppenhaus. Links aber sind die Zimmer des Königs. Zunächst die Fahnenkammer, wohin die Fahnen und Standarten der Berliner Garnison gebracht, oder wie der militairische Terminus lautet, „abgebracht“ werden; dann folgt das Vortragszimmer, wo der König die Audienzen ertheilt, Staatsgeschäfte erledigt, Meldungen annimmt 2c. In der Mitte dieses Gemaches steht ein großer, viereckiger Tisch, mit grünem Tuch überzogen, darauf ein mächtiges, gußeisernes Schreibzeug; hier giebt König Wilhelm seine Unterschriften, um diesen Tisch sitzt das Ministerconseil, hier wird das Reich regiert, während die militairischen Meldungen meist im Fahnenzimmer, die auf das königliche Haus und den Hofstaat bezüglichen im innern Arbeitszimmer entgegengenommen werden. Auf einem Tisch sieht man hier ein Tableau des Schlachtfeldes von Königgrätz, auf einem andern am Fenster eine kostbare Sammlung von Gegenständen aus Lapis Lazuli; der König hat eine besondere Vorliebe für diese blauen Halbedelsteine und viele Jahre an dieser Sammlung gesammelt. Am Fenster hängt hier auch der Barometer, den der König, besonders zur Manöverzeit, jeden Morgen sehr aufmerksam prüft.

Das letzte ist das Arbeitszimmer des Königs. Wer hat ihn nicht schon an jenem Fenster gesehen und begrüßt, den königlichen Herrn? Von dort aus seinen Gruß dankbar empfangen? Vor den Fenstern nach dem Opernhaus zu ist eine kleine, grüne Veranda, von wildem Wein verdeckt, an dem linken Fenster steht König Wilhelm's Schreibtisch. Das Schreibzeug ist von Porzellan, daneben stehen Bilder der Kaiserin-Königin als Braut und seiner Schwester Charlotte, als Braut des Großfürsten Nicolaus; dann eine große Anzahl gewöhnlicher photographischer Karten, die Kinder und Enkel des Königs; darüber die weißen Marmorstuetten Friedrich Wilhelm's III. und des Großen Königs, sie tragen Lorbeerkränze. Ueberall sieht man hier kunstreiche Handarbeiten der Königin Augusta. Auf jener Ecke des niedrigen Kartenschrankes steht jeden Morgen die Platte mit dem Frühstück des Königs, ein belegtes Butterbrod und ein Glas Ungarwein; nur zur Hummerzeit wird ein wenig von diesem geharnischten Seethier zugefügt, das König Wilhelm vorzüglich liebt.

In den fünfziger Jahren sah man die Fenster nach der Veranda zu einen großen Theil der Nacht hindurch erhellt; man konnte sehr spät vorüber kommen, diese Fenster waren immer noch hell. Es wurde viel erzählt damals von den hellen Fenstern, später wurde das Geheimniß derselben klar. Damals arbeitete in seiner stillen Nacht der Prinz von Preußen die Pläne zur Reorganisation der preußischen Armee, ohne welche Deutschland heute nicht Deutschland wäre.

Aus des Königs Arbeitszimmer führt eine Thür rechts in die Bibliothek, aus welcher eine eiserne Wendeltreppe hinauf in die Gemächer der Kaiserin führt; dieser folgt, neben dem Vortragszimmer, das kleine, schlichte Schlafzimmer.

Das einzige Fenster des Schlafgemachs geht nach dem Garten; dem Fenster gegenüber steht in einer Nische das echt berlinerisch schmale Bett des Königs mit einem hohen Kopfpfühl und der gesteppten grünseidenen Decke. Die Schränke mit den Uniformen decken die Wände, an einer derselben läuft ein eisernes Geländer hin, auf dem die Degen und Säbel des großen Soldaten liegen, die Körbe in ledernen Hüllen, jede Waffe mit einem schriftlichen Vermerk ihrer Bedeutung auf Pappe, es sind mehr als fünfzig. Auch eine

Pyramide von Stöcken ist zu bemerken; leider sind die Stöcke ohne Vermerk, obwol sie für den Kaiser alle ihre Bedeutung haben. Auf einem alten Schreibtisch steht die bekannte Büste der Königin Luise nach der Todtenmaske, auch ihr hat des treuen Sohnes Hand einen Lorbeerkranz aufgesetzt.

Die Toilette ist klein und fast ärmlich und der Nachttisch am Bett von Kiefernholz, mit Wachstuch überzogen, Kiehn, sagt der Berliner. Bemerkenswerth sind im Schlafzimmer und der Königswohnung überhaupt die vielen Uhren.

Nach dem Schlafzimmer kommt das gelbe Cabinet und das Adjutantenzimmer, durch welches Alle passiren müssen, welche zum König geführt werden. Diejenigen, welche nicht das Recht haben, auf der Rampe vorzufahren, treten durch das Seitenportal ein, welches in dem Durchgang ist, der von den Linden nach der Behrenstraße führt, an diesem Portal fährt auch des Königs einfache, offene Kalesche vor mit den schwarzen Trackehnern. Hier fuhr der Wagen auch vor 1870, als er in den Feldzug nach Frankreich zog; hier kommen die Besucher zunächst auf den Flur und in das sogenannte Durchgangszimmer, dann in die Waffenhalle und endlich in das Adjutantenzimmer. Hinter der Waffenhalle ist der Garten, dann Remisen und Ställe, endlich der Hof und das Gebäude, welches nach der Behrenstraße zu die rückseitige Front des Palais bildet, in welchem sich Wohnungen für die Damen des Hofes und verschiedene Bureaus befinden.

I. M. die Kaiserin und Königin bewohnt den obern Stock des Palais. Aus dem Vorzimmer, das man dort zuerst betritt, führt die Thür rechts zu dem Wintergarten, die links in den Balconsaal, die, welche man vor sich hat, in den blauen Salon. Aus dem Balconsaal tritt man gerade aus auf den Balcon.

Auf der linken Seite, wenn man sich auf den Standpunkt des vor dem Palais stehenden Beschauers denkt, gerade über den Zimmern des Königs, sind die der Königin. Zuerst ist hier das Audienzzimmer, dann folgt das Wohnzimmer und endlich, nach dem Opernplatz zu, an der Ecke, das Arbeitszimmer der Königin. Die Wände sind mit rothem Damast bekleidet, die Meubles sind Boule, am Fenster steht der Schreibtisch; der ganze Raum ist durch Polsterbänke und grüne Wände von Pflanzen in eine ganze Anzahl der traulichsten Plätze eingetheilt. Daneben, nach der königlichen Bibliothek zu, das Schlafzimmer, daran, nach dem Garten hinaus, das Toilettenzimmer, dann das blaue Cabinet und der blaue Salon, aus dem man wieder in das schon erwähnte Vorzimmer tritt.

Auf der rechten Seite liegt neben dem Balconsaal das Malachitzimmer, in rothem Damast, das seinen Namen von den schönen Malachitvasen hat; dann an der Ecke der kleine Speisesaal, dann folgt der Marmorsaal, eine Rotunde, mit der von Säulen getragenen Kuppel, dann die gelbe Galerie, mit farbigen Marmorsäulen und gelben Damastvorhängen, endlich der Adlersaal, mit seinen weißen Marmorsäulen und den Ornamenten von Goldbronze; er hat seinen Namen von einem riesigen Adler von Marmor, einem Werke Rauch's, der dort seine gewaltigen Flügel entfaltet. Die schmale Galerie daneben heißt das chinesische Cabinet.

Alle diese Räume sind auf's Reichste mit wirklich königlicher Pracht ausgestattet; aber man wird sich dessen kaum bewußt, weil der Reichthum hier in seiner edelsten Gestalt, im Gewand des besten Geschmacks auftritt.

Diese Räume sahen in den Septembertagen des Jahres 1872 jene

Drei-Kaiser-Zusammenkunft in festlichster und heiterster Weise zugleich; in dem runden Saal war der deutsche Kaiser in österreichischer Uniform der verbindlichste Wirth, neben ihm die deutsche Kaiserin in goldgesticktem Tüll mit Wasserlilien garnirt; um Hals und Haupt trug sie ihre großen, in Brillanten gefaßten Smaragde, ein Schmuck ohne Gleichen; der Kaiser Franz Joseph von Oesterreich, fast jugendlich noch auftretend, scherzend in einem Kreis von funkelnden Damentoiletten; ihm stand unsere Kaiser Franz-Grenadier-Uniform sehr gut und das große Orangeband vom Schwarzen Adler nicht minder. Die mächtige Imperatorgestalt des Kaisers von Rußland bewegte sich mit ruhiger Würde; man sah dem hohen Herrn an, daß er sich im Familienkreise fühlte. Er war ganz der Sohn unserer Prinzeß Charlotte, der Enkel Friedrich Wilhelm's III. und der Königin Luise, und so fand sich denn ganz natürlich zu ihm der tapfere und getreue Großherzog von Mecklenburg-Schwerin, desselben Preußenkönigs Enkel. Die Frau Großherzogin von Baden, in blaßrother Gaze und Moosrosen, half als Tochter des Hauses, so zu sagen, die Honneurs machen; sie half ihrer kaiserlichen Mutter wirklich, denn an jenem Abend war die Kaiserin Augusta in der That die liebenswürdige Wirthin, das belebende Princip der Gesellschaft. Ihre königliche Hoheit die Frau Prinzessin Karl erschien ganz preußisch in weißem Tüll mit schwarzen Sammetbandeaux und sprach lange mit dem Fürsten Gortschakoff und dem Grafen Andrassy, Politik war's wol nicht, was da verhandelt wurde, sie sahen alle Drei zu heiter d'rein, aber Preußen war jedenfalls gut vertreten. Dann sah man wieder die drei Kaiser zusammen sitzen an einem Tischchen, fürwahr, drei schöne Männer; der Jüngste unter ihnen vertrat das älteste, der Aelteste das jüngste Reich; die Dame in himmelblauer Seide und Tüll mit weißer Spitze und Rosen ist die Frau Kronprinzessin, und das heitere Lachen in jener Gruppe von Fürsten, Prinzen und Generälen verräth ihr die Nähe des Gemals, lächelnd blickt sie hinüber.

So war's am 10. September 1872 in Königs Palais, beim letzten Fest der Drei-Kaiser-Zusammenkunft.

Kronprinzen-Palais in Berlin.

Als wir, die wir jetzt alt sind, noch Knaben waren, hieß das schlichte Wohnhaus, dem großartigen und prachtvollen Schlüter'schen Zeughause gegenüber, „Königs-Palais". Wir aber zogen ehrfürchtig die blauen Mützchen und schielten halbrechts, denn dort wohnte der „alte Herr", vor dem nicht nur der Vater, sondern sogar der Oheim, der auch Soldat gewesen war, einen so tiefen Respect hatten, daß sie sich „gerade richteten", sobald sie von ihm sprachen. Der „alte Herr!" oh! wir haben ihn noch oft gesehen, er gefiel uns zu Pferd noch besser als zu Fuß, uns Jungen nämlich, und die Bärendecke mit dem Gardestern, die ihm als Schabracke diente, war noch lange für uns das höchste Prachtstück. Dort an dem Fenster, das nach den Linden sieht, stand Friedrich Wilhelm III. sieben Tage vor seinem Tode noch und blickte nach der Truppenaufstellung bei der Grundsteinlegung zum Denkmal des Großen Friedrich, der es dem Knaben vorausgesagt hatte, daß er als König sich Schlesien nicht wieder nehmen lassen werde. Die Truppenaufstellung damals commandirte Prinz Wilhelm von Preußen, der jetzige deutsche Kaiser, der in jenem schlichten Hause dem Zeughaus gegenüber geboren

wurde. An jenem Fenster haben wir den „alten Herrn“ mit vielen Berlinern zum letzten Mal gesehen, aber der Respect vor ihm starb in uns nicht mit ihm.

Als wir zum ersten Mal hörten, wie ihn die Kritik anfocht und ihm arg zusetzte, da faßten wir's kaum; den Großen Friedrich wagten wir schon zu kritisiren, aber den „alten Herrn“, das wagten wir noch nicht, weil es zugleich eine Kritik über Vater und Mutter, über Oheim und Großvater, über Alle war, denen wir Pietät schuldeten.

Als wir nach den Märztagen 1848 nach Berlin kamen, glaubten wir erst zu träumen, dann wurden uns die Augen naß, als wir die Tricolore der Revolution am First vom „Königs-Palais“ wehen sahen. Wir wissen, daß damals Hunderten ähnlich so wie uns zu Muthe gewesen. Aber eine grundlose Pietät war es auch nicht; es war ein wohlbegründeter Respect, den wir vor dem „alten Herrn“ hegten, und der ist uns bis auf diesen Tag geblieben, wenn wir auch jetzt selbst Kritik üben, freilich nicht in der beliebten Weise des Königs Kambyses, mit der man bekanntlich auch einem steinernen Kalbe noch das Fell abziehen kann.

Der alte Herr war noch ein junger Herr, von dem der Moniteur der einen und untheilbaren französischen Republik in seiner geschmackvollen Schreibweise meldete: „le jeune tyran de Prusse épousa la fille Mecklembourg!“ als er das Haus bezog und dort jenen Haushalt begründete, an dessen Muster sich das deutsche Familienleben wieder aufrichtete, dessen Einfachheit selbst in ihrer Uebertreibung noch achtbar war.

Der Kronprinz, und nach ihm der König bis zum Tode der Königin, bewohnte die Zimmer des Hauses zu ebener Erde beim Eintritt zur rechten Hand; hinter dem Fahnenzimmer das Eckzimmer war das, wo er die Vorträge empfing. Die Gemächer darüber, durch eine Treppe in Verbindung mit denen des Königs, bewohnte die Kronprinzessin, die Königin Luise, und ihre Kinder hatten die Eltern stets bei sich. Das Schlafzimmer der Königin Luise war vor Kurzem noch unverändert; man zeigte uns dort ihre goldene Toilette und ihre Bibel. Nach dem Tode der Königin hielt sich der König meist oben in den Räumen auf, die sie, die Unvergeßliche, bewohnt. Noch lange Jahre nach des Königs Tode schien der Respect vor dem „alten Herrn“ die Räume zu schützen, in denen er mit „seiner Frau und seinen Kindern“ gelebt; erst als sein Enkel, Prinz Friedrich Wilhelm, jetzt der Kronprinz, der das Haus von seinem Großvater geerbt, sich die englische Braut über's Meer holte, wurde ein Neubau vorgenommen, der aus dem fast bürgerlichen Wohnhaus ein Palais machte. Da traten mit großer Grandezza Säulen vor das Portal, da erhob sich ein zweites Stockwerk, da schmiegte sich eine grüne Veranda an die Seite an, da dehnten sich im Hof die Flügelgebäude länger. Aeußerlich ist das alte Königs-Palais verschwunden, es steht nur in der Erinnerung noch vor unseren Blicken. Und im Innern ist's eben so; die schöne Vestibule mit dem prächtigen Treppenaufgang, reich und künstlerisch, führt zu Gemächern, in denen Geschmack und Reichthum herrschen, wie sie der „alte Herr“ nicht kannte und nicht liebte. Aber das Beste ist doch geblieben, das deutsche Familienleben Friedrich Wilhelm's und seiner Luise, es lebt und blühet auch noch in den reicher ausgestatteten Räumen in alter Einfachheit, in alter Herzlichkeit.

Die Wohnung des „alten Herrn“ zu ebener Erde rechts bewohnen jetzt Hofdamen, links ist das Adjutantenzimmer; die Gemächer der Königin Luise

oben rechts bewohnt die Frau Kronprinzessin, links sind die Zimmer des Kronprinzen, unter denen sich besonders der blaue Salon hervorthut, den die Portraits aller Könige und Königinnen von Preußen in silbernen Rahmen zieren. Friedrich Wilhelm und Luise sind, wie billig in diesem Palais, in ganzer Figur und Lebensgröße dargestellt. Das Arbeitszimmer des Kronprinzen ist das Eckzimmer nach der Commandantur zu; es zeigt fast die Einfachheit seines Großvaters. Hinter diesen Wohnzimmern ist der frühere Thronsaal, den der „alte Herr" in seine Hauskapelle verwandelte und eben so sinnig als stilvoll ausstattete. In dem Seitenflügel daran ist das Theezimmer mit einer schönen Marmorbüste des Prinzen Albert, des Vaters der Frau Kronprinzessin, dann folgt ein Speisesaal, dann eine Galerie, die als Tanzsaal benutzt wird, und endlich die Rotunde, die mit Bildern, Büsten und Medaillons ausgestattet, eine künstlerische Hochzeitsgabe voller Beziehungen für das kronprinzliche Paar, als es neuvermält dieses Palais bezog.

Das zweite neu aufgesetzte Stockwerk bewohnen die kronprinzlichen Kinder.

Aber die historischen Erinnerungen, welche sich an das Kronprinzen-Palais knüpfen, beginnen nicht erst mit Friedrich Wilhelm und Luise; schon über hundert Jahre früher ließ hier der Große Kurfürst ein Haus bauen für den pfälzischen Löwen, für den Herzog von Schomberg, den sie den ersten Soldaten Europa's nannten. Schomberg hatte Ludwig XIV. den Stab des Marschalls von Frankreich, den er so siegreich geführt, um des Bekenntnisses willen zurückgegeben und war Feldmarschall von Kurbrandenburg geworden. Schomberg war auch Gouverneur von Berlin gewesen und als er in der Schlacht am Boynefluß den Heldentod gestorben, bewohnten sein Haus seine Nachfolger im Gouvernement Berlins; die Generalfeldmarschälle Graf Flemming, Graf Barfuß und Graf Wartensleben, und darum heißt das Haus im alten Berliner Hypothekenbuch, gar nicht unfein, das „königliche Generalfeldmarschallshaus". Im Jahre 1732 ließ nun König Friedrich Wilhelm I. dieses Haus für seinen Kronprinzen Friedrich umbauen, der es auch im folgenden Jahre mit seiner Gemalin Elisabeth Christine von Braunschweig bezog. Dieses Geschenk war das Pfand der väterlichen Verzeihung, es war der Schluß der Tragödie von Küstrin; der desertirte Oberstlieutenant Fritz war wieder in die Armee aufgenommen. Die Prinzen des hohen Königshauses genießen beim Avancement die einzige Vergünstigung, daß sie stets vom Major gleich zum Obrist avanciren. Nach einer Sage aber soll kein Prinz von Preußen Obristlieutenant werden, weil Kronprinz Fritz als Obristlieutenant der Desertion schuldig erklärt wurde.

Als Friedrich König wurde, gab er sein Palais seinem Bruder August Wilhelm; hier ist König Friedrich Wilhelm II. geboren; August Wilhelm's Wittwe, die Prinzessin von Preußen, bewohnte das kronprinzliche Palais bis an ihren Tod 1780.

König Friedrich Wilhelm II. ließ 1793 das Palais für den Kronprinzen in Stand setzen, der es am ersten Weihnachtsfeiertag 1793 mit seiner jungen Gemalin bezog; zugleich wurde es durch einen Schwibbogen über die Oberwallstraße hinweg mit dem Palais des Prinzen Ludwig, der durch seine Vermälung mit der Schwester Luisen's der Schwager seines geliebten Bruders wurde, in Verbindung gesetzt. Dieses Palais liegt auf dem Grund und Boden, den der General von Bechefer von Friedrich Wilhelm I. zum Geschenk erhielt; Bechefer's Schwiegersohn, der Großkanzler von Cocceji,

verkaufte den Platz an den nicht eben rühmlichen Markgrafen Heinrich von Brandenburg-Schwedt, mit dem die markgräfliche Linie des Hauses Brandenburg im Mannesstamm ausging. Dieser baute für seine Töchter (Friederike, starb als Fürst-Aebtissin von Herford und Luise, starb als regierende Herzogin von Anhalt-Dessau) das Palais, welches schon damals das Prinzessinnen-Palais genannt worden sein soll. Nach Anderen erhielt es diesen Namen erst, als die Prinzessinnen Charlotte (Kaiserin von Rußland), Alexandrine (Großherzogin von Mecklenburg), Luise (Prinzeß Friedrich der Niederlande) nach dem Tode der Königin Luise dort wohnten, bis sie sich vermälten. Später wohnte Prinz Albrecht im Erdgeschoß bis zu seiner Vermälung; das obere Stockwerk aber bezog die Fürstin von Liegnitz bei ihrer Vermälung mit dem Könige; sie lebt dort noch heute ihr stilles Wittwenleben. In dem kleinen Garten stehen die Broncebüsten der drei Königstöchter.

Es ist das kronprinzliche Palais so recht eigentlich eine Wohnung der Kronprinzen und der Feldmarschälle und es ist doch ganz hübsch, daß der jetzige Hausherr doppelt Kronprinz, des deutschen Reiches und von Preußen, und doppelt Feldmarschall, von Preußen und Rußland ist.

Adolf Wilbrandt.

Von Arnold Wellmer.

„Es ist nicht schwer,
Glücklich zu sein, wenn man ein Mensch ist! — Gute Nacht!"
A. Wilbrandt: „An meinen Vetter."

Es war im April 1870. Die Welt lächelte noch im tiefsten Frieden. In dem schönen Schloßpark zu Stuttgart grünte und blühte, leuchtete und duftete, summte und sang der Frühling. Und durch all' die Erdenpracht und Fröhlichkeit spazierte ich mit dem guten, lieben, wunderlichen Jacob Corvinus, der seit Jahren sein Junggesellenstübchen aus der Berliner Sperlingsgasse mit einem traulichen Heim am Neckar vertauscht hatte — traulich durch Weib und Kind und Kegel! Und beim Spazieren plauderten wir ... nun, wie ein paar Federmenschen wol mit einander plaudern, wenn sie es treu-ehrlich meinen mit ihrem sauren — und doch so unwiderstehlich süß lockenden Handwerk, von dem noch Keiner freiwillig hat lassen können, war er einmal eingetragen in die stolzen Gildenbücher, die man nennt: Druckkataloge! — sei es als Meister, Lehrling oder Gesell. Wir plauderten aber auch, wie ein paar ungefederte Menschen, denen noch ein Herz in der Brust knospet, in das just die liebe Sonne so recht herzlich warm und fröhlich hinein lacht ... Da muß ... da muß es Frühling werden!

An dem rosigen Blüthenzweige eines veredelten Mandelbäumchens naschte ein gelber Citronenfalter ... „Gaukelnder Eintagsscribler!" brummte Jacob Corvinus. „Was trägt er von all' dieser Blüthenpracht nach Haus, um es dort in stiller Kammer mit treuem Fleiß für kommende Tage — Jahre zu verarbeiten: zum Nutzen und zur Lust Anderer und zur eigenen Freude? Kein Tröpflein Süßigkeit, kein Körnchen zum Sattwerden, kein Stäubchen für die Dauer! Alles eitel Gaukelei und Augenverblendung für Secunden! Elende Maculatur schon unter der Druckerpresse! Da lob' ich mir die kleinen, braunen Gesellen im schlichten Werkeltagskleide, die da unten in den blauen und gelben Kelchen der Crocos so emsig rumoren — sum! sum! brum! brum! — ja, die arbeiten! Dies ist die treue, fleißige Vorarbeit — sie sammeln Stoff! Und wie wird der dann durchgearbeitet: durchgegrübelt, durchgeknetet, zerrissen, zerfasert, sortirt, filtrirt ... hier — unterwegs — überall, wo es summt und brummt. Aber zu Hause, in der Stille der Werkstatt, geht die eigentliche ernsthafte Arbeit erst recht im Schweiß und unter Schmerzen an: Schaffen und Bauen und Aufspeichern von Süßigkeit und Nahrung — für die liebe Welt und für den eignen Winter ... O, wie unendlich viel können gerade wir großen, klugen Bücherschreiber von diesen kleinen dummen Bienen lernen! — Wäre ich commandirender Generalfeldmarschall über die Legion kleiner und großer Federhelden — hei! wie gründlich wollt' ich meine Armee reorganisiren! Nonum in annum sollten mir die Recruten, Unter- und Oberlieutenants, ja sogar eine leider nicht kleine Anzahl von Stabsofficieren und Generalen Vormittags hinter den einsammelnden Bienen her nachexerciren und Nachmittags — ja, da gäb's einige Instructionsstunden im Bienenhause, das Auge vor dem Glastäfelchen, durch das man die kleinen Künstler bei ihrer Arbeit in der Werkstätte



Wilbrandt.



Adolf Wilbrandt.

studiren kann. Glauben Sie mir, nicht neunundneunzig Procent der heutigen Maculatur käme auf den Büchermarkt und von dort in die — Papierstampfe . . . Wie bitter Wenige sind's doch unter uns Vielen, die sich auch nur bestreben, so zu schreiben, mit Anspannung aller Geistes- und Herzensfasern, daß sie morgen noch mit Freude und Genugthuung auf ihr heutiges Tagewerk zurückblicken können. Bogen füllen, Bogen zählen! Das ist das Streben und der Stolz der Meisten: Und doch meine ich, müssen wir uns redlich bemühen, so zu schreiben — Jeder nach seinen Kräften —. daß dereinst — in den Tagen, von denen der Weise sagt, sie gefallen uns nicht, wo der Herbstwind falbes Laub fegt oder gar schon der Winter frostig drein schneit, wo die vergeßliche Welt uns fallen ließ, uns und unsere Werke in den Winkel schob und fingerdicken Staub auf unsere Namen und Herzensblüthen streute — — ja, daß dann unsere Bücher unsere besten, unsere treuesten . . . vielleicht die uns noch übrig gebliebenen einzigen Freunde sind, die uns über jene dunklen bleiernen Stunden hinweghelfen, in denen uns grauen will . . . vor dem Lebendig-Gestorben sein . . ."

Ich nickte ernsthaft und drückte dem Freunde die Hand. Stumm, gedankenvoll gingen wir eine Weile neben einander her. Dann blieb Jacob Corvinus vor einem duftigen Hyacinthenbeet, eingefaßt von rosigen Leberblumen und sammetaugigen Aurikeln, mit dem ihm eigenen sinnenden Kopfnicken stehen und ein sonniges Lächeln lag auf seinen Lippen und seine Stimme klang weich: „Goethe sagt, die Sonne unseres Lebens steht nur ein Mal auf der vollen Mittagshöhe — und dann nie wieder! Und dennoch glaube ich: meine Lebenssonne hat mich schon drei Mal von ihrem höchsten Höhepunkt gleich strahlend angelächelt. Ueber diese Sonnenblicke wird — kann nichts darüber gehen. Ich verlange auch nichts Strahlenderes. Zum Glück liegen immer Jahre zwischen solchen seltenen Sonnenblicken, daß wir ihnen nicht erliegen, wie die übermüthige Semele dem Anblick des Olympiers . . . Die Sonnenhöhepunkte meines Lebens sind: Der erste Brautkuß! — Das erste Buch von Jacob Corvinus! — Das erste Lächeln meines Kindes!"

. . . Unsere Gedanken kommen und gehen ungerufen und oft in recht wunderlichen Sprüngen. So fiel mir jüngst an einem nebeligen Novemberabend im Wiener Burgtheater jener sonnige Frühlingstag im Stuttgarter Schloßpark ein — und der gute Jacob Corvinus und seine goldenen Worte von den gaukelnden Eintagsscriblern und den emsigen, gewissenhaften Bienenfedern, den treusten gedruckten Freunden im Alter und den Sonnenhöhen des Lebens traten vor meine Seele . . .

Vor mir auf der Bühne zog eine uralte — und doch so lebensfrische Römertragödie vorüber . . . Wie wußte sie das Auge zu fesseln, den Geist zu entflammen, das Herz zu rühren und zu — erschüttern! Und den tausend Menschenkindern und Menschenherzen rings herum erging es nicht anders . . . Das blitzte aus ihren Augen, glühte von ihren Wangen, bebte von ihren Lippen. Solch brausenden Jubel hatte das alte Haus seit Jahren nicht gehört. Und der wuchs von Scene zu Scene, von Act zu Act . . . Als der Vorhang zum dritten Mal sank, wollte der Beifalljubel gar nicht wieder enden — — bis ein junger Mann mit dunklem Haar, wunderbar leuchtenden Augen und freuderosigen Wangen an die Brüstung einer Loge vortrat und sich dankend verneigte . . .

Wie sie ihm zujauchzten — ihm, dem glücklichen Dichter!

Welche Gedanken wol in jenen Minuten seine Seele — sein Herz bewegten?

Er hat sie uns nicht verrathen. Aber wie könnten es andere sein, als die unsern alten Jacob Corvinus freudegewaltig durchzitterten — bei seinem ersten Buche, in dem er sich einen sichern Freund für's Alter erschrieben hat, beim ersten Brautkuß und dem ersten Lächeln seines Kindes: „Dank! Dank! für diesen leuchtendsten Sonnenblick — für diesen Höhepunkt meines Lebens."

Der Name des glücklichen Dichters ist: Adolf Wilbrandt! Der Titel seines jüngsten und größten Triumphes: Grachus, der Volkstribun!

* * *

„Und Rostock liegt in Mecklenburg!" — heißt's in einem alten Studentenliede, das sämmtliche deutsche Universitätsstädte die kritische Revue passiren läßt und von der mecklenburgischen Musenstadt weiter nichts zu sagen weiß, weder Gutes, noch Schlimmes. Und doch liegt in diesem kurzen burschikosen Spottwort eine furchtbare Anklage gegen das alte Obotritenland — nein, nur gegen das mittelalterlich finstere Feudalwesen, das dort wie ein ewiger Mehlthau auf Blättern und Blüthen, auf Geistern und Herzen lag und von welchem erst der jüngste Frühlingssturm, dem wir so viele fröhliche Umwälzungen im deutschen Lande danken, ein gut Theil fortgefegt hat.

In dieser Stadt Rostock, in diesem Lande Mecklenburg, wurde unser Adolf Wilbrandt am 24. August 1837 geboren.

Sein Vater war ein bedeutender Philologe und Universitätsprofessor, in den weitesten Kreisen als starker, freisinniger Charakter und echter deutscher Ehrenmann geliebt und geachtet. Wie haben die Feudalen diesen „Demokraten" gehaßt und verfolgt — viele Jahre hindurch! Es gelang ihnen sogar, in den fünfziger Jahren, als die Reaction so stolz und kühn das Haupt wieder erhob, das die Feudalritter 1848 so demüthig und angstvoll hatten ducken müssen, in dem Berlin-Mecklenburgischen Hochverrathsprocesse, den Rostocker Professor Christian Wilbrandt, als Führer und Verführer der demokratischen Partei zwei Jahre lang in Untersuchungshaft festzuhalten. Dann wurde der „Demokrat" freilich als unschuldig „von der Instanz absolvirt", seinem Amt und seiner Familie wiedergegeben . . . Aber konnte man ihm und den Seinen diese zwei Lebensjahre zurückerstatten? Die vielen, vielen Tage und Nächte voll Kummer und Angst und Sorgen wieder auslöschen? Und es waren gerade zwei Jahre, in denen im Hause zehn Kinder hoffnungsvoll heranblühten. Wie fehlte dem Vater in der Zelle ihr Kinderlächeln, ihre Liebe — ja, die liebe Noth und Arbeit, sie zu erziehen! Und, wie fehlte erst der armen Mutter und den Kindern der liebende, rathende, leitende, treue Vater! Es war, als sei ihnen die Sonne untergegangen.

„Erziehung durch Schicksale" heißt eine alte Kindergeschichte unserer Jugend. Sicher sind diese beiden traurigen Jahre von bedeutsamstem Einfluß auf die Herzens- und Charakterentwickelung des jungen Adolf Wilbrandt gewesen. Sie haben den sinnenden Lebensernst, die grübelnde Beschaulichkeit der Welt da draußen und der Welt in der eignen Brust, die ernsthafte Arbeitsfreudigkeit, die treue Liebe zum großen, deutschen Vaterlande, für das der Vater sein Leben lang kämpfte und litt, den unversöhnlichen Haß gegen alle Lüge und Gemeinheit, das Bedürfniß und den Stolz der Freiheit und den unbeugsamen Charakter in der jungen Brust geweckt und den Dichter und Menschen erziehen helfen, wie er jetzt fertig vor uns steht.

Aus den ersten Kinderjahren Adolf Wilbrandt's wissen wir sehr wenig. „So lange ich denken kann" — erzählte er uns jüngst auf einem Spaziergange durch den abenddunklen Prater — „habe ich auch gedichtet und Komödie gespielt. Alles, was mir vor die Augen und unter die Hände kam, wurde mir unversehens zu Reimen, Geschichten, Komödien. Meine liebe Mutter war meine Vertraute — hab' doch auch ich:

„Vom Mütterchen die Frohnatur,
Die Lust am Fabuliren!"

— leider aber auch, was Frau Aja und ihr großer Wolfgang nicht hatten, die bösen — Nerven. Ich meine die Frohnatur, die mir meine Lustspiele dictirte. Hatte ich als kleiner Bube etwas gereimt, so lief ich zur Mutter und ich bewundere heute die Geduld ihrer Liebe, mit der sie mir lächelnd zuhörte. Als achtjähriger Junge hatte ich schon einen dicken Band — ich sehe heute noch seinen rothen Deckel — vollgeschrieben und ich flog damit stolz zur Mutter: sie möchte das doch auch so schön drucken und einbinden lassen, wie die vielen Bücher des Vaters . . . Als die Mutter aber kopfschüttelnd sagte: das Drucken und Einbinden würde sicher fünfzig Thaler kosten und so viel Geld sei nicht in meiner Sparbüchse! — da zog ich mich und mein erstes Opus doch etwas kleinlaut zurück. Selbstverständlich aber war es mir, daß späterhin mein rothes Buch und noch viele, viele Bücher dazu gedruckt würden. Niemals, selbst nicht in den dunkelsten Stunden meiner Knaben- und Jünglingsjahre ist mir der geringste Zweifel gekommen: ich könne am Ende doch etwas Anderes werden oder gar werden müssen, als: Bücherschreiber und Komödienmacher!"

Und dennoch finden wir den Studenten Adolf Wilbrandt an der Universität seiner Vaterstadt mit einem Eifer Institutionen und Pandecten tractiren, als wäre ein mecklenburg-schwerinischer Amtsrichter das höchste Ziel seines Lebens. Aber nicht mit geringerm Eifer warf der junge stud. jur. sich ein Jahr später in Berlin und zuletzt in München der Philosophie und Geschichte in die Arme, daß er schon mit zweiundzwanzig Jahren seinen wirklichen Doctor der Philosophie machen konnte — keinen Rostocker und Jenenser in absentia für achtzig Thaler! Und warum „sattelte" er auf Universitäten so oft um? War das etwa ein Schwanken und Wanken zwischen Brodstudium und Neigung? Nein! Sein Lebensweg als Dichter und Schriftsteller lag vor dem jungen Studenten schon so sonnbeglänzt klar und bestimmt vorgezeichnet da, als er der Rostocker Magnificenz den Handschlag darauf gab: keine magnifiquen Fenster einzuwerfen und keine Nachtwächter zu prügeln! Und er würde als berufener Dichter lieber gehungert, als nach den leckersten Früchten eines beruflosen Brodstudiums die Hand ausgestreckt haben. Wir wissen ja bereits, daß Adolf Wilbrandt von Jugend auf ein — Charakter ist. Wie die Rechte, Philosophie und Geschichte, so studirte er mit gleichem Eifer die alten Griechen und Römer, die neuen Sprachen, Kunst- und Culturgeschichte, Physik und sonstige „Allotria" für einen „Dichter" . . . aus purstem Wissensdurst und unwiderstehlichem Lerndrang. So ist Adolf Wilbrandt einer unserer vielseitigst und gründlichst gebildeten Schriftsteller geworden. Und selbst heute noch, wo er wol unbestritten den ersten Rang unter den lebenden Dramatikern einnimmt, kann er sich, zu seiner „Erholung", ausruhend vom dramatischen Schaffen, wochenlang in das Studium der Philosophie, Geschichte oder Physik versenken.

In München sollte der „Sohn seines Vaters" zum ersten Mal Gelegen-

heit haben, öffentlich sein politisches Glaubensbekenntniß abzulegen: in flammenden Worten und opfermuthigen Thaten. Der junge Doctor der Philosophie war mit dem wackern, echt deutschen Publicisten Karl Brater bekannt geworden. Sie sprachen oft mit einander über die schwere Noth und Zerrissenheit des Vaterlandes. Sie verstanden sich. Als dann Karl Brater 1859 in München die treunationale „Süddeutsche Zeitung" gründete, bat er Adolf Wilbrandt, sein Mitredacteur zu werden. Und der Sohn des opferfreudigen Rostocker „Demokraten" besann sich keinen Augenblick, obgleich Karl Brater ihm wol viel, viel Arbeit, Liebe und Vertrauen, aber dafür desto weniger goldenen Lohn bieten konnte.

„Es war bewundernswerth" — schreibt ein Zeitgenosse aus München — „mit welcher Geschicklichkeit die Beiden den spröden Boden gewannen, und es war rührend, mit welchem Opfermuthe sie das schwere Tagewerk ertrugen. Früh und spät saßen sie am Werke, denn die Mittel des Blattes waren knapp, und öft mußte derselbe Mann, der die zündenden Leitartikel verfaßt, lange über Mitternacht wach sein, um Depeschen zu erwarten und selber in die Druckerei zu bringen. — Wir haben es heute, wo München an der Spitze der nationalen Städte steht, beinahe vergessen, was es damals hieß, diese Fahne aufzurichten und aufrecht zu erhalten; wir feiern Wilbrandt laut, wenn seine Dramen über unsere Bühne gehen, aber wir übersehen es, daß er zu Denen zählt, die dem nationalen Geist zuerst im Süden die Wege bahnten. Dafür sei ihm der volle Dank hier ausgesprochen . . ."

Aber nach zwei Jahren mußte der Sohn seines Vaters dem Sohne seiner Mutter Platz machen, wenigstens für einige Jahre. Die übergroße Redactionsthätigkeit und die beständige politische Aufregung hatten Adolf Wilbrandt's Nerven bedenklich erschüttert. Karl Brater selbst trieb seinen jungen Freund und treuen Mitarbeiter am deutschen Reich vom Redactionstisch in die weite sonnige Welt hinaus. Drei Monate hindurch wanderte der entfesselte Prometheus durch die schönen Thäler und Berge des deutschen Oesterreichs, bis er so weit genesen war, um sich selber wieder für längere Zeit an einen Berliner Schreibtisch fesseln zu können. Mit Lust und Eifer und leidlich reparirten Nerven ging er an alte Lieblingsstudien: über das Leben und Dichten des Verfassers von „Käthchen von Heilbronn" und „Prinz von Homburg". Schon 1863 erschien sein bedeutendes Buch: „Heinrich von Kleist" — das bedeutendste, das überhaupt über den genialen, charakterlosen, unglücklichen Dichter geschrieben ist. Die ausführlichste und zuverlässigste „Biographie" verdanken wir dem Historiker Wilbrandt, der zu München als treuer und fleißiger Schüler zu den Füßen Heinrich von Sybels saß. Diesem verehrten Lehrer ist auch das Buch gewidmet. Und doch bildet Kleist's Biographie nur den Rahmen, um dem Aesthetiker Wilbrandt Gelegenheit zu geben, seine klaren, wahren kritischen Lichter über Kleist's Dichtungen hier einzutragen. In der eingehenden Beleuchtung der Kleist'schen Dramen können wir schon den zukünftigen Dramatiker Wilbrandt ahnen. Ja, oft wollte es uns beim Lesen des Buches scheinen, als habe der Verfasser diese liebe- und mühevolle Studie hauptsächlich für sich selber geschrieben, um an ihr zu lernen und zu wachsen, um durch sie zu klären, was in seinem eigenen Menschen- und Dichterleben noch jugendmostig gährte.

So lesen wir in der Kleist-Biographie: „Das einsame Selbstbetasten unserer Fähigkeiten wirft uns zu leicht zwischen Uebermuth und Zerknirschung hin und her; erst die offene Berührung mit der Welt stellt das Talent auf

seine eigenen Füße und nun erst kann es sich in den Dingen um sich her wie ein Spiegel erblicken."

Wer fühlt hier nicht, daß Adolf Wilbrandt diese Worte tief aus dem eigensten Sein geschöpft — daß er mit fünfundzwanzig Jahren seine Sturm- und Drangperiode, der kein wahrer Poet und kein nicht alltäglicher Mensch entgeht, noch nicht ganz überwunden hatte?

Noch war „Heinrich von Kleist" nicht im Druck erschienen, noch waren die Nerven nicht ganz beruhigt — da rief schon wieder die Politik. Karl Brater hatte mit seiner „Süddeutschen Zeitung" nach dem freien Frankfurt a. M. auswandern müssen. Dort tagte und wirkte zugleich der „Sechsunddreißiger Ausschuß" für die Befreiung Schleswig-Holsteins. Auf den leisesten Lockruf des alten, kränklichen Freundes Brater eilte Adolf Wilbrandt von Berlin nach Frankfurt a. M. und wurde Feuilletonredacteur der Süddeutschen Zeitung und zugleich opferfreudiger Secretair des „Dreißiger Ausschusses". Als solcher schrieb er eine zündende Broschüre: Ein Mahn- und Donnerwort an die ganze deutsche Nation, die unglücklichen Brüder in den Elbherzogthümern endlich — endlich von der verhaßten Fremdherrschaft zu befreien . . . 130,000 Exemplare trugen dies Wort über ganz Deutschland. Und nicht ungehört, nicht fruchtlos ist es verweht. Schleswig-Holstein ist heute frei. Und war's auch nur ein Kettenring, den Adolf Wilbrandt mit seiner Feder gesprengt hat — Schleswig-Holstein darf ihn stolz mit zu seinen Befreiern zählen.

Trotz seiner doppelten, anstrengenden Thätigkeit als Zeitungsredacteur und Ausschußsecretair arbeitete der junge Dichter fieberhaft, ruhelos an seinem ersten großen selbstständigen Werk — dem schon in Berlin begonnenen dreibändigen Roman: „Geister und Menschen." Es ist eine wunderliche Geschichte, die bald an Schiller's Geisterseher, bald an Goethe's Wilhelm Meister und dann wieder an Eichendorffs „Dichter und ihre Gesellen" erinnert. Es war ein begeisterter Ritt in's alte romantische Land und hinter dem Reiter saßen die Nerven und spornten und peitschten den todtmüden Pegasus zu immer neuen, poetischen Sprüngen. „Ich war damals todtkrank, körperlich und geistig" — sagte uns jüngst der Dichter lächelnd. — „Meine Nerven waren in höchster Aufregung. Ich schlief keine Nacht mehr. Ich arbeitete — ich mußte immerfort arbeiten, mit dem Gehirn und mit der Feder. Ich konnte nicht anders. Die Nerven beherrschten mich ganz. Sie haben auch jenen unglücklichen Roman geschrieben, nicht ich. Und doch, wie liebte ich ihn! Ich hatte nicht Ruhe, nicht Rast, bis ich ihn vollendet hatte. Ich glaubte oft, ich würde sterben — und ich wollte doch nicht gern ganz umsonst gelebt, geglüht, geträumt haben. Ich hätte gar zu gern meinen Freunden ein Andenken an den Poeten Adolf Wilbrandt hinterlassen . . ."

Diese wehmüthige Stimmung des kranken Dichters klingt rührend das folgende, bisher ungedruckte Gedicht jener Tage aus:

Gebet.

„Du giebst uns Segen ohne Ende,
Du gabst uns diesen Frühlingstag!
Nun faltet er die müden Hände
Und stirbt und sinkt der Sonne nach.
In Deines Himmels feur'gen Armen
Zerschmilzt er, schön und makellos,
Und sinkt, wie in der Gnad' Erbarmen,
Zurück in Deinen heil'gen Schooß.

Die Blüthen, die sein Glanz verkündet,
Die Sänger, die sein Ruf entbot,
Die Düfte, die sein Hauch entzündet,
Umstehn nun seinen goldnen Tod;
Der Abendgruß der Nachtigallen
Wird Schlummerlied und Grabgesang,
Und die umflorten Sterne wallen,
Sein Grabgeleit, die Welt entlang.

Und so in aller Jugendschöne
Gebettet an der Erde Brust
Fühlt der geliebte Deiner Söhne
Im Tod des Lebens höchste Lust.
Und ich — was will ich? Was für Thränen
Entbrennen hier? Sie glühn und flehn:
So laß auch meinen Tag wie jenen,
O Herr, zur Ruhe laß ihn gehn!

Du gabst mir, träumend aufzusprießen,
Ein blüthendurst'ger Frühlingstag;
Gabst mir, das Wunder zu genießen,
Das rings aus Erd' und Himmel brach;
Den ahnungsvollen Gruß der Sterne,
Der Hoffnung säuselnden Betrug,
Den Drang in ungemessne Ferne —
Und dann die Wahrheit, die mich schlug.

Verdorrt wie Laub sind die Gesänge,
Die ich zu kühn vom Stamme brach!
Zerflattert sind die hohen Klänge,
Darin der Gott zu Göttern sprach!
Wie Wandervögel zog's von hinnen,
Der Weisheit Stolz, der Lieder Lust; —
Laß mich dem langen Tod entrinnen,
Dem Siechthum an des Lebens Brust!

O laß mich Deine Gnade schauen,
Früh' hab' ich Deinen Fluch gesehn!
Laß nicht im Fluch mein Haar ergrauen,
In braunen Locken laß mich gehn!
Die Blüthe sinkt, die Sterne fallen,
Verstummend schläft der Vogel ein:
So laß mich sinken, mich verhallen,
Im Schooß der Nacht begraben sein!"

. . . Zum Glück für uns ist dies Gebet nicht erhört worden.

Kaum war der letzte Bogen der „Geister und Menschen" nach Nördlingen in die Druckerei gewandert, so ergriff auch der kranke Dichter den Wanderstab. Er zog durch das südliche Frankreich nach Italien. Aber er lebte nicht der Erholung, wie Körper und Geist es verlangten. Die untergegangene große Zeit Roms, Italiens packte ihn unwiderstehlich. Mit dem ihm eigenen Feuereifer gab er sich auf classischem Boden dem Studium der römischen Geschichte, Cultur und Kunst hin. „Ich lebte mehr unter der Erde, in alten Gemäuern, Museen, Bibliotheken, als im goldnen Sonnenlicht und in den Orangenhainen Italia's —" erzählt der Dichter. Dafür zeugt seine wunderbare Novelle: „Narciß", welche, als sie der „Salon" vor vier Jahren zuerst veröffentlichte, so ungemeines Aufsehen erregte. Der gelehrte Forscher hat mit Bienenfleiß an Ort und Stelle das reiche, interessante Material zusammengetragen. Der liebenswürdige Dichter hat dem tausendjährigen Staube blühendes Leben eingehaucht.

Aber die mißhandelten Nerven rächten sich dies Mal furchtbar. Schwer leidend und gänzlich arbeitsunfähig kehrte Wilbrandt 1865 nach München zurück. Kraft und Muth fehlten gleich sehr zum poetischen Schaffen. Das waren traurige Jahre, nur erhellt durch die herzliche Freundschaft mit Emanuel Geibel, Paul Heyse und dem Maler Hans Kugler, dem Sohne des genialen Berliner Kunsthistorikers. Nur ein kleines Sinngedicht liegt uns aus diesen trüben Jahren vor:

Die vier Temperamente.

„Phlegmatisch neige Dich dem fleißigen Tand der Welt!
Cholerisch brausend auf der Ehre Feld,
Sanguinisch horchend auf des Geistes Gruß,
Und melancholisch nur, wo Schönes sterben muß!"

Endlich kam die Zeit der — Reconvalescenz.

Der kranke Leib, der sich vom Lager erhebt, stützt sich auf gesunde Arme, um wieder gehen zu lernen ... sachte, sachte, Schritt für Schritt.

Solche schüchterne Gehversuche machte der kranke Dichtergeist an der Hand des — Sophokles und Euripides und dann des Shakespeare. Er übersetzte und bearbeitete die besten Dramen der alten griechischen Dichter für unsere Bühnen in fünffüßigen Jamben und hatte die frohe Genugthuung, sie zum Theil in München und auf anderen strebsamen Theatern mit großem Erfolge aufgeführt zu sehen. Bewundernswürdig hat der moderne Dichter das schwierige Problem gelöst: die griechischen Chorgesänge in Handlung und Dialog zu verwandeln. Diese Nachdichtungen griechischer Dramen sind in zwei Bänden erschienen. Für die Bodenstedt'sche Shakespeareausgabe übersetzte Wilbrandt mit tiefem sprachlichen Verständniß und feinem poetischen Gefühl „Coriolan" und „Viel Lärm um Nichts."

Welche Freude, das Erwachen, das Kraftgefühl: die fremde Stütze entbehren und auf eigenen Füßen den alten lieben Poetengang wieder wandeln zu können!

Seine ersten Productionsversuche trugen liebenswürdige novellistische Früchte: die schalkhaft-übermüthige märkische „Reise nach Freienwalde", den italienisch-classischen „Narciß", den mecklenburgisch-warmherzigen „Johann Ohlerich", die psychologisch hochinteressanten „Brüder". In dieser Novelle hat der Dichter eine alte Geschichte aus seiner eigenen Familie in seiner Art erzählt. Die Thatsache ist kurz folgende: Urgroßpapa von Wilbrandt — ja, die Familie hat erst später den altmecklenburgischen Adel abgeschüttelt, um fein bürgerlich sich nach ihrer Ueberzeugung und nicht nach den Traditionen der Ahnen, recken und strecken und arbeiten zu können — dieser Urgroßpapa machte in seinen jungen Jahren plötzlich die wundersüße ... und doch so fatale Entdeckung, daß er die junge, schöne Frau seines Bruders mit verzehrender Inbrunst liebe und allem Anschein nach eben so wieder geliebt werde. Die Frau seines leiblichen Bruders! Doch dieser war zum Glück wunderbar vernünftig, und noch mehr — practisch. Kaum hatte er von der großen Feuersbrunst in beiden theuren Herzen nur ein Fünkchen stieben sehen, so sprach er verständig mit Bruder und Weib, ging dann schleunigst zum Herrn Pastor und Amtsrichter und noch einige Instanzen höher hinauf ... ließ sich scheiden, gab den jungen Liebesleuten zugleich mit dem Pastor seinen Segen — und nach einer unverbürgten Sage soll er auf seines Bruders Hochzeit mit der schönen Braut eine zierliche Menuet getanzt haben.

So viel steht wenigstens fest, daß er sich keine Kugel in sein verschmähtes Herz schoß und daß über's Jahr sein Bruder und seine junge Frau-Schwägerin auf seiner eigenen Hochzeit tanzten . . . Und warum erzähle ich das so ausführlich dem lieben Leser? — Daß er mit unserm Dichter, dem vernünftigen, practischen, alten Urgroßonkel ein dankbares Andenken bewahre, denn wo wäre ohne seine Großherzigkeit heute Adolf Wilbrandt und — — Gracchus, der Volkstribun?

Das historische Taschenbuch veröffentlichte 1871 eine feine psychologisch-kritische Studie: „Hölderlin, der Dichter des Pantheismus", in der wir auch ohne den angegebenen Verfassernamen die Tiefe und Anmuth der Feder erkennen würden, die uns „Heinrich von Kleist" geschenkt hat. Und ohne das Buch über Kleist wäre auch wol Hölderlin ungeschrieben geblieben. Stehen doch beide Dichter durch das gleich grauenhafte Unglück ihres Lebens, durch die Haltlosigkeit und Zerrissenheit ihrer Geister und durch den gemeinsamen Fluch, zu dem ihnen das reinste köstlichste Gottesgeschenk: die Poesie! ward, in einer tiefinnern Berührung.

In diesen Jahren erblühten auch die meisten sinnigen und innigen Gedichte, die noch ungedruckt, oder in Zeitschriften verstreut sind und nächstens, durch ein soeben vollendetes Epos vermehrt, gesammelt erscheinen werden.

Und der Liebe Lust und Weh, ohne die ein Lyriker ja unmöglich gedeihen kann — ist davon gar nichts zu melden? Wo bleibt denn des alten Jacob Corvinus Sonnenhöhepunkt Nr. 1: der erste Brautkuß! — im Leben unseres Dichters?

Theure Leserin! grolle uns nicht, wenn wir ehrlich gestehen: in den interessantesten Herzenswinkeln des berühmten Verfassers der „Jugendliebe", der „Verlobten" und „Vermählten" sind wir am wenigsten zu Hause und eine glückstrahlende Verlobungskarte ist uns bis jetzt nicht zugegangen. Nur ein wenig „Liebesweh" liegt in des Dichters zierlicher Handschrift vor uns auf dem Schreibtisch. Hier ist es für theilnehmende Herzen:

Mein Vetter und ich.

Wie oft, o Vetter, fällt mir jener Abend ein,
Wo wir mitsammen — weißt Du's noch? — am Meeresstrande
Im Sternenlicht träumten in der Sommernacht.
Zwei Bänke standen vor der Hausthür links und rechts;
Und auf den Bänken lagen wir dahingestreckt,
Und hörten, wie das dumpfe Meer an's Ufer scholl,
Und wie's im Strom die Schiffe leis' umplätscherte,
Und sagten nichts, und schwiegen über Dies und Das.
Wir hatten Beide Liebesschmerz und wußten's auch,
Und dachten sonst noch Mancherlei; doch Jeder schwieg,
Und freute nur in Schwermuth des Gesellen sich.
Und eben schnalzt' ein Fischlein aus der dunklen Fluth,
In unverkennbar schwermuthsloser Lebenslust.
Und fast unwillig, doch mit Abschiedslächeln noch,
Erhobst Du Dich und sagtest: „Ach, es ist nicht schwer,
Glücklich zu sein, wenn man ein Fisch ist!" — Gute Nacht!

Wie oft, o Vetter, fällt mir dieser Abend ein,
Wie oft gedacht' ich dieses Wort's in Heiterkeit,
Und auch im Ernst; denn Vieles denkt ein Menschenherz.
So mancher Leiden Häutung hab' ich abgethan,
So manches Hafens liebreich stillen Schutz erprobt,
Und jene Liebesschmerzen, Freund, wo sind sie hin!

Du liegst vor Anker, wohlgeschirmt und ausgeflickt,
Und ich, die Fluth durchschneid' ich sorglos meeresfroh.
Und je zuweilen schnalz' ich, wie der Fisch im Strom,
Und je zuweilen denk' ich still: „Es ist nicht schwer,
Glücklich zu sein, wenn man ein Mensch ist!" — Gute Nacht!

N. B. Ergänzend darf ich nur noch verrathen, daß diese „Liebesschmerzen" im Jahre 1868 geboren und — gestorben sind, und daß die „Bänke am Meeresstrand", auf denen die Vettern sich streckten und einander ihre Liebesnoth klagten, noch heute vor einem Häuschen des reizenden mecklenburgischen Badeörtchens Warnemünde zu sehen sind. Dies Warnemünde, nur eine kurze Strecke von Rostock entfernt und mit Vorliebe von dem Knaben und Studenten Adolf besucht, schildert der Dichter uns naturfrisch in seiner Novelle „Johann Ohlerich!"

Dasselbe Jahr sollte dem kindlichen Herzen unseres Freundes ein tieferes, unauslöschliches Weh bringen. Er singt unter Thränen:

Am Grabe meines Vaters.

+

Wir klangen vorhin schon leise die Worte an: „Jugendliebe“ — „Die Verlobten“ — „Die Vermählten“. Sie läuten fröhlich einen neuen Lebensabschnitt unseres Dichters ein, den bedeutsamsten und glänzendsten! Wir stehen vor dem „Dramatiker Adolf Wilbrandt“ — vor der Sonnenhöhe seines dichterischen Schaffens. Alles Andere, was er bis dahin gedichtet hat, sind nur Vorstudien — Vorstufen, sicher hinaufzusteigen auf die glatten, heißen Breter der Bühne und sich dort siegreich zu behaupten. Das ist unserm Freunde in einigen Jahren so überraschend glücklich gelungen, wie selten einem Dramatiker. Heute beherrscht König Wilbrandt sämmtliche deutsche Bühnen und sein großes beglücktes Volk Publicum jauchzt ihm zu, Rosen und Lorbeern streuend.

Wilbrandt ist ein geborener Dramatiker von Gottes Gnaden. Das ließen schon seine Novellen ahnen, durch ihren Reichthum an frischen Situationen, die sich vor dem kundigen Auge des Lesers zu dramatischen Scenen gestalten und beleben. Wir erinnern nur an den Eingang zu „Johann Ohlerich“ — ist das nicht wie die Exposition zu einem Lustspiel? — Und warum betrat unser Dichter erst nach allerlei politischen, journalistischen, kritischen, novellistischen, lyrischen Experimenten die darstellende Bühne, den Triumph aller Poeten? Ahnte er selber nicht seine eigenartigste und glänzendste schöpferische Kraft?

Er ahnte sie nicht nur, er kannte sie. Aber so sicher und bewußt, wie der Jurist, der Philologe, der Philosoph, der Historiker, der Physiker und Aesthetiker Wilbrandt dem Schriftsteller vorarbeiteten — eben so sicher und bewußt bahnte der Biograph Heinrich von Kleist's, der Uebersetzer des Sophokles, Euripides und Shakespeare, der Novellist und Lyriker Wilbrandt dem Dramatiker den Weg: durch jahrelange, treu, gewissenhafte und liebevolle Arbeit. Und als der Dramatiker gerüstet dastand — nein, da schrieb er nicht eine fünfactige Tragödie in fünffüßigen Jamben, wie's doch sonst Brauch ist bei allen jungen Poeten, denen „ein Vers gelingt in einer gebildeten Sprache“. Auch der Dramatiker diente von der Pike auf. Er versuchte und stählte seine Kraft zuerst in kurzen Lustspielen. Ihre Titel sind: „Unerreichbar; Jugendliebe; Die Verlobten; Die Vermählten; Die Lebensmüden; Durch die Zeitung; Die Wahrheit lügt.“ Die gingen schnell von München aus über die ersten und die letzten Bühnen Deutschlands und machten ihren Verfasser zum beliebtesten Lustspieldichter unserer Tage. Ihre treueste und kunstsinnigste Pflege aber fanden sie im Wiener Hofburgtheater. Das lud den Dichter wiederholt ein, doch selber einmal zuzuschauen, wie Auguste Baudius, Adolf Sonnenthal, das Ehepaar Hartmann, Förster und Baumeister seine Stücke spielten . . . So kam Adolf Wilbrandt im Herbst 1871 „zum Besuch“ nach Wien — und das hat ihn bis heute nicht wieder losgelassen. In der Tasche brachte er ein neues Lustspiel mit, sein umfangreichstes und durch interessante Handlung und originelle Charaktere auch bedeutendstes: „Die Maler“. Diese Thatsache, daß „Die Maler“ schon fertig im Schreibtische ihres Schöpfers lagen, ehe dieser überhaupt die Wiener Burgschauspieler kannte, widerlegt den jüngsten Ausspruch zweier Berliner Kritiker, nach der dortigen ersten Aufführung der „Maler“ im königlichen Schauspielhause: daß der Maler Oswald und die „kluge“ Else „unbedingt“ Adolf Sonnenthal und Auguste Baudius auf den Leib geschrieben seien.

Es fehlt uns hier leider der Raum, auf Wilbrandt's Lustspiele näher einzugehen. Wir müssen uns darauf beschränken, ihre charakteristischen Vor-

züge anzudeuten. Ein Wort stempelt sie alle — das liebenswürdige Wörtchen: reizend! Reizend ist ihre naive Schalkhaftigkeit, ihr feiner Humor, der nie auch nur flüchtig in's Possenhafte überspringt. Reizend ist die spielende Grazie der Exposition, der Ver- und Entwicklung der Handlung, das Ueberraschende neckischer Situationen. Reizend ist die Leichtigkeit und Eleganz des Dialogs, reizend aber vor Allem die unvergleichlich köstliche Detailmalerei in der Charakteristik der Figuren und Situationen. Wie lebensfrisch und fröhlich treten uns in „Jugendliebe" der allerliebste trotzköpfige Backfisch Adelheid entgegen und ihr unberufener, gehaßter, geliebter Erzieher mit seiner ewigen Moral: „Aelter als sechzehn Jahre kann diese Antwort nicht sein. Werden Sie älter, mein Fräulein und leben Sie wohl!" Wie erheiternd und anregend schäumt und prickelt besonders der erste Act der „Vermälten" an uns vorüber, mit seinem bunten Sortiment vollblütiger Originale! Welch' ein prächtiger, närrischer Kauz ist der Leonhard in „Unerreichbar" — er, der Alles verschmäht, wonach er nur die Hand auszustrecken hat und den die Blüthe und Frucht nur locken, die ihm unerreichbar erscheinen. Wie närrisch — und wie lebenswahr! Wer vermöchte der Liebenswürdigkeit sämmtlicher „Maler" zu widerstehen: des schönen genialen Oswald mit dem liebebedürftigen Künstlerherzen, des biedern, gemüthlichen, alten Werner, des jungfräulich schämigen Plato und vor Allen — der „klugen Else", der „grauen Motte", die im grauen Malerkittel, die große Brille auf der Nase, mit den Künstlern als guter Kamerad haushält, daß diese nicht wenig erstaunt sind über die große Entdeckung Oswald's: „Die häßliche Brille verbarg das liebreizendste Mädchengesicht und der graue Malerkittel das liebevollste und liebenswürdigste knospende Mädchenherz . . ."

Alles ist dem Menschenleben und Menschenherzen abgelauscht: mit scharfem Auge und einem gar feinen Ohr. Die emsigen Werkstätten eines reifen Geistes und reichen, warmen Gemüths verarbeiten in aller Stille den „Stoff", bis die sichere und feinfühlige Hand ihn auf's Papier zaubert und eine überraschende Fülle der reizendsten, zierlichsten Arabesken rings umher . . .

Das ist die ganze Kunst des Lustspieldichters Adolf Wilbrandt. Ihr habt jetzt das Recept. Macht's ihm nur nach!

Und dennoch machen diese Lustspiele, trotz ihrer Liebenswürdigkeit und ihrer glänzenden Erfolge, noch nicht die Sonnenhöhe im Leben und Schaffen unseres Dichters aus. Auch sie bilden nur goldene Uebergangsstufen zur höchsten dramatischen Kunstform: zum Drama im engsten und edelsten Sinne. Langsam, sicher, siegreich ist Adolf Wilbrandt zu seinem einzig wahren, hohen Beruf hinaufgestiegen. Das jubelnde Wien hat ihn in den jüngsten Tagen zwei Mal als unbestrittenen Sieger auf den Schild gehoben: im historischen deutschen Schauspiel und in der classischen Römertragödie.

Am 16. November ging „Der Graf von Hammerstein", historisches Schauspiel in fünf Acten von Adolf Wilbrandt, zum ersten Mal über die Breter des neuen Wiener Stadttheaters, dessen Director Heinrich Laube ist. Ueberhaupt zum ersten Mal über eine Wiener Bühne, obgleich das Stück bereits im März 1870 im königlichen Schauspielhause zu Berlin erfolgreich aufgeführt war. Das Wiener Burgtheater, das Wilbrandt's Lustspiele so gern und so meisterhaft spielt, hatte sich dem „Grafen von Hammerstein" engherzig verschlossen: wegen der stolzen und kühnen, furchtbar wuchtigen und immer treffenden Worte und Thaten, die der Dichter — hier wieder ganz der würdige „Sohn seines Vaters" — gegen die finstere und verfinsternde

Kirche von Rom schleudert — diese Kirche, die vor achthundert Jahren schon eben so selbstsüchtig, fanatisch und willkürlich in den Frieden des Staates und der Familie eingriff, wie heute. Nur fehlt ihr zum Glück in unseren lichteren Tagen jene dämonische Macht des blinden Wahnglaubens, durch die sie im Mittelalter zur Tyrannin der Geister und Herzen wurde und die Welt beherrschte.

Wie spröde der historische Stoff dem Dichter entgegentrat, erkennen wir erst ganz, wenn wir in „Giesebrecht's Geschichte der deutschen Kaiserzeit" über Kaiser Heinrich II., Conrad von Franken und den Grafen Otto von Hammerstein nachlesen. Erst dann wissen wir auch ganz zu würdigen, mit welchem poetischen Feingefühl, mit welcher dramatischen Kraft der Dichter sich das rohe Material geschmeidig zu machen, und künstlerisch zu formen verstand, ohne der Geschichte Gewalt anzuthun.

Besonders die beiden ersten Acte sind dem Dichter meisterlich gelungen. Sie zählen unstreitig zu dem Schönsten, was das deutsche Drama überhaupt aufzuweisen hat.

Eine farbenreiche, lebendige Volksscene führt uns stimmungsvoll in die Zeit des Mittelalters zurück. Eine Marienprocession, der bigotte Kaiser Heinrich an der Spitze, zieht singend vorüber. Die letzte im Zuge ist eine junge Klosternovize, Irmgard von Andernach, die Muhme des Grafen Otto von Hammerstein. Irmgard und Graf Otto lieben sich. Aber „die heiligen Satzungen der Kirche" verbieten ihnen die Ehe als blutschänderisch. Bischof und Kaiser übergaben die junge Braut dem Kloster. Ein Hammerstein fügt sich jedoch nicht so leicht den Eingriffen kirchlicher und kaiserlicher Willkür in „sein heilig Menschenrecht". Der junge Priester, der in der Procession Irmgard geleitet, ist dem Grafen mit Leib und Seele ergeben. Er führt die Geliebte Hammerstein in die Arme und segnet ihren Bund vor dem Marienbilde an der Linde ein, während Kirchenlieder der Procession von ferne niedertönen. Aber noch fehlen dem Ehebunde die Schlußworte des priesterlichen Segens, da stürmt der fanatische Bischof von Paderborn heran, gefolgt von Kaiser, Rittern, Priestern, Klosterfrauen und Volk . . . In athemloser Spannung lauschen wir auf die Bühne . . . „Priester, schnell, schnell des Segens Bindeworte . . ." Irmgard von Andernach ist des Grafen Otto von Hammerstein ehelich Gemal . . . Doch die Priester und der Kaiser, der sich durch seinen blinden Gehorsam gegen die Kirche in der Geschichte den Titel „der Heilige" verdient hat, entreißen sie ihm zum zweiten Mal — durch rohe Gewalt . . . Das ist der zündende Funke, an dem der heilige Kampf des Grafen von Hammerstein und seines Freundes Conrad von Franken gegen Kirche und Kaiser entflammt . . .

Wir müssen darauf verzichten, diesen Kampf hier in allen fesselnden und erschütternden Phasen zu schildern. Nur die prächtige Klosterscene im zweiten Act möchten wir noch hervorheben, wo Conrad von Franken mit einem greisen Minnesänger unter den gastlichen Klosterfrauen erscheint und letzterer Irmgard in der Ballade von der schönen Hildegunde an König Etzels Hofe den Plan der Entführung für die nächste Nacht mittheilt . . . Plötzlich erkennt Irmgard in dem Sänger den — Gatten . . . Ein wunderbar poetisches Bild reinmenschlichen und dramatischen Lebens!

Nicht auf gleicher Höhe steht der Schlußact. Die Geschichte hat den Kampf nicht so zu Ende geführt, wie der dramatische Dichter es für seinen Helden brauchte. Im Schauspiel siegt der Held schließlich durch eigene Kraft

— im Trauerspiel erliegt er dem Kampfe körperlich, doch geistig und sittlich siegend. Graf Otto von Hammerstein geht nicht siegreich unter. Die Geschichte hat es nicht so gewollt. Aber er siegt auch nicht durch eigene Kraft. Er siegt nur durch des „Geschickes Mächte". Der Dichter war zu ehrlich und bescheiden, die Geschichte verbessern zu wollen. Und die vielen glänzenden und tiefinnerlichen Schönheiten des „Grafen von Hammerstein" entschädigen reich für diesen Fehler der Historie. Das Wiener Stadttheater ist noch nie von so gewaltigen Beifallsstürmen erbebt, wie am Abend des 16. November. Diese Jubelstürme kamen von Herzen!

Und doch sollte uns just achtundvierzig Stunden später das Wiener Burgtheater zeigen, daß unser Dichter und die Wiener noch gewaltigerer Jubelstürme fähig sind: der Eine — sie zu erregen; die Andern — sie dankbar dem Dichter darzubringen. Es wurde zum ersten Mal Adolf Wilbrandt's erstes Trauerspiel gegeben: „Gracchus, der Volkstribun" — so gegeben, wie heute nur das Wiener Burgtheater es vermag.

Der „Gracchus" hat unseres Dichters Ruf und Beruf als Tragiker sogleich fest begründet. Das ist der wahre Höhepunkt seines poetischen Schaffens. Und Adolf Wilbrandt ist der Charakter dazu, diese Höhe mit derselben Energie zu behaupten, mit der er so sicher hinauf klomm. Ja, wir hatten nach den Aufführungen des „Grafen Hammerstein" und noch mehr nach der des „Gracchus" das unabweisbare Gefühl: Wie der Novellist Wilbrandt dem Lustspieldichter weichen mußte, so wird der Lustspieldichter dem Tragiker das Feld räumen müssen. Wessen Geist die edelschöne Antike „Gracchus" so herrlich nachzuformen versteht, wer so siegessicher den classischen Kothurnschritt daherwandelt — der kann unmöglich noch ein Genügen daran haben, harmlos mit verwechselten Lustspielherzen und Briefen zu spielen. Glück auf zum neuen Streben! Gewinnen doch der Dichter und sein Publicum gleichsehr dabei.

Und nun zum „Gracchus" — nein, zu „den Gracchen", wie wir den Namen in der Geschichte gelernt haben. Wir vermögen die beiden Söhne der Sempronia im Leben von einander nicht zu trennen, und auch in unserer Tragödie nicht. Ist auch Tiberius Gracchus seit Jahren todt — als uneigennützigster, kühner Freund des armen, von den übermüthigen Patriciern Roms betrogenen und ausgesogenen Volkes, nebst dreihundert seiner Getreuen durch die Söldlinge der um ihre Schätze und ihre Macht besorgten Senatoren möderisch überfallen und erschlagen, daß der Tiber sich purpurn färbte von dem Blut der hineingeworfenen Leichen ... der unsterbliche Geist und der blutige Schatten des Tiberius verlassen den Gajus Gracchus keine Stunde ... Sie bewegen unablässig seine Seele, seine Worte, seine Handlungen — — sie nur machen ihn zum Helden unserer Tragödie ... Sie haben dem Quästor Gracchus beim Heer in Sardinien keine Ruhe gelassen. Gegen Wissen und Willen des Senats nach Rom zurückgekehrt, nach einer stürmischen Scene mit den feindlichen Senatoren von dem jubelnden Volk als Tribun, als „Befreier" Roms auf den Schultern nach Hause getragen, steht Gajus Gracchus in seinem Atrium sinnend vor der Statue des Bruders: „Bruder Tiber! Der Du der Abgott meiner Knabenseele warst — mein einzig Vorbild als Mann! So, so, wie Du dastehst, Du versteinerter Gedanke der Natur, so gingst Du lebend umher, ein Wunder unter den Menschen. Dein großes Herz strahlte aus Deinen Augen; Deine göttlich grenzenlose Liebe für Dein Rom — und für mich. Wie zwei Tauben vor

der Venus Wagen flatterten unsere Seelen an Einem Bande — — und noch, noch hab' ich Deinen Mord nicht gerächt!"

Rache! Rache für den ermordeten, geschändeten Bruder! — Das ist der Blutstropfen, mit dem der Dichter uns seinen Helden malt, aus dem der ganze tragische Conflict des Stückes aufwächst. Da muß natürlich der großherzige römische Demokrat vor dem warmherzigen Menschen, der rettende Volkstribun vor dem rächenden Bruder, der Held der Geschichte vor dem Helden des Dichters zurücktreten. Die Tragödie würde richtiger heißen: „Gracchus, der Bruder!"

Umsonst weint Licinnia, sein Weib, zu seinen Füßen: .... „O Gajus! Du liebst nicht mehr Dein Weib — Du liebst Deinen Haß und Deine Rache!" — Sie erinnert ihn an ihren Hochzeitstag ... „Wie ich Dich im Schein der Lampe dastehen sah: bleich und still, wie ein Geist, augenlos in das Leere starrend, geheime Worte auf den Lippen, die ich nicht verstand — damals, damals begann es!"

Gracchus: „Es war meines Bruders Geist, der vor mir stand! Er blickte mich an und mir schien's, als sage sein drohendes Gesicht: Warum feierst Du Feste, Gajus? Dein Leben ist mein, Dein Geschäft ist Rache! ... Still! Leben, athmen, ohne daß seine Mörder büßen, ohne daß ich sie richte! Was bin ich, wenn ich Tiberius nicht rächen kann? Ein Nichts, nicht werth, daß ich mich ankleide oder schlafen lege; eine Schmetterlingslarve, die in ihrem Sarg vom Fraß ihrer Raupentage träumt; ein Geschöpf, zu zwecklos, um's auch nur zu verachten! — Nein, nein, nein, Tiberius — ich zögere nicht! Ein Todtenopfer will ich Dir anzünden, wie nicht Achilles für Patroclus gethan! Mit aller ihrer Macht in den Staub gedrückt, sollen sie dem Blutgericht verfallen, oder die Furien mögen mich über die Erde verfolgen."

Wahrhaft groß tritt „die Mutter der Grachen" und „die edle Tochter Roms" dazwischen, und ringt im tiefen Schmerz mit dem rachedürstenden Herzen ... „Was Du thun sollst? Der Wohlthäter Roms, nicht sein Verderber sein; heilen, nicht rächen ... Gajus, mein einziger — mein vergötterter Sohn — bezwinge Dich! Verewige nicht den Bürgerkrieg, der mit Tiber begann: sei größer als dein Haß, gieb uns Frieden! Du hast zwei Mütter, denen Du es schuldig bist: Rom und ich, wir haben Dich geboren!"

Gracchus (zerschmolzen): „O Mutter — o Weib! — — ha, beim Zeus, Ihr habt Recht; es ist etwas krank in mir. Mein Blut läuft zu rasch; in diesem blasenwerfenden Hirn Tag und Nacht keine Ruhe. Wär' ich ruhiger, würd' ich auch sanfter sein! (In plötzlicher heftiger Bewegung.) Mutter — ich kann nicht knieen, aber hier nimm meine Hand! Dein letzter Sohn soll Dir nicht in's Herz stoßen; ich will — wie sagtest Du? — ich will „heilen, nicht rächen"; will größer sein, als mein Haß (die Hand am Herzen) und diesen Abgrund verschließen!"

Aber hat er auch die Macht über diesen „Abgrund?" Auf öffentlichem Forum soll des Herzens zwiespältiger Abgrund wieder jäh — unschließbar aufklaffen. Seine Feinde kennen nur zu gut das Zauberwort, dem dies liebevolle, wunde, rachsüchtige Herz nicht widerstehen kann. Die Senatoren Opimius und Drusus, um einen „Keil" zwischen Roms bedeutendste und populärste Männer, die Schwäger Scipio Afrikanus und Gajus Gracchus zu treiben, richten das hinterlistige Wort an Scipio: „Es ist heut des Tiberius Gracchus Todestag! Ist es wahr oder nicht, Scipio Afrikanus, daß,

als Du vor Numantia von seinem Untergang hörtest, Du jenen alten Vers von Homeros ausriefst: „Also verderb' ein Jeder, der ähnliche Werke vollführt hat?“ Gabst Du damals dem Blutgericht des Senats Recht, oder nicht?“

Und der edle, stolze Scipio, von den Senatoren hinterlistig angestachelt, von dem aufschäumenden Jähzorn des Gracchus gereizt, wiederholt jenes harte, ungerechte Wort . . .

Gracchus: „Römische Bürger, Ihr hört's! Römische Bürger, Ihr hört's! — Ihr Erinnyen, Ihr Rachegeister der Hölle — (die geballten Fäuste gegen Scipio hebend) ich verfluche Dich — ich verfluche Dich — bis in den Tod . . .“

Volk: „Nieder mit Scipio! — Tod über die Mörder! . . .“

Senatoren: „Es lebe Scipio, der Fürst des Senats!“

Volk: „Es lebe Gracchus, der Volkstribun!“

Der Conflict hat seinen Höhepunkt erreicht . . . Und wieder ist es ein rein menschlicher, heraufbeschworen durch die Erinnerung an den todten Tiberius! Die Tragödie geht ihren Lauf . . . Scheint's auch noch einmal, als könnte die Weisheit und Mutterliebe der Sempronia eine milde Lösung herbeiführen, indem sie in einer Unterredung mit Scipio diesem das Wort abgewinnt: „Gracchus und Scipio dürfen nicht Feinde sein!“ — zu spät! schon hat der fanatische Anhänger des ahnungslosen Gracchus den Dolch geschliffen, des Conflictes Knoten zu zerhauen. Der junge Plebejer Lätorius übersetzt jenen grausigen Fluch seines Meisters in die grausigere That . . . „Mord! Mord! Mord!“ schreit es durch die nächtlichen Straßen Roms . . . „Scipio ermordet . . . Der Mörder? — Wer anders als sein Todfeind Gracchus — hat er den edlen Scipio doch in den Tod verflucht . . .“ Und der greise Consul Metellus, der bis dahin im Senat des Volkstribuns einziger Freund war, ruft's ihm an des Scipio Leiche wild in's Gesicht: „Gracchus! Gracchus, Gracchus — ich verwünsche Dich! Hier liegt Deine Rache, Mörder; gieb uns den halben Erdkreis für ihn, Du giebst uns Scipio nicht! . . . Still, rühre Deine verfluchte Zunge nicht mehr! Dolche jeder Art hast Du in unsere Straßen geworfen — bis einer traf! Mörder! . . .“

Das Verhängniß erfüllt sich . . . Gracchus und sein Häuflein Anhänger behaupten gegen den Senat den Aventiner Berg. Mutter und Weib kommen zu ihm, daß er sich nach dem Willen des Senats an Scipio's Leiche durch einen Schwur reinige . . . Da tritt Lätorius mit seinem blutigen Dolche vor: „So sollen alle Feinde unserer Freiheit verderben, wie der verdarb, den diese Waffe gefällt hat . . . Diesen Dolch leg' ich Dir zu Füßen, Tribun; Dein Fluch hat ihn geweiht! Scipio starb für Deinen Bruder Tiber: das ist der Anfang der Rache und der römischen Freiheit . . .“

Unter dieser blutigen „Schuld“ bricht der Held der Tragödie zusammen . . . „Den Mord, den dieses Dämons Seele gebar, ich hab' ihn erzeugt; meine Saat ging auf! Verwünscht mich, tödtet mich; hier steht Scipio's Mörder . . . Scharf ist des Menschen Zunge wie ein zweischneidiges Schwert! Mit diesem Schwert erschlug ich den Scipio — und Roms Freiheit — und mich. — So zu sterben, Gracchus — durch Gracchus verflucht. Verflucht bis in den Tod!“

Cornelia: „Sie stürmen herauf!“

Gracchus: „Nun, so stürmt denn herauf, Ihr blutlechzenden Senatoren, Ihr Tyrannen Roms, ich will untergehen, doch mein letzter, freier Athemzug

soll auch die Sieger verwünschen! Euch vererb' ich meinen unvertilgbaren Haß! Euch vererb' ich den Samen der Empörung, den ich ausgesäet, Euch vererb' ich diesen heutigen Tag, dessen Schatten Eure Ferse treten wird, bis Ihr, von stärkeren Tyrannen in den Staub gedrückt, Sclaven ihrer Sclaven, von Verachtung geschändet, mich beneiden werdet, wie ich unterging! (Er zieht einen Dolch aus der Toga hervor, wendet sich ab und dem Tempel zu; (mit gedämpfter Stimme:) Große Göttin, Dir bring' ich mein Opfer dar; Gracchus für Scipio — (stößt sich den Dolch in die Brust) . . . Ich muß fort — Cornelia — Rom — ihr meine Mütter, vergebt mir! — Rache und Freiheit — den Tiger und das Roß hatt' ich zusammengeschirrt; o meine Rache, die Du die Freiheit zerfleischtest! So, so rächt' ich meinen Bruder Tiber!"

Cornelia (furchtbar ruhig): Ihr Götter da oben, nun habt Ihr nichts mehr zu fordern: meinen Letzten habt Ihr mir genommen! — — Geweissagt hatten sie mir's, eh' ich ihn gebar: eine Flamme werde er sein, die Rom verzehren werde oder ihn selbst. (Den Thränen nahe.) Die goldene, goldene Flamme — erloschen liegt sie nun da. Nein, ich will nicht weinen! Rom ist mehr, als der Cornelia Sohn! . . . Consul Metellus! Sieh her: Mein Sohn Gajus ist todt. Für Rom bracht' ich ihn zur Welt — für Rom bring' ich ihn heut' als Opfer dar, mit gehorsamer Seele!"

Damit schließt Adolf Wilbrandt's Tragödie. Verschweigen dürfen wir nicht, daß uns dieser Selbstmord des Helden — überdies in Gegenwart von Mutter und Weib — weh' thut: dem Herzen und dem ästhetischen Auge. Selbstmord ist immer Feigheit. Und selbst der von der schwersten Last des Schicksals oder eigener Schuld zermalmte Held soll noch so viel Kraft haben: heldenhaft würdig unterzugehen. — Das wäre aber auch das einzige Bedenken, das „Gracchus, der Volkstribun", uns einflößte.

Wir haben den reichen Inhalt und die meisterliche Entwickelung und Steigerung der Handlung, den ganzen, klaren, stilvollen Aufbau der Tragödie nur flüchtig anzudeuten vermocht. Besonders die Exposition in den lebensvollen, charakteristischen und so knappen Volksscenen ist auch hier, wie schon im „Grafen von Hammerstein", eine musterhafte. Wahrhaft glänzend, mark- und herzerschütternd ist aber der dritte Act, der die Gegensätze verkörpert in den ebenbürtigen Gegnern: Gracchus und Scipio — und wie zwei immer wilder entfachte Feuer gegen einander prasseln läßt . . . Welch' ein Glanz — welch' eine markige Kraft der Sprache — hier und in der ganzen Tragödie! So haben die alten Römer wirklich gesprochen. Das bezeugen uns Cicero's Reden. Keine leere Phrase soll uns über irgend eine Lücke oder unklare Situation hinweglügen. Diese Menschen reden nicht, weil der Dichter es so will, sondern weil sie müssen. Ihr Charakter, die Situation und die Handlung verlangen es so. Sie reden nicht, als ob sie vor dem Publicum des Wiener Burgtheaters auf den Bretern umherwandeln. Das ganze alte, stolze Rom hört sie. Ließ der Dichter es doch zugleich mit ihnen auf der Bühne aus zweitausendjährigem Staube wieder aufleben. Das ist der höchste Triumph des Dramatikers.

Und eben so wahr und klar und lebensvoll, wie die Sprache, ist die Zeichnung der Charaktere. Wie schwer war diese flackernde Doppelflamme in der Brust des Gracchus zu versinnbildlichen. Bald überreich genährt von seinen wilden Rachegedanken, bald versöhnlich gedämpft von der Liebe zur herrlichen Mutter, zur weichen Licinnia und zur großen Roma . . . Und wie

überraschend ist das dem Dichter gelungen! Eben so das milde, reine, erhabene Bild der römischen Matrone — der „Mutter der Gracchen"; — der edle, stolze Scipio, dessen Lippen keiner leisen Lüge fähig sind; der wilde, fanatische Plebejer Lätorius, dessen Seele nur eine Liebe kennt: Gajus Gracchus! Der schwache, wohlmeinende Consul Metellus, die intriguanten Consuln Drusus und Opimius, der schuftige Freigelassene Kleon, der ironische Philosoph Pomponius — — alle sind sie, oft mit wenigen, eben so feinen als scharfen Strichen treffend gezeichnet.

Der Dichter hat zu seinem „Gracchus" die treuesten Studien gemacht. Wir kennen bereits seine gründliche classische Bildung und wissen, daß er während seines Aufenthaltes in Rom „mehr unter der Erde, in alten Gemäuern, Bibliotheken, Kunst- und Alterthumssammlungen lebte", als im goldenen Sonnenschein. Manche reife Frucht dieser Studien, vom Publicum kaum bemerkt, sehen wir im Gracchus leuchten. So sind die Worte des Gajus Gracchus und des Scipio nicht selten ihren uns überlieferten Reden entnommen und Cornelia hat einst in einem Briefe ihren Sohn Gajus wirklich so beschworen, von seiner Rache abzulassen, größer als sein Haß zu sein und Rom den Frieden zu geben — wie wir oben aus der Tragödie citirten.

Diese treue Gewissenhaftigkeit in der Arbeit und die leuchtende Freude im Auge des Dichters über den seltenen Erfolg des „Gracchus" waren es, die mich gleich sehr an die goldenen Worte meines alten Freundes Jacob Corvinus erinnerten, an jenem blüthenreichen Frühlingstage in Stuttgart: „Wir müssen so zu schreiben streben, daß unsere Werke dereinst im Alter unsere besten Freunde sind!" — und an die von den Sonnenhöhen im Menschen- und Dichterleben . . . „Es geht nichts darüber!"

Von unserm Tragödiendichter — denn das ist Adolf Wilbrandt von jetzt an in erster Reihe — dürfen wir noch viele und immer erhabenere Höhepunkte seines Schaffens erhoffen. Hat er doch Alles dazu, was den echten Tragiker ausmacht: den sittlichen Ernst, die jugendfrische, treibende Kraft, eine klare, warme, tiefe Innerlichkeit, die Energie der fortreißenden Leidenschaft und das Gottesgnadenthum der Poesie in der Brust! Kein Wunder, daß die fröhlichen Wiener, deren Liebling auch im geselligen Leben unser Dichter längst durch die Liebenswürdigkeit seiner Persönlichkeit geworden ist, heute herzlich sagen: der vorige Winter nahm uns unsern Grillparzer — der heurige gab uns dafür Adolf Wilbrandt. Der liebe Himmel meint's doch recht gut mit seinen Wienern.

Ausflug nach Tervueren.

Die Prinzessin Charlotte.

Von Max Sulzberger.

Das Schloß Tervueren, der Wittwensitz der Exkaiserin von Mexiko, welche der Volksmund seit ihrer traurigen Rückkehr, nicht ohne wirklich rührendes Zartgefühl, wieder stets mit ihrem Mädchennamen, die Prinzessin Charlotte nennt, wäre fast ganz in Vergessenheit gerathen, wenn nicht in der letzten Zeit der Name des Dorfes bei Gelegenheit der allgemeinen diesjährigen Künstlerausstellung zu Brüssel sehr häufig gehört worden wäre und zwar der Colonie fahrender Maler halber, welche dort leben und wirken.

Außen dem groß und einfach, in englischer Manier angelegten Schloßpark bietet die Umgegend Tervuerens die reizendsten Motive für jene Landschaftsmaler, welche die einfach sinnige, fast möchte ich sagen trauliche Natur der gewaltigen und überwältigenden, sanft aufsteigende Hügel steilen Bergen und scharfkantigen Felsen, den murmelnden, zwischen Wiesen und Aecker sich schlängelnden muntern geschwätzigen Bach dem brausenden Wasserfall oder dem wilden Strom vorziehen.

Man kann es mithin keinen Zufall nennen, was eine Gruppe angehender Künstler vor einigen Jahren veranlaßte, anstatt der kostspieligen und dunklen Ateliers in der Stadt, als echte Peripatetiker, ihre Staffeleien in Gottes schöner Natur aufzustellen und in dieser großen Werkstätte mit unbegrenztem Horizont ihre Studien und ihre Bilder zu malen.

Man glaubt gar nicht, wie ein so im Freien gemaltes Bild, wo der Künstler mit dem Himmelslicht und der Luft gleichsam wetteifern muß, in Kraft, Ton und Stimmung den gewöhnlichen Staffeleibildern den Rang abläuft und sie verdunkelt. Diese Naturbilder haben etwas Prometheisches.

Bald gab es keinen Bauern mehr in der Umgegend, der die Schilderer (der vlämische Ausdruck für Maler) nicht kannte und sie nicht lieb gewonnen. Jung, lustig, lebensfroh, fanden sie überall für weniges Geld ein Unterkommen; war ihr Beutel leer, was nur zu häufig der Fall, so malten sie, was man eben wünschte, hier die Lieblingskuh, dort die Pächterin oder ihren Hund. So hat das, seiner trefflichen Küche halber als Jagdrendezvous-Ort sehr rühmlichst bekannte Wirthshaus zum „Renard" ein von Hippolyte Boulenger gemaltes Schild, das einst eine Sehenswürdigkeit sein und seine Legende haben dürfte, wie das Van Dyck'sche Bild in der Kirche von Saventhem; Herr Boulenger ist der geniale Chef der „Schule von Tervueren".

Das Bestehen einer solchen kann heute nicht mehr in Zweifel gezogen werden.

Als vor neun Jahren die Commission der Brüsseler Ausstellung von den Künstlern die Bezeichnung der Akademie oder des Meisters sich erbat, wo sie ihre Studien gemacht, schrieb sich Herr Boulenger keck, launig und nicht ohne satirischen Hieb für den classischen Perrückenstil, als Zögling der „Schule von Tervueren" ein. Ahnte er damals, daß der Scherz zur Wahr-

heit werden, und daß er selbst berufen sein sollte, ihre Existenz in einer so eclatanten Weise zu bethätigen, daß ihr fürder ein ehrenvoller Platz in der modernen Kunstgeschichte gesichert ist?

Es war der Wunsch, dieß Tervueren, das im Salon von 1872 so reiche und glückliche Motive geliefert, einmal näher anzusehen, der mich und zwei Freunde, einen Journalisten und einen Homöopathen, diesen Sommer dorthin führte; ein unerwarteter Umstand gab unserm Ausfluge eine andere Richtung.

Sobald wir im Dorfe angekommen, Wagen und Pferde zu unserer Rückfahrt untergebracht, und nicht versäumt hatten, im Renard ein schmackhaftes Abendessen zu bestellen, wozu wir uns die Küchlein auf dem Hühnerhof selbst ausgesucht, die dann, nach altvlämischer Weise, an den Bratspieß gesteckt wurden, wollten wir zuerst den Park von Tervueren besuchen.

Bald standen wir vor dem Gitter; durch die Eisenstäbe hindurch erblickten wir ein Thun und Treiben wie in dem Hof einer Kaserne; Soldaten lagen oder saßen herum auf hölzernen Bänken, spielend oder ihr Pfeifchen rauchend; sie schienen eben keinen harten Dienst zu haben. Ein alter Graubart öffnete ohne Umstand die wuchtige Gitterthür, schloß sie aber sorgfältigst gleich hinter unserm Rücken wieder zu.

„Ganz wie im Gefängniß „aux petits carmes" in Brüssel, als wir seiner Zeit unseren Collegen M.... besuchten", sagte ich lächelnd. Einer Ohrfeige wegen, welche er einem clericalen Advocaten im Genter Justizpalast versetzt, weil dieser nach einem beleidigenden Angriffe gegen das Blatt, dessen Mitarbeiter er heute noch ist, ihm Genugthuung verweigert, war er zu vierzehn Tagen Gefängniß verurtheilt worden, von welchen ihm Leopold I. in Folge einer Petition der Presse acht Tage erlassen hatte.

„Ja", erwiederte der Journalist, „die Bekanntschaft mit dem Gefängniß schuldete er der mexikanischen Geschichte; hätte er nicht seiner Entrüstung ob der allerdings indirecten, trotzdem unverzeihlichen Betheiligung Belgiens an dem elenden verbrecherischen Unternehmen gegen die mexikanische Republik freien Lauf gelassen, so hätte ihm der König die Strafe ganz erlassen; so aber mußte er seinen Freimuth büßen. Wahrhaftig, ich bin fast geneigt zu glauben, daß wer an diese unselige Affaire rührte, es zu bereuen hatte."

„Allerdings, und Niemand hat mehr Grund dazu, als der Outlaw in Chislehurst und die Pensionärin dieses Schlosses."

Wir waren unterdeß auf dem Schloßplatz angelangt; in der Mitte ein großer Rasen, auf dem sich eine ungeheure Stange erhob, die wol früher, als man hier frei ein- und ausging, bei der Kirchweih und sonstigen Festtagen zu dem beliebten Volksspiel des Vogelschießens diente. Das links liegende Jagdschloß sieht indeß mit seinem vernachlässigten Aeußern und seinem einzigen Geschoß mehr einem bescheidenen Herrenhaus ähnlich; es hat durchaus keinen architektonischen Charakter. Wir wollten es uns näher ansehen, aber die alle zwanzig oder dreißig Schritte aufgestellten Wächter bemerkten uns, wir möchten uns nach Rechts wenden, da der linke Theil des Parkes für die Prinzessin reservirt sei. Wir fügten uns natürlich der Weisung und gingen dem See entlang, der den Park gleichsam in zwei Theile schneidet, wie die Seine dies in Paris thut, unter einem herrlichen, wie von gothischen Schwingbogen gebildeten Laubdome. Es war gegen Abend; leichte Dünste entstiegen dem See und woben phantastische Schleier über den schwellenden Rasen und über das tiefe Grün der Bäume, welche dort, wo die Strah-

len sich brachen, von der Abendsonne warm und glühend beleuchtet waren; die Kreuzgänge, welche in die Hauptallee mündeten, eröffneten, alle hundert Schritte, die überraschendsten, reizendsten Fernsichten. Die Stille war vollkommen; nur unsere Schritte scheuchten zuweilen ein Reh auf, das geflügelten Laufs dahin eilte und verschwand.

Schweigend gingen wir dahin, als unsere Aufmerksamkeit plötzlich auf das jenseitige Ufer gelenkt wurde; drei Personen tauchten nämlich auf dem schmalen Fußstege auf, der vom Schlosse herabführte; eine schwarz gekleidete Dame ohne Mantille, im gelben Strohhut, ging voraus, ihr zur Seite, doch nicht unmittelbar, eine jüngere Dame in sehr einfachem, aber lichtem Sommerkleid, auf fünf Schritte Distanz folgte ein Bedienter, oder vielmehr ein Wächter.

„Es ist die Prinzessin Charlotte!" rief der Journalist.

Ich erkannte sie augenblicklich wieder. Es war noch hell genug, um auf dem grünen Hintergrund, von dem sich ihr scharf gezeichnetes Profil marmorbleich und unbeweglich abhob, die Züge der Prinzessin zu unterscheiden, welche unverkennbare Aehnlichkeit mit dem bekannten Bourbonentypus haben.

Ihre Erscheinung ist noch immer elegant, wenn auch ohne Elasticität und Haltung; hart, steif, mit bleierner Gleichgültigkeit, ohne einen Blick für die Umgebung, ohne ein Wort für ihre Begleiterin, schritt sie daher; am Ziel ihrer Promenade angekommen, hielt sie still, beschrieb jedes Mal, wenn sie umkehren wollte, ein Zickzack um sich, und verfiel dann wieder in denselben automatischen Schnellschritt.

So ging sie wol eine halbe Stunde lang auf und ab; wir betrachteten sie versteckt hinter den riesigen Baumstämmen; der Doctor wollte gar nicht weichen, sein Gesicht drückte das höchste Interesse und die gespannteste Aufmerksamkeit aus.

„Welch' tragisches Geschick!" sagte ich halblaut; „Brüssel, Miramar, Mexico und dann Tervueren! Welcher Epilog!"

„Sie selbst war die Urheberin ihres Geschicks", unterbrach mich fast heftig und leidenschaftlich der Journalist. „Wie konnte in der auf belgischem Boden geborenen Prinzessin der Ehrgeiz jede Regung von Recht und Freiheit so weit ersticken, daß sie, trotz alles Abmahnens, trotz der väterlichen Rathschläge, ihren Gatten fast gewaltsam mit sich in die Maschen des teuflischen Netzes zog und verstrickte, welches der Mann des zweiten Decembers mit seinen Spießgesellen Morny, Jecker und Consorten ausgeworfen? Sie sah nur die Kaiserkrone mit dem schillernden Glanz; sie wollte nicht wissen, welche Ströme Bluts sie kosten und daß sie nothgedrungen, wie auch die Würfel fallen, ihrem Träger zur Dornenkrone werden müßte. Schon als Mädchen bekundete sie denselben herrschsüchtigen, herzlosen Charakter. Ein verzogenes Schooßkind ihres königlichen Vaters, ließ sie selbst ihre Brüder ihre Launen fühlen. Eines Tages, als der Graf von Flandern in der Eigenschaft eines dienstthuenden Officiers die Schloßwache in Laeken befehligte, ging sie absichtlich jeden Augenblick vorbei, damit die Schildwache ihr Heraus! rufen und der Graf mit der Wache in Reihe und Glied sich stellen und salutiren mußte. Beim dritten Male wurde der Graf ungehalten und gebot der Schildwache die Prinzessin ferner zu ignoriren. Nach einer halben Stunde stellte sie sich wieder ein. Die Schildwache blieb Gewehr beim Fuß. Die Prinzessin aber ging zum König, weinte ob der ihr von ihrem Bruder angethanen Unbill und der Graf erhielt zwei Tage Arrest."

„Eine Kinderei! Welchen Schluß wollen Sie denn daraus ziehen?“

„Ich will keinen Schluß, gar keinen Schluß daraus ziehen. Ich will Ihnen nur zeigen, wie der schon im Kinde steckende Hochmuthsteufel sich von Jahr zu Jahr mehr in der zur üppigen Schönheit erblühten Jungfrau entwickelte. Erinnern Sie sich doch ihrer Abreise als Neuvermälte; sie hatte keine Thräne, keine einzige belgische Dame begleitete sie in die neue Heimat ... nicht einmal eine Zofe. Ob sie jemals geliebt hat?“

„Diese Frage“, unterbrach hier der Doctor, „stellte ich mir eben selbst. Ihre ganze Erscheinung hat heute noch, trotz ihres geistzerrütteten Zustandes, etwas Eigenthümliches — fast möchte ich es etwas Jungfräuliches nennen...“

„Der Ehrgeiz füllte ihr Herz und ihr Leben aus“, nahm der Journalist wieder das Wort, „und als dieser gebrochen, brach auch die Schwungkraft ihres mehr männlichen als weiblichen Geistes. Was mich mit Elisabeth von England versöhnt, trotz aller ihrer Härten, das sind ihre Schwächen; sie hatte wenigstens Augenblicke, wo sie ganz Weib war ... Als die Gemalin Maximilian's dagegen in Paris den letzten schweren Bittgang bei Bonaparte that und ihn beschwor, fußfällig, unter heißen Thränen beschwor, mit frischen Truppen und frischen Millionen das mexikanische Reich zu retten, und dann nach vergeblichem Flehen und Drohen ihren verzweifelten Groll mit Thränen der Wuth zu den Füßen des heiligen Vaters im Vatican austobte und dort von der Geistesnacht umfangen ward, die sie heute an das einsame Tervueren wol für immer fesselt: da war es nicht die Gattin voll liebender Selbstaufopferung und begeisterten Muthes, welche für das Heil ihres Gemals jene schreckliche Reise ohne Rückkehr unternahm, es war die Kaiserin, welche, gleichviel auf Kosten welcher Demüthigung, ihre Krone erhalten wollte. Will man doch sogar wissen, daß die Schreckens- und Trauerbotschaft des so männlich gefallenen Maximilian's sie kaum erschütterte ...“

„Sie vergessen“, fiel der Doctor lebhaft ein, „daß die Unglückliche schon damals nicht mehr zurechnungsfähig war. Uebrigens bestand nie ein intimes Verhältniß zwischen den beiden Gatten ... ihre Kinderlosigkeit war kaum eine Ueberraschung ... Sie sind gar zu herbe und zu hart. Ich empfand soeben, während wir die hohe Frau ungesehen belauschten, nur tiefes, unsägliches Mitleid, gepaart mit dem demüthigenden Gefühl, daß unsere Heilkunde bis jetzt gänzlich ohnmächtig ist, ein so tragisches Geschick zu mildern ...“

Wir hatten schon längst den Park verlassen und noch immer war die kaiserliche Wahnsinnige von Tervueren das alleinige Thema der Unterhaltung.

Ins Dorf zurückgekehrt, suchten wir Näheres über die Lebensweise der Fürstin zu erfahren. Die redselige Wirthin ließ sich nicht lange bitten. Wir erfuhren von ihr, daß die Prinzessin, seitdem sie sich eines Tages aus dem Schlosse geflüchtet und erst einige Stunden später wiedergefunden worden, jetzt weit strenger überwacht würde. „Früher“, sagte sie, „sahen wir sie wenigstens alle Sonntage in der Messe, sie war fromm und gut; doch jetzt hält man sie gefangen, sie ist immer allein.“

„Und ihre Familie? Besucht sie die Königin nicht zuweilen?“

„Schon seit Monaten geschieht dies nicht mehr. Das letzte Mal, es war am Geburtstag der Prinzessin, waren der König und die Königin, der Graf und die Gräfin von Flandern alle mit herrlichen Blumensträußen da. Als aber Charlotte ihrer ansichtig ward, bekam sie einen ihrer ärgsten Wuth-

anfälle, sie stürzte in ihr Zimmer, das sie hinter sich verriegelte; die hohen Herrschaften fuhren ab und kamen seitdem nicht wieder."

„Und wie benimmt sie sich gegen ihre Umgebung?"

„Stolz und wortkarg; keine Person des Schlosses steht ihr irgendwie nahe, selbst der Arzt nicht, den sie indeß um sich duldet. Sie speist allein und zwar ohne Zeugen. Ist die Tafel gedeckt und servirt, zu der sie jeden Morgen ihren Küchenzettel selbst schreibt*), so kommt sie in den Speisesaal, trägt ein Gericht mit sich in ihr Zimmer und holt sich dann der Reihe nach die anderen.

„Es fröstelt sie immer. Sommer wie Winter muß ihr offenes Feuer, das sorgfältig mit einem Gitter umgeben ist, hell lodern, und gewöhnlich steckt sie bei hellem Tage noch Kerzen auf.

„Ihre Tage bringt sie damit zu große Cour abzuhalten: alle ihre schönsten Toiletten, und sie verschreibt deren stets neue aus Brüssel, drapirt sie auf Lehnsesseln oder Kleiderpuppen. Ist dies geschehen, so tritt sie herein, thut freundlich hier, grollt dort und häufig hört man sie in der heftigsten Weise den französischen Damen Vorwürfe machen; sie spricht, als sei sie noch in Mexico und Kaiserin. Sie selbst trägt nie ein anderes Kleid, als ein schwarzes loses Hauskleid; ihr langes, herrliches, schwarzes Haar schnitt sie eines Tages ab und zierte damit eine ihrer Gliederpuppen.

„Ganze Tage lang correspondirt sie und entsendet eine Depesche nach der andern an Napoleon III., den sie noch stets in den Tuilerien wähnt.

„Was ich Ihnen da erzähle", schloß die Wirthin, „können sie getrost für volle Wahrheit hinnehmen; ich kann Ihnen allerdings nicht sagen, wer mir das mitgetheilt, denn dem ganzen Schloßpersonal ist die höchste, strengste Discretion zur Pflicht gemacht; wer darauf betreten wird, auch nur ein Wörtlein über die Prinzessin gesprochen zu haben, wird momentan entlassen."

Der Doctor sah uns bedeutungsvoll an. „Heilung ist hier nicht mehr möglich; nur der Tod kann die Unglückliche erlösen."

---

*) Sie sind gewöhnlich sehr gut geschrieben. Einer meiner Freunde sah deren mehrere. Doch bemerkt man zuweilen, gerade an der Art und Weise, wie sie abgefaßt, daß die Anfälle im Anzug. Eines Tages verlangte sie als Gericht: den **Marschall Bazaine à la sauce blanche!**

Ein dunkles Verhängniß.

Novelle nach alten Familienpapieren von **Helene.**

I.

Schloß E. den 15. Februar 1793.

Therese an ihren Bruder Gustav.

Siehst Du wol, lieber Bruder, wie bald ich mein Versprechen erfülle? — Heute ist erst der zweite Tag, daß ich aus dem herrlichen Berlin zurück bin, und schon lasse ich die Schlittenfahrt nach N. im Stiche, um Dir sogleich zu schreiben, wie sehr es mir dort gefallen hat. Ja, Deine kleine siebenzehnjährige Schwester will Dir von unserer Residenz, von der großen Oper bis zu der geringfügigsten Kleinigkeit hinab eine so eingehende Beschreibung machen, als Du sie Dir in Deinem fernen Frankreich nur wünschen kannst. Ich beginne also zunächst mit dem Oranienburger Thor, in das wir einpassirten. Ich stellte mir dieses nur höchstens ein wenig höher und größer als das N.'sche vor, und nun denke Dir den Anblick dieser Säulen und der Wachtstube, die eher einem erleuchteten Saale glich. Ich sperrte natürlich meine Augen weit auf, aber größer und größer wurden sie, als ich nunmehr die langen Gassen herunter fuhr und ein Haus immer prachtvoller als das andere sah. Endlich, nachdem wir immer die eine Straße hinauf und die andere hinunter gefahren waren, erreichten wir unser „Hôtel de Russie", welches unter den Linden liegt. Hier öffnete uns ein fein frisirter und parfümirter Marqueur den Wagenschlag und meldete, nachdem er unsere Namen erfahren, daß der Onkel Peter gleich hier sein würde, und wir Morgen zum Dejeuner bei ihm und der Tante Sophie geladen wären. Wir waren auch noch kaum in das Zimmer getreten und ich hatte mir soeben den Schnee von Hut und Mantel geschüttelt, als schon der Onkel vor uns stand. Die Mutter stellte mich ihm förmlich vor und dann sagte er, daß uns die Gräfin Eichberg morgen zur Assemblée bitten lasse. So mußten wir nun, lieber Gustav, anstatt incognito und nur bei den nächsten Verwandten in Berlin zu bleiben, sofort an fünfzig Visiten machen; denn Onkel Peter hatte es der ganzen Welt erzählt, daß wir den 1. Februar eintreffen würden. Die Assemblée wurde aber trotzdem ausgeschlagen, erstens, weil wir sämmtlich nicht den dazu gehörigen Staat mitgebracht und zweitens, weil wir sonst die Oper nicht hätten sehen können. Doch nun bin ich schon bei dem folgenden Tage und habe den ersten noch gar nicht zu Ende berichtet. — Also nach einem ganz delicaten Souper wurde zu Bette gegangen, d. h. nachdem ich mich am Fenster noch ganz müde gestanden hatte. Ich wollte nämlich so gern noch alle die prächtigen Equipagen sehen, welche zur Cour bei der Königin fuhren, und bei denen mich die Menge der Fackeln, die den Wagen voraus-

ausgetragen wurden, zumeist amüsirte. Die Reveille und das unzählige Gerufe: „Kauft, kauft Pariserchen“ — weckten mich auf, ehe ich recht ausgeschlafen hatte. Ich ging aber trotzdem wieder an's Fenster, um das Menschengewühl unter demselben zu betrachten, welches zum größten Theil aus Lakaien, Jungfern und Friseuren bestand, die mit ungeheuren Muffen, immer im dreiachtel Tact, frierend vorüberliefen. Um zehn Uhr endlich fuhren wir, ich nach der neuesten Mode frisirt, zum Dejeuner zu Tante Sophie, die sehr vergnügt und für mich ganz besonders gnädig war. Sie machte mich auch mit Melanie W., einer reizenden Blondine von achtzehn Jahren, bekannt, welche die einzige Tochter ihrer intimsten Freundin ist. Melanie's Gesicht ist nicht gerade regelmäßig gebaut; aber sie hat die schönsten Augen und das lieblichste Lächeln das Du Dir nur vorstellen kannst und jede Bewegung ist graziös und von vollendeter Anmuth. Zuerst waren wir Beide sehr steif und wußten nicht recht, was wir mit einander sprechen sollten, denn Melanie ist so wenig aus Berlin, als ich bisher aus unserm guten Schloß E. herausgekommen. Als aber das Dejeuner genossen und der Cercle der älteren Herrschaften erst in Debatten über die französische Revolution, Voltaire und unsere jetzige Campagne vertieft war, ließ uns Onkel Peter in seiner prächtigen Staatscarosse nach der langen Brücke fahren, wo die gemeinsame Bewunderung der Statue unseres großen Kurfürsten uns bald redseliger machte. Abends nun gar holte uns Tante Sophie zu der Oper Protesilaus ab, welche an Schönheit und Pracht meine kühnste Einbildung überstieg. Denke Dir, mein lieber Gustav, einen Strom von Menschen, der mich von dem Eingange des Opernhauses bis zu unserer Loge fortriß, und mein Staunen bei dem Anblick so vieler Personen, welche sich nach und nach auf allen Plätzen versammelten. — Wir saßen in der Loge des Ministers von der Reck, welche neben der großen königlichen und der von Madame Rietz ist. Ich konnte also den König, den Prinzen Heinrich, so wie alle übrigen Prinzen und Prinzessinnen deutlich sehen, und kann Dir sagen, daß ich mir die Haltung von Friedrich Wilhelm dem Zweiten und seinen vornehmen Anstand nicht so imposant vorgestellt hatte. Er ist wirklich ein sehr schöner Mann und ich kann es der Madame Rietz nicht verdenken, daß sie dies auch zu finden scheint. — Umgekehrt ist dies aber wol noch weit mehr der Fall; denn der König verwandte vor dem Anfange der Ouvertüre, zu welcher Hofmarschall Zeuner das Zeichen gab, kaum den Blick von ihr. Und herrlich sah sie auch aus mit dem Brillantstern im Haar, und der sammetnen Purpurrobe, so daß ich sie — bis endlich der Vorhang aufging — ebenfalls immer nur anstaunen konnte. Dann aber hatte ich nur Sinn für die Vorstellung, die schöne Musik und das Prachtgemach, welches uns gleich zuerst die Gemalin des Protesilaus zeigte. Aber wie wäre es möglich Dir von Allem, was ich nun sah und hörte, eine richtige, Dir einigermaßen anschauliche Vorstellung zu machen? — Melanie und ich waren immer abwechselnd starr, denn sie ist auch nur ein Mal bis jetzt, und zwar in Deinem Lieblingsstück „Ariadne auf Naxos“ im Theater

gewesen. — Jedenfalls aber nahmen wir uns vor, uns die ganze herrliche Musik von beiden Stücken einzuüben, damit wir sie Dir, mein guter Bruder, wenn Du endlich einmal wieder nach Hause kommst, ganz ohne Anstoß vorspielen können. Wenn doch der unglückliche Krieg nicht wäre! — Wie viel tausend Mal habe ich Dich an meine Seite gewünscht, als ich so im Opernhause saß und Dich mir in einer schlechten französischen Bauernstube vielleicht hungernd, frierend, oder gar krank denken mußte. — Ach, es ist ein großes Elend; aber das Schicksal will es so. Also still davon, und kein Wort weiter, als daß Dich ewig liebt

Deine
Schwester Therese.

II.

Gustav an Therese.

Bivouac bei Lembach im Elsaß, 9. März 1793.

Mein liebes Schwesterchen!

Eine trübe, nebelige Nacht hängt über dem Bivouac, welches unsere Brigade, die jetzt Generalmajor von Kleist, wie Du weißt, commandirt, dicht bei dem Städtchen Lembach bezogen hat. Die Thurmuhr desselben schlug soeben Neun und eine dichte Finsterniß, undurchdringlich wie das Schicksal, welches über allem Geschaffenen schwebt, breitet sich über die Natur und die Reihen unserer theilweise schon schlafenden, von den Anstrengungen der letzten Tage übermüdeten Soldaten. — Nur hin und wieder glimmt noch ein vereinzeltes Wachtfeuer und bei einem derselben sitzt Dein Herr Bruder und will versuchen den Dank für Dein vor etwa acht Tagen erhaltenes Schreiben, das die interessante Schilderung Eures Berliner Aufenthaltes enthielt, hier auf dieses Papier zu kritzeln. Du kannst Dir nicht denken, mein Thereschen, was solch' ein Bericht aus der lieben Heimat, und von einem noch liebern Schwesterchen hier, so fern von Beiden und vor dem Feinde zu bedeuten hat! — Ich hätte jubeln mögen, als ich ihn so plötzlich in Händen hielt, und wenn Du hören wirst, unter welchen Umständen und nach welcher überstandenen Lebensgefahr dies geschah, so wird Dir das die beste Belohnung sein! —

Doch lasse mich so gründlich als möglich berichten und gleich mit dem Uebergang über den Rhein den Anfang machen.

Du hast vielleicht schon aus Bruder Alphon's Brief an den Vater ersehen, daß unser Regiment „Prinz Ferdinand", nun auch dem Feldmarschall Herzog von Braunschweig zugetheilt, sich mit den übrigen Brigaden und Regimenten in der Ebene bei Bacharach zusammenfand. Wunderbare, noch nie erfahrene Empfindungen kreuzten sich in meiner Brust, als wir, die blauen Fluthen des Rheines verlassend, den Fuß auf fränkischen Boden setzten. Aber Ehrgeiz und ritterlicher Muth behielten die Oberhand, und erglühend in Thatenlust und sich steigernder Zuversicht, sah ich der nahenden, gewissen Gefahr mit dem heiligen Gelöbniß entgegen: Unter allen Umständen mich der preußischen Kriegerehre und meines Namens würdig zu zeigen. — Ein schmaler, dunkler Hohlweg führte uns unserer nächsten Bestimmung zu, welche

uns den Angriff des Feindes stündlich in Aussicht stellte. Abgerissene Feldstücke machten den Marsch unbequem, und Mancher fiel vor und neben mir still murmelnd oder fluchend auf den Boden nieder. Auch mich traf dieser Unfall vorübergehend, indem ich über einen nicht zu erkennenden Gegenstand stolperte, und der Länge nach auf denselben stürzte. Ein bärtiger ungarischer Grenadier hatte hier, nach einem vorhergegangenen Scharmützel seinen letzten Seufzer ausgehaucht, und sein Körper mich im Fallen aufgenommen. — Grauenhaft berührte mich dieser erste Morgengruß, dem mit Blitzesschnelle der Gedanke folgte: „Wer weiß, ob nicht heute auch Du dieses Mannes Schicksal theilst?" — Es sind dies eben nicht zu beschreibende, aber unvergeßliche Eindrücke hinterlassende Momente, geliebte Schwester! — Mühsam erreichte das Regiment „Prinz Ferdinand" endlich den Hauptvertheidigungspunkt, den mit Blut getränkten Krähen- und Ingelsberg, an dessen Fuße bereits in erbitterten Gefechten viele Opfer gefallen waren. An sieben verschiedenen Punkten hielten wir das Terrain besetzt, und etwa zweitausend Schritt vom Posten Nr. 4, auf dem ich mich selbst befand, sahen wir uns dem etwa acht- bis zehntausend Mann starken Feind gegenüber. — Er hatte sich auf den gerade vor uns liegenden, durch Unterholz und ein schäumendes Gebirgsflüßchen von uns getrennten Höhen festgesetzt, um uns sofort nach unserer ersten Wahrnahme mit einem wohlgezielten Artilleriefeuer zu empfangen. Jetzt ließ ich meine Leute zusammentreten, um ihre Posten hinter den Bäumen einzunehmen, blieb aber selbst vor einem derselben stehen. Einige Minuten später trat auf den freien Raum vor mir ein einzelner Franzose und stierte mich gedankenlos an. Ich hielt ihn für einen Verirrten oder Ueberläufer, wie das schon hin und wieder vorgekommen, und rief ihm zu: sein Gewehr fortzuwerfen und näher zu treten. Statt dessen ergriff er dasselbe. Zwei Schüsse knallten. Seine Kugel durchlöcherte meinen Hut, eine andere traf ihn selber, daß er zusammenstürzte. — Ein hinter mir stehender Musketier hatte ihm den Garaus gemacht, und ich empfand nur ein unbestimmtes Bewußtsein davon, wie wunderbar ich erhalten worden sei. Zugleich aber stürzten auch dichte Haufen von Franzosen unter dumpfem Trommelschall aus dem Unterholze, gut begrüßt von meinen Leuten, denen sich die nächsten Detachements zugesellt hatten. Rauch und Nebel füllten die Luft in dem wüthenden, sich nunmehr entspinnenden Kampfe, der wol eine halbe Stunde währte. Der Dampf war so dicht, daß man kaum zwanzig Schritte um sich sehen konnte. Todte und Verwundete lagen zu allen Seiten, und das Aechzen der Letzteren ließ sich nur allzu deutlich vernehmen. Wie es eigentlich stand, konnte ich lange nicht beurtheilen. Endlich gab mir der Zuruf eines hinter mir vorbeistürzenden Officiers: „Retten Sie sich, Alles ist verloren!" — furchtbare Bestätigung, daß wir der Uebermacht weichen mußten. In demselben Augenblick drang ein Haufe Franzosen mit dem Rufe: „rendez vous!" auf uns ein. „Tod oder Gefangenschaft!" durchzuckte es mich, und ohne mich zu besinnen, sprang ich den etwa dreißig Fuß hohen Abhang zu meiner Rechten her-

unter, wo ich mit vier Mal durchlöchertem Rock und einem Streifschuß an dem linken Arm mitten unter den Unserigen zusammenbrach. Hier hatte sich nämlich der Rest des Commandos gesetzt und vertheidigte den Paß des oben erwähnten Hohlweges, daß dem Vordringen des Feindes an dieser Stelle gewehrt und ein einigermaßen geordneter Rückzug bewerkstelligt werden konnte. — Und so sind wir denn nun hier im Bivouac bei Lembach, geliebte Schwester, an dessen Thore mir von der Feldpost Dein liebes Brieschen übergeben wurde. Ich habe die ersten zwei Tage an dem Arme heftige Schmerzen, jedoch kaum ein wirkliches Wundfieber gehabt, und wenn wir einen erneuten, siegreichen Kampf in Aussicht hätten, so würde ich — das bin ich überzeugt — moralisch und körperlich sofort genesen sein! — Doch nun in dieser Hoffnung für heute basta, meine liebe Schwester. Meinen kindlichen Gruß an die verehrten Eltern, die sicher Gott mit uns für meine bisherige Erhaltung danken werden. Fräulein Melanie W. muß ja nach Deiner Beschreibung ein Engel sein, und ich möchte sie wol kennen lernen, mit welchem Wunsch und tausend herzlichen Grüßen ich verbleibe

Dein
Dich zärtlich embrassirender
Bruder Gustav.

III.

Therese an ihren Bruder Alphons.

Schloß E., den 18. Juni 1793.

Mein bester Alphons.

Dein letzter Brief, mein theurer Sohn des Landes, hat mich so sehr touchirt und charmirt wegen der überaus zärtlichen Gesinnungen, die Du für Deine, wie Du doch am Ende selbst bekennen mußt, ganz außergewöhnliche und ungewöhnliche Schwester hegst, daß ich vergeblich versuchen würde, meine Empfindungen in Dein brillantes Herz zu übertragen. Ja, ja, mein theurer Alphons, der schöne Mann, der schon bei unserer flüchtigen Begegnung im G.'schen Garten nicht ganz ohne Eindruck auf mich blieb, hat nun — erröthend muß ich es gestehen — nach Deiner Schilderung mein armes Herz so tief verwundet, als es bisher noch keinem Sterblichen gelang. — Sein Name, seine Lebensweise, seine schon gewonnene Berühmtheit und vor Allem der große Dienst, den er Dir in Bezug auf Deine Carrière geleistet hat, sind wahrlich gänzlich dazu angethan, mich für ihn einzunehmen, und meine Wünsche und Phantasie auf ihn hinzulenken. Und nun zu dem Allen noch die hier in den letzten Wochen herrschende Langeweile und Einsamkeit, welche, wie Tante Sophie immer sagt, an und für sich schon die Mutter mächtiger Leidenschaften ist. — Nein, ganz im Ernste, lieber Alphons, ich meine, Deine Herzensergüsse über Baron Fritz waren eine kleine Unbesonnenheit von Dir und eine etwas zu starke Prüfung für mein nicht eben aus Stein gebildetes Mädchenherz. Damit Du aber siehst, daß ich Deine liebreiche Absicht nicht verkenne, will ich Dir dadurch danken, daß ich die bösen Folgen Deiner berauschenden Mittheilungen nach bestem Vermögen

zu vereiteln suche. Ich will auf dem nächsten Picknick in N. statt einer oder zweier, ein halbes Dutzend Eccossaisen und Bernaisen tanzen, und wenn der musikalische Assessor von jenseits des Sees das nächste Mal hier unter den Fenstern des Schlosses seine Mondscheinserenaden bringt, so werde ich ganz sicher nicht, wie neulich Abends, die Fenster schließen, sondern seiner schrecklichen Brille und seinem süßen Gelispel zum Trotz sein Bild an Stelle eines andern in meinem Herzen aufzurichten suchen. — Doch nun von dieser, im Grunde doch gar nicht so spaßhaften Angelegenheit zu einem andern Gegenstande. — Ich habe mich nämlich unendlich gefreut zu hören, daß Dir das Leben zu Frankfurt am Main bisher gefallen hat. Es muß dort auch im Hause der Frau Rath, der Brentano's ꝛc., ein sehr interessanter Zirkel zusammenkommen, und ich bedaure nichts mehr, als daß ich mich nicht bisweilen von unserm monotonen Schlosse zu Dir versetzen und einmal wieder mit Dir so recht nach Herzenslust scherzen und plaudern kann. Auch meine musikalischen Studien bedürfen der Anregung, die doch unser guter Pfarrer allein, obgleich er ja wirklich recht nette Liedchen componirt, mir nicht genugsam geben kann. Ach, wo sind die schönen Zeiten, in denen wir zusammen auf dem Balcone saßen und Guitarre und Flöte hören ließen? — Jetzt bin ich für meine „Ariadne auf Naxos", den „Protesilaus" ꝛc. lediglich auf das Spinett beschränkt und wenn die liebe Melanie W. uns mit ihrem Besuch hierselbst im Stiche läßt, so werde ich wol bis zu Gustav's Heimkehr von den vierhändigen Piècen noch keine Note spielen können. Der gute Bruder hat übrigens, wie Du wol von ihm selbst bereits weißt, bei der letzten Affaire des Regiments Ferdinand wieder so viel Malheur gehabt, daß er die weitere Campagne aufgeben und sich, so bald er diese weite Reise erst ohne Gefahr zurücklegen kann, nach Hause bringen lassen wird. Die Wunde im Unterschenkel soll zwar, Gottlob, eben nicht gefährlich sein, aber es ist dabei an eine fernere Betheiligung bei Märschen und Kämpfen doch nicht zu denken, und so wollte ich nur, daß wir den lieben Jungen erst wieder bei uns hätten. Der Onkel Peter schrieb an den Vater, daß Oberst von Kleist auf seine baldige Heimkehr gedrungen habe, und die Aussicht dieses Wiedersehens, so wie die Hoffnung, den armen Gustav hier persönlich so recht pflegen zu dürfen, ist nächst Melanie's ersehntem Besuch für jetzt der Zielpunkt meiner Wünsche. Doch nun lebe wohl, mein bester Alphons, und lasse Dir von unserer lieben, jetzt leider oft recht kränklichen Mutter, dem Vater und dem Herrn Pfarrer viel tausend Schönes sagen. Vor Allem aber thue Dich doch auch unter den Schönen von Frankfurt gelegentlich nach einer Schwester für mich um, damit ich Dich mit Kopf und Herzen beschäftigt und durch schöne Zukunftshoffnungen beseligt weiß. Oder wäre Deine Wahl bereits getroffen? — Ich glaube nicht recht daran. Aber sollte es so sein und die Erwählte ist nur halb so gut als Du, bester Mensch, so wird mir Niemand auf der Welt von Herzen willkommener sein!

Deine
zärtliche Schwester Therese.

IV.

Melanie von W. an ihre Mutter.

Schloß E., den 7. August 1793.

Meine gnädige Frau Mutter!

Da Sie eine Zuschrift von mir nach meinem Eintreffen in Schloß E. nicht nur gestattet, sondern mir eine solche sogar ganz ausdrücklich befohlen haben, so will ich mich beeilen, Ihrem Gebote schleunigst nachzukommen. Sie können sich vorstellen, wie ermüdet ich den Abend des Dritten mit meiner treuen Lollo hier eingetroffen bin, denn wir hatten eine nicht nur sehr weite, sondern auch ganz entsetzlich heiße Reise, so daß die vier Hengste des Herrn Grafen die schwere Fenstercarosse nur mit der höchsten Anstrengung weiter bringen, und Schloß E. nach oftmaligen Haltepunkten von etwa einer halben Stunde erreichen konnten. Ich war daher auch ganz echauffirt und benommen, als der Wagen durch das steinerne Hofthor rasselte, und meine Verlegenheit wuchs bis zum Aeußersten, als ich den alten Herrn Grafen schon mit dem Hut in der Hand auf der Vortreppe gewahrte. Zwei reich galonnirte, weißgepuderte Diener öffneten den Wagenschlag, und ehe ich noch wußte, wie mir geschah, befand ich mich bereits am Arm des ritterlichen alten Herrn, und fühlte den gnädigen Empfangskuß der Frau Gräfin, vor der ich aus Ehrfurcht und Respect beinahe auf den Boden gesunken wäre. Erst als ich mich auf dem mir zugewiesenen Zimmer befand und die weichen Arme meiner theuren Therese um meinen Nacken geschlungen fühlte, athmete ich ein wenig freier auf und hatte den Muth, unserer alten Lollo einige Befehle für meine Behaglichkeit zu ertheilen. Denn sehr schaurig und düster ist Alles hier, meine gnädigste Mama, und ich darf wol sagen, daß mir Schloß E. und seine Lage eher romantisch und schön, als bequem und einladend erscheint. — Die ungeheuren Mauern und großen Bogenfenster, die vielen Ritter- und Ahnenbilder und vor Allem die langen, dunklen Corridore wirken zugleich imponirend und bedrückend auf mich, und an die vielen, von diesem Schlosse erzählten Spukgeschichten darf ich erst gar nicht denken, wenn es mich nicht zu Tode gruseln soll. Hörte ich doch so schon in der vorletzten Nacht ganz unablässig neben meinem Himmelbette klopfen, eine Thüre gehen und als vermuthlich durch einen starken Zugwind draußen die meinige plötzlich ganz leise aus den Angeln sprang, that ich einen solchen Schrei, daß Lollo vor Schreck den halben Tod im Nebenzimmer hatte. — Doch es ist recht kindisch von mir, Sie, meine gnädigste Mama, mit diesen Schreckphantomen und Ausgeburten meiner aufgeregten Phantasie eingehend zu behelligen. Der Herr Pfarrer des Ortes, ein selten gebildeter und Vertrauen erweckender Geistlicher, hat mich schon gestern Mittag derb darüber in's Gebet genommen, und mir die Sündhaftigkeit solcher Einbildungen, und ihre möglicher Weise furchtbaren Folgen klar zu machen versucht. — „Aberglaube ist Unglaube, meine gnädigste Baronesse", sagte der freundliche, alte Herr, „und Sie müssen ganz ernsthaft dagegen anzukämpfen suchen. Ich habe erst in der vorletzten Woche eine Amtmannstochter aus dem

benachbarten Gute begraben helfen, die lediglich an der fixen Idee ihres unvermeidlichen Todes gestorben ist. Es hatte ihr nämlich eine herumziehende Wahrsagerin den 23. Juli 1793 als den Tag ihres unvermeidlichen Ablebens bezeichnet und da ihre Fragen an den Kukuk und die Karten leider zufällig ein gleiches Ergebniß zu Wege brachten, so wurde das sechzehnjährige, bis dahin blühende Mädchen zuerst schwermüthig und Ende Juli vom Typhus ergriffen, der dann auch ihrem Leben, zwar nicht an dem prädestinirten Unglückstage, aber doch achtundvierzig Stunden später, ein Ende machte. Sie sehen also, wohin das führen kann." — „Aber was soll man nur dagegen thun?" fragte ich bestürzt. — „Man soll versuchen, sich immer und überall lebendig vor dem Angesichte Gottes zu fühlen, meine Gnädigste", entgegnete der fromme Greis mit solcher Festigkeit, daß ich beschämt die Augen niederschlug. Und so will ich dies denn versuchen und Ihnen, gnädigste Mama, jetzt nur noch erzählen, wie angenehm ich mich mit meiner Freundin Therese einzuleben angefangen habe. Sie ist in der That ein bezauberndes Geschöpfchen, sprühend von Frohsinn und Lebensfrische, und dabei doch auch ernst und tiefempfindend, sobald es sich um ernste, wichtigere Dinge handelt. Mit ihrer Mutter steht sie auf etwas steifem Fuß, da diese ihren mädchenhaften Uebermuth nicht sehr zu goutiren und ihr wol heimlich manche Strafpredigt darüber angedeihen zu lassen scheint. Desto mehr aber ist sie der Augapfel ihres Herrn Vaters, dessen ehrwürdiges Gesicht bei ihrem Anblick leuchtet, und mit den Brüdern Alphons und Gustav ist sie im zärtlichsten Einverständniß. — Besonders verehrt sie den Erstern, als den Aeltern und sich ihren Interessen stets besonders Widmenden, und kann mir nicht genug von seiner musikalischen und poetischen Begabung, seinem vielumfassenden Wissen und seiner Beliebtheit hier im Ort erzählen. Da nun Sie, gnädigste Frau Mutter, die beiden jungen Herren vor einigen Jahren kennen gelernt haben und nähere Auskunft zu haben wünschten, so erlaube ich mir, Ihnen Theresen's neuliche Aeußerungen mitzutheilen. „Alphons ist eine edle Natur", sagte sie, „schade nur, daß er für jeden Eindruck so sehr empfänglich und dabei so heftig ist. — Gustav ist auch gerade kein Lamm, aber doch unvergleichlich ruhiger und dabei wirklich bildschön zu nennen. Besonders habe ich an ihm aber stets seine neidlose, sich dem ältern Bruder fast immer willig fügende Hingabe geschätzt und ich glaube, daß man ihn als Musterexemplar eines zärtlichen Bruders bezeichnen kann. Nun, ich hoffe, Du wirst die gestrengen Herren beide, jedenfalls aber wol Gustav, noch in den nächsten Wochen persönlich kennen lernen." — Therese meinte nämlich, meine gnädigste Mama, daß der jüngere Graf seiner Verwundung halber in kürzester Zeit hier ankommen müsse und freut sich ganz erstaunlich darauf. Da er aber, wie ich höre, zuerst noch einige Tage in Berlin bleiben und dort den berühmtesten Chirurgen consultiren soll, so dürfte Ihnen Graf Gustav im Hause der Baronin Sophie wol noch eher begegnen als mir. In jedem Fall hoffe und wünsche ich, daß dieser Brief Sie frei von Ihrer lästigen Migräne und

recht vergnügt antreffen möge und küsse, gnädigste Frau Mama, in tiefster Ehrerbietung Ihre Hand als

Ihre
ganz unterthänigste
Tochter Melanie.

V.

Gustav an Alphons.

Schloß E. den 19. August 1793.

Lieber, guter Alphons!

Da sitze ich nun im lieben Elternhause vor meinem Schreibepulte in meiner ehemaligen Wohnstube, blicke auf die Wellen des Sees, und die sich leise im Winde schaukelnden Zweige der Buchen und alten Kastanien nieder, und schwelge in dem Vollgenuß der süßen Gefühle, welche das Wörtchen „Heimat" nach so viel Kriegsdrangsal und Entbehrung in sich schließt. Ein nicht zu schilderndes Wonnegefühl ergriff mich, als ich die erste Bauernhütte, das Schimmern der Kirchthurmsspitze zwischen den alten Platanen erblickte, und hätte mein kranker, noch immer schonungsbedürftiger Fuß es gelitten, so wäre ich sicher vor Freude aus dem Wagen gesprungen. So mußte ich mich aber schon begnügen, das Schloß auf gewöhnlichem Wege durch die Kraft von Papa's Hengsten zu erreichen, was denn auch um ein halb zehn Uhr Morgens geschah. Kein Mensch erwartete mich so früh und daher kam mir denn auch keine bekannte Seele vor Augen, bis ich den obern Vorsaal erreichte, obgleich dies mit ziemlichem Getöse geschehen. Mein Erstaunen wuchs nicht wenig, als ich auch dort noch Niemanden sah, bis sich denn, nach mehrfachem Rufen und Poltern, Therese endlich mit sehr finsterer Miene zeigte. Stelle Dir nun den Uebergang zu freudigster Ueberraschung vor, als das liebe Mädchen mich erkannte und gleich darauf auch mein alter Vater, sprachlos und auf's Tiefste ergriffen, in meine Arme stürzte. Mein ausgebliebener Anmeldebrief, und ein plötzliches, heftiges Unwohlsein unserer guten Mutter, war die Ursache dieses seltsamen Empfanges gewesen und fand ich dieselbe auch noch sehr leidend, als ich, gestützt vom Arme der Schwester, vor ihr Lager humpelte. Aber die Freude, jener vortrefflichste Arzt, gab ihr alsbald Kraft und Gesundheit wieder und noch ehe ich den Staub aus meinen Sachen geschüttelt, hatte sie das Bett verlassen. Von dem nun folgenden Zusammensein, dem gegenseitigen Fragen, Erzählen und Berichten kannst Du Dir kaum eine Vorstellung machen!

Der gute Pfarrer kam auch hinzu und vermehrte den allgemeinen Frohsinn, indem er voll innigsten Gefühles in unsere Mitte trat und ein recht niedliches Gedicht vortrug, welches er nach der Benachrichtigung meines Eintreffens in größter Schnelligkeit entworfen und in Musik gesetzt hatte. — Therese und Fräulein Melanie W., die, wie Dir Therese wol mitgetheilt hat, seit Kurzem bei ihr zum Besuche weilt, probirten es sofort zweistimmig und ich darf wol behaupten, daß ich selten einen solchen musikalischen Genuß gehabt, als ihn mir der Zusammenklang dieser lieb-

lichen Mädchenstimmen bereitete. Besonders übte der Alt von Fräulein Melanie einen wunderbaren Zauber und nicht nur ich, sondern auch meine Mutter, war tief ergriffen von ihrem Vortrage. Ich kann Dir überhaupt nur sagen, daß diese junge Dame die hochgespannten Erwartungen, welchen ich nach Theresen's Schilderung Raum gegeben, noch in jeder Beziehung übertroffen hat. Sie ist kunstlos, reizvoll und naiv, andererseits auch wieder imponirend durch Geist und Wissen und obgleich ich bisher nur wenige eingehendere Gespräche mit ihr gehabt habe, muß ich doch gestehen, daß ich mir noch keinem menschlichen Wesen gegenüber so thöricht und banal erschienen bin. Eigentlich muß ich bekennen, daß mir die Unterhaltung mit ihr dadurch nicht wenig verkümmert wurde, denn sich verlegen zu fühlen ist nicht angenehm und ich habe in meinem bisherigen Verkehr mit dem weiblichen Geschlechte noch niemals Ursache dazu gehabt! — Alles, was Du sonst in dieser Gegend kennst, ist, wie Dir Therese sagen läßt, noch wohl und in der ungeduldigsten Erwartung, Dich, mein theurer Bruder, bald hier zu sehen. Auch ich wünschte sehnlich Dich einmal wieder zu sehen und zu sprechen und von Dir selbst noch manche nähere Berichte und Aufklärungen über Hunderte von Dingen zu erhalten, welche Du erlebt, und über die Du gedacht und geschrieben hast. Ist denn gar nicht auf einige Wochen Urlaub, vielleicht im Spätherbst, für Dich zu hoffen? — Ich meine, auch Du würdest gern, trotz aller Anziehungskraft und Mannigfaltigkeit des Frankfurter Lebens, dasselbe einmal wieder mit der schweigenden Einsamkeit unseres alten, lieben Schlosses E. vertauschen, besonders da es jetzt uns Alle vereint und noch einen solchen Gast aufzuweisen hat!

Dein
zärtlicher Bruder Gustav.

VI.

Alphons an Therese.

Frankfurt a. M. 24. August 1793.

Mein gutes Schwesterchen!

In der Hoffnung, daß es mir Gustav nicht übel nimmt, will ich Dich für dieses Mal zur Dolmetscherin meines Dankes an ihn machen und Dich bitten, ihn mit einer Antwort auf seinen lieben Ankunftsmeldebrief aus E. auf später zu vertrösten. Ich habe Dir nämlich die Dir vielleicht nicht ganz unerwünschte Confidence zu machen, daß mein lieber Freund, Baron Fritz, nächstens in Begleitung des Prinzen Heinrich nach N. kommen, alsdann jeden Falles einen Abstecher nach Schloß E. machen und sich Dir und den Eltern dort erneut präsentiren wird. Seine königliche Hoheit, der Prinz Heinrich, ist nämlich bei seinem vorgeschrittenen Lebensalter durchaus nicht mehr im Stande, sich den Strapatzen des militairischen Berufes, zumal in Kriegszeiten, andauernd auszusetzen und wünscht sich einmal wieder einige Wochen zu N. der Ruhe und Erholung hinzugeben. Daß er nun Baron Fritz zu seinem Adjutanten und diesmaligen Reisebegleiter ernannt, hat natürlich diesen, wie er mir soeben schreibt, aus vielleicht von Dir am Besten apre-

cirten Gründen, in das lebhafteste Entzücken versetzt. Ich, meinestheils, kann nur wünschen, daß sich Eure gegenseitige nähere Bekanntschaft zu immer steigendem Wohlgefallen entwickeln und der Baron auch den Eltern immer mehr zusagen möge. Nun, ich habe Dir das Factum mitgetheilt und warte jetzt ruhig ab, was sich daraus gestalten wird. Jedenfalls werdet Ihr in meinem Freunde einen Ehrenmann und den liebenswürdigsten Gesellschafter finden. Was mich selbst und mein Kommen zu Euch betrifft, so bietet mir die jetzige Ueberhäufung mit Geschäften leider nicht die geringste Hoffnung auf eine baldige Urlaubsreise. Wie gern auch ich einmal wieder in der geliebten Heimat weilen, mit Dir an stillen Abenden auf dem Balcon concertiren und Dein liebliches Stimmchen mit dem Fagott begleiten möchte, darf ich wol nicht erst noch in schönen Wendungen vordociren. Da aber Seufzer der Sehnsucht doch nichts frommen und die Erfüllung unserer Wünsche um keine Secunde beschleunigen, so suche ich sie nach Kräften zu unterdrücken, und mich durch gesellige Freuden so gut es angeht zu entschädigen. Besonders wird noch immer von mir das Haus der Brentano's frequentirt, woselbst man zum Mindesten immer gescheidte Köpfe und eine zwanglosere Etiquette findet. Denn dieses geschniegelte und gebügelte Zopfthum ist, bei allem Respect vor einigen Trägern desselben, nun einmal durchaus nicht nach meinem Geschmack, und mitunter bin ich — das muß ich gestehen — durch die namenlose Langeweile einzelner sehr reputabler Zirkel auf's Aeußerste getrieben, geradezu aus den heißen Gesellschaftssälen auf mein stilles Zimmer geflüchtet, um alte Classiker hervorzuholen oder meiner Muse zu dienen. Ja, ja, mein Schwesterchen! — Verwundere Dich nicht, wenn Du gelegentlich auch einige gedruckte Verse Deines Herrn Bruders zu Gesicht bekommst, und er — wie Heinrich Kleist — allmälig poetisch zu phantasiren oder Dramen „à la Schiller" zu schreiben beginnt. Einstweilen aber will ich mich noch mit geschriebenen Episteln begnügen und froh sein, daß ich Jemanden habe, dem ich sie nach Belieben senden und dessen Theilnahme ich unter allen Umständen gewiß sein darf.

Mit respectvollem Handkuß an die gnädigen Eltern und devotester Reverenzbezeugung an Deine schöne unbekannte Freundin,

Dein
treu und ewig ergebener
Bruder Alphons.

VII.

Melanie an ihre Mutter.

Schloß E. 29. August 1793.

Hochzuverehrende gnädige Frau Mama!

Zürnen Sie nicht, daß ich Ihrem Befehle, bald wieder von mir zu berichten, nicht sogleich Folge geleistet habe. Aber wir haben seit der überraschend frühen Ankunft des Grafen Gustav ein so anderes Leben geführt, und so vielfache Divertissements vorgenommen, daß ich wenig zum Nachdenken über mich, und zum Schreiben noch gar nicht gekommen

bin. Jetzt will ich aber eine freie halbe Stunde benutzen, in der Therese mit ihrem Bruder und Baron Fritz an das Seeufer gegangen ist, um Ihnen Alles, was ich erlebt, so ausführlich als möglich mitzutheilen.

Vor Allem möchte ich Ihnen von dem großen Tanzfeste erzählen, welches neulich zur Feier der Ankunft des Prinzen Heinrich in N. stattgefunden hat. — Es hatten sich aus der Stadt und Umgegend etwa hundertunddreißig Personen eingeschrieben und der alte Graf bestand darauf, daß wir uns sämmtlich dabei betheiligten. Sie können denken, wie mir das Herz erbebte, als ich so, Therese neben mir, schön frisirt und adjüstirt dem gräflichen Paare im Wagen gegenüber saß und meine Toilette die Censur passirte. Auch vor der großen Menschenmasse, dem Prinzen und seinem Hofstaate bangte mir nicht wenig und ich kann versichern, daß ich bei der Vorfahrt lieber zu Fuß nach Hause gegangen, als die glänzend erleuchteten, mit gepuderten Bedienten garnirten Treppen hinauf gestiegen wäre. Glücklicherweise war es aber mit den Präsentationen nicht so schlimm und überhaupt viel weniger imponirend und steif, als ich es mir ausgemalt hatte. Prinz Heinrich ist bei aller Hoheit und Würde eine so gütevolle Erscheinung, und spricht so klug und herablassend mit Allen, daß ich schon nach seinen ersten Fragen jede Scheu verlor und mir ihn nachher ganz furchtlos betrachtete. Denken Sie sich nun Ihr kleine Melanie in der Menuett vor seinen Augen, Therese und Baron Fritz vis-à-vis und mich selbst mit Herrn von Kleist, dem liebenswürdigen Dichter, tanzend. Das Ganze war prächtig, aber nicht beklemmend und ich kann wol sagen, daß mir Graf Gustav's Blicke weit mehr als die des gnädigen Prinzen imponirten. Der Erstere hatte sich nämlich seines noch immer leidenden Fußes wegen in eine Fensternische zurückgezogen, von der aus er selbst wenig gesehen werden, desto besser aber Andere beobachten konnte. Ob sein scharfes Augenmerk nach unserer Seite hin nun wol auch besonders seiner Schwester und deren Tänzer gelten mochte — ein wenig mehr, als mir lieb, wurde auch ich davon betroffen. Er hat überhaupt bei aller seiner Liebenswürdigkeit eine Art der forschenden Beobachtung, die mich ihm gegenüber gewöhnlich stumm and schüchtern macht. Denn noch niemals bin ich mir so unwissend und albern als bei Graf Gustav's häufig an mich gerichteten Fragen vorgekommen, schon weil ich sicher glaube, daß er mich für Beides hält. Nein, lächeln Sie nicht ungläubig und zweifelnd, gnädige Frau Mama! — Es ist dem so, und ich fühle, daß ich meine Scheu vor ihm besiegen, oder es mir gefallen lassen muß! — Von Theresen's Liebreiz und Anstand kann ich Ihnen übrigens nur sagen, daß, wenn ich ein Mann wäre — mein Herz für alle Zeiten an dieselbe verloren gehen würde. Daß Baron Fritz eben so empfindet, möchte ich fast beschwören und nach Theresen's strahlendem Gesichtsausdruck zu schließen, wenn sie irgend eine Artigkeit von ihm entgegennahm, wird er nicht vergeblich seufzen. Ja, meine gnädige Frau Mama, wenn Ihre Melanie nicht Alles täuscht, so wird der Besuch des Prinzen Heinrich zu N., und der seines Adjutanten auf Schloß E., recht bald ein glückliches Pärchen geschaffen haben, und

Graf Alphons, wenn er endlich einmal kommen sollte, das geliebte Schwesterchen vielleicht sogar als frohe Braut umarmen dürfen.

Doch ich habe bereits zu viel erzählt, und Ihre Geduld und Zeit auf unerlaubte Weise in Anspruch genommen. Hoffentlich ist die Stunde nicht mehr fern, wo ich Ihnen wieder in Person gegenüber sitzen, in Ihr gütevolles Antlitz schauen und Ihnen mündlich wiederholen darf, in welcher Ehrfurcht und tiefen Ergebenheit ich bin und bleibe

Ihre
tief gehorsamste Tochter
Melanie.

VIII.

Gustav an Alphons.

Schloß E., den 2. November 1793.

Lieber theurer Bruder!

Du machst ja so oft eine Ausnahme im Leben, thue es denn auch dieses Mal in Deinem Urtheil und sage nicht: Gustav ist faul und unfreundlich, daß er meinen Brief so lange unbeantwortet läßt. Wir haben aber durch die unerwartete Ankunft des Prinzen Heinrich in N. und Alles, was dieselbe für die ganze Umgegend und auch für uns nach sich zog, eine solche Menge von Trubel aller Art gehabt, daß mir noch der Kopf in der Erinnerung daran zu schwindeln scheint. Ich will mich auch nicht aufhalten, Dir alle Einzelheiten zu berichten, sondern Dir nur sagen, daß der Ball zu N. noch zwei Picknicks nach sich zog und in den nächsten Tagen hier sogar, Seiner königl. Hoheit zu Ehren, auch noch eine Jagd mit großem Jagddiner stattfinden soll. — Anfänglich waren die Eltern, wie Du Dir denken kannst, allen absonderlichen Festivitäten sehr abgeneigt und der Vater erklärte rund heraus, daß er sich zur Betheiligung an dergleichen, namentlich bei den kriegerischen Zeitumständen, durchaus nicht aufgelegt und berufen fühle. Aber schon nach dem ersten Besuche des Baron Fritz änderte sich die Stimmung zum Besseren und was der Beredsamkeit eines Demosthenes gespottet haben würde, haben die bittenden Augen und das schweigende Erröthen Theresen's ganz wider mein Erwarten zuwege gebracht. Hatte dieses schweigende Dulden des Vaters Herz gerührt, oder die Mutter in ihrem und Fräulein Melanie's Interesse heimlich ein gutes Wort eingelegt — dieses, mein bester Alphons, will ich nicht zu entscheiden wagen. Nur so viel ist sicher, daß trotz aller vorhergegangenen Einwendungen der Ball zu N. mitgemacht und die gute Laune des Vaters durch die huldvolle Auszeichnung des Prinzen und den enormen Succès, den die Erscheinung Theresen's und ihrer Freundin gewann, bis zur Unterzeichnung für beide Picknicks und die Einladung zum hiesigen Jagddiner gesteigert wurde. — Aber wie könnte ich Dir auch den Eindruck schildern, den beide jungen Damen sowol an und für sich, als durch den vollendeten Gegensatz ihrer Reize hervorgerufen haben? — Wie Therese ist, weißt Du ja, und Fräulein Melanie? — Nein, eine nähere Beschreibung wäre Vermessenheit und ich würde sie niemals zu unternehmen wagen. Jedenfalls aber bin ich

davon durchdrungen, daß — „wenn es auch noch so viele schöne Mädchen giebt — ihr doch keine in Bezug auf Sanftmuth und Herzensgüte, Klugheit und Bescheidenheit nur im Entferntesten zu vergleichen, und daß ihr dereinstiger Auserwählter der glücklichste Mensch auf diesem Erdball ist!“ — „Mein guter Gustav scheint verliebt!“ — höre ich Dich nach diesem Bekenntniß lächelnd sagen und dennoch würde der kühlste, unparteiischste Beobachter mein Urtheil nur bestätigen können. So saßen wir z. B. gestern Abend nach dem Essen im obern Gartensalon beisammen, denn auch Baron Fritz und der Pfarrer hatten sich eingefunden. Die Thüren des Balcons waren geöffnet und zeigten die herrlichste Mondscheinlandschaft, indessen am Ecktischchen rechts die Damen bei hellem Lichterglanze mit Spinnerei und Handarbeit beschäftigt waren. Ein Wort gab das andere, und das sich unverkennbar täglich steigernde Interesse, das Baron Fritz für unser Schwesterchen gewonnen hat, verlieh seinen lebendigen Schilderungen und Debatten noch mehr Energie und Wärme. — —

Dein Freund scheint wirklich ein seltener Mensch zu sein, und wenn ich in sein offenes klares Auge und männlich freies Antlitz blicke, fühle ich mich stets ganz besonders wohlthuend berührt und vertrauensvoll zu ihm hingezogen. Es ist so herrlich, wenn ein Menschenangesicht furchtlos frei die innersten Gedanken ausdrückt und Alles, was es spricht und wiederspiegelt, den Stempel der Wahrhaftigkeit in sich trägt. Ich meinestheils möchte, so oberflächlich und kurz unsere Bekanntschaft auch noch ist, auf diesen Baron Fritz Häuser bauen und glaube, daß man seine Liebe und Freundschaft nicht leicht einem Würdigern zuwenden kann. — Doch Du kennst und schätzest ihn ja besser als wir Alle und bist sicher auch mit seinen politischen und militairischen Anschauungen wol vertraut, die freilich mit den meinen und denen unseres Vaters in vielfachem Widerspruch stehen. — Namentlich denkt er über Friedrich den Großen in mancherlei Hinsicht nicht enthusiastisch genug, und das gerade war es, was gestern unsere Debatten so lebhaft und tiefgreifend werden ließ. Immer stellte er bei aller Anerkennung seiner hervorragenden Regententugenden seine persönlichen Eigenschaften weit hinter die des Prinzen Heinrich zurück und blieb bei der Ueberzeugung, daß Letzterer als König eben so groß und als Mensch zugleich edler und liebenswerther gewesen sein würde. Mein Vater opponirte eifrig. Der Pfarrer hingegen gesellte sich des Barons Meinung bei und nun ging das Gespräch auf Voltaire, die philosophischen und atheistischen Weltanschauungen, Kirchenthum, Muckerei und Christenthum und wer weiß was noch für difficile Themata über. Ueberall aber fast trug Baron Fritz, ermuthigt durch Theresen's leuchtende Blicke, in seinen Aufstellungen den Sieg davon. Ueberall wußte er — weniger klug als ehrlich — den Prinzen Heinrich auf Kosten unseres zweiten Friedrich zu glänzender Geltung zu bringen.

„Aber muß man denn stets vergleichen, Herr Baron?“ warf plötz-

lich Fräulein Melanie, die bisher noch kaum die Lippen geöffnet, mit leichtem Erröthen ein, indem sie voll zu ihm emporschaute.

„Mir wenigstens will es scheinen, als wenn Vergleiche immer auf Kosten des Einen oder des Andern, und somit der Gerechtigkeit geschähen, und ich mag sie deshalb gar nicht. Ist es nicht die Hauptsache, das Große und Schöne überall zu erkennen, recht hoch zu schätzen und zu bewundern?"

„Ha, meine Melanie, das ist wol ein Pfeil auf mich gemünzt?" fiel Therese lachend ein. „Ja, ja, meine Herren!" — fuhr sie mit neckendem Blick auf die Freundin fort, „sie hat mich schon manches Mal in's Gebet genommen, wenn ich fremde Personen oder gar Dich, Bruder Gustav, mit Alphons zu vergleichen liebte. Und dennoch kann ich nicht anders als ..." Die Purpurgluth, welche plötzlich Fräulein von W.'s Gesicht und Nacken überzog, machte Therese stocken und es entstand eine für Alle peinliche Pause — bis Baron Fritz, sich artig gegen die Damen verneigend, mit vollendeter Galanterie das Wort aufnahm. „Ich glaube, daß man Fräulein Melanie's Ansicht als die mustergiltige bezeichnen darf", sagte er „und mache mir Vorwürfe aus Widerspruchsgeist und Vergnügen an geistreichen Disputationen in meinen vorhergegangenen Vergleichen und Behauptungen ein wenig zu weit gegangen zu sein. Jedenfalls wünsche ich selbst, nicht in gleicher Weise behandelt oder gar mit einem Nebenbuhler" — jetzt war es an Therese, unter seinem ausdrucksvollen Blicke zu erröthen — „zusammengestellt zu werden. Es wäre doch ein harter, verzweifelt hoffnungsloser Fall — und", fügte er kaum hörbar hinzu, „gerade vor diesem Forum würde er mich vielleicht für immer elend machen!" — Hatte die Mutter trotzdem diese Worte vernommen oder war es der die elfte Stunde verkündende Glockenschlag, kurz, sie erhob sich plötzlich und gab damit das allgemeine Aufbruchssignal. Ich aber, mein geliebter Alphons, konnte bei aller Müdigkeit meinerseits noch lange keinen Schlummer finden und bin noch heute etwas wüst im Kopfe. Vielleicht macht es, daß ich mir Fräulein Melanie's Erröthen durchaus nicht klar zu deuten — — doch, ich will Dich nicht mit weiteren Betrachtungen über diesen Gegenstand behelligen. Nimm mit diesen Zeilen fürlieb und räche Dich nicht für mein langes Schweigen durch ein gleiches Verfahren. Weißt Du doch, wie sich über jeden Beweis Deiner brüderlichen, treuen Zuneigung freut

Dein

Gustav.

IX.

Melanie an ihre Mutter.

15. September 93.

Sie sind krank, verehrteste Mutter, krank und leidend gewesen, ohne daß ich eine Ahnung davon gehabt oder an Ihrer Seite gewesen wäre. Ach, wie mich dieser Gedanke quält und mit geheimen Vorwürfen belastet, daß ich — lediglich um eines verlängerten Vergnügens willen — meine ersten und heiligsten Verpflichtungen versäumt und mich den-

selben entzogen habe. Aber nun soll und darf mich nichts mehr abhalten, nach Berlin zurückzukehren und ich bitte Sie dringend, mir bereits am nächsten Sonnabend Ihre Equipage bis Oranienburg entgegen zu schicken, woselbst ich doch spätestens Nachmittags vier Uhr einzutreffen gedenke.

Hier ist noch Alles äußerlich unverändert; aber trotzdem bin ich fest überzeugt, daß Baron Fritz und meine theure Therese sich bereits insgeheim verständigt und ihre öffentliche Verlobung nur aus Rücksichten für die Wünsche des alten Herrn Grafen, die möglicher Weise nun doch bald zu erwartende Ankunft des Grafen Alphons, und was da Anderes sonst noch mitsprechen mag, verzögert haben. Es ist in der That ein ganz für einander geschaffenes Paar und ich bin tief davon durchdrungen, daß meine Therese mit Baron Fritz sehr glücklich werden **wird**. Uebrigens wünschte ich aber lebhaft, es wäre erst so weit, denn der gegenwärtige Zwitterzustand ist nicht behaglich. Er hat eine unmerkliche und doch für mich sehr deprimirende Schranke zwischen uns aufgerichtet; denn da das liebe Mädchen sich mir nicht ganz anvertrauen darf, zieht sie sich tief in sich selbst zurück und ich fühle mich oft recht vereinsamt dabei. Dazu kommt, daß Graf Gustav mir auch in neuester Zeit eher auszuweichen als mich zu suchen scheint und mir sein Benehmen ein wahres Räthsel ist. Lebhaft, ich möchte sagen, leidenschaftlich angeregt oder gänzlich verstummend und so zerstreut, daß er oft sogar die einfachsten Höflichkeitsbeweise aus den Augen läßt, trägt er nicht eben dazu bei, den Druck der Gegenwart zu verbannen, oder die frühere Harmlosigkeit erneut hervorzurufen.

So fuhren wir neulich, zum Beispiel, Therese, er und meine Wenigkeit, auf dem See spazieren. Die Sonne stand bereits tief, die Wolken hatten sich im Westen purpurfarben umsäumt und nur der ebenmäßige Ruderschlag unterbrach die lautlose Stille des klaren Wasserspiegels. Auch wir sprachen schon seit mehreren Minuten nicht, vielleicht weil jeder Einzelne empfand, wie des Andern Gedanken ihn abzogen und beschäftigten. War es das großartig Feierliche der mich umgebenden Natur, oder die eigene, dieselbe gewissermaßen reflectirende Gemüthsstimmung — genug, auch **mir** ward immer traumhafter zu Sinn! — Der klare Wasserspiegel — die alten, regungslos das Ufer begrenzenden Riesenbäume, die wie im hellen Lichterscheine erglänzenden Fenster des Schlosses — die sinnende, mit verschränkten Armen mir gegenüber sitzende Freundin — und der sich in halb ruhender Stellung über den Bord des Nachens beugende Graf — Alles verschwamm gewissermaßen vor meinen Blicken, um sich mir desto unvergeßlicher einzuprägen. Halb unbewußt haschte ich nach einigen, vereinzelt aus der glatten Fläche auftauchenden Seelilien und bücke mich tief hinab. Da schwankt der Kahn! — Ich springe auf. Ein gellender Schrei tönt an mein Ohr! — Ich fühle mich schwindeln, gleiten, und doch von einem festen Arme umschlungen und zurückgehalten. — „Um Gott, Fräulein Melanie! — Um Gott!" — ringt der Graf hervor und sieht mich mit einem Aus-

druck an, der mir das Blut auf die Wangen treibt. „Graf Gustav!“ rufe ich laut, weit mehr von seiner Leidenschaftlichkeit als der mir drohenden Gefahr erschreckt und entwinde mich ihm mit Ungestüm. — Er tritt kalt zurück. „Vergebung!“ — sagt er fremd, „daß ich Angesichts des Aeußersten auf Verzeihung für mein kühnes Handeln gehofft. Aber selbst wenn Sie mir zürnen sollten, könnte ich über einen Ihnen geleisteten Dienst niemals Reue empfinden!“

Ich schämte und ärgerte mich zugleich, reichte ihm aber dennoch die Hand. Dann zog er ein Buch aus der Tasche und begann, halb abgewandt, darin zu blättern und Notizen zu machen, indessen Therese halb neckend, halb zürnend zu plaudern begann und sich in dem Thema „aufgeregter Brüder“ und „unvorsichtiger Freundinnen“ erschöpfte. — Mir aber, gnädigste Mama, hat dieses kleine Intermezzo eben keinen angenehmen Eindruck hinterlassen und meine Sehnsucht noch erhöht, mich bald wieder unter Ihrer schützenden Aegide und auf minder gefährlichem Terrain zu befinden.

So leben Sie denn wohl und lassen Sie mich bald auf einen devotesten Handkuß in eigenster Person und vor Allem die Herstellung Ihrer so kostbaren Gesundheit hoffen.

Ihre
tief gehorsamste Melanie.

X.

Therese an Alphons.

Schloß E., 8. September 93.

O, warum bist Du noch immer so fern, theurer, geliebter Mensch? Warum darf ich nicht anstatt dieses todten Blattes Papier persönlich in Deine Arme eilen, um Dir mein Glück und meine tiefste Erkenntlichkeit für Deine brüderliche Sorge und Theilnahme dafür persönlich auszusprechen? Alles, was ich Dir mit der Feder darüber sagen kann, ist ja doch nur der unvollkommenste Schattenriß meines Gefühls, und das einzige Auskunftsmittel scheint mir noch eine beigefügte Abschrift meines von Baron Fritz empfangenen Briefes zu sein. Dieselbe wird Dir zeigen, wie mir das größte Gnadengeschenk des Himmels in seltenem Maße zu Theil geworden — das Glück, von einem edlen Manne glühend und wahr geliebt zu werden. Ja, mein theurer Alphons, Dein kleines, unbedeutendes Schwesterchen steht staunend und überwältigt da, und fragt sich immer von Neuem: „Wie gerade ihr dies werden konnte?“ Und dennoch habe ich es in letzter Zeit geahnt, gehofft, mein Herzensbruder! — Doch als an jenem Morgen der Abschied kam, ich Baron Fritz sich nur mit bedeutsam stummem Blicke verbeugen und hinter dem Prinzen Heinrich her durch das Hofthor sprengen sah, ohne daß ein entscheidendes Wort gefallen und mir der verlorene Frieden wieder gegeben worden wäre — da stand es traurig um Deine Therese. Recht schamvoll und ärgerlich, daß ich die zitternden Thränen kaum verbergen und meinen Kummer doch nirgends ungestört und zutrauungsvoll ausweinen durfte, eilte ich auf mein Zimmer, wo bereits die Garde-

robiere mit der Dinertoilette auf mich wartete. Denn um den furchtbaren Tag noch ganz zu krönen, so hatten die Eltern, die plötzliche Abreise des Prinzen nicht ahnend, ein Diner bei Herrn von X. in unserer Nachbarschaft angenommen. Du kannst nun denken, in welcher Stimmung ich sie dahin begleitete und wie sich dieselbe noch steigerte, als Gustav sich an Migräne zu Bette begab, und Melanie und ich somit dem Vater allein gegenüber im Wagen saßen. Die Mama dispensirt sich nämlich jetzt fast immer von solchen Festivitäten, und dieses Mal that sie besonders wohl daran, denn von der bei dieser Gelegenheit herrschenden Langenweile kannst Du Dir kaum eine Vorstellung machen! — Denke Dir, daß die Gesellschaft fast nur aus alten und jungen Damen bestand und mein wimmernder Anbeter, der Assessor, zwei verabschiedete Rittmeister und ein benachbarter Gutsbesitzer so ziemlich die einzigen Cavaliere abgaben. Ein solches Diner ist aber sicher die ennüyanteste Sache von der Welt, und nun gar erst, wenn man mit bedrücktem Herzen daran Theil zu nehmen und doch „bonne mine au mauvais jeu" zu machen verpflichtet ist. — So saß ich denn, Sinn und Gedanken in weiter Ferne, in einem Kreise von Damen da, von denen die Einen sich lediglich von Wirthschafts- und häuslichen Calamitäten, die Anderen von den neuesten Coiffüren und Toiletten vorschwatzten. Ohne den Anblick von Fräulein v. P., welche sich mit vergeblichen Versuchen einen der grauen Rittmeister zu charmiren und sein zusammengeschrumpftes Herz zu erobern abzumartern schien, wäre ich auch sicher, trotz Melanie's ermahnender Gesticulationen, noch schließlich sanft eingeschlafen, und weder Papa's Stirnrunzeln, noch des Assessors schmachtendes Gesicht hätte mich von diesem Schicksal erretten können. Endlich wurde mir aber das Glück, den grauen Rittmeister-Nr. 2 beim Kaffee an meiner Seite zu sehen, und es gelang ihm meine Lethargie durch die Nachricht zu überwinden, daß er Dich vor einigen Wochen in Frankfurt gesehen und daselbst einen Abend mit Dir bei den Brentano's zugebracht habe. „Sie werden erstaunen, wie sehr sich Ihr Herr Bruder in dem letzten Jahre verändert hat", sagte er, „und welcher kräftige, männlich stattliche Ritter aus ihm geworden ist. Auch sein Gesicht ist durch den vollen Bart fast eben so gut aussehend als interessant geworden und die Frauenwelt ist ganz und gar vernarrt in ihn. — Und wenn man Graf Alphons nun gar vorlesen, Fagott oder Flöte blasen hört, so kann ein Mann wie ich selbst begreifen, welche Unwiderstehlichkeit er bei dem schönen Geschlechte besitzt. Ja, ja, meine gnädigste Comtesse, ganz Frankfurt am Main ist „en revolte" darüber!" — Natürlich war ich höchlich davon durchdrungen, da ich auf Dich, geliebter Alphons, von jeher nicht wenig eitel gewesen bin. So waren denn die von dieser Gesprächswendung erzeugten Vorstellungen noch das Angenehmste, was mir von dieser über die Maßen ennüyanten Partie zurückgeblieben, von der ich höchlich ermüdet und verstimmt nach Hause kam. Auch der Vater äußerte sich so und daher war mein Erstaunen groß, als ich, soeben im Begriff mich auszukleiden, plötzlich die Weisung erhielt, mich in des Vaters

Zimmer zu begeben, woselbst auch die Frau Mama mich noch zu sprechen wünschte. Mit klopfendem Herzen trat ich ein und sah beide Eltern mit einer gewissen Feierlichkeit vor dem halbrunden Ecktischchen sitzen. „Nimm Platz, meine Tochter!" — sagte Papa, ein umfangreiches Schreiben zusammenfaltend und mich mit seltsamer Schärfe fixirend. „Wir haben Dir die Mittheilung zu machen, daß Baron Fritz soeben um Deine Hand angehalten und um unsere Einwilligung zu der Verbindung mit Dir gebeten hat. Er ist ein edler, liebenswerther Cavalier, der aber durchaus kein Vermögen besitzt!" — „Durchaus kein Vermögen", fiel die Mama mit einer so scharfen Accentuirung ein, als wolle sie die inhaltsschweren Worte mit jedem Vocallaut fester und gleichsam centnerschwer in meine Seele graben. Ich fühlte, wie mir vor Freude, Schreck und Bangen das Blut in die Wangen schoß und dann plötzlich, durch alle Pulse vibrirend, jäh zum Herzen drängte. Unwillkürlich richtete ich mich auf, doch eine halb bittende, halb befehlende Bewegung meines Vaters ließ mich wieder in den Sessel sinken. — „Ruhig, meine Tochter!" fuhr er in unerschütterlicher Gemessenheit fort, „man bedarf der Ueberlegung, wo es sich um die Gestaltung der ganzen Zukunft — der Zukunft einer einzigen Tochter handelt. Hast Du von diesem Schritte des Herrn Baron Fritz gewußt, oder hat er Dir darüber eine Andeutung gemacht?" — „Nie, Vater, nie, und dennoch habe ich es zu hoffen gewagt!" rief ich erbebend und seine Hand mit Innigkeit an meine Lippen führend. „Er ist der edelste, beste Mensch, den ich jemals gesehen, und wenn er sich, wie Du eben sagst, mit der Bürde meiner unbedeutenden Person beschweren und mich durch das Leben geleiten will, so frage ich nichts nach Geld und Gut und will mich ihm mit ganzer Seele zu eigen geben!" — Und so war denn der Würfel gefallen, mein theurer Alphons, und aus Deiner kleinen Therese eine glückliche Braut geworden. Zwar schüttelte die Mama ein wenig sorgenvoll den Kopf, und der Papa schien mit dem Segenskuß etwas wie einen Seufzer hinab zu schlucken; aber dennoch willigten Beide ein, und hätten mich auch einem solchen Manne, mit solcher Zukunft und solchem Herzen gar nicht versagen können. Denn wie tief und innig er mich liebt und welches Glück Deiner leichtsinnigen, übermüthigen Therese durch die Wahl dieses Mannes geworden ist, das magst Du aus diesem, seinem größtentheils wörtlich abgeschriebenen eigenen Bekenntniß ersehen. Hier ist übrigens allseitig der Jubel groß. Gustav erstickte mich fast mit seinen etwas derb ausgedrückten Bruderwünschen, der Herr Pfarrer war tief bewegt und Melanie vergoß buchstäblich Freudenthränen. Und was wird nun erst mein Herr Bruder Senior, der Eheprocurator aus der Ferne, für liebsame Manöver machen?" Die einzige Schwester und der beste Freund! Das ist doch fürwahr keine geringe Sache und wol der Mühe werth, feurig besungen, reizend componirt und vor Allem herzensfroh aufgenommen zu werden!

Deine

glückliche Therese.

XI.

Alphons an Fritz.

Frankfurt am Main, 22. September 1793.

„So ist es Dir gelungen, mein Herzensfreund, und ich darf in Dir nun auch noch den Bruder, den mir in der Schwester zwiefach theuren Bruder umarmen! — Ich kann Dir nicht sagen, was ich bei Theresen's und Deinen glückberauschten Episteln empfand, und wie gern ich wenigstens bei dem für Berlin projectirten ersten Wiedersehen, bei Eurer öffentlichen Verlobungsfeier daselbst zugegen sein möchte. Und — als hätte ein günstiges Geschick sich für diesen Fall meinem sehnlichen Wunsche verbunden — habe ich denn auch seit gestern Aussicht denselben erfüllt zu sehen, indem man mich mit einer wichtigen Mission an den Prinzen Heinrich betraut hat, den ich doch jedenfalls nur in N. oder in der Residenz antreffen kann. Wie ich mich des Wiedersehens mit Dir, den Meinen und so vielen alten Bekannten freue, kann ich nicht aussprechen; aber ich lebe schon jetzt so sehr in dieser Vorstellung, daß mir hier in Frankfurt Manches doppelt schaal und langweilig erscheint. Es ist wahr, daß man mich in der hiesigen Gesellschaft verwöhnt, gescheidte Männer mich gern aufsuchen und die Frauen mir vielfach ganz unglaubliche Avancen machen. Aber was Einem so ungesucht und ohne Mühe wird, reizt und fesselt nicht; ja man fühlt sich oft nur zurückgestoßen und angewidert. Eine Sehnsucht, groß und unbezwinglich, füllt dann wol in solchen Momenten meine Brust, die Sehnsucht unter allen diesen leichtfertigen Frauen und gefallsüchtigen, oberflächlichen Mädchen eine Einzige, oder vielmehr die Einzige zu finden, welche das Ideal des Herzens gleichsam verkörpert, in voller reiner Schöne vor die danach schmachtende Seele führt. Denn eine große Liebe, mein Fritz, ist doch wol, erwiedert oder nicht, unglücklich oder nicht, immer ein Glück, da sie uns, wie ich fest glaube, in eine höhere Sphäre hebt, uns edler, selbstloser und besser macht. Freilich kann ich mir nicht denken, daß eine solche, aus der ganzen Fülle, Kraft und Begeisterungsfähigkeit des innersten Wesens quellend, auf die Dauer unerwiedert bleibt und nicht jeder Pygmalion endlich seine Galathee finden sollte. Aber sei dem wie ihm wolle — glückberauschend muß es immer sein und Niemand stimmt mir darin wol eifriger bei als Du feurig liebender, jetzt in Paradieseswonnen schwelgender Bräutigam.

Neulich hörte ich Mozart's Zauberflöte und sofort war ich im Geiste in meinem lieben E., saß mit Therese, den Eltern und vielleicht auch meinem lieben Kleist auf dem Schloßbalcon, immer die alten Reminiscenzen vor der Seele. Schade nur, daß ich Gustav bereits so lange nicht mehr gesehen und mir von dieser, bis in die Wolken erhobenen-Melanie gar kein Bild entwerfen kann. Sage Du mir doch einmal, was Du von ihr hältst, denn mein guter Bruder ist offenbar zu sehr captivirt und von dieser Sirene charmirt, als daß ich seinem Urtheile noch unbefangen Glauben schenken könnte. Meine Dame wird sie schon deshalb nicht, weil ich so exaltirten Auffassungen Anderer naturgemäß

Widerspruch entgegensetze. Daß sie jedoch ein wenig anders als die Meisten und gerade deshalb von einem pikanten Reize ist, scheint mir allerdings festzustehen. — Uebrigens war Goethe jetzt hier und wir haben mancherlei Debatten, auch über Sulzer's Theorie der schönen Künste und die Adrastea von Herder gehabt, da beide Schriften viel Aufsehen erregen. Schade nur, daß man sich den schöngeistigen Interessen im Ganzen so wenig widmen kann, weil die leidige Politik und was so darum und daran hängt, Zeit und Gedanken fast ausschließlich in Anspruch nehmen. Die Zustände in Frankreich sind doch grauenhaft und man ist oft versucht zu glauben, daß „le déluge" daselbst bereits angefangen hat. Doch ich will Dir nichts weiter darüber schreiben, da es einmal wol wenig in Deine jetzige Stimmung paßt und sich andererseits auch eigentlich nur für mündliche Erörterungen eignet. In der Hoffnung, daß diese nun auch bald folgen mögen und mit einem „Gott grüße Euch" für Dich und mein Schwesterchen bleibe ich, lieber Fritz, von Herzen

Dein
treuer Freund und Schwager in spe
Alphons.

XII.

Gustav an Alphons.

Schloß E., 29. September 93.

Lieber Herzensbruder!

Wenn das Uebermaß des Glückes uns zu überwältigen droht, so suchen wir vergeblich auszusprechen, was doch unser ganzes Sein erfüllt und jeden Pulsschlag in Jubel und Dank erhöht. So ergeht es nun augenblicklich mir, Du lieber, edler Bruder und Freund, der ich zu leer und arm an Worten bin, um die Wonne dieser letzten Tage und Stunden auszumalen, deren Schluß meine Verlobung mit Melanie von W. bildete. Ja, Du, mein Alphons! — Ich komme mir oftmals wie ein armer Vergessener vor, der plötzlich, und ohne eigenes Zuthun, das große Loos gewann, und sich nun noch immer in den unermeßlichen Reichthum seines Besitzes nicht zu finden weiß. Aber glücklich sehen möchte ich die ganze Welt und vor Allem meine Lieben, unter Denen Du ja einer der Ersten bist. — Glauben muß ich an Alles, was hehr und groß, ewig und unzerstörbar wie meine Liebe ist, und was mich in Krieg und Politik, Familie und Verhältnissen bedrückt, zweifellos und gottvertrauend von mir weisen. Denn ein Wesen wie meine Melanie besitzen, sie in Wahrheit sein Eigen nennen und nicht auf Gottes Vaterliebe bauen, nicht an seine heilige Vorsehung in den Geschicken der Menschheit wie des Einzelnen, an die geheime Verkettung der Edelsten untereinander, an ihr gemeinsames Wirken für die höchsten Zwecke des Lebens und der Unsterblichkeit glauben — — es würde mir geradezu lästerlich und unmöglich scheinen!

Doch verzeih', daß ich Dir immer nur von Gefühlen vorschwärme, ohne zu bedenken, daß Du Dich doch vor Allem nach Berichten sehnst und ich Dir eine genaue Schilderung des ganzen beglückenden Herganges

schuldig bin. Auch muß ich noch für mein Schweigen auf Deine beiden letzten Briefe um Entschuldigung bitten, weil mir das Schreiben in letzter Zeit geradezu eine Unmöglichkeit war In diesem Schwanken zwischen Furcht und Hoffnung, unter dem Zauberbann von Fräulein Melanie's Augen und bei Allem, was ich innerlich durchlebt und durchlitten, blieb mir weder die Lust noch die Muße zu schriftlichen Erörterungen und Theresen's Verlobung that auch noch das Ihrige dazu. Eigentlich wollten die Eltern, wie Du vielleicht gehört, gleich nach Berlin, um das Brautpaar daselbst zu vereinigen und Melanie ihrer Mutter zurück zu bringen. Aber noch bevor man den Tag der Abreise festgesetzt, traf die Nachricht ein, daß der Arzt der Baronin W. einen kurzen ländlichen Aufenthalt zur Erholung ihrer leidenden Gesundheit dringend angerathen habe, und Melanie's Mutter demnach sofort eintreffen, einige Tage in E. verweilen, und die Tochter selbst heimholen werde. Melanie war sehr erfreut, aber Therese natürlich ein wenig enttäuscht, da sich somit das Wiedersehen mit Fritz um einige Tage verzögerte. Daß ich, mein Alphons, der Mutter meiner Angebeteten mit einer gewissen Scheu und Beklommenheit entgegentrat, ist wol erklärlich und ich freute mich nur, wenigstens meinen Fuß endlich wieder frei gebrauchen zu können. Uebrigens ist meine künftige Schwiegermutter eine Frau von so viel Würde und einem so durchdringenden Scharfblick, daß sie, wenn man auch kein specielles Anliegen ihr gegenüber hat, recht wol zu imponiren geeignet ist. Für mich war sie sehr gnädig, schien sich aber mit unserer Mutter nicht recht zu verstehen, und ich merkte auch wol, daß mein Vater sie für eine „langue aigue“ erkannte und sie zwar mit ausgesuchter chevalerie, aber doch auch wieder mit einem gewissen „restraint“ behandelte. Jedenfalls ist sie noch immer eine schöne, an Huldigungen gewöhnte Frau, und man fühlt es sogleich, daß sie zu herrschen versteht und das ruhige Ertragen eines Widerspruchs nicht eben ihre Sache ist. Dieses Alles war nicht eben vielversprechend; aber meine Leidenschaft für Melanie wuchs mit jedem Augenblick und der Gedanke, dieselbe von E. scheiden, ohne sie für immer an mich gefesselt zu sehen, hatte mich das Aeußerste wagen und am Tage vor der projectirtirten Heimreise der Baronin mit meiner Verlobung hervortreten lassen. Zuerst zog ich den lieben Herrn Pfarrer in's Geheimniß, um durch ihn meinen Vater günstig für meine Wünsche zu stimmen, was er auch willig zu thun versprach. Als derselbe sein Nachmittagsschläfchen beendet, suchte der Pfarrer ihn durch die Execution eines seiner Lieblingsstücke von Beethoven in eine heiter wohlthuende Stimmung zu versetzen. Melanie liebt es auch so sehr und meinte noch neulich: „Es klänge, als sei es für Worte geschrieben; so tief und inhaltsschwer, als ob eine ganze Herzensgeschichte in diese eine Melodie gefaßt wäre!“ — Ob nun der Pfarrer daran angeknüpft, oder meinem Vater selbst diese Bemerkung in's Gedächtniß gekommen — ich weiß es nicht. Jedenfalls brachte mir unser guter, alter Diener nach einer Stunde tödtlich banger Spannung ein Briefchen mit den flüchtigen Zeilen von meines Vaters Hand:

„Wenn Du Deine Werbung um Fräulein Melanie mit Glück versuchst, so soll dieselbe mir und Deiner Mutter als Schwiegertochter willkommen sein.“

Ich war so heftig bewegt, daß ich mich an einen Sessel halten und einen Moment niederlassen mußte. Dann flog ich mehr, als ich ging, durch die langen Corridore bis zu der Baronin Zimmer, die soeben ihrer Kammerfrau noch einige nöthige Befehle zur morgenden Reise gab. Auf meine bescheidene Anfrage, ob ich sie einige Momente allein sprechen dürfe, öffnete sich sofort die Flügelthür und ich befand mich der stattlichen Dame und der Entscheidung meiner Zukunft gegenüber. Was ich sagte, wie ich diesen, bis in das Innerste forschenden Blicken und Fragen gerecht geworden — wie sollte ich es Dir zu beschreiben vermögen? — „Ihr Wille ist gut, Ihre Neigung echt“, sagte sie endlich mit Festigkeit. „Haben Sie aber wol bedacht, daß ein Mädchen von achtzehn und ein Mann von dreiundzwanzig Jahren noch selten für eine solche Entscheidung die nöthige Reife besaßen, daß neunmal unter zehn das Lebensglück beider Theile bei so großer Jugend Schiffbruch gelitten hat?“

„Höchstzuverehrende Frau!“ — entgegnete ich mit dem Humor der Verlegenheit. „Ein Feldzug zählt doppelt bei Berechnung der Militairpensionen. Für die Lebenserfahrung aber meine ich wol, daß er mehr denn zehn Friedensjahre wiegt, und daß, wer seinen Körper gesund und sein Herz rein und treu daraus zurück gebracht, sich die Rittersporen verdient und für seine Mannhaftigkeit ein rühmliches Zeugniß abgelegt hat!“ — „Nun, so segne Sie Gott!“ — sagte sie weich. „Möchten Sie das Juwel, welches Ihnen das Schicksal bescheert, recht zu schätzen und zu hüten wissen!“

Sie erhob sich rasch und öffnete eine kleine Seitenthür, welche in Melanie's Zimmer ging. Die Geliebte saß, mir halb abgewendet, auf dem Fenstertritt und schaute hinaus, ein geöffnetes Buch vor sich, auf das tiefer sich färbende Abendroth und die leicht sich kräuselnden Wellen des See's nieder. Durch das Knarren der eisenbeschlagenen Thür gestört, drehte sie sich langsam um und schreckte dann, wie von meinem Anblick versteinert, jählings empor. „Vergebung, Fräulein Melanie!“ — stammelte ich in höchster Aufregung. „Es ist Ihre Frau Mutter selbst, die mir den Weg in dieses Heiligthum gezeigt, und so lassen Sie mich auf Verzeihung für dieses kühne, durch die Macht meiner Gefühle für Sie allein zu entschuldigende Eindringen hoffen!“

Ihre wunderbaren Augen hefteten sich mit sprachloser Ueberraschung auf mich und in lebhafter Bewegung griff sie nach einer Stuhllehne. „Ich weiß nicht, Herr Graf, ob ich?“ — sie stockte. — — Melanie zitterte und schien nicht vollenden zu können. — Ich trat einige Schritte näher. „Nichts als das Eine!“ — rief ich in aufflammender Leidenschaft, „daß es allein in Ihre Hand gegeben, mich unaussprechlich glücklich oder elend werden zu lassen!“ — — Sie trat zurück und legte leicht die rechte Hand an ihre Stirn. „Wie, Herr Graf, Sie könnten, wollten, es ist kein Traum?“ — fragte sie zweifelnd

und sah mich an, als ob sie mit diesem einen Blick mein ganzes Wesen durchdringen und jeden Gedanken meines Herzens erforschen wolle. „Traum? — heißgeliebtes, über Alles geliebtes Mädchen!" — rief ich außer mir, und mich zu ihren Füßen niederwerfend. „Sprich ein Wort, sage ein „Ja", und Du hast mich für immer zu Deinem Sclaven gemacht, mich zu einer Seligkeit sonder Gleichen emporgehoben!" — Fieberische Bewegung überflammte ihr Gesicht, als sie sich langsam über mich neigte und ihre Hand in die meine legte. „So bin ich die Ihrige!" — sagte sie fest, „und möchte ich Ihnen immer sein, was Sie von mir erwarten und zu hoffen wagen!"

Ist es noch nöthig mehr zu berichten? — Nein, mein Alphons, denn das Weitere, ich fühle es deutlich, sagt Dir Dein treues Bruderherz, was gewiß in neidloser Freude herzlich und warm mit dem meinen schlägt. Aber bitten will ich Dich, und rastlos und stets erneut bestürmen, daß Du selbst so bald als nur möglich kommst, um Dich durch eigene Anschauung von Dem zu überzeugen, was zu beschreiben unmöglich ist!

Dein Gustav.

XIII.

Fritz an Therese.

Berlin, 13. October 93.

Innigstgeliebte!

Obgleich ich nun doch wol in spätestens acht Tagen auf Ihre Herkunft rechnen darf, will ich doch noch eine freie halbe Stunde benutzen, während der mein durchlauchtigster Prinz Meldungen entgegennimmt, um Ihnen für Ihr letztes, durch Kleist empfangenes Schreiben recht herzlichen Dank auszusprechen. Sie werden sicher überzeugt sein, daß mich jede Silbe von Ihnen interessirt und daß ich durch Ihre lieben Beschreibungen Allem, was sich in Schloß E. begiebt, Interesse schenke, Ihren Gefühlen dabei folge und mich somit bestmöglichst für meine gezwungene Abwesenheit zu entschädigen suche. Am meisten hat mich aber doch Ihre Schilderung des Brautpaares und des Besuches Ihres Bruders Alphons und unseres guten Kleist beschäftigt und angesprochen. — Der Letztere war ganz erfüllt davon und konnte nicht aufhören, die Gastlichkeit Ihrer Eltern, die ich ja hoffentlich bald auch die meinigen nennen darf, das Glück Ihrer Freundin Melanie und die Schönheit und Liebenswürdigkeit einer andern jungen Dame zu preisen, welche ich meine Braut zu nennen nicht minder stolz als glücklich bin. Auch der gute Herr Pfarrer mit seinem hellen Blick und warmen Interesse hat ihn lebhaft angesprochen, und Kleist erzählte lächelnd, wie bald sie sich in theologische und politische Debatten vertieft und über Rousseau's „Emil", die französische Revolution, Mirabeau und Robespierre, Marie Antoinette rc. ihre Ansichten ausgetauscht und die Tagesfragen abgehandelt hätten. „Nur von Alphons habe er nicht viel gehabt", meinte er, „und denselben noch nie im Leben so einsilbig und präoccupirt gesehen." — Auch Ihr Bruder Gustav habe dies empfunden und Fräulein Melanie auf einem Gange durch den Park ganz offen gegen ihn geäußert:

„Wie sie sich den zukünftigen beau frère so viel geistreicher gedacht und sich nach Ihren und ihres Verlobten Schilderungen von seiner Person und Liebenswürdigkeit ein weit idealeres Bild entworfen habe.“ — Ich begriff dies Anfangs nicht, muß aber leider gestehen, daß auch ich aus meines Freundes Alphons augenblicklicher Einsilbigkeit und Verstimmtheit nicht klug zu werden weiß. Anstatt sich, wie ich erwartet, von dem heiß ersehnten Wiedersehen der Heimat, Eltern und Geschwister charmirt und von den dort verlebten Stunden freudig bewegt und angeregt zu zeigen, habe ich kaum einige Worte darüber heraus gebracht und mich in allen Dingen auf den mir doch verhältnißmäßig so fern stehenden Kleist verlassen müssen. Glauben Sie mir, höchstzuverehrende theure Therese, daß ich mir über dieses Räthsel schon die wunderlichsten Vorstellungen gemacht, da ich mir es nur aus einem plötzlich aufgestachelten, maßlosen Ehrgeiz oder einer tiefen, aber hoffnungslosen Ergriffenheit des Herzens zu erklären vermag. So saßen wir z. B. gestern Abend in der Oper zusammen. Zelter und Schadow befanden sich in der Nebenloge und wir sprachen viel in den Zwischenpausen über Gluck's Armide, Goethe's Werther, Lessing's Emilie Galotti und die vielen sich widersprechenden und einander bekämpfenden Zeitrichtungen. Zelter begeisterte sich für Gluck's Schöpfungen und hob besonders die sich immer steigernde Wirkung seiner Alceste und Armide auf das Gemüth hervor. „Welche Poesie liegt besonders in der letzteren!“ — sagte er, „und wie empfindet man die Unwiderstehlichkeit der Liebesmacht, welche den armen Rinald in Fesseln schlägt.“ — „Armer Rinald!“ — fiel plötzlich Alphons ein, der bis dahin ziemlich antheillos dabei gesessen hatte. „Reich und glücklich Jeder, dem dieses Höchste und durch den eigenen Willen Unerreichbare einmal sein leuchtendes Antlitz zeigt, und sollte es selbst nur vorübergehend sein! Können wir die echte Liebe erflehen, erwerben oder verdienen, lieber Zelter? — Frei gegeben, wahllos, wehrlos wie das Schicksal muß sie über uns kommen, uns das Glück des Himmels oder sicheres Verderben bringen! — Wer dies nicht mit mir bekennt, diese Allgewalt der Liebe leugnet, wahrlich, Freund, der hat sie nie empfunden!“

Der gute Zelter sah ganz verblüfft auf unsern Alphons und ich stand soeben im Begriff, für ihn das Wort zu nehmen, als Prinz Heinrich sich erhob und somit das Signal für meine eilige Entfernung gab. Heute Morgen nun nahm ich das interessante, mich ganz erfüllende Thema wieder auf, als wir Beide im Vorgemach des Prinzen warteten. Ich sprach mit Feuereifer meine Ueberzeugung aus, daß die echte, reine Liebe immer nur Segen und Veredelung, niemals aber Verderben in sich tragen könne, und sagte, wie fest ich hoffte, daß sich dies an uns und Ihrem Bruder Gustav erneut documentiren und bewahrheiten werde. Alphons sah mich eigenthümlich an. „An Dir und meiner Schwester Therese, ja!“ sagte er und stand auf. „Sie hat bei allem Hang zur Idealität genug von Werther's Lotte an sich, um immer den Boden der Wirklichkeit unter ihren Füßen zu fühlen. Was aber Gustav's Wahl und Fräulein Melanie betrifft —“ — „Wie?“ unterbrach ich ihn

schnell, „sollte sie Dir irgend welche Zweifel erregt, in irgend einer Weise mißfallen haben?“ — Im Begriff, das Zimmer zu verlassen, blickte er nochmals zurück. „Mißfallen? Können Engel oder Heilige auch mißfallen, Fritz?“ fragte er schnell. Ich wußte nicht, ob ich recht gehört und weiß auch heute nur, daß Alphons verschwunden war, ehe ich meines Erstaunens Herr geworden!

Für die nächsten Tage nimmt ihn, wie er mir sagte, nunmehr seine dienstliche Mission hierselbst völlig in Anspruch, und so werde ich ihn wohl wenig oder gar nicht sprechen. Jedenfalls aber hoffe ich, daß es bei Ihrer Ankunft in Berlin anders um ihn steht und seine Theilnahme an unserer öffentlichen Verlobungsfeier, zu der auch Prinz Heinrich uns die Ehre seiner Gegenwart zu schenken die grace haben will, durch keinerlei Grillen oder dienstliche égards beeinträchtigt wird.

Und nun habe ich Ihnen, theuerste Therese, wahrlich schon mehr vorgeschwatzt, als ich zu verantworten weiß, und nur noch um Entschuldigung für diese ewig lange Epistel und meine Weitschweifigkeit überhaupt, ganz sonderlich aber hinsichtlich meines Freundes Alphons zu bitten. — Halten Sie es meiner Besorgniß um ihn und meinem Vertrauen in Ihre Schwesterliebe zu Gute, die ja eine so innige ist!

In der beglückenden Hoffnung, Ihnen bald Auge in Auge gegenüber stehen und Ihnen mündlich besser aussprechen zu dürfen, wie Sie der Inbegriff meines Sehnens und Denkens, der Traum und die süßeste Verheißung meiner Zukunft sind, bin ich mit respectvollem Handkuß

Ihr
tief devotester zärtlicher
Fritz.

(Schluß im folgenden Heft.)

Theater-Erinnerungen.

Von G. zu Putlitz.

VII.

Das erste Jahr meiner Theaterleitung nahm meine Zeit und Kräfte so vollkommen in Anspruch, daß ich an eine eigene Production weder dachte noch denken konnte, ja ich hatte sogar keinerlei Verlangen nach derselben, denn das Arbeiten an fremden Dichtungen, die Freude an dem Gelingen derselben, ersetzten mir das eigene Schaffen reichlich. Dazu kam, daß ich mir vorgenommen hatte, meine Stücke so wenig als möglich, eigentlich gar nicht auf das Repertoire zu bringen; nicht allein, weil ich überhaupt eine Scheu habe meine Stücke aufführen zu sehen, und einer Darstellung derselben stets nur mit einer abspannenden hastigen Illusionslosigkeit beiwohne, sondern namentlich, weil ich dem Publicum nicht die Empfindung geben wollte, als könnte ich mich ihm aufdrängen. Ich hielt diesen Grundsatz auch fest, bis auf die Aufführung einiger kleinen älteren, einactigen Stücke, die bei Hof von Dilettanten gespielt waren, und die man dann auch auf der öffentlichen Bühne sehen wollte. Das Gastspiel unserer Freundin Rettich, auf das ich zurückkomme, brachte dann zum Schluß der Saison eine einmalige Aufführung des „Testament des großen Kurfürsten", ein Stück, an das sich für Schwerin eine unvergessene, peinlich komische Erinnerung knüpfte. Gleich nachdem das Stück in Berlin gegeben war, wurde mir von gemeinsamen Bekannten eine Dame empfohlen, die sich bei Aufführungen in geselligem Kreise geschickt und begabt gezeigt hatte, und, aufgemuntert durch nicht eben einsichtsvolle Freunde, den Entschluß gefaßt hatte, sich der Bühne zuzuwenden, der sie durch ihre Verhältnisse bis dahin vollkommen fremd gewesen war. Man verlangte, ich solle mich bei irgend einem Theater, mit dem ich Verbindung hätte, um ein erstes Auftreten bemühen, und ich that das bei Friedrich von Flotow, der damals Intendant in Schwerin war. Ich bekam die Antwort, daß ein solcher Versuch gerade dort sehr unangebracht sei, daß er aber denselben wagen wolle, falls die Dame die Dorothea in meinem „Testament" zu spielen im Stande sei, da für diese Rolle zur Zeit dem Schweriner Theater keine passende Darstellerin zu Gebote stehe, und man doch das Stück zu geben wünsche. Ich antwortete, daß ich aus Gefälligkeit für die Debütantin das Stück zu opfern bereit sei. Ein kleiner Versuch im Zimmer mit der Dame ließ mir freilich das Wagniß als ziemlich hoffnungslos erscheinen, ich war aber unpractisch genug mir einzubilden, daß die Proben und die Nachhülfe in denselben den Versuch wenigstens möglich machen würden. Die Debütantin kam in Schwerin an, von Flotow angekündigt als eine Anfängerin zwar, die aber in Berlin bereits Proben ihres Talentes abgelegt, und der ich, der Autor, diese Rolle ganz nach meinen Intentionen einstudirt hätte. Das verstimmte im voraus die Mitspielenden, und da die Dame bei völliger Unkenntniß der Theaterverhältnisse den rechten Ton im Verkehr auch nicht finden mochte, überließ man sie ganz ihrem Schicksal. Nun konnte sie wirklich weder stehen noch gehen auf der Bühne, ihr Organ war ganz ungeschult, Alles ihr fremd und ohne Rath noch Anleitung vorher, ohne Unterstützung im Moment trat sie auf, und es kam, wie es nicht anders kommen konnte. Die peinliche Verlegenheit des Publicums dieser absoluten Unsicherheit, dieser ungeschickten Rathlosigkeit gegenüber, die selbst jedes Wort

unverständlich werden ließ, machte sich bald in Heiterkeit, bald in Mißfallenszeichen Luft, deren entschiedenen Ausbruch nur das Mitleid zurückhielt. Das Publicum konnte aber den Eindruck dieses Abends niemals vergessen, und er war unzertrennlich geworden von dem unschuldigen Stück, wenngleich es später mehrfach mit Erfolg auch in Schwerin zur Aufführung gekommen war. Die unglückliche Debütantin hatte wenigstens Das gewonnen, daß dies erste Auftreten, sie, wenn auch in schmerzlicher Weise, gründlich von der Leidenschaft für die Bühne curirte. Mir aber war der Mißerfolg schon damals durch Freund Flotow's humoristische Darstellung bekannt geworden, und zu meinem Erstaunen fand ich die Erinnerung an jenen verfehlten Theaterabend mehrere Jahre später noch so frisch in Schwerin, als sei er gestern gewesen und die vielfachen Schilderungen der halb peinlich verlegenen, halb hochkomischen Situation machten mir den Eindruck so anschaulich, als hätte ich ihn selbst miterlebt. Ein großer Theil des Publicums wußte aber gar nicht, daß das verunglückte Stück von mir war, wie es überhaupt so unbekannt war mit meinen schriftstellerischen Versuchen, daß es großes Erstaunen erregt hatte, als der Großherzog einen fremden preußischen Gutsbesitzer zum Intendanten seines Theaters gemacht hatte. Und dies Stück war nun das erste größere mit dem ich mich auf das Repertoire stellte. „Ach, das ist das Stück", sagten Einige, „in dem wir damals so haben lachen müssen." Diesmal freilich war es in den Händen der Künstlerin, für die die Hauptrolle gedacht, die sie zuerst in's Leben gerufen hatte. Aber auch der Name Julie Rettich war dem allergrößten Theil des Schweriner Publicums vollkommen fremd, sie war zuerst vor fast leerem Hause in der „Braut von Messina" aufgetreten, und nun kam das „Testament". Das Haus hatte sich doch gefüllt, denn die Isabella in der Braut von Messina hatte das kleine anwesende Publicum vollständig elektrisirt. Auch der Erfolg im „Testament" war ein durchschlagender, aber so wenig hatte man sich um den Namen der Schauspielerin und um den des Autors des Stückes bekümmert, daß, als ein zu eifriger Freund unseres Hauses, da man die Gastin rief, auch den Autor hervorrufen wollte, und sich an die Genossen seiner Loge wandte mit der Aufforderung: „Rufen Sie doch Putlitz!" ihm die erstaunte Frage erwidert wurde: „Heißt sie denn so?" Ich sah, daß ich meine Stücke hätte aufführen lassen können, ohne daß das besonders bemerkt worden wäre, denn mein Autorruhm war noch ganz im Verborgenen.

Mit Anfang der zweiten Saison regte sich doch wieder der Drang zum eigenen Schaffen, wenn auch kaum Zeit dafür blieb. Der lange in Gedanken ausgeführte Plan eines kleinen Lustspiels brach aber durch, und ich schrieb das einactige Stückchen: „Die Zeichen der Liebe." Ohne das besonders zu beabsichtigen, hatte ich unwillkürlich die Schauspieler meiner Bühne vor Augen, als ich die Rollen ausführte. Die Möglichkeit, die sich mir nun zeigte, über meine Production sofort durch eine Aufführung nicht allein eine eigene Anschauung, sondern auch den Ausspruch des Publicums zu empfangen, förderte die Arbeit, und doch mußte ich mir sagen, daß, wenn mein Name auf dem Zettel stünde, das Urtheil des Publicums kein maßgebendes sein könnte. Hätte das Stückchen noch so wenig genügt, das Auditorium wäre freundlich und rücksichtsvoll genug gewesen, mich das nicht empfinden zu lassen, ja auch die Schauspieler wären gehemmt gewesen in ihrem Urtheil, so sehr wir uns übrigens gewöhnt hatten, uns über unsere Leistungen aufrichtig gegen einander auszusprechen. Hätte ich nun mein Manuscript dem

Copisten gegeben, wäre ich sofort entdeckt gewesen. Ich bat also eine Freundin unseres Hauses, die zum Besuch bei uns war, das Manuscript abzuschreiben und übergab diese Handschrift dem Copisten mit dem Bemerken, daß ich sie mühsam lesen und deshalb keinen rechten Eindruck über das Stückchen gewinnen könnte. Schon am andern Tage erhielt ich ein sauberes Theatermanuscript mit den Worten: „Das ist ja ein allerliebstes Stück, und im Abschreiben sah ich schon die ganze Aufführung vor Augen, denn es ist als wäre es jedem Einzelnen von unseren Schauspielern auf den Leib geschrieben." In den Proben empfing ich dann selbst einen freundlichen Eindruck, der so objectiv wirkte, daß ich durchaus vergaß, daß ich der Autor des Stückes war und mich ganz ernsthaft mit unserer vortrefflichen komischen Alten, Frau Lafrenz, auf deren feines Verständniß ich großen Werth legte, über kleine Geschmacklosigkeiten des Stückes empörte, und dieselben ausmerzte. Nun kam die Aufführung. Wir Drei in meiner Loge, die freundliche Abschreiberin nämlich, meine Frau und ich, waren die Einzigen, die um meine Autorschaft wußten. Um so belustigender und erfreulicher war der vollkommene Erfolg und zwar gleich von der ersten Scene an. Das Publicum war sofort in heiterster Stimmung, die nicht einen Augenblick schwankte, und die Darsteller mit fortriß. Freilich war die Darstellung eine ganz vorzügliche, die alle meine Intentionen nicht allein erfüllte, sondern oft weit überbot. Eine reinere und ungetrübtere Autorenfreude habe ich niemals gehabt und das auch mit, weil ich sie mir ganz heimlich bewahren konnte, denn ich behielt sie für mich, und entdeckte mich auch bei den Wiederholungen nicht, die sich auf gleichem Erfolg erhielten. Da fügte es sich einmal, daß die Erkrankung eines Mitgliedes die schnelle Aenderung des Repertoires nothwendig machte, wobei es uns an einem kleinen Entréestücke fehlte. Director Steiner sagte: „Wir haben ja Ihre Badecuren, die wir im Sommer in Doberan gaben, die ganz gut gingen und die wir mit einer Probe wiederholen können." Ich gab, wenn auch widerstrebend, nach und wir hielten unsere Probe, zum sichtlichen Vergnügen der Schauspieler. Nach derselben kamen diese und machten mir Vorwürfe, daß ich mich sträube, meine Stücke geben zu lassen, sie hätten Freude daran sie zu spielen, und es müsse dem Publicum fast wie ein Mißtrauenszeichen gegen ihre Darstellung erscheinen, daß ich meine eigenen Productionen ihnen nicht anvertrauen wolle. „Wenn Sie uns doch einmal ein neues Stück schrieben", sagte der Regisseur Feltscher, „so sollten Sie sehen, mit welchem Eifer wir alle Kräfte daran setzen würden, dasselbe zur Geltung zu bringen." — „Ich würde das nur anonym thun" erwiederte ich „um ganz unbefangen einstudiren und den Erfolg der Aufführung abwarten zu können!" — „Anonym?" rief Frau Lafrenz „das würde Ihnen nicht gelingen. Nach der ersten Seite meiner Rolle wüßte ich, daß das Stück von Ihnen wäre!" Herr Feltscher behauptete dasselbe. Er wollte es schon nach den ersten zwei Worten wissen. Nun hielt ich mich doch nicht länger und sagte lachend: „Aber Sie haben ja Alle ein Stück schon drei Mal gespielt und nichts gemerkt." Die Schauspieler waren empört, daß ich sie auf's Glatteis geführt hätte, und versprachen von nun an besser aufzupassen, damit ihnen das nicht wieder begegnen könne, ich aber ließ bei späteren Wiederholungen der „Zeichen der Liebe" meinen Namen auf den Zettel setzen. Zufällig war nun aber doch das inzwischen gedruckte Stückchen mit pseudonymem Autornamen an die Bühnen gegangen und wurde munter hier mit dem meinigen, dort mit dem Namen Th. Rese (Therese war der Vorname der freundlichen Copistin

meines Manuscripts) gegeben, und hatte überall seinen guten Erfolg, wenn es auch die Darstellung sicher nirgend zu der Geltung brachte, die ihm in Schwerin geworden war. Ich wenigstens konnte das Stück an einigen großen Theatern, an denen ich es spielen sah, nach der Schweriner Erinnerung, kaum ertragen. In Wien aber, wohin es auch, und zwar an das Carltheater, gekommen war, bereitete es mir einen kleinen Triumph, der mir zu viel Schadenfreude machte, um ihn zu verschweigen. Ich habe schon früher erzählt, daß die ganze Wiener Theaterkritik, sobald dort ein Stück von mir auftauchte, mit verdammendstem Schimpfen über dasselbe herfiel, ja mich mit persönlichen Beleidigungen nie verschonte. Dabei ist sie nun bis zu dieser Stunde verblieben und ich denke, sie — wird sich auch nicht ändern. Th. Rese und sein Stück fanden nun mehr Gnade, und ich hatte ein einziges Mal die Freude, mit lobender Anerkennung in den Wiener Blättern behandelt zu werden. Dies einzige „Zeichen der Liebe" seitens der Wiener Kritik hat mich aber eben so wenig stolz gemacht, als mich die Beweise von Feindschaft niederdrückten.

Nichts ist nun geeigneter den dramatischen Schriftsteller mehr zur Production zu ermuntern, als die Aussicht, sein Werk schnell und nach seiner Intention die Feuerprobe der Aufführung bestehen zu sehen. Es wäre also die Pflicht der Bühnenleitungen, namentlich der größeren, maßgebenden, wie das auch in Frankreich, noch mehr in Italien geschieht, die heimischen Dichter als unzertrennlich von ihrem Kunstinstitute zu betrachten, und ihnen, mit der Sicherheit einer schnellen Berücksichtigung, die Gelegenheit zu geben, die Kräfte, über die sie für ihre Productionen zu gebieten haben, kennen zu lernen. Der dramatische Dichter, der, ferngehalten von einer Bühne, mit der Unsicherheit, sein Werk aufgeführt zu sehen, ohne Kenntniß der darstellenden Kräfte, noch des Geschmacks des Publicums arbeiten muß, wird sehr bald in seiner Kraft erlahmen. Die Vorzüge, die dem dramatischen Dichter die Zusammengehörigkeit mit einer Bühne bringt, lernte ich in vollem Maße kennen, denn obgleich meine Zeit so sehr in Anspruch genommen war, daß ich kaum zum flüchtigsten Produciren Raum fand, tauchten doch immer wieder neue dramatische Entwürfe auf, und eine ganze Reihe derselben drängte sich zur Bearbeitung. Die Aussicht einer Aufführung unter meinen Augen, sofort nach der Vollendung, war ein wesentlicher Sporn für die Arbeit. Aber ich nahm diese Wohlthat nicht allein für mich in Anspruch, ich suchte sie, so viel in meinen Kräften stand, auch Anderen zukommen zu lassen, wie ich das später bei der Sophonisbe meines Freundes Emanuel Geibel zeigen will, einer Aufführung, die einer genauern Besprechung bedarf. Hier will ich nur von einem andern durchaus geglückten Fall, fast gegen die Absicht des Dichters erzählen. Ich war auf einige Stunden nach Berlin gereist und saß bei Herrn Michelson, dem Agenten für mein Theater, der zugleich den Vertrieb meiner eigenen Stücke seit Beginn meiner dramatischen Schriftstellerei besorgt hatte. Ich fragte nach neuen Stücken, denn ich verbrauchte viele im Jahre, hatte ich es doch während einer Saison von 6 Monaten einmal auf mehr als 30 Novitäten gebracht. Es lag nichts vor von irgend welcher Bedeutung und Herr Michelson erwähnte nur eines neuen Stückes von Brachvogel: „Prinzessin von Monpensier", das in etwa vierzehn Tagen in Berlin gegeben werden sollte, und das eben im Druck wäre, um es, gleich nach der Berliner Aufführung, an die anderen Bühnen zu versenden. Indem wir sprachen, kamen die Correcturbogen des Stückes und ich bat sie mir aus, um dasselbe, wenn auch in diesem unfertigen Druck, lesen zu können. Nach flüchtiger Durchsicht im Eisenbahn-

coupé auf der Rückreise nach Schwerin beschloß ich, sofort das Stück zu geben, und zwar wo möglich noch vor der Berliner Aufführung. Dazu war zwar freilich die Zeit sehr knapp, aber als ich in früher Morgenstunde in Schwerin ankam, ließ ich die einzelnen Bogen sofort zur schleunigsten Abschrift der Rollen vertheilen, die denn auch so schnell fertig waren, daß ich sie schon am nächsten Morgen distribuiren lassen konnte, und das starke fünfactige Stück füllte einen Abend. Meine Schauspieler, denen ich erzählte daß es mir darauf ankäme, der Berliner Aufführung zuvorzukommen, waren sofort mit allem Eifer dabei, und namentlich Frl. Nöckel, die Trägerin der sehr gewichtigen Titelrolle, erklärte mir nach wenigen Tagen, sie sei bereit die Proben beginnen zu lassen. Acht Tage nachdem ich das Stück, fast doloser Weise, aus Berlin entführt hatte, konnte ich dem Verfasser den Erfolg jedes Actes, sofort nach dem ersten Eindruck hingeschrieben, melden und ihn einladen zur Wiederholung herüber zu kommen. Er folgte dieser Aufforderung und erzählte, wie er zuerst durchaus nicht hätte begreifen können, wie ein Stück, das kaum fertig gedruckt und noch gar nicht versandt war, hätte aufgeführt werden können, und er würde die Nachricht für eine Mystification gehalten haben, hätte ihn nicht der beiliegende Theaterzettel überzeugt, daß es sich wirklich um sein Stück handelte. Der Tag in Schwerin, mit der Aufführung seines eben vollendeten, noch nicht gesehenen Stückes, wird dem Dichter aber nicht allein eine freundliche Erinnerung bereitet haben, denn das Publicum, das von seiner Anwesenheit erfuhr, zeichnete ihn mit Hervorrufen und Kränzen aus, sondern ihm auch für die Einrichtung zu späteren Aufführungen förderlich gewesen sein. Wir aber hatten einmal wieder die Freude gehabt in einer überhaupt ersten Aufführung die dramatische Lebensfähigkeit eines Stückes zu prüfen, das sich in Schwerin sofort als ein sehr wirksames herausstellte. Mir aber wuchs in diesem Erfolge der Reiz und die Lust an eigenem Schaffen.

Ein seit vielen Jahren, eigentlich seit dem Anfang meiner schriftstellerischen Thätigkeit durchdachter und immer wieder zurückgelegter Stoff verdankt seine Bearbeitung der Möglichkeit, diese leicht und schnell zur Darstellung bringen zu können, wie sie mir meine Stellung in Schwerin bot. Das Factum, daß Catharina II. von Rußland den jungen Polen Poniatowsky, der, ehe sie Kaiserin war, zu ihren Günstlingen gehörte, und der sich mit der Hoffnung schmeichelte, nach ihrer Erhebung auf den Czarenthron diesen zu theilen, indem er ihre Hand gewänne, zum König von Polen machte, gab die historische Grundlage. Conflict und Lösung sollten durch ein Spiel mit dem Wort gegeben werden. Das Motiv war für das Drama sehr subtil und die Folge hat gezeigt, daß die Bedenken die mich durch zwanzig Jahre den Stoff als zu gewagt erscheinen ließen, nicht ganz ungerechtfertigt waren. Meine Schweriner Thätigkeit hatte mich muthiger gemacht, denn wie oft schon hatte ich Gewagtes mit der Brücke sorgfältiger Darstellung über die Abgründe der Gefahr fortgeführt. Und war denn für das Lustspiel die Doppeldeutigkeit des Wortes ein verwerfliches Motiv? Shakespeare im „Kaufmann von Venedig", Calderon im „Lauten Geheimniß" hatten ihre Entwickelungen auf dasselbe gebaut. Den historischen Boden, den Aufbau, ja einzelne fertige Scenen, hatten die lange Beschäftigung mit dem Stoff so festgestellt, daß er in der That nur der leichtesten Arbeit, der Ausführung noch bedurfte, die dann auch sehr schnell vollendet wurde. Und doch, als mein Stück „Um die Krone" fertig war und es sogar bei der Vorlesung bei einigen einsichtsvollen und kritischen Freunden große Theilnahme erregte und ihm ein sicherer Theatererfolg vorausgesagt

wurde, machten sich bei mir alle Bedenken wieder geltend und ich wagte nicht, das Stück in Schwerin aufzuführen, wenigstens wollte ich erst noch gewichtige Urtheile hören, wo möglich eine Darstellung an anderer Bühne vorausgehen lassen. Ich schickte also mein Manuscript an Heinrich Laube, der damals noch Director des Burgtheaters in Wien war, nicht um ihm das Stück einzureichen, sondern um seine Stimme darüber zu hören, weil ich wußte daß er mit seinem practischen Blick alles Gebrechliche schnell herausfinden und mir aufrichtig seine Meinung sagen würde. Ich bekam mein Manuscript nach einiger Zeit zurück mit einem Brief des Freundes, der mich noch unklarer und unzuverlässiger machte, als ich war. Die Acte waren einzeln zusammengeheftet gewesen, und nun hatte es sich gefügt, daß sie durcheinander, aus der Reihe gekommen waren, vielleicht beim Einpacken schon. Laube hatte den obenaufliegenden Act, ich glaube den vierten, zuerst gelesen, höchlichst erstaunt über die unklare Exposition, dann, als er seinen Irrthum gewahr wurde, hatte ihm derselbe doch den Eindruck verwirrt, und er erklärte sich außer Stande mir irgend ein Prognostikon für den Erfolg des Stückes auf der Bühne zu stellen. Ihm selbst sei natürlich die Spannung durch das Zuerstlesen des vierten Actes vernichtet, aber er halte es nichts destoweniger für interessant. Dieser doppelsinnige, völlig unklare Orakelspruch des sonst so bestimmten und aufrichtigen Freundes verdroß mich doch, und in diesem Verdruß beschloß ich mir selbst, und zwar durch eine Aufführung, ein Urtheil zu verschaffen. Schließlich kann man sich wirklich immer nur auf sich selbst verlassen und ich traute und traue mir noch die Objectivität zu, strenges Gericht über meine eigenen Productionen zu halten. Wir waren aber nun bereits dem Schluß unserer Saison nahe und kaum schien es möglich, das Stück noch vorher herauszubringen. Ein Hinausschieben zur nächsten Saison aber hätte die Versendung an andere Bühnen fast um ein Jahr hinausgerückt. Ohne die Aufregung über den Laube'schen Brief hätte ich aber sicher diesen Aufschub ruhig hingenommen, nun aber wollte ich Alles daran setzen, eine Entscheidung über mein Stück zu erhalten.

Es war ein Sonntag Morgen, als ich den Laube'schen Brief erhielt und ich eilte sofort mit meiner einzigen Abschrift und meinem Manuscript auf das Theaterbureau. Ich nahm mir meine ganz vortrefflichen prompten Copisten zusammen, und stellte ihnen die Sachlage vor. Sie entwarfen sofort ihre Disposition und vertheilten die Arbeit, so zwar, daß sie die Rollen actweise abschrieben und dann zusammenhefteten, und sich die Stunden, selbst die der Nacht, so eintheilten, daß die Arbeit nie unterbrochen wurde. Schon am Abend des Tages konnte ich zwei Hauptrollen an die Darsteller aushändigen, am nächsten Morgen drei andere, und Montag Abend hatten alle Schauspieler ihre Rollen. Dienstag Mittag setzte ich eine Leseprobe auf der Bühne an, die zugleich als Arrangirprobe dienen sollte, was dadurch möglich war, daß ich selbst die Regie übernahm und die ganze mise en scène fest im Kopf hatte. Nun aber begannen die Hindernisse. Als ich gerade zur Probe gehen wollte, kam der Brief des in Rostock gastirenden Künstlers, Friedrich Haase, mit dem wir unterhandelt hatten, ob er noch in dieser Saison oder in der nächsten bei uns ein Gastspiel eröffnen wollte. Nun paßte es ihm sofort am besten und er meldete sich für die letzten Tage unserer Saison. Das machte die Frist für mein Stück noch um fünf Tage kürzer. Ich war eben dabei den Schauspielern, die sich zur Probe versammelt hatten, das vorzutragen und zu berathen ob sie es für möglich hielten, das Stück nichtsdestoweniger noch

herauszubringen. Wir rechneten die Tage, ja wir rechneten fast die Stunden, setzten als Vorstellungen in der Woche nur Opern an und wurden endlich einig, daß wir es es wagen wollten. Da eben, als wir unsere Probe begonnen, wurde ein, freilich nicht in meinem Stück beschäftigter Schauspieler als krank gemeldet und die Vorstellung für den Abend mußte geändert werden. Als das dem Maschinisten mitgetheilt wurde, erklärte er, die Bühne müsse sofort geräumt werden, denn es bliebe ihm gerade so viel Zeit, die nun unnützen Decorationen auszuräumen und die neuen einzurichten. Damit verloren wir die Probe und dadurch einen ganzen Tag. Nun schien die Aufführung unmöglich und nach kurzer Berathung gaben wir dieselbe auf. Wir gingen auseinander, aber ich war kaum auf der Straße, als mir ein Paar meiner Mitglieder nachkamen. Sie hatten unter sich noch einmal schnellen Rath gepflogen, und Jeder hatte sich erboten alle Kräfte einzusetzen, weil es sich um ein Stück von mir handle. Sie machten den Vorschlag, ich sollte die Arrangirprobe mit ihnen auf dem Concertsaale abhalten. Das geschah und wir lasen, arrangirten, probirten, kurz wir stellten das Stück äußerlich so fest, daß der Muth zum Wagniß immer mehr wuchs und wir die Probe erst unterbrachen als die Vorbereitungen zur Abendvorstellung uns dazu zwangen. Die Anstrengung, die die Schauspieler übernahmen, war ein gewaltige, denn schon das einfache Memoriren der zum Theil sehr umfangreichen Rollen in so kurzer Zeit, war eine schwere Arbeit. Doch suchte ich ihnen das Studium der Charaktere, das Ausarbeiten der Nüancen dadurch zu erleichtern, daß ich mit jedem Einzelnen die Aufgabe durchnahm, wie mir das bei einem eigenen Stücke ja möglich war. Als wir am Freitag zur Probe zusammenkamen, nach kaum dreitägiger Muße zum Lernen, fehlte nicht eine Silbe im Gedächtniß. Sonnabend probirten wir zweimal und die Generalprobe am Sonntag früh ging so präcis, daß wir mit vollkommener Zuversicht dem Abend entgegensahen. Mir hatte die unausgesetzte Arbeit der Woche gar keine Zeit gelassen, meinen Bedenken noch nachzuhängen, und ich kann auch sagen, daß diese in den Proben mehr und mehr schwanden. Der feste und klare Aufbau des Stückes stellte sich zutrauenerweckend heraus. Das Publicum war auf das Stück erst durch den Theaterzettel des Morgens aufmerksam gemacht und mehr überrascht als erwartungsvoll. Der größte Theil meinte wol, es handle sich um irgend ein früheres meiner Stücke, und daß man noch nichts davon gehört hatte, erweckte so geringe Erwartungen, daß man sie fast Vorurtheil nennen konnte. Das war sehr gut, denn nichts ist dem Erfolge schädlicher als durch Reclame erzeugte zu hohe Ansprüche.

So begann die Vorstellung, die vortrefflich war, und aus einem Guß, wenn ihm auch, für mein Verständniß wenigstens, noch etwas anhing von der Ueberstürzung des Einstudirens, eine gewisse Frühreife, eine nicht vollkommen überwundene Unsicherheit bei den Schauspielern, die eine fieberhaft erregte, mühsam zurückgehaltene Hast erzeugte. Aehnliches hatte ich bei der ersten Aufführung des „Waldemar" in Linz bemerkt. Hier wie da kam es dem Eindruck zu statten, denn das will ich gleich voraus bemerken: wir haben das Stück nie wieder so zur Geltung gebracht, als bei der ersten Aufführung. Der Erfolg war ein durchaus erwünschter. Die Theilnahme des Publicums stieg von Act zu Act und die Spannung hielt vor. Für mich hatte der Abend noch eine ganz besonders wehmüthige Erinnerung. Der Großherzog, die junge Großherzogin Anna, mit ihren Eltern, Prinzen und Prinzeß Karl von Hessen waren im Theater. Nach dem vierten Act wurde ich in die

großherzogliche Loge gerufen. Alle waren theilnehmend für das Stück und namentlich die junge Großherzogin, in ihrer schweigenden und doch so tief verständnißvollen Weise, stand mit so strahlend glücklichem Gesicht da, dem man es ansah, wie es ihr Freude machte, den Eltern neben ihrem Glück auch den kleinen Schmuck ihres Lebens durch das Theater zu zeigen, für das sie Vorliebe und eingehendes Verständniß hatte. Wie herzlich konnte sie über jeden Scherz lachen, und wie ernst beschäftigte sie sich doch schon vorher damit, wenn ihr eine werthvollere Gabe der Literatur vorgeführt werden sollte. An jenem Abend war auch etwas Freude dabei, ihren Schweriner Autor, mit dem, was er zunächst für ihr Theater producirte, zu zeigen. Als der fünfte Act beginnen sollte und die anderen Herrschaften wieder Platz genommen hatten in der Loge, blieb die liebenswürdige Fürstin noch einen Augenblick im Vorzimmer zurück und sagte mit rührendster Anmuth: „Bitte, erzählen Sie mir schnell, wie es nun kommt. Es macht mir solche Freude, wenn ich allein weiß, wie es sich löst, während die Anderen sich noch den Kopf zerbrechen." Ich berichtete knapp die Lösung. Das waren die letzten Worte, die ich mit der seltenen und unvergeßlichen Frau wechselte, die wenig Wochen später nicht mehr unter den Lebenden weilte. Aber das sind Erinnerungen, die ich an dieser Stelle nur andeuten kann.

Die erste Aufführung von „Um die Krone" in Schwerin hatte mir die Ueberzeugung vollkommener Lebensfähigkeit des Stückes gegeben und eigenthümlicher Weise erweckte es überall beim Lesen die Erwartung eines entschiedenen Erfolges und ging schnell über die bedeutendsten deutschen Bühnen. Nirgend, selbst in Schwerin nicht, hat es die Hoffnungen ganz erfüllt, zu der die erste Darstellung berechtigte und an keinem Theater es höher gebracht, als zu etwas kühlem Erfolge. Ich habe viel darüber nachgedacht, worin die Schuld davon zu suchen sei und bin mir bis jetzt nicht völlig klar darüber geworden. Zum Theil wol liegt es darin, daß das Stück mit berechnendem Verstande gebaut ist, und daß ich den Stoff zu lange mit mir herum trug. Ich war schon kalt geworden für denselben, als ich an die Bearbeitung ging. Dadurch fehlt der Herzschlag und eine gemüthlose, mit Worten und Begriffen spielende Kälte gewinnt die Oberhand. Dazu kommt, daß die männliche Hauptfigur, Poniatowsky, im Umschlag seiner Neigung immer ein gefährlicher Theaterheld ist. Man glaubt der letzten Liebe nicht, wenn man die erste so erkalten sah. Das Theaterpublicum, wenigstens das deutsche, hält nun einmal an der Unwandelbarkeit der ersten Liebe fest und verzeiht es dem Mann nicht, wenn er sich durch das Glück einer spätern Neigung trösten läßt.

Als ich zu Anfang der nächsten Saison „Um die Krone" viel sorgsamer einstudirt, wieder vorführte, machte es mir selbst nicht mehr den Eindruck des ersten Mals und ich schob das Stück zurück. Erst als ich zwei Jahre später von Schwerin schied und von Ort, Freunden und Theater sehr schwermüthig schmerzlichen Abschied nahm, studirte ich das Stück auf Wunsch meiner Schauspieler wieder ein, da sie der Meinung waren, ich müsse mit einem eigenen Stück unser Zusammenwirken abschließen. Auch das Publicum sah diese Aufführung wie einen Abschiedsgruß an und überschüttete mich mit Zeichen seines Wohlwollens. Noch jahrelang bewahrte ich die Kränze, die mir an jenem Abend zugeworfen wurden. Die aber galten nicht dem Stück, sondern dem Intendanten, und waren so auch mehr berechtigt, denn ich war wohl ein besserer Intendant als Dichter.

Teplitz.

Der Wandel der Zeiten wird uns niemals auffälliger, als wenn wir einen Ort, der uns lebhafte Jugendeindrücke hinterlassen hat, mit alten Augen wiedersehen.

Es war im vierten Decennium, daß ich Böhmen nicht von Norden her betreten hatte. Nach einer gemächlichen Tagesfahrt — dazumal nämlich — beliebte es unserm Dresdener Hauderer, der sich während der Rast in Peterswalde mehr als räthlich zu Gute gethan hatte, die Säumniß wieder einzuholen und seine Pferde ohne Hemmschuh den Nollendorfer Paß hinabjagen zu lassen. Zur Rechten und Linken der steilen Straße wurde der Wagen geschleudert; die Meinen zitterten ob der halsbrecherischen Procedur. Aber bei sechzehn Jahren hat jede Gefahr einen Reiz. Hoch oben, neben dem verwegenen Rosselenker auf dem Bock, blickte ich entzückt in das im Abendgold schimmernde Thal, das seine Bewohner gern das Paradies von Böhmen nennen hören und mein Herz schlug in der Erinnerung an die Helden, welche dort unten gleich denen an den Thermopylen Stand gehalten hatten, bis die kaum noch erhoffte Hülfe der preußischen Waffenbrüder auf der Straße, die ich hinabrollte, herbei gezogen kam. Die Stätte dieses heroischen Kämpfens und Sterbens war gekennzeichnet worden früher und ehrenreicher als manches bedeutendere Schlachtfeld in dem Befreiungsherbst; lebten wir doch in den letzten Blüthetagen der heiligen Allianz, deren Keimkorn durch den Erfolg von Kulm gelegt worden ist, nachdem das Unheil von Dresden die lockere Verbindung nahezu gelöst hatte.

Die Bewohner von Teplitz feiern alljährlich durch ein Freudenfest — gleichzeitig mit der sagenhaften Auffindung ihrer Heilquellen 762 unter der Regierung von Libussa's Sohn — den Tag von Kulm, der auch sie von schwerer Drohniß befreite. Wer aber denkt heute noch, oder denkt heute noch mit patriotischem Dank an den Teplitzer Tractat von 1813, der, zumal uns Preußen, nach dem Befreiungsrausch eine so ernüchternde Grundneige zurückgelassen hat? Mehr als ein halbes Jahrhundert währte es, bis wir sie mit einem frischen Becher hinunterspülten, und wenn heuer in den nämlichen Septembertagen die Erben der hohen Tractaten sich wieder zu einem Bündniß die Hand gereicht, so war es nicht wie damals Kampf und Vernichtung, es war Frieden, Versöhnung auch in Zeitfragen, die dazumal schlummerten, die ihre Völker ersehnt haben und erfleht.

Zwei Schienenwege führen heute aus dem Elb- in das Bielathal und darüber hinaus. Es ist eine Gewerbsgegend geworden, unter und über dem Boden so reich wie nur die gesegnetsten in deutschen und österreichischen Landen. Ein mächtiges Kohlenlager hat sich aufgethan, Fabriken und Schmelzöfen wachsen wie Pilze zwischen den dichtgedrängten Ortschaften aus dem Boden; die hohen Schornsteine rauchen. Zwei Parteien, die Anhänger

der alten Thermen und die der modernen Industrie machen den Vorrang sich streitig; Teplitz ist auf dem Wege ein zweites Aachen zu werden. Weit über die einstige Curzone hinaus hat es sich mit Logir- und geschmackvollen Privathäusern bereits gedehnt; das jüngst vollendete Kaiserbad ist ein Palast; weitere Badevergößerungen sind geplant; die freundlichsten Gartenanlagen ziehen sich bis an den Park von Turn; bald wird auch dieses fürstlich Clarysche Dorf wie Schönau vorstädtisch mit Teplitz zusammenhängen. Und noch weit darüber hinaus ist in dem gewellten Kessel von Eichwald bis Bilin an Mineralbrunnen, Fichtennadelbädern, Kaltwasserheilanstalten, Sommerfrischen kein Mangel und sind Schlösser und Parks der großen Grundbesitzer, der Clary, Lobkowitz und Waldstein, mit dankenswerther Liberalität dem Publicum zur Umschau und Erholung geöffnet.

Auch hat die Zahl der Curgäste seit der Zeit meiner Jugenderinnerungen sich vervierfacht — sie betrug im heurigen August schon über 10,000 —; ein Beweis, daß Gicht und Gliederreißen unter der Menschheit nicht abgenommen haben und Wunden sich, ach, um wie viele vermehrt. — Aber die Kategorien der Heilung Suchenden sind andere geworden. In den Blüthetagen der heiligen Allianz war Teplitz ein Bad der Potentaten und Aristokraten wie heute etwa Ems. Friedrich Wilhelm III., der mehr als zwanzig Jahre allsommerlich im Fürstenbade Aufenthalt nahm und nirgendwo sich so wohl und heiter fühlte wie hier, lockte Hoheiten an und gab der Gesellschaft einen fast preußischen Anstrich. Auch lebt — trotz 1866! — der fremde königliche Gönner noch im besten Andenken in der Stadt; „die dankbaren Bürger" haben ihm auf seiner Lieblingshöhe über derselben ein Denkmal errichtet; Plätze, Häuser, schöne Aussichtspunkte nennen sich nach ihm. Im preußischen Militairkrankenhause, das er gegründet, ward auch heuer der dritte August festlich begangen, und neben sämmtlichen Heilung suchenden Preußen, Prinz Admiral und Kriegsminister an der Spitze, wohnten auch Landeskinder der Feier bei.

So oft ich in diesen Wochen den Schloßgarten betrat, der, zwischen allen modernen Veränderungen unverändert, mit seinen prächtigen alten Bäumen, seinen durch Brosamen gezähmten Schwänen und aufspringenden Fischen im Weiher, mit seiner Musikkapelle vor dem Gartensalon auch heute noch in der Mittagsstunde den Sammelplatz der Curgäste bildet, da sah ich den alten königlichen Herrn auch vor mir, als wäre es gestern gewesen, daß er, noch immer eine imponirende Erscheinung, in blauem Ueberrock, hoher schwarzer Cravatte und hohem schwarzen Cylinderhut, Punkt Elf in der Mittelallee erschien. Ihm zur Seite die Fürstin Liegnitz, auch noch eine einnehmende Gestalt und allezeit gar stattlich angethan. So trug sie an jenem ersten Tage meiner Erinnerungen ein grünes Kleid, einen feuerrothen türkischen Shawl und einen mit Granatblüthen geschmückten gelben Hut, mit dessen Umfang sich heute kein Damensonnenschirm messen dürfte. Die Mode heischte ein buntes Farbenspiel und wol möglich, daß, nach Greisenart, der königliche Gemal es liebte.

Dem Paar folgte eine durchlauchtige Suite, unter welcher der bleichen, schlanken Helene von Mecklenburg, der späterhin so unglücklichen Prinzessin von Orleans, die Aufmerksamkeit des Königs vorzugsweise zugewendet ward. Die Kapelle stimmte: „Heil Dir im Siegerkranz" an; das auf dem Salonplatz harrende Publicum verneigte sich ehrerbietig; Keiner würde die Hauptallee vorangeschritten sein, bis die Majestät den Wandelgang eröffnet hatte.

Nach ihrem Vortritt folgte man in angemessener Entfernung. Am untern Ende der Allee wurde Halt gemacht und der Rückweg in der nämlichen Ordnung angetreten. Erst nachdem der hohe Herr sich in einen Seitenweg verzogen hatte, bewegte auch die Gesellschaft sich ad libitum.

Am Nachmittage sah man dann den königlichen Zweispänner nach irgend einem hübschen Aussichtspunkte an sich vorüber fahren und Glock Sechs saß der alte Herr regelmäßig in dem engen, heißen, halbdunklen Schloßtheater und lachte herzlich über die Wiener Possen, die sich mit geringer Veränderung in jeder Saison wiederholten. Auch bei den sonnabendlichen Tanzreunions im Salon fehlte das preußische Paar mit seiner hohen Umgebung nie und jedes junge, hübsche Menschenkind konnte sich der freundlichsten Würdigung rühmen. So damals.

Auch heute stimmt die Kapelle präcis elf Uhr ihre Weisen an, auch heute noch wird im engen, heißen Hause Komödie gespielt und sonnabendlich im Salon getanzt. Vor demselben wogt's und wimmelt's. Aber man macht sich's auf Stühlen und Bänken bequem, Cigarre und Seidel werden stark consumirt, die Majestäten fehlen und was von Hoheiten und Excellenzen noch Heilung an den Teplitzer Quellen sucht verkriecht und verkrümelt sich unbemerkt unter der Menge. Auch die Curplätze sind demokratisch geworden, seitdem das Reisen so erleichtert ist und — es sei dieser Wandel gepriesen! — Landleute und Kleinbürger, „Metzgermeistergemalinnen und Schneidermeistergemalinnen“ in Toiletten über oder unter dem Modejournal, Geld genug erwerben, um sich die steifen Glieder heil zu baden, trotz der gesteigerten Preise, die heuer auch in Teplitz exorbitant genannt worden sind.

Teplitz ist nächst Karlsbad der am stärksten besuchte böhmische Curort. Doch finden wir hier nicht eine weltbunte, gutgelaunte Gesellschaft, wie sie dort nach überwundenen Morgenbechern, die Küpfeltüte in der Hand, sich an den Kaffeeplätzen der beiden Wiesen, oder des köstlich frischen Tepelthales sammelt und, den hartnäckigsten Hypochonder nicht ausgenommen, der von Tage zu Tage merklichern Abnahme des Ueberflusses an Galle, Fett, oder gar Gestein erfreut. In Teplitz zwickt das Zipperlein und brennen die Wunden während der Cur; die Leute, die roth wie die Krebse und bis über die Ohren eingemummt aus den heißen Bädern kommen, schneiden verdrießliche Gesichter und wenn sie nach der obligatorischen Ruhestunde in den hübschen Anlagen vor ihren Thüren sitzen, oder im Cur- und Schloßgarten promeniren, schauen sie weidlich gelangweilt drein. Gute Laune, so wenig wie Vergnügen, gehört eben nicht zu den Segnungen, welche die heilende Badenymphe spendet, und Das was in unserer Jugend noch Geselligkeit genannt wurde, der anspruchslose Trieb bei einander zu sein, ist eines der Opfer, welche der beweglichen Zeit gefallen sind.

Dazu kommt, daß man hier, wie in allen österreichischen Bädern, wenig an gemeinschaftlicher table-d'hôte zu Mittag speist und sich, da für Fahrgelegenheiten reichlich gesorgt ist, Nachmittags nach den entfernteren Aussichtspunkten der Umgegend zerstreut. Das Erzgebirge, das langgestreckt in Norden und Westen das weite Becken umwallt, das Mittelgebirge, dessen Kuppen in Süden und Osten ragen und sich in kleineren Dimensionen im Inneren des Bielabeckens wiederholen, bieten einen täglichen Wechsel der Partien. Auch werden wenige Rundschauen wie die vom Millischauer lohnen und wunderliche Steinbildungen auch den Laien selten so interessiren wie die des Felsens und der Höhlen von Bilin. Allerorten fehlt nur der Silberblick eines

größern Gewässers, um, zumal in der Zeit der Stoppeläcker, den Vordergrund zu beleben.

In der hohen Saison bilden wie ehedem Norddeutsche, namentlich Berliner, das Hauptcontingent der Badegäste, nächstdem Russen und Polen. Die anderwärts unvermeidlichen Engländer und Deutschamerikaner fehlen gänzlich; dahingegen uns auf Schritt und Tritt orientalische Physiognomien begegnen; Männer mit oder ohne Kaftan und langem Bart, Frauen von einer körperlichen Fülle, die uns weit eher eine Sprudelcur räthlich scheinen ließe. Man wird auch in dieser Hinsicht daran erinnert, daß das merkwürdige Kesselland Böhmen eine Grenzscheide bildet zwischen Nord und Süd, Ost und West, zwischen der slavischen und germanischen Zone.

Das Tschechische Element, welches in den näher „an's Reich" grenzenden westböhmischen Badeorten so gut wie fehlt, hat im Bielathale den Grundstock gebildet und ist jetzt noch ziemlich stark vertreten, wenn auch vollständig vom deutschen beherrscht. Eine Stunde von Teplitz, in Stadnitz, läßt die Sage Libussen den Przemisl vom Pfluge zum Throne erküren; die Mehrzahl der Ortsnamen des Elbthals bis weit in's Meißner Land hinein, deutet auf slawischen Ursprung. Heute habe ich selber von Landleuten mit urslawischen Physiognomien nur deutsch sprechen hören und Stadtbürger mit echt böhmischen Namen verdeutschen denselben und schämen sich ihrer Stammesbrüder. Dort im Westen werden die Tschechen mit einer Erbitterung gehaßt, die kaum glaublich ist, da man so wenig mit ihnen in Berührung kommt; hier im Norden blickt man herab auf sie wie auf Parias, aus deren Kaste man sich zu einer höhern emporgerungen hat. Der Unterricht der Volksschule — ein Gymnasium besitzt Teplitz trotz seiner 13,000 wohlhäbigen Bewohner nicht — ist nur deutsch, doch wird das Tschechische, wie ich glaube obligatorisch, gelehrt.

„Wir sind Böhmen", so wurde mir ausnahmslos gesagt; „wir wollen Böhmen bleiben, aber deutsche Böhmen; ganz Böhmen muß und wird wieder deutsch werden. Es ist nur der Janhagel, der sich dieser Nothwendigkeit widersetzt und glaube man doch nicht, daß es Geistlichkeit und Adel mit der Tschechischen Bewegung Ernst meinen. Sie benutzen dieselbe für ihre politischen Zwecke und werden sich gegen sie kehren, sobald diese Zwecke erreicht sind." In diesem Sinne äußerten sich alle bürgerliche Curgäste auch aus Prag und Brünn, so oft diese heikele Zeitfrage auf's Tapet kam. Mit wie viel Ernst oder Recht, soll hier unbemessen bleiben.

Böhmen und Mähren, überhaupt Oesterreicher sind es, die im Früh- und Spätsommer als Curgäste vorwalten. Viele Prager kommen noch im September nur zur Villeggiatur. Die bunte Färbung der Laubwälder, die Fülle der Obsternte machen den Herbst zu einer einladenden Jahreszeit; es weht eine reine, heilsame Luft in dem weit umwallten Becken des unsichtbaren Bielaflüßchens und mild genug, daß, mit Ausnahme des Weins, alle Fruchtsorten, selbst der Nußbaum, gedeihen wie kaum in einer andern Gegend des mittleren Deutschland.

Welches hohe Interesse nun aber die anorganischen Bildungen dieses Beckens für Denjenigen habe, der die Natur nicht blos mit genußsuchenden Blicken betrachtet, das näher zu erörtern würde einem bescheidenen Badegast weder ziemen noch gelingen, wo Humboldt's bewunderndes Zeugniß uns schriftlich und mündlich von jeglichem Führer vorgehalten wird. Auch haben die Bewohner, in dankbarer Anerkennung dieser Würdigung, einen Theil ihrer

Neuanlagen jener Autorität zu Ehren getauft. Nach einer Erinnerung an Goethe, der Böhmen so vorzüglich geliebt und auch den Teplitzer Quellen und Formationen wiederholt die lebhafteste Theilnahme zugewendet hat, forschte ich dahingegen vergebens.

Wenn es nun aber heute wenige sich etwas dünkende Städte giebt, die wie Teplitz einer Goethestraße entbehren, so wird auf der andern Seite keine außer Teplitz sich einer Seumestraße rühmen dürfen. Freilich mag die Zahl gering sein, die ihn als Dichter noch gelten läßt, den sächsischen Bauernsohn, der zum Preise des heißersehnten Hubertusburger Friedens den Namen Gottfried trug und dessen Leben, seinem Namen zum Hohn, ein herber Ringkampf und ein aufgedrungenes Abenteurerthum geworden ist, weil ihm als einziges Vatererbe die Eigenart zugefallen war „kein Unrecht sehen zu können, ohne aufzuschreien". Mich aber rührte auch diese aufgefrischte alte Erinnerung, denn Seume war mein Landsmann und dazumal als ich bei sechszehn Jahren in Teplitz schwärmte, da gehörte der Hurone, der ein besserer Mensch als sein christlicher Gastfreund war, auch noch zu den Gottesgeschöpfen, die mein Herz höher schlagen ließen. Ueberdies war ich dem Spaziergänger pietätvoll bis Syrakus nachspaziert.

Solche Anstrengung soll nun keinem Heutigen zugemuthet werden; was ihm aber mit gutem Grund empfohlen werden kann, das ist, gelegentlich einmal nachzulesen, wie tief der mürrische Sonderling Freiheit und Vaterland geliebt hat in einer Zeit wo heiterer Gebildete sich leichten Kaufs mit Beiden abfinden ließen. Deutschlands schmachvoller Zustand umdüsterte seinen Geist und zermürbte den Körper, bis er an unseren Quellen — zweiundfünfzig Jahre waren es in diesem Juni — wo er Genesung suchte, Erlösung fand, bevor die ersehnte Befreiungsstunde des Vaterlandes ausgehoben hatte.

Sein Grabstein, schwer und schlicht wie des Mannes Art, liegt, von einem Eichbaum beschattet, nahe der Kapelle auf dem alten städtischen Friedhofe. Wenige Schritte von dem seinen stieß ich unerwartet auf ein zweites Grab mit heimatlichem Namen. Wenn auch jüngern Datums, weckte auch dieses Erinnerungen an eine Art und Bildung, die unserer Zeit fast unverständlich geworden sind. Wilhelmine Körte, die aus Goethe's Briefen wohlbekannte Tochter von Friedrich August Wolf, Goethe's glühende Verehrerin wie Bettina und Rahel, sie ist als Greisin in Teplitz schlafen gegangen. Ueber die Mauer des Gottesackers ragt ihr weißes Grabkreuz und auf demselben das unvergängliche Johanneswort: „Gott ist die Liebe rc."

Wie wir sie kannten ein schickliches Wort für die gute Frau und ein schickliches Mahnwort auch für die heutige Zeit.

Der alte städtische Friedhof ist geschlossen worden; wer jetzt in Teplitz stirbt, findet weit draußen, nach Westen, hin eine räumliche Stätte. Aber nicht mehr wie in dem alten grünen Gehege liegen dort Christenmenschen jeden Bekenntnisses friedlich neben einander. Die Protestanten haben ein gesondertes Theil erhalten, seitdem sie nicht mehr blos als Gäste in Teplitz einkehren, sondern sich, zumeist Gewerbetreibende, zu einer ständigen Gemeinde gesammelt, auch ein eigenes Gotteshaus gegründet haben. Ein stattlicher Bau im Basilikenstyl, den Friedrich Wilhelm IV. so lebhaft begünstigte, ragt es oben auf der Höhe, von welcher der nunmehr gleichfalls geschlossene Todtenhof der Juden sonst sich absenkte.

Der Blick vom protestantischen Kirchhügel ist für mein Auge anmuthender als die vielgepriesenen von den drei Höhen, zwischen denen, an keinem

Punkte völlig überschaubar, Teplitz-Schönau sich hinzieht. Nicht ein romantisches, aber ein gesegnetes Landschaftsbild rundumher, ein Bild der Fülle. Trotz — oder wegen — dieser Fülle bekundet die Bodencultur jedoch, so weit sie im Vorüberstreifen zu beobachten ist, einen auffälligen Abstich gegen den sparsamen Ordnungssinn des benachbarten Sachsens. Die Aecker scheinen noch nirgend zusammengelegt, Raine und Wege wenig bequem, oder übersichtlich gerichtet; Crucifix und Heiligenbild vertreten die Stelle des Wegweisers. Alles deutet erst auf werdende Entwickelungen. Der Großtheil der Scholle ist vereinigt in wenigen Händen; doch hörte ich im Volke niemals die nationalökonomische Klage über „das Unheil der Latifundien"; nur der todten Hand wollte keiner der Müller, Pächter oder Förster, mit denen ich bei Wege zusammenstieß, den ersten Gottessegen — nächst dem Leben — gönnen.

Ueberhaupt fand ich die Stimmung des Mittelstandes dem Clerus so viel weniger günstig als ich erwartet hatte, daß mir anfänglich der unverhehlte Unwillen und Spott über „die Pfaffen", wie eine extravagante Art von Beflissenheit gegen die ketzerischen Curgäste erschien; — da ja allerorten die Badewirthe während der Saison tolerant und kosmopolitisch sind und erst nach derselben wieder gut confessionalistisch und particularistisch werden; „im Winter beten und im Sommer Geld verdienen", drückte diese Wandlung der Droschkenkutscher aus, der mich mit Drangabe der heiligen Messe, an Mariä Himmelfahrt nach Kloster Oßegg spedirte.

Auf die Dauer glaubte ich die abfällige Stimmung jedoch nicht mehr blos für einen Speculationsartikel halten zu dürfen. Die einheimischen Tagesblätter sind deutsch-liberal, das heißt anticlerical, das auch in Privathäusern verbreitetste Journal ist die Gartenlaube. Ich hörte so Manche, für die Fürst Bismarck seit seiner Herausforderung der Väter Jesu ein Held geworden war, dem sie den Ausfall der Saison von 66 und den gewaltigen Appetit der occupirenden pommerschen Landwehrtruppen vergaben und die von der hohen Zusammenkunft am Hofe des protestantischen Kaisers einen heilsamen Rückschlag auch auf diesseitige kirchliche Zustände erhofften. Man schilderte die Jesuitencollegien in Leitmeritz und Mariaschein durch nordischen Zuzug als überfüllt und war gespannt auf die Maßregeln, welche die Regierung gegen diesen Zuzug ergreifen würde. Daß demselben seitdem officiell widersprochen worden ist, nicht blos im Namen des hiesigen Bezirks, sondern sämmtlicher österreichischer Lande wird den ungastlichen Eifer unserer Bürger hoffentlich beschwichtigt haben.

Der religiöse Freisinn hält dieselben indessen nicht ab, ihre Söhne, falls sie dem Studium bestimmt werden, in den Seminarien zu Mariaschein oder Leitmeritz für dasselbe vorbereiten zu lassen. Die Mehrzahl der in letzterem Orte Gebildeten — etwa 200, bei 40 Patres — soll jedoch einer höhern Gesellschaftsschicht und ausländischen Provinzen angehören. Es war die Zeit der Vacanz, in der das neuerrichtete Seminar verödet stand; auch würde eine Forschung nach den wissenschaftlichen Progressen der jungen Herren innerhalb oder außerhalb der Mauern zu keinem Resultate geführt haben; die materielle Pflege aber, die freie körperliche Entwickelung, weltmännischer Anstand und Redekunst wurden auch von dieser Anstalt allerseits gerühmt; ein Ruhm, der von der Mehrzahl unserer protestantischeren Alumnate zu beherzigen sein möchte.

Eine behäbigere Existenz als die der rührigen Väter der Gesellschaft Jesu, eine Existenz, die im ganzen Lande schmunzelnd beneidet wird, führen die be-

schaulichen grauen Cisterzienserbrüder in Kloster Oßegg, das die Perle aller geistlichen und weltlichen Herrschaften am Fuße des Erzgebirges und eine der ältesten und reichsten Stiftungen im Böhmer-Lande ist. Die Kirche, nach der hussitischen Zerstörung im spätern Renaissancestyl aufgeführt, wird ein Meisterbau genannt; doch würde die Buntheit ihrer Ornamente wol nur wenigen nordischen Augen nicht überladen erscheinen. Ihr entsprach die Umständlichkeit des Ceremoniels während des Hochamts, das der Herr Prälat Salesius, ein in der Gegend vielgenannter, vielwollender und vielvermögender Mann in hoher Person celebrirte. Unsere Gesellschaft erklärte, dieses gottesdienstliche Wesen noch keinen Ortes so — mindestens gesagt unverständlich gefunden zu haben. Auch war uns Allen so benommen und beklommen in dem geputzten überfüllten Hause und unter dem gewaltigen Trompetenschall geworden, daß wir auf die Besichtigung der übrigen Merkwürdigkeiten des Klosters, der Galerie, Bibliothek und selbst des Refectoriums verzichteten, wenngleich uns aus den Küchenräumen ein gar stärkender Speisenduft entgegendrang. Wir zogen es vor am Fuße des Gebirges hin nach Eichwald zu fahren.

Und wir haben diesen Vorzug nicht bereut; auf duftigen, sonndurchschimmerten Waldwegen, die blauumhüllten Kegel des südlichen Gebirges bei jeder Wendung in anderer Gestalt vor uns auftauchend, ward uns eine köstliche Nachfeier von Mariä Himmelfahrt und fanden wir in dem jungerstandenen Eichwald eine mit Recht beliebte Sommerfrische, wie sie die Waldcurplätze Thüringens und des Harzes so anmuthend bieten.

Den Rückweg nahmen wir über Klostergrab und versingen uns damit aus der allzeit jungen, heitern Natur heraus in alte, leidvolle Erinnerungen. War es doch die Schließung der protestantischen Kirche in Klostergrab, welche im Frühling 1618 das Signal gegeben hatte zu den unausdenkbaren Gräueln, die dreißig Jahre lang das deutsche Reich und diese Provinz zumal in eine Wüste verwandelten. Ja heute noch begegnen wir auf Schritt und Tritt in den Trümmern von Schlössern und Kirchen, in verschütteten Bergwerken und den Zufluchtsstätten unterirdischer Höhlen den Spuren der Gewaltthaten, die mehr als zwei Jahrhunderte hindurch von Ziska und Procop bis Baner und Torstenson im Namen der Religion verübt worden sind; und hätten wir in unseren Jugendtagen ahnen mögen, daß nach weiteren zwei Jahrhunderten der Funken unter der Asche wieder aufglimmen und daß noch einmal um dessentwillen was die heimlichste Seelenerfahrung ist, ein Kampf uns bedrohen werde, der die nächsten Lebensbande zerreißt und „hie Welf, hie Waibling!“ wieder zur Parole des Tages macht? Walte es Gott, daß es ein Kampf nur der Geister, und daß der Geist in ihm der Sieger bleibe.

Das Kloster Mariaschein, das mit Recht oder Unrecht als ein Bollwerk in diesem Kampfe berufen ist, hat äußerlich nicht die glänzenden Reize des benachbarten Ossegg. An Liegenschaften und kostbaren Kirchenschätzen wird es demselben indessen nicht nachstehen und an Einfluß überragt es alle geistlichen Stiftungen des nördlichen Böhmens, nicht nur als Collegium und Seminar der Jesuiten, sondern auch als Wallfahrtsort ersten Ranges. Zwei aus dem Elbthale führende Eisenbahnen, die in Graupen-Mariaschein einen Haltepunkt haben, vermitteln den Verkehr auch mit der katholischen Diaspora des Auslandes und zahllos sind die Pilger, die einzeln, oder in Processionen dem wunderthätigen Marienbilde ihre Verehrung bezeugen.

Dies uralte, in Holz geschnitzte Bild der Gottesmutter mit dem todten Sohn im Schoos, dessen gemalter Copie wir häufig im weiten Umkreis begegnen, ist wohlgeborgen in einem goldenen Schrein des Hochaltars den Vätern Jesu zur Obhut übergeben worden, nachdem zwei Jahrhunderte hindurch fromme Frauen und Ritter es mit heroischer Liebe vor Hussiten und Schweden gerettet, versteckt, vertheidigt und geschützt haben. Wenn es gestattet sein soll, wie der Versuch ja gemacht worden ist, Legendenstoffe modern novellistisch zu behandeln, so möchte kein dankbarerer als der dieses Bildes zu einem historischen Roman zu empfehlen sein. Ein böhmischer Gottfried Keller sei ihm daher gegönnt,

Meine Begleiter vom Bahnhof zur Kirche waren ein altes Bauernpaar, das aus der Gegend von Bilin einen Bittgang zu dem gnadenreichen Bilde machte. Der Mann, der Physiognomie nach reines Tschechenblut, schien das Ketzerische in mir auszuspüren und schritt mürrisch verschlossen voran. Um so zuthulicher hielt sich die Frau; ein Altmütterchengesicht mit den glückselig offenen Augen, die sonst nur Wiegenkindern und barmherzigen Schwestern eigen sind. Die gute Frau bezeugte ein aufrichtiges Mitleiden mit meinen steifen Gliedmaßen und verwies mich auf die Hülfe der lieben Gottesmutter in Mariaschein, falls die Teplitzer Quellen ihre Schuldigkeit versagen sollten. Zur Aufmunterung wurde mir das Beispiel einer alten Muhme vorgeführt, die noch zu Pfingsten eine Schwulst wie ein Wasserfaß an ihrem Leibe mit sich herumgetragen habe und jetzt lediglich mit Hülfe von täglich ein paar Löffeln Baumöl und der Fürbitte der lieben Mutter in Mariaschein schlank wie der Jüngsten Eine im Dorfe hantiere.

Im Namen dieser Hergestellten vorläufig Dank zu sagen, das hatte die Verwandten zu der heutigen Wallfahrt angetrieben, die ohne besondern Anlaß nur in den Quatembern von ihnen unternommen wurde. Denn Baumöl sei zwar ein braves Mittel gegen Schwulst, ohne die himmlische Fürbitte würde es aber doch nicht geholfen haben. Ich dankte für die nützliche Unterweisung und gestand wahrheitsgemäß, daß mir das spiritualistische Specificum anmuthender als das im Kaufladen zu erhandelnde dünken würde. Auf die instinctive Uebereinstimmung hinsichtlich der Baumölcur, als auf ein neues Document blutsfreundlicher Zusammengehörigkeit zwischen Tschechen und Russen, möge jedoch hierorts mit deutscher Gründlichkeit hingewiesen sein.

In Teplitz hatte ich wiederholt von Gläubigen und Spöttern die Geschichte eines noch wunderbarer wirkenden Bittgangs erzählen hören, deren Held ein großer Herr unseres nordischen Vaterlandes, ein Hof- und Weltmann von bekanntem Namen sein sollte. Auch er gehörte unter die alten Teplitzbilder, die wie durch Zauber in meiner Erinnerung lebendig wurden. Ich sah ihn bei kräftigen Mannesjahren im Gefolge seines königlichen Freundes die Hauptallee auf und nieder spazieren und der jugendlichen Gattin zulächeln, die dort mit dem Rosenhut über den blonden Locken die Schwäne im Schloßteiche fütterte.

O tempora mutantur und so weiter! Der heitere Weltmann ist ein kummervoller Greis geworden, baarhäuptig im sengenden Sonnenschein pilgert er, neun Tage hintereinander pilgert er von Teplitz, dessen alljähriger Gast er ist, nach dem wunderthätigen Bilde, um von ihm Heilung für das Leiden eines Sohnes zu erflehen, das menschlicher Kunst unheilbar scheint, denn es war kein körperliches Leiden. Eine Messe wird still gelesen für den unglücklichen Vater ganz allein und was sonst etwa noch gelobt oder ausge-

führt, nun das wird wol noch mehr in der Stille abgemacht worden sein. Aber das Wunder geschah; der kranke Sohn genas und ist — was für Viele wol die Pointe von der Geschichte sein möchte — ist ein Priester geworden, der Eifrigsten Einer, welche das Flehen der gepeinigten Creatur den unsichtbaren Helfern vermitteln.

Der alte Goethe sagt: „Das Unbegreifliche ist allemal schön, wenn es uns als ein Wirkliches entgegentritt." Allerdings sagt er es bei Gelegenheit der Richtung eines todten Gesteins. Warum sollte das gute Wort nicht aber auch von lebendigen Seelenrichtungen gesagt werden können? Der Heilsglaube der alten Bäuerin, die mit der wirklichsten Liebe die schmerzensreiche Mutter im Vorhofe der Kirche herzt und küßt, ihr die Thränen abwischt und ihre eigenen Wangen mit ihnen befeuchtet, dann auf den Altarstufen liegt und mit verklärten Blicken an dem verborgenen Heiligthume hängt, der Liebesglaube des alten Mütterchens dünkte mich schön. Aus der Erzählung von dem Opfergange des weltmännischen Vaters sprach mir nur ein unbegreiflicher Wandel.

Rings um die Klosterkirche zieht sich von Linden beschattet ein schmaler Vorhof, den ein Rundbogengang einschließt, Legende und Geschichte des heiligen Bildes sind an den Wänden dargestellt, wenn nicht kunstgemäß, so doch ohne Zweifel die frommen Pilger erbaulich überzeugend. Sieben kleine Kapellen, von Städten und Magnaten des Bezirks gegründet, wurden diesem Bogengang eingefügt; der Stifter einer dieser Kapellen ist der Herzog Julius Franz von Sachsen Lauenburg, der auch an der Wiederherstellung des Klosters nach den Dreißigjährigen Kriege bedeutend Theil genommen hat. Er war der letzte der askanischen Sachsen und ein Bruder jenes Franz Albert, der nach dem Volksglauben am Tage von Lützen eine Judasrolle spielte und zwei Jahre später als kaiserlicher General vor Schweidnitz fiel. Sollte es eine Sühnkapelle gewesen sein, die der Bruder stiftete?

Die Umschau in der Kirche beschäftigte mich weniger als die im Außenring; sie ist ein Jesuiterbau des vorigen Jahrhunderts, dem es an Schmuck und Bildwerk wol nicht fehlt; aber die frommen Väter scheinen es nicht zu lieben, durch die Versenkung in ein Kunstideal die Andacht abzulenken. Würden die Vielvermögenden sonst die Madonnen Raphael's und Murillo's profanen Schaustätten überlassen haben?

Innig bewegte mich in dieser Kirche nur ein Placat, das am Eingang derselben angeheftet war. Eine freiherrliche Familie Westphalens flehte in demselben um die Fürbitte der Gläubigen für einen jugendlichen Sohn, der als österreichischer Officier in Schlesien raubmörderisch überfallen und ohne die Gnadenmittel seiner Kirche verschieden sei. Der Aufruf war schon fast ein Jahrzehnt alt; ich konnte nichts Näheres über die Greuelthat erfahren, auch nicht, in welcher Beziehung die unglückliche Familie zu der fernen Kirche stand. Möge sie das Wunder erfahren haben, das die betende Liebe in den Herzen bewirkt.

Louise von François.

Der Carneval am Rhein.

Von Ferdinand Hey'l.

I.

Mit Beginn des neuen Jahres feiert das „hillige Cöllen" das fünfzigjährige Jubiläum der neuen Aera des rheinischen und im Besondern des Cölnischen Carnevals. Jung und Alt rüstet sich zu dem muntern Volksfeste und die Friedenstage, die dem deutschen Vaterlande in hellem Glanze leuchten, die ohnehin an dem nun nicht mehr bedrohten Rheine doppelt froh empfunden werden, sie werden auch diesem Jubiläum des Humors in jeder Weise Vorschub leisten.

In der Regel hält man bei der Beurtheilung des rheinischen Carnevals die pomphaften Maskenzüge für die Hauptsache aller carnevalistischen Bestrebungen. Allerdings, in's Auge fallen sie am meisten, von fernher ziehen sie am zahlreichsten das schauende und neugierige Publicum heran. Der Schwerpunkt der carnevalistischen Bestrebungen aber liegt weit mehr in den allwöchentlichen Sitzungen (auch Comités genannt), als in jenen öffentlichen Zügen oder den sonstigen Veranstaltungen des eigentlichen Straßencarnevals. Mit Neujahr bricht die närrische Sonne durch die Wolken des Philisterthums. Entweder am Neujahrstag selbst, oder am ersten Sonntag nach dem Jahreswechsel, in einzelnen Städten auch schon am Sylvesterabend, beginnt das närrische Reich des muntern Prinzen — in Mainz des Helden Carneval, in Cöln des — Hanswursten.

Allwöchentlich bis zur Fastnacht finden jene Sitzungen statt, in denen durch Wort und Lied der Satire gar manches Opfer fällt und hat der Rosenmontag, der Faschingsdienstag seine Schuldigkeit gethan, so setzt der Aschermittwoch mit einem solennen Häringsessen in allen Wirthschaften und Kneipen der rheinischen Städte der Thorheit ein Ziel und „Alles wird wie es vordem gewesen!" Ruhe und Ordnung kehren in die Köpfe und Taschen zurück, der Katzenjammer stellt sich stellenweise mächtig ein, und was der Carneval in Baar verschlungen, wird durch Mäßigkeit und Sparsamkeit möglichst wieder ausgeglichen; die Bilanz wird wieder hergestellt, der Narr wird Philister und die Närrin freut sich, daß das tolle Treiben vorüber, daß „Vater wieder bei Muttern weilt" und Hanswurst sein Scepter bis zum nächsten Neujahr in scheuer Truhe bettet.

Der Carneval selbst aber ist das charakteristischste Moment des rheinischen Volkslebens und der Humor dafür, unterstützt durch die beim Rheinländer selten fehlende Weinlaune, vom Vater auf Sohn, von Generation auf Generation am Rheine erblich.

Es darf uns nicht Wunder nehmen, wenn der Norddeutsche gar oft achselzuckend den rheinischen Carneval und die „rheinische Narrheit" nicht begreift, wenn er nicht fassen kann, wie kluge, verständige und ruhige Bürger das närrische Käppchen aufsetzend, der „Weisheit" für einige Zeit freiwillig Lebewohl sagen und in oft harmlosen, oft aber auch politisch und geistig bedeutenden Scherzen und Reden froher Laune die Zügel schießen lassen. Nirgends wol bewahrheiten sich des Dichters Worte: „Ein tiefer Sinn liegt oft im kind'schen Spiele!" treffender und erschöpfender, als in den Vorträgen der heutigen rheinischen Carnevalsredner.





use.

Zwar ist es geradezu eine Unmöglichkeit, durch den Druck wiederzugeben, was unter dem schützenden Deckmantel des bunten Käppchens, durch die humoristische Umschreibung oft trefflich eingekleidet, wahrhaft elektrisch auf die Masse wirkt; nichtsdestoweniger aber verbreitet sich Rede und der Rede Wortlaut und Sinn, vor so zahlreichen Zuhörerkreisen gesprochen, von Mund zu Mund, von Ohr zu Ohr und wirkt oft genug heilsam und bessernd im Gemeindeleben nach. Die Geißel der Satire war allzeit eine gefürchtete und strafende Waffe und Macht — und um einen Gegner am härtesten und empfindlichsten zu treffen, genügt es vollständig ihn lächerlich zu machen. Eine vielleicht traurige, aber große Wahrheit wird, in humoristischer Form, der großen Masse um so verständlicher sein und nicht selten erhebt sich in letzterer Zeit die carnevalistische Rednerbühne zum Lehrstuhl.

Die Absicht der nachfolgenden Mittheilung wird nicht eine Beschreibung rheinischer Maskenzüge sein; deren Pomp und oft künstlerische Ausstattung ist häufig genug geschildert worden und genügend bekannt.

Der Schwerpunkt der carnevalistischen Bestrebungen unserer Tage beruht, wie erwähnt, in den wöchentlichen Zusammenkünften von Neujahr bis Fastnacht und sie sind es auch, die wir bei unserer Schilderung zunächst im Auge haben. Mit der Geißel der Satire verurtheilt und bestraft das rheinische Volk die Schwächen der Politik, die Maßnahmen einzelner mißliebiger Machthaber vor dem Forum der Oeffentlichkeit — und daß der Einfluß gewiegter Redner auf die Masse nicht unbedeutend sein kann, beweist schon der Umstand, daß allein z. B. die Cölner Narren (Gecken) und die Mainzer Narrhallaredner vor einem Auditorium von je beiläufig 1000—1600 Mitgliedern dociren.

Zwar sollte statutengemäß die Politik und die Erledigung politischer Fragen nicht Gegenstand carnevalistischer Vorträge sein — in einer Zeit aber, wo Alles im Vaterlande nach einem Ziele strebt — wo die großen Fragen der Zeit und des Tages — Dank den Bestrebungen der Presse — in einer Weise verhandelt werden, die auch dem gemeinen Mann verständlich ist, kann es nicht fehlen, daß auch die geistig begabteren Redner der rheinischen Carnevalvereine das Gebiet des localen Scherzes verlassen und im Gewande des Humors zu beredten Kämpfern für des Volkes Wünsche und Herzensmeinungen werden.

Dunkelmänner sind es gewiß nicht, die den Lorbeer auf den Tribünen rheinischer „Narrheit" erkämpfen; denn die Schwächen der Zeit und der Menschen mit Erfolg zu zeichnen und dadurch zu bessern, gelang allezeit nur geistig aufgeweckten und intelligenten Köpfen.

Die Carnevalfeier ist eine Macht am Rhein, geheiligt durch die Zeit und Gewohnheit.

Ehe wir die Eigenthümlichkeiten des rheinischen Carnevals in seiner jetzigen, für das Volk hochwichtigen socialen und politischen Bedeutung in's Auge fassen, sollen einige kurze historische Andeutungen uns mit der Entstehung dieses rheinischen Volksfestes vertrauter machen.

Eine dem Carneval ähnliche Feier war am Rhein schon vor Christi Geburt heimisch und gerade diese heiteren rheinischen Maskenfeste sind vielleicht traditionell die ältesten Feste, die sich bis jetzt in Deutschland erhalten haben.

Fr. A. Reimann sagt in seiner Geschichte der Entstehung der deutschen Volksfeste: „Die öffentlichen Festlichkeiten, welche wir mit dem Namen Carne-

val bezeichnen, sind fast so alt, als die Welt, und entstanden unter dem Himmel Egyptens. Bei den Egyptern und dann bei den Griechen, pflegte man sich bei der Feier religiöser Feste zu verkleiden und zu maskiren, um Götter, Göttinnen und Heroen vorzustellen. Der Carneval ist demnach heiligen Ursprungs. Er hieß bei den egyptischen Priestern: Cherubs. Als die Priester ihren Einfluß verloren, wurden diese Feste sehr profan und verschwanden mit den letzten der Pharaonen, um in lebhafterm Glanze als Bachanalien bei den Griechen wieder aufzuleben. Aus den Mysterien des Osiris und der Isis wurden Mysterien der Ceres und des Bacchus. — Von den Griechen kamen diese Feste zu den Römern und arteten so aus, daß sie unter harten Strafen verboten werden mußten. Feste aber wollte das Volk haben und so ordnete man die Saturnalien an.

Das Aufleben des Christenthums endigte diese Feste nicht; die Kirchenväter donnerten gegen die Verkleidungen, bis in der Mitte des siebenten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung diese Festlichkeiten wieder einen christlichen Charakter erhielten. Im vierzehnten Jahrhundert wurden sie wieder profan und im sechzehnten änderten sie nochmals in Rom und Venedig den Namen und erschienen endlich als Carneval. Selbst die Sitte, daß an vielen Orten zur Zeit des Carnevals ein aufgeputzter Ochs (wie heute noch in Paris) herumgeführt wird, hat ihren Ursprung in Egypten, in der Verehrung des heiligen Stieres, welche der Hauptzweck des egyptischen Cherubs war.

Die Behauptung indeß, daß die Maskenfeste aus den Saturnalien der Römer entstanden, dürfte sich leicht dadurch widerlegen lassen, daß es bei den Saturnalien keine eigentlichen Masken gab, wie auch außerdem die Jahreszeit jener Feier eine andere war. Die Römer erhielten vielmehr die Masken gleichfalls von den Hellenen.

Die heiteren Frühlingsfeste des Dionysos oder Bacchos bei den Hellenen, die sich (nur in engerer Form) auch zum Theil bis heute anderwärts erhalten haben, bezeichnen wir als den Urbeginn dieser Volksfeier am Rheine. Gedenken wir mit wenigen Worten der Dionysien der Hellenen, so finden wir die damalige Feier des Bacchos äußerlich in fast unveränderter Gestalt in den Spielen und Scherzen des heutigen Carnevals wieder. Jene Feste der Athener wurden in der Frühlingszeit abgehalten und Tag und Nacht waren der ungezügelten Laune, dem heitern Scherze geweiht. Verlarvt, und zwar am häufigsten in Weibermasken, durchzogen einzeln oder in Trupps die Theilnehmer des Maskenscherzes die Straßen der Stadt. Ja, auch Festzüge der wunderlichsten Art gestalteten sich zu einem Ganzen — eine ausgelassene Feier und Verherrlichung des Bacchos — mit Weinfässern, Thyrsusstäben, Frühlingszweigen u. s. f.

In Felle gehüllt, das Haupt mit Ephen und Weinlaub geschmückt, kamen Banden mit Flöten, Pauken und Schalmeien dahergezogen, gefolgt von dem Phallus. Einzelne spielten den trunkenen, glatzköpfigen Silen, Andere den zottigen, bocksbärtigen Satir, umgeben von Bachanten, Nymphen und Horen und zum Schlusse zog man einen — in der Regel widerspenstigen — Bock, zum allgemeinen Jubel der Masse, dem Zuge nach.

Philodorus erzählt, daß Essen und Trinken, Wein und besondere Backwerke im Uebermaße überall den für die allgemeine Lustbarkeit sich opfernden Darstellern des Zuges bereit standen. Man vergleiche damit in Cöln, Mainz und Coblenz die heutige Gastlichkeit eines jeden Bürgerhauses, selbst gegenüber dem gänzlich Fremden.

Und was für unsern Nachweis der Aehnlichkeit jener Feste mit der heutigen Feier des Carnevals am Wichtigsten ist: Spott, Satire und Foppen waren auch in Athen der Schwerpunkt der Aufführungen — und werden heute beim rheinischen Carneval mehr politische und allgemeine Zustände gegeißelt, so erstreckte sich damals das Scherzen hauptsächlich auf die einzelnen Personen. Demnach sind diese Scherze und Spottaufführungen eine uralte Sitte — eine Sitte, welche das Lustspiel gebar, bis endlich eine andere Zeit dem Chore jener Spiele, dem eigentlichen Spottvogel derselben, die Flügel merklich stutzte.

Diese Aufführungen aber sind außerdem offenbar als der Ursprung der Komödien zu betrachten; denn, wie einer unserer ersten Kritiker im Leben des Aristophanes mit allem Rechte sagte: der Ursprung der Komödien ist das Foppen, und da die Tragödie nach Aristoteles erst spät ernsthaft wurde, und vielleicht erst mit Aischylos, so gab es eigentlich nur Lustspiele. Wie Volkslust und Necken zusammenhängen, lehrt das Leben, wo das Volk thätig ist. Man verbiete den Spott — und alles Volksfest, und der Carneval ist am Ende. Allein in Athen wie in Rom und am Rheine galt und gilt es für etwas Edles und Gebildetes, feinen Spott gut aufzunehmen; wie auch Philemon sagt:

„Nichts ist wohl lieblicher und gebildeter,
Als wenn man wohlgemuth den Spott erträgt!"

Aus den erwähnten Frühlingsfesten des Dionysos und diesen Maskenspielen gingen das Schauspiel unter Thespis und der Dithyrambus unter Arion hervor. Von den Hellenen nun adoptirten die Römer jene Feste und feierten um Frühlingsanfang in jedem Jahre und am festgesetzten Tage der Göttermutter Cybele ein Fest mit prächtigem Aufzuge. Jeder, wer da wollte, nahm eine Maske und nach dem Geschichtsschreiber Herodian war jedes Spiel und jede Kurzweil erlaubt und kein Ansehen so groß und ausgezeichnet, daß man sich nicht darein verkleiden und seinen Scherz treiben könne."

Die Zeit der heutigen Carnevalsfeier stimmt nun mit der Zeit des Cybelefestes (VIII Kalend. April); der heutige Maskenscherz kann wohl nur als eine Nachahmung der Masken der Alten erscheinen und erwägt man ferner, daß unsere Voreltern häufig an die Stelle der heidnischen Feste ein christliches setzten, so ist wol als erwiesen anzusehen, daß die römischen Hilarien — wie auch das Cybelefest genannt wurde — den Grund zu unserm heutigen Carneval legten und diese Behauptung rechtfertigt wol am gewichtigsten der fernere Umstand, daß in der Colonia Agrippina, in dem Confluentes, dem Moguntia und der Augusta Trevirorum der Römer, diesen bedeutendsten römischen Niederlassungen, gerade diese Feste auch heute noch am ausgebildetsten und großartigsten sich erhielten, bevorzugt in den letzten Jahrzehnten allerdings durch den hohen Schutz der katholischen Kirche.

Ueberhaupt scheint sich nur in vorwiegend katholischen Städten der Carneval halten zu können. Frankfurt am Main und Leipzig statteten mit großen Kosten in den letzten Jahren Maskenzüge aus — in Fleisch und Blut der Bevölkerung drang die Vorliebe für dergleichen indessen nicht; denn nach großem Anlauf verblaßten eben so schnell diese Versuche wieder — es fehlte der Humor des Rheinländers und des Weinländers, es fehlte der heimische Boden.

Gleich den hellenischen Anthesterien (bei welchen zuerst der neue Wein getrunken wurde), dauert noch heute der eigentliche Carneval nur drei Tage,

während welcher dem heitern Maskenscherz, wie bei den athenienſiſchen Feſten, Thür und Thor offen ſteht.

Wie in Athen in dieſer Zeit ein eigenes, nur für dieſe Zeit gebräuchliches Gebäck bereitet wurde, ſo tiſcht heute noch in jedem Cölner Hauſe die Hausfrau Muzen (in Coblenz: Nauzen) dem Maskengaſte auf.

Ehe die großen Maskenzüge — dieſe öffentliche Feier mit einheitlicher Idee in der Durchführung eines Geſammtplanes — ſich ausgebildet hatten, war es am Rhein Sitte, daß nur einzelne Trupps von Masken von Haus zu Haus, von Bekannten zu Bekannten zogen, die überall, wenn auch durch die Masken vermummt und unerkannt, bereitwillige Aufnahme und zuvorkommende Gaſtfreundſchaft fanden. Dieſe Trupps oder Banden (Bände nennt ſie der Cölner) zogen mit Muſik und Geſang durch die Stadt und ihre Aufführungen, in extemporirten Komödien beſtehend, erinnerten eben lebhaft an die erwähnten neckenden Spiele und Chöre der Hellenen.

Die Straße, ein freier Platz, das Haus eines Freundes, waren ihre allzeit bereitſtehende Bühne, gemeinſame Lieder, wie der Chor der Alten und ſcherzhafte Zwiegeſpräche, mit freilich oft derben Ausfällen, der Inhalt ihrer Aufführungen. Was von Jahr zu Jahr in der Stadt, in dem Hauſe, ja in der Familie des betreffenden Freundes ſich ereignet, wurde mit der Geißel der Satire verurtheilt und verſpottet. Um den Stoff war man ſelten in Verlegenheit. Selbſt die leibhaftige Copie einer oder der andern Perſönlichkeit, die einen beſondern Stoff zum Scherze gegeben, trat in dieſen Aufführungen hervor, wieder lebhaft erinnernd an die Perſiflagen, die ſich ſelbſt Sokrates und Andere gefallen laſſen mußten.

Von beſtimmten Vorſchriften und wörtlichen Wiederholungen bei dieſen Aufführungen war natürlich keine Rede; was der Augenblick gegeben, brachte auch der Augenblick zur Anſchauung. Keine beſtimmte Handlung — loſe Wortſpiele, neckende Bezüglichkeiten auf Perſonen und Handlungen reihten ſich zu einem Ganzen und in die Hauptdarſtellung paßte eben Alles, oder wurde wenigſtens paſſend gemacht. Auf wirklicher Bühne dargeſtellt, wäre trotzdem eine jede Aufführung der Art ein vollſtändiges Luſtſpiel geweſen, wenn auch kein ſolches nach den Regeln der Kunſt.

So entwickelte ſich am Rhein in jedem Jahr ein Schauſpiel wie zur Zeit des Thespis, und eben ſo oft, um alljährlich auch wieder zu verſchwinden. In neuerer Zeit ſind dieſe Trupps ſeltener geworden und wenn auch nicht gänzlich verſchwunden — da ſie am Faſtnachtdienſtag noch immer den Hauptbeſtandtheil der Straßenvergnügungen ausmachen — doch durch die allgemeine Feier des großen Maskenzuges gegenwärtig mehr zu einem Ganzen vereinigt.

Im Mittelalter feierten die rheiniſchen Städte — wol hie und da unterbrochen — dieſe öffentlichen Vergnügungen und Maskenſpiele immer zur ſelben Zeit und beſonders im dreizehnten Jahrhundert, wie Flögel in ſeiner Geſchichte der komiſchen Literatur nachweiſt, blühten dieſe Volksfeſte von Neuem auf und ſelbſt Nürnberg, Augsburg u. ſ. w. ſtatteten derartige Aufzüge mit großem Pompe aus.

Aus den Meiſterſängern hervor entſtanden die erſten Dichter der Faſtnachtſpiele — letztere gleichzeitig die erſten eigentlichen Komödien der deutſchen Bühne. — Sie wurden die Pfeiler, aus denen ſich ſpäter der Tempel der deutſchen Schauſpielkunſt aufbaute.

Die Meiſterſänger Hans Folz (Barbier aus Worms, lebte in der

Mitte des 15. Jahrhunderts) und Hans Rosenblüt (genannt der Schnepperer, seines Zeichens Wappenmaler, berühmt durch die Zügellosigkeit seiner Fastnachtscherze) waren die ersten Dichter, die diese Gattung der Schauspiele in der deutschen Literatur einführten. Ihnen folgte später Hans Sachs, der, wie er selbst schrieb:

„Mit Gottes Hülfe schier zweihundert
Mancher Art, daß ihn selber wundert",

solcher Fastnachtskomödien verfaßt hat.

Aber auch die Engländer hatten, wenn auch etwas später, ihre Masks, die Franzosen die Farces und die geistlichen Fastnachtsspiele und Burlesken der Mystères und Moralités.

Während in Italien diese Feste, wie Alles, was auf öffentliches Volksleben Bezug hatte, von der Geistlichkeit zu besonderen Zwecken ausgebeutet wurde — gestaltete sich auch am Rheine diese Feier zügelloser und unbeschränkter. Die vierzigtägige Fastenzeit wurde von der Kirche mit diesen Frühlingsfesten in Verbindung gebracht und die geistlichen Behörden gestatteten dem Volke, vor Eintritt der langen Fasten, öffentliche Lustbarkeiten aller Art. Der Geistlichkeit insbesondere erlaubte sogar eine päpstliche Verordnung eine um zwei Tage längere Feier der Carnevalsfeste und Schmausereien, bis später in Rom selbst, der ungeheuerlichen Ausschweifungen halber, die Zeit dieser Lustbarkeiten auf acht Tage beschränkt wurde.

In Venedig begann der Carneval schon um die Weihnachtszeit und ein Hauptziel für Fremde aller Art wurde die Lagunenstadt durch die in diesen Zeiten bis auf's Höchste und in allen Kreisen getriebenen Hazardspiele. Mit dem Jahre 1774 und gleichzeitig mit dem Verbot dieser Hazardspiele erlitt der Carneval in Venedig eine große Beschränkung.

Eine Schilderung dieser italienischen Feste ist nicht unser Ziel. Zunächst wollten wir nur andeuten, daß eben in Italien und in den römischen Niederlassungen am Rhein sich dieses Fest von Generation zu Generation vornehmlich überlieferte.

Nachdem die Festzüge in Cöln im Jahre 1513 durch eine Verfügung des hochweisen Rathes dieser Stadt verboten und auf eine Zeitlang ausgesetzt blieben, erwachte immer wieder die Vorliebe für volksthümliche Belustigungen der Art, und in neuerer Zeit, im Jahre 1801, in jener politisch bewegten Periode, erstanden die Festzüge wieder in altem Glanze; ja 1812 nahm sogar die französische Besatzung der Stadt Cöln durch einen gewaltigen Reiterzug an dem öffentlichen Aufzuge Theil. Von hier ab datirt eigentlich die neue Aera des Carnevals am Rhein. — Die Sitzungen begannen wenige Jahre später und bildeten sich (von 1822—23 an) für die Bewohner der rheinischen Städte Cöln, Coblenz, Mainz, Düsseldorf, Aachen, Trier u. s. w. nach und nach zur Hauptsache aus; während die Züge, indem sie der ganzen Feier einen Mittelpunkt gaben, auch vornehmlich darauf berechnet waren, den Städten selbst durch den enormen Zuzug der Fremden eine bedeutende Einnahmequelle zu verschaffen — gleichzeitig aber auch Mittel und Wege wurden, die bedeutenden Einnahmen und Mitgliedsbeiträge auf eine für die Bewohner der Städte ersprießliche Weise zu verwenden.

Als die Vorbereitungen zu den großen Maskenzügen gemeinsame Besprechungen und Versammlungen nöthig machten, entstanden die ersten regelmäßigen Sitzungen. Die humoristischen Festpläne und Entwürfe wurden den Mitgliedern von den Tribünen herab mitgetheilt und da die Grundidee der

öffentlichen Züge satirische Anspielungen auf menschliche Thorheiten und Narrheiten waren — so begannen die Redner zunächst im Kreise der Mitglieder des Vereins gegenseitig die eigenen „Narrheiten" zu geißeln.

Es gab keine gewissenhafteren Chronisten für Alles, was im Laufe des Jahres in Stadt und Land, im Staats- und Gemeindeleben Auffälliges sich ereignete, als die Carnevalsredner und nach dem Sprichwort: „Narren reden die Wahrheit", nannten die Vereinsglieder sich selbst Narren, belehnten sich mit Narrendiplomen und Narrensternen, die — noch heute üblich — eine Persiflage auf Ordensverleihungen im Allgemeinen wurden.

Wie nun im Jahre 1824 Goethe als gewichtiger Vertheidiger der Carnevalsidee hervortrat, war des Jubels am Rheine kein Ende.

Im ersten Hefte des fünften Bandes „Ueber Kunst und Alterthum" sagt Goethe, der den rheinischen Carneval aus eigener Anschauung kannte, wörtlich:

„Merkwürdig ist's, daß in den jetzigen Tagen ein solcher Humor sich hervorthut, den man geistreich, frei, sinnig und gemäßigt nennen kann. Alle Mitwirkenden sind zu bewundern, die ersten Unternehmer, die Beitretenden, die Einstimmenden und Zuschauenden. — — — Von dem sittlich ästhetischen Werth eines Symptomes dieser Art mag künftig die Rede sein; so viel ist aber gewiß: man darf dem Fürsten Glück wünschen, unter dessen Schutz und Schirm sich etwas der Art ereignen konnte."

In dankbarer Anerkennung wurde Goethe zum nächstjährigen Feste eingeladen und ein Sonett des Professors Dr. Dilschneider sprach ihm den Dank des Cölner Comité's in warmen, herzlichen Worten aus. Goethe dankte in einem Gedicht: — „Der Cölner Mummenschanz, Fastnacht 1825" — in dem er die Bestrebungen des rheinischen Volkes gegen Neider und Gegner rechtfertigte. Er sagt unter Anderm in diesem Gedichte:

„Selbst Erasmus ging den Spuren
Der Moria scherzend nach,
Ulrich Hutten mit Obscuren
Derbe Lanzenkiele brach."

Und eine fernere Stelle dieser Antwort Goethe's ist noch heute die Devise des rheinischen Carnevals:

„Löblich ist ein tolles Streben,
Wenn es kurz ist und mit Sinn!"

Ja, Goethe selbst acceptirte das Narrenadelsdiplom in liebenswürdigster Weise und im Jahre 1839 schloß sich ihm eine Anzahl der bedeutendsten Männer an, die, vom kleinen Rath des Cölnischen Narrenstaats mit Ehrendiplomen belehnt, sämmtlich auf deren Uebersendung antworteten. Das Archiv der Cölner Carnevalsgesellschaft verwahrt die verschiedenen humoristischen Antwortschreiben jener Männer, deren Namen wir zum Theil hier mittheilen wollen. Es sind: E M. Arndt, von Auffenberg, L. Bechstein, Ed. Bendemann, Ch. Dickens (Boz), Ed. Duller, F. Freiligrath, Just. Kerner, Friedr. Kind, J. Sheridan-Knowles, Fr. Lachner, Alb. Lortzing, Mendelssohn-Bartholdy, Jul. Mosen, Dr. Ortlepp, E. Raupach, L. Rellstab, Fr. Rückert, J. Schnorr, Karl Simrock, F. A. Tiedge, O. L. B. Wolff, H. Zschokke und viele andere. — — —

(Ein zweiter Artikel im nächsten Heft.)

Suum cuique.

Novelle von S. Junghans.

(Fortsetzung.)

Sechstes Kapitel.

„Nun", fragte ich, als Wanderer nach diesen Worten schwieg; „und weiter?"

„Weiter?" Er lehnte sich im Sopha zurück und sah mich mit einer Art spöttischem Wohlwollen an. „Du bist ein einziger Mensch, Franz, wahrhaftig ..."

„Wie, Du willst abbrechen", rief ich, „gerade jetzt, wo Dein Schützling mitten in einer Katastrophe steckt! Daran ist nicht zu denken —"

„Weiter denn, wenn Du es nicht besser haben willst", sagte er. „Ich werde mich bei Dem, was noch zu berichten ist, der Erzählungsform des Augenzeugen bedienen, da ich mir über Alles genaue Nachricht verschafft habe. Für Emil fing jetzt eine bessere Zeit an; die beiden Frauen pflegten ihn gesund, oder besser, sie pflegten ihn, das Schwesterchen aber liebte ihn gesund. Sie liebte ihn wie toll, und das war es gerade, was ihm gefehlt hatte.

Ich glaube, in dieser Zeit hat er erst eigentlich sprechen gelernt, denn als ich ihn noch vor seines Vaters Tode sah, hatte ich ihn im Verdacht eines unheimlich geringen Wortvorraths, der sich während der darauf folgenden Jahre des Elends und der systematischen Verdummung wol kaum vermehrt haben mochte.

„Dann haben Lehrstunden angefangen, in denen die Kleine an dem hochaufgeschossenen, blassen, hohläugigen Jungen den eifrigsten und gefügigsten Schüler hatte. Die Sache ging vortrefflich. Was einen regelrechten Pädagogen zur Verzweiflung gebracht haben würde, war der kleinen Margot nur ein Spiel. Ihre frühere quecksilberne Natur unterdrückte sie — nein, sie hatte nichts zu unterdrücken — sie vergaß sie gänzlich aus Liebe zu ihrem Bruder. Sie saß stundenlang bei ihm im Garten; was sie in der französischen Schule des kleinen Orts lernte, das brachte sie ihm frisch mit nach Hause.

„Emil blieb anderthalb Jahre in O., und während dieser Zeit verwuchsen die Kinder so in einander, daß ihre leidenschaftliche Anhänglichkeit die Alten mit Sorge erfüllte. Es kam ihnen zuweilen vor, als würden es die Geschwister nicht überleben, wenn man sie wieder trennen wollte. Und die Möglichkeit dieser Trennung schwebte doch beständig wie eine dunkle Wolke über der kleinen Familie. Einstweilen ließ freilich Samuel nichts von sich hören; vielleicht war er froh, den verhaßten Bruder los zu sein, aber ihm kam, nach der Meinung der Frauen, die Bestimmung über des Knaben Schicksal zu; er konnte in ihren Frieden eingreifen, wenn er wollte.

„Er that es nicht, so lange die Großmutter lebte. Als sie aber, achtzehn Monate nach der Ankunft des Enkelsohnes in ihrem Hause, gestorben war, als man sie begraben hatte und die Tante der Kinder ziemlich rathlos darüber, was sie nun eigentlich beginnen sollte, in dem kleinen Häuschen saß, da erschien sein vertrauter Schreiber, jener Schuft, dessen ich vorhin erwähnte, und verlangte im Namen seines Herrn Emil sofortige Rückkehr nach S.

„Margot war gerade nicht im Hause und Emil hatte Besonnenheit genug darauf zu bestehen, daß man ihr durchaus verhehlen solle, warum und auf wie lange er sie verlassen werde.

„Die Kleine kam nach Hause und fand ihre Tante in Thränen. Als sie ängstlich fragte, nahm der Bruder sie in die Arme und indem er sie fest an sich drückte, flüsterte er ihr in's Ohr, daß er auf einige Zeit fort müsse. Sie sagte nichts, aber sie machte ihre Arme frei, legte sie um seinen Hals und nichts konnte sie bewegen, ihn loszulassen, bis endlich der Schlaf die kleinen Hände erschlaffen ließ. Emil trug sie lange nach Mitternacht zu ihrem Lager; er und die Tante gingen in jener Nacht nicht zu Bette. Sie packte ihm seine Kleider und seine Bücher, die letzteren ein Besitz, welchen er mit auffallender Sorgfalt hegte; dann saßen sie flüsternd beisammen und besprachen mancherlei. Die gute alte Jungfer dachte das Häuschen zu verkaufen und weiter nach Frankreich hinein in eine größere Stadt zu ziehen, wo die Familie des verstorbenen Villiers eine der angesehensten war.

„Als der Morgen dämmerte, trat er an das Bett der Schwester und sah sie an; er berührte sie nicht, um sie nicht zu wecken: „Als ich mich von ihr gewendet hatte", sagte er mir, „da dachte ich, ich würde ersticken, und als das vorüber war, schien mir Alles, was nun kommen konnte, ganz einerlei."

„In dem friedlichen kleinen Garten auf der Bank, wo die Lehrstunden stattgefunden hatten, saß schon der Schreiber Eller's, wie ein Hund, der auf sein Wild lauert. Emil trat zu ihm, Beide sprachen fast nichts; die Tante küßte ihren Pflegling noch einmal und dann gingen sie vor Sonnenaufgang denselben Weg, welchen der Knabe damals krank und müde gekommen war.

„Die erste Viertelstunde mit dem Bruder zusammen mußte Samuel überzeugen, daß ihm derselbe entwachsen sei. Die Frucht alle der Jahre wohlüberlegter Vernachlässigung war dahin; der geistige Funke in dem Kinde war noch nicht ganz erstickt gewesen, er war zur Flamme aufgelebt.

„Aus Allem, was ich über das Benehmen Samuel's in den nun folgenden Monaten in Erfahrung bringen konnte, hat sich bei mir, trotz der sehr entgegengesetzten Ansicht Emil's, die Ueberzeugung gebildet, er habe wirklich Anfangs den Willen gehabt, ein leidliches Verhältniß zwischen sich und dem Knaben herzustellen. Seine Vernunft rieth ihm, den Jüngern womöglich ganz auf seine Seite zu ziehen, er versuchte es, aber er trug etwas in sich, das stärker war als die Vernunft, einen Haß gegen den Knaben, dessen er nicht Meister werden konnte.

„Nach Art der heftigen Leidenschaften fing dieser Haß an, seinen sonst so klaren Kopf zu verdüstern. Er zwang sich immer von Neuem, dem Bruder mit etwas wie Freundlichkeit zu begegnen, aber gegen seinen Willen brach der Teufel in ihm durch und tränkte jedes Wort, das er sagte, mit Gift.

„Und dazu war eine neue Furie in ihm aufgewacht, die Furcht vor dem stummen, ernsten Jungen, der ihm und ihm allein jeden trüben Tag seines Lebens verdankte. Diese Furcht wurde zur fixen Idee; er fing an, dem Knaben die abenteuerlichsten Pläne gegen sich anzudichten.

„Der Verschlag unter dem Dache war wieder Emil's Schlafstätte; zu hungern brauchte er freilich nicht mehr, dafür speiste er mit seinem Bruder, dessen nie versiegende Unterhaltung bei Tisch in den Quälereien, wie ich sie angedeutet habe, bestand. Mit dem Instinct des Hasses hatte Samuel längst herausgefunden, wodurch er den Knaben am empfindlichsten verletzen konnte: die versteckte Innigkeit, mit welcher derselbe das Andenken der gütigen Verwandten in O. und besonders der kleinen Schwester bewahrte, war ihm nicht entgangen, und so wurde denn Alles, was mit der mütterlichen Familie Emil's zusammenhing, in einer Weise in den Staub gezogen, die ihm jeden Blutstropfen zu Galle machen mußte.

„Emil sagte bei solchen Gelegenheiten nichts, aber der Aeltere sah, wie er litt, und das pflegte seine Laune zu erhöhen; war er jedoch durch irgend etwas verstimmt, so konnte ihn das Schweigen seines Bruders in furchtbare Wuth versetzen.

„Die Präliminarien jener Scene, bei der ich Samuel überraschte, habe ich später von Emil erfahren. Der ältere Bruder war an jenem Tage besonders aufgeregt gewesen, er hatte bei Tische viel getrunken; als Emil nach der Mahlzeit das Zimmer verlassen wollte, befahl er ihm, zu bleiben. Emil gehorchte; während sich Jener zum Schlafen ausstreckte, stellte er sich an's Fenster und sah traurig hinaus. Samuel hatte ihn beobachtet. „Du möchtest wol gern wieder fort, wieder einmal eine kleine Fußtour über den Berg machen, he?" fragte er ihn höhnisch. „Ich habe es Dir längst angesehen, wie Dir die Arbeit hier ein Greuel ist. Am liebsten landstreichertest Du wieder draußen herum — ich kenne Dich! Daß ich Dich zu einem ordentlichen Menschen mache, daß ich mich alle Tage mit Dir plage, das dankst Du mir nicht!"

„Emil schwieg und Samuel redete sich in dieser Weise immer mehr in Wuth. „Sprich", fuhr er endlich in die Höhe. „Warum antwortest Du nicht? Soll ich mich todt ärgern über Dich, während Du in's Fäustchen lachst?"

„„Was soll ich sagen?" entgegnete jetzt Emil. „Sie wollen meine Meinung nur hören, um mich desto mehr plagen zu können."

„„Deine Meinung", höhnte Jener, „Deine Meinung! ha, Du hast doch also eine Meinung, über mich und über allerlei sonst noch, eine fertige, von jenem scheinheiligen, bankerotten Volk drüben mitgebracht! Sprich" — und damit war er aufgesprungen und stellte sich lauernd

dicht vor den Knaben hin — „sprich doch einmal, kneife nicht so heimtückisch die Lippen zusammen, sprich augenblicklich und sage mir, was Du eigentlich von mir denkst. Ich bin ein guter Bruder gewesen, wie? Ich habe Dich nicht gerade mit Handschuhen angefaßt, aber ich habe reichlich meine Schuldigkeit an Dir gethan? Wage es, je etwas Anderes zu sagen" — schrie er in plötzlicher Wuth. Emil sah, daß er rasch alle Gewalt über sich verlor; er sagte mir nachher, er habe in jenem Augenblick gehofft, daß nun bald das Ende komme würde, nach dem er sich längst gesehnt hatte.

„„Was Sie mir gewesen sind, wissen Sie selber am besten", sagte er und sah dem Wüthenden voll in's Gesicht.

„„Ha, Du hassest mich, kleine Schlange, ich weiß es wol; am liebsten möchtest Du mich vergiften! Siehst Du, ich traue Dir nicht; warum bleibst Du hier, warum entläufst Du mir nicht wieder? Weil Du eine Gelegenheit suchst, um mir beizukommen. Aber ich will Dich nicht mehr vor Augen haben — fort sollst Du, zu dem Bettelvolk über die Grenze. Du oder ich, Einer ist zu viel hier!" schrie Samuel, immer mehr die Besinnung verlierend.

„„Lassen Sie mich hier, im Hause meines Vaters", sagte Emil, fast bittend; „ich habe keine Heimat sonst."

„Auch aus diesen Worten sog Jener nur Nahrung für seine unsinnige Wuth. „Was geht dies Haus Dich an, Bettelbrut!" rief er und hob bei diesen Worten den eisernen Schürhaken vom Boden auf; „hinaus, auf der Stelle, oder ich schlage Dich nieder wie einen Hund.""

„Emil rührte sich nicht und der Andere machte seine Drohung wahr. Das Eisen traf den Knaben an die Schläfe; er fiel, eine halbe Minute später stand ich im Zimmer. Das Uebrige weißt Du ja.

„Ich war etwa vierzehn Tage im Hause, als mich Samuel durch sein Factotum um eine Unterredung bitten ließ. Ich ging hinunter zu ihm in's Comptoir, er kam mir ein paar Schritte entgegen, er sah übernächtig und noch immer ziemlich verstört aus. Sein staubfarbenes Haar war an den Schläfen dünn geworden und stark ergraut, und obwol er damals in der Mitte der Dreißig stand, wie ich, machte er den Eindruck eines Fünfzigers.

„In der nun folgenden Unterredung hatte ich Gelegenheit, die Klugheit und Besonnenheit meines langjährigen Bekannten zu bewundern. Die jedenfalls nutzlose Tactik, sein bisheriges Verhalten beschönigen zu wollen, versuchte er gar nicht; jedes seiner Worte, unter Berechnung meiner möglichen oder wahrscheinlichen Antworten sogar, war genau von ihm überlegt.

„„Ich bin Ihnen Dank schuldig", begann er kurzweg. „Ohne Ihre Dazwischenkunft hätte mich neulich mein verfluchter Jähzorn zum Mörder gemacht. Sie sind jetzt gekommen, um die Angelegenheiten Ihres Mündels selber in die Hand zu nehmen."

„Ich verbeugte mich zustimmend. „Ich wollte, Sie hätten sich Ihrer Verpflichtungen gegen den Jungen eher erinnert", sagte er hart;

„dann wäre mir und ihm Manches erspart werden. Er ist mir immer ein Dorn im Auge gewesen — es wäre abgeschmackt, das leugnen zu wollen. Tausendmal habe ich gewünscht, er stürbe — ich mache kein Hehl daraus, Sie können mir dafür nicht den Proceß machen. Auch wegen der Vernachlässigung seiner Erziehung, die Sie mir wahrscheinlich vorwerfen wollen, kann ich nicht belangt werden: was ging mich der Junge an? Ich hatte keine Pflichten gegen ihn — Sie waren sein Beschützer und Erzieher von Rechts wegen, und Sie trieben sich in der weiten Welt herum."

„Er hatte alles Dies in kurzen Sätzen hervorgestoßen, mit öfteren Pausen, die ich aber nicht benutzte, um ihn zu unterbrechen. Ich ließ ihn ruhig seine ganze moralische Liebenswürdigkeit entfalten und schritt dann zu der Aufforderung, daß er mir über die Verwaltung der seinem Bruder zustehenden Capitalien, die Verwendung der Zinsen zc. Rechenschaft ablegen möge. „Jedenfalls sind Sie auf diesen Anspruch meinerseits vorbereitet", schloß ich.

„Er sagte: „Das bin ich allerdings", und ging zu seinem Pulte, von dem er verschiedene bereit liegende Papiere nahm.

„Bestehen Sie darauf, den Vermögensantheil meines Stiefbruders sofort aus dem Geschäft zu ziehen, so mögen Sie sehen, wie Sie das verantworten können", sagte er; „die Firma, an deren Ruf er so gut ein Interesse hat, wie ich, ist dann ruinirt."

„Ich blieb dieser Eröffnung gegenüber ziemlich kalt und begegnete ihr durch die Erklärung, daß ich Emil adoptiren werde und mir und ihm das fernere Schicksal der Firma Eller gleichgiltig sei. Dennoch erlangte Samuel schließlich von meiner Billigkeit sehr annehmbare Bedingungen: es wurde ein liberaler Termin vereinbart, bis zu welchem er das Geld behalten sollte; dann trennten wir uns.

„Als Emil genesen war, nahm ich ihn mit mir fort; die Lücken seiner Schulbildung mußten ausgefüllt werden, in die Routine einer öffentlichen Anstalt aber hätte er mit seinen Antecedenzien wenig gepaßt; auch mochte ich mich nicht von ihm trennen. So zogen wir auf's Land, in die Nähe von Lüttich; ich nahm einen Lehrer in's Haus und entwarf einen Studienplan für meinen Mündel, dessen Ausführung ich überwachte. Dort haben wir, der Weisheit beflissen wie weiland Telemach und Mentor, glückliche Zeit verlebt, ein wahres Idyll. Einmal schickte ich meinen Jungen auf einige Wochen zu seinen Verwandten in Frankreich, damit er die Schwester sehen sollte, außerdem sind wir in jenen zwei Jahren kaum einen Tag auseinander gewesen."

„Nun, weiter", sagte ich eifrig.

„Ich habe nicht mehr viel zu sagen. Emil mußte natürlich auch einen practischen Cursus durchmachen; ich schickte ihn daher später auf meine Hüttenwerke im —gebirge. Er wurde sehr tüchtig und ist mir eine Zeit lang dort von großem Nutzen gewesen. Ich hatte die Absicht, ihm diese Besitzungen später zu überlassen — ich liebte es, mir einzubilden, daß er mir jetzt angehöre und sich von mir glücklich machen lassen

müsse. — Da spielte mir Samuel noch einen schlechten Streich — er starb unerwarteter Weise und da er nicht verheirathet gewesen war, fiel das ganze Vermögen an Emil zurück; er wurde nun doch Fabrikherr in S. und ich habe ihn nicht bewegen können, den Plunder dort zu verkaufen — er hat die Anhänglichkeit einer Katze an das Haus, in dem er geboren und gemißhandelt worden ist. Auch gab es dort viel zu reformiren — er ist so jung, im richtigen Alter für Weltverbesserungsideen — kurz, er ist fort, er geht mich nichts mehr an, er hat mir nichts verdanken wollen."

Wanderer hatte zuletzt mit schlecht verhehlter Bitterkeit gesprochen; ich saß nachdenklich und suchte mir den Gesichtsausdruck des jungen Eller, als er Wanderer im Theater entdeckt zu haben glaubte, suchte mir seine ganze Art und Weise, als von meinem Freunde die Rede gewesen war, zu vergegenwärtigen. Kein Zweifel, es war etwas zwischen die Beiden getreten, ein Etwas von größerer Bedeutsamkeit, als der im Grunde doch ziemlich gerechtfertigte Wunsch Emil's, sein väterliches Erbe nicht zu veräußern. Ueber die Natur des Zerwürfnisses aber, welches ich mehr als nur vermuthete, sollte ich im Unklaren verharren. Wanderer erklärte, daß er seinen Mittheilungen nichts mehr hinzuzufügen habe.

„So bleibt Deine Geschichte also ohne Schluß", sagte ich resignirt.

„Was willst Du?" meinte er; „schließt sie nicht ganz romangerecht mit einer Verlobung, von der Dir ja des Glücklichen eigener Mund Zeugniß abgelegt hat! Was noch nachher kommt, die eigentliche Hauptsache, das erlauben sich bekanntermaßen die Novellisten auch zu verschweigen, da fängt der unsichtbare Lauf des Flusses an. Einen Schluß verlangst Du? Als ob nicht alle irdischen Geschichten ihren Schluß erst im Himmel erhielten! Wo ist Abschluß, wo ist mehr als nur scheinbare Vollendung im Leben?"...

So war Wanderer wieder glücklich im Allgemeinsten, seinem gewöhnlichen Zufluchtsort vor lästigen Erörterungen, angelangt. Ich stand endlich auf.

„Du willst fort", fragte er.

„Ja, es ist bald Morgen. Ich denke, wir speisen heute zusammen und werden uns in den nächsten Tagen so viel wie möglich sehen."

„Gewiß", sagte er zerstreut. „Aber bleibe doch für jetzt hier. Ich lege mich auf das Sopha und überlasse Dir die Matratze drin. Was willst Du jetzt, in der unheimlichen Stunde, da nicht einmal ein Fiaker zu haben ist, durch das langweilige schlafende Wien wandern?"

Ich lehnte den Vorschlag ab; der Kopf war mir eingenommen und ich freute mich auf den Weg durch die stillen Straßen.

„Nun, wie Du willst," meinte er gleichmüthig; „also auf morgen, nein, heute Mittag; wahrhaftig, der Tag graut."

Ich ging. In der Thür drehte ich mich noch einmal um; Wanderer stand hinter mir, zu seiner stattlichen Höhe aufgerichtet, ruhig, sicher, an seinem Platze, wie überall und immer. „Ich danke Dir für Deine Geschichte", sagte ich und ergriff seine Hand.

Er lächelte ein wenig spöttisch und meinte: „Mich dünkt, ich habe zu danken für Deine Geduld“ — dann schickte er sich an, mir hinaus zu leuchten.

Ich war noch mit all' dem eben Gehörten beschäftigt: „Sage mir, kennst Du die Braut Emil's?“ fragte ich nachdenklich. Ein unverkennbares Stirnrunzeln erfolgte von Seiten Wanderer's; dann mochte er einsehen, daß er mir das beste Recht auf einiges Interesse an den Geschicken Emil's eingeräumt habe, er sagte ruhig: „Ja, ich kenne sie“, und fügte mit einer mir unerklärlichen Betonung hinzu: „Mögen die Kinder glücklich werden; meinen Segen haben sie!“

Siebentes Kapitel.

Ich erwachte spät am andern Morgen, kleidete mich rasch an, nahm mir kaum Zeit zum Frühstücken und stand, als es eben Mittag schlug, wieder vor der Thür mit dem steinernen Wappen. Die Straße erschien mir jetzt bei Tage mit ihrem Trödellärm ganz fatal, und während ich die Treppen hinauf ging, beschloß ich Wanderer zu überreden, daß er gleichfalls in dem von mir bewohnten Hôtel Quartier nehme, da es ihm ja ausgesprochener Maßen ganz gleich war, wo er sich aufhielt.

Die schmutzige Thür im dritten Stock mit den blinden Glasscheiben und den verschlissenen Vorhängen dahinter war nur angelehnt. Das Institut des Klingelzuges erschien daher überflüssig. Ich trat in den Gang und klopfte an die Thür des Zimmers, welches ich bei Tagesanbruch verlassen hatte. Da man von drinnen nicht antwortete, versuchte ich aufzuklinken; die Thür war nicht verschlossen, im Zimmer aber Niemand zu sehen. Sollte Wanderer ausgegangen sein — vielleicht zu mir! wie unpractisch auch, daß wir unsere Zusammenkunft nicht bestimmter verabredet hatten! Aber es war so selbstverständlich, daß ich ihn, nicht er mich aufsuchte! Während ich zurück ging, um womöglich von der Wirthin Auskunft über den Verbleib des Bewohners ihrer garstigen Höhle zu erlangen, fiel mein Blick auf den Glasschrank; die Bücher waren aus dem Fache fort und — auch der Koffer stand nicht mehr neben der Thür. Nun riß ich das Schlafzimmer auf: es enthielt von einem Bewohner keine Spur, kein Kleidungsstück, kein Toiletteartikel war zu sehen.

Jetzt schob sich ein Kopf durch die aus dem Corridor in das Wohnzimmer führende Thür; eine junge Frau in unordentlichem Hauskleide erschien.

„Sie suchen den Herrn, welcher hier gewohnt hat?“ fragte sie mit einer in Anbetracht des Umstandes, daß sie mich hätte für einen Gauner halten können, noch ziemlich bemerkenswerthen Höflichkeit.

„Ja“, sagte ich bestimmt; „Herrn Wanderer, den ich gestern Abend spät erst verließ, ist er ausgezogen?“

„Er ist heute Morgen abgereist“, entgegnete sie, indem sie nun vollends hereinkam und sich gegen die Thür lehnte. Sie schien nicht

abgeneigt, zu plaudern, obwol Kindergeschrei und Getümmel sich aus einem benachbarten Zimmer hören ließ.

„Das ist fatal", sagte ich, um nur etwas zu erwiedern, „hat er nichts, keine Bestellung für mich zurückgelassen?"

„Nein." — Ich ertappte sie hier auf einem forschenden Blick über meine ganze Person: hielt sie mich etwa für einen angeführten Gläubiger? „Mein Freund ist rasch von Entschlüssen", beeilte ich mich mit einem leichten Lächeln zu sagen; „er wird mir von seinem nächsten Aufenthaltsort aus Nachricht geben."

Trotz dieser Worte schien sie einen kleinen Wink nicht für überflüssig zu halten. „Herr Wanderer hatte Billette nach Triest genommen, so sagte mir der Mann, welcher das Gepäck auf den Bahnhof geschafft hat", benachrichtigte sie mich. „Die Herrschaften sind zu Fuß gegangen, weil der Bahnhof ganz hier in der Nähe ist."

„Wer?" fragte ich, nicht ganz sicher, ob ich sie richtig verstanden habe.

„Herr Wanderer und die Dame, die mit ihm fort ist", sagte sie, indem sie die Hände in ihre Schürze wickelte und mich in ihrer keckeu Wiener Art anblickte.

Ich sah ein, daß ich meine Rolle als wohl informirter Freund ihres Miethers nicht werde durchführen können und daß ich mich mit meinem Entschluß, das Mögliche über Wanderer's plötzliche Reise zu erfahren, ihr auf Gnade und Ungnade werde ergeben müssen.

„Wollen der Herr sich nicht einen Augenblick setzen? Die Treppen ermüden so; sie sind steil", sagte sie. Ich ging mechanisch auf das grüne Sopha zu, sie folgte und setzte sich in den Schaukelstuhl. „Den hat er zurückgelassen, so ein sonderbares Möbel; ich finde ihn gar nicht bequem", meinte sie, indem sie mit den beiden nicht eben reinen, aber hübschen Händen auf den Armlehnen des Stuhles einen koketten Versuch machte, sich weit in demselben zurückzulehnen. Dann setzte sie sich aber ordentlich zurecht.

„Es war eine wunderschöne junge Dame", fuhr sie ohne Weiteres fort. „Bei mir im Zimmer hat sie gewartet, bis Herr Wanderer aufgestanden und sich angekleidet hatte."

Sie machte eine Pause. Ich sah wartend zu ihr hinüber. „Dann führte ich sie hier hinein. Sie schien sich vor dem Herrn zu fürchten, denn sie stand da — dort, nahe bei der Thür — und sagte kein Wort. Erst sah sie ihn an, dann blickte sie zu Boden; sie kam sehr unerwartet, das konnt' ich merken. Herr Wanderer runzelte die Stirn, dann trat er auf sie zu, was sie eigentlich mit einander hatten, habe ich nicht gehört, denn ich ging hinaus. Wahrhaftig, nie in meinem Leben hätte ich so gern gehorcht, wie da", setzte sie naiv hinzu.

Ich muß gestehen, nichts wäre mir erwünschter gewesen, als wenn sie es gethan hätte. „So wissen Sie nichts mehr", sagte ich in einem Ton, bei dem die Enttäuschung durchklang. Sie strich mit gut gespielter Verlegenheit die Schürze glatt. „Gesprochen haben Beide nicht gleich, als sie allein waren", fuhr sie fort, „aber sie ist ihm zu Füßen gefallen;

sie fiel so gerade hin, als könne sie nicht mehr stehen vor Müdigkeit, und beugte den Kopf ganz tief, bis beinahe auf die Dielen." — Ich schickte unwillkürlich einen Blick nach der Thür, um zu sehen, ob die Größe des Schlüssellochs mir für die Genauigkeit des mir erstatteten Berichts Gewähr leisten könne. Aber warum sollte ich der Frau nicht glauben? wie hätte sie darauf kommen können, einen so seltsamen Vorgang zu erfinden? — „Herr Wanderer hob sie auf", sprach die Erzählerin weiter, „aber ganz steif, mit einer Hand nur, und führte sie zum Sopha. Da hat sie gesessen, wo Sie jetzt sitzen, dann erst haben Beide leise mit einander geredet."

Ich saß in peinlichem Sinnen. War Wanderer am Ende doch tiefer in die Gewohnheiten der eleganten Welt eingetaucht, als ich es seinem großartigen Charakter zutrauen gemocht? Hatte er die noblen Passionen doch nicht immer und überall mit der überlegenen Nachlässigkeit tracirt, die er bei mir dagegen an den Tag zu legen pflegte? War dies die unzählige Male wiederholte widerwärtige Geschichte von der unbequem gewordenen Geliebten, die ihren fliehenden Ritter verfolgt?

„Haben Sie bei diesem Gespräch keinen Namen gehört?" fragte ich endlich, indem ich, zu meiner Schande sei es gestanden, meine unlautere Quelle nun vollständig acceptirte.

„Ich verstand nur die ersten Worte, welche Herr Wanderer noch laut sprach. Er sagte: Weiß Emil von dieser Reise, Fräulein? — Fräulein nannte er sie, das habe ich deutlich gehört. Dann aber ging ich in meine Stube, denn Sie müssen nicht denken, mein Herr, daß es meine Art sei, meine Miether zu behorchen — was ich gehört und gesehen habe, das sah und hörte ich noch im Herausgehen, ehe ich die Thür ganz zugemacht hatte. Daß ich nicht rascher ging, war nicht sehr indiscret, denn sie kümmerten sich gar nicht um meine Gegenwart. Bald rief mich auch Herr Wanderer wieder herein; ich solle der jungen Dame, die lange gereist sei und gleich wieder weiter müsse, eine Tasse Bouillon bringen; sie saß da, als ginge das sie gar nichts an, als wisse sie kaum, wo sie sei."

„Wie sah sie aus", unterbrach ich hier.

„Sie hatte wunderschönes blondes Haar und eine schlanke, prächtige Gestalt. Jedenfalls war sie eine Schönheit — aber etwas in ihrem Gesicht gefiel mir nicht; ein Ausdruck war darin, den ich bei Leuten gesehen habe", hier zeigte sie der größern Deutlichkeit wegen auf ihre Stirn, „bei Leuten, mit denen es nicht richtig war.

„Als ich die Bouillon brachte, die sie ohne Herrn Wanderer's Zureden gewiß nicht angerührt haben würde, da sagte er mir, er müsse auch verreisen und wisse nicht, ob er zu mir zurückkehren werde. Er bezahlte den laufenden Monat, legte seine paar Bücher in den Koffer, denn weiter hatte er ja nichts ausgepackt, und war bald fertig. Um neun Uhr sind sie gegangen; das Fräulein hatte nur eine kleine Ledertasche, die Herr Wanderer dem Gepäckträger gab."

Die Frau hatte erzählt, was sie wußte; ihren Commentar über

diese Dinge wünschte ich nicht zu hören, ich verabschiedete mich daher sofort und ging nachdenklich und ziemlich mißmuthig nach meinem Hôtel zurück.

Dies letzte Abenteuer Wanderer's beschäftigte mich lebhaft: wären wir Männer nicht nach stillschweigender Uebereinkunft dahin gelangt, die Eigenschaft der Neugierde als mit unserm Charakter unvereinbar betrachten zu lassen, wäre es uns nicht gelungen, der Welt glauben zu machen, daß dieser Fehler ausschließlich den Frauen beizumessen sei, so würde ich jetzt den Gebrauch des Wortes zur Bezeichnung meiner Stimmung nicht haben umgehen können. Neugierig zu wissen, wer jenes schöne blonde Weib gewesen, war ich also nicht, da Männer überhaupt nie neugierig sind, doch darf ich ohne Verleugnung des männlichen Esprit de corps wol eingestehen, daß ich in den nächsten Tagen sehr viel an die Scene dachte, welche die Wirthin Wanderer's beschrieben hatte, und daß ich beinahe ungeduldig einen Brief mit dem Postzeichen Triest erhoffte.

Aber kein solcher Brief kam. Wanderer schrieb mir allerdings selten; eine anscheinend von beiden Seiten unvorhergesehene Trennung jedoch, wie diese letzte, war eine von den wenigen Gelegenheiten, bei welchen, Dank seiner Gewohnheit der Courtoisie, auf einige erklärende Zeilen von ihm zu rechnen gewesen wäre. Daß er nichts von sich hören ließ, brachte mich auf den Gedanken, er werde zurückkehren; halb und halb wartend verzögerte ich meine Abreise von Wien um einige Tage, setzte sie aber endlich mißmuthig und enttäuscht fest, und beschloß nur noch für den letzten Nachmittag eine Wallfahrt nach Schönbrunn.

Einige Stunden schon war ich in stiller Beschaulichkeit langsam in den beschnittenen Alleen herumspaziert; ich hatte, zum ersten Male seit einigen Tagen, Wanderer und seine Geschichte ganz vergessen, da tönte ein elastischer Schritt hinter mir auf dem Kies und mit lachendem Gruß legte sich eine Hand mir auf die Schulter.

„Hier bin ich“, sagte der Kommende, rasch neben mich tretend, etwa als habe er mich vor einer Viertelstunde verlassen; „ich bitte wegen des nicht zu vermeidenden Aufschubs unseres Rendezvous höflichst um Entschuldigung — in aller Eile bin ich nach meiner Ankunft in Wien hinter Dir hergefahren. Ich hoffe, die drei Tage Warten haben Dir die Lust, Verabredungen mit mir zu treffen, nicht ganz benommen: Du siehst, ich komme doch, wenn auch etwas verspätet.“

Ich schüttelte die dargebotene Hand Wanderer's und sah ihn forschend an.

„Mein Auftrag an den Portier war doch also nicht überflüssig“, erwiederte ich. „Diese Vorsichtsmaßregel beweist Dir übrigens, daß ich Dich noch nicht aufgegeben hatte.“

Er klopfte mir auf die Schulter. „Immer die alte, treue Seele“, sagte er mit einem zerstreuten Blick auf den fernen Spiegel des Sees, der am Ende einer langen Allee vor uns aufschimmerte. Wir gingen mit einander weiter, mein bisheriges Schlendern wurde neben ihm zu

einem immer rascher Schritte; er schien die Beute einer verhaltenen Aufregung; ohne sein mir bis jetzt unerklärtes Verschwinden zu berühren, sprach er von allen möglichen Dingen, mit dem ihm eigenen Humor freilich, welcher mir aber um einige Grade bitterer vorkam, als gewöhnlich.

„Ich war neulich sehr erstaunt, Dich nicht mehr zu finden", sagte ich endlich.

„Ah — das glaube ich", antwortete er, sich besinnend; „Du kamst in mein leeres Nest, am andern Morgen gleich — wie?"

„Ja, einige Stunden nach Deiner Abreise."

Daß ich von seiner Reisebegleiterin etwas gehört haben könnte, schien ihm nicht einzufallen. Wollte er mir sein Abenteuer verhehlen? Was ich wußte, wäre mir in diesem Falle wie ein unrechtmäßiges Eigenthum vorgekommen.

Wanderer ging eine Weile schweigend neben mir her. „Hast Du Zeit und Geduld, noch ein Stück von Emil Eller's Geschichte zu hören?" fragte er mich dann plötzlich. „Ich bin jetzt in der Lage, dem bisher Erzählten einen weitern Abschnitt hinzufügen zu können, und da Du neulich einiges Interesse an ihm und seinem Schicksale prätendirtest . . ."

„Wie — hast Du ihn inzwischen gesehen?" unterbrach ich lebhaft.

„Nein. — Was ich Dir erzählen möchte, bezieht sich zunächst nicht auf die letzten drei Tage. Es ist Deinem beobachtenden Scharfsinn schwerlich entgangen, daß mein neuliches Kurzabbrechen seinen Grund in einer gewissen Entfremdung zwischen mir und meinem frühern Schutzbefohlenen hatte, auf die ich nicht näher eingehen mochte."

„Ich habe allerdings etwas Derartiges vermuthet", bestätigte ich.

„Und Du ahnst, welcher Art unsere Verwicklung ist?"

„Nicht im Entferntesten", sagte ich mit gutem Gewissen.

„Wirklich nicht? Dann hast Du ein bekanntes englisches Sprichwort vergessen, welches Dir auf die Spur geholfen haben würde. Es lautet: „Where ever there is a quarrel, there's a woman at the bottom" — „Wo auch immer ein Streit ausbricht, es steckt gewiß ein Weib dahinter". Aber sprich, willst Du dich noch einmal meiner Mittheilungssucht aussetzen?"

„Du weißt, wie begierig Du mich auf das Ende Deiner Geschichte gemacht hattest", sagte ich dagegen.

„Das Ende — ich fürchte, zum Ende kommt's diesmal auch noch nicht. Das ist die übelste Eigenschaft an der Geschichte, welche ich vortrage, daß sie, allen meinen Hoffnungen des Gegentheils zum Trotze, kein Ende nehmen will."

Achtes Kapitel.

„Ich hatte Dir erzählt", sagte er, „daß Emil eine Zeit lang auf meinem Hüttenwerke im —schen Gebirge in meinem Interesse arbeitete. Die Hütten bilden mit den dazu gehörigen Wohnungen der Beamten und Leute eine einsame kleine Ansiedelung mitten im Gebirge; ein

Wirthshaus fehlt auch nicht, eine Kirche ist leider noch nicht da." Ich habe dort schon Jahre lang einen Rechnungsbeamten wohnen, einen in seiner Weise gebildeten und einsichtsvollen Mann; er hat Weib und Kinder, und Emil sah sich mit seinen Bedürfnissen nach Geselligkeit fast ausschließlich auf diese Familie angewiesen. Nun, ich will der Tochter des Rendanten gern die Gerechtigkeit widerfahren lassen, zu glauben, daß sie auch unter weniger günstigen Verhältnissen die Augen eines jungen Mannes auf sich gezogen haben würde — sie war in der That ein eigenthümliches, interessantes Geschöpf zu der Zeit, als Emil sie kennen lernte. Es wird schwer halten, sie Dir einigermaßen zu beschreiben. Von der Bescheidenheit des im Verborgenen erwachsenen Veilchens, der keuschen Unmittelbarkeit der wilden Gebirgsblume — lauter Vergleiche, welche ihre Verhältnisse dem feurigen Liebhaber nahe legten — besaß sie außerordentlich wenig; sie war in großen Städten gewesen, hatte die Töchterschulen dort passirt und Theater und Bälle frequentirt — eben so wenig war sie aber auch mit der Blasirtheit einer mehrwinterlichen Berlinerin in ihr Gebirgsnest zurück gekehrt. Das Merkwürdige an ihr war, daß sie nachher dort eben so wieder zu Hause war, wie zuvor, daß sie nichts verlangte und nichts vermißte, so wenig wie sie in der Stadt etwas verlangte und vermißte, so wenig wie sie dort an Heimweh nach den Bergen gelitten hatte.

„Sie kam zurück, wie sie gegangen war, mit ihrer gesunden Ruhe, um nicht zu sagen Kälte, ihrem vortrefflichen Appetit und ihrem guten Kopfe, in dem jetzt etwas, aber nicht allzuviel Töchterschulwissen steckte. Sie reihte lachend ihre Ballsträuße und sonstigen Trophäen in ihrem kleinen Schlafzimmer auf; sie spielte lustige Tänze, auch einige nicht allzu schwierige Sonaten, sie half Brod backen und plättete wie zuvor; sie schien sich nicht nach Eroberungen zu sehnen und hielt es nicht für Verschwendung, ihre blonde Schönheit einstweilen nur auf die Hüttenarbeiter und die unseligen Schreiber ihres Vaters ausstrahlen zu lassen. Dabei aber war sie sich der Macht derselben mit größter Klarheit bewußt; ich glaube, sie trug wie Cäsar die Gewißheit späterer Siege mit sich herum und wartete gelassen auf die Zeit, wo die Lorbeern sich auf ihren Scheitel niederlassen würden.

„Ich hatte sie gekannt, als sie die ersten Kinderschuhe trug und wir Zwei waren bei meinen jeweiligen Anwesenheiten in Hohenhütte immer gute Freunde gewesen. Später verlor ich sie aus den Augen, erst durch Emil hörte ich wieder von ihr. Sie war damals vielleicht ein Jahr aus der Stadt zurück und entfaltete nun all' ihre modische Grazie vor dem armen Jungen, den dies Wunder inmitten des öden Gebirgs und der trockenen Arbeit natürlich sofort um den Verstand brachte. Er erwähnte sie mehrfach in seinen Briefen an mich, und als ich den wahren Sachverhalt zu ahnen begann und einige Fragen that, da erfolgte, was er für einen trockenen Bericht halten mochte; der ausdrücklichste Panegyrikus aber hätte mich nicht besser von seiner leidenschaftlichen Bewunderung des Mädchens überzeugen können. Er bat

mich, zu kommen und sie zu sehen; ich reiste hin — es war im Spätsommer — und war allerdings erstaunt, als mir seine Circe nun entgegentrat."

„Sie war also wirklich so schön?" sagte ich.

„Ja, sie war eine Schönheit par excellence, eine Erscheinung, die das Zimmer, in welches sie eintrat, mit Licht zu erfüllen schien, mit wahrhaft strahlendem Haar, wie Iduna; verführerischer noch als alle diese Pracht aber war ihr ruhiges Lächeln, ihre stattlichen, stillen Bewegungen, ihre lässige Grazie, ihre gleichmüthige, fast gleichgiltige Art zu sprechen, bei der dann aber die wilde Energie einzelner Ausdrücke um so mehr frappirte und etwas von dem Eindruck hervorbrachte, den man hat, wenn man am stillen, zerklüfteten Vesuv auf eine Spalte geräth, aus der die unten in der Tiefe kriechende Lava uns anglüht. Alles in Allem war es mir sehr begreiflich, daß mein Telemach sein Herz und mehr als das, seinen Kopf, in ihrer Nähe verloren hatte.

„Ich kam nach Hohenhütte mit väterlichen Absichten und im Vorausgenuß väterlicher Behaglichkeit. Es lag mir sehr fern, meinem Jungen bei seinen Wünschen entgegen treten zu wollen; ich wollte sehen, prüfen, rathen, dabei machte ich mir aber über die Nutzlosigkeit etwaiger Einwendungen nicht die geringste Illusion.

„An einem der ersten Abende ging ich mit ihm ein Stück die kohlschwarze Fahrstraße entlang, auf welcher uns das Brennmaterial für unsere Hochöfen zugeführt wird und die den Promenadengelüsten der Bewohner von Hohenhütte genügen muß.

„„Wie gefällt Dir Ida?" fragte mich Emil, nicht eher, als bis wir aus dem Bereiche der letzten Häuser waren. Er sprach stockend, mit all' den Symptomen, welche das Liebesgeständniß eines unverdorbenen männlichen oder weiblichen Herzens erfahrungsmäßig begleiten sollen.

„Ich gab die erforderliche Antwort und dann schwiegen wir, so viel ich mich erinnere, wieder eine lange Zeit. Ich hatte das Mädchen einige Tage lang beobachtet und war nicht frei von Sorgen um meinen Schützling. Ich hätte ihm nach seiner schmerzensreichen Jugend so recht von Herzen ein heiteres, sonniges Liebesglück gegönnt, an der Seite einer ihm ganz ergebenen, lieben, süßen Creatur; es gab ja doch noch solche Mädchen — warum mußte ihm gerade dies fremdartige, gefährliche Geschöpf, diese unberechenbare Feuerflamme in den Weg kommen! Jetzt leuchtete sie freilich stät und ruhig genug, wie das Mondlicht selber, aber ich verstehe mich einigermaßen auf die Weiber und ich konnte die unbequeme Ahnung nicht los werden, daß sie über kurz oder lang wild auflodern und jedes Zwanges spotten würde. Ich machte mir Vorwürfe, daß ich mich nicht von ihrer Anwesenheit im elterlichen Hause vorher unterrichtet und meine Maßregeln danach getroffen hatte; es kam mir vor, als habe ich Denjenigen, dem ich nur das Beste schuldig war, geradezu in sein Unglück gejagt. Freilich hatte ich Ida früher gekannt und ihre Entwickelung zu solcher Eigenthümlichkeit unmöglich voraussehen können und dann — konnte ich es unternehmen, Emil, der jetzt in

das Leben eingetreten war, vor jeder Berührung mit gefährlichen Frauen schützen zu wollen?

„An jenem Abend bat ich ihn endlich, mir mehr von sich und seiner Auserwählten zu erzählen. Vielleicht hatte ich den Ton meiner Stimme nicht ganz beherrscht — er sah mich an und fragte rasch verdüstert: „Bist Du unzufrieden mit mir — mit meiner Wahl? Ich gestehe es, ich bin vorschnell gewesen . . . ich wollte mit einer Erklärung warten, bis Du kamst, aber, verzeihe mir, es ist nicht geschehen — am Tage ehe Du eintrafest wurde Ida meine Braut."

„Gerührt von seiner Loyalität, mit der er in einer Sache, die mich eigentlich wenig anging, nicht ohne meinen Rath hatte handeln wollen, ergriff ich seine Hand und wünschte ihm Glück. Er wurde heiterer, aber er drängte mich wieder, ihm aufrichtig zu sagen, was ich von Ida denke. Mir fiel diese Unsicherheit auf bei einem zum ersten Male Verliebten, der doch eigentlich die absolute, uneingeschränkte Vollkommenheit seiner Braut gegen Himmel und Erde aufrecht zu erhalten bereit sein und um die Meinung Anderer über sie sich den Kukuk kümmern sollte.

„„Heirathe sie so bald wie möglich", das war meine Antwort und der Rath, den ich ihm aus innerster Ueberzeugung herausgab. „Sie ist dem gewöhnlichen Schlag der Mädchen überlegen, aber gewiß nicht leicht zu leiten; je früher Ihr anfangt, in einander zu wachsen, Euch in einander einzuleben, desto besser wird es für Beide sein."

„Er seufzte. Ich versuchte es, ihn über diese unorthodoxe Regung zu necken. „Weißt Du nicht", sagte ich, „daß Du jetzt im Paradiese bist? Und der Engel mit dem flammenden Schwerte harrt schon, Du wirst hinaus müssen, so gewiß wie einst Adam aus dem Garten gegen Morgen — aber ich sollte Dir das nicht sagen, denn Dein Glaube, daß es ewig sei, muß ja das Paradies erst zum Paradiese machen.

„Ich ließ einen Blick über sein Gesicht streifen, es hatte sich nicht erhellt; sein düsterer Ausdruck ging mir an's Herz. „Warum so schweigsam?" fragte ich ihn.

„„Was soll ich sagen!" brach er jetzt hervor. „Ja, ich war in dem Paradiese, von welchem Du sprichst, aber nur kurze, kurze Zeit. Mir wird es nicht so gut, wie Anderen — ich liebe dies Mädchen — o, wie liebe ich sie! Ist es noch Liebe, ich weiß es nicht, dies übermächtige Gefühl, welches mich mit tausend Ketten an sie fesselt! Jeden ihrer Athemzüge bete ich an, die Spur ihrer Tritte möchte ich küssen, ich würde freudig in den Tod gehen, wenn sie mich schickte und wenn mich ein Lächeln von ihr belohnte, ich kann nichts denken, was ich ihr nicht opfern würde, ohne ihren Besitz scheint mir das Leben eine Hölle. Ja, so fühl' ich" — er sah mich mit einem traurigen Lächeln an — „glaubst Du nun noch, daß ich glücklich sei!"

„Ich schwieg, bis in's Innerste betroffen: so hatte also der Teufel schon sein Spiel gehabt. „Erst war ich halb bewußtlos und selig", fuhr er fort, „und o, denke nicht, daß sie es mir schwer gemacht habe, sie zu erringen. Sie ist sich von Anfang an gleich geblieben; sie nahm

mein schüchternes, glühendes Werben mit heiterer Stirn auf, sorglos wie eine Königin hat sie ihr Wort vor wenigen Tagen an mich weggeschenkt, ihr Wort, durch das sie sich doch für das ganze Leben an mich bindet. Glaubst Du, daß sie es zu halten gedenkt?" fragte er plötzlich stehen bleibend mit unterdrückter Stimme. „War es ihr Ernst damit — sprich, um Gotteswillen, oder hat sie mich nur betrogen?"

„„Nein" — fuhr er fort, ohne meine Antwort abzuwarten; „einer überlegten Täuschung ist sie nicht fähig, sie ist ehrlich zum Verzweifeln, sie kennt keine Scheu und keine Reue. Sie wird mir vielleicht eines Tages sagen: Du mußt mich frei geben, ich nehme mein Wort zurück... Du hast mich in meiner Einsamkeit überfallen, als ich Dich mit keinem Andern vergleichen konnte. Ich kenne jetzt einen Andern, jetzt habe ich gewählt — geh' und stirb! — und ich werde sterben, denn ohne sie leben kann ich nun nicht mehr."

„Ich weiß nicht, ob Du Dir den Eindruck vorstellen kannst, welchen dieser Unsinn auf mich machte. Mir gingen die Worte aus vor Zorn: nicht über den armen Jungen und seine Verblendung, nein, über dies Schicksal, diese Verwickelung, dies unselige Zusammentreffen. Nach einer Weile erst sagte ich mit all' der Bitterkeit, welche uns das Mitleid zuweilen eingiebt: „Du hast, wie es mir jetzt scheinen will, mich vorhin ganz ohne Grund bemüht, Dir meinen Beitrag zur Charakteristik Deiner Fräulein Braut zu liefern. Deine Einsicht in ihre Eigenthümlichkeiten läßt wenig zu wünschen übrig."

„Er überhörte die Ironie, überhörte die Worte selber, erst auf eine weitere Frage von mir sagte er:

„„Ich habe mich nicht lange darüber getäuscht, daß sie mir um das Tausendfache werther, unentbehrlicher sei, als ich ihr; aber ich dachte im Anfang, sie sei vielleicht keiner Leidenschaft fähig, wie sie mich ergriffen hatte und was sie mir versagte, habe sie überhaupt nicht zu geben."

„Und seit wenn denkst Du anders?" fragte ich verwundert.

„Er zögerte mit der Antwort. „Seit Du hier bist", sagte er endlich düster.

„Du siehst", bemerkte hier Wanderer trocken, „die Angelegenheit war jetzt in ein neues Stadium getreten; mir wurde von einem freundlichen Geschick die Rolle des Nebenbuhlers meines Schutzbefohlenen aufgenöthigt. Ich zeigte, wie Du Dir denken kannst, einen beträchtlichen Grad von Erstaunen bei Emil's letzter, unerwarteter Mittheilung; an Protesten voll sittlicher Entrüstung ließ ich es auch nicht fehlen. Dies Mädchen — ich hätte ihr Vater sein können — was war sie mir, was hatte ich mit ihr zu schaffen! Ich schwur meinem Jungen, daß sein Glück nicht nach meinem eigensinnigen Ermessen, sondern nach seiner Wahl und seinem Willen, mein höchster, oder eigentlich mein einziger Wunsch sei, und ich bewirkte durch mein Pathos einen gänzlichen Umschlag in seiner Stimmung; er warf sich an meine Brust, bat mich, ihm seine Tollheit zu verzeihen — „ich bin nicht zurechnungsfähig, vergiß, was ich gesagt habe", rief er schließlich. „Was ist's auch

weiter, als daß ich, meinem innersten Wesen nach, dazu verdammt bin, Dornen zu finden, wo für Andere Alles voll Rosen steht. Gewiß, auch Ida wird ohne Schuld sein an dem Elend, dessen Herannahen ich von Zeit zu Zeit fühle . . . von Zeit zu Zeit nur — ich bin nicht immer unglücklich", schloß er mit einem düstern Lächeln.

„So verlief unser seltsames Gespräch; wir gingen schweigend nach dem Hause zurück. Auf der Schwelle kam uns Ida entgegen, sie sah uns an, als wolle sie auf unseren Gesichtern lesen, was zwischen uns vorgegangen sei, mir schenkte sie ein unbegreifliches, halb spöttisches, flüchtiges Lächeln, den flehenden, leidenschaftlichen Augen Emil's wich sie mit ruhiger Beharrlichkeit aus. Ich glaubte meiner Sache jetzt gewiß zu sein — das schöne Geschöpf war eine Kokette der schlimmsten Art; mich ließ sie nicht nur kalt, sondern von jenem Augenblick an begann ein Gefühl der Abneigung gegen sie in mir aufzukeimen, welches zu verbergen ich mir kaum die Mühe nehmen mochte.

„Ich hatte keine Lust, länger in Hohenhütte zu verweilen, noch an demselben Abend wollte ich fort.

„Ich wurde zurückgehalten durch einen Vorfall, der sich unmöglich voraussehen ließ. Der Tag war sehr schwül gewesen, dennoch hatte ich die Absicht, die paar Wegstunden bis zu der kleinen Stadt, wo ich Postpferde nehmen konnte, zu Fuß zurückzulegen. Emil wollte mich natürlich begleiten. Ich stand gerade Abschied nehmend bei der Familie des Rendanten, Ida hatte eben ihre eiskalten Finger leicht in die meinen gelegt, als wir Alle durch einen gewaltigen Donnerschlag aufgeschreckt wurden. Die Gewitter haben etwas auf sich in jenen Engthälern, daher auch die bleiche Angst, mit der beim unerwarteten Ausbruch eines solchen Einer dem Andern in's Gesicht starrt. Ich eilte an's Fenster und nach drei Minuten war mir schon jeder Gedanke an die beabsichtigte Abreise aus dem Sinn entwichen vor den Ansprüchen, welche eine solche Stunde dort an jeden Mann stellt. Neben mir stand Emil und sah wie ich besorgt in den schwefelfarbenen Himmel hinauf. „Wird das Wasser kommen?" das heißt: werden wir wieder einmal einen Gang auf Leben und Tod mit dem Elemente machen müssen? Das ist hier die Frage bei jedem Sommergewitter. Du mußt nämlich wissen, daß der Gebirgsbach, der dort oben unsere Hämmer in Bewegung setzt, verschiedenen Umständen einen Charakter verdankt, den die Menschen, welche so gern zwischen den Wirkungen unparteiischer Naturgesetze und denen ihres eigenen schlimmen Willens Parallelen ziehen, mit dem Namen „tückisch" bezeichnen. Er schwillt bei einem Gewitterregen oft urplötzlich heftig an und hat dann wenig Respect vor unseren Ansprüchen an ihn. Jedes Jahr haben wir neue Vorkehrungen gegen den übergreifenden Burschen getroffen in Gestalt von Dämmen, Schleußen, Gräben, Abflußrinnen, und gerade damals dachten meine Leute dort, sie hätten jetzt Alles vorgesehen und er könne uns im schlimmsten Fall wenig mehr schaden.

„Wir standen also am Fenster, noch war kein Tropfen gefallen, aber draußen sah es seltsam aus. Der schwarze Staub wirbelte vom

Boden auf, weit über Haushöhe hinauf, nicht mehr schwarz in der Luft, sondern gelblich gegen das Licht des Abendhimmels, welches unheimlich, wie schielend, unterhalb einer pechdunklen Wolkenwand hindurch gerade in unsere Thalschlucht hineinbrach. Noch eine Minute und dann war es völlig Nacht draußen; beim Schein des nächsten Blitzes nur sah ich die dunklen Gestalten der Arbeiter in den Weg laufen, sie eilten an die Schleußen. Noch immer regnete es nicht.

„Der nächste Donnerschlag war so betäubend, daß der kleine Bube des Rendanten in ein Angstgeheul ausbrach; auch als es wieder ruhig draußen wurde, fuhr der sonst furchtlose, derbe Junge zu schreien fort, der Hund drängte sich mit eingeklemmtem Schwanze leise winselnd an mich.

„Jetzt war, Keines von uns wußte wann es begonnen hatte, ein Rauschen draußen laut geworden, ein Plätschern und Gießen; wenn ein Windstoß kam, dann dröhnte der Regen auf das Dach und gegen die Fenster. Jemand legte die Hand auf meinen Arm; ich drehte mich um, es war Emil, er sagte kurz: „Ich muß hinaus und die Leute beaufsichtigen, ich weiß Bescheid." Ich winkte und er ging. Noch fünf Minuten vielleicht, während welcher wahre Fluthen mit unverminderter Heftigkeit vom Himmel gestürzt waren, dann wendete auch ich mich nach der Thür. Ich hatte einen Wolkenbruch in Hohenhütte erlebt, bei welcher der tollgewordene Bach zwei der Leute mit fortgerissen und an einer Stelle unterhalb der Hütten, wo er jäh hinabfiel, zerschellt hatte — daher wollte ich meinem Jungen Vorsicht anempfehlen.

„Ich eilte durch den Flur nach vorn. Die halbe Breite der Chaussée vor dem Hause war von einem raschfließenden schwarzen Gewässer eingenommen; mit einem tüchtigen Sprunge setzte ich drüber hin und eilte nach den Eisenhütten, die alle auf der andern Seite des Weges lagen. Sämmtliche Arbeiter waren beschäftigt, einige bei den Maschinen, andere am Wasser. Der wilde Bach hatte eine der Eindämmungen durchbrochen und ergoß sich in den Maschinenraum; mit aller Kraft und allen Mitteln mußte seinem verheerenden Eindringen hier Einhalt gethan werden. Jeder leistete was er konnte; Emil war so tüchtig wie nur Einer und umsichtiger als sie Alle. Dabei hatte das Gewitter nicht etwa nachgelassen, Blitz folgte auf Blitz, Schlag auf Schlag, aber hier, wo vom Wasser so große Gefahr droht, kümmert man sich um die Blitze nicht.

„Da, mitten in das hastige Arbeiten hinein, kam Einer gelaufen und schrie, das Wasser habe sich auf der andern Seite der Schlucht, hinter den Häusern, ein neues Bett gerissen und die Gärten und das Vieh seien verloren. Jeder starrte den Mann an, als sei er wahnsinnig, Emil aber übersah schnell die Gefahr für das Ganze, hier, wo der Gehorsam und die Sorge um ihr Eigenthum bei den Leuten in Collision kommen mußte. „Ein Theil von Euch muß hinüber", commandirte er; „wen ich aufrufe, der gehe augenblicklich!" Es ist wunderbar, wie gern sich in solchen Augenblicken der äußersten Aufregung noch die Menschen dem stärksten Willen, der höchsten Einsicht unterordnen. Er

detachirte rasch eine Anzahl der Arbeiter; er wählte Leute, welche drüben angesessen waren, deren Weiber und Kinder in den kleinen Häusern wohnten; ich ging mit diesen, während er bei den Anderen blieb, die Gefahr und seine Energie hatten die Leute in ein gut organisirtes Rettungscorps verwandelt.

„Drüben commandirte ich. Wir brachten noch den größten Theil der Thiere — es waren übrigens nur Ziegen, Schweine und Federvieh — in Sicherheit; das war freilich Alles, was wir thun konnten, wir mußten unthätig zusehen, wie das schäumende Gewässer ein Stück mühsam bebauten Gartenlandes nach dem andern mit fortriß.

„Ich habe immer gefunden, daß sich bei derartigen Vorfällen die Leute im Ganzen höchst respectabel benehmen. Man hört wenig Klagen und Jammern; sie freuen sich über Alles, was sie dem gefräßigen Feind abringen können, als wär's ihnen neu geschenkt, und was rettungslos verloren ist, das sehen sie mit einer gewissen Gemüthlichkeit fahren Nur einmal hörte ich einen Jammerruf von einem der Weiber, als urplötzlich ein schöner, alter, mit reifenden Früchten über und über bedeckter Birnbaum den Gipfel neigte und im nächsten Augenblick schon fortsegelte, aufrecht noch eine Weile, bald aber in ein häßliches Trümmergewirr verstrickt und niedergezogen.

„Ich hatte mich lange in dem obern Theil unserer Ansiedelung, bei den am meisten exponirten Häusern der Arbeiter aufgehalten, denen auch, als den Unselbstständigsten und Aermsten der von mir abhängigen Bevölkerung, Hülfe und Rath vor Allen zukam. Als ich sah, daß die Leute sich vernünftig anstellten und daß auch leider wenig zu thun war, eilte ich nach der Wohnung des Rendanten.

„Ich war bis an die Hinterthür des verlassenen Hauses gegangen und wollte mich, da ich Niemand gewahrte und merken konnte, wie das Wasser, nachdem es den hintern Gartenzaun weit weggerissen, ziemlich unschädlich hier vorüberschoß, schon wieder entfernen. Aber immer noch einen Augenblick länger blieb ich stehen und horchte mechanisch auf das gurgelnde Geräusch der Wellen hinten in der Dunkelheit, und dann, da es zu sprudeln und zu grollen anfing, kam mir der Gedanke, nachzusehen, was der Fluth dort eigentlich Widerstand entgegensetze, daß sie so ärgerlich zischte.

„Ich ging also vorwärts, indem ich mich, so gut es in der Dunkelheit gehen wollte, auf dem mittlern Pfade hielt, wobei mir alle Augenblicke der unter meinen Sohlen nachgebende Buchsbaum anzeigte, daß ich auf die Umfassung der Beete gerathen war.

„Ich konnte endlich in der Dämmerung die mir gerade gegenüber aus dem Wasser ragende dunkle Masse unterscheiden: es war der Birnbaum aus dem obern Thale, den die Fluth hier festgerannt hatte, mit den Erdmassen, die noch in seinen gewaltigen Wurzeln hingen; Strauchwerk, Zaunplanken und dergleichen hatte sich dagegen gestaut und das Alles bildete eine Art Brücke, unter der das Wasser sich gurgelnd seinen Weg bahnen mußte. Weiter unten schoß es dann mit verdoppelter Hef-

tigkeit hin und der Weidenbaum, welcher vielleicht fünf Schritte weiter schon auf einem schroffen Vorsprung stand — der Boden um ihn her war vom Wasser fortgenagt und gespült worden — hatte voraussichtlich sein Längstes in die Luft hinein gegrünt: ich erwartete jeden Augenblick, ihn sich neigen zu sehen, wie vorhin den entwurzelten Gefährten neben ihm.

„Noch heute weiß ich nicht, was mich immer näher an den nicht ungefährlichen Uferrand hintrieb, von dem noch immer ein Stück nach dem andern sich losbröckelte und verschwand. Ich war jetzt ganz in der Nähe des Weidenbaumes und gewahrte mit Staunen, wie sich bei meinem Herankommen eine Gestalt aus seinem Schatten löste. Eine Art Schauer aber ergriff mich, als ich Ida erkannte, an dieser Stelle, wo die Fluth sie jeden Augenblick mit fortreißen konnte.

„Ich trat hastig auf sie zu und zog sie aus dem Bereich des Baumes fort auf eine ungefährdete Stelle; sie machte sich aber alsbald aus meinem Griff los, als ob sie mir meine unceremoniöse Art übel nähme. „Was, um Gotteswillen, thaten Sie hier?“ fragte ich nun.

„„Sie schienen zu denken, ich hätte den Verstand verloren“, sagte sie ganz ruhig. „Ich hatte versucht, über den Stamm dort zu klettern — ich wollte an das jenseitige Ufer! Philipp's Kaninchenstall steht dort; da Niemand Zeit hatte, sich um die armen Creaturen zu kümmern, weil sie Alle etwas Wichtigeres zu thun haben, ist mir, als der unnützesten Person hier, die Sorge um sie eingefallen. Sie sind aber in Sicherheit, wie ich sehe; ihr Breterhaus steht noch ziemlich weit vom Wasser ab.“

„Wie im Spott über meine Sorge um sie hatte sie mir das Alles in trockenem Tone gesagt. „Aber wie konnten Sie sich an jener gefährlichen Stelle aufhalten?“ fragte ich nun; „der Baum wird nicht mehr lange stehen — wollten Sie verunglücken?“

„Sie lachte. „Die Gefahr war nicht so groß; der Baum steht noch. Was wissen Sie, wie lange ich dort geblieben wäre?“

„„Ida, seien Sie jetzt vernünftig“, sagte ich eindringlich; „kommen Sie mit in's Haus. Was ist eigentlich in Sie gefahren, meine sonst so verständige kleine Freundin?“ fügte ich im väterlichsten Tone hinzu, der mir zu Gebote stand.

„Sie antwortete nicht und blieb unbeweglich. „Kommen Sie mit“, bat ich noch einmal; ich war in die milde, nachsichtige Art verfallen, welche man Kranken gegenüber anwendet.

„„Sprechen Sie nicht mit mir, als hielten Sie mich für ein Kind!“ fuhr sie plötzlich auf. „Was denken Sie eigentlich von mir? Ich bin nicht krank, nicht von Sinnen — schlecht bin ich nur, ganz schlecht, denn aller Sitte zum Trotz will ich Ihnen jetzt sagen, daß — daß —“

„Sie konnte nicht weiter; sie schlug die Hände vor's Gesicht und schien zu weinen. Als ich mich ihr näherte, lag sie mir urplötzlich zu Füßen in dem nassen Gras; meine Hand hatte sie ergriffen und drückte sie gegen ihre Stirn und ihre heißen Lippen.

„Ich weiß nicht mehr sehr genau, was ich sagte oder that. Jedenfalls habe ich sie gescholten und dabei an Emil erinnert, denn sie fuhr plötzlich in die Höhe, wie von einer Natter gestochen; alle Weichheit war aus ihrer Haltung verschwunden, alle Thränen aus ihrer Stimme.

„„Emil? Wo ist er? Warum ist er nicht gekommen, um mich vom Tode fortzuholen? Was ist es, das Sie, vielleicht gegen Ihren Willen, hierher getrieben hat?"

„„Ihr Verlobter ist an seinem Platz und thut seine Pflicht", sagte ich. „Wollen Sie ihn etwa gar der Gleichgiltigkeit gegen Sie beschuldigen, gegen Sie, die Sie sein einziger Gedanke, sein Glück und sein Unglück sind —?"

„Ich hatte die letzten Worte zwischen den Zähnen hervorgestoßen; sie griff dieselben auf. „Sein Unglück — o, ich will sein Unglück nicht länger sein. Machen Sie mich frei, Bernhard Wanderer, machen Sie mich frei, ich flehe Sie an — noch ist es Zeit."

„„Sie haben ihn durch Ihre Koketterien angelockt", sagte ich hart, „Sie haben ihm Ihr Wort gegeben — an Ihnen ist es, dies Wort zurückzunehmen . . . ich will nichts damit zu schaffen haben."

„„Sie sind grausam", hauchte sie. „Sie verachten mich und ich — wie liebe ich Sie . . ."

„Ich war schon einige Schritte von ihr entfernt und wendete mich nicht mehr um; mochte sie denken, ich habe die letzten Worte nicht gehört, das war das Beste für uns Beide.

„Ich verließ den Garten. Im Hausflur traf ich Emil, der, zum Tode matt von der gehabten Anstrengung, aber mit heiterm Blick, von drüben kam. „Das Schlimmste ist vorüber", sagte er. „Unsere Vorkehrungen sind doch nicht vergebens gewesen, das Wasser hat uns heute nicht viel Schaden gethan. Hier ist es, wie ich höre, auch leidlich abgelaufen."

„Ich nickte, drückte ihm die Hand und sagte ihm, mit dem Versuch, einen heitern Ton zu treffen, irgend ein Compliment über seine energische Leistung.

„Er lächelte; ich sah, wie er über meine Schulter hin in den dunklen Flur hinein spähte. „Deine Braut ist im Garten", bemerkte ich hierauf und ging an ihm vorüber zur Thür hinaus; ich hörte noch, wie er einen Augenblick stehen blieb, vielleicht im Nachdenken darüber, woher mir diese Information gekommen, und dann forteilte.

Neuntes Kapitel.

„Ich wohnte in dem Hauptgebäude, dicht neben der Wohnung des Rendanten. In widerwärtigster Stimmung warf ich mich oben in meinem Zimmer auf einen Sessel. Was für einen tollen Spuk hatte ich eben erlebt! Weder an mich, noch an das Mädchen dachte ich nur halb so viel, als an den armen Jungen, den ein unerbittliches Mißgeschick verfolgte. Und alle diese Sorgen und peinlichen Empfindungen waren mir so neu! Waren Sie nicht sämmtlich die Folgen des einen

Schrittes, den mein Oheim einst richtig den dümmsten Streich meines Lebens genannt hatte!

„Lange blieb im Nebenhause Alles still, dann hörte ich die Mutter, den Vater hereinkommen; man rief: „Ida!“, es wurde hin und her gelaufen. Jetzt erst wurde mir der Gedanke an das Mädchen unbehaglich; es kam mir plötzlich ungeheuerlich vor, daß ich sie in ihrer unseligen Stimmung allein im Garten zurückgelassen hatte. Emil war freilich bald nach mir hinzugekommen, aber er konnte sie verfehlt haben in der Dunkelheit, und wie wenig Zeit gehört nicht zu einem Sprunge.

„Es waren häßliche Bilder, welche mir da die Ewigkeit einer Viertelstunde hindurch Gesellschaft leisteten. Endlich öffnete sich die Thür des Zimmers neben dem meinen; Emil wohnte dort; ich hörte ihn eintreten, sich niedersetzen, dann war Alles still.

„Er hatte mir also nichts zu sagen, das beruhigte mich Anfangs, dann wurde mir die tiefe Stille unerträglich. Ich ging an die Thür, welche die beiden Zimmer verband, ich klopfte und da ich keine Antwort erhielt, öffnete ich. Es brannte kein Licht; beim Schein meiner Lampe, der durch die Thür fiel, sah ich ihn auf dem Sopha sitzen, die Arme auf dem Tisch, den Kopf darüber geneigt. Ich holte meine Lampe und setzte sie in seinem Zimmer nieder, ohne daß er sich geregt hätte — die Müdigkeit hatte ihn überwältigt, er schlief.

„Jetzt legte ich die Hand auf seine Schulter, er hob den Kopf in die Höhe.

„„Ach, Du bist es“, sagte er und sein Gesicht verdüsterte sich, wie unter dem Einfluß einer schmerzlichen Erinnerung. „Ich habe geschlafen und träumte eben, es sei Alles nicht wahr.“

„Ich setzte mich neben ihn und war noch in Zweifel, ob ich es auf mich nehmen sollte, ihn vor Ida zu warnen. „Hast Du Deine Braut vorhin gefunden?“ fragte ich ihn einstweilen.

„„Gefunden? Nein“, entgegnete er finster; „mich dünkt, ich habe sie verloren. — Verzeih, daß ich mit Worten spiele in einem solchen Augenblick“, sagte er dann, indem er sich aufrichtete und sich das Haar aus der Stirn strich. „Ich muß mit Dir reden, aber ob ich jetzt im Stande bin, zu sagen, was nöthig ist, weiß ich nicht. Es sind nicht nur die paar Stunden Arbeit heute Abend — die letzte Zeit überhaupt hat mich hart mitgenommen; ich habe schon viele Nächte nicht geschlafen.“

„„Dann gehe jetzt zur Ruhe, lieber Junge“, sagte ich und wollte aufstehen. „Morgen, wenn Du ausgeschlafen hast, wird sich Alles besser besprechen lassen.“

„Er hielt mich zurück. „Nein, bleibe — willst Du mich nicht jetzt hören?“ fragte er mit der alten kindlichen Unterordnung in Blick und Ton. Ich kann die nun folgende Unterredung nicht wiedergeben; eben so leicht wäre es, die zusammenhangslosen Reden eines Irren in ihrer Reihenfolge erzählen zu wollen. Die supreme Unvernunft des leidenschaftlich Liebenden verleugnete sich in Allem, was er vorbrachte, keinen Augenblick, mochte er mich nun anklagen, ihm die Braut geraubt zu

haben, oder mich anflehen, das Mädchen, welches mich bis zum Wahnsinn liebe, zu heirathen, dabei aber hatte dieser wilde Ausbruch etwas so Ursprüngliches, Naives, der Ausdruck seiner Qual und Pein war so ungesucht, so erschütternd dabei, daß ich mir von meinem Gleichmuth, der überhaupt, sobald Emil im Spiel war, mich meist sonderbar im Stich ließ, nur kaum den Anschein retten konnte.

„So saß ich denn meist stumm neben ihm und was hätte ich sagen können? Menschen mühsam zu überreden, habe ich nie versucht, auch wußte ich für meinen Jungen in der That keinen Rath. So weit ich im Spiel war, lag die Sache einfacher; ich theilte ihm mit, daß ich am nächsten Morgen von Hohenhütte fort und nach einigen Wochen außer Landes gehen werde. Ida würde ich nicht mehr sehen; ich wollte für Emil vollauf zu thun zurücklassen; schied ich — für ein paar Jahre wenigstens — aus dem Leben der Beiden, als sei ich gar nicht vorhanden, so ließ sich vielleicht mit der Zeit das Unheil, welches ich so unwissentlich angerichtet hatte, wieder verwischen.

„Er dankte mir mit warmen Worten für meinen Entschluß; der arme Junge, er war wieder einmal dazu verurtheilt, seinen besten Freund mit Erleichterung gehen zu sehen. Ich reiste am nächsten Morgen ab; meine Einschiffung freilich hat sich immer noch verzögert.

„Emil sah ich noch einmal; er war bei mir in Lüttich, als ihn die Nachricht vom Tode seines Bruders erreichte. Seitdem hat er sich von mir losgemacht . . . ich litt darunter, aber ich hoffte eine Zeit lang, unsere Trennung erfülle wenigstens ihren Zweck, indem sie ihn mit seiner Braut wieder vereinigte."

„Nun — und Du hast Dich getäuscht?" fragte ich, den dieser Ausgang nicht eben wunderte.

„Allem Anschein nach, ja", entgegnete er finster; „am Morgen nach jener Nacht, die wir Beide zusammen durchplauderten, überraschte mich Ida durch ihren Besuch in Wien."

Das Vorhergehende hatte mich natürlich auf diese Identificirung Ida's mit dem blonden Mädchen aus der Erzählung der Wirthin vorbereitet und doch konnte ich eine Bewegung der Ueberraschung hier nicht unterdrücken.

Ich sah meinen Freund unsicher an und fragte: „War sie aus dem elterlichen Hause entflohen?"

„Wie man's nimmt. Ein Bruder des alten Lauchholt lebt in Triest, ein alter Sonderling, wie es scheint, der aber für die älteste Tochter seines Bruders immer ein Tendre an den Tag gelegt hatte. An ihn schrieb sie heimlich, da ihr der Aufenthalt in Hohenhütte unerträglich wurde; der Alte ging auf ihre Thorheiten ein und ließ eine Einladung an sie ergehen, der die Eltern nichts in den Weg zu legen wußten; sie setzte ihren Willen durch, sie reiste allein — meine Adresse hatte sie leicht erfahren können — und so haben wir Beide dann das Käthchen von Heilbronn und ihren Ritter agirt, das heißt ich habe sie eben so unerbittlich und mit kaum weniger romantischer Grobheit von

mir abgeschüttelt, wie Herr Friedrich Wetter, Graf von Strahl das somnambule kleine Bürgermädchen — mit etwas mehr Erfolg aber doch hoffentlich", setzte er hinzu und preßte die Lippen aufeinander.

„Ich geleitete sie nach Triest", fuhr er auf einen fragenden Blick von mir fort, „sie folgte mir ohne Widerstand; ihre Energie schien sich mit ihrem unmädchenhaften Schritt erschöpft zu haben, so daß sie nicht einmal mehr Kraft genug besaß, irgend welchen Vortheil aus demselben zu ziehen. Ich fragte das Ziel ihrer Reise aus ihr heraus und sagte ihr dann, ich werde mir erlauben, sie bis zum Hause ihres Onkels zu begleiten; und sie ließ den Kopf hängen und schwieg."

Auch Wanderer schwieg hier und ließ mir Zeit, eine gehaltvolle Bemerkung einfließen zu lassen, des Inhalts etwa, ob sich dieser unselige und übermächtige Zug des Mädchens zu ihm hin nicht erklären lasse, ob man ihn einfach als eine Fatalität ansehen müsse?

Er zog die Lippen kraus. „Nein", sagte er, „es ist kurz dies: Ida empfindet kräftig und fühlt sich durch die Kraft, wo sie ihr entgegentritt, in ungewöhnlichem Grade, man könnte sagen magnetisch, angezogen. Die geistige Kraft eines Mannes ist in seinem einundzwanzigsten Jahre aber noch sehr weit von ihrem Zenith entfernt: seine Jugend ist Emil's größter Fehler in den Augen dieses Mädchens. Daß seine Leidenschaft für sie ihn so ganz beherrscht, findet sie wol gar verächtlich — sie verzeiht es ihm nicht, daß er sich an sie verloren hat. Die Consequenzen sind leicht zu ziehen. Gelingt es ihm, ihr seine innere Freiheit zu beweisen und zugleich sein Anrecht auf sie zu bewahren, so kann ihnen Beiden noch geholfen werden."

„Kennt sie seine Jugendgeschichte?" fragte ich hier.

„Ja. Wir hatten auf unserer Reise einmal eine Stunde Aufenthalt in einem kleinen illyrischen Neste. Die Sonne, welche dort schon Oel und Wein auskocht in den Vignen und graugrünen Olivenhainen, brannte mit erbarmungslosem Glanz auf die Kalkfelsen nieder, die das Städtchen einschließen; wir saßen unter einem Vorbau des hölzernen Stationsgebäudes. Dort haben wir uns einigermaßen gegen einander ausgesprochen . . . es war das einzige Mal. Ich erzählte von den Verhältnissen, die Emil's Kindheit und Jugend verdüstert hatten, von seinem starrsinnigen Muth im Dulden, und hob vielleicht unbewußt die Züge hervor, welche mir seine Charaktereigenthümlichkeit so anziehend gemacht hatten. Sie schwieg lange und ich wünschte mir schon Glück zu meiner Advocatengeschicklichkeit, da brach sie endlich los:

„„Erzählen Sie mir dies Alles, damit ich Mitleid mit ihm haben soll? Mitleid? Wissen Sie auch, was Sie von mir verlangen? Hat je ein Weib Mitleid mit dem Mann, der sie vergebens liebt? Nein, nein, kein Mitleid!""

„Wir langten in Triest an und ich fuhr mit ihr vom Bahnhof nach dem Hause, welches sie mir als das ihres Verwandten bezeichnet hatte. Sie würde mir gern die Adresse verschwiegen haben, denn offenbar graute ihr vor der Ankunft dort, aber, wie gesagt, die Kraft, Wider-

stand zu leisten, schien ihr abhanden gekommen. Das Haus war eine hübsche, weinumrankte Villa außerhalb der Stadt, dort half ich ihr aus dem Wagen, sah, wie eine alte Magd sie in Empfang nahm, und dann zog ich meinen Hut, sprang in den Fiaker zurück und fuhr davon."

Wanderer war zu Ende und schwieg. Wir sahen Beide eine Weile noch nachdenklich über den Seespiegel hin, von dem jetzt ein weißer Nebel aufstieg und sich niedrig über die nächsten Flächen hinbreitete, dann erhoben wir uns, um in die Stadt zurückzukehren.

„Du hast mit scrupulöser Ehrenhaftigkeit an Deinem jungen Schützling gehandelt", nahm ich endlich das Wort; „erlaube mir aber zu bemerken, daß Du mit Deinem freiwilligen Exil unter den Wilden, dessen Motive ich jetzt erst begreife, die Aufopferung ein wenig zu weit treibst..."

„Du weißt, daß eine solche Reise kein Opfer für mich ist", warf Wanderer ein. „Ich wüßte ohnehin kein anderes Mittel, den armen Jungen über die Beziehungen zwischen mir und Ida so gründlich aufzuklären, wie es mir wünschenswerth erscheint."

„Es giebt eine Art der Aufklärung, die, dünkt mich, auch nichts zu wünschen übrig läßt, und die Dich nicht über das Weltmeer jagt — verheirathe Dich."

„Nicht übel", sagte er mit kurzem Lachen, „wenn Du Dich nur der Einfädelung des Geschäfts unterziehen wolltest. Das Haus bei Lüttich habe ich noch ... es ist ausnahmsweise lange in meinem Besitz geblieben — man könnte das fast als einen vorausdeutenden Wink des Schicksals ansehen... dort setzte ich die Dame hin, aber ich glaube, ich würde meine schon allzu lange verschobene Südseefahrt dann ... erst recht schleunigst antreten."

Ich schwieg, etwas gekränkt durch seine cynische Auffassung meines wohlgemeinten Rathes. Wir blieben an jenem Abend zusammen und trennten uns erst spät. Er schüttelte mir mit einem hellen Blick die Hand. „Wenn wir uns zum letzten Mal sähen!" dachte ich, indem ich zu seiner prächtigen Höhe aufblickte, und ich hielt seine Hand fest mit einigen Worten, die dem Abschied etwas von Feierlichkeit verleihen sollten. „O, bemühe Dich nicht", meinte er gleichmüthig; „ich komme gewiß wieder, es ist eine Angewohnheit von mir, nicht auszubleiben, die ich schon in den ungeeignetsten Fällen bethätigt habe."

„Aber ich könnte nicht mehr da sein bei Deiner Rückkehr."

„Gestorben indeß? Das ist allerdings nicht ganz unmöglich", sagte er trocken. „Aber warum soll man, wenn es sich nicht gerade um die Aufsetzung eines Testaments handelt, diese möglichste aller Möglichkeiten überhaupt in den Kreis seiner Berechnungen ziehen? Sie ist immer da, der stillschweigende Factor bei allen Unternehmungen, aber zugleich ein sehr nebensächlicher, aus dem Grunde schon, weil sie nur einmal im Leben eines Jeden eintreten kann. Wie viele Male kann man, muß man nicht wiederkommen, ehe man das eine, letzte Mal, „von Todes wegen entschuldigt", ausbleiben darf!" Damit ging er.

(Schluß im nächsten Heft.)

Wie Frankreich musicirt.

„Wo man singt, da laß Dich ruhig nieder; böse Menschen haben keine Lieder!“ — Kein wahreres Dichterwort giebt es, als dieses. Ein fröhliches Lied, aus kräftiger Brust jubelnd hinausgeschmettert in Gottes freie Luft — was kann es Herzigeres geben!

Darum singen wir Deutschen denn auch bei jedem Anlaß; unsere Sängerfeste sind in Flor und wo zwei oder drei lustige Menschen beisammen sind, ertönt sofort ein frohes Lied — „Rundgesang und Rebensaft lieben wir ja Alle . . .“ und wol wußte Doctor Martin Luther, was er sagte, als er mit den köstlichen Dingen Wein und Weib als Drittes im Bunde den Gesang aufführte.

Lange bevor es politisch mündig war, nahm unser Vaterland eine weltbeherrschende Stellung auf dem Gebiete des Gesanges ein. Der Stern der Italiener war untergegangen, da wurde ein Händel geboren, der deutsche Weisen in England, ein Gluck, der deutsche Musik in Frankreich zu höchsten Ehren brachte. Und haben Engländer wie Franzosen sich ihre Nationalhymnen nicht von Deutschen componiren lassen, oder doch, wie von der Marseillaise längst erwiesen ist, deutsche Motive dazu entlehnt?

Kein Volk hat Musikheroen aufzuweisen gleich unserm Bach, Haydn, Mozart, Beethoven, Weber — die Führerschaft unserer Nation im Reiche der Töne ist unbestritten. Jedes nicht völlig ärmliche deutsche Haus hat sein Clavier; die langen Winterabende werden mit Musik verkürzt; Liebhaber spielen die Trios oder Quartette der classischen Meister; Liedertafeln, Männergesangvereine, Singeclubbs findet man überall. In größeren Städten sind sehr oft ganze Dilettantenorchester beisammen, welche Haydn'sche oder die leichteren Beethoven'schen Symphonieen zu Gehör bringen; und mag auch die Ausführung zu wünschen lassen, so bekundet doch der Umstand, daß man sich überhaupt an höhere Aufgaben wagt, regen Sinn für edle Kunst; das gute Beispiel weckt Nacheiferung und das gelegte Samenkorn entfaltet sich je länger, je üppiger. Das Opernrepertoire selbst kleiner Provinzialbühnen bringt sicherlich seinen Figaro, seinen Freischütz; bessere Theater geben doch wenigstens einmal allwinterlich den Fidelio, den Don Juan und andere Meisterwerke. Immer wieder finden diese Schöpfungen Beifall; das Stylvolle, Edle hat sich bei uns Gottlob durch seichten Klingklang noch nicht verdrängen lassen.

Das macht: die Liebe zu guter Musik ist bei uns in Fleisch und Blut übergegangen. In dieser Beziehung war mir merkwürdig, was ich auf meinen Streifzügen durch Frankreich während des letzten Krieges beobachtete. Unsere Soldaten sangen, sobald sie nur einigermaßen für des Leibes Nahrung und Nothdurft gesorgt hatten; sie sangen auf dem Marsche, sie gingen mit Gesang in's Treffen, sie stimmten Lieder an, wenn sie um die Feuer des Bivouaks gelagert waren und ihre Erbswurstsuppe kochten, sie sangen, wenn

sie in einer eroberten Stadt ihre Quartiere bezogen hatten, und sie sangen einen Choral, wenn die Sonne über blutgetränkten Schlachtfeldern untergegangen war, oder wenn sie den gebliebenen Helden die letzte Ehre erzeigt hatten. Die Militairmusiker spielten unablässig; in Versailles war sogar jeden Mittag regelmäßiges Concert. Diese Braven — welche gelegentlich auch sehr wohl, ganz „unvorbereitet wie sie sich hatten", mit dreinzuhauen wußten — sahen sich, wenn sie musicirten, bald von Truppen aller Waffen umringt; eiligst liefen die Leute herbei, lauschten aufmerksam und stimmten auch wol aus voller Brust mit ein. Und ward in einem der Quartiere ein Clavier entdeckt, so wurde es sorgfältig geschont; der Eine oder Andere fand sich immer, der es zu spielen verstand, und dann herrschte Heiterkeit und heller Jubel. Eines Tages war ich selbst der Held einer hierher gehörigen Anecdote: ich fand auf meinen Kreuz- und Querzügen ein verlassenes Dorf, in welchem Pioniere lagen. Da es bereits dunkelte und mein Weg nach Hause zu weit war, so beschloß ich, in dem Dorfe zu übernachten, suchte mir ein leeres Haus, bereitete mein bescheidenes Mahl und sah mir dann beim Scheine eines Stümpschens Licht das arg verwüstete Haus näher an. Ich entdeckte ein leidlich gutes Pianino, räumte die davor liegenden Hindernisse fort und begann zu spielen — allerlei Melodien, wie ich sie im Kopfe und in den Fingern hatte. Nicht lange, so war die halbe Pioniercompagnie theils unter dem Fenster, theils im Zimmer versammelt. Alle drückten ihre Freude aus, die lang entbehrte Musik zu hören und versicherten, das Clavier sorglich gehütet zu haben (wie auch wahr). Nun half nichts: ich mußte alle patriotischen Lieder, die den sogleich im Chor Singenden geläufig waren, begleiten, sonderlich „Die Wacht am Rhein", „Heil Dir im Siegerkranz", „König Wilhelm saß ganz heiter", „Ich bin ein Preuße" — und wie sie Alle hießen. Die Stimmung wurde immer fröhlicher und erreichte endlich ihren Höhepunkt, als plötzlich ein donnerndes H u r r a h! draußen vor dem Hause erschallte. Zugleich verbreitete sich ein düsterrother Schein; ein halbes Dutzend Spaßvögel hatte in der Eile aus Laternen, Werg, Papier und der Himmel weiß woraus noch — Fackeln improvisirt und — „zu dem Ständchen, welches wir da oben arrangirt, sei dies in Dankbarkeit der Fackelzug für den Herrn Musikanten". Natürlich erwiederte ich diese Artigkeit durch begeisterte Rede, schließend mit kräftigem Hoch! auf das deutsche Vaterland.

Aus solchen kleinen Zeichen erhellt sogleich das reiche Gemüthsleben der Deutschen. Und hat wol eine Nation ein Volkslied, so schön, so sinnig, so tief empfunden und bedeutsam wie das unsere?

Die Franzosen gewiß nicht; wenn diese sangen, hörte man nichts Anderes als leichtfertige Cancanmelodien. Wie Frankreich musicirt — das kann keinen Vergleich aushalten mit der Musik in Deutschland. Als Symptom dafür kann auch die Wahrnehmung gelten, daß sich nur selten wirklich gediegene Instrumente in all' den zahllosen Häusern vorfanden, die mein Fuß betrat. Am beliebtesten war das Pianino, also die mindest vollkommene Form des Tasteninstruments. Ich fand außerordentlich viele Häuser wohlhabender Bürger, in denen die Räumlichkeiten sehr wol die Aufstellung eines Flügels gestattet hätten; ja, selbst reiche Leute, deren Einrichtung übrigens äußerst spendid war, hatten doch Claviere von so mittelmäßiger Beschaffenheit, daß der Contrast mit dem übrigen Glanze schreiend war. Man schien das Musikmachen eben nicht für wichtig zu halten, oder die schöne Kunst nur als Mittel zu oberflächlicher Zerstreuung und Ergötzung anzusehen.

Als eigentliche nationale Lieblingsoper der Franzosen kann man, glaube ich, „die weiße Dame“ ansehen. Wie in Deutschland der Freischütz, so ist in Frankreich die Dame blanche mit ihren süßen, graziösen Melodien tief in's Volk gedrungen — wie ja auch bei uns, die wir das kleine Meisterwerk gebührend schätzen. Umgekehrt finden deutsche Tondichter wenig Gnade vor französischen Ohren: wie lange hat es gedauert, ehe Mozart in Frankreich Wurzeln schlug; — und Beethoven gilt jenseits der Vogesen fast noch jetzt als Buch mit sieben Siegeln. Großer Beliebtheit dagegen erfreuen sich Schubert's Lieder. Deutsche Kleinmeister wie Dittersdorf, Lortzing, Kreutzer, selbst Marschner sind in Frankreich kaum dem Namen nach bekannt. Vor dem Namen Richard Wagner schlagen sie drei Kreuze — er gilt ihnen im Allgemeinen als musikalischer Antichrist. Unsere Alten sind für die Franzosen natürlich vollends Gog und Magog; von Bach würden sie nicht einmal den Namen correct aussprechen. Auch die eigenen Meister der ältern Zeit, sofern sie nach den höchsten Zielen rangen und „de la musique sérieuse“ geschrieben haben, sind nur noch große Namen für die Franzosen; so Méhul und Cherubini. Was Joseph! Was Wasserträger! Es lebe die Prinzessin von Trapezunt, es lebe die Herzogin von Gerolstein!

Ohne Pharisäerthum wollen wir uns doch freuen, daß wir nicht sind wie Jene. Gute Musik, wie jegliche Kunst, „emollit mores nec sinit esse feros“. Halten wir darum fest an Weber, Mozart, Haydn, Beethoven; sie dürfen nicht vergebens gelebt haben — bleiben wir ihrer erhabenen Erbschaft würdig!

Hermann Uhde.

Essen und Trinken.

Eine kleine Aesthetik der Mahlzeiten.

Von **J. G. Kohl.**

Das undisciplinirte Naturkind hat es durchweg beneidenswerth leicht in der Welt. Auch mit seiner Nahrung und Abfütterung. Es pflückt sich die reifen Früchte von den Bäumen seines Paradieses und verspeist sie ohne weitere Zu- und Vorbereitung und auch ohne Ceremonie, ohne Serviette und Gabel.

Aber der arme, viel bevormundete und knapp aufgeschirrte Culturmensch kommt fast nie aus den Vorschriften des Anstandes, der Sitte und den Regeln und Gesetzen der Kunst heraus, in deren Gewebe er nach allen Seiten hin eingesponnen ist.

Die rationellste Erzielung seiner Nahrungsmittel in den Gärten, Treibhäusern und auf den Aeckern hat man ihm zu weitläufigen Wissenschaften, die er studiren muß, gemacht. Für die correcte Zubereitung derselben sind dickleibige Kochbücher, die er berathen muß, geschrieben. Und nun soll sogar auch noch das Verspeisen eine Kunst sein, kritisch behandelt und mit allerlei guten Geschmacks- und Anstands-Geboten und -Verboten geregelt werden! — Da bleibt der Natur ja am Ende nichts mehr übrig, als die Digestion, mit der sie denn freilich, sobald die Speisen hinunter sind, sich ganz unserm Willen und unseren Künsteleien entzieht und die sie allerdings allein und ganz unbelauscht in der stillen Kammer unseres Magens besorgt.

Von der heißen Suppe.

Ich fange, wie gewöhnlich unsere Mahlzeiten, mit der Suppe an.

Die meisten Gerichte, namentlich die Schildkrötensuppe und andere Kraftbrühen, entwickeln um so mehr Duft und Geschmack, je wärmer sie sind. Die Erkaltung fesselt und verstopft viele feine Arome. Sie müssen daher ziemlich heiß servirt und auch möglichst warm verspeist werden.

Aus anderen Gründen aber darf man auch wieder nicht zu hitzig einbeißen, was dennoch von Unvorsichtigen und Eiligen, wie bei der Suppe, so auch bei Purées und ähnlichen Gerichten nicht selten geschieht. — Dabei verbrennt man sich denn wol den Mund und es erfolgt ein Schmerzensruf oder wenigstens ein saures Gesicht. En famille macht das nun eben nicht viel aus. Man wird nur herzlich ausgelacht. Aber „bei Diners, wie sie sein sollen", ist es anstößig.

Die schon einmal „gebrannten Kinder", die den heißen Dampf von ihrem Löffel aufsteigen sehen, nehmen dann, um dergleichen zu vermeiden, wol ihren natürlichen Blasebalg zur Hand und kühlen mit ihm ihre Brühe und Suppe etwas ab. Aber so ein blasender Mensch giebt, wie ein pausbackiger Posaunenengel, nichts weniger als ein hübsches Bild. Man riskirt dabei auch Anderen den Dampf oder gar etwas Feuchtigkeit zuzublasen. Diese Abkühlungsmethode ist daher bei feinen Diners ganz verpönt. Muß

man die Suppe abkühlen, so schaufle man sie auf dem Teller mit dem silbernen Eßlöffel ein wenig herum. Dies läßt sich elegant und zierlich ausführen und man kann dabei auch en attendant mit den Nachbarn noch conversiren.

Wie man den Suppenlöffel halten soll.

Unsere ovalen, vorn etwas zugespitzten, silbernen Suppenlöffel können wir beim Speisen auf zweierlei Weise mit der Lippe angreifen. Entweder vorn an der Spitze oder an der langen Seite. Viele pflegen das Erste zu thun. Sie practiciren den Schnabel des Löffels in den Mund, heben den Löffel am andern Ende in die Höhe und schütten so den Inhalt vollständig einwärts.

Es giebt dies aber wieder nichts weniger als ein hübsches Bild, schon wegen des weiten, rechtwinkeligen Ausgreifens mit Arm und Löffel, welches dabei nöthig wird. Und die Engländer, die über Alles, was Tischsitten betrifft, so solid nachdachten, halten jenes Verfahren für „vulgär" und Leute von Geschmack haben es daher auch abgeschafft. Sie führen den nicht überfüllten Suppenlöffel ohne heftige Bewegung mit der *langen* Seite seiner kleinen Schüssel zum Munde und tränken von da aus die Lippen leise und bescheiden, ohne Bedauern, daß sie auf diese Weise nicht so gut des ganzen Restes habhaft werden können.

Die andere „vulgäre" Manier erinnert auch ein wenig an die Krankenstube, wo die Wärter allerdings darauf achten müssen, daß ihre Patienten genau die vom Arzt ihnen vorgeschriebene Portion: „alle zwei Stunden einen Eßlöffel voll" empfangen, und wo daher mit Fug und Recht die Spitze des Löffels zwischen die nach der Medicin verlangenden und weit vorgestreckten dürren Lippen des armen Kranken eingeschoben und die ganze Portion hineingeschüttet werde.

Der gesunde Tischgast vermeide solche Reminiscenzen und greife seinen Suppenlöffel wie sein Weinglas zierlich naschend auf der Seite an.

Messer und Gabel.

Nicht selten gewahrt man (namentlich in Deutschland) eine Unsitte, die anderswo (insbesondere in England) höchlich verpönt ist, ja, dort fast gar nicht vorkommt. Nämlich die, daß die Speisen statt mit den dazu zweckmäßig eingerichteten Gabeln und Löffeln mit dem scharfen Messer zum Munde geführt werden. Die, welche dies thun, vergessen, daß Tubalkain die Tischmesser zu ganz anderer Benutzung schmiedete. Der Widersinn und die Verkehrtheit, die in dem Gebrauche des Messers als Gabel liegt, fällt dem Verstand unangenehm auf und dann verletzt und empört auch der Anblick des scharfen Eisens zwischen den zarten, so leicht verwundbaren Lippen das Gefühl. Die Zuschauer werden dabei von der Furcht ergriffen, daß es zum Blutvergießen kommen könnte, und sind es Engländerinnen, denen von Jugend auf der zweckmäßige und ungefährliche Gebrauch der Speiseinstrumente und überhaupt der ganze strenge, aber sehr vernünftige englische Canon der Tafelsitten ganz in Fleisch und Blut übergegangen sind, so überläuft es sie kalt vor Entsetzen bei einem solchen Anblick.

Was die Gabel betrifft, so soll man sie ja nicht oben am Ende mit der Faust anpacken und in das zu verspeisende Fleisch etwa mit derselben hineinfahren, als ob man es aufspießen wolle; sondern man hält die Gabel in der

Mitte zwischen den Fingern, wie man eine Feder hält, und hantirt mit ihr so leicht und so zierlich, als nur möglich.

Noch eine Cardinalvorschrift: Messer und Gabel dürfen nicht fortwährend wandern aus der Rechten zur Linken und aus der Linken wieder zur Rechten! Man nimmt von Anfang an das Messer in die rechte Hand und die Gabel in die linke und dabei bleibt es. Nicht aber, wie dies in Deutschland leider noch zu häufig geschieht, schneidet man das Fleisch in der angedeuteten Weise, legt dann beide Werkzeuge nieder, um die Gabel in die Rechte zu nehmen und nun lustig damit zu essen, bis man sie wieder niederlegt, um sie zum Zweck des Schneidens in umgekehrter Weise wieder aufzunehmen. Das ist ein Verstoß von so grober Natur, daß uns fast das Wort dafür fehlt. Man ißt immer mit der Linken, sowol das Gemüse, wie das Fleisch, und hat dabei das Messer unweigerlich in der Rechten, zum Zerschneiden sowol, als auch zum Nachhelfen: aber man ißt niemals mit dem Messer, und in einem Fall wird das Messer überhaupt nicht gebraucht (wenn nicht, wie dies in großen Häusern allerdings die Regel, solche mit silbernen Klingen vorhanden sind), nämlich beim Fisch. Der Fisch verliert durch die Berührung des Stahls, deshalb vertritt ein Stückchen Brod, welches man in die Hand nimmt, in diesem Fall die Stelle des Messers.

Daß unsere Matrosen, Bauern, die Montenegriner und Andere, die nicht besser polirt sind, Messer und Dolche sogar als Zahnstocher gebrauchen, ist ein non plus ultra, vor welchem hier nicht einmal gewarnt zu werden braucht.

Kleine und große Servietten.

Gewiß sind die Servietten eine zur Aufrechthaltung von Nettigkeit und Appetitlichkeit bei Tische sehr nützliche Erfindung. Man kann mit ihnen eine Menge kleiner Versehen und oft unvermeidlicher Zufälligkeiten corrigiren. Die bärtigen Herren haben sie am meisten von Nöthen. Die Damen, die ohnedies in allen Dingen, wie die hübschen Kätzchen, vorsichtiger und appetitlicher sind, nicht so sehr.

So nützlich die Serviette aber ist, so darf sie sich doch nicht gar zu breit machen. Zuweilen findet man Servietten, die nach kolossalen Proportionen zugeschnitten sind und die uns dann schließen lassen, daß man auf ganz grobe und sehr häufige Versehen gefaßt ist.

Auf Hogarth's Gemälde, welches ein Lord-Mayors-Essen abconterfeit, sitzt ein londoner Alderman in eine höchst großartige Serviette, die er sich nahe unter dem Kinn zusammengebunden hat, ganz wie in einen Reisemantel eingewickelt. Vor einem solchen Tischgenossen muß man sich in Acht nehmen. Er sieht aus, als hätte er sich zu einer furchtbaren Schlacht gerüstet und als sei er links und rechts auf alle Arten von Unglücksfällen mit Suppenlöffeln, Saucièren und Rothweintropfen gefaßt. Erwachsene Leute sollten eine solche formidable Rüstung, wie sie bei kleinen, unvorsichtigen Kindern wol ganz am Platze ist, nicht nöthig haben.

Je raffinirter und artiger die Gesellschaft ist, desto kleiner kann man die Servietten haben. In den feineren Gesellschaftskreisen Englands hat man daher auch gewöhnlich auffallend winzige Servietten, in den plebejischen dagegen ganz besonders große.

Elegants und Dandies pflegen auch die Servietten gar nicht so vor-

sichtig über den ganzen Schooß auszuspreizen, wie Die es thun, welche sich nicht viel Geschick zutrauen. Jene nehmen das kleine Tuch kaum auseinander, legen es vielmehr zusammengefaltet, wie es ist, auf ein Knie und tüpfeln nur dann und wann einmal mit den Fingern darüber weg, oder führen es — ohne den Mund mit ihm zu kneten — leicht und leise bei den Lippen vorbei, nicht sowol weil es nöthig wäre, diese zu putzen, als vielmehr nur aus Vorsicht und zum Zeichen, daß sie aufpassen.

Tischgespräche.

„Wenn gute Reden sie begleiten,
Dann fließt die Arbeit munter fort",

und wie die Arbeit, so auch das Essen, welches sogar der Gesundheit zuträglicher und viel verdaulicher wird, wenn man diese Beschäftigung mit etwas Geist, gemüthlicher Conversation und herzlicher Heiterkeit mischt.

Gewöhnlich werden jene freundlichen Genien durch die Mahlzeit auch schon ganz von selbst geweckt und herbeigelockt. Wenn die Lateiner mit ihrem bekannten Sprichwort vom plenus venter andeuten wollen, daß der beladene Magen den Geist lähme, so wird dies doch nur dann erst wahr, wenn besagter Magen wirklich schon ganz angefüllt ist. Der fortschreitende Proceß der Sättigung, der ja eben bei einer Mahlzeit statt hat, frischt dagegen den Geist an und hält ihn — so lange noch der Reiz des Appetits nicht völlig abgetödtet ist — in Rührigkeit. Und die Rührigkeit steigt dabei bis zu einem gewissen Grade an und spielt sogar auch noch einige Zeit nach der Mahlzeit fort, bevor Erschlaffung, Nachmittagsschlaf und andere Rückschläge eintreten.

Wenn der volle Magen etwas träge macht, so ist doch der leere und nüchterne eben so wenig munter, was schon jener alte englische General recht gut gewußt hat, der zu seinen Officieren sagte: „Eilen wir, unsere Soldaten in's Treffen zu führen, so lange sie noch ein wenig von ihrem Roastbeef und Porter im Leibe haben."

Der Mensch ist einmal nichts weniger als ein einseitiges, pures Seelenwesen, sondern eben aus zwei dicht mit einander verschweißten und verquickten Metallen, Geist und Leib, zusammengesetzt. Beides wird bei ihm nach dem Sprichwort durch Essen und Trinken zusammengehalten.

Am meisten erregt und weckt uns freilich das Trinken, der liebliche Wein. Allein dieses Trinken geht wieder für sich allein auch nicht recht gut von statten. Es muß mit ihm etwas solide Speise als Grundlage verbunden werden.

Und so sind denn mithin Bratenschüsseln, Trinkgläser (natürlich wohlgefüllte) und — was man eigentlich hauptsächlich bezweckt — heiterer Verkehr und Conversation ganz unzertrennliche Dinge, die man nicht jedes für sich haben kann und die eben nur bei einem guten Gastmahl bei einander sind.

Die Speisen sind in unserm Organismus dasselbe, was die Kohlen in der Dampfmaschine. Wie diese, so lange sie brennen, das Wasser mit Flammen umfangen und in rührigen, elastischen Dampf verwandeln, so dienen jene dem Wein zur Grundlage und destilliren aus ihm am Ende den Geist, die Gedanken, die guten Einfälle hervor, die als Gespräche auf die Zunge fallen und sie in Bewegung setzen.

Hierin hat man zugleich auch eine Antwort auf die oft aufgeworfene

Frage, warum denn Alles „begessen“ werden, warum bei allen freudigen Ereignissen, als da sind: Hochzeiten, Taufen, Siegesfeiern, Königskrönungen rc., eine Gasterei dabei sein müsse. Die Antwort ist ganz natürlich die: weil eben so wenig der nüchterne, als der völlig abgespeiste Mensch zur Freude, zu geistiger Regsamkeit und zur Feier geeignet ist, wol dagegen der eben genießende und noch tapfer fortspeisende Mensch.

Plato's philosophisches „Symposion“ (Schmaus), bei dem er so viele hochfliegende Gedanken mit einem so wundervollen, man darf wol sagen, wahrhaft großartigen Humor gewürzt, auftischt — und ferner der Umstand, daß die alten Griechen einen ganzen Literaturzweig unter dem Titel: „Schmäuse“ (Symposien) hatten — eben so die „Tischgespräche“ Luther's und die besonders herausgegebenen „Tischreden“ vieler berühmter Männer, die auch bei uns wieder einen eigenen Literaturzweig ausmachen, dies Alles beweist hinlänglich, daß, wie ich sagte, die Mahlzeiten den Menschen in der Regel von selbst schon gesprächig machen.

Nichtsdestoweniger ist es gut und nöthig, daran zu erinnern, daß dies auch so sein soll. Es muß durchaus bei Tisch gesprächlustig und geistreich hergehen, theils damit man das Tellergeklapper und andere prosaische, dem Ohr unangenehme Geräusche, die bei Gastereien unvermeidlich sind, mit etwas Geistigem übertöne und ersticke, theils damit das doch am Ende so materielle Geschäft des Nachhelfens mit „Magenfeuerung“ nicht als die Hauptsache und das Ganze blos als eine Abfütterung erscheine.

Auffallend ist mir zuweilen der entsetzliche Ernst und die Ruhe gewesen, die unsere Bauern, Arbeitsleute und ich darf überhaupt wol sagen, alle niederen Classen der bürgerlichen Gesellschaft beim Speisen entwickeln. Sie sind zuweilen während der Arbeit ganz munter, schwatzen und singen dabei sogar, wie Letzteres namentlich alle russischen Arbeiter, Holzhauer, Schiffszieher rc. thun. So wie es aber zur Mahlzeit geht, verstummen sie, lassen die Zähne und Backenknochen werken und sind so still dabei, wie die Lämmer, wenn sie wiederkäuen.

Diese Beobachtung, die, wie ich glaube, richtig ist, habe ich mir nie recht genügend erklären können. Vielleicht sind die Leute von der Anstrengung der Arbeit erschöpft und wollen sich bei der Mahlzeit recht gründlich erholen. Vielleicht scheint ihnen das Essen schon an sich Vergnügen genug und keiner weitern Ausschmückung durch Gespräch, Gesang rc. bedürftig, ein Genuß, in den sie sich nun gern vertiefen. Vielleicht wird auch bei Tisch ihre Aufmerksamkeit durch die Aufgabe absorbirt, daß Jedem „sein Recht“ werde. Dem sei, wie ihm wolle, jedenfalls wird der Feingebildete diesen Ernst, diese „Vertiefung“ beim Essen vermeiden und die höchst irdische Verrichtung mit etwas poetischer Heiterkeit noch mehr zu würzen trachten.

Bei Tafel ruhig sitzen.

Hamlet giebt seinen Schauspielern folgende Vorschrift: „Sägt nicht zu viel mit den Händen durch die Luft“, sagt er ihnen, „sondern behandelt Alles gelinde.“

Auch die Acteure bei einem Diner können sich dies gesagt sein lassen. Mahlzeiten sind wesentlich geselliger Natur. Die Theilnehmer müssen dabei aus verschiedenen Gründen, schon der Conversation wegen, ziemlich nahe bei einander placirt werden. Sie müssen daher auch, um sich nicht gegenseitig

in's Revier zu fallen, möglichst ruhig neben einander sitzen, mit etwas angeschlossenen Ellbogen und nur mit kurz angebundenen Händen arbeitend. Das Speisen ist ja keine Heuernte.

Viele vergessen dies in ihrem unbewachten Eifer zuweilen ganz und lassen ihre zehn Finger über den Teller und seine Umgebung hin und her fahren, wie die Schüler Liszt's über die Tasten ihres Pianos. Ganz arg ist es, wenn sie sich dabei, wie man es wol mitunter erlebt, so weit vergessen, daß sie mit langen Armen dicht bei dem Teller ihres Nebenmanns vorbei hinausgreifen, um ein entferntes Salzfaß herbeizuschaffen oder gar um ein ansprechendes Gericht, das sie jenseits erspäht haben, sich zuzueignen. Dies ist ein eben so polizeiwidriger Verstoß gegen die Etikette, als wenn bei der Conversation ein Tischgenoß seinen Nebenmann ganz übergeht und einem Dritten am andern Ende der Tafel etwas zuruft und mit ihm das Kreuzfeuer eines Zwiegesprächs einleitet. Dem lieben Nachbarn, den uns das Schicksal oder die Anordnung der gebietenden Frau vom Hause für die Dauer der Session vermälte, gebühren unsere Dienste, unsere Hülfeleistungen und Aufmerksamkeiten. Er fühlt sich mit Recht tief verletzt, wenn man ihn vernachlässigt oder durch handgreifliche Bewegungen genirt oder gar, wenn man, ehe die Tafel aufgehoben ist, aufsteht und zu einem Andern hinläuft. Und nicht nur er, sondern überhaupt die Harmonie des Ganzen wird dadurch zerstört, weil die um die Table ronde placirten Gäste wie Blumen in einem Kranze, wie die Tänzer in einer Chaine ineinander greifen und so das Ganze hübsch zusammenhalten sollen.

Allerdings kann Alles übertrieben werden, auch jene Regel vom „Anschluß der Ellbogen" bei Tische. Man sieht wol zuweilen vornehme, alte, pedantische Engländerinnen, die sich jene Regel gar zu sehr zu Herzen genommen haben. Sie sitzen bei Tafel oft mit ganz unnöthig fest eingekniffenen Ellbogen, steif, kerzengerade, fast bewegungslos und parademäßig, und gestatten ihren Händen über dem Teller nicht mehr Spielraum als bei dem Stricken eines Strumpfes.

Sie vergessen, daß ein Diner zwar, wie gesagt, keine Erntearbeit, aber doch auch kein militairisches Exercitium ist. Es muß, wie Hamlet sagt, Alles — auch die bei Tafel allerdings nöthige Beschränkung auf den uns beschiedenen Raum — „gelinde" betrieben werden.

Zwei Sturmfluth-Sonette.

Von **Otto Braun***).

Hoc non sit artis sed pietatis opus.
Ovid.

I.

Mir ist die Seele voll von grausen Bildern:
Ich sehe Städte die zerstört vom Feuer,
Und Schiffe seh' ich ohne Mast und Steuer,
Und Schrecken die kein Mund vermag zu schildern.

Hört Ihr das Angstgeschrei? Mit immer wildern
Gewalten tobt der Sturmfluth Ungeheuer;
Haus, Hof und Herd, was nur dem Menschen theuer,
Versinkt im Meer — o, helft den Jammer mildern!

Ja, zeigt ein Herz! Derweil in sicherm Porte
Ihr euch erfreuet reich beglückten Lebens,
Pocht bittre Noth an unsrer Brüder Pforte.

Ein Jeder sei voll eifrigen Bestrebens,
Und setz' in Thaten um des Mitleids Worte —
Kein Schwerbedrängter hoff' auf uns vergebens!

II.

Wer ist den nicht des Unglückssohnes dauert!
Seht dort sein Haus auf fortgespültem Grunde,
Und hier sein Weib mit bleichem Fiebermunde,
Und dort sein Kind das nackt am Strande kauert!

Wer fühlte nicht sich ahnungsvoll durchschauert,
Wenn das Verhängniß waltet in der Runde!
Ach, keiner weiß ob nicht auch ihn zur Stunde
Des Schicksals dunkle Wetterwolk' umlauert!

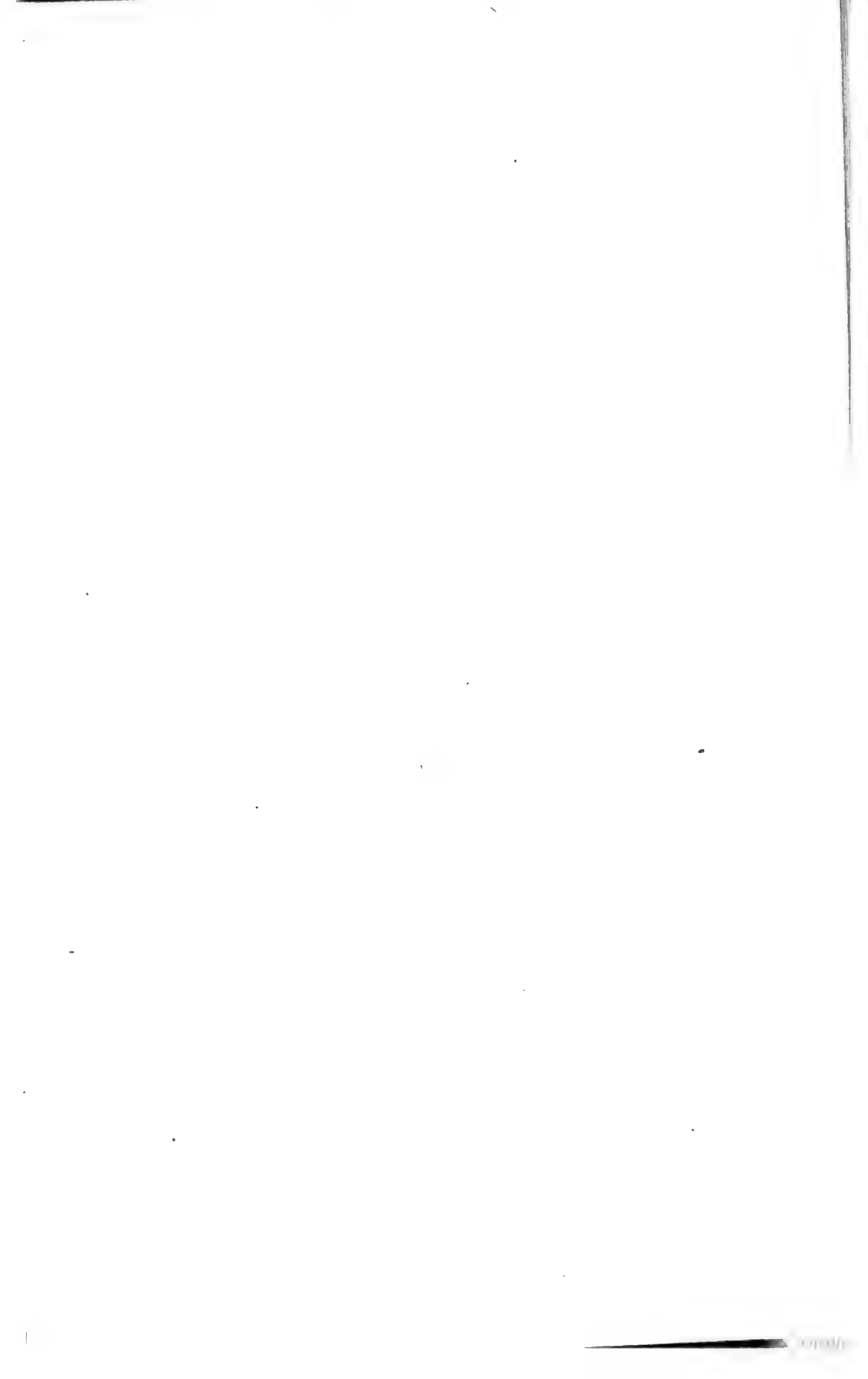
Des Winters Leid scheucht nur der Liebe Sommer;
Drum sei die Brüder brüderlich zu laben
Uns höchster Wunsch — doch bleib' er nicht ein frommer!

Nein, dankerfüllt für all' die Liebesgaben,
Sag' uns zum Ruhm der Holste wie der Pommer:
Der Hand zunächst schlug doch das Herz der Schwaben!

---

*) Die oben mitgetheilten Sonette, welche bei Gelegenheit einer in Augsburg zum Besten unsrer hartgeprüften Küstenbewohner veranstalteten musikalisch-declamatorischen Unterhaltung vorgetragen wurden, verdienen es, auch in weiteren Kreisen bekannt zu werden. Denn sie sind, trotz jenes Ovidischen Motto's, das nur die Bescheidenheit ihres Dichters ihnen voranstellte, zugleich „ein Werk der Liebe und der Kunst", und werden, als eine Stimme aus dem Süden, im ganzen Norden Deutschlands ein lebhaftes und dankbares Echo finden.

Druck von A. H. Payne in Reudnitz bei Leipzig. — Nachdruck und Uebersetzungsrecht sind vorbehalten.





Deutsche Liebe.

Mag auch heiß das Scheiden brennen,
Treuer Muth hat Trost und Licht;
Mag auch Hand von Hand sich trennen,
Liebe läßt von Liebe nicht
Keine Ferne darf uns kränken,
Denn uns hält ein treu Gedenken.

Geibel.

Der Salon.

Der Salon.

Der Salon.

Die Freunde des Todes.

Novellette von **Ernst Eckstein.**

„Nach fünf Jahren der Trennung sehe ich Dich wieder, Berlin, Du stolze Perle des märkischen Sandmeeres! Wie viel hat sich seit jenem wehmüthig-schwärmerischen Abschied geändert! Nach rechts und links hast Du Dich ausgebreitet, dem biblischen Senfkorn vergleichbar! Du hast Dir den Reif der kaiserlichen Krone um die Stirn gelegt und das Scepter Alldeutschlands ergriffen! Bescheiden und sittsam ließest Du Dir ehedem an sieben Musentempeln genügen: jetzt zählen Deine weltbedeutenden Breterbuden nach Dutzenden. Sogar das fromme Symbol Deiner Jugendzeit, die treue Vossische Zeitung, hat die Kinderschuhe ihres Fibelformats ausgetreten; sie wandelt jetzt auf großem Foliokothurn durch die Säulengänge des Jahrhunderts und verkündet in neudeutschen Leitartikeln den gewaltigen Umschwung aller Dinge. Du hast Carrière gemacht — und ich? . . . Pah, ich will mir den leuchtenden Frühlingsmorgen nicht durch unerquickliche Betrachtungen verderben! Was frommt diese ewige Unzufriedenheit? Schon vor fünf Jahren nannte mich Clärchen einen Hypochonder — und weiß Gott, ich hatte von je eine überflüssige misanthropische Ader! Warum erfreue ich mich nicht, wie so viele tausend Andere, an dem duftigen Grün der Baumriesen, an dem wolkenlosen Azur des Himmels, an den frischen, fröhlichen Gesichtern der geputzten Spaziergänger? Warum genieße ich nicht, ohne nach Vergangenheit und Zukunft zu fragen? Was fehlt mir eigentlich? Wahrhaftig, Clärchen hat Recht — ich bin ein Narr, ich bin undankbar!

„Ob sie verheirathet ist? Sie war sechzehn Jahre alt und schön wie ein Engel . . . Ohne Zweifel hat sie längst das Elternhaus mit dem eigenen Herde vertauscht . . . Ich sehe sie im Geiste als Frau Postsecretairin Veit . . . So hieß ja wol der schmächtige junge Mann von vis-à-vis . . . Er war sterblich in sie verliebt und galt für eine gute Partie. Doch nein, sie mochte ihn nie leiden — und nur, um versorgt zu sein — nein, nein, ich thue ihr Unrecht! Veit und Clärchen — das reimt sich so wenig wie Tag und Nacht, wie Sommer und Winter. Ich verstehe mich auf Psychologie. Eher hätte sie sich entschlossen, den Rentier aus der Bel-Etage zu nehmen, der ihr damals in Tempelhof das riesige Camelienbouquet überreichte und sehr unzweideutig auf die Gluth seiner Gefühle anspielte . . ."

Den vorstehenden Monolog hielt ich auf einem Morgenspaziergang, der mich ziel- und planlos durch den berliner Thiergarten führte. . . . Ich war gründlich verstimmt — warum, das wußte ich eigentlich selbst nicht, aber die Unmöglichkeit einer logischen Erklärung trug keineswegs dazu bei, meinem Verdruß die Spitze abzubrechen. Endlich gab

die Erinnerung an Clärchen meinen trübseligen Gedanken eine andere Richtung. Das liebe Kind war die Tochter des ehrsamen Posamentiers, bei dem ich während der letzten zwei Semester meines akademischen Trienniums gewohnt hatte. Ich empfand für sie eine Art brüderlicher Zuneigung, die selbst nach fünfjähriger Trennung nicht erkaltet war. Freilich, Briefe hatten wir nicht gewechselt — und die Schuld lag an mir; freilich, geschlummert hatte unsere poetische Geschwisterliebe, wie die Gluth unter der Asche: aber jetzt erwachte sie unter dem Einfluß der alten, wohlbekannten Umgebung mit so frischer Lebendigkeit, daß ich beschloß, allen Zweifeln ein Ende zu machen und Herrn Friedrich Lachmann, Posamentier, Belle-Alliance-Straße Nr. —, noch heute zu besuchen.

Ich war inzwischen am großen Stern angelangt und wandte mich nun dem Thore zu, um in einem Restaurant unter den Linden zu frühstücken. Das weltschmerzliche Mißbehagen von vorhin hatte einem gesunden Appetit und jener unerklärlichen Freudigkeit Platz gemacht, die uns zu ergreifen pflegt, sobald wir einen, wenn auch noch so geringfügigen Entschluß gefaßt haben. Schneller und elastischer als zuvor durchschritt ich den victoriagekrönten Triumphbogen und wollte eben rechts nach dem Trottoir ausbiegen, als mich ein unverhoffter Anblick wie mit bleiernen Ketten an den Boden fesselte. Drei, vier Secunden lang stand ich regungslos, ohne ein Wort über die Lippen zu bringen. Dann rief ich mit stammelnder Stimme:

„Theodor! Ist's möglich! Bist Du's?"

Eine bleiche, hohlwangige Gestalt streckte mir, unmerklich lächelnd, die zitternde Hand entgegen.

„Ich scheine einen äußerst angenehmen Eindruck auf Dich zu machen", erwiederte er in höhnischem Ton. „Wie geht Dir's?"

„Das frage ich Dich, liebster Theodor. Was soll ich Dir's verbergen, Du siehst miserabel aus, ganz miserabel! Bist Du krank — oder was ist sonst mit Dir vorgegangen? So rede doch!"

Ich hatte die Gestalt des jungen Mannes während dieser letzten Worte genauer in's Auge gefaßt. Sie bot das erschreckende Bild einer unglaublichen Verwüstung. Furchtbar abgemagert, schwankend, gebeugt, das Antlitz von aschfarbener Leichenblässe bedeckt — so stand er vor mir, der einst so blühende, jugendfrische Genosse meiner studentischen Tollheiten, der flotteste Bursche der Heidelberger Hochschule, der Liebling aller weiblichen Herzen — von der Gräfin und der poetisch-gebildeten Professorentochter bis abwärts zur rothwangigen Kellnerin . . . Welche entsetzliche Verwandlung! Wo war das Feuer der geistvollen Augen, die beim schäumenden Becher Blitze zu sprühen schienen? Von bleigrauen Ringen umzirkelt, glommen die halbverloschenen Sterne jetzt matt und trostlos in ihren Höhlen; das Weiße war gelb geworden; die Lider hatten die Fähigkeit verloren, sich über die Hälfte der Pupille hinaus zu öffnen! Ach, und die Stimme! Mir graute bei dem schrillen und doch so ohnmächtigen Klang dieses Organs, das uns einst so süß und gewaltig die Seelen erschüttert hatte! . . . „Gaudeamus igitur!"

... Es war sein Lieblingslied gewesen! Noch lag mir der Wohllaut seines prachtvollen Basses im Ohr — und jetzt?

„Bist Du krank?" fragte ich.

Wahrlich, die Frage war überflüssig! Jeder Zug seines zertrümmerten Wesens gab tausendfach Antwort! Und doch hatte ich die instinctive Ueberzeugung, daß es sich hier nicht um eine Krankheit im gewöhnlichen Sinne handelte ... Vielleicht war der Zustand des Unglücklichen nur die Folge einer pathologischen Revolution; vielleicht befand er sich bereits im Stadium der Reconvalescenz.

„Krank?" versetzte er nach einer Weile. „Ja und nein, wie Du willst. Oder besser, nein! Ich bin nicht krank, sondern gesünder, als Ihr Alle — wenigstens was meine seelische Situation betrifft."

Ich erschrak. Der unheimliche Gedanke, Theodor könne an einer geistigen Zerrüttung leiden, zuckte jählings durch mein Gehirn.

Er durchschaute mich.

„Nicht doch", sagte er lächelnd. „Meine Rede mag Dich befremden, aber Du irrst, wenn Du an meinem Verstand zweifelst. Im Gegentheil, ich darf behaupten, die irdischen Dinge nie klarer beurtheilt zu haben, als jetzt."

„Aber was fehlt Dir?" fragte ich in ängstlichem Tone. „Du bist bleich, Du zitterst ..."

„Das ist das Vorspiel ... die Introduction ..."

Er lachte wild auf. Es überrieselte mich eiskalt bei diesem Lachen.

„Hast Du noch keinen Arzt consultirt?" fuhr ich fort, ohne auf seine unverständliche Bemerkung weiter einzugehen.

„Einen Arzt? Zu welchem Zweck?"

Ich war rathlos.

„Du willst mich nicht aufklären", sagte ich achselzuckend. „Verzeihe nur, daß ich Dich belästigt habe. Es geschah in der besten Absicht."

„Das glaube ich gern. Aber ich gebe Dir mein Wort darauf, ich brauche keinen Arzt; ich fühle mich ganz wohl ... das heißt, augenblicklich ..."

Er strich sich mit der Hand über die Stirn und faßte mich dann krampfhaft am Arm.

„Komm!" sagte er nach einer Weile, tief Athem holend. „Laß uns dort auf der Bank ein paar Minuten ausruhen."

Wir setzten uns.

„Was war das vorhin?" fragte ich zögernd.

„Mir schwindelte.

„Und Du behauptest, gesund zu sein?"

„Nun ja. Nur mometan, so lange ich hier unter dem menschlichen Gesindel herumstreiche ... Wenn ich erst einmal anfange zu leben, dann hören diese kleinen Zufälle von selbst auf."

„Wenn Du anfängst zu leben? Wie verstehe ich das? Du sprichst in Räthseln."

Er antwortete nicht.

„Seit wann hältst Du Dich in Berlin auf?“ begann ich nach einer Pause.

„Seit vier Monaten.“

„Und was treibst Du hier?“

„Nichts.“

„Verbietet Dir Dein . . . Zustand jede Beschäftigung?“

„Das nicht . . . Oder ja, ja! Mein Zustand verbietet mir jede Beschäftigung.“

„Du gefällst Dir in seltsamen Widersprüchen.“

„Ich halte mich streng an Deine Fragen.“

„Ich frage also höchst unklar?“

„Allerdings.“

„Du bist aufrichtig.“

„Mein Zustand! Was heißt Zustand? Körperlich wäre ich wol in der Lage gewesen, den alten Schlendrian fortzusetzen und meine schätzbaren Kenntnisse dem königlichen Stadtgericht zu widmen. Meine gegenwärtige Aufgeregtheit, beziehungsweise Niedergeschlagenheit, datirt erst seit wenigen Wochen . . . Aber . . .“

Er stockte

„Ah, ich verstehe! Es fehlte Dir Lust und Liebe.“

„Es war mir unmöglich, die Farce weiter zu spielen. Endlich kommt man zur Einsicht.“

„Das nennst Du zur Einsicht kommen? So ist Dir Dein Beruf gänzlich zuwider geworden?“

„Total!“

„Ich beklage Dich. Aber gleichviel. Du besitzest Vermögen. Du bist unabhängig . . .“

„Gott sei Dank, nach langer Knechtschaft.“

„Du warst es von je.“

„Ich bin es seit wenigen Monaten. Bis dahin schmachtete ich unter dem Joch der gemeinsten Illusionen.“

„Du bist ein seltsamer Mensch!“

„Ich glaube Dir gern, daß Du mich nur unvollständig begreifst.“

„Willst Du meine Neugierde reizen?“

„Gewiß nicht.“

„So rede offen und rückhaltslos — oder laß uns vom Wetter plaudern.“

„Das wäre des deutschen Bürgers würdig. Aber nein — das Leben ist schal genug, auch ohne Eure Plattheiten.“

„Was meinst Du mit jenen Illusionen, deren Joch Du abgeworfen hast?“

„Nun, Eure Phrasen von Lebenszweck — von Pflichten gegen die Gesellschaft und gegen sich selbst, kurz und gut, den ganzen Plunder, den Ihr Moral nennt.“

„Mein Gott, was hat das mit Deiner Jurisprudenz zu schaffen? Theoretisch sind wir Alle mehr oder minder Nihilisten."

„Ich bin es practisch . . ."

„Inwiefern?"

„Sehr einfach. Ich habe mit dem Leben und seinen farblosen Armseligkeiten abgeschlossen. Ich trage die Existenz nur noch als Intermezzo. Mein wahres Leben beginnt erst Abends nach Sonnenuntergang. Dann finde ich die Verwirklichung aller jener Träume, nach denen Ihr optimistischen Tröpfe vergebens schmachtet. Dann hebt sich der graue Schleier, der den beklagswerthen Alltagsgeschöpfen Jahr aus, Jahr ein die Seele umnebelt. Dann erschließt sich mir eine neue Welt voll Glanz und Blüthenduft, deren Herrlichkeit selbst mit dem Opfer eines zerstörten Nervensystems nicht zu theuer erkauft ist. So entfliehe ich doch wenigstens zeitweise der schalen Banalität, die Euch kettet, und wenn zuletzt die Stunde der Vernichtung schlägt, so kann ich mir sagen: Ich habe genossen, ich habe den giftqualmenden Abgrund mit Rosen überkleidet, ich war unter hunderttausend Thoren ein Weiser!"

Er schwieg. Seine Augen funkelten auf wie glimmende Kohlen, über die ein plötzlicher Luftzug einherfährt. Dann erloschen sie wieder in matter, schläfriger Apathie.

„Du malst mir Deine Eleusinischen Mysterien sehr verführerisch", sagte ich nach einer Weile. „In der That, wenn es ein Mittel gäbe, sich über die Eitelkeit der irdischen Dinge hinweg zu täuschen . . ."

Ich vollendete nicht. Mein Blick haftete unwillkürlich auf der zerrütteten, blassen Gestalt — und tiefinnerlich schauerte ich zusammen. Nein, um diesen Preis wären selbst die köstlichen Fluthen Lethes zu theuer erstanden — der Himmel bewahre mich in Gnaden!

Theodor nahm meine unterbrochene Rede auf.

„Wenn es ein Mittel gäbe!" wiederholte er, während ein überlegenes Lächeln um seine schmalen, blutlosen Lipper spielte. „Ich schwöre Dir, meine Panacee ist unfehlbar."

Es ergriff mich bei diesen Worten wie eine entsetzliche Ahnung. Schweigend starrte ich zu Boden. Er fuhr fort:

„Wenn Du gleich mir zu dem Resultat gelangt bist, daß die Komödie von der Wiege bis zum Grabe jeglicher Pointe entbehrt, wenn Du gleich mir verlernt hast, die alltäglichen Spielereien amüsant zu finden . . ."

Ich seufzte.

„Es scheint", sagte er im Tone einer unbeschreiblichen Müdigkeit, „ich schlage da verwandte Saiten an. Wer kann's ändern? Es ist ja keine bübische Laune, kein erkünstelter Spleen, der uns in den Verdacht der Genialität bringen und dem Pöbel gegenüber theatralisch drapiren soll. Hundertmal habe ich den Tagelöhner beneidet, der im Schweiße seines Angesichts Steine zusammenschleppt oder Holz zerschleißt und sich glücklich fühlt, wenn sein junges Weib ihm nach des Tages Last und Hitze das kärgliche Mahl vorsetzt. Tausendmal habe ich gewünscht, mit

dem Fuhrknecht tauschen zu dürfen, dem die Räthsel der Natur keine ruhige Stunde rauben, weil sich ihm Sein und Nichtsein im Bierglas und im drallen Mieder der Kellnerin concentrirt. Wahrlich, an mir liegt es nicht, wenn ich nicht im Stande bin, beim Anblick der untergehenden Sonne in Ekstase zu gerathen, oder ein schönes, jugendfrisches Mädchen begehrenswerth zu finden. Ich bin blasirt im furchtbarsten Sinne des Wortes. Die reale Welt hat für mich absolut Nichts mehr, was mich auch nur vorübergehend zu erfreuen vermöchte. Alles, Alles ekelt mich an; selbst das Denken ist mir zuwider, denn seine kühnsten Anläufe verlieren sich am schnellsten in jener vermaledeiten Sackgasse, die unser unvermeidliches Erbtheil ist, seitdem schwitzende Menschenstirnen gegrübelt haben. Kurz, ich komme mir vor wie ein Gefangener im moderfeuchten Verließ, wie ein Verbrecher, der, zum Schaffot verurtheilt, auf das Beil seines Henkers wartet. Nicht eine Secunde lang läßt das Elend mich los — bis ich den Bann mit Gewalt zerreiße und wie durch die Magie einer gütigen Fee in's Paradies übersiedle. Traurig genug, daß jedem Traum ein so schauerliches Erwachen folgt. Aber gleichviel, besser verdoppelte Qual und verdreifachte Seligkeit, als dieses gleichförmige, blödsinnige Vegetiren, das Ihr Leben nennt!"

Mit immer wachsendem Erstaunen hatte ich seiner Rede zugehört. Er hielt inne, wie um Athem zu schöpfen. Ich vermochte ihm keine Silbe zu erwiedern. In fast flüsterndem Tone fuhr er fort:

„Wenn Du denkst und fühlst wie ich — so sei ein Mann und fasse einen kühnen Entschluß . . . Willst Du?"

„Sprich!" stammelte ich ausweichend.

„Werde Mitglied unserer geheimen Gesellschaft."

„Welcher geheimen Gesellschaft?"

„Wir nennen uns die „Freunde des Todes". Du erbleichst. Ich weiß, auch Du bist reif für unsern classischen Bund. Komm, gieb mir die Hand, Kamerad."

„Die Freunde des Todes", wiederholte ich mechanisch, „eine seltsame Corporation!"

„Vielleicht ist die Bezeichnung nicht ganz treffend gewählt . . . „Die Verächter des Lebens" wäre genauer — aber meine Herren Commilitonen fanden diese positive Wendung zu platt; sie verlangten etwas Geheimnißvolles, Schauerliches. Indeß, auch der Tod spielt eine hervorragende Rolle in unseren Statuten."

„Erkläre Dich deutlicher."

„Nun, unsere ganze Methode, unsere . . . ars vivendi hat eine Beschleunigung der letzten Stunde zur Folge . . . Wir unterwühlen systematisch unsere Gesundheit."

„Es scheint so!" versetzte ich, unwillkürlich aufseufzend. „Und Du meinst im Ernst, ich könne mich entschließen?"

„Thor!" unterbrach er mich — „also auch Du hängst an den alten, kindischen Vorurtheilen! Auch Du berechnest den Werth der Existenz nach ihrer Dauer! Auch Dir sind zwanzig Jahre im Zuchthaus lieber,

als vier in der Freiheit! Eine traurige Logik! Aber Dein Wahn ist unverzeihlich! Du hast das wahre Sein noch nicht gekostet. Ein einziger Abend bei den „Freunden des Todes" wird Dich eines Bessern belehren . . . Willst Du heute mitkommen?"

„Zuvor muß ich doch wissen . . ."

„Ah, Du erräthst nicht? Hast Du nie von jenem orientalischen Zaubermittel gehört, das den Menschen zum Gott macht, von jenem räthselhaften Harz, das dem Stengel des Hanfs entquillt und Haschisch genannt wird? Die Freunde des Todes rauchen Haschisch."

„Ihr Unseligen!" rief ich mit bebender Stimme. „Wie? Hier im Centrum deutscher Tüchtigkeit und deutschen Ernstes fröhnt Ihr einem Laster, das selbst für die Barbaren des Ostens noch zu barbarisch scheint? Hier, wo Alles keimt und blüht und leuchtet, werft Ihr Euch in die Arme der Verzweiflung, des Wahnsinns?"

„Schweig!" entgegnete er dumpf. „Die Verzweiflung, der Wahnsinn packen uns ohne unser Zuthun. Die Freunde des Todes suchen sich den Griffen der Furien nur zu entziehen, Du fälschest die Thatsachen! Uebrigens fehlt Dir zur Zeit jede Fähigkeit eines unbefangenen Urtheils. Du kennst die Nymphe nicht, deren Reize Du verunglimpfst. Noch einmal: Willst Du kommen?"

„Was bewegt Dich, mich zu einem Schritt zu verführen, der schwerlich von segensreichen Folgen begleitet sein wird?"

Er zuckte die Achseln.

„Ich habe Mitleid mit Dir . . . Meine angeborene Gutmüthigkeit . . . Ueberdies liebt es jede Gesellschaft, für ihre Principien Propaganda zu machen."

Ich zögerte. Auf der einen Seite empfand ich eine verzehrende Neugierde: auf der andern erbebte ich vor der Möglichkeit, ich könne an dem entsetzlichen Gift Geschmack finden. — Doch nein! So viel Willenskraft durfte ich mir wol zutrauen! Zudem lag es ja ganz in meiner Hand, ob ich nur den müßigen Zuschauer spielen oder mich ernstlich an der „Tagesordnung" betheiligen wollte. Ich sagte also Ja und versprach dem gefährlichen Freund, nicht ohne ein gewisses Bangen, ihn um halb Acht in seiner Wohnung abzuholen. Er bedeutete mich noch, daß die strengste Verschwiegenheit selbstverständlich sei, und reichte mir dann mit einem vielsagenden Lächeln die Rechte.

„Auf Wiedersehen!" murmelte er mit matter, verlöschender Stimme. Das viele Sprechen hatte ihn augenscheinlich angegriffen. Und somit verschwand er im bunten Gewühl der Alleen.

Ich ließ mich wieder auf der schattigen Bank nieder und starrte eine Zeit lang wie geistesabwesend vor mich hin. Dann sprang ich hastig empor, strich mir zwei, drei Mal über die Stirn und gelobte mir, die seltsam trübseligen Gedanken, die das Zwiegespräch mit Theodor in mir wachgerufen hatte, um jeden Preis zu unterdrücken. Ich mußte den Kreis jener Unglücklichen so frisch als möglich betreten: der geringste Anflug von Weltschmerz konnte Gefahr bringen.

Es gelang mir nur unvollständig, den Sturm meiner Empfindungen zu bemeistern. Ich versuchte, meiner Aufmerksamkeit mit Gewalt eine andere Richtung zu geben. Wie ein neugieriger Spießbürger aus Prenzlau oder Havelberg begaffte ich die eleganten Carossen, die rechts und links über das Pflaster rollten. Dann vertiefte ich mich in die blendenden Wunder der Schaufenster. Ich studirte die Photographien sämmtlicher Tänzerinnen, Sängerinnen und Feldherren. Ich prüfte die Dessins der zierlichen Fächer und documentirte ein fieberhaftes Interesse für goldgepreßte Lederartikel. Schließlich erfüllte ich meine Phantasie allerdings mit einer Reihe indifferenter Vorstellungen — allein zwischen dieser Summe des Gleichgiltigen tauchte immer wieder die hohlwangige Gestalt des verzweifelten Jünglings auf, der mich an den Tisch des Todes zu Gast geladen hatte. Es überkam mich eine nervöse Ungeduld, ein Bangen, das ich mit allen Finessen einer psychologischen Analyse nicht zu schildern vermöchte. Drei Stunden lang lief ich planlos durch das Straßengewirr der Friedrichsstadt, bis die Natur energisch ihre Rechte geltend machte. Hunger und Müdigkeit zwangen mich, meine längstvergessene Absicht zu verwirklichen und ein Restaurant zu betreten.

Ich durchblätterte einige Zeitungen. Die Leitartikel, Correspondenzen und Feuilletons hatten, durch die Lupe meiner Stimmung betrachtet, den unverzeihlichen Fehler, zu lang zu sein: ich bevorzugte daher das „Vermischte" und die Annoncen. Plötzlich ward mein apathischer Blick durch ein amtliches Inserat gefesselt, das meine stockenden Lebensgeister mit einem Mal wieder in Fluß brachte. Ich las:

„Ueber das Vermögen des Posamentiers Friedrich Lachmann, Belle-Alliancestraße Nr. — ist der Concurs eröffnet worden. Die Gläubiger werden aufgefordert, ihre Ansprüche bis zum 18. d. M. bei hiesigem kgl. Stadtgericht, Abtheilung für Concurssachen, anzumelden und zu begründen.

Berlin, am 1. Mai 1872."

„Auch Du, Brutus!?" murmelte ich seufzend vor mich hin ... „Wer hätte sich das vor fünf Jahren träumen lassen! Ich entsinne mich noch Deiner hochfliegenden Pläne, Deiner rosenfarbenen Hoffnungen! Du wähntest Dich bereits im Hafen: das hübsche, fünfstöckige Haus konnte Dir nicht entgehen ... Dein Clärchen war eine brillante Partie ... Du wolltest Dich zur Ruhe setzen und Dich im Adreßkalender als „Rentier" verzeichnen lassen. Wie oft hast Du mir schmunzelnd vorgeplaudert, was Du im Spiegel der Zukunft erblicktest — und nun? Pah, es ist doch eine niederträchtige Welt, trotz aller Beschönigungen der Optimisten! Du hast diesen jähen Sturz nicht verdient, ehrlicher Friedrich! Du warst fleißig, sparsam, zuverlässig und brav, wie kein Zweiter! Vielleicht bist Du gerade deshalb in den Abgrund geschleudert worden! Armer, ehrlicher Bursche!"

Der Kellner brachte mir die Suppe.

„Nein, und wie mich das Clärchen dauert!" fuhr ich im Selbstgespräch fort; — „das süße, blonde, sonnige Kind mit dem frommen, vertrauenden Herzen — und dieses Mißgeschick! Sie liebte ihren Vater so

zärtlich, so hingebend! Gewiß leidet sie noch schwerer unter dem Druck der Verhältnisse, als er selbst!"

Nachdenklich löffelte ich meinen Teller aus. Dann zog ich die Uhr.

„Drei Viertel auf Drei! In spätestens einer halben Stunde bin ich fertig. Ich will die guten Leute besuchen. Wenn ich auch nicht zu helfen vermag, so thut aufrichtige Theilnahme doch wohl . . . Vielleicht gelingt es mir, sie ein wenig zu zerstreuen . . . Das entzückende Wetter lockt unwiderstehlich in's Freie. Ich lade sie zu einer Fahrt nach Charlottenburg ein . . ."

Zufrieden lächelnd führte ich das schäumende Glas zum Munde, setzte es aber, noch ehe ich getrunken hatte, wieder stirnrunzelnd auf die Porzellanschale.

„Verwünscht! Um halb Acht erwartet mich Theodor! Ich hatte die wahnsinnige clique dorée mit ihrem Haschisch-Taumel völlig vergessen! Um halb Acht! Nein, das wäre eine zweckwidrige Zerstückelung. Verschieben wir also Clärchen und den Charlottenburger Ausflug auf morgen! O Theodor, Du darfst stolz sein auf meine Gewissenhaftigkeit. Eine minder prompte Natur würde Dich sitzen lassen!"

Das war nun freilich ein kleiner Selbstbetrug — aber es klang doch angenehm, sich so das Zeugniß einer opferwilligen Pünktlichkeit ausstellen zu dürfen. Thatsächlich hatte sich mein Interesse für die „Freunde des Todes" um keine wesentliche Schattirung verringert — und Charlottenburg lief mir eben so wenig fort, als der bankerotte Posamentier und sein blondlockiges Töchterchen.

Ich verbrachte den Rest des Tages mit einem unerquicklichen Nichtsthun. Drei oder viermal begab ich mich in meine Wohnung, ohne recht zu wissen, weshalb. Vier oder fünfmal durchwanderte ich die Linden vom Thor bis zum Standbild und vice versa, ohne mir über den Zweck dieser monotonen Promenade auch nur im Entferntesten klar zu sein. Endlich sank die Sonne hinter die tannbewachsenen Hügel der ehrwürdigen Veste Spandau; die Glocke der Dorotheenkirche verkündete melancholisch die siebente Abendstunde.

„Gott sei Dank!" seufzte ich aufathmend, „ich fürchtete schon, Helios sei heute auf eine falsche Route gerathen!"

Ich wollte mir durch diesen classisch gefärbten Philisterscherz vorspiegeln, es sei mir höchst alltäglich und nüchtern zu Muthe. Gleichwol schlug mein Herz in sehr ungewöhnlichem Allegro, als ich jetzt in die Wilhelmsstraße einbog und nach etwa fünf Minuten vor einem stattlichen, reich ornamentirten Hause Halt machte.

Hier also wohnte der finstere Verächter des Daseins, der verzweifelte Spötter, der mit sehenden Augen in den Abgrund rannte!

Ich trat in den Thorweg. Wie wenig paßte diese verschwenderische Eleganz zu der trostlosen Philosophie, die ich heute Vormittag unter den rauschenden Wipfeln der Baumgänge vernommen hatte! Die breiten Marmorstufen mit den weichen, prächtigen Teppichen schienen nur für den leicht einherschwebenden Fuß des Frohsinns, des Lebensgenusses be-

stimmt zu sein. Behaglich gafften die bronzenen Löwenköpfe des Geländers unter den massiven Arabesken hervor. Die Wände, in pompejanischer Manier al fresco gemalt, glänzten im Schimmer des vielarmigen Candelabers so üppig, so luxuriös im verlockendsten Sinne des Wortes, daß man sich beim Anblick dieses fast allzu grellen Farbenspiels in der That an den altrömischen Golf versetzt wähnen konnte — in jene gesegneten Fluren des Einst, wo die Existenz einem lustigen Traume, einem Tanze, einer funkelnden Fastnacht glich . . .

Ein alter, grämlicher Diener öffnete mir. Er beantwortete meine Frage nach Theodor zwar höflich, aber doch in einem Tone, der mich vermuthen ließ, daß er mich für einen der „geheimen" Genossen seines Herrn hielt. Ein prüfender Blick in das verdrossene, aber ehrliche Gesicht des Burschen genügte, um mich über die Situation so ziemlich in's Klare zu bringen. Der Alte war offenbar ein Familienerbstück; er liebte seinen jungen Gebieter mit der sprichwörtlichen Anhänglichkeit dieser Species, und sah mit Entsetzen, wie der einst so hoffnungsvolle Sproß ohne erkennbare äußere Ursache dahin welkte. Instinctiv schrieb er die furchtbare Verwandlung des jungen Mannes dem Umgange mit „Verführern" zu, und nachdem sich seine Phantasie einmal diese dämonischen Gestalten regelrecht zusammengezimmert hatte, galt ihm Jedermann, der ohne die evidenten Merkmale des Gegentheils die Schwelle überschritt, für verwerflich . . . Dies Alles lag in dem Ton seiner Stimme und in dem zögerndern Augenzwinkern, mit welchem er mich musterte. Wie oft mochte die treue Seele in ehrerbietigster Bescheidenheit gewagt haben, den jungen Herrn auf die unbegreifliche Blässe seiner Wangen aufmerksam zu machen. Wie oft mochte er in wehmüthig-vorwurfsvoller Weise von den schönen Tagen der Vergangenheit geplaudert haben, ohne etwas Anderes zu ernten, als ein höhnisches Achselzucken oder ein blasirtes: „Gottfried, Du langweilst mich!"

Theodor empfing mich mit einer chevaleresken Förmlichkeit, die nicht frei von Ironie war. Er hieß mich Platz nehmen und offerirte mir ziemlich gespreizt eine Havanna.

Eine Minute lang saßen wir uns schweigend gegenüber. Ich blies die blauen Rauchkringel meiner Cigarre lebhaft qualmend gegen die Decke und ließ die Blicke nachlässig über die nächsten Gegenstände meiner Umgebung gleiten.

Das Gemach war eben so geschmackvoll als reich und prächtig eingerichtet. Doch herrschte eine rücksichtslose Unordnung. Auf einer der blaugrauen Damastcauseusen lag ein mächtiger Stoß halb zerrissener Bücher; dazwischen Kleidungsstücke aller Art. Der kostbare Spiegel über dem Kamine war über und über befleckt, als habe Jemand absichtlich eine trübe Flüssigkeit wider das Glas gegossen. Auf der goldgepreßten Ledertapete bemerkte ich Spuren, wie von Stock- oder Gertenhieben. Die Fußteppiche waren mit Tinte besudelt.

Theodor schien mich zu beobachten. Mein Befremden, das sich gegen meinen Willen verrathen mochte, ergötzte ihn. Er warf die Cigarre

weg, gähnte, und sagte dann in jenem Tone der Selbstverachtung, der ihm eigen war:

„Du musterst die Symptome meiner beginnenden Gehirnerweichung!“

„Schäme Dich!“ versetzte ich entrüstet. „Du hast mir von der schneidigen Schärfe Deines Urtheils erst vor wenigen Stunden die verzweifeltsten Proben gegeben.“

„Nun denn, so sagen wir: die Symptome meines schneidigen Urtheils.“

„Ich sehe hier überhaupt keine Symptome, sondern lediglich eine brillante Einrichtung, die Du nicht übermäßig zu respectiren scheinst.“

„Pah . . . Ich lasse mich wenigstens nicht von ihr tyrannisiren. Es fehlte noch, daß wir uns vor den Möbeln duckten, wie vor unabwendbaren Naturkräften! Uebrigens bin ich ein wenig nervös . . . Die Bücher da habe ich heute früh zerfetzt, als ich nach Hause kam. Warum . . .? Ich weiß es selbst nicht. Ich mußte etwas zum Zerreißen haben, sonst hätte ich mir das eigene Fleisch zerwühlt . . . Dort die Flecken auf dem Spiegel datiren von heute Nachmittag. Der Alte draußen servirte mir den Kaffee. Ich trank — und unterm Trinken sah ich meine vermaledeite Visage, wie sie mir aus dem Goldrahmen dort entgegengrinste. Ich konnte mir die Brühe doch nicht selbst in's Gesicht gießen; so sudelte ich sie denn nach meinem Conterfei. Du siehst, das Alles erklärt sich ganz natürlich . . . Die Nerven werden unter gewissen Verhältnissen leichter rebellisch, als bei euch Alltagsmenschen.“

Was sollte ich ihm erwiedern? Seufzend schüttelte ich den Kopf, sog eine gewaltige Rauchwolke ein und jagte sie zischend durch die knapp geöffneten Lippen. Die Methode ist äußerst empfehlenswerth, wenn man, wie der Franzose sagt, am Ende seines Lateins angelangt ist.

Theodor sah nach der Uhr.

„Gehen wir?“ fragte er zögernd.

„Ich bin um fast zwanzig Minuten zu früh“, versetzte ich ein wenig verlegen.

Der Gedanke, er könne meine übertriebene Pünktlichkeit mißdeuten, war mir in jeder Beziehung unangenehm.

„Besser zu früh als zu spät“, sagte er lachend. „Die Freunde des Todes gestatten kein akademisches Viertel.“

Mit diesen Worten begab er sich in's Nebenzimmer. Ich musterte einige Albums und Mappen, die sehr unkünstlerisch geordnet auf dem Kamine lagen . . . Manches bekannte Gesicht grüßte mich aus den banalen Papierquadraten, mancher ehrliche Zechbruder, mit dem ich auf der Zinne von Rolandseck oder am Strande von Remagen Schmollis getrunken . . . Hin und wieder bemerkte ich am Rande der Umrahmung ein kleines Kreuz mit einem Todtenkopf . . . Auch meine Photographie war auf diese seltsame Weise gezeichnet.

„Warum rechnest Du mich noch bei Lebzeiten unter die Gestorbenen?“ fragte ich ihn, als er marschfertig aus dem Seitengemach trat.

„Wie so?“

Ich deutete auf die unheimliche Hieroglyphe.

„Ah“, versetzte er heiter, „das Pentagramma macht Dir Pein?“

„Was besagt das Zeichen?“

„Es separirt die Schafe von den Böcken.“

„Eine ungenügende Erklärung . . .“

„Nun, die Majorität ohne Kreuz und Todtenkopf hat Aussicht auf ein normales Leben, die Gezeichneten gehören in die Kategorie der Hoffnungslosen . . .“

„Ich danke . . .“

„Liebster Junge — aller Aufwand Deiner Verstellungskünste frommt Dir nichts! Ich kenne Dich! Schon in Bonn wußte ich, was ich von Dir zu halten hatte. Auch Du zählst zur Schaar der Düstern, denen kein Stern mehr leuchtet. Auch Du bist krank, trotz Deiner eisernen Muskeln, trotz Deiner frischen Gesichtsfarbe, trotz Deiner moralischen Entrüstung! Die Krankheit der Seele malt sich nicht so unübersehbar in den Zügen des Patienten, wie das Siechthum des Leibes; aber der Scharfblick des Eingeweihten läßt sich nicht täuschen. Komm! Man erwartet uns!“

Wir schritten langsam die Treppe hinab. Unser Weg führte durch die belebtesten Stadttheile. Das bunte Wogen und Treiben kam mir mit einem Male so fremd vor, so sinnlos, daß ich vor meiner eigenen Stimmung zusammenschauerte.

Nach etwa zwanzig Minuten langten wir an. Die hellerleuchtete Wendeltreppe ward schweigend erklommen. Theodor klopfte viermal an das Getäfel einer massiven, mit Schnitzwerk verzierten Thür. Wir überschritten die Schwelle.

Nie werde ich die unbeschreiblichen Eindrücke dieses Augenblickes vergessen, und sollte ich leben bis an's Ende aller Tage.

Ein schwarz ausgeschlagenes Gemach . . . in der Mitte ein stuhlumringtes Tischchen mit allerlei unheimlichen Geräthschaften . . . rings an den Wänden schwarzgepolsterte Ottomanen; im Hintergrunde ein Zwitter von Altar und Büffet, mit Wassercaraffen, Todtenköpfen, Gläsern und Tassen phantastisch decorirt; — das war die äußere Physiognomie des Raumes, in welchem die Verzweifelten ihre Gelage hielten. Es lag ein Raffinement des Grausens über jedem Quadratzoll der dunklen Teppiche. Die spärliche Beleuchtung trug nicht wenig dazu bei, die gespenstische Wirkung der Gegenstände zu erhöhen.

Eine wankende Gestalt erhob sich, uns zu begrüßen.

„Salve, moriture!“ sagte Theodor; „ich bringe einen Adepten!“

Es überrieselte mich eiskalt vom Wirbel bis zur Zehe. Der bleiche Geselle, der mir jetzt grinsend die Hand bot, mochte etwa vierzig Jahre zählen. Seine Scheitel waren kahl; seine Stimme schlotterte, wie das Gebein eines frierenden Skeletts. Theodor kam mir neben diesem entsetzlichen Jammerbild wie der Typus der Gesundheit vor.

Wir waren die Ersten. Es währte indeß nur wenige Minuten, bis die Gesellschaft vollzählig um den Tisch saß — etwa acht Personen von sehr verschiedenartigem Exterieur. Zwei oder drei der Unglücklichen

schienen bis jetzt den Einflüssen des Giftes getrotzt zu haben; ihre Haltung war vergleichsweise fest, ihre Gesichtsfarbe weniger krankhaft als die der Uebrigen. Alle trugen jedoch den Stempel einer furchtbaren seelischen Verdüsterung.

Der Kahlkopf, der uns beim Eintreten bewillkommt hatte, bereitete Kaffee. Gleichzeitig fing man an, die Rauchinstrumente herzurichten. Es war jetzt ein Viertel auf Neun. In einer halben Stunde sollte die Orgie beginnen.

Theodor schien inzwischen nicht gesonnen zu sein, die officielle Frist abzuwarten. Mit einer affectirten Hast langte er zu — gleichsam als wolle er mir möglichst rasch die Grundsätze der grauenvollen Genossenschaft ad oculos demonstriren. In gewaltigen Zügen sog er die höllischen Dämpfe ein, ohne sich um seine Kameraden zu kümmern, die ihn ermahnten, mir vorher die übliche Empfangspredigt zu halten.

„Meine Herren!“ stammelte ich in peinlichster Verlegenheit, „Sie mißdeuten meine Absichten. Ich . . . bin durchaus nicht . . .“

„Schweig Fremdling“, versetzte einer der mir zunächst Sitzenden. „Vor allen Dingen wisse, daß in unserm Tempel das Du gilt. Das cultivirte „Sie“ überlassen wir den Freunden des Lebens.“

„Gut denn . . . Ich wollte nur sagen . . . Nicht um Eurem Bunde anzugehören . . .“

„Minos, reich' ihm das Gebetbuch . . .“, unterbrach mich ein Zweiter.

Minos, der Kahlkopf, trug eines jener orientalischen Qualminstrumente heran, die ich zwischen den Caraffen und Todtenköpfen des Buffets wahrgenommen hatte.

„Ich rauche nicht!“ rief ich mit Entschiedenheit.

„Und weshalb betrittst Du diese Räume?“ fragte der Erste, den sie Thanatos nannten.

„Theodor, mein Freund, forderte mich auf . . . Wenn ich eine Indiscretion begehe . . .“

„Theodor! Er heißt Tumulus! Also Tumulus hat Dich aufgefordert? Und warum hast Du seiner Aufforderung Folge geleistet?“

„Ich . . . ich bin bereit mich zu entfernen.“

„Nein, o nein!“ riefen drei, vier Stimmen im Chorus. „So ist's nicht gemeint, Kamerad! Wir empfangen auch Gäste. Aber versuchen könntest Du doch wenigstens, ob Du der Göttin Geschmack abgewinnst . . .“

„Vielleicht später“, erwiederte ich zögernd.

„Bravo!“ sagte Thanatos. „Und nun will ich Dir die Gesellschaft vorstellen. Erhebe Dich!“

Ich stand auf.

„Hier, der Ehrwürdige mit den prächtigen Backenknochen heißt Minos“, fuhr er mit ironischem Pathos fort. „Der gute Junge war ein verliebter Narr und ließ sich von seinem Weibchen gängeln wie ein Kind. Das liebe Weibchen ging zum Dank dafür mit einem polnischen Windbeutel durch und der treffliche Minos nahm sich die Sache so zu Herzen,

daß er sein ganzes Vermögen in einer Nacht verzettelte. Lange genug ist er trübsinnig herumgelaufen und hat geflucht und gebetet, bis er meine Bekanntschaft machte . . ."

Er unterbrach sich, wie um die Wirkung seiner Worte zu beobachten.

„Mein Todesname ist Thanatos", sagte er endlich. „Minos und ich kamen auf die Idee, eine Gesellschaft zu gründen, die uns und Andere von allem Erdenweh heilen sollte. Auch ich war curbedürftig. Ich bin das, was die Menschen einen Dichter nennen. Ich verstand so viel von meiner Kunst, wie je ein Sterblicher seit Homer und Sophokles; ich war in sie verliebt, wie Minos in sein züchtiges Weibchen . . . Mit meinem Herzblut schrieb ich die Geheimnisse meiner Seele auf blendendes Velinpapier. Jahre lang suchte ich nach einem Verleger: keiner begehrte meine Dichtungen einzuführen . . . Und doch fühlte ich den Lorbeerkranz bereits schwer auf meiner Stirn lasten — reich an Blüthen und Beeren. Endlich fand ich ein mitleidiges Gemüth: meine Schöpfungen traten an's Tageslicht. Ich träumte von unerhörten, welterschütternden Erfolgen; die Liebe der Versehung warf mich in den Koth und trat mich mit Füßen. Anfangs glaubte ich, mein Hirn müsse zerbersten wie eine faule Granate. Die Verzweiflung wühlte mir siedend durch alle Adern. Ich fluchte mir selbst. Allmälig ward ich weise und dichtete ein practisches Poëm, betitelt die Freunde des Todes . . . Minos war mein Mitarbeiter. Die Gesellschaft reüissirte besser, als meine Verse..."

So machte er mich der Reihe nach mit den übrigen Mitgliedern bekannt — stets einige biographische Notizen beigebend. Es war durchgängig dieselbe Geschichte — eine verfehlte Existenz, zerbrochene Hoffnungen, zerrüttete Verhältnisse in äußerer und innerer Beziehung. Nur von Theodor wußte er kein specielles Erlebniß zu bezeichnen, das seinen furchtbaren Nihilismus hätte rechtfertigen können. Theodor war Mitglied aus Verstandesgründen: er schien mir unter lauter Instinctsmenschen der einzige Philosoph . . . Um so schlimmer!

Thanatos sprach übrigens vortrefflich. Trotz alles Grausens, das ich empfand, war mir sein Wesen außerordentlich sympathisch. Der Gedanke, daß ein Verlorener zu mir spreche, erschütterte mich im tiefsten Grunde meines Herzens.

Theodor hatte sich inzwischen einer Tasse Kaffee bemächtigt. Jetzt rauchend und jetzt trinkend glich er einem wohlorganisirten Automaten. Die gesammte Umgebung schien nicht mehr für ihn zu existiren. Seine Augen schimmerten in gläsernem Glanze; die Wangen waren leicht geröthet, wie in Folge einer halbverklungenen Gemüthsbewegung.

„So, Fremdling", sagte Thanatos, als er mit seinem Katalog zu Ende war, „nun kennst Du uns Alle! Willst Du jetzt auch die Bekanntschaft unserer Bona Dea machen?"

Ich holte tief Athem.

„Sie ist nicht so schrecklich, als Du zu wähnen scheinst", fuhr er fort, ohne mir Zeit zur Antwort zu lassen. „Sie tödtet — ja — aber was tödtet nicht hienieden? Jeder Pulsschlag zehrt an Deinem Leben,

jede auch noch so flüchtige Sorge schaufelt an Deinem Grabe! Die Bona Dea tödtet — aber sie beseligt!"

„Wodurch?" fragte ich mechanisch.

„So oft sie Dich umarmt, tilgt sie alles irdische Weh, alles Hemmende, Fesselnde, Knechtende aus Deinem Bewußtsein. Du fühlst Dich frei, frei wie der Vogel in der Luft! Jedem Nerv Deines Ich's wachsen zauberhafte Schwingen. Alle Wünsche, alle Hoffnungen Deines Herzens verwirklichen sich. Die Verzückung schafft Dir eine neue übersinnliche Welt voll Duft und Wonne, ein Paradies, ein echtes, allumfassendes Himmelreich . . . Die Minuten dieses Tages spinnen sich zu Tagen, die Stunden zu Monaten und Jahren aus. Wenn Du aus dem Taumel erwachst, so hast Du mehr gelebt, als in der gesammten grauen Vergangenheit Deiner realen Existenz. Die Bona Dea verkürzt unser Dasein also nur scheinbar: in Wirklichkeit verlängert sie's in's Unendliche."

Er schwieg. Meine Sinne begannen zu wirbeln . . . Es ergriff mich eine unsägliche Angst.

„Laßt mich hinaus!" stöhnte ich; „Euer Gift ist zu verführerisch, zu höllisch für meine Widerstandsfähigkeit . . ."

„Er zittert vor dem Glück!" lachte Thanatos . . . „Ein gutes Zeichen! Du bist so gut wie unser, Kamerad. Oeffnet die Gebetbücher!"

„Fort, fort!" schrie ich in heller Verzweiflung . . . „Ich lasse mich nicht bei lebendigem Leibe begraben!"

Hastig sprang ich auf die Thür los. Sie war verriegelt. Mit einem wuchtigen Ruck stieß ich das Eisen aus der Kramme. Zwei, vier, sechs Hände legten sich mir auf Schultern und Arme, um mich zurück zu halten. Meiner selbst nicht mächtig, schleuderte ich den Nächsten auf eine der schwarzen Ottomanen, daß ihr Holzwerk in allen Fugen krachte. Drei Secunden später stand ich im Freien.

— — — — — — — — — — — — —

Als ich des andern Morgens etwas matt und niedergeschlagen, aber doch in zufriedener Stimmung erwachte, da glaubte ich einer grotesken Komödie, nicht einer ernst gemeinten Scene des wirklichen Lebens angewohnt zu haben. Meine Stirn, von den dumpfen Nebeln der kaum überstandenen Aufregung umschleiert, schmerzte wie nach einem wüsten Zechgelage. Immer und immer wieder klangen mir die unheimlichen Reden von gestern im Ohr und erfüllten mich mit einem nachträglichen Grausen, dem indeß das angenehme Gefühl der glücklich erkämpften Sicherheit beigemischt war.

Langsam kleidete ich mich an. Als ich vor den Spiegel trat, erinnerte ich mich der seltsamen Erzählung, die ich vom Munde meines unglücklichen Freundes vernommen hatte.

„So viel steht fest", murmelte ich im Selbstgespräch — „ich gieße mein Frühstück nicht auf dieses unschuldige Glasquadrat . . .! Gütiger Gott, wie weit muß es mit dem Aermsten gekommen sein, wenn er im unbeschränkten Gebrauch seiner fünf Sinne solche unglaubliche Streiche macht . .! Freilich, der Morgen nach durchraster Nacht ist der schrecklichste

Zeitpunkt im menschlichen Seelenleben. Die Reue, die Wuth, die Verzweiflung erheben dann ihre Stimme mit verdreifachter Unabweisbarkeit . . ."

Nachdenklich schlürfte ich eine Tasse Kaffe. Dann eilte ich hinaus vor's Thor, um die letzten trüben Gedanken mit Gottes Hülfe los zu werden . . .

. . . . Gegen zwei Uhr Nachmittags bestieg ich eine Droschke, rief dem mürrischer Kutscher „Belle-Alliancestraße Nr. — !" zu und rollte, von mannigfach wechselnden Empfindungen bestürmt, dem Siegesdenkmal entgegen.

Clärchen! So sollte ich sie wieder sehen! Aber wer konnte wissen, ob mich ihr freundlicher Blick überhaupt noch einmal begrüßen würde? Seit mehr als vier Jahren hatte ich nichts von ihr gehört — und was konnte sich nicht Alles in vier Jahren ereignet haben!

Mein Herz schlug lebhafter, als ich die wohlbekannte Klingel zog. Eine schlanke, liebliche Gestalt öffnete mir. Sie war es — Clärchen, die Blonde, die Holde mit den freundlichen blauen Augen!

Die Ueberraschung verlieh ihrer Erscheinung einen neuen Reiz. Ich hätte ihr um den Hals fallen und sie an's Herz pressen mögen, wie eine Geliebte, wie eine Schwester.

Sie führte mich in das stille, trauliche Zimmer mit den schneeigen Gardinen und den üppig wuchernden Blattpflanzen. Jetzt erst bemerkte ich, daß sie bleich war. Auf den rosigen Wangen glänzten die Spuren halbgetrockneter Thränen.

Sie rief ihren Vater. Himmel, welche Veränderung war mit dem starken Manne vor sich gegangen, seit er mir zum letzten Mal die Hand geschüttelt. Was mußte diese kräftige Natur gelitten haben, um so in ihren Grundvesten unterwühlt zu werden!

Ich sagte ihnen, daß ich bereits wisse, welches Unglück sie betroffen. Clärchen erzählte mir die näheren Umstände. Es war eine jener alten Geschichten, die ewig neu bleiben. Getäuschtes Vertrauen, unerwartete Schicksalsschläge, vergebliche Anstrengungen, das Unvermeidliche abzuwenden und schließliches Zusammenbrechen alles Dessen, was durch den rastlosen Fleiß von Decennien aufgebaut war.

„Wie Sie mich sehen", sagte der Alte, „bin ich nicht viel mehr, als ein Bettler. Ich rette nicht so viel aus dem Schiffbruch meiner Habe, als ich bedarf, um in Ruh' und Frieden zu sterben!"

„Vater!" rief Clärchen, indem sie sich laut weinend an seine Brust warf, „sprich nicht so, wenn Du mir nicht das Herz brechen willst. Bin ich nicht da, Dein Kind, Deine kluge, verständige Tochter? Kann ich nicht arbeiten und genug verdienen für Dich und mich? Du hast mich mehr lernen lassen, als alle meine Gespielinnen: jetzt will ich Dir zeigen, daß die Opfer, die Du gebracht hast, nicht weggeworfen waren. Sei doch nur wieder fröhlich und zuversichtlich wie einst! Du sollst sehen, der liebe Gott wird Alles zum Besten wenden!"

Ich beobachtete diese Scene mit schmerzlichem Schweigen. O wie

beklagte ich die Beschränktheit meiner Mittel, die mir nicht gestattete, diesen guten, prächtigen Menschen thatkräftig zu Hülfe zu kommen. Was konnte ich für sie thun? Für mein Leben gern hätte ich Tausende in die klaffende Bresche geworfen — aber ich verfügte nur über das Nöthigste. Die paar Thaler, die ich hätte erübrigen können, waren unzulänglicher, als der Strohhalm, an den sich der Ertrinkende klammert. Ich wußte kaum, ob ich ihnen meine Unterstützung in diesem bescheidenen Maßstabe anbieten durfte.

Da durchzuckte mich wie ein Blitz der Gedanke an Theodor ....

War er nicht reich, unabhängig ...? Hatte er mir nicht hundertmal die unzweideutigsten Beweise einer großherzigen Gesinnung gegeben? Wenn es gelang, ihn für die unglückliche Familie zu interessiren! Freilich, er hatte sich seit unserer Studentenzeit nicht zu seinem Vortheil verändert; es erfüllten ihn andere Ideen, andere Empfindungen als damals! Aber gleichviel — sein gutes Herz, sein freigebiger Charakter mußten selbst unter so exceptionellen Umständen die alte Farbe gehalten haben! Jedenfalls galt es den Versuch.

Ich erkundigte mich nach der Größe der Summe, die hinreichen würde, dem Verderben einen Damm entgegen zu setzen. Sie belief sich auf eine Höhe, die mich einigermaßen erschreckte. Doch kannte ich Theodor's Verhältnisse hinlänglich, um zu wissen, daß er selbst diesen Betrag mit Leichtigkeit würde beschaffen können. Himmel und Hölle, wenn ich es fertig brächte, ihn günstig zu stimmen!

Es hielt mir schwer, dieser Hoffnung gegenüber meine Fassung zu bewahren. Ich tröstete die lieben Menschen so gut ich konnte und versprach, am folgenden Tage wiederzukommen.

„Vielleicht", so setzte ich hinzu, „bin ich im Stande, Euch eine gute Nachricht zu bringen ... aber auch nur vielleicht. Ich werde Alles thun, was in meinen Kräften steht: das Gelingen liegt außerhalb meiner Berechnung. Und nun Gott befohlen!"

Eine Stunde später stand ich meinem Freunde nicht ohne einen Anflug knabenhafter Verlegenheit gegenüber.

„Wie geht's?" fragte ich in gleichgiltigem Tone — den ich ihm unwillkürlich abgelauscht hatte.

Er gähnte.

„Die gestrige Sitzung scheint Dir nicht sonderlich bekommen zu sein?" fuhr ich fort.

„Pah! Die eigenthümliche Manier, mit der Du Dich absentirtest, störte mich in der besten Arbeit ..."

„Du hättest mir nachfolgen sollen", bemerkte ich zögernd.

„Ich war nahe daran. Die Bona Dea kann solche aufregende Scenen nicht vertragen. Du hast dem armen Minos ein tüchtiges Loch in den Kopf geschlagen ..."

„Ich bedaure ..."

„Er hat Dir Rache geschworen ..."

„Ich fürchte ihn nicht. Aber laß uns jetzt von was Anderm reden. Hättest Du Lust, ein wenig auszufahren?"

„Lust? Nein. Aber wenn Du willst, fahre ich mit . . ."

„Gut . . . Oder gehen wir lieber?"

„Ganz, wie es Dir gefällt. Uebrigens bin ich zu anstrengenden Promenaden nicht aufgelegt. Der Skandal von gestern Abend sitzt mir wie Blei in den Knochen."

„So fahren wir. Mach' Dich fertig."

„Du bist ja heute merkwürdig umständlich und feierlich. Was hast Du wieder in Petto? Ich kenne diese Manieren noch von Bonn her. Soll ich Dir wieder bei einem Stelldichein behülflich sein?"

„Nicht doch . . ."

„Nun, was ist's sonst? Willst Du mir eine Moralpredigt halten?"

„Vielleicht . . . Komm nur mit hinaus! Es ist schmählich dumpf in Deinen vier Wänden."

. . . Wir kutschirten in einem eleganten Landauer durch die buntbelebte Hofjägerallee. Gerade inmitten dieses geräuschvollen Treibens fühlte ich mich am Sichersten. Fern auf den abgelegenen Pfaden der Einsamkeit würde es mir weit schwerer gefallen sein, mein Ansinnen vorzutragen.

Ich setzte ihm die Verhältnisse möglichst eingehend auseinander. Ich schilderte Clärchen in den liebenswürdigsten Farben, und malte ihr Unglück mit so glühender Beredsamkeit, daß ich nahe daran war, an den eigenen Kohlen zu schmelzen.

Als ich geendet hatte, glitt ein bitteres Lächeln über seine Lippen.

„So viel Lärmen um eine Omelette!" sagte er höhnisch. „Das bischen Leben ist dem Pöbel doch entsetzlich an's Herz gewachsen!"

„Weiter hast Du mir Nichts zu erwiedern?" versetzte ich vorwurfsvoll. „Willst Du helfen oder nicht? Sprich, Theodor!"

„Gott im Himmel, wenn ich Dir einen Gefallen damit thue, warum nicht. Erben habe ich keine, und mitnehmen kann ich den Schwindel doch nicht. Wie viel brauchst Du?"

„Fünftausend Thaler. Bedenke wol, es ist nur ein Darlehen — freilich ohne Sicherheit . . ."

„Darlehen oder nicht, mir soll's Wurst sein. Bis wann mußt Du das Geld haben?"

„Je eher, je besser."

„Du kannst es morgen früh bei meinem Banquier in Empfang nehmen . . ."

„Ich? Du begleitest mich doch?"

„Wohin?"

„Nun, zu der unglücklichen Familie."

„Das fehlte mir gerade. Ich werde mich dem albernen Gewäsche eines exaltirten Gänschens aussetzen. Grüße recht schön von mir und sage, ich bedauerte unendlich, durch dringende Geschäfte verhindert zu sein . . ."

„Nicht doch, mein Liebster! Von albernem Gewäsche ist gar nicht die Rede! Ich will den Leuten noch heute expliciren, daß ihr großmüthiger Retter auf alle Phrasen des Dankes verzichtet ... Aber sehen mußt Du sie, darauf bestehe ich ... Ihr Glück wird Deinem Herzen wohl thun; Du wirst begreifen lernen, daß doch hienieden nicht Alles so schal ist, als Deine verzweifelte Weltweisheit behauptet."

„Ich kenne Das! Auch diese Farce ist dagewesen ...! Oder meinst Du, es sei das erste Mal, daß ich ein paar tausend Thaler für einen armen Schlucker zum Fenster hinauswerfe?"

„Ich bin überzeugt ..."

„Mon Dieu, man faselt von der Seligkeit des Gebens! Bis jetzt habe ich von dieser raffinirten Wonne nur sehr problematische Proben genossen. Im Gegentheil. Die sogenannte „Liebe" der Menschen ist mir zum Ekel. Was versteckt sich hinter dem keuschen Gewande der Dankbarkeit? Die schamlose Nacktheit des Eigennutzes. Bleib mir vom Leibe mit Deinen Bekehrungsversuchen!"

„So fasse die Sache vom Standpunkte des gelangweilten Flaneurs auf. Noch vorhin sagtest Du, Alles sei Dir recht, was ich immer proponiren möge. Betrachte die Sache als ein Amüsement ..."

„Du bist entsetzlich schwer von Begriff. Ich wiederhole Dir, daß ich principiell ... oder besser, daß ich ... Aber zum Henker, laß uns jetzt dieses vermaledeite Thema quittiren, wenn Du nicht willst, daß ich einschlafe."

„Gut. Reden wir von etwas Anderm. Ich bedaure nur die unglückliche Familie, der nunmehr die letzte Hoffnung zu Grabe geht ..."

„Wie so?"

„Ich dächte das Thema sei Dir zuwider?"

„Wie so geht ihr die letzte Hoffnung zu Grabe?"

„Sehr einfach. Ich kann mich nicht entschließen, die bewilligte Summa ohne Begleitung zu erheben. Ich danke Dir herzlich für die großmüthige Bereitwilligkeit ..."

Er lachte laut auf.

„Wenn Dir so exorbitant viel daran gelegen ist, so schleppe mich meinetwegen mit. Aber das sage ich Dir: fängt die Gans an zu heulen, wird mir der Alte zudringlich ... hol mich der Teufel, ich fordere Dich auf fünf Schritt Barrière."

Ich antwortete nicht. Der Gedanke an die Scene, die Theodor so zu fürchten schien, erfüllte mich mit unbeschreiblichen Empfindungen. Ueberdies war ich glücklich, daß ich mich in dem Freunde nicht getäuscht hatte.

Nach einer halben Stunde trennten wir uns mit der Verabredung, am folgenden Vormittag in einem Restaurant der Jägerstraße zusammenzutreffen.

Ich hatte eine unruhige Nacht ... Ich durchlebte noch einmal im Traum die Begebnisse jenes unheimlichen Abends, den ich im Zirkel der Verzweifelten zugebracht hatte. Thanatos hielt mir die Begrüßungs-

rede und umarmte mich ... Hatte ich Haschisch geraucht? ... Die Minuten spannen sich mir zu Stunden und Tagen aus — ganz im Sinne der Versicherung, mit der mich der Verführer zu kirren hoffte. Endlich zerriß das Geläute der Morgenglocken die peinvolle Vision. Ich beeilte mich, rechtzeitig zur Stelle zu sein.

Theodor sah elender als je. Er war wieder bei den Freunden des Todes gewesen. Mit tonloser Stimme übermittelte er mir Grüße von Thanatos, der mich bald wieder zu sehen hoffe.

Ich erwiederte nichts. Wir verfügten uns zum Banquier. Theodor nahm die Summe in Empfang, und reichte mir das Portefeuille hin. Ich weigerte mich jedoch auf's Entschiedenste seiner Absicht zu willfahren. Aergerlich schob er den kostbaren Schatz in seine Brusttasche und warf mir einen Blick zu, der eine ungesprochene Verbalinjurie enthielt.

Wir fanden Clärchen allein. Ihr Vater war seit einer Stunde vom Hause abwesend, und wurde jeden Augenblick zurück erwartet.

Das liebe Kind war holdseliger als ich zu schildern vermöchte. Ihre natürliche Anmuth, die schlichte, und doch so zierliche Kleidung, und der stille Zug von Gram, der auf ihrem blühenden Angesicht schlummerte — dies Alles vereinigte sich zu einem Gesammtbilde von unwiderstehlichem Zauber.

Ich wollte sie vorbereiten, aber Theodor vereitelte meine zartfühlenden Bestrebungen mit der ihm eigenen Rücksichtslosigkeit.

„Sie sind Fräulein Lachmann?“ fragte er das erröthende Mädchen.

Clara verneigte sich.

„Mein Freund sagt mir, daß Ihr Papa in der Klemme sitzt. Darf ich Sie bitten, mir über diesen Betrag zu quittiren?“

... Mit diesen Worten zog er das Portefeuille hervor.

Das harmlose Kind begriff nicht.

„Wie? Sie wollten dem Vater ... Aber er hat mir mit keiner Silbe gesagt ... O gewiß, mein Herr, es liegt hier ein Mißverständniß, ein Irrthum vor.“

Sie zitterte am ganzen Leibe.

In diesem Augenblick wurden Schritte vernehmlich. Clärchens Vater trat verstörten Angesichts in die Stube. Er schien uns kaum zu bemerken. Laut stöhnend warf er sich in einen Sessel und bedeckte die Augen mit beiden Händen.

„Vater, Vater!“ sagte Clärchen mit halberstickter Stimme — „sprich Du mit den Herren ... O Gott, mir springt das Herz fast entzwei vor Angst und Bangigkeit! Wenn es wahr wäre ... wenn Sie wirklich ...“

Ich ergriff jetzt das Wort. Ich schilderte meinen Freund, als einen principiellen Wohlthäter des Menschengeschlechts. Es habe meinerseits nur einer flüchtigen Bemerkung bedurft, um ihn zu dem entsprechenden Entschlusse zu vermögen. Er biete Herrn Lachmann ein unverzinsliches

Darlehn, rückzahlbar in beliebigen Raten. Das Geschäft sei acceptabel, und benöthige keiner weiteren Umstände.

Theodor unterbrach meine Standrede mehrmals mit Ausrufen der Ungeduld und der Mißbilligung. Als ich geendet hatte, stürzte der Alte mit strömenden Thränen auf seinen Retter zu. Ich suchte den Ausbrüchen seiner übersprudelnden Gefühle zu wehren: umsonst! Er umarmte erst Theodor und dann mich mit einer Leidenschaftlichkeit, deren ungeheuchelte Gluth mich mächtig erschütterte.

Clärchen hatte bis jetzt regungslos am Sessel des Vaters gestanden, die weißen, zierlichen Hände fest auf die Lehne gepreßt, als fürchte sie umzusinken. Sie holte zwei, drei Mal tief Athem und warf sich dann meinem Freunde zu Füßen — sanft weinend, wie ein schwaches, seliges Kind. Sie, die den finsteren Gewalten des Schicksals so muthig Trotz geboten, sie, die da arbeiten und kämpfen wollte mit allen Fibern ihres Wesens — sie hielt nicht Stand im Augenblick des neu erstehenden Glückes.

Theodor bemühte sich die Bebende zu beruhigen. Es war ein seltsames Schauspiel. Halb mißmuthig, halb gerührt hob er sie auf. Sie schaute ihn mit den perlenfunkelnden Augen in's Angesicht. Von Secunde zu Secunde gerieth er immer auffälliger in Verwirrung. Plötzlich schien er sich zu besinnen. Er biß die Lippen auf einander, winkte mir und verließ dann, ohne ein Wort zu reden, das Zimmer.

Ich wollte ihm nacheilen, aber die Ueberglücklichen hielten mich zurück. Sie bestürmten mich mit Fragen. Ich theilte ihnen mit, was ich sagen durfte.

„Er ist krank", murmelte Clärchen; — „o gewiß, er bedarf der Pflege. Und er hat in der großen, weiten Stadt Niemanden, der sich seiner annimmt . . .?"

„Er ist reich", entgegnete ich ausweichend.

„O, das ist nicht die rechte Pflege, die man um Geld erkauft! Wäre er mein Bruder, wie wollte ich ihm die trüben Gedanken aus der Seele scherzen, wie wollte ich sein warten in treuer hingebender Liebe."

Sie glich einem tröstenden Engel, als sie das sagte. Ich reichte ihr tief ergriffen die Hand und verabschiedete mich. Ihre letzten Worte waren: „Auf Wiedersehen."

Ich fand Theodor wenige hundert Schritte von dem Hause entfernt auf einer steinernen Bank sitzend. Er schien verdrießlicher als je.

„Was nun?" fragte ich.

Er zuckte die Achseln.

„Ich bin marode bis in's Mark", entgegnete er schläfrig. „Ich glaube, ich werde mich zeitig zu Bett begeben."

„Und die Freunde des Todes? Willst Du die Sitzung versäumen?"

„Ich bin zu marode, sage ich Dir. Ueberdies . . . Komm, laß uns nach Hause fahren. Mein Kopf schmerzt erbärmlich . . . Niederträchtige Existenz!"

„Wie bist Du mit dem Ausgang unserer Mission zufrieden? Ist Clärchen nicht das herrlichste Geschöpf unter der Sonne?"

„Möglich."

„Wir müssen sie öfters besuchen; sie bat mich ausdrücklich darum."

Er gab keine Antwort.

Die Phantasie des freundlichen Lesers ist uns ohne Zweifel bereits seit lange schon vorausgeeilt. Wir dürfen uns daher auf eine kurze Bestätigung dessen beschränken, was diese ungeduldige Einbildungskraft combinirt hat.

Theodor war von Clärchen's versöhnender Weiblichkeit tiefer berührt worden, als er selber zu ahnen schien. Das reine, echt menschliche Glück, das jetzt wieder aus ihren blauen Augen leuchtete, übte einen milden, beruhigenden Einfluß auf sein verstörtes Gemüth. Es hielt nicht schwer, ihn dauernd in den Kreis dieser verborgenen Zauberkräfte zu bannen; er wurde schon nach Verlauf weniger Wochen der tägliche Gast des Hauses. In demselben Maße, wie seine verdüsterte Seele sich aufhellte, erstarkte seine körperliche Gesundheit. Das Interesse, das er an dem Wohl der geretteten Familie nahm, füllte die Lücke seines Herzens aus, in die er einst das verzehrende, entsetzliche Gift gegossen . . . Die „Freunde des Todes" mochten sich fürderhin im Pfuhl der Verzweiflung wälzen: Theodor hatte keinen Theil mehr an ihren wüsten, fluchwürdigen Gelagen.

Nach drei, vier Monaten war die letzte Spur des Siechthums getilgt: eine mehrwöchentliche Gebirgsreise, die er in meiner Gesellschaft unternahm, gab ihm die volle Kraft der ungebrochenen Jugend zurück. Nur die „interessante" Blässe der Wangen gemahnte noch längere Zeit an die traurigen Tage des Nihilismus.

Clärchen, die für ihren großmüthigen Retter Anfangs nur Dankbarkeit und Mitleid empfunden, lernte allmälig die glänzenden geistigen Vorzüge des jungen Mannes aus einem andern Gesichtspunkte bewundern . . . Soll ich eine umständliche Liebesgeschichte schreiben? Wozu? Mit einem Worte, Theodor und Clärchen sind seit verwichnem Herbst ein glückliches Paar — und feierlich habe ich versprechen müssen, ihren ersten Jungen aus der Taufe zu heben. Dem zweiten aber wird Thanatos die Ehre schenken — Thanatos der durch Theodor's mächtigen Einfluß bestimmt, dem Tode gleichfalls den Rücken kehrte, und inzwischen eine tiefsinnige, philosophische Dichtung veröffentlicht hat, die, weit entfernt, das Schicksal seines Erstlingswerkes zu theilen, einen rauschenden Beifall eroberte.

Preußens Königliche Schlösser.

Von **George Hesekiel.**

Prinz Carls Palais in Berlin.

Der Wilhelmsplatz war ein köstlich frischer, beinahe vornehm stiller Platz geworden, seitdem nicht mehr edler Rosse ziemlich ordinär fluchende Bereiter die Marmorgestalten der Helden des großen Königs in Wolken olympischen Staubes hüllten; seit die Erzcopien der Marmorgestalten aus Grün und Blumen strahlend niederblickten, vernahm man dort nur das lispelnde Schmeichelwort verliebter Mädchenhaftigkeit, freilich nur von den Lippen der Kindermädchen, aber wenn es auch nicht immer lispelte, verliebt war es doch. Und die ernsten Gebäude der Ministerien des Handels wie der auswärtigen Angelegenheiten, der kur- und neumärkischen Hauptritterschaftsdirection, stattliche Häuser wie die des unvergeßlichen Leibarztes Geheimrath Dr. von Arnim und endlich Palais wie das des Grafen von Voß und das des Prinzen Karl sicherten dem Platz lange seine Würde. Heute ist auch der Wilhelmsplatz laut und modern, gewöhnlich geworden und mit seinem Fall hat die Wilhelmsstraße den letzten Rest ihres aristokratischen Schimmers verloren; die Speculation ist gekommen, hat das graue Palais der Grafen Voß weggebrochen, eine Straße mehr auf den Platz geleitet und ihr gegenüber legt sie einen riesigen Gasthof an; damit ist der Platz eingetaucht in den modernen Verkehr und der Hauch des Tagestreibens weht heiß auch über von der Heydt's Granitbahnen.

In den großen Septembertagen des Jahres 1872, in den Tagen der Drei-Kaiserzusammenkunft, sah man eines Abends das achtspitzige Johanniterkreuz in dem blendenden Glanz seiner Gasflammen über dem Balcon des Palais Sr. Königl. Hoheit des Prinzen Karl von Preußen strahlen. Prinz Karl, der älteste Prinz des hohen Königlichen Hauses ist gegenwärtig der Herrenmeister zu Sonnenburg, der Regierer der evangelischen Balley des Johanniterordens, aber das Achtspitzenkreuz hat noch ältere Anrechte auf diese Stelle, denn das Palais ist ursprünglich als Residenz des Herrenmeisters, als Ordenspalais, im vorigen Jahrhundert gebaut. Heute giebt Prinz Karl den drei Kaisern ein Abendfest; in langen Reihen rollen die Equipagen heran, weit geöffnet lockt das hohe Portal, von der Rampe an, die breite goldene Treppe hinauf, steht die prinzliche Dienerschaft in Galalivrée. Oben der gewiegte, von Ordenssternen und Kreuzen funkelnde Hofmarschall Graf Dönhof mit seinem Gehülfen, dem Ceremonienmeister Kammerherrn Grafen Brühl, daneben die gefeierten Schönheiten, die Damen der Frau Prinzessin, und die eleganten Adjutanten des Prinzen; sie sind gewärtig die Gäste zu empfangen und sie in die festlich geschmückten Räume einzuführen. Die Gesellschaft versammelte sich in dem Balconsaal, in dem Weißen Saal daneben, in dem großen Tanzsaal, wo die Musik aufgestellt war. Kein Militairmusikcorps, selbst der Generalfeldzeugmeister und Chef der Artillerie konnte heute keins haben, denn die lagen alle draußen auf märkischer Haide, zwischen

Sand und Sumpf, und Herr Engel, von Kroll's Local her der Welt bekannt, trat mit seinem Corps ganz martialisch ein für die fehlenden musikalischen Martissöhne. Das Buffet war in dem rothen Renaissancezimmer aufgestellt.

Eine Fluth strahlender Toiletten und funkelnder Uniformen wogte durch die schönen weiten Räume, durch welche immer ein Hauch von der heitern Griechenwelt des großen Meisters Schinkel zu wehen scheint, der sie geschaffen. Wir haben diese Säle und Galerien öfter gesehen, aber mochten sie zu einem der wohlgeordneten Abendfeste mit lebenden Bildern dienen, die der Prinz im Winter zu geben pflegt, oder zu einer Feierlichkeit des Johanniterordens, oder auch nur zu einem Vortrage der historischen Vereine von Berlin und Potsdam, für welche Prinz Karl gern ein gastfreier Wirth ist, immer hatten diese reich geschmückten und mit Kunstwerken gefüllten Räume einen heitern Charakter.

Plötzlich giebt sich eine eigenthümliche Bewegung in der bewegten Festgesellschaft kund; man sieht den Prinzen, eine hohe, stolze Gestalt, noch ungebeugt vom Alter, die Treppe hinuntersteigen: die Kaiser kommen! Die Prinzessin Maria geb. Herzogin zu Sachsen, die Mutter des großen Feldherrn Friedrich Karl, folgt ihrem Gemal bis zur Mitte der Treppe, den Kaisern entgegenkommend. Da sind sie — Rußland, Oesterreich und Preußen Hand in Hand! Es waren da noch alte Herren genug im Weißen Saal, über deren Gesichter ein Schimmer von Stolz und Rührung flog, als die drei Kaiser mit dem Prinzen — in den gelben Salon traten, die Erinnerung an die Tage Friedrich Wilhelm's III. lebt noch in den preußischen Herzen; mag sich die Jugend der neuen deutschen Herrlichkeit freuen, wir wollen sie ihr wahrlich nicht verkümmern, aber sie soll uns Alten die Erinnerung lassen, denn es war auch eine große Zeit, als damals so zusammenstanden: Rußland, Oesterreich und Preußen!

Die Fenster nach dem Garten waren geöffnet, die kühle Abendluft wehte anmuthig, die Klänge der Musik schmeichelten dem Ohr, die Fontainen rauschten, brennend rothe und tief satte grüne Lichter beleuchteten abwechselnd die springenden Wasser und die wallenden Baumgruppen.

Da begann der Rundgang der Herrschaften: Oesterreich die Prinzessin Karl am Arm führend, Rußland mit unserer Kaiserin, König Wilhelm mit seiner Schwester von Mecklenburg-Schwerin.

Für das angenehmste Fest der Festwoche wurde ziemlich einstimmig das Fest beim Prinzen Karl erklärt; und was war es denn eigentlich für ein Fest? Kein Ball, kein Souper, kein Concert, es war eben nur ein angenehmer Abend.

General Graf Truchseß hatte 1736 am Wilhelmsplatz einen ansehnlichen Bau begonnen, war aber darüber gestorben, seine Erben scheuten sich den kostspieligen Bau fortzusetzen; der König, dem bekanntlich viel an der Bebauung der Friedrichstadt gelegen, befahl dem damaligen Herrenmeister des Johanniterordens, Markgrafen Friedrich Karl Albrecht von Brandenburg, den Bau fortzusetzen und ein Ordenspalais herzustellen. Der Orden gab dazu 10,000 Thaler und König Friedrich Wilhelm I. schoß selbst einige tausend Thaler zu. Nach des Markgrafen Karl Tode (er starb zu Breslau am 22. Juni 1762) wurde Prinz August Ferdinand von Preußen Herrenmeister. Unter seiner langen Regierung wurde 1810 die Balley Brandenburg aufgelöst und die Ordensgüter für den Staat eingezogen. Wie aber der Prinz Groß-

meister des neuen preußischen Johanniterordens wurde, so blieb er auch in Besitz des Ordenspalastes. König Friedrich Wilhelm III. ließ denselben 1828 für den Prinzen Karl umbauen und in seiner jetzigen Gestalt durch Schinkel herstellen.

Das Innere des Palais bietet durch eine sehr umsichtige Raumvertheilung weit mehr Platz, als man denken sollte und ist in höchst behaglicher Weise arrangirt. Im Rez=de=Chaussée tritt man von der Rampe am Wilhelmsplatz in einen Flur mit der Portierloge und der Treppe, welcher durch die antiken Säulen und die Löwen von Rauch einen Charakter von vornehmer Feierlichkeit bekommt. Geradezu aus dem Flur geht man in den pompejanisch gemalten und mit römischen Büsten ausgestatteten Gartensaal, der einen anmuthigen Blick auf den Garten mit seiner Fontaine und seinen schönen, alten Bäumen bietet. Die Rampe ist wieder mit antiken Statuen besetzt. Rechts vom Gartensaal tritt man in ein Empfangzimmer, gewöhnlich das Johanniterzimmer genannt, weil hier zuweilen der Prinz als Herrenmeister der Balley Brandenburg ein Johannitercapitel hält; auch prangt das Ordenskreuz über dem Kamin. Man bewundert hier die antiken Geschmeide und die Portraits in Lebensgröße aus dem sechzehnten Jahrhundert; wir bewundern fast noch mehr eine Sammlung von Schmähschriften gegen das königliche Haus aus den Jahren 1848 und 1849 in prächtigen Einbänden sorglich geordnet. Aus dem Johanniterzimmer tritt man in die Bibliothek, die reich an Seltenheiten und Raritäten ist, aber nicht nur Bücher, sondern auch Waffen enthält. Neben der Bibliothek nach dem Wilhelmsplatz zu ist das Arbeitszimmer des Prinzen. Wir werden uns hüten, auf eine Beschreibung desselben einzugehen, es ist eben ein Museum für sich, wie es nur ein ganz geläuterter Kunstgeschmack, verbunden mit dem regsten Sammlerfleiß, zusammenbringen kann. Wir erwähnen nur einer Marmorbüste der Königin Louise und der Familienportraits. Das Schlafzimmer daneben ist dagegen ganz schlicht, der Prinz schläft in einem einfachen Feldbett. Bemerkenswerth ist hier eigentlich nur ein Degen- und Säbelgestell, auf dem sich auch die Waffen des Vaters, des Königs Friedrich Wilhelm's III. befinden. Zwischen dem Schlafzimmer des Prinzen und dem Zimmer des Kammerdieners hinter der Bibliothek führt eine Wendeltreppe hinauf in die Wohnung der Frau Prinzessin.

Links vom Gartensaal tritt man in das Boiseriezimmer, so genannt von einer italienischen Boiserie im schönsten Renaissancestil, die aus einem welschen Kloster stammt. Hier hängt auch der wundersame große Kronenleuchter von Messing aus der Prager Synagoge. Vor dem Spiegel sieht man japanische Broncen; die lasirten Kacheln des Ofens zeigen die Portraits der Kurfürsten von Brandenburg. Eine Delffter Porcellainsammlung hat hier auch ihre Stelle gefunden.

Aus dem Boiseriezimmer kommt man durch einen kleinen Vorflur in die zu europäischer Berühmtheit gelangte Waffenhalle des Prinzen, an der Ecke des Wilhelmsplatzes und der Wilhelmsstraße, wo die größten Seltenheiten, wie z. B. die Rüstung Kaiser Karl's V., in dem farbigen Licht der gemalten Fensterscheiben aufgestellt sind. Wir können uns hier nicht auf eine Beschreibung dieser Sammlung, die ihres Gleichen nicht hat, einlassen und müssen auf die treffliche Beschreibung verweisen, welche unser geschätzter Freund George Hiltl im zwölften Heft des Schneider'schen Soldatenfreundes (Jahrgang 1861) von derselben gegeben hat. Die übrigen Räume nach der

Wilhelmsstraße zu werden theils als Fremdenzimmer benutzt, theils dienen dieselben den Hofdamen der Frau Prinzessin zur Wohnung.

Eine Treppe hoch befindet sich links neben dem Treppenhause ein Vorzimmer mit Gemälden aus dem sechzehnten Jahrhundert in ganzer Figur; dann kommt der Silbersaal, nach dem Wilhelmsplatz zu; hier prangt bei Festen auf dem Buffet der reiche Silberschatz des Prinzen, namentlich die prachtvollen in Silber und Gold getriebenen Trinkgeschirre. Daneben nach dem Garten zu, ist ein Saal ganz in Weiß gehalten und deshalb der Weiße Saal genannt, an den sich das Renaissancezimmer schließt. Dieses ist in Purpur und Gold mit einem kolossalen Armleuchter. Aus diesem modern prächtigen Gemach, so wie aus dem Weißen Saal tritt man in den Tanzsaal, an der Ecke des Wilhelmsplatzes und der Wilhelmsstraße. Die Verbindung von weißem Stuck und rother Seide macht sich, namentlich bei heller Beleuchtung, höchst glänzend. Das schöne durchbrochene Orchester, Alles ist bis auf die Meubles von Schinkel's Meisterhand angeordnet. Von dem Tanzsaal führt die ganze Linie der Wilhelmsstraße bis zum Ahnensaal die herrliche Schinkel'sche Galerie mit ihren zauberhaften Durchblicken und Landschaften. Der Ahnensaal am Ende ist in gelber Seide und zeigt die lebensgroßen Portraits der Ahnen des Prinzen vom Großen Kurfürsten an. Hinter der Galerie hin läuft ein Corridor, der zugleich als Silberkammer dient.

Gerade zu vom Treppenhause ist das Empfangzimmer der Frau Prinzessin, sehr elegant in gelber Seide mit großen Landschaftsbildern ausgestattet. Aus demselben kommt man sowol in das Wohnzimmer, nach dem Wilhelmsplatz zu, als in das Schlafzimmer, nach dem Garten zu; das erstere ist in rothem Damast und mit sehr schönen Bildern der prinzlichen Kinder geziert, unter den zahllosen Nippes befinden sich vorzüglich Malachitsachen. Das Schlafzimmer ist ein Meisterwerk des berühmten preußischen Hoftapeziers Hiltl, ganz in blauer Seide und Silber und die Meubles und Leisten von silbergrauem Pappelholz. Das daranstoßende Toilettenzimmer ist zeltartig drappirt. Das Boudoir daneben enthält ein Bad. Das letzte Gemach am Wilhelmsplatz ist in eine Art von Wintergarten verwandelt, wo eine Fontaine sprudelt, die von Goldfischen und sonstigen Wasserthieren belebt ist. Gedenken möchten wir schließlich noch des schönen Treppengeländers; es besteht aus goldenen Stäben mit dem preußischen Adler in der Mitte, und des reizenden Taubenhauses der Frau Prinzessin in dem Durchgang vom Garten nach der Wilhelmsstraße. Bekanntlich ist Ihre Königliche Hoheit die hohe Protectorin der Taubenzucht in Preußen.

Miggles.

Aus den Erzählungen der Argonauten.

Von Bret Harte*).

Autorisirte Uebersetzung von **Sophie Verena.**

Wir waren acht Personen mit dem Kutscher. Während der letzten Meilen, seitdem das Rasseln und Stoßen des schweren Wagens auf holprigen Wegen das letzte poetische Citat des Richters unterbrochen, hatten wir nicht mehr gesprochen. Der große Mann neben dem Richter schlief, er hatte seinen Arm durch den an seiner Seite hängenden Halter geschoben und seinen Kopf darauf gelegt, und bot den Anblick eines ganz hülflosen, zusammengesunkenen Körpers, als habe er sich erhängt und sei zu spät abgeschnitten. Die Französin auf dem Rücksitz schlief auch, doch mit einer halb bewußten Wohlanständigkeit und Anmuth der Stellung, die sich selbst in der Art aussprach, wie sie ihr Taschentuch gegen die Stirn gedrückt, das dabei ihr Gesicht

---

*) Bret Harte, der in Amerika, seinem Vaterlande, mit Recht so hoch gefeierte Dichter und Schriftsteller, ist durch die Tauchnitz Editition, der wir schon so viel des Schönen verdanken, auch bei uns eingeführt worden, und wird bald den Lesern englischer Bücher ein Freund sein. Mir ist es eine Ehre und Freude gewesen, nachdem mir Baron Tauchnitz die Erlaubniß ertheilt, einige der wunderbar schönen Skizzen aus den: Tales of the Argonauts in's Deutsche zu übertragen, um Denen meiner Landsleute, welche der englischen Sprache nicht mächtig sind, die Bekanntschaft mit diesem ganz ungewöhnlichen Talente zu vermitteln, einem Talente, welches so reichhaltig ist, daß man nicht weiß, ob man dem Dichter in der poetischen Fülle seiner Lieder, oder dem Schriftsteller den Vorzug geben soll, der in den schon vorhin erwähnten Skizzen bei aller Einfachheit eine Großartigkeit und eine Tiefe des Empfindens entwickelt, welche dieselben zu Meisterwerken machen, und der dann wieder in den: Condensed novels die Geißel des Sarkasmus mit solcher Feinheit, solchem brillanten Geist und köstlichen Humor schwingt, daß Mancher vielleicht dem Satiriker den Preis zuerkennen wird. Jedenfalls tritt uns in Bret Harte eine ganz ungewöhnliche Schöpferkraft entgegen, die Viele zu Anerkennung und Bewunderung hinreißen wird. S. V.

Anmerkung der Redaction. Es sind die literarischen Erstlinge dieses bis dahin in Europa fast unbekannten Dichters, welche sich mit der Erinnerung an die letzten Tage von Charles Dickens auf eine wehmüthig-bedeutungsvolle Weise verbinden. Abendstern und Morgenstern! Und zwischen Beiden das weite Meer und die lange Nacht! Wir lesen in dem ersten Bande von Forster's „Leben von Charles Dickens" darüber Folgendes: „Nicht viele Monate vor dem Tode meines Freundes hatte er mir zwei Nummern des „Overland Monthly" gesandt, welche zwei Skizzen von einem jungen amerikanischen Schriftsteller, weit weg in Californien, enthielten, in welchen er so feine Charakterzüge gefunden, als er in den letzten Jahren sonst nirgends entdeckt hatte. Die Art glich der seinigen, aber der Stoff war frisch in einem Grade, daß es ihn überrascht hatte; die Malerei meisterhaft in jeder Beziehung und das gemalte Ding, wild und rauh wie es war, eine ganz wunderbare Wirklichkeit. Ich habe ihn selten so aufrichtig bewegt gesehen. Wenige Monate vergingen; Telegraphendrähte verbreiteten es über die Welt, daß er am 9. Juni gestorben sei; und der junge Schriftsteller, von welchem er mir damals geschrieben hatte, jenes Lobes gänzlich unbewußt, brachte den Tribut seiner Dankbarkeit und seines Kummers in die Form eines Gedichtes mit der Ueberschrift: „Dickens im Lager". . . . Dieses überaus schöne und rührende Gedicht hat Ferdinand Freiligrath meisterhaft übersetzt, siehe Paul Lindau's „Gegenwart" Nr. 2, 1872 (S. 25).

„Und auf der Gruft, drauf Englands Hulst und Eiche
Bei Lorbeern ruhn als Preis —
O, nennt zu kühn und thöricht nicht dies weiche
Westliche Tannenreis!"

halb verschleierte. Die Dame aus der Stadt Virginia, welche mit ihrem Manne reiste, hatte in einem bunten und wilden Chaos von Bändern, Pelzen, Shawls und Schleiern schon lange jede Individualität verloren.

Es war kein anderer Laut hörbar, als das Rollen der Räder und das Klappern des Regens auf dem Verdeck des Wagens. Plötzlich hielten wir an und ein Geräusch von Stimmen traf unser Ohr; der Kutscher war in einem sehr elfrigen Zwiegespräch mit Jemandem auf dem Wege und einzelne Worte, wie „Brücke abgerissen" — „zwanzig Fuß hohes Wasser" — „könnt nicht weiter" — machten sich über den Sturm hin vernehmbar. Dann trat Stille ein und die geheimnißvolle Stimme rief noch im Scheiden dem Kutscher den guten Rath zu:

„Versucht es bei Miggles!"

Wir sahen beim Umwenden des Wagens einen schwachen Schimmer von unserm Kutscher Yuba Bill und von einem Reiter, der im Regen verschwand, und befanden uns höchst wahrscheinlich auf dem Wege zu Miggles.

Wo und wer war Miggles? Der Richter, unsere Autorität, konnte sich des Namens nicht erinnern, und er kannte doch die ganze Gegend genau. Der Washoe Reisende meinte, Miggles sei gewiß ein Gasthausbesitzer. Wir wußten nur, daß wir durch Hochwasser auf allen Seiten am Vorwärtskommen verhindert wurden und Miggles unser Fels der Zuflucht war. Nachdem wir zehn Minuten auf einem sich windenden schmalen Seitenweg, kaum breit genug für den Wagen, durch Wasserlachen dahingefahren, hielten wir vor einer geschlossenen Pforte an, die in einer vielleicht acht Fuß hohen Steinmauer angebracht war. Offenbar befanden wir uns bei Miggles, und offenbar hatte Miggles kein Gasthaus.

Der Kutscher stieg ab und rüttelte an der Pforte, die aber nicht zu öffnen war.

„Miggles! O, Miggles!"

Keine Antwort.

„Migg—ells! Ihr, Miggles!" rief er von Neuem mit aufsteigendem Aerger.

„Migglesy!" mischte sich der Conducteur recht überredend hinein. „O, Miggy! Migg!"

Aber keine Antwort kam von dem anscheinend gefühllosen, unverständigen Miggles. Der Richter, welcher endlich das Fenster herabgelassen, steckte seinen Kopf hinaus und that eine Reihenfolge von Fragen, die, wenn sie kategorisch beantwortet wären, das ganze Geheimniß aufgeklärt haben würden, die aber der Kutscher kurz abschnitt mit der Erwiederung: wenn wir nicht Lust hätten, die ganze Nacht im Wagen zu sitzen, thäten wir besser auszusteigen und mit ihm nach Miggles zu rufen.

Demzufolge verließen wir den Wagen und vereinigten uns im Chorgesang nach Miggles, den wir dann wieder einzelnstimmig anriefen. Als wir fertig waren, ließ ein Irländer, ein Mitreisender vom Verdeck der Kutsche, seine Stimme nach: „Maygells!" erschallen, worauf ein allgemeines Gelächter folgte. Während wir noch lachten, rief der Kutscher: „Still!"

Wir lauschten. Zu unserm größten Staunen wurde der Chorus von Miggles selbst mit dem letzten und ergänzenden: „Maygells!" auf der andern Seite der Mauer wiederholt.

„Außerordentliches Echo!" bemerkte der Richter.

„Außerordentlich verd— Dickfell da innen!" schrie der Kutscher verächt-

lich. „Kommt doch heraus, Miggles, und laßt Euch sehen! Miggles, seid ein Mann! Verbergt Euch nicht im Dunkel; ich thät' es nicht an Eurer Stelle, Miggles!" fuhr Yuba Bill fort, jetzt in einem Anfall von Wuth umherstürmend oder die Pforte mit seinen Fäusten bearbeitend.

„Miggles!" wiederholte die Stimme. „O, Miggles!"

„Mein guter Mann! Herr Myghail!" sagte der Richter, die Schärfe des Namens so sehr als möglich sänftigend. „Bedenken Sie, wie unfreundlich es ist, in einem solchen Wetter Reisenden, unter denen sich Damen befinden, die Gastfreundschaft zu verweigern. Wirklich, mein lieber Herr" —

Aber eine neue Sturmpetition nach „Miggles!" in einem schallenden Gelächter endend, unterbrach des Richters wohlgesetzte Rede und übertönte seine Stimme.

Yuba Bill's Geduld war zu Ende. Mit einem großen Stein, den er vom Wege nahm, sprengte er das Schloß der Pforte und trat in Begleitung des Conducteurs in die Umfriedigung ein. Wir folgten. Niemand war zu sehen. Alles, was wir in der Dunkelheit unterscheiden konnten, war, daß wir uns in einem Garten befanden — die süßduftenden Rosensträuche warfen uns bei jedem Schritt von ihren Blättern einen feinen Sprühregen zu — und vor einem langen, hölzernen Gebäude standen.

„Kennt Ihr diesen Miggles?" fragte der Richter Yuba Bill.

„Nein, es verlangt mich auch gar nicht danach", entgegnete Bill kurz, denn er fühlte die Pionier-Postwagen-Gesellschaft in seiner Person durch diesen halsstarrigen Miggles beleidigt.

„Aber, mein lieber Freund" — warf der Richter ein, an die verschlossene Pforte denkend.

„Mein Herr", entgegnete Bill mit feiner Ironie, „wollen Sie nicht lieber wieder in den Wagen steigen und darin sitzen bleiben, bis Sie diesem Miggles vorgestellt sind? Ich gehe hinein", und er stieß die Thür des Gebäudes auf.

Ein langer Raum, nur durch die verglimmenden Kohlen eines auf einem großen Herde verlöschenden Feuers erleuchtet, die Wände in wundersamer Weise tapeziert, wie ein hin und wieder aufflammender Lichtschein zeigte, und Jemand in einem großen Armstuhle beim Kamine sitzend — das war der Anblick, der sich uns bot, als wir hinter dem Kutscher und dem Conducteur in das Zimmer traten.

„Holla! seid Ihr Miggles?" fragte Yuba Bill den einsamen Bewohner.

Die Gestalt sprach weder noch bewegte sie sich. Yuba Bill schritt ärgerlich auf sie zu und ließ das volle Licht seiner Wagenlaterne auf sie fallen. Wir sahen ein Männerantlitz, vorzeitig gealtert und voller Runzeln, mit sehr großen Augen, in denen ein Ausdruck unendlicher Feierlichkeit lag, wie ich ihn zuweilen in den Augen der Eulen bemerkt. Die großen Augen wandten sich von Bill's Gesicht auf die Laterne und blieben auf diesem leuchtenden Gegenstand ohne ein weiteres Erkennungszeichen haften.

Bill hielt nur mit großer Anstrengung einen Zornesausbruch zurück.

„Miggles! Seid Ihr taub? Stumm seid Ihr hoffentlich nicht", und Yuba Bill schüttelte die unbewegliche Gestalt bei der Schulter. Zu unserm Schrecken fiel, als Bill seine Hand fortzog, der ehrwürdige Fremde zusammen, sank auf die Hälfte herab, zu einem nicht zu unterscheidenden Bündel von Kleidern.

„Na, das geht doch zu weit!" sagte Bill, hülfesuchend nach uns blickend, indem er den Kampf als hoffnungslos aufgab.

Der Richter trat hinzu und wir brachten die geheimnißvolle, wirbellose Gestalt wieder in die vorige Lage zurück. Bill wurde mit seiner Laterne hinausgeschickt auf Recognoscirung, denn es war doch klar, daß bei der gänzlichen Hülflosigkeit dieses Mannes Menschen zu seinem Beistand in der Nähe sein mußten. Wir Anderen gruppirten uns um das Feuer. Der Richter, welcher seine Autorität wiedergewonnen und seine unterhaltende Liebenswürdigkeit gar nicht verloren hatte, redete uns — sich mit dem Rücken gegen den Herd stellend — als eine imaginäre Jury folgendermaßen an:

„Es ist ersichtlich, daß unser außergewöhnlicher Freund hier entweder den Zustand erreicht hat, welchen Shakespeare als „das dürre gelbe Blatt" bezeichnet, oder an irgend einer frühzeitigen Abnahme seiner geistigen und körperlichen Kräfte leidet. Ob er wirklich der Miggles —"

Hier wurde der Redner unterbrochen durch „Miggles! O Miggles! Migglesy! Mig!" in der That durch die ganze Reihenfolge in demselben Tone, wie wir sie schon vernommen.

Einen Moment blickte Einer den Andern erschrocken an, besonders der Richter änderte seine Stellung schnell; da die Stimme direct über seiner Schulter erklang. Die Urheberin derselben wurde bald in einer großen Elster entdeckt, die auf einem Bret über dem Kamin zusammengekauert saß und augenblicklich in ein grabähnliches Schweigen zurückfiel, welches gegen ihre frühere Redegeläufigkeit seltsam abstach. Es war ohne Zweifel diese Stimme gewesen, welche wir draußen auf der Straße gehört, und unser Freund im Armstuhl hatte sich nicht der Unhöflichkeit schuldig gemacht. Yuba Bill, der nach einem erfolglosen Suchen und Spähen draußen in das Zimmer zurückkehrte, war noch nicht so recht geneigt, diese Erklärung als vollgiltig anzunehmen, und betrachtete den hülflosen Mann noch immer mit einem gewissen Argwohn. Bill hatte einen Schuppen gefunden, in dem er seine Pferde untergebracht, er selbst kam regentriefend und übler Laune zurück und brummte: „Meilen in der Runde ist kein Mensch zu erspähen und dieser saubere Patron dort weiß es."

Aber die Mehrzahl theilte nicht diesen Glauben. Bill hatte kaum mit seinem Grollen aufgehört, als ein schneller, leichter Schritt in der Halle vernehmbar erschallte, die Thür aufgerissen ward und eine junge Frau mit einem gänzlichen Mangel an Ceremoniell oder Mißtrauen eintrat, die Thür schloß und sich athemlos dagegen lehnend, endlich sagte:

„Ich, wenn's gefällig ist, bin Miggles!"

Wie die dunklen Augen leuchteten, die weißen Zähne zwischen den rothen Lippen blitzten! Dies also war Miggles! diese klaräugige, hübsche, junge Frau, deren nasses Kleid von grobem, blauem Stoff die Schönheit der weiblichen Formen, welche es umhüllte, nicht verbergen konnte; von dem zu einer Krone aufgesteckten, kastanienbraunem Haar, das ein Matrosenhut von Wachstuch bedeckte, bis zu den kleinen, in Knabenhalbstiefeln steckenden Füßen war Alles Anmuth und Grazie an ihr — dies war Miggles, uns in der freimüthigsten, sorglosesten, zutraulichsten Weise anlächelnd.

„Bedenkt, Ihr Leute", sagte sie ganz athemlos, wobei sie eine ihrer kleinen Hände gegen ihre Seite drückte, ohne weiter unsere sprachlose Verwirrung zu beachten, noch die vollständige Niederlage Yuba Bill's, dessen Gesicht trotzdem einen Ausdruck grenzenloser, einfältiger Fröhlichkeit trug — „bedenkt, Ihr Leute, ich war fast zwei Meilen von hier entfernt, als Ihr unten auf der Straße dahin fuhret, und ich dachte mir, Ihr könntet vielleicht

hier anhalten, so rannte ich den ganzen Weg zurück, da doch Niemand als Jim hier war — und — und — das hat mich außer Athem gebracht."

Jetzt nahm Miggles ihren triefenden Hut ab und mit einer muthwilligen Schwenkung spritzte sie einen Schauer von Regentropfen über uns hin, dann versuchte sie eine gelöste Flechte ihres reichen Haares aufzustecken, ließ bei dem Bemühen zwei Haarnadeln fallen, lachte und setzte sich neben Yuba Bill, ihre gefalteten Hände in den Schooß legend.

Der Richter fand zuerst seine Fassung wieder und versuchte ihr ein sehr überschwängliches Compliment zu machen.

„Ich bitte, mir jene Haarnadel dort aufzuheben", sagte Miggles ernst. Ein halbes Dutzend Hände streckten sich dienstfertig aus, die fehlende Nadel wurde der schönen Eigenthümerin zugestellt und die Flechte aufgesteckt. Dann durchschritt Miggles das Zimmer, blieb bei dem Kranken stehen und blickte prüfend in sein Gesicht. Die feierlichen Augen schauten sie mit einem Ausdruck an, den wir vorher nicht darin wahrgenommen. Leben und Geist schienen sich zu bemühen, in das verwüstete Antlitz zurückzukehren. Miggles lachte wieder — es war ein eigenthümlich beredtes Lachen — und wandte ihre schwarzen Augen und weißen Zähne uns wieder zu.

„Dieser arme Leidende ist?" fragte der Richter zögernd. „Jim", erwiederte Miggles. „Ihr Vater?" „Nein." „Bruder?" „Nein." „Gatte?"

Miggles warf einen schnellen, halb trotzigen Blick auf die beiden Damen unserer Gesellschaft, die, wie ich bemerkte, die allgemeine Bewunderung der Männer für die reizende junge Frau nicht theilten, und sagte ernst:

„Nein, es ist Jim."

Eine beklemmende Pause folgte. Die Damen rückten näher zusammen; der Gatte der einen starrte unverwandt in das Kaminfeuer; der große Mann schien seinen Blick nach innen zu richten, als werde er dort die Kraft finden, ihn einem so sonderbaren Ereigniß gegenüber aufrecht zu erhalten. Aber Miggles' Lachen, das etwas sehr Ansteckendes hatte, unterbrach das peinliche Schweigen.

„Kommt", sagte sie kurz. „Ihr müßt hungrig sein. Wer will mir helfen Thee zu bereiten?"

Es fehlte ihr nicht an Freiwilligen. Nach einigen Minuten trug Yuba Bill, gleich Caliban, Holz für diese Miranda herbei. Der Conducteur mahlte draußen auf der Veranda Kaffee. Mir selbst war das wichtige Amt zugefallen, Schinken zu schneiden, und der Richter ging von Einem zum Andern, ihm in seiner launigen, redseligen Weise guten Rath ertheilend. Nachdem Miggles mit Hülfe des Richters und unseres Irländers „vom Verdeck" die Tafel hergerichtet, waren wir Alle in eine sehr heitere Stimmung gekommen, trotz des gegen die Fenster schlagenden Regens, des im Kamin tobenden Sturmes und des bedeutungsvollen Geflüsters der beiden Damen, in deren Unterhaltung die Elster ab und zu eine ergänzende sarkastische Bemerkung von ihrem hohen Standpunkt hineinwarf. Bei dem jetzt hell auflodernden Feuer sahen wir, daß die Wände des Zimmers mit Blättern aus Zeitungen und illustrirten Journalen tapezirt waren, aber mit weiblichem Geschmack und Geschick arrangirt. Die Möbels waren extemporirt, aus Kasten und Gepäckkisten hergestellt und mit hellem bunten Kattun oder irgend einem Thierfell bedeckt. Der Armstuhl des gelähmten Jim war ein Kunstwerk aus einer großen Mehltruhe hergerichtet. Es herrschte überall Sauberkeit, ja sogar ein pittoresker Geschmack in der Ausstattung des langen Gemaches.

Die Mahlzeit war nicht nur ein culinarischer Erfolg, mehr als das,

ein socialer Triumph ausschließlich, wie es mir schien, Dank dem außerordentlichen Tact von Miggles, welche die Unterhaltung führte, indem sie allein alle Fragen that, und doch einen so vollkommenen Freimuth zeigte, der den Gedanken, als wolle sie ihrerseits etwas verbergen, gar nicht auftauchen ließ; so daß wir von uns selbst, unseren Vorhaben, Aussichten, von der Reise und dem Wetter sprachen, von Allem und Jedem — außer von unserem Wirth und unserer Wirthin. Es muß eingeräumt werden, daß Miggles' Redeweise weder elegant, noch immer grammatikalisch war, und daß sie sich zuweilen Ausdrücke bediente, welche man gewöhnlich den Männern überläßt. Aber wenn sie dieselben gebrauchte, leuchteten die schönen Augen dabei so hell, die kleinen Zähne blitzten zwischen den rothen Lippen hervor und jenes ihr eigenthümliche Lachen folgte, das so frisch, freimüthig und ehrlich war, daß es die moralische Atmosphäre zu klären schien.

Während unserer Mahlzeit hörten wir plötzlich ein Geräusch, wie das Reiben eines schweren Körpers gegen die Wände des Hauses; ihm folgte sehr bald ein Kratzen und Schnaufen an der Thür. „Das ist Joaquin", sagte Miggles als Antwort auf unsere fragenden Blicke, „möchtet Ihr ihn sehen?" Ehe wir antworten konnten, hatte sie die Thür geöffnet und einen halb ausgewachsenen Bären eingelassen, der sich sogleich auf seine Hinterbeine setzte und die Vordertatzen in der populären Weise hängen ließ, welche als die bittende Stellung bezeichnet wird, wobei er Miggles voll Bewunderung anblickte, in seinem ganzen Wesen eine eigenthümliche Aehnlichkeit mit Yuba Bill zeigend. „Das ist mein wachsamer Hofhund", erklärte Miggles. „O, er beißt nicht", fügte sie hinzu, als die beiden Damen sich in eine entfernte Ecke flüchteten. „Nicht wahr, Du beißt nicht, mein alter Toddy, das thust Du nicht, wenn Deine Herrin dabei ist." Der kluge, weiße Bär schaute sie verständnißvoll an. „Aber das muß ich sagen, Ihr Leute", fuhr Miggles fort, nachdem sie Ursa minor gefüttert und fortgeschickt, „Ihr habt Glück gehabt, daß Joaquin nicht in der Nähe war, als Ihr heute Abend hier einfielet." „Wo war er denn?" fragte der Richter. „Bei mir. Mein Himmel, er begleitet mich stets im Dunkel auf meinen Wegen."

Wir schwiegen und lauschten auf das Aechzen des Windes. Vielleicht schwebte uns Allen dasselbe Bild vor — Miggles durch die Wälder wandelnd mit ihrem wilden Beschützer an ihrer Seite. Der Richter sagte etwas von Una und ihrem Löwen, aber Miggles nahm es wie jede ihr gespendete Artigkeit mit ruhigem Ernst hin. Ob sie der allgemeinen Bewunderung, die sie erregte, ganz unbewußt war — kaum konnte ihr Yuba Bill's Anbetung entgehen — das weiß ich nicht; aber ihr unendlicher Freimuth, ihre große Unbefangenheit schien eine vollkommene Gleichheit der Geschlechter anzunehmen, die für die jüngeren Glieder unserer Gesellschaft demüthigend war.

Der Zwischenfall mit dem Bären hatte die Damen in ihrer Meinung über Miggles nicht günstiger gestimmt. Als die Mahlzeit vorüber war, ging von den beiden weiblichen Reisenden eine Kälte aus, welche durch keine Tannenzapfen und Holzstöße, die Yuba Bill als Opfergabe auf dem Herde anhäufte, ganz verscheucht werden konnte. Miggles fühlte den eisigen Hauch sich über die erst so fröhliche Stimmung lagern, und indem sie plötzlich erklärte, es sei Zeit für uns Alle, die Ruhe zu suchen, bot sie den beiden Damen an, sie nach ihrer Lagerstatt in den anstoßenden Raum zu führen.

„Ihr, meine guten Burschen, müßt schon hier so gut es geht beim Feuer campiren, denn wir haben nur das eine Zimmer."

Unser Geschlecht — unter welchem ich natürlich, lieber Herr, die stärkere Hälfte der Menschheit verstehe — wird gewöhnlich nicht der Neugier oder des Hanges zum Schwatzen beschuldigt; dennoch sehe ich mich genöthigt zu bekennen, daß sich kaum die Thür hinter Miggles geschlossen, als wir zusammenrückten und flüsternd, kichernd, lächelnd unsere Ansichten, Bemerkungen, Voraussetzungen, Ueberzeugungen und Gedanken über unsere reizende Wirthin und ihren seltsamen Gefährten austauschten. Ich fürchte, daß wir selbst den stumpfsinnigen Gelähmten nicht verschonten, der gleich einem stimmlosen Memnon in unserer Mitte saß, mit der heitern Gleichgiltigkeit der Vergangenheit in seinen leidenschaftslosen Augen auf unsere gesprächige Berathung blickend. Inmitten einer aufregenden Erörterung öffnete sich die Thür wieder und Miggles erschien.

Aber allem Anschein nach nicht dieselbe Miggles, welche vor einigen Stunden uns wie ein heller freundlicher Strahl entgegengeleuchtet. Ihre Augen waren gesenkt und als sie einen Moment, mit einer Decke über dem Arm, zögernd auf der Schwelle stand, schien sie all' die freimüthige Unerschrockenheit, welche uns vorhin so entzückt, zurückgelassen zu haben. Sie trat langsam in's Zimmer, zog einen niedrigen Schemel zum Armstuhle des Kranken, warf die Decke um ihre Schulter und sagte: „Es kann Euch ja gleichgiltig sein, Kinder, da das Haus etwas voll ist, werde ich diese Nacht hier bleiben." Sie nahm des Leidenden welke Hand in ihre Rechte und starrte in das Kaminfeuer. Ein instinctives Gefühl, daß dies nur die Eröffnung zu weiteren vertraulichen Mittheilungen sein werde und wir uns vielleicht später unserer frühern Neugier zu schämen haben würden, ließ uns in Schweigen beharren. Der Regen schlug noch auf das Dach nieder, einzelne daherziehende Windstöße machten die Flamme auf dem Herde ab und zu in hellerm Leuchten aufflackern. Bei einer im Aufruhr der Elemente eingetretenen Stille erhob Miggles das Haupt, warf ihr Haar zurück und, uns ihr Gesicht zuwendend, fragte sie plötzlich: „Ist Einer unter Euch, der mich kennt?" Es erfolgte keine Antwort. „Besinnt Euch. Ich lebte im Jahre 53 in Marysville. Jeder kannte mich dort und Jeder hatte ein Recht dazu. Ich war die Besitzerin des Polkasaales, bis ich ihn aufgab, um mit Jim zu leben. Das ist sechs Jahre her; vielleicht habe ich mich seitdem etwas verändert."

Daß Niemand von uns sie kannte, schien Miggles etwas zu verwirren. Sie wandte wieder ihr Gesicht dem Feuer zu und es vergingen einige Secunden, ehe sie von Neuem und jetzt viel schneller sprach.

„Nun, ich dachte es müßte irgend Einer von Euch mich gekannt haben. Aber es thut nichts. Was ich sagen wollte, war dies: Jim hier" — sie nahm während sie sprach, seine Hand in ihre beiden Hände — „kannte mich und gab eine Menge Geld für mich aus; ich glaube, Alles, was er besaß. Und eines Tages — es werden sechs Jahre in diesem Winter — trat Jim in mein Hinterzimmer, setzte sich auf's Sopha und wurde, wie er da sitzt, so daß er sich nicht wieder ohne Hülfe bewegen konnte. Er war vom Schlage getroffen und schien gar nicht zu wissen, was ihm geschehen, noch was ihm fehle. Die Aerzte kamen und erklärten, es sei eine Folge seines Lebenswandels — denn Jim war stets mächtig wild und lustig und unvorsichtig gewesen — und er könne nie wieder besser werden, er würde es auch nicht mehr lange machen. Sie riethen mir, ihn nach Frisco in's Hospital zu schicken, er vermöchte fortan Niemand mehr zu nützen, sei ein hülfloses Baby für sein noch übriges Leben. Vielleicht lag etwas in Jim's Augen, vielleicht

kam es, weil ich nie ein Baby gehabt, ich sagte „Nein". Ich war damals reich, denn ich war sehr populär; Gentlemen wie Sie, Herr, kamen in mein Haus; und ich verkaufte mein Geschäft, kaufte dafür diesen ganz abgelegenen Platz und brachte mein Baby her."

Mit dem einer echten Frau innewohnenden Tact und der ihr eigenen Poesie hatte Miggles, während sie sprach, langsam ihre Stellung verändert, und während sie selbst sich in den Schatten zurückzog, die regungslose Gestalt des Leidenden zwischen sich und ihre Zuhörer gebracht, als ob sie dieselbe als eine schweigende Entschuldigung für ihre Handlungsweise hinstelle. Stumm und ausdruckslos, wie Jim war, er sprach trotzdem für sie, hülflos und vom göttlichen Blitzstrahl getroffen, legte der Unglückliche doch noch, wenn auch unsichtbar, seinen schützenden Arm um sie.

Im Dunkel verborgen, aber seine Hand noch immer haltend, fuhr sie fort: „Es dauerte lange, ehe ich in der Umgebung und den Verhältnissen hier heimisch zu werden vermochte, denn ich war an Gesellschaft und Zerstreuung gewöhnt. Eine Frau zu meiner Unterstützung konnte ich nicht bekommen und einem Manne traute ich nicht; aber da die Indianer hier herum mir ab und zu die grobe Arbeit thun und gern eine hülfreiche Hand leihen, und mir außerdem alle Lebensbedürfnisse von North Fork geschickt werden, haben Jim und ich uns doch so leidlich durchgeholfen bis jetzt. Der Doctor aus Sacramento kommt ab und zu mit vor, um nach „Miggles' Baby" zu sehen, wie er Jim nennt, und als er fortging, sagte er einmal: „Miggles, Ihr seid ein Prachtkerl — Gott segne Euch!" Von da an schien es mir hier nicht mehr so einsam zu sein. Aber das letzte Mal, als er hier war, sagte er in der Thür: „Wißt Ihr, Miggles, Euer Baby wird bald wieder ein Mann werden und seiner Mutter Ehre machen; doch nicht hier, Miggles, nicht hier!" Und mir schien als gehe er betrübt von dannen — und — und —" Miggles Stimme erstarb, ihr Haupt verlor sich ganz im Dunkel.

„Die Menschen sind hier recht gütig", fuhr Miggles nach einer Pause fort und kam etwas mehr zum Licht zurück. „Die Männer aus North Fork machten sich Anfangs stets hier herum etwas zu schaffen, bis sie einsahen, sie wurden nicht gebraucht, und die Frauen sind gütig — sie kommen nicht. Ich war recht allein, bis ich eines Tages Joaquin im Walde fand, als er nicht größer war als so, und ihn mitnahm und lehrte um sein Mittagessen zu bitten; und dann habe ich Polly — die Elster — die hat so viel lose Streiche im Kopf und macht es Abends mit ihrem Plaudern ganz gemüthlich hier, oft ist's, als hätte ich Gesellschaft bei mir und so fühle ich mich nicht mehr so vereinsamt und als sei ich das einzige lebende Wesen auf dem Gehöft. Und Jim hier" — sagte Miggles mit ihrem alten herzigen Lachen, indem sie wieder zum Lichte kam — „Jim, ich versichere Euch, Ihr Burschen, Ihr würdet Euch wundern zu sehen, was er Alles weiß und versteht für einen Menschen in seiner Lage. Zuweilen bringe ich ihm Blumen und er blickt sie so natürlich an, als kennte er sie gut und freue sich; und wenn wir Abends allein beim Kaminfeuer sitzen, lese ich ihm die Geschichten da von den Wänden vor. Mein Himmel!" rief Miggles lachend, „diesen Winter habe ich ihm diese ganze Seite des Hauses vorgetragen. Es giebt gar keinen Mann so für's Lesen, wie Jim." — „Weshalb", fragte der Richter, „heirathen sie nicht den Mann, dem Sie Ihr jugendliches Leben weihen?"

„Nein, es schien mir nicht recht, wollte ich aus Jim's Hülflosigkeit Nutzen ziehen", entgegnete Miggles. „Und dann, wenn wir Mann und

Frau wären, wüßten wir Beide, daß ich gebunden wäre zu thun, was ich jetzt freiwillig thue."

„Aber Sie sind jung und anziehend —"

„Es ist spät", sagte Miggles ernst, „und Ihr thut Alle wohl daran, zu schlafen. Gute Nacht, Kinder!" Sie schlug ihre Decke um sich und legte sich neben Jim's Armstuhl nieder, ihr Haupt auf den niedrigen Schemel lehnend, auf dem seine Füße ruhten. Das Feuer erstarb langsam auf dem Herde, wir Alle wickelten uns schweigend in unsere Decken und bald hörte man keinen andern Laut in dem Zimmer, als das Klappern des Regens auf dem Dache und die schweren Athemzüge der Schläfer.

Es war fast Morgen, als ich aus einem wirren Traum erwachte. Der Sturm hatte sich gelegt, die Sterne leuchteten vom Himmel und über die hohen feierlichen Fichten draußen blickte der Vollmond durch die unverhüllten Fenster in's Zimmer. Er berührte die arme eingesunkene Gestalt im Armstuhl mit sanftem, mitleidsvollem Strahle und wob einen Glorienschein um das gesenkte Haupt der Frau, deren Haar, wie in der alten lieblichen Geschichte die Füße des Mannes, den sie liebte, umfloß. Ja, selbst Yuba Bill's rauhe Erscheinung wurde durch den Mondschein mit einem Hauch der Poesie bekleidet, Yuba Bill, der, sich auf seinen Ellenbogen stützend, zwischen unseren Wirthen und seinen Passagieren lag und mit seltsam geduldigem Ausdruck in seinen wilden Augen Wache hielt. Dann schlief ich wieder ein und erwachte erst bei hellem Tageslicht, als Yuba Bill mir zurief, „daß Alle auf wären!"

Der Kaffee wartete unser auf dem Tisch, aber Miggles war verschwunden. Wir durchsuchten das Haus nach ihr und zögerten immer noch mit der Abfahrt, als die Pferde längst angespannt waren, doch sie kehrte nicht zurück. Es schien uns klar, daß sie ein formelles Abschiednehmen vermeiden wollte, daß wir gehen sollten, wie wir gekommen waren. Nachdem wir den Damen in den Wagen geholfen, traten wir noch einmal in das Haus und nahmen feierlich Abschied von Jim, ihn nach jedem Handschütteln wieder eben so feierlich aufrichtend. Dann blickten wir uns noch einmal in dem langen, niedrigen Zimmer um, unsere Augen weilten auf dem Stuhl, auf welchem Miggles gesessen — und dann nahmen wir langsam unsere Plätze in dem auf uns harrenden Wagen ein. Die Peitsche knallte, fort ging es.

Als wir aber die große Straße erreichten, zügelte Bill's geschickte Hand die sechs Pferde mit einem schnellen Griff, daß der Wagen im Moment still hielt, denn auf einer kleinen Anhöhe am Wege stand Miggles, ihr Haar flog im Winde, ihre Augen leuchteten, ihre weißen Zähne blitzten, ihr weißes Tuch wehte uns ein letztes „Lebewohl" zu. Wir schwenkten unsere Hüte als Erwiederung. Und dann, als ob Yuba Bill fürchtete, dem Zauber dieses reizenden Weibes noch mehr zu verfallen, hieb er wie wahnsinnig auf seine Pferde los, daß wir alle auf unsere Plätze zurückfielen und der schwere Wagen nur so dahin flog. Wir sprachen nicht eine Silbe bis wir North Fork erreichten und vor dem Wirthshause hielten. Dann traten wir Alle, geführt von dem Richter, in die Gaststube und setzten uns ernst um den Schänktisch. „Sind Ihre Gläser gefüllt, meine Herren?" fragte der Richter, indem er feierlich seinen Hut abnahm. Sie waren es. „So, dies Glas zu Ehren von M i g g l e s! G o t t s e g n e s i e!"

Vielleicht hat Er sie gesegnet. Wer weiß es?

Der Carneval am Rhein.

Von Ferdinand Heyl.

II.

Der Carneval schuf seine eigene Literatur. Ganz abgesehen von den Fastnachtsspielen, bildeten sich nach des Erasmus von Rotterdam (geb. 1467) Encomium moriae, diesem trefflichen „Lob der Narrheit", so wie nach den Mustern Seb. Brandts (geb. zu Straßburg 1458), in dessen „Narrenschiff", die ersten öffentlichen Narrenredner aus, die, wie diese, satirische Ausfälle nach allen Richtungen wagten und da der Inhalt ihrer Reden den localen und allgemein bekannten Verhältnissen entlehnt war, so machte sich auch bald der Wunsch nach größerer Verbreitung dieser Reden geltend — es entstanden periodische Zeitschriften, welche dem größern Publicum am Rheine, somit auch den Nichtnarren, diese Vorträge durch zum Theil wörtlichen Abdruck mittheilten.

Schon früher, im Jahre 1808, erschien in Köln das erste Actenstück dieser Art unter dem Titel: Curiosa Descriptio. — Localdichter schrieben Fastnachtsspiele, die, öffentlich mit Preisen gekrönt und von Dilettanten zur Aufführung gebracht, großes Aufsehen erregten.

Im Jahre 1826 erschienen in Köln, ein Jahr später (1827) in Coblenz die ersten officiellen Carnevals-Zeitungen, die sich in beiden Städten bis Ende der dreißiger Jahre hielten, deren Fortsetzungen dann aber durch Verfügungen der Regierung gehindert und wenn auch nicht geradezu unterdrückt, so doch erschwert wurden. Zum Theil im Dialect gehalten waren die Beiträge von Ch. S. Schier, M. J. de Noel, Dr. B. Rewe, Th. A. Trarel, Dr. Weiden, Prof. Klein, Chr. Hey, A. Saarburg, später Dr. Schlegel, Maler Hartung und Bremig in Köln und Coblenz ꝛc. — humoristische Arbeiten, die sich theilweise bis heute noch in rheinischen Volksliedern, in volksthümlichen Redensarten und Sprichwörtern erhalten haben.

Ludwig Kalisch der treffliche, geistreiche Satiriker (gegenwärtig in Paris), der Autor der „Schlagschatten" und des „Buches der Narrheit" rief die Mainzer Carnevalszeitung „Narrhalla" in's Leben und während in Köln und Coblenz die verwandten Blätter wieder eingingen, hielt sich das letztere Blatt bis vor Kurzem in Mainz und gehörte in der kurzen Zeit seines Erscheinens — von Neujahr bis Fastnacht — zu den gelesensten Blättern am Rheinstrome. Neuerdings entstanden aus demselben Anlasse in Köln die „Kölnischen Funken", und zur Zeit erscheinen die Protocolle der großen Carnevalsgesellschaft, in Köln gedruckt, in Form von regelmäßigen Wochenblättern.

Außer L. Kalisch arbeiteten Langenschwarz, Prof. Schumacher, der gemüthliche Dichter Lennig (in rheinpfälzischer Mundart) Horneyer, Dr. Wiest, Eduard Reis und Andere an den Mainzer Scherzblättern und zur Zeit der Redaction L. Kalisch's — in welcher freilich die heutigen Witzblätter: Kladderadatsch, Berliner Wespen, Fliegende Blätter, Punch ꝛc. noch nicht existirten — zählte das Blatt Tausende und aber Tausende von Abonnenten.

Als die Jahre 1848 und 49 mit ihren ernsten Bestrebungen die närrischen und heiteren Elemente ebensowol zum Ernste stimmten, constituirte sich sofort z. B. in Coblenz der große Rath der Carnevalsgesellschaft, die

äußere Maske aus tausend Gründen beibehaltend, zu einem Unterstützungscomité für die deutschen Flüchtlinge. Wöchentlich wurden Aufführungen veranstaltet — Gelegenheitsspiele, welche die politischen Zustände beleuchteten und den patriotischen Sinn, die freie Richtung der Rheinländer so eclatant documentirten, daß der Verein polizeilich aufgehoben wurde.

Wie treffliche Schauspieler wechselte man die Maske und unter der Firma: „Verein für gesetzlichen Spaß und Volkswitz" — im Gegensatz zu dem bestehenden Treubund-Verein „für gesetzliche Freiheit und Volkswohl" erschien ein anderes Comité, erlangte die Erlaubniß zur Abhaltung von Sitzungen — und — setzte seine Bestrebungen fort. Kein Lindenclub, keine Volksversammlung in Berlin unter den Zelten des Thiergartens erregte einen Jubel wie hier die Vorführung patriotischer Stücke, deren eines z. B. den rheinischen Helden Kinkel verherrlichte. Kinkel im Kerker spulend, als Held der Freiheit und des Volkes — auf der Carnevalsbühne!! Wol dürfte mancher mit den Verhältnissen unbekannte Leser ein bedenkliches Staunen hier nicht unterdrücken können. Der Zuhörerkreis aber verstand die Absicht — man wußte, daß nur unter der anscheinend scherzhaften Gewandung dem Volke gepredigt werden durfte!

Die Reden Kinkel's in diesem Stücke, die Aufforderungen in den Monologen an sein rheinisches Volk: treu seiner bessern Erkenntniß vorwärts zu streben auf dem Wege sittlicher und geistiger Entwickelung und Freiheit — wurden Stichworte des Tages im Volke und keine Grenzen kannte der Ausbruch der jubelnden Freude, als das Stück mit Kinkel's endlicher Befreiung schloß.

Freilich wol waren diese Stücke mit dem Mantel des Humors so wohl verkleidet und verhüllt, daß nur eine abermalige Auflösung der Gesellschaft die Folge war und eine Verweisung vor die Assisen, die Autor und Darsteller treffen sollte, noch in letzter Minute zurückgenommen wurde; das rheinische Volk aber verstand den „tiefen Sinn im kindischen Spiele" und versteht ihn noch heute. Die Flüchtlingscomités in Zürich und London aber, Franz Raveaux, der Kölner Patriot, damals in Straßburg ꝛc., dankten dem Carnevalscomité für die Uebermittelung von einigen Tausend Thalern — welche die Vorstellungen als Reingewinn ergaben. Dies ist auch eine Seite des rheinischen Carnevals — und wahrlich eine beachtenswerthe.

In Köln und Mainz haben sich nun freilich durch Spaltungen aller Art viele kleine und größere Vereine gebildet und diese verfolgen nach den verschiedenen Lebensstellungen der Mitglieder, in ihren Reden und Sitzungen locale oder andere Zwecke.

In Köln aber, wo die große Carnevalsgesellschaft, in Mainz, wo die große „Mutterloge Narrhalla" an den Sitzungsabenden einschließlich der Fremden und Gäste, die von nah und fern zu diesen Rednerturnieren wallfahrten, an sechzehnhundert Köpfe aus allen Volksschichten vereinigen — ist der Eindruck, den eine solche Versammlung auf einen Fremden hervorbringt, unbeschreiblich.

Eine Zeit lang gebrach es der Narrhalla in Mainz allerdings an einem geeigneten Locale. Das von der Gesellschaft früher benutzte ist Eigenthum des katholischen Casino geworden, welches mit dem Carneval auf schlechtem Fuße lebt. Jetzt aber ist die größte Räumlichkeit der Stadt (die Fruchthalle) mit bedeutenden Kosten dem carnevalistischen Zwecke wieder hergerichtet und faßt die Zahl der Mitglieder kaum.

Zwar existiren auch in Mainz etwa sechzehn kleinere Vereine dieser Art, sie alle aber hängen im Grunde mit dem Hauptverein zusammen und tagen denn auch mit ihm.

In Köln vereinigt der große Saal des Gertrudenhofes die zahlreichen Mitglieder der „Großen Carnevalsgesellschaft" deren Sitzungen vielleicht demnächst im Gürzenich abgehalten werden. Von dem Glanz der Maskenbälle in diesem Locale hat man kaum einen Begriff.

Wer aus der Ferne und nicht aus eigener Anschauung diese carnevalistischen Sitzungen beurtheilt, der dürfte leicht durch die große Firma „Narrheit", die über diesem Tempel des Komus schwebt, verleitet werden, eben nur Narrheiten dort zu sehen

Wer aber Ohrenzeuge war, wie z. B. die Feier der rheinischen Veteranen in Mainz — veranstaltet durch die Reste jener napoleonischen Rheinbundkrieger — von der Jugend des Landes in der Narrensitzung verurtheilt wurde, dürfte leicht eine andere Ansicht gewinnen.

Die Veteranen feierten ein Erinnerungsfest, bei welchem es an Toasten auf ihren Kriegsherrn Napoleon I. eben so wenig, wie an solchen auf den kürzlich verstorbenen Kaiser der Franzosen fehlte. Diese Toaste wurden zum Theil in französischer Sprache ausgebracht. Das rheinische Volk stand früher im Verdachte besonderer Vorliebe für die napoleonische Herrschaft — wozu der noch heute maßgebende Code Napoleon und die „gefährliche Nachbarschaft" nicht wenig beitrugen.

Wer aber auf der andern Seite gehört hätte, wie die Narrhallaredner, diese Gelegenheit benutzend, sofort die Geißel über diese Verirrungen, diese antediluvianischen Ansichten der St. Helenaritter schwangen, wie darauf donnernde Hurrahs der echt deutschen Gesinnung des rheinischen Volkes Ausdruck gaben, auch in einer Zeit, wo die allgemeine Strömung noch nicht so ausgesprochen deutsch war als heute: der dürfte, wie wir, mit wahrhaft gehobener Stimmung solcher Narrheit mithuldigen.

Wenn irgendwo die napoleonische Politik seit jenem 2. December eine schonungslose, sarkastische Kritik über sich ergehen lassen mußte — so war es am Rhein und wenn schon hier nicht Raum ist, jene politischen Philippiken zu registriren, so genüge wenigstens die Notiz, daß gegen die Einverleibungsmachinationen und „natürlichen Grenzenspeculationen" durch Agenten, Helenamedaillen 2c. nichts kräftiger und zweckmäßiger am Rhein eintrat, als der Humor und die mit attischem Salze gewürzten Reden der carnevalistischen Sprecher. Die Helenamedaillen wurden lächerlich gemacht und waren um allen Credit. Wenn auch die Rheinlande mit einer hübschen Anzahl jener napoleonischen Denkmünzen beglückt worden sind — wir haben am hellen Tage daselbst nie eine solche tragen sehen.

Wir glauben schon durch diese Umstände erscheint die Vorliebe des Rheinländers für jene Bestrebungen gerechtfertigt. Dem Kopfe des Janus gleich, zeigt der Carneval eine heitere, aber auch seine sehr ernste Seite.

Wir wollen wahrlich nicht als Panegyrist dieser volksthümlichen Versammlungen auftreten, der Vollständigkeit wegen dürfen wir aber auch den Punkt nicht außer Augen lassen, daß jene Gesellschaften im wahrhaften Sinne des Wortes öffentliche Redner, ja sogar des Volkes politische Vertreter bilden. Der Mann aus dem Volke tritt hier vor das Volk und redet frei und ohne Zwang, im Sinne und Geiste seiner Hörer. Wehe Dem, der seine Aufgabe schlecht gelöst: er wird unnachsichtlich verurtheilt und in drolliger

Weise von der Tribüne entfernt. So schwebten in einem Winter über der Tribüne zu Mainz ein paar fratzenschneidende Affen, die — sobald der Redner sich auf ein Feld verirrte, dem die Masse zu folgen nicht Willens war, oder sobald er langweilig wurde — herabstürzten und ihn vollständig zudeckten. Er war also im wahrsten Sinne dann „unter'm Aff". Ein anderes Jahr stempelten zwei Teufel mit Petschaft und Siegellack den Ueberflüssigen, oder Langweiligen, oder ein Komet, der durch den ganzen Saal daherflog, erschlug ihn, der Boden brach ein und beseitigt war der Unglückliche. Jubel aber lohnt und begleitet den siegenden Sprecher, dessen Rede Wort für Wort durch die mündliche Ueberlieferung der geistreichsten Pointen sich im Volke verbreitet.

Es gäbe nichts Leichteres, als den Nachweis zu führen, daß fast alle jene Männer — so auffällig dies erscheinen mag — die auf der carnevalistischen Rednerbühne sich hervorragende Namen errungen, bei den Volkswahlen in den betreffenden Städten am Rhein zur Stellung der Gemeinderäthe *c. stets obsiegten.

Die beliebtesten Persönlichkeiten in öffentlichen Ehrenämtern am Rhein begannen ihre Wirksamkeit, gewannen sich ihre Anhänger häufig durch ihre Reden in diesen Volksversammlungen.

Die Stadt Mainz war bisher in der hessischen Ständekammer — um nur ein Beispiel zu erwähnen — durch die beiden Abgeordneten Dr. Metz von Darmstadt und Dr. Dumont von Mainz vertreten. Dumont war vor einigen Jahren Präsident der Carnevalsgesellschaft „Narrhalla", in welcher Stellung er sich durch seine geistreiche, gewandte Leitung der Gesellschaft eine enorme Beliebtheit errang. Er ist seitdem, wie erwähnt, Vertreter seiner Vaterstadt und Landtagsmitglied geworden.

Im Stadtrath zu Mainz sitzen zum Theil Spitzen des carnevalistischen Comités; in Coblenz haben Anwalt Bremig und der treffliche Localdichter Dr. J. Schlegel als Stadträthe ihre öffentliche Laufbahn mit Jubel in den carnevalistischen Sitzungen begonnen. Köln besitzt in seinem jetzigen Präsidenten Wilke eine unbezahlbare Kraft.

Dabei darf es natürlich nicht Wunder nehmen, wenn der Wahlkampf für den Candidaten der Carnevalscomités oft weit gewichtiger und wir dürfen sagen auch erbitterter geführt wird, als irgend ein anderer. Es waren nicht weniger als elf gedruckte Wahlzettel, die z. B. in Mainz in einem der letzten Jahre vor der Wahl des Carnevalcomités circulirten und verbreitet wurden und mit Feuereifer agitirte eine Partei gegen die andere, um sodann, als die Wahl vorüber, mit wahrhaft bewundernswerther Einigkeit die gewählte närrische Regierung anzuerkennen und sich den Beschlüssen dieses selbstgewählten Ministeriums zu unterwerfen.

Mit dankenswerther Bereitwilligkeit unterstützen die Behörden der Festungen Köln und Mainz diese Bestrebungen, so weit sie die Oeffentlichkeit berühren und ein nicht zu unterschätzender Umstand ist es weiter, daß auch die Officiere der betreffenden Garnisonen, natürlich in Civilkleidung, angezogen von dem humoristischen Gewande der Sitzungen, dieselben besuchen und hier unendlich Vieles hören, was — — ihnen sonst kaum anzuhören gestattet wäre.

Fügen wir dem Mitgetheilten noch bei, daß von den wahrhaft bedeutenden Summen, welche durch die Veranstaltung der öffentlichen Lustbarkeiten und durch die ziemlich hohen Mitgliederbeiträge in die Kasse der Gesellschaft

fließen, die Stadtarmen in den verschiedenen Orten Unterstützungen beziehen, die sich nur nach Tausenden angeben lassen, so haben wir damit einen weitern Punkt berührt, welcher diesem Volksfeste einen höhern Werth verleiht. — Der Rheinländer vergißt bei diesen Festen der Freude und ausgelassenen Fröhlichkeit nicht des Kummers seiner ärmeren Mitbürger zu gedenken und die Thränen der Bedürftigen zu trocknen. Die Carnevalsgesellschaften waren es, die z. B. bei den häufig bedeutenden Ueberschwemmungen des Rheins, bei den Nothständen in Westpreußen rc., sofort mit hohen Summen und beträchtlichen Unterstützungen die Ungunst des Geschickes mit Erfolg auszugleichen suchten. Ja, als jene entsetzliche Explosion im Herbste des Jahres 1857 einen Theil der Stadt Mainz in Trümmer legte, beschlossen sämmtliche Mitglieder des Carnevalvereins „Narrhalla" auf die Sitzungen und öffentlichen Feste zu verzichten, gleichwol aber zahlte man mit Einstimmigkeit sämmtliche Mitgliederbeiträge und außergewöhnliche Zuschüsse aus der Gesellschaftskasse zur Linderung dieses entsetzlichen Unglücks.

Soviel über die jetzige Bedeutung des Carnevals am Rhein. Was nun die Eintheilung der Tage des eigentlichen Faschings anlangt, so haben wir darüber vorstehend schon Genaueres angedeutet. Die Sitzungen werden in der Regel elf Minuten nach sieben Uhr Abends begonnen und enden elf Minuten nach elf Uhr; denn Elf ist die Narrenzahl, die geheiligte! Mit dem Glockenschlag erschallt die Musik von der Tribüne herab, draußen rühren sich die Tambours und unter dem Vortritt derselben und der närrischen Ceremonienmeister, begleitet von einer Ehrengarde zieht das närrische Ministerium in den Saal, jubelnd begrüßt von der ungeduldigen Menge, die bei den Klängen der närrischen Musik wie electrisirt erscheint. In Köln wirken auch noch blumenstreuende Kinder im Zuge. Sofort beginnt mit der Anrede des Präsidenten der Reigen der Vorträge, „die olympischen Spiele", Rede wechselt mit Gesang, sowol Soli als auch Chorgesänge, welche häufig, im Dialect gehalten, eines überraschenden Humors sich rühmen dürfen. Nach elf Uhr zieht dann das närrische Comité mit denselben Formalitäten wieder ab.

Schließen dann die öffentlichen Sitzungen, die allwöchentlich einmal stattfinden, so hat das Comité in besonderen Besprechungen seine Pläne für die Grundidee des Zuges bereits festgestellt. Die Funken in Köln, die Ranzengarde in Mainz, eine Persiflage auf die früheren Stadtsoldaten, treten den Dienst bei seiner Hoheit dem Prinzen Carneval an und beziehen ihre Hauptwache. Auf drei Tage ist das Reich des Hanswursten installirt. Die höchsten Herrschaften besuchen das Narrentheater, Localstücke von Mitgliedern aufgeführt; dem Präsidenten oder dem Hanswurst, dem Prinzen Carneval wird ein Fackelzug gebracht. Die Maskenzüge finden am Montag resp. Dienstag statt, und an einem der frei bleibenden Tage bewegt sich der ganze unabsehbare Schwarm der Narren als „Kappenfahrt", in offenen Wagen sitzend, geschmückt mit Kappe und Stern, bewaffnet mit Confetti, Sträußen und dergleichen, durch die Straßen der närrischen Residenz des geckigen Prinzen, der tollen Laune überall die Zügel schießen lassend.

Eine spätere Gelegenheit gestattet uns vielleicht, durch eine specielle Schilderung des Festes und der Sitzungen das Gesagte weiter zu bestätigen, und fernere Beweise dafür zu liefern, daß in der rheinischen Carnevalsfeier sich wahrhaft „ein tiefer Sinn im kindischen Spiele" bekundet.

[illegible] verschiedenen Orten Unterstützungen bezie- [illegible] so haben wir damit einen [illegible] einen höhern Werth ver- [illegible] Festen der Freude und ausge- [illegible] Mitbürger zu [illegible] zu trocknen. Die Carnevalsge- [illegible] bedeutenden Ueberschwemmun- [illegible] sofort mit hohen [illegible] des Geschäftes mit [illegible] jene entsetzliche Explosion im Herbste [illegible] Stadt Mainz in Trümmer legte, beschlossen [illegible] auf die Sitzungen [illegible] Zuschüsse aus [illegible]

[illegible] des Carnevals am Rhein. Was [illegible] so haben [illegible] Die Sitzungen werden [illegible]

[illegible]



Hinter den Zweigen.

Er hat mich betrogen, der falsche Knabe,
Den ich ach! geliebt — so geliebet habe!

Nun schwört er der Andren, was einst er mir schwur,
Und mir bleiben die Thränen, die Thränen nur!

Winterliches Vogelcontingent.

(Bewohner der Gewässer.)

Von **Karl Müller.**

Man nennt den Winter die Schlafzeit der Natur. Die allgemeine Stille, die Erstarrung, die Oede und Kälte berechtigen zu diesem Vergleich. Wie Murmelthier, Siebenschläfer, Bär und andere Winterschläfer unter tief herabgedrücktem Pulsschlag liegen, so pulsirt auch die Lebensader, die sich durch die Natur im Großen und Ganzen zieht, nur langsam und bringt so das innere mit dem äußern Leben in Einklang. Alles Zarte, Verletzbare ist in geschützten Keimen verborgen, sein Erscheinen und Entwickeln ist von der Herrschaft der Wärme abhängig.

Bei genauerm Blick in die winterliche oder spätherbstliche Natur entdecken wir indessen immer noch befiederte Freunde, welche es verdienen, daß wir ihnen unsere Aufmerksamkeit zuwenden, Vögel, welche bei uns als „Standvögel“ oder „Strichvögel“ die ganze Zeit der kurzen Tage hindurch verbleiben. Wählen wir zunächst einige der Bewohner unserer Bäche, Flüsse und Teiche, um ihr Thun und Treiben zu verfolgen und ihre Charakterzüge zu belauschen.

Der Fischreiher (**Ardea cinerea**) ist in unseren fluß- und sumpfreichen Gegenden Strichvogel und richtet sich bei seinen winterlichen Streifzügen nach den herrschenden Witterungsverhältnissen, welche ihm die Quellen der Nahrung hier unzugänglich machen, dort öffnen. Dieser raubgierige, gefräßige Vogel beherrscht ein sehr ausgedehntes Jagdgebiet, das sich mitunter meilenweit längs der Flüsse und Bäche und durch zusammenhängende Wiesenthäler erstreckt. Mit sehr scharfen Sinnen begabt, um die beutereichen Plätze auszukundschaften, besucht er häufig an einem und demselben Tage weit von einander gelegene Orte, zwischen denen er gern regelmäßig wechselt, so daß man ihn zu gewissen Tageszeiten an Lieblingsplätzen mit ziemlicher Sicherheit antreffen kann. Seine Leibspeisen bilden kleine und größere Fische. Ich habe ihn bei Ueberschwemmungen am Ufer der Schwalm und der Nidda Fische von 8 bis 10 Zoll Länge spießen und hinabwürgen sehen. Er spießt aber auch viel größere Fische, wie dies von dem trefflichen Beobachter Snell in der Wetterau gesehen worden ist. Nach diesem erscheint der Reiher, wenn die Hechte zum Laichen sich einfinden, in größerer Anzahl in einem kleinen Sumpf, der durch einen Abzugsgraben mit der Horlof in Verbindung steht und von den Hechten vorzugsweise aufgesucht wird. Dutzendweise stehen die Reiher da am seichten Wasser und schonen mehrpfündige Hechte nicht.

Aber der trotz der gewandten Fertigkeit unseres Fischers immerhin von besonderen Umständen abhängige Erfolg des Fischens genügt seinem Bedürfniß selten ganz, und darum stellt er auch Lurchen, Schlangen, kleinen Säugethieren und jungen Vögeln, Mäusen und Wasserkerbthieren nach. Die zählebigen Thiere spießt er, wirft sie empor, um sie wieder zu fangen und von Neuem mit dem Schnabel zu bearbeiten. Sein leichter Körper, der von hohen Stelzfüßen, die mit langen Zehen versehen sind, getragen wird, be-

fähigt ihn zum Schleichen durch Sumpf und seichte Gewässer; selbst über weichen Schlammboden vermag er ohne einzusinken zu gehen.

Langsamen, bedächtigen Schrittes schreitet der sehr unedel in Gestalt und Haltung erscheinende Vogel im Wasser dahin. Der Hals erscheint so stark nach hinten gebogen, daß der Kopf den Rücken berührt, während der Schnabel sich wiederum eng an der Hals anlegt. Sobald aber irgend eine Bewegung in seiner Nähe das Vorhandensein eines zu seinem Nahrungsbereich gehörenden Thieres verräth, schnellt der Hals wie elastisch empor, und im Augenblick des Fixirens seines Opfers fährt er mit dem Schnabel lanzenartig hinab und stößt selten einmal fehl.

Etwas unverkennbar Tückisches offenbart der Reiher auf der Lauer. Scheinbar der apathischen Ruhe hingegeben, steht er lange auf einer Stelle, bis er durch plötzliches Niederfahren seine verschleierte Wachsamkeit drastisch enthüllt und beweist, daß seine gefährliche Lanze stets zum Angriff eingelegt ist. Auch den Feinden und überhaupt sein Mißtrauen weckenden Erscheinungen gegenüber wendet er Verstellungskunst an. Bildsäulenmäßig streckt er sich im Grase oder Schilfe mit weit nach vorn gerichtetem Halse aus und verfolgt mit scharfen Blicken die Bewegungen der Verdächtigen. Dabei legt er stets überzeugende Proben ab von richtigem Ermessen der Entfernung, und ehe noch die Lage eine wirklich bedrohliche zu werden scheint, entzieht er sich durch Aufsteigen und Davonfliegen der Verfolgung. Von Schönheit und Kunst zeugt sein Flug keineswegs, wiewol er trotz der Einförmigkeit und Schlaffheit nicht untüchtig genannt werden darf. Dies bethätigt der Reiher in unverkennbarer Weise, wenn er hoch über unseren Häuptern unter jägetonartigen Rufen von einem Thale zum andern fliegt. Neben seinem Gesichtssinn scheint das Gehör scharf zu sein. Mehrmals wollte ich dem am Fluß stehenden Reiher hinter hohem Uferrain vorsichtig mich nahen, allein er hörte meine Tritte auf dem hartgefrorenen Boden und entzog sich rechtzeitig der Gefahr. So hingebend er auch fischt, seine Sinne sind allezeit rege, der Grundzug des Mißtrauens und der Verschlagenheit leuchtet überall durch. Sehr leicht ist er zum Erschrecken geneigt, denn ein Donnerschlag, an den sich die anderen Thiere längst gewöhnt haben, erschüttert sein Nervensystem so, daß er sichtlich zusammenfährt. Proben von besonderm Muthe des Reihers sind mir nicht bekannt, nur in verzweiflungsvollen Lagen vertheidigt er sich gegen feindliche Angriffe, wobei er mit großer Sicherheit die gefährlich verwundende Spitze seines Schnabels nach den Augen richtet. Daher thut der Schütze wohl, wenn er den Hühnerhund eben so wenig einen angeschossenen Fischreiher wie einen flügellahmen Kranich apportiren läßt.

Zu Nistplätzen erwählt sich das Reiherpaar gern an Feld oder Wiesen grenzende Vorwäldchen, wo es seinen Horst auf die derbe Grundlage der Gezweige alter Eichen erbaut. Gewöhnlich nisten mehrere Paare neben einander, so daß Colonien entstehen, welche durch die Menge des Unrath der alten und jungen Vögel weithin verpestenden Geruch verbreiten. Alljährlich werden die alten Horste wieder benutzt und ausgebessert. Von künstlichem Bau sind sie nicht, sondern bestehen nur in einer Anhäufung von Reisern, Rohrstengeln, Schilfblättern und Stroh, welchen Stoffen zur Einrichtung der Nestmulde Haare, Federn, Wolle und anderes den Bauenden erreichbares weicheres Polstermaterial schließlich beigefügt wird. Hier an diesen Reiherständen sieht man die häßlichen Thiere oft in der possirlichsten Stellung der Verdauung hingegeben und in tiefe Ruhe versunken. Das Männchen füttert

treu das brütende Weibchen, und beide halten sich zu ihren Jungen selbst dann noch, wenn diese schon die Riede besuchen und allabendlich zur Horststätte zurückkehren. Ich muß Herrn **Bodinus** vollkommen beistimmen, wenn er sagt: „Mag der Reiher immerhin und nicht mit Unrecht als tückisch, schleichend und hinterlistig verschrieen sein, so ist er doch nicht allein ein häusliches Familienhaupt, liebevoller Gatte, sorglicher Vater, sondern sogar, was bei Menschen nicht immer der Fall ist, gelegentlich auch ein zärtlicher Stiefvater.“ Als Stiefvater hat ihn sein Schutzredner nämlich in gezähmtem Zustande jungen elternlosen Falken gegenüber kennen gelernt, die von ihm gefüttert, geschirmt und geliebkost wurden.

Eine wahre Zierde unserer Gewässer und namentlich auch im Winter eine Erscheinung, die durch ihre Annäherung an die Schönheiten der Vogelfauna der Tropenwelt einen, möchte ich sagen, erwärmenden Eindruck macht, ist der in schillerndem Blau und Grün prangende Eisvogel (Alcedo ispida). Seine Farbenpracht wird erhöht, wenn er über den Wasserspiegel unter der Wirkung der Sonnenstrahlen dahinfliegt. Einen wahrhaft bezaubernden Anblick gewährt das zu Ende des März in neckendem Spiel der Minne sich verfolgende Paar. Mit scharf ausgestoßenem „Tiiit“ und „Tit“ lockt das Männchen auf erhabenem Zweig das Weibchen an sich, welches neckend und herausfordernd herbeifliegt, aber sogleich bei Annäherung von Seiten des Erstern die Flucht ergreift und dieses und sich selbst durch Ausweichen zur Rechten und zur Linken oft so sehr ermüdet, daß einige Minuten Ruhe nöthig werden, der sie sich mit geöffnetem Schnabel und gelüfteten Schwingen mehr liegend als sitzend hingeben. Gar bald aber setzen sie das reizende Spiel fort, bald geradeaus wie Pfeile dahinschießend, bald in weiten Bogen das Ufer verlassend und ganz gegen ihre Gewohnheit höhere Bäume des Feldes und der Gärten besuchend. Das kurze Schwänzchen spielt während des Sitzens eine bewegliche Rolle, mit lebhaftem Ausdruck wird es namentlich vom Männchen geschmeidig emporgehoben. Lassen sich die Jagenden auf Steinen und Felsblöcken nieder, die aus dem Bach oder Flüßchen hervorragen, so sieht man sie bisweilen eine handlange Strecke unbehülflich gehend gegen einander anrücken. Die sonnenhellen und windstillen Morgen machen sie zu derartigen anmuthigen Treibjagden vorzugsweise geneigt, während sie den Nachmittag ausschließlich wieder dem Ernährungtriebe folgen. Wenn das Paar in seinen Plänen nicht durch hohe Fluthen oder sonstige Hindernisse gestört wird, so beginnt das Weibchen so frühzeitig seine Eier zu legen, daß in dem letzten Drittel des Mai oder spätestens Anfangs Juni das Gelege vollzählig wird. Die frühere oder spätere Brut hängt auch davon ab, ob die Eisvögel eine vorjährige Nesthöhle benutzen können, was sie sehr gern thun, oder ob sie sich eine neue hacken müssen. In letzterm Falle wird unter Umständen die Brut oft um beträchtliche Zeit verzögert, denn das Graben oder Aushacken einer Höhle am Ufer verursacht dem Eisvogel keine geringe Mühe, zumal wenn er auf Hindernisse stößt, die ihm in Gestalt von Steinen und Wurzeln in den Weg kommen. Diese umgeht er, so daß die Höhle nicht in der sonst beliebten geradelinigen Richtung verläuft, sondern Krümmungen bildet und durch die hervorstehenden Gegenstände uneben und ungleich weit gemacht wird. Treten indessen solche Hindernisse als unüberwindliche oder auch nur schwer zu umgehende auf, so läßt der Gräber plötzlich von seiner Arbeit ab und beginnt damit an einem andern Plätzchen womöglich in der nächsten Nähe. Am Ufer der steinhaltigen Gebirgsgewässer muß der Eisvogel sehr

oft seine Arbeit unterbrechen, aufgeben und anderwärts von Neuem beginnen; seltener ist dies an den Uferwänden der Flüsse und Bäche der Ebene der Fall. Eine nackte, steile Wand, an welcher kein feindliches Thier emporklettern kann, sucht der Eisvogel zur Anlage seiner Höhle aus; dabei hält er sich in der Regel einen Fuß von dem obern Rande des Ufers entfernt. Wenig Bedacht nimmt er auf die Gefahr, welche dem Neste durch die steigende Fluth erwächst, wodurch gar manche Brut zerstört wird, wiewol eine gewisse Fürsorge in der schräg aufsteigenden Richtung der Höhle nicht zu verkennen ist. Diese Höhle nun beträgt etwa zwei Zoll im Durchmesser ihrer Weite nach und erreicht je nach Umständen eine Tiefe von zwei bis drei Fuß. Sie verläuft in den eigentlichen Nestraum von backofenförmiger Gestalt, der, unten ein wenig vertieft, oben glatt, drei bis vier Zoll hoch und vier bis fünf Zoll breit und mit Fischgräten belegt ist. In Fällen, wo die Höhle mehrere Jahre benutzt wird, häufen sich die Gräten zur beträchtlichen Menge an und dann sind ihnen auch Libellenüberreste beigemischt. Uebrigens habe ich gefunden, daß die Wohnung des Eisvogels nach der Gunst oder Ungunst der obwaltenden örtlichen Verhältnisse mehr oder weniger ausgeführt wird. Kann der Vogel nicht zur gewünschten Tiefe vordringen, so begnügt er sich mit halbem Erfolg gar nicht selten, sobald die Erfahrung ihn über die Vergeblichkeit seiner weiteren Versuche belehrt hat. An den Ufern unseres Flüßchens Schwalm bei Alsfeld benutzt der Eisvogel dann und wann Löcher unter den Wurzelausschlägen der Erlenbüsche und unter dicken, aus den Uferwänden hervorgetretenen Steinen, indem er sie möglichst zweckentsprechend einrichtet. Merkwürdigerweise nimmt er da zuweilen so wenig Rücksicht auf Hochwasser, daß bei noch nicht sehr bedeutendem Anschwellen des Flüßchens seine Wohnung unter Wasser tritt. Die Folge davon ist aber auch die geringe Vermehrung des Eisvogels in unserer Gegend, welche ihm durch den Umstand, daß die Schwalm viele Forellen birgt und im Winter nur stellenweise zufriert, gewiß die Bedingungen eines angenehmen Aufenthaltes bietet. Nur in den Morgenstunden arbeitet der Eisvogel an der Höhle und niemals mit der Ausdauer, wie wir es z. B. an den Spechten sehen. Beim Beginn seiner Arbeit tritt ihm eine Schwierigkeit entgegen, die später wegfällt, weil er an dem steilen Ufer sich nur mühsam festhalten kann und durch das Hacken mit dem Schnabel seine Stellung selbst erschüttert und unsicher macht. Da gebraucht er zur Stütze gern seine Flügel und arbeitet mit einem solchen Eifer, daß es scheint, als stehe er unter der Herrschaft der Zornesmuth über die Ungunst seiner Lage. Oefters ruht er an der Stelle, wo er meißelt, eine Zeit lang aus, oder er wendet den Kopf um, vom Gefühle der Unsicherheit angewandelt, und forscht nach der einen oder der andern Richtung hin; hierauf jetzt er seine Thätigkeit weiter fort. Oder er fliegt auf einen benachbarten Lieblingssitz und ruht sich da aus. Tiefer in die Erde eingedrungen hat er nicht nur für das Loshacken, sondern auch für das Herausschaffen der Erde und Steinchen Sorge zu tragen, was Alles mit dem Schnabel geschieht. Ueber diesem Unternehmen vergehen vierzehn Tage bis drei Wochen mindestens. Während das Weibchen seine sechs bis sieben verhältnißmäßig sehr großen und durch ihr glänzendes Weiß und das Durchschimmern des Dotters bemerkenswerthen Eier bebrütet, trägt das Männchen getreulich Futter in die Höhle. Letzteres hält sich um diese Zeit auffallend ruhig und sitzt stundenlang auf der Lauer, um die nöthige Anzahl von Fischen für sich und die brütende Gattin zu stoßen. Pfeilartig schießt der Eisvogel mit abwärts ge-

richtetem Schnabel auf die Beute, taucht unter, arbeitet sich mit Flügelschlägen wieder zur Oberfläche empor, von wo aus er beutebeladen oder leer ausgehend in der Nähe Platz nimmt. Derb schüttelt er das Wasser von dem Gefieder und trägt entweder den gefangenen Fisch der Höhle sofort zu oder genügt dem eigenen Bedürfniß, indem er ihn im Schnabel wendet, daß der Kopf des Fisches nach dem Rachen zu gerichtet ist und so leichter hinabgewürgt werden kann. Es sind Fälle beobachtet worden, wo Eisvögel in Folge des Würgens zu großer Fische erstickt sind. Die Gräten werden während der Verdauung als Gewölle in schleimigen Klumpen ausgeworfen. Die Excremente des brütenden Weibchens trägt das Männchen aus der Höhle, die der Jungen werden von beiden Gatten entfernt und ziemlich weit vom Neste in das Wasser fallen gelassen. In der That ekelhaft ist der Anblick eines Nestes mit nackten oder wenig befiederten jungen Eisvögeln. Die blinden, unförmigen Geschöpfe sind auffallend von der verschiedenartigsten Größe. Sie werden anfänglich nur mit Insectenlarven, insbesondere aber mit Libellen gefüttert, von denen die Alten Kopf und Flügel zuvor abstoßen. Die flüggen sind schon mit dem Prachtgefieder geschmückt, nur mangelt ihnen noch die volle Intensität des Farbenspiels und das Ziegelroth an den Füßen. Still verborgen halten sie sich unter der Aufsicht der noch lange fortfütternden Alten im Gestrüpp und Gebüsch des Ufers. Später zieht die ganze Familie bald da-, bald dorthin, die Jungen trennen und zerstreuen sich nach und nach und werden selbstständig, müssen sich aber alle Mühe geben, sich die gehörige Geschicklichkeit im Fischen anzueignen, welche ihnen zur selbstständigen Ernährung nöthig ist. Ein gar schöner Anblick ist dem Beobachter geboten, wenn an sonnigen Tagen die ganze Familie sich theils ständelnd, theils fischend in einem kleinen Bezirke bewegt. Ein solcher Anblick wurde mir einst an einem der Nidda nahe gelegenen Teich zu Theil. Sechs junge Eisvögel trieben sich auf diesem Teich mit den Alten an einem sonnenklaren Septembermorgen stundenlang vor meinen Augen umher. Offenbar war dies eine verspätete, durch störende Einflüsse verschobene Brut. Die Jungen siedeln sich im nächsten Frühjahr nicht allzu fern von ihrer heimatlichen Stätte paarweise an, beherrschen jedoch mit Eifersucht und Unduldsamkeit ihre Standorte. Manches Paar muß sich auch zum Wandern nach einem andern Flüßchen oder Bach entschließen. Während des Winters flieht der Eisvogel die Stellen, welche zufrieren und sucht solche auf, welche ihres starken Falls oder ihres Quellenreichthums wegen offen bleiben. Die Strenge der Witterung nöthigt viele dieser liebenswürdigen Fischer zur Wanderung, ja zum gänzlichen Verlassen Europa's und dem Uebersiedeln nach Nordafrika. In unserer Gegend überwintern regelmäßig Eisvögel, weil sie hier stets Nahrung finden. Manche sterben unter der Eisdecke, unter welche sie beim Fischen gerathen. Aber auch bei hoher Fluth geräth unser Fischer in Verlegenheit und Noth, weil er im getrübten Wasser die Fische nicht sehen kann. In solchen Lagen begiebt er sich an Nebengräben, in welche sich Fische vor der reißenden Fluth flüchten. An seichten Stellen beschädigt sich der Vogel zuweilen, namentlich habe ich an Forellenbächen mehrere erlegt, welchen die Ober- oder Unterkieferspitze in Folge des Anpralls an Steine abgebrochen war.

Die beiden bisher geschilderten Bewohner unserer Gewässer, welche die winterliche Einsamkeit unserer Thalgegenden beleben, nehmen nur das Auge des Beobachters in Anspruch. Ich möchte dem Leser aber auch einen Vogel an den erlenbewachsenen Ufern der Gebirgsflüßchen zeigen, der mitten im

Winter der Kälte, dem Eis und Schnee zum Trotz sein Lied erhebt, welches zwar gewöhnlich ein leiseres Geschwätz ist, aber bei einzelnen Exemplaren schlagartig wird und dadurch auf größere Entfernung hin zu vernehmen ist. Auf einem stillstehenden Rade einer bei Alsfeld gelegenen Mühle hörte ich bei 5 Grad Kälte (Réaumur) einen Wasserschwätzer (Cinclus aquaticus) im Strahle der Frühlingssonne seinen drosselartigen Gesang erheben. Die Erscheinung bildete einen überraschenden und fesselnden Contrast zu der winterlichen Landschaft. Vor mir lag die im Sonnenlichte funkelnde Schneedecke und drüben wie verzuckert die Mühle mit ihren Rädern, an denen lange und dicke Eiszapfen herabhingen. Und nun betrachte Dir, lieber Leser, unsern Wasserschwätzer, der sich nicht minder seines Lebens freut, als die wonnetrunkene Nachtigall unter dem warmen Anhauch der Frühlingstage. Alles lebt und wird beredt an dem muntern Vogel. Auf und nieder geht das kurze geschmeidige Schwänzchen, der Körper, von dichten, weichem Gefieder umgeben, das aus Oberfedern und flaumartigen Unterfedern besteht, wendet sich hin und her, und dieses Drehen und Wenden wird mit anmuthigen Bücklingen fortwährend begleitet. Niedlich erscheint der Kopf, dessen schwacher, gerader, auf dem Firste ein wenig aufwärts, mit der Spitze abwärts gebogener, seitlich zusammengedrückter und vorn schmal auslaufender Schnabel sich durch Nasenlöcher auszeichnet, die durch einen Hautdeckel verschließbar sind. Die Größe des Vogels beträgt in der Länge nur 7½ Zoll. Kopf, Nacken und Hinterhals sind fahlbraun, der übrige Oberkörper trägt die schwärzliche Farbe, der Rücken ist mit breiten, schwarzen Federkanten gezeichnet, um das Auge und den Vorderhals zieht sich ein weißer Ring. Der braune Unterkörper wird an der Brust am hellsten. Siehe, jetzt unterbricht der liebliche Vogel plötzlich seinen Gesang, beugt sich vor und stürzt sich eilend in's Wasser hinab. Gewandt schwimmt er umher und so munter, als ob er ein sommerliches Bad nähme. Die Kälte scheint ihn nicht unangenehm zu berühren. Das dichte, eingeölte Gefieder läßt das Wasser nicht zur Haut durchdringen, doch ölt er es von Neuem nach dem Bade ein und setzt die naßgewordenen Deckfedern dem Sonnenschein aus. Das Wasser ist so zu sagen sein Element. Er schwimmt, taucht und raubt darin vortrefflich, ja er läuft sogar unter dem Wasser nahe dem seichten Ufer ganze Strecken weit auf dem Grunde hin. Man hat von competenter Seite aus bezweifelt, daß er Fische fange, allein ich habe mich bemüht, der Sache auf den Grund zu kommen und glücklicher Weise schon nach dreitägiger Bemühung gesehen, wie er ein junges Forellchen raubte und verschlang.

Es war an unserm bereits erwähnten Flüßchen Schwalm, das reich ist an felsblockartigen Steinmassen, breiten Wasserpflanzen und Erlenbüschen, an einer Stelle, wo der Sturz des Wassers, sein Rauschen, Schäumen, Zischen und Murmeln die Forellen zum Aufwärtssteigen anlockt. Hier saß auf nacktem Stein unser Vogel, wo unterhalb des Wellenschlages das Wasser schon stiller seine Kreise zog. Unverwandt war sein Blick auf eine Stelle gerichtet, wo er wahrscheinlich beim Niederlassen eine unter den Stein flüchtende Beute entdeckt hatte. Volle dreiviertel Stunde stand ich hinter bergendem Gebüsch, bis endlich der ersehnte und für meinen Forscherzweck so wichtige Augenblick der Entscheidung kam. Während dieser Zeit änderte der still Lauernde seine Stellung kaum merklich. Sturz und Raub erfolgten so rasch, daß ich mein Auge doppelt anstrengen mußte, um die Spuren der Jagd zu verfolgen. Nahe am Ufer tauchte der Fischer mit dem winzigen Forellchen auf, das er

eifrig in schlinggerechte Lage brachte und würgte. Uebrigens bleibt es eine ausgemachte Sache, daß Fische nicht die Hauptnahrung des Wasserschwätzers bilden, sondern mehr Mücken, Wassermotten, Hafte und verschiedene Käferchen, nebenbei auch Pflanzentheile, welche wahrscheinlich blos zufällig verschluckt werden. Kieskörner dienen ihm als Mittel zum Verdauen.

Mit den ihn umgebenden Vögeln lebt der Wasserschwätzer in Frieden, nur nicht mit Paaren Seinesgleichen, die er als Eindringlinge in sein Standgebiet nachdrücklich bekämpft. Ich habe auf eine Stunde Weges stets nur fünf bis sechs Paare gezählt, was seine Begründung in dem Umstande hat, daß jedes Paar eine größere Strecke für sich in Anspruch nimmt. Bald sieht man die lieblichen Thierchen oberhalb, bald unterhalb der Mühle, des Wasserfalls und der Brücken. Hier sitzt einer dieser Vögel, namentlich bei unwirthlicher Witterung, fast den ganzen Tag über still am Eingang einer Uferhöhle, auf hervorstehender blosgestellter Wurzel dicht über dem Wasserspiegel oder zwischen schützendem Gestein, dort entfaltet ein anderer die ganze Liebenswürdigkeit seines Wesens und Treibens, angeregt durch die besondere Gunst der Umstände. Auf Sicherheit bedacht, benimmt er sich überall klug und vorsichtig, auch da, wo er an die Erscheinung der Menschen gewöhnt ist. Davon zeugt seine rasche Flucht nach den beliebten Schlupfwinkeln, wobei er sich des Mangels seiner Flugfertigkeit stets bewußt bleibt. Tief gehalten und dem Faden des Flüßchens folgend geht sein schwerfälliger Flug, der übrigens durch schnelle Wendungen nach dem Ufer oder durch den Sturz in das Wasser in gefahrvoller Lage zur Rettung geschickt genug unterbrochen wird. Von Vorsorglichkeit zeugt auch die Anlage seines Nestes in vielen Fällen. Wie der alte Brehm schon mit seinem Scharfblick ausgekundschaftet hat, steht das Nest des Wasserschwätzers besonders da, wo ein Felsen über dasselbe hinweg oder an demselben emporragt, wo ein Erlenstock oder ein Wehr eine passende Höhlung bildet, auch unter Brücken, Wasserbecken, in den Mauern der Radstuben der Mühlen, Eisenhämmer und dergl., selbst in den Schaufeln der Mühlräder, wenn diese eine Zeit lang still gestanden haben. Am liebsten baut der Wasserschwätzer dahin, wo vor seinem Neste eine Wassermasse herabstürzt. Dann ist er natürlich vollkommen gegen die Nachstellungen der Katzen, Marder, Iltisse und Wiesel geschützt und nur noch den Ratten zugänglich. Das Nest besteht äußerlich aus Reisern, Grasstengeln, Graswurzeln und Grasblättern, Strohhalmen, oft auch Wasser- und Erdmoos, und ist inwendig mit Baumblättern ausgelegt. Es ist locker gebaut, aber dickwandig, inwendig tiefer als eine Halbkugel und hat stets einen engen Eingang, der gewöhnlich dadurch entsteht, daß er die Höhlung, in welcher es sich befindet, ganz ausfüllt. Ist aber das Nistloch zu groß, dann bekommt es eine Decke, wie ein Zaunkönignest, und ein enges Eingangsloch. Durch die Feuchtigkeit, die sich dem Neste vom Wasser mittheilt, werden die Eier zum Theil faul, so daß von vier bis sechs Eiern gewöhnlich nur zwei bis drei ausgebrütet werden.

Es bleibt mir kein Raum, um den Leser noch zu anderen winterlichen Bewohnern unserer Gewässer zu führen; wir müssen uns mit diesen wenigen geschilderten begnügen. Das Ziel unserer nächsten Winterexcursion habe ich bereits in Aussicht genommen, jedoch verrathe ich es erst, wenn wir dieselbe unternehmen.

Ein dunkles Verhängniß.

Novelle nach alten Familienpapieren von Helene.

(Schluß.)

XIV.

Melanie an Therese.

Berlin, den 29. October 1793.

Gustav kehrt heim, geliebte Freundin, und da soll er nicht mit leeren Händen kommen, sondern Dir diesen schriftlichen Gruß mitbringen, zu dem ich mich in Ermangelung Deiner trauten, mir zur Gewohnheit gewordenen Gesellschaft lebhaft aufgefordert fühle. Hat sich doch zudem auch hier in unserm residenzlichen Berlin seit den unsere beiderseitige Verlobung proclamirenden Festlichkeiten bereits wieder so Mancherlei zugetragen, was Dich interessiren und mein theurer zukünftiger Ehegemal Dir wol schwerlich berichten wird, so daß ich es schon — der Sicherheit halber — lieber selbst übernehmen möchte. Zuerst also hatte Se. Majestät der König persönlich die Gnade, Sich zu huldvoller Gratulation bei meiner Frau Mutter melden zu lassen, was natürlich unser ganzes Haus de haut en bas und die verschiedenen Köpfe und Sinne ein wenig bunt durcheinanderkehrte.

Ferner finden zu unser Aller Erstaunen nun doch noch Manöverübungen bei Berlin statt, und Prinz Heinrich hat sich dazu nicht nur Baron Fritz, sondern auch Deinen Bruder Alphons als außergewöhnliche Begleiter ausgebeten. So bleibt denn der Letztere, anstatt vorgestern, wie seine Frankfurter Mission es wol bedingt, dorthin zurückzukehren, ganz unerwarteter Weise noch länger unser Gast, was mir — da Gustav nach N. versetzt ist — eher peinlich als erfreulich ist. Die beiden Brüder sind, bei aller gegenseitigen Anerkennung und Hochachtung, doch nach meiner Ansicht die *personificirte Verschiedenheit*, und so erscheint mir die heiter zutrauungsvolle Offenheit meines Gustav ein nahezu nothwendiges Aequivalent, um die phantastische Schwärmerei und Leidenschaftlichkeit des Grafen Alphons einigermaßen in Schranken zu halten. Nein, meine Therese, ich habe es bereits gleich nach meiner ersten Bekanntschaft Deines ältern Bruders geäußert und muß zu meinem Bedauern — selbst auf das Risico Deiner zornigen Entrüstung hin — und jetzt noch dabei beharren: „*Liebenswürdig finde ich den Grafen Alphons nicht*, wenn ich auch seine *außergewöhnliche Begabung nicht mehr in Zweifel stelle!* Was ihm fehlt und fehlen wird, das ist — und gerade dieses hatte mich Gustav hoffen gelehrt — ein wahres, vertrauungsvolles Verwandtschaftsgefühl, ohne welches mir ein harmlos geschwisterliches Verhältniß zwischen uns geradezu undenkbar scheint. Was nützen Anerkennung, Werthgefühl und selbst Bewunderung, geliebte Therese, wenn sie nicht „*Vertrauen*" zu

erzeugen im Stande sind? — Wie aber sollte ich dieses — und wenn Du mich noch so heftig schiltst, — einer Persönlichkeit gegenüber aufkommen lassen können, deren Ungleichheit und jäh aufbrausende Leidenschaftlichkeit mich immer in unliebsamer Spannung, in mehr oder minder unheimlicher Aufregung erhält? — Dieses aber ist, aller seiner Vorzüge ungeachtet, stets bei Deinem Bruder Alphons der Fall, und seit unserer nunmehr fast dreiwöchentlichen Bekanntschaft zu meiner und Gustav's Bekümmerniß täglich mehr hervorgetreten. — Da schüttelst Du nun ungläubig den Kopf, und ich höre Dich von „unbesieglichen Vorurtheilen und unverständlichen Grillen" sprechen, während ich mir doch Beides weit lieber gerechter Weise vorwerfen, als mich in diesem unliebsamen Verhältniß zu dem Herzensfreunde und Bruder meines Gustav erhalten sehen möchte. Und dennoch weiß ich nichts dabei zu thun, als Dir einmal wieder eine Beichte über ein gestern Abend stattgefundenes kleines Intermezzo abzulegen. Urtheile selbst, welchen Eindruck dasselbe auf mich machen mußte! Du hast vielleicht durch Baron Fritz erfahren, daß wir gestern zu einer Soirée beim Minister von der Reck geladen worden, welche Gustav und ich, obgleich sie dem Ersteren — seiner heutigen Heimreise wegen, durchaus nicht angenehm war — aus Rücksichten für die Mutter nicht abzulehnen wagen durften. So saß ich denn, auf das Beste toupirt und frisirt, Rousseau's „nouvelle Heloise" in der Hand und die Enveloppe bereits über dem Stuhl, in Erwartung der Mutter im vordern Empfangssalon, als die Thür sich plötzlich öffnete und der Kammerdiener den Grafen Alphons meldete. — Er schreckte bei meinem Anblick beinahe beleidigend heftig zurück und schien nach flüchtiger Frage nach meinem Bruder sich augenblicklich wieder entfernen zu wollen. Für einen Moment war ich zweifelhaft, ob ich dies zugeben, oder ihn zum Bleiben auffordern sollte. Aber dann siegte die Höflichkeit.

„Darf ich Sie nicht bitten Platz zu nehmen, Graf Alphons?" — fragte ich mit leichter Verbeugung, indem ich auf ein in meiner Nähe befindliches Tabouret deutete.

„Wenn ich Ihnen nicht lästig falle, meine gnädigste Schwägerin in spe", entgegnete er, mit steifester Ceremonie sich niederlassend.

„Ich hoffe nicht, Sie zu dieser Annahme veranlaßt zu haben!" — warf ich leicht hin, meine „nouvelle Heloise" zur Seite legend. Er betrachtete mich mit einem sonderbar forschenden Blick.

„Vielleicht nicht absichtlich" — sagte er rasch, „und es bedarf wol keiner Argumente, daß diese Eröffnung mich sehr glücklich macht. Gestört aber habe ich Sie leider augenblicklich gewiß, und deshalb auf das Herzlichste um Entschuldigung zu bitten. Ist es wol erlaubt zu fragen, an welcher Lectüre ich Sie verhindert habe?"

„Sehen Sie selbst!" sagte ich lächelnd, und reichte ihm das Buch. „Ich finde diese Heloise äußerst schön geschrieben, verstehe aber wirklich nicht, von welchem Nutzen sie mir sein oder in wiefern ich ihre Lehren und äußerst schwärmerischen Gedanken mit der Wirklichkeit in Einklang bringen sollte."

„Wie? — Finden Sie, daß das Leben Rousseau's Auffassungen davon so weit hinter sich läßt?" — fragte er gespannt. „Ganz im Gegentheil Herr Graf!" — entgegnete ich rasch. „Ich, für meine Person, ziehe die Wirklichkeit allen Idealen vor, wenigstens in so weit diese letzteren lediglich der Ausfluß selbstgeschaffener Phantasien bleiben. Oder Sie müßten denn unter dem Idealen nur das durch die Liebe verklärte Dasein, das unablässige Streben nach höchster Erkenntniß und Vervollkommnung begreifen."

„Glücklich, daß Sie es empfinden, Fräulein, und noch tausendmal glücklicher, wenn die Zukunft Ihnen gestattet festzuhalten, was die Gegenwart Ihnen verschwenderisch in den Schooß geworfen. Ein so edles und harmonisch entwickeltes Wesen als das Ihrige ahnt und begreift freilich die Kämpfe und Versuchungen armer leidenschaftlicher, aus den schreiendsten Widersprüchen zusammengesetzter Naturen nicht!" fügte er mit düsterm Stirnrunzeln hinzu. „Unbeachtet und mitleidslos sieht es dieselben neben sich an theils selbst verschuldeten, theils wie ein böses Fatum über ihrem Leben waltenden Conflicten zu Grunde gehen!"

Bei diesen Worten richtete Dein Bruder einen Blick auf mich, der mir das Roth auf die Wangen trieb, und mich sofort aufstehen und die Unterhaltung abbrechen ließ. Glücklicherweise kamen auch bald die Mutter und Gustav hinzu, so daß nunmehr der weitern Erörterung Rousseau'scher Ideale und der überspannten Liebesgeschichte seines St. Preux und seiner Julia keine Zeit und Gelegenheit mehr gegeben ward. Ich tanzte mir auf der Soirée möglichst diese ganze Unterhaltung nebst eigenthümlicher Wendung aus dem Sinne, konnte aber dennoch nicht unterlassen Gustav von dem sonderbaren Benehmen seines angebeteten Bruders zu erzählen. Natürlich wies er meine Klage wie gewöhnlich von der Hand und meinte: „Dieses vorurtheilsvolle Mißtrauen gegen das reichste Herz auf Gottes Erdboden sei das Einzige, was er an mir auszusetzen habe." — Was soll ich nun dazu sagen, meine Therese? — Oder was könnte ich dagegen thun? — Nichts als mir fest vornehmen, mir gegenüber stets wahr zu sein! —

Und nun lebe wohl, Du Theure, und schreibe auch Du gelegentlich einmal wieder

Deiner
Melanie.

XV.

Gustav an Fritz.

Garnisonstadt N. den 4. März 1794.

Endlich bin ich nun hier, Du lieber zukünftiger Schwager und Freund und darf einen dienstfreien, nicht durch meine militairische Thätigkeit oder Correspondenz mit meiner heißgeliebten Melanie ausgefüllten Augenblick benutzen, Dir von meinem jetzigen Leben, meinen Plänen und Hoffnungen Mittheilung zu machen. Es hat, wie Dir vielleicht schon Therese brieflich angedeutet hat, nicht wenig Mühe und die ganze Fürsprache des Prinzen in Anspruch genommen, um meine Versetzung

von dem Regiment Prinz Ferdinand in die hiesige Garnison durchzusetzen, die doch in mehr als einer Hinsicht für uns Alle so äußerst wünschenswerth war. Einmal bestand mein Vater, dessen zunehmende Kränklichkeit ihm oft hypochondrische Gedanken macht, mit peremptorischer Energie darauf, daß ich, sobald es mit Ehren geschehen könne, meinen Abschied fordere, oder in N. weiter diene, da derselbe, schon immer von Alphons getrennt, meine Nähe nicht länger entbehren wolle. Dann machte meine Schwiegermutter diese Versetzung in eine von Berlin aus erreichbare Stadt zur Hauptbedingung ihres Consenses für unsere nun endlich auf den Mai festgesetzte Vermälung, was selbstverständlich ein mächtiges Argument für mich war. Schließlich fühlte ich selbst, daß mein zeitweise noch immer schonungsbedürftiger, mir heftige Schmerzen verursachender Fuß doch wol dem Felddienste vorläufig durchaus noch nicht gewachsen sei. — So bin ich denn nun schon seit vier Wochen in N., in der hiesigen Kameradschaft sowol, als in der sonstigen N.'schen Gesellschaft bereits so eingelebt und wolsituirt, als dies für einen nach der heißbegehrten Erfüllung seiner Wünsche trachtenden ungeduldigen Bräutigam nur irgend denkbar ist. Ich habe das Haus schräg gegenüber dem königlichen Schlosse gemiethet, und hoffe es wird mit seinem Blick auf die grünen Gazons und Linden nach vorn wie auf den Garten nebst See nach der Hinterfront hinaus den Ansprüchen meiner Melanie ein trauliches, sie völlig befriedigendes Eldorado werden. Was diese meine holde Braut selbst angeht, so darf ich wol behaupten, daß sie sich mir bei unserm Berliner Zusammensein täglich mehr als eines der bevorzugten Wesen enthüllte, die eigens von Gott geschaffen scheinen, um sich und Andere glücklich zu machen. Sie war — einige kleine Mißverständnisse mit Alphons abgerechnet — wie ich mir die Geliebte meines Herzens nur jemals geträumt, und ich hoffe, daß wir vereint der glücklichsten Zukunft entgegen gehen. Die Welt ist leider mehr als zu reich an traurigen Ehen, um sich daran ein Beispiel zu nehmen, es sei denn einzig und allein, um das Gegentheil mit um so größerer Sicherheit herbeizuführen. Ich denke es in dieser Hinsicht wie der Prinz von Ligne zu machen, der an irgend einer Stelle sagt: „Ein General wird nur groß, indem er die Fehler seiner Vorgänger erkennt, und dieselben zu vermeiden weiß." — So scheint es mir auch in Bezug auf die Ehe zu sein, und da ja, wie Goethe meint: „Jeder Frau Fehler des Mannes Schuld" — so fühle ich mich für das Glück oder Elend unserer Zukunft doppelt verantwortlich, und hoffe mir dessen andauernd bewußt zu bleiben.

Dein
Dich herzlich liebender
Gustav.

XVI.

Alphons an Therese.

Frankfurt am Main den 18. April 94.

Du beklagst Dich, liebes theures Schwesterchen, daß ich diesen ganzen Winter so hartnäckig geschwiegen, Dir kaum einmal ein Lebens-

zeichen gegeben und mich in mehr als einer Beziehung auffallend verändert habe! — Es ist schlimm, daß dem so ist, meine Therese, aber das Schlimmste bleibt doch, daß ich die Wahrheit Deiner Beschuldigung zugestehen muß, ohne schließlich noch dabei Besserung geloben zu können. Denn ich kann es nicht leugnen, daß ich ein Anderer, so zu sagen mir selbst oft unkenntlich geworden bin, daß eine dunkle und doch so unaussprechlich süße, eine tief unselige, und dennoch mein ganzes Dasein verklärende Leidenschaft Besitz von meinem Herzen genommen, daß sie mich blind für den Ruhm, taub für den Ehrgeiz, elend und doch so unaussprechlich glücklich macht, daß ich ihren hoffnungslosen Jammer nicht für die Schätze einer Welt hingeben oder diese gegen ein Vergessen eintauschen möchte. Ja, geliebte Schwester! — Dir, der von jeher meine Seele offen lag, will und muß ich es eingestehen, was Dein ahnendes Herz so bangend gefürchtet, — was ich mir selbst so gern auf ewig verborgen hätte. „Ich liebe schuldig, verzweiflungsvoll und hoffnungslos, aber so unaussprechlich, daß nicht Tod und Verdammniß mich abschrecken und keine Strafe der Hölle mich zum Aufgeben meiner Liebe bestimmen oder meine Gedanken von der Geliebten losreißen könnte.“ — Staunest Du nicht, daß ich Dir dies zu sagen, mich Deinem gerechten Vorwurfe, vielleicht Deiner mitleidslosen Verachtung hiermit auszusetzen wage? — Ach, wenn Du wüßtest, was ich gelitten, wie ich gegen dieses Ehre und Treue verrathende und dennoch alle meine Sinne bethörende, mich täglich rettungsloser fesselnde Gefühl angekämpft — Du würdest wenigstens Mitleid und Bedauern für mich nach wie vor im Herzen tragen!

Hier ist mir Alles entfremdet worden, selbst der Umgang mit den Brentano's und meinem guten Obersten Kleist reizt mich nicht mehr. Wenn ich meine dienstlichen Obliegenheiten erfüllt, schlendere ich einsam durch die Straßen und das liebliche, sonnenumflossene Mainufer entlang und verwundere mich, daß der Katharinenthurm noch auf derselben Stelle steht, oder der Rathskeller noch den wohlbekannten Eingang hat. — Und dann fällt mir auch wol die liebe Heimat ein, und ich wandle in Gedanken unter dem Schatten der alten Bäume, wo einst meine Vorfahren gleich mir gewandelt, gleich mir geträumt, vielleicht auch gleich mir gelitten haben! Ich versetze mich zu Dir in das Bilderzimmer oder auf den schattigen Balcon, wo wir so oft gemeinsam musicirt und süße, lebensfrische Zukunftsbilder heraufbeschworen haben! — Aber durch die alten, wolbekannten Melodien drängt sich dann oft ein tiefer Seufzer, daß dieses Alles dahin, unwiederbringlich vorüber, daß es niemals in hoffnungsfroher Reinheit und Schönheit zurückkehren kann! — Doch warum sage ich Dir das, da es Dich nur betrüben und mich doch nicht befreien oder von dem dunklen Verhängniß erretten kann, welches ein eigenartiges Geschick und meine unbeherrschbare Leidenschaft und Schwachheit über mein Leben heraufbeschworen hat! — Nein, meine Therese, zu solcher Errettung genügt selbst Deine zärtliche opferwillige Schwesterliebe nicht — die um so weniger helfen kann, als ich ihr ja den Gegenstand meiner Neigung niemals nennen und immerdar vor diesem Be-

kenntniß zurückschaudern würde. Davon könnte mich nichts erlösen, als vielleicht eine große, dem Vaterlande geweihte That, und zu einer solchen bietet die Gegenwart — selbst wenn ich noch die Kraft dazu besäße — wahrlich keine Gelegenheit!

Ihr werdet übrigens, wie ich aus Gustav's letztem Schreiben entnahm, jetzt bereits lebhaft mit den Vorbereitungen zu dessen so nahe bevorstehender Hochzeit beschäftigt sein, und ich kann mir denken, wie dieses Eure Zeit und Gedanken in Anspruch nimmt. Daß der Vater den Polterabend in E. feiern und die ganze N.'sche Gesellschaft dazu einladen würde habe ich mir wol gedacht, und ebenfalls, daß unser guter Herr Pfarrer nicht nur Euterpe und Polyhymnia dazu anrufen, sondern sich auch ganz speciell mit dem Festarrangements beschäftigen und Dir die Rolle der Wassernixe recht nach den Regeln der Pantomimik einstudiren wird.

Es ist übrigens eine hübsche Idee, und denke ich mir Poesie und Costüme ganz wie für mein Schwesterchen gemacht, und wie sie mit dem grünen Schilf- und Lotosblumenkranze alle alten Anbeter bezaubern und den Herrn Verlobten von Weitem mit eifersüchtigen Auspicien erfüllen und in Athem erhalten wird. Der arme Fritz ist wirklich zu bedauern, wenn er Dich so aus einer Wolke von Tüll und Spitzen schauend und den wimmernden Assessor oder die beiden verliebten Rittmeister zu Deinen Füßen knieend denkt, aber ich hoffe dennoch, daß er es gefahrlos überstehen und die Qualen des unglücklichen Othello nur bis zu einem gewissen Punkte nachzufühlen haben wird.

Und nun lebe denn wohl, meine theure Therese. Küsse den Eltern in tiefstem Respecte die Hand, und grüße Gustav, den Herrn Pfarrer und alle Bekannte von mir. — Daß an mein Kommen im Mai unter den obwaltenden Umständen gar nicht gedacht werden kann, ist wol kaum erwähnenswerth. Um so mehr aber hofft auf Deine ausführliche Schilderung

Dein
Dich zärtlich liebender
Bruder Alphons.

PS. Deinem und meinem lieben Fritz noch besonders viel Aimables von mir!

XVII.

Therese an Fritz.

Schloß E. den 27. Mai 1794.

Innigstgeliebter, höflich verehrter Herr Bräutigam!

Eigentlich bin ich noch etwas wirr im Kopf und durchaus nicht so „en humeur“, als man es zu sein verpflichtet ist, wenn man an seinen in optima forma anerkannten zukünftigen Gebieter und höchst affectionirten Lebensgefährten zu schreiben hat. Ich denke aber, Sie nehmen es nicht so genau, wenn Sie nur den guten Willen sehen und legen es Ihrer kleinen Therese nicht übel aus, wenn sie lieber ein wenig confuse als pflichtvergessen ist. Sie wünschten einen Bericht über die ganze

Hochzeitsfestlichkeit, und so will ich Ihnen denselben auch nicht um eine Stunde vorenthalten!

Ueber den Polterabend haben Sie, wie mein Herr Papa mir sagt, schon von ihm das Nähere gehört und sind von ihm über die Wassernixe und den Karthäusermönch (ich kann nicht leugnen, daß sich unser lieber Herr Pfarrer als solcher ein wenig sonderbar ausnahm), so wie über die Postillons d'amour und Schäfergestalten, den Bacchus und den Mänadenchor auf das Genaueste orientirt worden. Was er Ihnen aber sicher nicht recht zu veranschaulichen gewußt, war die Erscheinung meines armen, niemals reussirenden Assessors in der Rittertracht unseres alten Ahnherrn aus dem Bilderzimmer, welche ihm wirklich allzupossirlich stand. — Wenn ich mir zurückrufe, wie seine trockene magere Gestalt mit den scheu verlegenen Geberden in Pickelhaube und Panzerhemd in das Zimmer stolperte, kann ich mich immer noch nicht fassen und wird der Aermste wol hinfort, so oft ich seiner gedenke, meine Lachlust reizen.

Doch ich wollte Ihnen ja nicht von den heiteren Scherzen des Polterabends, sondern von der Hochzeit selbst erzählen, die es wahrlich auch verdient in allen Zungen beschrieben und besungen zu werden. Daß der Bräutigam gücklich und die Braut reizend aussieht, ist ja wol die Regel und wird deshalb als ein fast nothwendiges Attribut von allen Betheiligen angesehen. Hier aber war nun Beides, wie ich ohne Parteilichkeit versichern kann, in einem selten dagewesenen Grade der Fall, denn ein wonnestrahlenderes Gesicht, als das unseres ehrlich treuen Gustav's und ein vornehm lieblicheres Bild als es meine Melanie in Myrthenkranz und Schleier bot, hätte wol kein Maler produciren, und selbst Schiller oder Goethe kaum erdichten können. — Sie war, wie gesagt über jede Beschreibung schön, und so oft ich dieser Stunde gedenke, wird die theure Freundin, jetzt Schwester, vor mir stehen, während die jungfräuliche Krone so königlich über der reinen Stirn schwebte und das leuchtende Antlitz sich mit solcher Innigkeit auf den Verlobten, mit so heiligem Ernste auf den Herrn Pfarrer richtete. — Ja, mein theurer Fritz! — Zu negiren ist es schwer, daß mein Bruder Gustav ein selten glückliches, unter allen Sterblichen (natürlich Ihre Wahl und meine Vortrefflichkeit ausgenommen) vielleicht das glücklichste Loos gezogen hat, aber er scheint auch tief davon durchdrungen zu sein. Als er seiner jungen Frau (wie hübsch das Wörtchen Frau doch bei gewissen Gelegenheiten klingt!) nach letztem feierlichen Segensspruche des Pfarrers den Arm mit innig ehrfurchtsvollem Handkuß bot, und sich Melanie's feuchte Blicke so zutrauungsvoll schüchtern auf ihn richteten, meinte ich, er würde ihr im Uebermaße seines Gefühls öffentlich an's Herz, oder gar zu Füßen stürzen. Unser lieber Herr Pfarrer hatte über den Text: „Und ob auch Berge und Hügel weichen, meine Gnade soll nicht von Dir weichen, sagt der Herr, Euer Gott" — geredet und sich in dieser Rede selbst übertroffen, und ich kann versichern, daß von der vornehm gütigen Frau von W. bis zu der Kammerzofe Lolo und meiner Wenigkeit hinab kaum ein Auge trocken blieb. Selbst unser gnädigster

Papa war sehr weich, und nachdem er Gustav umarmt und der jungen Frau Schwiegertochter seinen devotesten Respect bezeugt, hörte ich ihn im Vorbeigehen zu dem Herrn Pfarrer sagen: „Brav, mein Verehrtester! Ich danke Ihnen, daß Sie den Werth Gräfin Melanie's so erkannt und Ihrem alten Zöglinge Gustav zu gleicher Zeit tüchtig den Text gelesen haben, denn solche Perle verdienen wenig Sterbliche!" — Doch was soll ich Ihnen, mein theurer Fritz, nun noch weiter berichten, als daß Sie und Alphons uns gefehlt, Gustav und ich Ihrer abwesend gedacht, und alle Belagerungen und dienstlichen Behinderungen mehr als ein Mal laut und leise in's Pfefferland gewünscht und verschworen haben! — Die Mahlzeit war brillant, die Laune von chère maman und Schwiegermama, Herrn Papa und anderen näher Betheiligten stand auf ihrem Höhepunkte von klarem Himmel und Sonnenschein, und der Toaste, versificirten Ansprachen, musikalischen Tusche und geistreich witzelnden Redensarten wollte es kein Ende nehmen. Nur ein halb so glückliches, unumwölktes Eheleben, als es dieser Hochzeitsmorgen war, und selbst wir, Geliebter, werden es dem jungen Paare nicht besser wünschen können. — Sie fuhren nun natürlich gleich nach Tische nach Stadt N., in ihre neue Häuslichkeit, die ja Gustav wirklich à merveille eingerichtet haben soll.

Er hatte der geliebten Braut zwei prächtige Goldfüchse und eine neue Carosse geschenkt, welche denn auch, auf das Festlichste decorirt, mit den jung Vermälten davon rasselte. Die Frau Schwiegermama kehrte sofort nach Berlin zurück, und so ist es hier, nach so viel Troubel und Gewirr, augenblicklich recht still geworden und ich habe mehr als die gewünschte Zeit, über alles Erlebte nachzudenken.

Doch nun, Gott befohlen, bester, höchlich zu verehrender Herr Bräutigam, wie viel lieber schriebe ich: „Auf baldiges Wiedersehen!" — In der Hoffnung, daß auch Sie von Herzen diese Gefühle theilen, und sämmtliche Grazien und Musen Sie bei Anblick meiner höchst vortrefflichen Schriftzüge umschweben werden, habe ich das Vergnügen, mich zu nennen Ihre

sehr affectionirte Therese.

NB. Was mich übrigens doch sehr betrübt, ist meines Bruders Alphons räthselhafter Gemüthszustand, der täglich mehr unsere Sorge erregt. Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß er liebt, leidenschaftlich und unglücklich liebt. Wissen Sie denn nichts von dem Gegenstande dieser unseligen Neigung zu sagen? — Ich kann nicht umhin, bisweilen Muthmaßungen Raum zu geben, welche ich selbst Ihnen nicht zugestehen möchte!

XVIII.

Melanie an ihre Mutter.

Stadt N., den 14. Juni 1794.

Hochverehrteste Frau Mama!

Endlich, endlich komme ich einmal wieder dazu, Ihre gnädigen Zeilen zu beantworten und die Flüchtigkeit meiner ersten Schilderungen

unseres hiesigen Lebens und Einlebens durch etwas detaillirtere Nachrichten auszugleichen. Sie können sich aber in der That, höchlich verehrte Frau Mama, von den verschiedenen, oft mit einander carambolirenden Pflichten der neuen Häuslichkeit und Geselligkeit kaum eine richtige Imagination entwerfen, und ich kann nur sagen, daß sie bei Weitem übersteigen, was ich mir davon vorgestellt hatte. Da gab es denn zunächst die üblichen, von Gustav bestimmt gewünschten Regimentsbesuche, mit denen gleich in den ersten vierzehn Tagen unserer Flitterwochen begonnen werden mußte. Leider muß ich indessen gestehen, daß das vergnügte, doch auch zu Hause nicht vermißte Gesicht meines Mannes, die Fahrt in der schönen Carosse und die Benutzung Ihrer, mir zu meinem Trousseau geschenkten, höchst kleidsamen Visitentoilette das beste Resultat dieser Anstrengungen war, denn von der Neugier, Klatschsucht und Langenweile dieser immerhin recht eleganten Kreise können Sie sich in unserer Berliner Residenz wirklich keine Vorstellung machen. — Obgleich mich mehrere dieser Herren und Damen doch schon von meinem Aufenthalte in Schloß E. und dem hiesigen Ballfest zu Ehren des Prinzen Heinrich kannten, schien ich doch für Alle eine Art von Phänomen, eine willkommene Veranlassung für Toiletten-, vielleicht sogar Charakterstudien zu sein, und ich darf wol behaupten, daß mich allesammt mit Neugier, Einige sogar mit fast an Unbescheidenheit grenzender Rigorosität musterten. Und dann diese Mittagstafeln und Theesoiréen, diese Picknicks im Freien und Caféés in den neugeschaffenen Parkanlagen! — Ich kann Sie, gnädigste Mama, versichern, daß ich mich vor Fragen und Suppositionen, vor geheuchelten oder wirklichen Sympathien: „Daß ich das Städtchen N. gegen Berlin und dessen Vergnügungen vertauschen müssen", und dergleichen Anderes mehr, oft nicht zu retten wußte. „Ob Prinz Heinrich nächsten Winter einige Wochen hierher komme? — Ob ich den König oder Gräfin Cosel noch vor meiner Abreise von der Residenz gesehen, und ob der angegriffene Gesundheitszustand Ihrer Majestät der Königin sich aus Aerger über alle der ehemaligen Madame Rietz und anderen Damen erwiesenen Auszeichnungen nicht noch sehr verschlimmert habe? Wie mir die Alceste von Gluck gefallen und ob ich eines der Schillerschen Dramen habe aufführen sehen?" — So ging es, gnädigste Frau Mama, unablässig von dem einen in das andere Gesprächsthema über, und ich hätte die Beredsamkeit eines Cicero besitzen und eine wandelnde „Chronique scandaleuse" in Person sein müssen, um den in dieser Beziehung erhobenen Anforderungen nur im Geringsten genügen zu können. Jetzt ist das erste Feuer der Wißbegier und Neuigkeit nun schon ein wenig ausgebrannt und ich habe mir, einerseits durch absolute Verschlossenheit, und andererseits durch rastlose Anregung höherer Interessen und allgemein interessanter Gesprächsgegenstände sogar schon ein wenig Ruhe und eine ganz angenehme Stellung zu schaffen verstanden. Die Herren namentlich widmen sich mir besonders gern und freuen sich ersichtlich, einmal auf eine Dame zu stoßen, der Politik und Belle-

tristik, Krieg und Frieden, Ursache und Wirkung der entsetzlichen Schreckensherrschaft in dem armen Frankreich u. s. w. wenigstens über den gewöhnlichen Klatschereien und Tagesinteressen unserer lieben Kleinstadt steht. — Ja, ich kann es nicht leugnen, das dieses Gebiet der Gedankenwelt und des Geistes mir der vornehmste Anspruch meines Daseins ist, natürlich das Gebiet des Herzens eingerechnet. — Zum Glück liebt Gustav das auch sehr in mir und äußerte noch neulich Abend, wie dringend gerade er einer Frau von höheren Interessen und weiterm Gesichtskreise bedurft, ja, wie aller Reiz sonstiger Begabung und Eigenschaften ihm dafür keinen Ersatz würde geboten haben. Der gute Mann steckt übrigens bis „par dessus la tête" in Dienstgeschäften und hat alltäglich so viel zu exerciren, remontiren und inspiciren, daß man bereits eine neue, hoffentlich in ihren Resultaten glorreichere Campagne vor der Thür und sich erneut in die betrübendsten Perspectiven von abermaligem Ausmarsch und angstvoller Einsamkeit versetzt glauben sollte. Hoffentlich kommt es aber gar nicht dazu, und es ist einem der wilden Geister Frankreichs vorbeschieden, diesen grauenhaften Massacres und unerhörten Schreckenskatastrophen ohne abermalige fremde Einmischung ein Ende zu machen. Mein Mann sowol als Baron Fritz und mein nunmehriger Schwager Alphons sprechen dieses mündlich und schriftlich mit aufrichtiger Dringlichkeit aus, und der Letztere hat es sogar in einem neulichen, sehr herzlichen Schreiben an Gustav mit dem besondern Zusatze betont: „Daß ihm in einem wenn auch noch so grausamen autokratischen Regimente die einzige Rettung vor dieser weltbeglückenden, oder vielmehr weltzerstörenden republikanischen Blutherrschaft zu liegen scheine!" — Uebrigens deutet Graf Alphons in dem gleichen Briefe mit Zuversicht an, daß er noch in diesem Herbste nach N. zu kommen und die versäumte Hochzeitsfestlichkeit durch einen längern Besuch in Schloß E. und unserm Hause nachzuholen gedenke. Da kann es — wenn Anders sonst Alles wohl und im guten Geleise bleibt — wirklich viel geistige Anregung und ein gesteigertes Leben im enger befreundeten und im Familienkreise geben, was ich besonders auch meinem Herrn Schwiegerpapa lebhaft wünschen würde. Denn das augenblickliche Leben in E. bietet doch durch Theresens Verlobung und der Söhne Entfernung und Selbstständigkeit recht viel Monotones und große Einseitigkeit.

Doch da kommt soeben mein Herr und Gebieter in's Zimmer geschritten, schilt, daß ich noch immer am Schreibtisch sitze und schlägt mir vor, den heutigen sonnigen Augustnachmittag zu einem Ausflug in's Freie zu benutzen. Da bleibt mir denn, liebe, gnädige Mama, selbstverständlich nichts Anderes übrig, als diese Epistel kurz abzubrechen und, auf Ihre gütige Zustimmung hoffend, mich und Gustav ehrfurchtsvoll Ihrem Andenken zu empfehlen.

Indem wir Ihnen vereint die Hand küssen, und auf Ihr vollkommenes Wohlbefinden zu hoffen wagen, zeichne ich mich in tiefster Ehrbietung

Ihre ganz gehorsame Tochter Melanie.

XIX.

Therese an Alphons.

Schloß E. den 23. August 1794.

Liebenswerthester aller älteren Brüder.

Soeben ging uns durch Melanie und Bruder Gustav die schon in's Reich der Fabel versetzte frohe Kunde zu, daß Du wirklich zu uns kommen und die lange Entbehrung und vergebliche Erwartung am Hochzeitstage durch einen längern Aufenthalt in der Heimat so viel als möglich zu redressiren suchen wolltest. Ich habe Dir wol nicht erst noch zu sagen, wie sehr mich diese Hoffnung erfreut und wie ich deren Erfüllung entgegenschmachte! — Ja, schmachte, mein Herzensbruder; denn, wenn es auch neuerdings Einen auf dieser Erde giebt, dessen Gegenwart ich der Deinen noch vorziehen würde, so hat er mir doch die Aussicht dazu vorläufig so gänzlich abgeschnitten, daß ich mehr als eine Thörin wäre, mir mit fruchtloser Sehnsucht die Gegenwart zu verderben, und mit bleichen Wangen und vergrämten Augen gegen eine Unmöglichkeit anzukämpfen, der ich mich — als Braut eines Officiers — doch nun einmal zu unterwerfen gezwungen sehe. Einmal müssen ja diese Verwickelungen sich lösen und da Fritz schreibt, daß Prinz Heinrich jedenfalls den Winter in Berlin, wenn nicht sogar einen Theil desselben in N. zubringen werde, so will ich mich bemühen, Geduld zu üben. — Vielleicht lassen sich die Eltern sogar — dieser ewigen Trennungsnöthe wegen — zu einer Beschleunigung meiner Heirath bereit finden. Das freilich wäre, nach meiner und Baron Fritzen's Auffassung von allen Resultaten das Ersehnteste. — Doch genug von uns, mein geliebter Bruder und mehr als genug von Plänen und Wünschen, die doch außer menschlicher Berechnung liegen! — Drängt es mich doch vor Allem, Dir auszusprechen, wie sehr mich die offenbare Veränderung Deiner Gemüthsstimmung beglückt, welche mir wirklich ein Gegenstand großer und gerechtfertigter Besorgniß geworden war. — Denn glaube mir, mein bester Alphons, einen Mann von Deiner Begabung und Veranlagung in den Fesseln einer so geheimnißvollen, allgewaltigen Leidenschaft zu wissen, ist ein Gedanke, der ein aufrichtiges Schwesterherz zittern macht und dem Himmel sei Dank, daß Du Dich aus diesen — wie Du selbst sagst — hoffnungslosen Banden zu befreien suchst. Schon Deine Absicht, zu uns zu kommen, ist mir Beweis dafür, und diese Zuversicht mir dabei das Beglückendste. Denn, mein zärtlich geliebter Alphons — wer auch immer der Gegenstand dieser Deiner leidenschaftlichen Affection gewesen sein mag — und niemals werde ich Dich mit einer indiscreten Frage darüber behelligen — das Opfer Deines Selbst verdient er nicht! — Daß auch Du diese Ueberzeugung jetzt zu hegen und Dich dem Leben und dessen zahllosen Freuden und edelsten Bestrebungen wieder theilnehmend zuzuwenden scheinst, ist mir ein wahres Gottesgeschenk und auch Bruder Gustav faßt es so auf.

Hättest Du ihn nur gesehen, wie er gestern mit seiner unvergleichlichen Melanie herüberkam und uns diese frohe Wahrnehmung verkündete! — Auch er freut sich unaussprechlich, Dich bald hier und in seiner eigenen Häuslichkeit begrüßen zu dürfen und ich kann Dir versichern, daß schon die Bekanntschaft der letztern und des geistvoll anmuthigen Kreises, den sich Melanie selbst in einem Städtchen wie N. allmälig zu bilden verstanden hat, der Reise dorthin verlohnen würde. — Auch hierher bringen die lieben Geschwister immer Frohsinn und Frische, so oft sie erscheinen, was leider bei Gustav's rigorosem Dienste nicht allzuhäufig stattgefunden hat. Er leistet dabei trotz einer zeitweilig noch immer hervortretenden Schwäche und Schmerzhaftigkeit des verwundeten Fußes nach der Meinung seiner Kameraden und Vorgesetzten ausnehmend viel Tüchtiges und wird sich gewiß noch dermaleinst — wenn die Umstände ihn begünstigen — in der Armee einen großen Namen machen.

Den Geburtstag des Vaters haben wir gestern gemeinsam gefeiert und war derselbe förmlich charmirt von seiner Schwiegertochter. Die Mutter kränkelt viel und ist dabei — ganz unter uns gesagt — zuweilen ein wenig mißgelaunt und vorurtheilsvoll. So hat sie jetzt zum Beispiel die höchlich unbegründete Meinung gefaßt, daß Melanie ein wenig herrschsüchtig und eigenwillig und somit Gustav's dauerndes Glück bis zu einem gewissen Grade gefährdet sei. Ich, meinestheils, theile diese Ansicht in keiner Weise, obgleich ich mir nicht verhehlen kann, daß Melanie unsern guten Bruder, was Geist und Charakterenergie betrifft, übersieht, so daß er unwillkürlich auch in dieser Hinsicht zu ihr aufblicken muß. Seine Liebe ist aber zu unbegrenzt, und ihre Warmherzigkeit und Weiblichkeit zu vorherrschend, als daß ich jemals an einen dauernden Mißklang zwischen diesen Beiden glauben könnte und nur immer erneut wiederholen kann:

„Wenn ihnen nicht ein unumwölkter Ehehimmel lacht, so möchte man an jedem Glück in dieser Art verzweifeln und lieber gleich selbst freiwillig und ohne Reue dem Altar Hymen's den Rücken kehren!"

Doch nun genug, mein hochzuverehrendes Bruderherz und für heute nur noch die besten Grüße der Eltern und des Herrn Pfarrers angelegentlichste Complimente für Dich. — Seine Hochehrwürden sind auch nicht wenig über Deine zugesagte Visite und die belebende Aussicht einiger herzhafter Discussionen erfreut, welche seit Fritzen's Anwesenheit Niemand mehr so recht mit ihm unterhalten hat.

Doch ich schließe und verschiebe alles Weitere auf die Zeit, da wir uns persönlich darüber aussprechen dürfen. Ich werfe mich insofern vorläufig der Meinung des Herrn Pfarrers in die Arme, daß mir die Erkenntniß Deiner Bruderliebe weit über allen diesfälligen Vermuthungen und Annahmen steht und ich mich somit heute wie immer nenne,

Deine
zärtliche Schwester
Therese.

XX.

Fritz an Alphons.

Mainz den 14. October 1794.

Mein innig geliebter Bruder und Freund!

Gestatte mir schon jetzt den Titel in Anspruch zu nehmen, und damit zugleich doppelt berechtigt zu sein, die Pflichten des Zweiten im vollsten Maße auszuüben. Ja, ich bin Dein Freund, mein theurer Alphons, bin bis jetzt — Gottlob — noch stolz, mich so nennen zu dürfen, wenn auch Pflicht und Ehre mich nöthigen, Dir eine Mittheilung zu machen, welche mich Dir vielleicht im feindlichen Lichte zeigen, oder mich Dir zum Mindesten vorübergehend entfremden könnte. Aber was ist denn Freundschaft werth, wenn sie nicht redlich zu Werke geht, mein Alphons und es unter Umständen selbst nicht scheut, auf eigene Gefahr hin das ätzende Gift in eine Wunde zu träufeln, wenn das Interesse für die Ruhe und Wohlfahrt des Freundes Solches als letztes Heilmittel fordert. — So höre mich denn, geliebter Alphons, höre mich und rechtfertige Dich vor mir und Dir selber! — Daß Du es kannst und freien und ehrlichen Herzens vermagst, ist vorläufig Alles was ich erbitte und mit Innigkeit zu wünschen habe!

Du weißt, daß ich leider noch immer fern vom Schloß E. und hier dienstlich gefesselt bin, so daß ich außer Theresen's Briefen und Berichten nur selten eine Kunde von Euch und meiner zukünftigen Heimat erhalte. Da wirst Du denn begreifen, wie ich neulich an der Tâble d'hôte durch die Unterhaltung zweier Herren gefesselt ward, welche offenbar aus N. und dessen nächster Umgebung sind, und — ahnungslos über meine Persönlichkeit und Stellung zu Euch — alsbald Gustav, Melanie und Dich selbst zum Discussionsthema nahmen. „Sie kennen also die junge Gräfin Melanie?“ — fragt der ältere der Herren, ein weißköpfiger Gutsbesitzer bei N. — „Nun, dann müssen Sie gestehen, daß unser N.'sches Regiment wol niemals eine größere Eroberung gemacht, als diese blendend schöne, von Geist und Anmuth strahlende Comtessa ist. Ich habe sie noch neuerdings auf einem „déjeuner dansant“ beim Obersten gesehen, wo sie ja „sans question“, wie überall, wo sie sich zeigt, die Königin der fête war. War das ein Charme und eine Attraction für unsere Herrenwelt! — Selbst Graf Alphons, der einzige Schwager der jungen Frau und ein berühmt geistreicher junger Mann, schien gänzlich von ihr captivirt zu sein!“

„Ja, das ist eben, was mir nicht gefällt!“ entgegnet sein vis-à-vis, ein junger Regimentshauptmann. „Meine Ansichten über die ehelichen Verpflichtungen sind wirklich nicht allzustreng, aber sich den ganzen Abend fast ausschließlich dem Schwager widmen, wenn man den Gatten nicht anwesend in der Société und dienstlich gefesselt weiß — das scheint mir denn doch ein wenig zu weit zu gehen. War das ein Sprühregen von Geist und Bonmots, ein Spiel des Witzes von der einen und der Courtoisie und Seladonschaft von der andern Seite! — Es geht mich wahrhaftig nichts an, aber ich hätte wirklich dem Grafen Gustav ein

Aviso gegeben und ihn vor den feurigen Huldigungen und unablässigen Aufmerksamkeiten dieses allzuviel bewundernden Bruders und Schwagers warnen mögen!"

Der ältere Herr lachte heiter auf. „Toujours jaloux!" sagte er neckend, indem er zu dem Hauptmann hinüber blinzelte. „Hier aber, mein bester Herr Capitain, war Seitens des jungen Eheherrn, Grafen Gustav, wahrlich keine Veranlassung dazu; denn Gräfin Melanie ist eine Perle und das Verhältniß der beiden Brüder das innigste und schönste, welches mir jemals vorgekommen!"

„Mag Alles sein", brummte der Hauptmann; „aber wenn der Schein nicht gewahrt wird, können sich die Leute nicht wundern, daß man ein falsches Urtheil fällt. Fragen Sie noch ein halbes Dutzend meiner Kameraden aus N. über diese Angelegenheit und ich wette, daß nicht Einer unter ihnen hier Seitens des Grafen Alphons an eine nur platonische Freundschaft glaubt!"

In diesem Augenblick wurde ich durch den zweiten Adjutanten S. k. Hoheit des Prinzen Heinrich abgerufen, und somit der Alternative entrissen, mich in das Gespräch der beiden, mir völlig unbekannten Herren zu mischen, oder Deine Vertheidigung, anders als auf Treue und Glauben hin, diesen Fremden vis-à-vis übernehmen zu können. — Wie sehr mir aber das Gehörte in Kopf und Herzen spukt, und welche Beunruhigung mir der Gedanke einer annähernden Wahrheit desselben verursacht hat, magst Du am Besten aus dieser rückhaltlosen Aussprache und Warnung entnehmen. Glaube mir, theurer Freund, daß sie mir herzlich schwer geworden und niemals zu Papier gekommen sein würde, wenn ich eine stattgefundene, ernstliche Verschuldung Deinerseits für möglich hielte. Aber es ist und bleibt leider ewig wahr, daß wir keine Götter, sondern nichts als schwache, großen Fehlern und Irrthümern unterworfene Menschen sind, denen ihr hoch- und werthgehaltenes „Ich" manches Mal gar wunderliche Streiche spielt, ohne daß sie die geringste Ahnung davon hätten. Da bedarf es denn eines unparteiischen Blickes und einer festen, unerschütterlichen Freundeshand, welche uns sanft ergreift, und ruhig und sicher aus dem Labyrinthe führt, in dessen sternlosen, verschlungenen Pfaden sich schon so mancher Edle verirrt und auf immer, ohne Möglichkeit der Wiederkehr, verloren hat! — Denn ach, mein theurer Bruder und Freund! — Wie harmlos und rein Dein Verkehr mit Melanie an sich auch sei, so ist unser Jahrhundert nun einmal nicht so arglos und tugendhaft, daß ein solches Freundschaftsverhältniß zu einer schönen, jungen Frau (und wenn sie die eigene Schwägerin wäre) ungestraft und unverleumdet bestehen könnte. — Nun, so bringe Dich denn nicht in diese Lage. — Brich Alles ab und wirf es von Dir, was einen ungerechten Argwohn erwecken, oder — wie unschuldig an sich es auch sei — zu Mißdeutungen Anlaß geben könnte. — Wir Menschen können unmöglich immer ganz für uns und unsere Leidenschaften stehen. — Darum richte Schranken, unübersteigliche Schranken zwischen Dir und einer Versuchung auf, die — auch nur für einen

Moment stärker als Du — Dein und der Deinigen Lebensglück und Frieden auf immer untergraben, Dir Deine Selbstachtung und die Achtung Anderer rauben — Dich zum Schurken und Verräther an Deinem Bruder machen müßte. — Denke Dir seine Lage, wenn ihm (ich höre, er ist in diesem Augenblicke seiner Gesundheit halber in Berlin) dort eine Ahnung dieses Scandals, eine unvorsichtig oder leichtfertig hingeworfene Aeußerung zugetragen werden sollte? — Denke Dir Melanie, von Solchen, die ihren wahren Werth nicht ahnen, schmachvoll verkannt, durch entehrende Urtheile gebrandmarkt und um Deinetwillen in der Meinung von Leuten herabgesetzt, welche ihr jetzt in verdienter Hochachtung und Bewunderung zu Füßen liegen! — Nein, es wird, es kann nicht sein, Du wirst — Du mußt, gesetzt, Du hättest, hingerissen von der Allgewalt ihres Zaubers, etwas mehr als recht für Deines Bruders Weib gefühlt — diese unglückselige Verirrung allzuleidenschaftlicher Verehrung für jetzt und alle Ewigkeit aus Deinem Herzen reißen und Du wirst mir, Deinem treusten Bruder und Freund, bald, recht bald die Versicherung geben, daß ich zu schwarz gesehen, mich in übergroßer Sorge und Aufregung getäuscht, aber um der Redlichkeit meiner Absicht willen auf Deine Vergebung zu hoffen habe. — Der Lenker aller Menschenherzen walte dies!

Dein
treuer Freund
Fritz.

XXI.

Melanie an ihre Mutter.

Stadt N., den 26. October 1794.

In tödtlicher Angst, in namenloser Entrüstung und mit einem vernichtenden, wenn auch, weiß Gott, nicht durch eigenen Frevel heraufbeschworenen Schamgefühl nahe ich mich Ihnen heute, meine Mutter, um an Ihr Herz zu flüchten, welches bei aller Strenge doch gerecht, bei aller gerechten Empörung gegen einen Anderen doch menschlich und barmherzig gegen mich sein, und mir seinen Trost und mütterlichen Rath bei einer furchtbaren, mich unerwartet heimsuchenden Katastrophe sicher nicht versagen wird!

Sie kennen, wenngleich nur oberflächlich, den Grafen Alphons, Bruder meines Gatten und wissen, welchen sonderbaren, fast unheimlichen Eindruck er auf mich von dem ersten Momente unserer Bekanntschaft an gemacht hat. — Obwol ich nun die Vorzüge seiner Persönlichkeit und auffallenden geistigen Begabung keineswegs verkannte, entsprach derselbe dessenungeachtet doch in keiner Hinsicht den Vorstellungen, welche ich mir von ihm nach Theresens und meines Gatten Schilderungen entworfen hatte. Sein aufgeregtes, unruhiges Wesen, seine geistsprühende Lebendigkeit nicht minder als seine oft fast melancholische Einsilbigkeit, sein bald zärtlich inniges, bald kühl zurückhaltendes Benehmen befremdeten und erschreckten mich, so daß ich niemals zu einem behaglich unbefangenen, mir sonst so sehr natürlichen Gefühl in seiner Gegenwart gelangen

konnte. Therese verwunderte sich, Gustav schalt mich unverwandtschaftlich und vorurtheilsvoll und selbst mein Schwiegerpapa warf schon bei Veranlassung meiner Verlobungsfeier die Bemerkung hin: „daß ich seinem ältesten Sohne doch ein wenig mehr Anerkennung und Gerechtigkeit zollen möge!" — Anerkennung und Gerechtigkeit! — O, meine Mutter! — Es sind kühle Begriffe für schwesterliche Hochachtung und Zuneigung, und dennoch gäbe ich gern zehn Jahre meines Lebens darum, hätte ich dem Grafen Alphons diese Ersteren ungetrübt und ohne Beeinträchtigung widmen dürfen. Doch hören Sie, was ich zu schreiben gar nicht den Muth besitze und was doch Sie und nur Sie allein meinem armen Gatten mittheilen können! Sie, meine Mutter, werden meine Angaben besser zu würdigen und die Lage der Dinge richtiger zu beurtheilen verstehen, als ich mich augenblicklich noch dazu befähigt fühle! — Sie haben wol bereits durch mich und Andere gehört, daß Graf Alphons sich seit längerer Zeit in einer so gesteigert erregten, absonderlichen Stimmung befand, daß seine nächsten Freunde davon betroffen und beunruhigt wurden, indem sie behaupteten, daß irgend eine allgewaltige, ihn gänzlich beherrschende und dabei hoffnungslose Herzensinklination seinem äußerlich und innerlich so plötzlich verändertem Wesen zu Grunde liege. Auch Therese, welche immer noch bis zu einem gewissen Grade seine Vertraute war, bestätigte dies und nur Gustav wies diese Ansicht mit Entschiedenheit zurück. „Lehrt mich doch meinen Bruder nicht kennen!" rief er stets fast heftig aus, sobald einmal die Rede auf dieses absonderliche Thema kam.

„Alphons von unglücklicher Leidenschaft befallen und dies vor mir verbergen können? — Er, mit dem ich von frühester Jugend an jeden Gedanken getheilt und der sich mir stets als offenster, zärtlichster Bruder bestätigt hat? Grillen und tolle Marotten hat er im Kopfe und besonders jetzt, wo er sich, mit seinem erregbaren Temperamente und seiner glühenden, schrankenlosen Einbildungskraft, durch seine Stellung und Wirksamkeit nicht genugsam befriedigt fühlt! — Gleich noch heute bitte ich ihn, daß er sich „coute qui coute" einmal für einige Monde daraus zu befreien sucht, und, wenn es nicht anders geht, durch einen „coup de force" Frische und Freudigkeit wieder gewinnt! — Einige Wochen hier in N. und Ihr werdet sehen, daß wir den alten, Geist und Leben sprudelnden Alphons wieder haben!"

Die Sache erschien mir zweifelhaft, aber jedenfalls war es nicht an mir, deren Ausführung entgegen zu sein. Mein Gatte schrieb übrigens sogleich und bald darauf erhielt er die ihn lebhaft erfreuende Erwiederung, daß Graf Alphons noch im Laufe des October hier in N. eintreffen und jedenfalls einige Zeit bei uns verweilen werde. Und er kam! — O, daß ich diese Stunde nicht erlebt und ihn niemals wiedergesehen hätte!

Wenige Augenblicke vor seiner Ankunft hierselbst war Gustav noch auf mein Zimmer gekommen, um mich feuchten Auges zu beschwören, seinen so innig geliebten Bruder dieses Mal herzlicher willkommen zu

heißen. „Bedenke doch, wen Du vor Dir hast und wie viel mir daran liegt, daß dieses unverwandtschaftliche, ungemüthliche Verhältniß zwischen Euch zu Ende kommt!" sagte er warm. „Kann ich doch nur so auf eine früheren Tagen ähnliche Zeit brüderlich frohen Zusammenseins hoffen!"

Natürlich versprach ich meinem geliebten Manne redlich das Meinige zu Ueberwindung dieser, sicherlich tadelnswerthen Abneigung zu thun und dem Grafen seinen Aufenthaltsort in unserm Hause so angenehm und erheiternd als möglich zu gestalten! — Er zog mich dankbar innig an sein Herz. — „So recht!" — rief er froh bewegt. — „Wußte ich doch, daß ich an meiner Melanie gesundes Urtheil und Gefühl nicht würde vergeblich zu appelliren haben!" — Etwa zehn Minuten später trat Graf Alphons mit ihm ein. Seine Gestalt erschien noch imponirender und über seinem Antlitz lag ein Zug von Schwermuth und überstandenen Seelenkämpfen, der ihn mir zum ersten Male in ungewöhnlichem Lichte zeigte. Mit kalter Gemessenheit schritt er auf mich zu und verbeugte sich tief, ohne mich anzusehen. „Herzlich erfreut, Sie hier zu begrüßen, lieber Herr Schwager!" sagte ich unbefangen und reichte ihm die Hand. Er ergriff sie scheu, drückte einen leichten Kuß darauf und begann sich über seine staubige Reisetoilette und ungeschickte Ankunftsstunde zu entschuldigen.

Ich sah erstaunt zu ihm auf. „Nennen Sie die Mittagsstunde eine ungeschickte?" warf ich lächelnd hin. „Mir erscheint sie als die angenehmste, da man noch den halben Tag vor sich und hinreichende Muße für das nothwendige Einleben hat! Möchte Ihnen dasselbe hier in unserm Daheim bald ein recht Behagliches werden!"

Graf Alphons senkte leicht dankend den Kopf, blickte zerstreut auf mich und beurlaubte sich dann, um sich zur Mittagstafel umzukleiden.

Die ersten vier Tage vergingen sehr angenehm, obgleich ich im Ganzen von Graf Alphons wenig sah, der sich hauptsächlich in Gustav's Interessen zu absorbiren und die lange brüderliche Trennung und Entfremdung möglichst ergänzen zu wollen schien. Auch eine Fahrt nach Schloß E. wurde gemacht und der Eltern wie Theresen's Besuch wiederum entgegen genommen. Der alte Papa war höchlich beglückt, einmal wieder seine beiden Söhne beisammen zu sehen und Therese sprudelte wie gewöhnlich von Witz und Heiterkeit. — Allmälig aber änderte sich die Lage der Dinge, indem mancherlei dienstliche Obliegenheiten meinen Gatten und einander folgende Festivitäten mich und Graf Alphons in Anspruch nahmen. — Man freute sich der Gegenwart des Letztern und alte wie neue Freunde und Bekannte bestrebten sich, ihn einzuladen und ihm nach Kräften die „Honneurs" zu machen. — Mir wurde diese rastlose Geselligkeit ein wenig viel, aber Gustav drang um so mehr darauf, daß ich mich dabei betheiligte, als er leider nur allzu oft daran verhindert ward. Die „tête-à-têtes" mit meinem Herrn Schwager aber waren erst recht nicht nach meinem Geschmack und so zwang ich mich oftmals dazu, wo ich weit lieber daheim gesessen hätte.

So verfloß die Zeit und ich begann mich bereits angelegentlich mit den projectirten Vorbereitungen zu Graf Alphons' Abreise zu beschäftigen und derselben mit einer Art von Genugthuung entgegen zu sehen, als mir dessen Benehmen wiederum höchst befremdlich ward. An Stelle der geistreichen Lebendigkeit und chevaleresken, offen zur Schau getragenen Huldigung trat plötzlich wieder jene launische, von einem Extreme zum andern schwankende Ungleichheit, welche mir schon in erster Zeit so unheimlich und frappirend gewesen war. Entweder war der Graf — und zumal wenn Gustav nicht zugegen war — gleich wie ein Schatten an meine Nähe gebannt, oder er wich mir sichtbarlich aus, verstummte, sobald ich in's Zimmer trat und vermied es sogar, in den kleinsten Cirkeln mit mir zu sprechen oder mir Beachtung zu schenken. Traf es sich aber, daß ich — ganz erleichtert durch diese Abgezogenheit — mein Gesicht anhaltender zu einem Andern wandte, oder mich durch diesen in längerm Gespräch fesseln ließ, so trat sofort der Graf heran und versuchte uns zu unterbrechen und durch eigene feurige Beredsamkeit meine Gedanken abzuziehen. — Daß mir dieses Benehmen sowol um meiner selbst, als um der natürlichen Beobachtungen und Glossen Anderer willen, im höchsten Grade unangenehm war, werden Sie, gnädigste Frau Mama, mir sicher vollkommen nachempfinden. Mehr als zehnmal stand ich im Begriff, diesen, mich wider Willen und Gewissen mehr und mehr bestrickenden Bann gewaltsam zu brechen, indem ich zu meinem Gatten eilte und mich durch rückhaltlose Aussprache gegen denselben aus allen Zweifeln und Kämpfen zu lösen suchte. — Aber dann stand ich wieder starr und schaudernd vor den Consequenzen da, welche auch nur die leiseste Andeutung meiner Vermuthungen ihm gegenüber haben und für unser Aller Glück und Frieden nach sich ziehen mußte. — Alphons bei seinem Bruder anklagen? — Ihm, meinem Gatten, dem arglos vertrauenden, in zärtlicher Hingabe an seinem Bruder hängenden Manne sagen: „daß eben dieser Bruder ein niedriger Verräther, daß sein Zutrauen auf das Schmählichste verrathen und die heiligsten Bande auf Erden für immerdar vernichtet, entweiht und in den Staub getreten seien?"

Und dieses Alles auf Andeutungen und Suppositionen hin, für die ich nicht den geringsten Beleg, nicht den kleinsten Beweis in Händen hatte? — Unmöglich! — Gustav selbst hätte Dies nicht fordern, mich dafür bitter tadeln, ja es mir vielleicht nimmermehr verzeihen können!

So stand es, als ich eines Nachmittags die mich lebhaft erschreckende Kunde erhielt, daß mein auf einer kleinen Revisionstour abwesender Gatte plötzlich die Ordre erhalten, sich mit einem Bericht an Seine Majestät den König nach Berlin zu begeben. Gustav schrieb mir dies nur in wenigen flüchtigen Zeilen, in denen er lebhaft bedauerte, aus Mangel an Zeit nicht über N. reisen und mir persönlich Lebewohl sagen zu können. „Ich hoffe aber spätestens in acht bis zehn Tagen wieder daheim zu sein", schloß er eilig, „und jedenfalls Alphons auch

noch dort anzutreffen. Um Dich, meine einzig Geliebte, habe ich mir ja Gottlob, keine Sorgen zu machen!"

Ich kann nicht beschreiben, wie unangenehm und peinlich in jeder Beziehung mir dieser ganz unerwartete Zwischenfall war und wie sehr er mich erregte und in Verlegenheit setzte. Die unvermeidlich noch näheren Beziehungen, in welche mich meines Gatten so unvermuthet lange Abwesenheit zu meinem Schwager und Gaste setzte, bedrückten und peinigten mich namenlos, und unwiderruflich stand es in mir fest, daß ich dieser Situation durch meine eigene Uebersiedelung nach Schloß E. ein Ende machen wollte. — Es war inzwischen schon finster geworden, ein naßkalter, stürmischer Octoberabend ohne Sternenschein und Mondenlicht, so daß ich, selbst in meinem behaglichen Zimmer, lebhaft zu frösteln begann. Ich klingelte nach Licht, ließ Feuer anzünden und schickte mich an, Theresen zu schreiben, daß ich — wahrscheinlich in Begleitung von Alphons — den nächsten Abend bei den Eltern eintreffen werde, als mich ein hastiges Pochen störte.

Schreckhaft fuhr ich auf. Der Diener der Frau Oberst K. überbrachte mir eine Einladung, den Abend daselbst zuzubringen. — Das Wetter war nicht eben einladend, indessen lag die Wohnung der Frau von K., wenn ich den Gang durch den Garten wählte, kaum fünfhundert Schritte entfernt, und ich entging der Verlegenheit, Alphons durch gänzliche Zurückgezogenheit zu verletzen. So sagte ich zu, ließ bei Graf Alphons fragen: „Ob er gleichfalls ausgehen oder den Thee auf seinem Zimmer nehmen werde?" — und schickte mich soeben an, den Brief an Therese zu expediren und mich für den Ausgang bereit zu machen, als die Thür sich plötzlich öffnete und mein Schwager vor mir stand. Erstaunt und indignirt, nicht einmal die Form der Anmeldung gewahrt zu sehen, trete ich zurück. — „Herr Graf", frage ich kalt und stolz, „darf ich fragen, welchem Umstand ich die Ehre Ihres Besuchs zu dieser Stunde zu danken habe?"

„Vergebung, Melanie!" entgegnete er weich, aber bestimmt. „Ich hoffe, Sie werden nicht vermuthen, daß ich Sie den Weg zur Oberstin K. zu dieser dunklen Nachtzeit unbegleitet gehen lassen und mir das Recht, Sie zu beschützen, nehmen lassen werde?"

„Ein Recht?" falle ich Graf Alphons in's Wort. „Ich wüßte nicht, daß ich Sie jemals zu solcher Anmaßung autorisirt oder mir Ihren Schutz in irgend einer Beziehung erbeten hätte!"

Er fuhr heftig auf und runzelte die Stirn. „Wie? — Sie mißtrauen mir? — Sie wagen es nicht, sich unter meinen Schutz zu begeben?" rief er mit einem Blick, der mich erzittern ließ, und trat lebhaft auf mich zu. „Darf ich meinerseits fragen, womit ich diese beleidigende Zurückhaltung verdient, wodurch ich Ihren Argwohn hervorgerufen habe?"

„Lassen wir das auf sich beruhen!" sagte ich gemäßigter. „Es ist weder meine Absicht, noch meine Pflicht, irgend Jemand Rechenschaft über meine Gedanken oder Gefühle abzulegen, am allerwenigsten

Ihnen, Herr Graf, da Sie ja weder zu den einen, noch zu den anderen in anderer als oberflächlicher Beziehung stehen!"

„Oberflächlich?" flüsterte er in einem Ton, der mich jäh durchzuckte und mit Angst und Schreck erfüllte. „Wagen Sie es nicht, ein solches Wort noch einmal in Bezug auf mich und Sie zu nennen, oder Sie werden mich zum Aeußersten treiben, mich für immer elend oder rasend machen!"

„Ich verstehe Sie nicht und mag Sie nicht verstehen!" erwiederte ich mit äußerster Selbstbeherrschung. „Hegen Sie freundschaftliche Gefühle und verwandtschaftliche Zuneigung für mich, so beweisen Sie mir dies, indem Sie einfach herzlich gegen mich sind und mich jetzt nichts weiter hören lassen!"

„Aber ich will gehört, ich will von Ihnen verstanden werden!" rief er außer sich, indem er meine Hand ergriff und mit Leidenschaft an seine Lippen preßte. „Ich will und muß es endlich sagen, was mir von dem Moment an, wo ich Sie erblickt, Vernunft und Sinne raubt, einzig mein Herz erfüllt!"

„Bedenken Sie, zu wem Sie reden!" schrie ich empört und entriß ihm meine Hand.

Er zögerte einen kurzen Augenblick, aber nur, um seiner unglückseligen, nunmehr alle Schranken durchbrechenden Leidenschaft ungehemmten Ausdruck zu verleihen.

„Nichts will ich bedenken, Nichts erwägen, als Sie mein zu nennen!" rief er wild und näherte sich mir erneut mit Ungestüm. „Die Zeit des Schweigens und des Kampfes ist vorbei, denn sie hat mich nur gelehrt, daß meine Liebe unüberwindlich, ein wild verzehrendes, im geheimen Verbergen doppelt verheerendes Feuer ist, welches zu Gunsten Anderer zu ersticken, mir sowol die Macht, als der Wille gebricht. — Ja, ich liebe Sie, Melanie, liebe Sie mit einer Gluth und Leidenschaft, welche mich alles Heiligste mit Füßen treten, jeder Convenienz und Sitte spotten und um Ihres Besitzes willen Ehre und Leben einsetzen läßt!"

„Sind Sie wahnsinnig, Herr Graf?" stieß ich entsetzt hervor und befreite mich gewaltsam aus seinem Arm. „Heiliger Herr des Himmels ist eine solche Beschimpfung erhört, ein so schmählicher Treubruch und Verrath jemals auf Erden begangen worden?"

Bei diesen Worten prallte er zurück, heftete einen fast irrsinnigen Blick auf mich und stand einige Secunden regungslos, wie vor mir und sich selbst erschauernd, da. „Ehrloser Verräther, ja!" — murmelte er dumpf, „aber weil ich es einmal bin, weil kein Mensch oder Engel mich vor mir selbst erretten oder diese selig süße Qual in von Pflicht und Ehre gebotene Schranken fesseln konnte, so will ich wenigstens nicht unerhört — und sei der Rausch auch noch so kurz und schwer gebüßt — an ihr zu Grunde gehen!"

Mit halb drohender, halb beschwörender Geberde suchte er mich erneut in seinen Arm zu ziehen, aber Schreck und Scham wappneten mich mit übernatürlicher Kraft.

In der Angst der Verzweiflung ergriff ich, mich dem Grafen entwindend, einen Klingelzug und stand hoch aufgerichtet, ihn vom Kopf bis zu den Füßen messend, vor demselben. „Zurück, Elender!“ rief ich ihm, Zorn und Verachtung sprühend, zu. „Noch einen Schritt weiter und dieser Glockenzug soll meine Dienerschaft zu Zeugen meiner Schmach und Ihres ehrlosen Betragens machen!“

Er stand wie paralysirt. Sein Gesicht wurde todtenbleich, sein Auge das eines Sterbenden. — Dann faßte er sich — wie aus bösem Traum erwachend — an die Stirn.

„Gegenliebe oder Tod!“ murmelte er dumpf, wandte sich langsam, ohne zurückzusehen, und war verschwunden.

Meine Kraft war aufgezehrt. Ich empfand nichts, als ein namenloses Weh, ein Gefühl, als ob ein Ungeheuerliches sich vollzogen, ein dunkles, wenngleich meinerseits vollkommen schuldlos herbeigeführtes Verhängniß, mein Lebensglück erschüttert, vielleicht für immer vernichtet hätte. — So verlor ich das Bewußtsein, welches mir erst nach längerer Zeit unter der sorgsamen Hand meiner treuen Lollo wieder kam. — Niemand, außer Ihnen, ahnt bis jetzt, was hier vorgegangen, und ich zittere bei dem Gedanken, was Sie dazu sagen, wie Sie es meinem Gatten beibringen werden. — Und dennoch beschwöre ich Sie, es zu thun, denn ich vermag es nicht!

Ihre
ganz gehorsamste, tief erschütterte
Melanie.

N. S. Graf Alphons soll, wie ich zu meiner Beruhigung höre, sofort abgereist sein!

XXII.

Alphons an Gustav.

Waldhaus bei Schloß E., den 27. Oct. 72.

Mein theurer Bruder!

Gestatte mir heute noch ein Mal diese Anrede, obwol ich dieselbe unwiederbringlich verwirkt und nicht mehr verdiene, Dein Bruder zu heißen. — Ich schreibe Dir nur noch, um Dir, den ich in Wahrheit geliebt und dennoch schmachvoll beleidigt habe, eine letzte Beichte abzulegen — die Beichte eines Sterbenden!

Deine Vergebung für das Dir zu machende Bekenntniß zu erbitten, wage ich kaum, obgleich ich bezweifle, daß Du mich so schonungslos richten und unbarmherzig verurtheilen wirst, als ich selbst dies bereits gethan. Daß ich mir das Recht des Daseins abspreche und den Tod freiwillig suche, weil ich ein Leben ohne Selbstachtung und Liebe nicht ertragen und doch Beides niemals wieder gewinnen kann, mag in Deinen und meiner armen Eltern und Geschwister Augen eine Art von Sühne werden. — Wenn das Wörtchen „Hoffnung“ noch in irgend einer Bedeutung für mich genannt werden könnte, so würde ich sagen: „Ich hoffe, daß dem so sei. Berechtigt, es zu erwarten, bin ich selbst dazu nicht mehr.“ — „Unglücklicher, was soll mir das? Bist

Du wahnsinnig, Alphons?“ rufst Du wol, Dir selbst und meinen Worten nicht trauend, bei Anblick dieser Zeilen aus. — Ach, vielleicht, wäre mir besser so — denn mehr als Wahnsinn ist und zeigt mein frevelhaftes Thun, das schandbar Ungeheuerliche, was ich Dir — nur Dir allein — abzubitten und mitzutheilen mich verpflichtet fühle. — Und weil ich dies thue, so — herzlich geliebter Bruder — fluche mir nicht! Laß das letzte Bekenntniß schwerer Schuld wenigstens nicht noch zu einer Anklage mehr für den Urtheilsspruch in Deinem Innern werden!

Seit ich Deine Melanie gesehen, habe ich sie — o, daß es unser Verhängniß so gewollt! — wider Ehre und Recht geliebt — habe ich mich in der Leidenschaft für sie verzehrt, ihr mein Herz und meine Vernunft, meine Selbstachtung, meinen Ehrgeiz und meine Zukunft willenlos und wahllos hingeopfert! — „Ist das möglich? Ist es glaublich, wo ein solches Gefühl auch nicht ein Funke von Hoffnung genährt, wo dasselbe sich bereits bei seiner Entstehung selbst verflucht und sich tausendmal gerichtet hat?“ — — Und dennoch war es so, Gustav! — Dennoch habe ich fruchtlos durch Wochen und Monde gegen eine Leidenschaft angekämpft, die mich von dem ersten Moment an mit dämonischer Allgewalt mit tausend unsichtbaren, aber unzerreißbaren Fäden umsponnen hatte. — Warum kam ich nicht nach E.? Warum entzog ich mich Deinen immer wiederholten Einladungen und vermied selbst das Vaterhaus, bis ich meiner Herr zu sein, mich von Melanie's Zaubermacht losgelöst und durch die heiligsten Pflichten vor neuem Rückfall gesichert wähnte? — Ach, daß ich mir selbst mehr mißtraut, der Stimme meines Innern gehorcht und Eurem lieben Kreise nicht nur damals, sondern dauernd und um unser Aller willen fern geblieben wäre! Schon das erste Wiedersehen zeigte mir meine kindische Vermessenheit, lehrte mich, daß meine Leidenschaft wo möglich noch gesteigert und ich zu neuem Widerstand zu ohnmächtig, zur abermaligen Flucht zu feige, Melanie besitzen, selbst auf Kosten alles Heiligsten die Meine nennen oder jedem Glück auf Erden für ewig entsagen müsse. Dazu aber fühlte ich nicht mehr die Kraft in mir!

Doch was soll ich Dir die Kämpfe, die trügerischen Vorspiegelungen, welche mich alltäglich mehr umstrickten und nur der Gelegenheit zu einer verbrecherischen That zu warten schienen, noch mehr ausmalen?

Sei es Dir genug zu wissen, daß meiner bis zum höchsten Wahnsinn gesteigerten Leidenschaft Deiner Melanie aufgedrungenes Geständniß in tiefster Niederlage für mich geendet, daß kein Hauch ihre fleckenlose Reinheit getrübt oder sie zu meiner Mitschuldigen gestempelt hat. Ein Weib wie Melanie steht zu hoch, als daß irgend ein Mann es ganz zu begreifen oder in seinem vollen Werth zu schätzen vermöchte. Ihre Verachtung verdient und bei ihr äußerste Erfolglosigkeit erfahren zu haben, genügt schon an sich, um sich des Lebens unwerth zu erachten, aber auch zugleich, um den Tod einem Dasein ohne ihre Liebe und Achtung vorzuziehen!

Dein
sich selbst dazu verurtheilender Alphons.

XXIII.

Schloß E. den 28. Oct. 1794.

Therese an Fritz.

Wenn das schmerzvoll Ungeheuerliche, das nie Gefürchtete, weil nie für möglich Gehaltene plötzlich herzzerreißend und schaudernd empfunden in unser Dasein tritt, so bedarf es der gewaltsamen Zusammenraffung aller unserer moralischen und physischen Kräfte, um sich zu vergewissern, daß man **lebt** und berufen ist, das Unabänderliche zu ertragen, wie danach im Sinne des Höchsten zu handeln. — So ergeht es mir, theurer, innigstgeschätzter Fritz, wenn ich heute, sowol dem eigenen Bedürfniß als einem Auftrage meiner Eltern folgend, Ihnen den Tod meines Bruder Alphons melde, der unser **Aller** innerstes Herz zerreißt und jedes Trostesgrundes zu spotten scheint. Alphons hat **sich selbst getödtet** — aus unerwiederter Liebe zu Melanie — aus Verzweiflung und Verachtung seiner selbst ein Leben genommen, welches bis dahin unser **Aller** Freude und Stolz, den edelsten Bestrebungen und höchsten Idealen zugewendet gewesen! — **sich selbst getödtet!**

Ich sehe Sie im Geist das furchtbar Schaudervolle wieder und wieder lesen und doch nicht glauben! — Ich höre Ihre entsetzten Ausrufungen und fühle, daß Sie gleich mir, den Sinn und die **Bedeutung** dieser Worte vergeblich zu fassen und sich mit der nur zu unleugbaren Thatsache auszusöhnen streben!

Ja, mein hochverehrter Verlobter und Freund! — Wol hat auch Ihre arme Therese es jetzt zuerst begreifen lernen, daß unser Leben Erfahrungen in sich schließen, Schicksale über uns verhängen kann, welche den **Glauben an Gott und Menschen** zu erschüttern und die unveräußerliche Zuversicht auf die Vatertreue und liebreichweise Vorsehung des Weltenschöpfers zu vernichten drohen!

Doch ich wollte keine Schilderung unseres Gemüthszustandes, keine nutzlosen Sentenzen und Betrachtungen machen! — Ist doch mehr als genug gesagt, wenn ich Ihnen das Factum vor Augen stelle und Ihnen über die dasselbe begleitenden Nebenumständen noch so viel Aufschluß gebe, als Sie dies von der Wahl Ihres Herzens, von der Schwester Ihres unglücklichen Freundes zu erwarten berechtigt sind. — Wie schwer mir dieses nähere Eingehen fällt, dem ich mich doch in keiner Hinsicht zu entziehen vermöchte — Sie werden es verstehen, geliebter Fritz — und mir das etwa Unzulängliche zugute halten!

Der Vater hatte gestern Abend, wie es jetzt häufig seine Gewohnheit ist, eine kleine Spazierfahrt mit mir gemacht und dafür die Direction des Vorwerks Waldberg ausersehen. Das Wetter war zwar trübe, aber doch nicht regnerisch und der schwer bewölkte Himmel paßte gut zu dem herbstlichen Blätterschmuck. — Wir hatten Mancherlei besprochen, denn der Vater zeigte sich, durch die Nachricht von Gustav's dienstlicher Fortbeorderung angeregt, ungewöhnlich eingehend und mittheilsam. Da sehen wir plötzlich den alten Jäger Moritz her aus der Waldung nahe der Lichtung bei Waldberg stürzen und mit allen Geberden des

Schreckens nach dem Schloßwege hinübereilen. Durch den Ruf des Vaters und das Rasseln des Wagens aufgeschreckt, steht er still, greift sich wie in rathloser Verzweiflung an die Stirn und kommt dann blitzesschnell auf uns zu gerannt. „Großer Gott, Herr Graf! — Großer Gott, da, da!" bleibt das einzig uns Verständliche — was in athemloser Angst gesagt, immer erneut von schreckensbleichen Pantominen begleitet wird. — „Seid Ihr toll oder berauscht?" — fährt ihn der Vater an, indem er — selbst von Schreck erfaßt — dem Kutscher zu halten und dem Diener den Carossenschlag zu öffnen winkt.

Doch der Alte scheint für Alles blind und taub, nur von einer Idee, einer furchtbaren Vision beherrscht. „Graf liegt dort! — liegt rechts dort!" — bringt er wiederum hervor, während der Vater der Richtung folgt und mein zitternder Fuß seinen eiligen Schritten von plötzlich banger Ahnung ergriffen, nachzueilen strebt. Aber Brombeerranken und wildes Gestrüpp machen den Fortschritt schwierig und hinderlich. Erst einige Minuten später als mein Vater, erreiche ich den Unglücksplatz und bin bestimmt Zeuge eines Anblicks zu werden, der noch jetzt eher als ein böser Traum, denn als grauenhafte Wirklichkeit vor mir steht. Unter den drei Rieseneichen, welche den jungen Wald von den alten, nach Waldhaus führenden Kiefern scheiden, liegt röchelnd und stöhnend, eine ihn mit Blut überströmende Wunde in der Brust, mein armer Bruder Alphons, über den sich — das Bild rathlosen Schmerzens und Entsetzens — mein Vater beugt. — Bei meinem jähen Aufschrei wendet Alphons ein wenig den Kopf und winkt mit unaussprechlichem Ausdruck, ihn nach Hause zu bringen. „Dort, dort!" — ächzt er unter namenloser Qual, „laßt mich, wenn ich es auch nicht verdient, unter dem Dache des Vaterhauses sterben!" — Von Schreck und Angst überwältigt, habe ich nur noch eben die Kraft unseren Dienern eilige Hülfe und Fortschaffung zuzurufen und mich selbst den Waldpfad hinab, nach dem Hause des Dorfarztes zu stürzen. Derselbe ist schon seit dem Mittag fort und man vermuthet ihn jetzt bei der Mutter auf dem Schlosse. Beflügelten Schrittes eile ich dorthin und treffe gerade noch rechtzeitig ein, um die Mutter vorzubereiten und dem armen Vater bei der Hinaufschaffung des unglückseligen Alphons beizustehen. „Ein Arzt, ein Arzt!" — ruft der Erste immer von Neuem in schmerzvollster Bestürzung aus, aber Alphons bedeutet mit zuckender Lippe: „Daß es zu spät und Menschenhülfe hier weder erwünscht noch von Nutzen sei!" — „Nur sterben, sterben!" — flüstert er mir unaufhaltsam zu. „Es giebt Thaten und Verbrechen, die einzig und allein der Tod nur sühnt — Seelenqualen, aus denen er allein Erlösung und Befreiung winkt. — Lebe wol, mein Schwesterchen und sage Fritz, daß sein Warnungsbrief vielleicht genützt, wenn er nicht zu spät gekommen. — Laßt mich von Eurer Liebe, ach! — wenn Ihr die Größe meiner Schuld erkannt — dereinst auf ein milderes Urtheil hoffen, als Euer Rechtssinn mir gewähren kann und möchte Euer Aller Zukunft eine reiche, innerlich beglückte werden!"

Ich verstand den Sinn seiner Worte nicht und beugte mich schluchzend und um Erklärung flehend, über sein schon im letzten Kampfe erbleichtes Angesicht. „Melanie, Melanie!“ — rief er noch ein Mal laut und herzzerreißend aus. Dann brachen seine Augen, den Mund umzuckte ein unaussprechlicher Schmerz — der arme Alphons hatte ausgeathmet! Und was sollte ich Ihnen, mein innigstgeliebter Fritz, nun wol für heute noch weiter sagen? — Es giebt Gefühle und Seelenzustände, die man am besten ehrt, indem man sie in seine Brust verschließt und zu vergessen trachtet.

Ihnen, mein theuerster Fritz, zum Schluß nur noch die Mittheilung, daß sich Ihr rührender und doch leider nutzloser Warnungsbrief an unsern armen Alphons in seiner Brusttasche fand und mir — nebst einigen Zeilen desselben an meine Eltern — den unheilvollen Aufschluß gab, welche schwere Verirrung meinem unglücklichen Bruder Herzensfrieden und Leben gekostet hatte. Kommen Sie bald zu uns! — Es bedarf wol keiner Andeutungen, wie ganz besonders sich unter den jetzigen Verhältnissen nach Ihrem trostreichen Zuspruch und Ihrer persönlichen Gegenwart sehnt,

Ihre tief betrübte
Therese.

N. S. Der arme Gustav weilt noch in Berlin und bin ich ungewiß, in wie weit er von dem Geschehenen bereits unterrichtet ist. Melanie konnte ich noch nicht sprechen. Sie ist leidend und unsichtbar. Welch ein Wiedersehn!

XXIV.

Berlin, den 1. November 94.

Gustav an Melanie.

Meine angebetete Melanie!

Dein Brief an die Mutter sowol, als der des unseligen Menschen, den ich von Kindheit auf als Bruder und besten Freund geliebt, liegt vor mir und noch immer bemühe ich mich vergeblich den Inhalt beider Schreiben in Kopf und Herz zu bringen. Das Chaos in mir und um mich ist noch zu groß, der Conflict meines Herzens und Denkens zu gewaltsam, als daß ich mich sogleich in diese schreienden Widersprüche finden, den festen Grund und Boden wieder gewinnen könnte. — Alphons, mein Bruder! — Der Freund, vor dem jede Falte meines Innern offen lag, ein Verräther? — In frevelhafter Leidenschaft für mein Weib entbrannt, in feiger Hingabe an dieses ehrvergessene Gefühl an Leib und Seele zu Grunde gerichtet und vielleicht schon nicht mehr unter den Lebenden weilend? — Fasse es, wer es fassen kann. — Mir, o Weib meines Herzens, ist es noch immer als sei mir die sichtbare und sittliche Weltordnung verrückt, als müsse mir der Glaube an alles Heiligste, an Menschenwerth, an Ehre und Treue unter dieser Erfahrung für immer in Trümmer gehen!

Und dann denke ich wieder wie Alles anders gekommen, wenn ich selbst nicht so blind gewesen, Deinen ahnungsvollen Eingebungen mehr

[illegible] mich und beugte mich [illegible] über dem [illegible] im letzten Kampfe [illegible] — rief er noch ein Mal [illegible] seine Augen, den Mund umzuckte [illegible] Athems hatte ausgeathmet! [illegible] Fritz nun wol für heute [illegible] und Seelenzustände, die man [illegible] verschärft und zu [illegible]

[illegible] Schwatz nun noch die Mitthei[illegible] nutzloser Warnungsbrief [illegible] fand und mir — nebst [illegible] meinen [illegible] den unheilvollen Aufschluß [illegible] unglücklichen Bruder Herzens [illegible] hatte. Kommen Sie bald zu uns! — Es [illegible] unter den jetzigen [illegible] aus Ihrer persönlichen [illegible]

[illegible] tief betrübte

Therese.

[illegible] nach Berlin und bin ich [illegible] unterrichtet ist [illegible] leidend und unsichtbar.

XXIV.

Berlin, den 1. November 94.

[illegible] an [illegible]

[illegible] Melanie!

[illegible] als der des unseligen Menschen, [illegible] und besten Freund geliebt, liegt [illegible] den Inhalt beider [illegible] Das Chaos in mir und [illegible] meines Herzens und Denkens zu [illegible], als [illegible] Widerspruche [illegible] wieder gewinnen könnte — [illegible], mein [illegible] — Der Freund, vor dem jede Falte meines In[illegible] offen lag, ein [illegible] für mein [illegible] Hingabe an [illegible] Gefühl zu [illegible] zu Grunde gerichtet und [illegible] schon nicht mehr [illegible] — Fasse es, wer es fassen kann. — Mir, o [illegible], ist es mir immer als sei mir die sichtbare und [illegible] verrückt, als müsse mir der Glaube an alles Hei[illegible], an Menschenwerth, an [illegible] unter dieser Erfahrung [illegible] gehen!

Und [illegible] ich wieder wie Alles anders gekommen, wenn ich [illegible] nicht so blind gewesen, Deinen ahnungsvollen Eingebungen mehr



Die Fischerfamilie.

Hinunter zum Meere, hinunter zum Boot!
Da leuchtet das Wasser im Abendroth,
Da lockt die Welle, da rauscht der Wind
Und ruft Dich, und ruft Dich, o Seemannskind

geglaubt und nicht stets noch das Feuer geschürt, welches meinen armen Bruder, ach, ungeahnt von mir! — bereits bis zum Wahnsinn ergriffen hatte! — War es so schwer zu vermuthen, daß ein Liebreiz wie der Deine, der mich selbst so widerstandslos vom ersten Moment unserer Bekanntschaft an beherrscht, auch ihm zu einer Versuchung werden, auch ihn mit unwiderstehlichem Zauber je länger je tiefer umstricken könne?

Und ich habe mich selbst verblendet. Mit leichtsinniger Gedankenlosigkeit habe ich die Herzensruhe meines Bruders, die Liebe und Ehre meines, mir von Gott geschenkten theuersten Kleinodes, auf das Spiel gesetzt und nicht meiner Obhut ist es zu danken, daß mir dasselbe rein und makellos erhalten blieb!

So soll und will ich denn nicht den, der sich selbst schon so schwer gerichtet, sondern vor Allem mich selbst anklagen, der ich ja auch Deine Vergebung, meine Melanie, in gewisser Hinsicht zu erbitten habe. — Steht doch mein unseliger Bruder ohnehin bereits, aller Wahrscheinlichkeit nach, vor dem Throne Dessen, der mit anderer denn menschlicher Wage wägt und bei seinem Urtheilsspruch streng die Absicht von der Handlung scheidet.

Und nun lebe wohl, Du Heißgeliebte! — Auf Flügeln der Sehnsucht und Liebe eile ich im Geist zu Dir, bis ich Dich — hoffentlich in wenig Tagen — wieder selbst in den Armen halte.

Dunkel und schwer lastet der Augenblick, lastet das dunkle Geschick des trotz seiner schweren Verirrung nicht gehaßten oder verworfenen Bruders auf mir und der Schmerz ist groß, den ich um ihn im Herzen trage. — Aber leuchtender denn je stehst Du in Deiner makellosen Reinheit und unerschütterlichen Liebe vor mir und ich fühle es klar und in brünstig dankbarem Aufblick zu Gott, daß selbst dieses dunkle Verhängniß uns nur inniger verbinden und uns Dessen gewisser machen kann: „Daß eine Liebe wie die unsere über allem Zeitlichen steht und die Kämpfe und Prüfungen des Lebens ihr Glück zwar zu trüben, aber niemals dauernd zu vernichten vermögen!“

Dein
Dich ewig liebender Gatte
Gustav.

Figaro ci, Figaro là!

Wie lange ist es her, daß der bloße Name, Frankreich — Paris — in uns die Vorstellung von etwas sehr Glänzendem, Liebenswürdigen und Heiterem erweckte? Zwei, drei Jahre; nicht länger. Bis an den Vorabend seines Falles hat es nicht aufgehört, sich und uns zu amüsiren. Aber ach! — diese Rolle hat es ausgespielt; der Zauber ist dahin. Wir erinnern uns aus Goethe's Selbstbiographie, daß er es lebhaft bedauert, seinem Vater nicht gefolgt zu haben, der ihm rieth, Paris in der Jugend zu sehen. „Ich habe es versäumt", rief er, „und jetzt, in meinem Alter, werde ich es nicht mehr sehen!" Wir fürchten, daß was Goethe damals von sich gesagt, heute für Alle gilt. Wer von dem lebenden Geschlecht es nicht gesehen hat, der wird es überhaupt nicht mehr sehen, dieses schöne, leichtsinnige, lachende Paris. Es giebt kein solches Paris mehr. Bedeckt „mit Blut und Wunden", mühselig aus seinen Trümmern, aus Schutt und Asche sich emporrichtend und um sein nacktes Dasein ringend — wie könnte es lachen? Wir, die wir es gekannt und — warum sollen wir es leugnen? — auch geliebt haben, trotzdem wir es zerstören halfen — wir erinnern uns seiner noch wol, und nicht ohne Wehmuth können wir eines jener Bücher öffnen, in welchem sein Bild fortlebt und aus welchem sein fröhliches, unbesonnenes Lachen uns, gleichsam aus einer weiten Entfernung, entgegenschallt. Zwei, drei Jahre sind im Leben eines Menschen nicht viel und in dem einer Nation, wenn es ebenmäßig dahinfließt, ein verschwindender Moment. Aber in diesem Falle liegen sie wie ein tiefer, schauerlicher Abgrund zwischen damals und jetzt; und wer weiß, ob jemals eine Brücke wieder hinüber führen wird?

Ein solches Buch, aus der Mitte der sechziger Jahre, fiel uns neulich wieder in die Hände: „Die Memoiren eines Journalisten" von H. de Villemessant; und indem wir hier und dort in demselben blätterten, wurden wir ganz wieder in jene Stimmung und Sorglosigkeit zurückversetzt, mit welcher Frankreich und die Franzosen, von Paris geführt, der schrecklichen Katastrophe entgegentaumelten.

Als Herr de Villemessant vor sechs, sieben Jahren, sich mit einigen Mantelsäcken voll alter Zeitungen auf seinen Landsitz bei Paris zurückzog, um mit Hülfe seines Secretairs, seines Gedächtnisses und seines unverwüstlichen Humors das Buch zu schreiben, welches uns zu diesen Betrachtungen angeregt hat, da stand die Sonne des Kaiserreichs in ihrem Zenith, und unser Autor, wiewol ein Anhänger des Grafen von Chambord, ließ es sich in demselben doch wol genug sein. Wir, mit unsern „beschränkten" deutschen Ansichten von Ehrenhaftigkeit, ja von Ehre, Pflicht, Gewissen — wir haben niemals ein rechtes Verständniß für diese Sorte französischer Journalisten gehabt, welche sich, wenn nicht eines großen Ansehens, doch eines großen Einflusses erfreuten und in einem gewissen Sinne die Pariser Gesellschaft tyrannisirten. Es war freilich dasselbe Ding, wie mit Napoleon III.; man haßte, man verachtete ihn sogar, aber man ertrug ihn. Als ein Typus dieser usurpatorischen Pariser Presse darf Villemessant gelten. Aus einer alten Legitimistenfamilie stammend, steckt ebensoviel in ihm vom Raubritter der alten, als vom Glücksritter der neuen Zeit. Aber doch würde man ihm Unrecht thun, wollte man ihn ernsthaft nehmen; schlau, berechnend, gewaltthätig wo es sich um den eigenen Vortheil, darum handelt, Carrière zu machen, Fortüne: giebt er sich in allen anderen Dingen als das „bon enfant", das

er ist, als Spaßmacher, Anecdotenerzähler und guter Kamerad. Den Ueberlieferungen seines Hauses treu, hielt er zu Heinrich V. und der weißen Fahne. Doch selbst in seinen loyalen Anwandlungen bleibt er immer Figaro. Man erinnert sich der Huldigungsvisite, die er im vergangenen Jahre „seinem König" in der Schweiz abgestattet; er hat sie ja selber ausführlich beschrieben. Voll Ehrfurcht naht er sich dem letzten der Bourbonen und versichert ihn — seiner unwandelbaren Hingebung, wird der deutsche Leser denken. Weit gefehlt; er versichert ihn, daß er der schönste Mann sei, den er kenne. „Sire", sagte er, „wenn Sie so häßlich wären, wie Cremieux, ich würde darum meinen Principien nicht untreu werden. Aber Sie gefallen mir besser, wie Sie sind." Worauf Heinrich V. trocken antwortete: „Moi aussi!"

Erzogen von seiner Großmutter, einer alten Dame, die den Hof Ludwigs XVI. noch gesehen, war Herr von Villemessant vielerlei, bevor er Journalist war. Unter Anderm war er auch einmal Schauspieler, allerdings nicht aus Beruf oder freier Wahl, sondern in Folge einer Wette. Er war damals, als junger Mensch von zwanzig Jahren, als Schreiber bei einer Versicherungsgesellschaft in Nantes angestellt, scheint aber ein viel größeres Vergnügen gefunden zu haben im Umgang mit den Schauspielern einer Wandertruppe, die zu Nantes spielte, als im Ausfertigen von Policen. Eines Abends, nach einer Vorstellung, mit seinen neuen Freunden in Cabaret zusammensitzend, kritisirte er den Darsteller der Hauptrolle sehr scharf. Der Director welcher anwesend war, nahm seine Komödianten in Schutz. „Tadeln ist leichter, als besser machen!" rief er; „ich möchte Sie wol einmal in der Rolle sehen!" — „Das Vergnügen können Sie haben, wenn Sie wollen", sagte der junge Schreiber zuversichtlich. Der Director antwortete eben so verächtlich, er wolle fünfzehnhundert Francs wetten, daß Villemessant es nicht wagen werde, auf den Bretern zu erscheinen. — „Nicht wagen?" replicirte der kecke Bursche, dem es schon in seinen jungen Jahren nicht an Selbstvertrauen gefehlt; „die ganze Gesellschaft hier ist Zeuge, daß ich die Wette annehme." Die Geschichte ward in der kleinen Stadt bald bekannt. Der Director war ein Mann, der sich auf seinen Vortheil verstand. „Gewinn' ich die Wette", sagte er, „so habe ich die fünfzehnhundert Francs; verlier' ich sie, so habe ich ein volles Haus. Es ist daher auf keinen Fall ein schlechtes Geschäft." Und so war es auch; das Haus war an dem verhängnißvollen Abend bis zur Decke gefüllt. Dem ersten Stück schenkte Niemand Aufmerksamkeit; aber mit unbeschreiblicher Spannung sah man der Vaudeville entgegen, in welcher „M. de V—, amateur de cette ville" auftreten würde. Bis dahin war Alles gut gegangen; aber nun kam der entscheidende Augenblick und im Angesicht der Gefahr schwand dem Novizen der darstellenden Kunst aller und jeder Muth dahin. Das Blut schoß ihm zu Kopf und Alles begann vor seinen Augen zu tanzen. „Ich empfand in den Beinen das nervöse Zittern des Recruten, der zuerst in's Feuer geführt wird und ich hörte ganz deutlich das Ticktack meines Herzens, welches klopfte wie der Pendel einer Wanduhr. Als ich das Commandowort: „Vorhang auf!" hörte, stockte das Blut in meinen Adern. Der Vorhang ging in die Höhe. „Sie kommen!" rief man mir in der Coulisse zu — „die Reihe ist an Ihnen. Sie treten auf!" Freilich, freilich — ich weiß es, die Reihe ist an mir. Aber die Furcht und die Aufregung nageln mich förmlich an meinen Platz. Meine Entschlossenheit verließ mich. Komme was da wolle — um so schlimmer; aber ich werde nicht auftreten. Einer meiner Freunde giebt mir einen Stoß.

Ich mache drei Schritte und bin — auf der Bühne. Da bin ich! . . . Ein fürchterliches Hurrah empfängt mich; der ganze Saal windet sich in einem Ausbruch homerischen Gelächters. Gleichviel, und wenn ich hundert Jahr leben sollte, niemals würde ich den Eindruck vergessen, welchen der Anblick dieses Ungeheuers mit tausend Gesichtern auf mein ganzes Wesen machte; es hatte die Augen auf mich gerichtet, es verschlang mich mit seinem Blick, es füsilirte mich mit seinen Lorgnetten." Aber die Sache verlief dennoch besser, als sie begonnen hatte. Mit dem Aufgebot all' seiner Kräfte sagte er die ersten Worte, die in seiner Rolle standen, und als er nur erst den Schall seiner eigenen Stimme vernommen, fing er wieder an, sich selbst zu fühlen. Dann kam ein Lied, welches nicht übel gefiel, denn er hatte eine hübsche Stimme. Seinen eigentlichen Succès an diesem Abend aber verdankte er weder seinem Spiel noch seinem Gesang, sondern — seiner Guitarre. Die letzten Couplets mußten mit einer Guitarre begleitet werden, und da er ein Meister dieses Instrumentes war, so begnügte er sich nicht, wie die meisten anderen Schauspieler vom Fach, nur scheinbar in die Saiten zu greifen, sondern er that es wirklich und herzhaft. So erntete er einen Triumph ohne Beispiel in der Theatergeschichte von Nantes, und mit den Lorbeeren des Abends noch frisch um das Haupt verjubelte er mit den Schauspielern die fünfzehnhundert Francs in demselben Cabaret, in welchem wenige Wochen zuvor die seltsame Wette eingegangen worden war. Allein er hatte an diesem einen Mal genug und ist später niemals wieder aufgetreten.

Wenngleich Villemessant sich mit achtzehn Jahren verheirathete, fand er doch vorher noch Zeit zu allerlei kleinen Abenteuern, welche für einen jungen Mann von sechzehn bis achtzehn Jahren allerdings vielversprechend genug waren. Er hatte, als er noch unter der Aufsicht seiner Großmutter war, ein Verhältniß mit der Frau eines Arbeiters und pflegte seine Schöne zu besuchen, während ihr Mann nicht zu Hause war. Ein Nachbar, welcher Verdacht geschöpft, beschloß eine Entdeckung dadurch herbeizuführen, daß er eines Tages die treulose Frau besuchte und dem jungen Galan, den er vorher hatte in's Haus gehen sehen, die Flucht abschnitt, bis der Mann zum Mittagessen heimgekehrt sein würde. Die Scene, die nun folgte, könnte in keiner französischen Komödie besser erfunden sein. Der Arbeiter kam, und der Liebhaber seiner Frau saß hinter der Wand versteckt; große Tropfen Angstschweißes traten ihm auf die Stirn und um sie abzuwischen, griff er nach dem Taschentuch. Aber in derselben Tasche befand sich eine Spieldose und mit einem seiner langen Nägel, wie man sie damals trug, blieb der verborgene Liebhaber an der Feder hängen — diese gab nach und das Unglück ging los. Die Dose begann zu spielen — umsonst jeder Versuch, sie zum Schweigen zu bringen — immer lauter, immer melodischer klang es hinter der Wand — der eifersüchtige Gemal sprang vom Tisch auf — der verrathene Jüngling stürzte aus seinem Versteck und demnächst von den Fäusten des Ehemanns unbarmherzig bearbeitet die Treppe hinab, und mitten in allen Thränen und flehendlichen Bitten von der einen, allen Flüchen und Protestationen von der andern Seite, spielte die Dose fröhlich weiter:

„A travers le fer, le feu des bataillons
Courrons à la victoire!"

Ob er es bei diesem Abenteuer habe bewenden lassen, wie bei seinem ersten und letzten theatralischen Versuch, sagt uns der Verfasser der Memoiren nicht.

In seinem siebenundzwanzigsten Jahre, nachdem er alles Mögliche,

unter Anderm auch Bandhändler gewesen war, kam er nach Paris; sein einziger literarischer Bekannter daselbst war ein Corrector des „Siècle", aber kaum, daß er diesen einmal in die Druckerei der Zeitung begleitet, so stiegen neue, große Ideen in ihm auf. Bisher ohne rechten Beruf, dagegen mit einer Frau und zahlreichen Familie gesegnet, beschloß er, sich nun der literarischen Laufbahn zu widmen, und eröffnete dieselbe mit einem Modejournal „Die Sylphide", welche er unter dem Namen seiner alten Großmutter herausgab. Allein dieser Name, ehrwürdig wie er war, half ihm nicht halb so viel, als sein in Erfindungen aller Art unerschöpflicher Geist: er parfümirte sein Journal, er ließ es auf Rosapapier drucken, er stattete die Reclame mit allen Attributen der Grazien und der Musen aus, und als Alles nicht mehr verfangen wollte, pachtete er von Girardin ein Wochenfeuilleton in der „Presse", in welchem er für die Reclamen der „Sylphide" noch einmal Reclame machte. Gleiche Brüder, gleiche Kappen — Girardin ließ sich von Villemessant bezahlen und Villemessant ließ sich von seinen Kunden bezahlen und das Geschäft blühte wundersam empor. Aber den Februarstürmen des Jahres 1848 waren die Schmetterlingsflügel der Sylphide nicht mehr gewachsen; mit Parfüm und Rosapapier war es nicht länger gethan, die Republik kam und ging. Der Staatsstreich ward vollbracht, das Kaiserreich proclamirt, und nun endlich, in den ersten Frühlingstagen desselben, zeigte sich nach mannigfachen Verpuppungen und Entpuppungen, Herr von Villemessant dem französischen Publicum in seiner eigensten Gestalt: als Figaro. Das Blatt, welches das Bild der lustigen Person zeigt, wie wir es aus der Oper und Komödie kennen, erschien zuerst im April 1854 und ist seitdem immer der Ausdruck des unruhigen und unscrupulösen Geistes gewesen, der es geschaffen: händelsüchtig, unverschämt, scandalös, aber immer witzig. Ganz besonders beliebt waren die „Causerien" von Auguste Villemot, welcher bis zu seiner ersten Plauderei in der ersten Nummer des „Figaro" überhaupt noch nichts geschrieben hatte. Bis dahin war er Secretair des Theaters der Porte St. Martin gewesen und Niemand hatte wol weniger, als er selber daran gedacht, daß er eines Tages einer der berühmtesten „chroniqueurs" der Pariser Presse sein werde. Er besaß einen unerschöpflichen Fonds sogenannt „guter Geschichten" und vor Allem die Gabe, sie zu erzählen. Villemessant, der, wiewol er selber nicht mehr auftrat, doch fortfuhr das Theater zu lieben und mit Schauspielern zu verkehren, hatte ihn in dem Café der Porte St. Martin kennen gelernt, ihm oft mit Vergnügen zugehört und als der Tag des „Figaro" gekommen war, zu sich gesagt: „Das ist mein Mann!" Villemot war erstaunt und betroffen über das Anerbieten, welches Villemessant ihm gemachte — er ein Journalist, der niemals zuvor eine Feder in die Hand genommen! „Schreiben Sie nur, wie Sie sonst im Café zu sprechen pflegten", sagte ihm sein neuer Director und siehe da! — gleich das erste Feuilleton war ein entscheidender Erfolg. Villemot war voll von Anecdoten aus seinem eigenen Leben und er gab sie mit der größten Harmlosigkeit zum Besten. Er gestand ganz offenherzig, daß er als Theatersecretair von den Stücken, welche ihm von jungen, noch unbekannten Autoren eingereicht worden waren, nicht die Hälfte gelesen habe. So kam auch eines Tages Einer aus dieser hoffnungsvollen Schaar, welche schon manchen Theatersecretair zur Verzweiflung getrieben, um sich nach dem Schicksal eines von ihm verfaßten Schauspiels zu erkundigen. Villemot kannte von demselben nicht mehr als den Titel; ungelesen lag es unter dem Haufen der übrigen. Allein der junge

Dichter verlangte ein Urtheil und der in die Enge getriebene Sécretair mußte es geben. „Das Stück ist ganz gut in seiner Art", sagte er; „allein es paßt nicht recht für unsere Bühne. Der Stil ist ein wenig zu fein, zu gut für ein Volkstheater, wie das unsere. Sie müssen sich gewöhnen, zu schreiben, wie man spricht." Mit der größten Ruhe nahm hierauf der abgewiesene Dramatiker sein Werk vom Tisch, knüpfte das rosafarbene Seidenband auf, welches die Rolle zusammenhielt, und präsentirte dem nicht wenig verblüfften Villemot einen Stoß — unbeschriebenen Papiers! Dieser kleine Streich jedoch nahm ihn so sehr für das Talent des jungen Autors ein, daß er ihm versprach, fortan jedes Manuscript zu lesen, welches ihm derselbe einreichen würde; und er hielt sein Wort. Schon kurze Zeit darauf brachte er ein Stück von ihm auf die Bühne.

Wenn Villemot nur eine Aversion dagegen hatte Manuscripte zu lesen, so ging Nestor Roqueplan, als er Director des Theaters des Variétés war, darin noch weiter: er wollte sie nicht einmal hören, so daß es selbst anerkannte Lustspieldichter schwer fanden, ihn mit ihren neuen Erzeugnissen bekannt zu machen. Als Siraudin und Dumanoir ihr nachmals mit großem Succès aufgeführtes Stück „La Vendetta" vollendet hatten, begaben sie sich nach vielen fruchtlosen Versuchen, des Directors habhaft zu werden, auf seinen Landsitz nach Auteuil, wo sie ihn in seinem Garten unter dem Schatten eines Baumes in tiefem Schlafe fanden. Nicht weit davon entfernt war eine Schaukel und die beiden dramatischen Autoren, welche ihren Vortheil begriffen, nahmen sofort den Strick von derselben und banden den unglücklichen Director damit an den Baum fest. Natürlich erwachte er sofort und ein neuer gefesselter Prometheus ergab er sich mit Würde in das Unvermeidliche. „Ich sehe, was Ihr mit mir vorhabt", rief er; „Ihr wollt mir ein Stück vorlesen!" Allein er mußte nicht nur hören, sondern auch unterschreiben. Als das Stück zu Ende gelesen war, band Siraudin, welcher Tinte, Feder und Papier bei sich hatte, den rechten Arm des Directors los und dieser, um seine Freiheit wieder zu erlangen, unterzeichnete den Contract. Das Stück, wie bemerkt, errang einen großen Erfolg und Roqueplan behauptete nachmals, daß er es nicht nur freiwillig gelesen, sondern auch sofort vorausgesagt habe, welches Glück es machen werde.

Noch ein anderes lustiges Stücklein aus Villemot's Erinnerungen wird uns von einem Operndirector erzählt, welcher eine Truppe für Rio-Janeiro zusammengebracht hatte. Der Impresario hatte geschworen, daß er nur einen Tenor mitnehmen wolle, welchem er fabelhafte Gagen in Aussicht stellte. Unterwegs nun, am Deck des Schiffes, das sie hinübertrug, ereignete es sich eines Tages, daß das ganze männliche Personal der Gesellschaft zu intoniren beginnt; aber sofort halten sie inne, sehen sich verdutzt an und erkennen sich alle zusammen als — Tenore! Auf der Stelle begeben sie sich zu dem Impresario, welchen sie mit den gröbsten Vorwürfen überhäufen. Dieser entschuldigt sich, indem er sie versichert, daß er unter den obwaltenden Umständen gar nicht anders habe handeln können. Drei von ihnen würden innerhalb der ersten Tage nach der Ankunft am vomito negro sterben, die beiden Anderen würden während der Proben folgen und Derjenige von ihnen, welcher die Anderen überlebte, das würde sein Tenor sein!

Wenn nicht wahr, so doch gut erfunden — charakteristisch für den außerordentlichen Leichtsinn, mit welchem man in Frankreich über dergleichen Dinge

scherzen kann! Die folgende Geschichte hat den Vortheil, nicht nur charakteristisch, sondern auch wahr zu sein.

Während des Carnevals von 1847 beabsichtigte eine große Pariser Zeitung, deren Feuilleton damals den Roman „Le fils du Diable“ von Paul Féval brachte, eine Reclame für denselben in großem Stil zu machen. Es ward beschlossen, einen phantastisch aufgeputzten Wagen durch die Straßen fahren zu lassen, in welchem die Personen des Féval'schen Romans, von Schlossergesellen, Lehrburschen &c. in glänzenden Costümen dargestellt, figuriren sollten. Alles war fertig, der Triumphwagen sollte die Rundfahrt am andern Tage beginnen — da, fast im letzten Moment, bemerkte man, daß noch irgend eine olympische Gottheit fehle, zu deren Repräsentation man einer Dame und obendrein einer schönen Dame bedurfte. Was war zu thun? Noch saß man im Redactionszimmer, unschlüssig hin und her berathend, als sich eine Dame melden ließ, eine junge, englische Schriftstellerin, welche, von Charles Dickens empfohlen, nach Paris gekommen war, um dort einen Roman, den sie geschrieben, in französischer Uebersetzung erscheinen zu lassen. Die Dame trat ein und der Chefredacteur der Zeitung, Mr. Solar, war von der imposanten Figur und der außerordentlichen Schönheit derselben förmlich elektrisirt. Plötzlich kam ihm ein Gedanke. „Das ist die Göttin, die wir gebrauchen“, murmelte er vor sich hin und lud die Dame ein, Platz zu nehmen. Sie trug ihm ihr Anliegen vor und der Redacteur, unruhig in seinem Zimmer auf- und abgehend, sagte: „Ja, das wird schwer sein! das wird schwer sein! Die Pariser Schriftsteller halten unter sich zusammen wie die Freimaurer. Wenn man nicht auf irgend eine Weise in ihren Geheimbund recipirt worden ist, so kann man hier gar nicht aufkommen!“

„Aber ich werde Alles thun, was nöthig ist, um in diese Gesellschaft zu kommen!“

„Gut, so erfahren Sie denn, daß morgen alle französischen Schriftsteller und einige ausländische Berühmtheiten: Victor Hugo, Balzac, Dumas, Scribe, Musset, E. Sue, Th. Gautier, Lamartine, Meyerbeer, Alphonse Karr, Paul de Kock, Liszt, Thalberg — mit einem Wort: Alle — von dem Wunsche beseelt, meinem Journal ein Zeichen ihrer Sympathie zu geben, sich zu einer superben Cavalcade vereinigen und verkleidet als Figuren des staunenerregenden Werkes von Paul Féval „Le fils du Diable“, welches wir publiciren, durch Paris ziehen werden, die Einen zu Pferd, die Anderen auf einem prachtvollen Wagen, welchen die „Société des gens de lettres“ gestellt hat —“

„Aber welcher Zusammenhang . . . .“, brachte die Engländerin von Angst befallen hervor.

„Ein ganz natürlicher Zusammenhang! Wenn es Ihnen verstattet würde, in dieser rührenden Manifestation mitzuwirken, so würden Sie sich auf einmal in Beziehung finden mit allen literarischen Celebritäten von Frankreich; Sie würden keine Unbekannte mehr sein für irgend einen dieser Herren und sobald Ihr Name in den Zeitungen, die über dieses Fest berichten werden, zusammen mit denen dieser Männer genannt worden wäre, könnte ich es wagen . . .“

Kurz, die Aermste, von dem Ehrgeiz bewegt, ihren Roman in einer französischen Uebersetzung erscheinen zu sehen, figurirte am andern Tage als olympische Göttin im Carneval von Paris, fest überzeugt, daß die robusten Gestalten in Costüm rings um sie her „toutes les gloires littéraires de la

France" seien — eine Täuschung, in der sie leicht erhalten werden konnte, da sie kein Wort französisch verstand und Solar dafür gesorgt hatte, daß ein Eingeweihter neben ihr stand, der alle ihre Fragen englisch beantwortete. Das Einzige, was sie bei diesem sonderbaren Aufzug verwunderte, war das ungenirte Benehmen der großen Männer von Paris. „Meyerbeer und Balzac thaten auf dem ganzen langen Weg nichts als Brod und Wurst essen", sagte sie „und was Victor Hugo und Scribe betrifft, so ließen sie den Wagen vor jeder Weinschänke halten."

Daß Alexander Dumas nicht fehlen darf, wo das literarische Zigeunerthum der französischen Hauptstadt während der jüngstvergangenen Zeit geschildert wird, versteht sich. Villemessant, welcher mit ihm intim befreundet gewesen, entwirft folgendes Bild von dem berühmten Romancier: „Wie er als Schriftsteller in sich alle möglichen Fähigkeiten vereinigte, so war er auch als Mensch in seiner physischen Erscheinung eine Musterkarte der verschiedenen Racen; er hatte vom Neger das krause Haar und die dicken Lippen, um welche das europäische Element das feine und geistvolle Lächeln niedergelegt hatte; von der südlichen Race hatte er die Lebendigkeit der Bewegung und des Wortes; von dem des Nordens den festen Körperbau und die breiten Schultern; einen Wuchs, um einen russischen Garde-du-Corps eifersüchtig zu machen, mit der französischen Eleganz obendrein." Extravagant in allen Dingen, war er es auch in der Verschwendung. Er gab das Geld fast noch leichter aus, als er es verdiente. Er ging eines Tages zu dem Verleger Millaud, um von ihm dreitausend Francs auf irgend ein Werk zu borgen, welches noch nicht geschrieben war. Millaud war ganz bereit, ihm das Geld zu zu geben, aber er verlangte, daß er ihm dafür zwei Capitel des verheißenen neuen Romans schreiben solle und schlug zu diesem Zweck vor, ihn in dem anstoßenden Zimmer einzusperren. In zwei Stunden war die Arbeit gethan und Millaud befreite seinen Gefangenen. Kaum aber, daß dieser draußen war, so verlangte er auf's Neue fünfundzwanzig Louisd'or. Von den dreitausend Francs, welche Millaud ihm vor zwei Stunden gegeben, waren nur noch zwei oder drei Goldstücke übrig. Wo aber in aller Welt konnte er eine solche Summe ausgegeben haben? Zu spät erinnerte man sich, daß das Zimmer einen zweiten Ausgang nach der Straße habe, welchen Dumas benutzt hatte, um sich für kurze Zeit zu entfernen; und so hatte er es fertig gebracht, in zwei Stunden zwei Capitel eines neuen Romans zu schreiben und das Honorar, das er dafür erhalten, bis auf eine Kleinigkeit wieder los zu werden.

Villemot starb in Paris, niedergebeugt von dem Unglück seines Vaterlandes, in der ersten Zeit der Belagerung und Dumas folgte ihm einsam und verlassen in einem kleinen Ort der Nordküste im December 1870, fast schon erreicht vom Kriegslärm, der damals die nördlichen Departements von Frankreich durchbrauste. Der Tod dieser Beiden hatte selbst damals, mitten im Kriege, wo doch ein Menschenleben so wenig galt, etwas Erschütterndes — man sah sie gleichsam verschwinden unter den Trümmern jenes Frankreichs, welches in seinen guten Tagen sie mit ihrer Lebenslust, ihrer Heiterkeit und ihrem Witz erfüllt hatten. Und von alle Dem nichts übrig geblieben, als die lustigen Geschichten in Villemessant's Memoiren? Auch wir kennen Figaro — den Barbier von Sevilla — und hören ihn gern, wenn er auf der Bühne sein „Tausendundeins" singt. Aber Figaro an einem Grabe! Welch' eine melancholische Figur — und mehr noch, welch' eine klägliche!

Theater-Erinnerungen.

Von G. zu Putlitz.

VIII.

Die dramatische Production hat etwas Ansteckendes, und jeder schriftstellerische Erfolg auf der Bühne wird stets eine Reihe von Stücken derselben Gattungen hervorrufen. Das ist eine immer wiederkehrende Erfahrung, die jedem Bühnenlenker entgegentreten wird, dem mehrere Jahre hindurch ein großer Theil der Versuche auf diesem Gebiet der Literatur zur Prüfung vorgelegt wird. Darin liegt die Entschuldigung eines Vorwurfs, der nur zu oft, und zwar von den einsichtsvolleren Beurtheilern der Leistungen einer Bühne, deren Verwaltung gemacht wird. Das Repertoire soll wechseln und die Novitäten in verschiedenen Schattirungen vorgeführt werden. Nun giebt es aber Jahre, in denen nur das ernstere Drama, andere, in denen meist Heiteres producirt wird, und dadurch kommt eine gewisse Planlosigkeit, die ja allerdings den Eindruck des einen Stückes durch den des andern, gleichartigen schwächt. Noch mehr, es liegen Stoffe in der Luft und ich will nur darauf hinweisen, daß vor einigen Decennien die Hohenstaufen-Tragödien an der Tagesordnung waren und unzählige Conradin-Dramen, freilich mehr auf den Büchermarkt als auf die Bühnen gebracht wurden. Vor einigen Jahren waren die Nibelungenstoffe, die Tristan und Isolden an der Reihe und überflutheten die Theaterbureaus. Eigentlich nur die dramatischen Bearbeitungen von Hebbel und Geibel sind schon durch die literarische Autorität ihrer Dichter auf die Bühne gelangt. Auch diese beiden hervorragenden Autoren kämpften mit der dramatischen Ungunst des Stoffes, die dann die geniale Behandlung Richard Wagner's für das musikalische Drama, für das sie viel günstiger sind, lebendig zu machen wußte.

Aber von dem Allgemeinen auf das Besondere zurückzukehren. Meine wieder erweckte Lust an dramatischer Production wurde ansteckend und im Kreise meiner Schauspieler fing es an sich selbstschöpferisch zu regen. Es war in denselben ein Künstler eingetreten, der sich bereits als Bearbeiter französischer Stücke und älterer Singspiele einen Namen gemacht hatte, Herr Günther. Zunächst war er bestimmt, die Lücke auszufüllen, die durch den Tod des vortrefflichen Komikers Peters, eines langjährigen Lieblings des Schweriner Publicums, sehr schmerzvoll entstanden war. Peters war einer der bedeutendsten Komiker, die mir auf den deutschen Bühnen begegnet waren, und ich wüßte ihn nur mit Fritz Beckmann zu vergleichen, dem er in mehr als einer Beziehung ähnlich war. Neben einer unwiderstehlichen vis comica standen ihm auch alle Gemüthstöne zu Gebot und er verstand es ebensowol zu rühren als zu erheitern. Herr Günther hatte nach ihm eine schwierige Stellung, die er aber durch große Vielseitigkeit, ohne zu versuchen den Vorgänger zu decken, schnell zu erobern und zu behaupten wußte. Er spielte jüngere und ältere Rollen im Lustspiel und in der Posse und griff, unterstützt von gründlicher musikalischer Bildung, tüchtig in Singspiel und komische Oper ein, ja

er bewährte sich als einsichtsvoller Regisseur und wurde mir bei seinen reichen Erfahrungen auf der Bühne ein zuverlässiger und aufrichtiger Rathgeber. Wir besprachen Stoffe, und das regte auch bei ihm wieder die Lust zum Schaffen an. Aber auch einige meiner jüngeren Mitglieder fühlten den Drang zur Production, und ich fand einige, freilich noch sehr unreife Versuche, die mir schüchtern zur Beurtheilung auf den Tisch meines Bureaus gelegt waren. Nach mancherlei Rathschlägen, die dann auch in großer Hast befolgt wurden, kamen denn doch ein Paar wenigstens aufführbare Stücke zu Stande. So stellten wir einen Theaterabend zusammen, wie ihn wol wenig Bühnen aufweisen konnten, wenn ich auch seine künstlerische Ausbeute nicht eben hoch anschlagen will. Es waren vier kleine einactige Stücke, die alle Mitglieder unseres Theaters zu Autoren hatten. Zuerst kam ein Stückchen einer jungen Schauspielerin, die versuchsweise für kleinere Rollen engagirt war, Emma Kaibel, „Aus der Leihbibliothek", das, gut gespielt, das Publicum sich freundlich gefallen ließ. Mehr konnte es nicht verlangen als Erstlingsversuch und doch meine ich, daß die Verfasserin weder als Darstellerin noch als Schriftstellerin ohne Talent war, wenn das Geschick sie auch nach keiner Richtung hin zur vollen Blüthe gelangen ließ. Dann folgte ein Gelegenheitsstückchen von mir, das der Doppelbegabung einer andern jungen Schauspielerin sein Entstehen verdankte. Wir hatten ein junges Mädchen, Fräulein Strehlen engagirt, das zuerst Musik studirt hatte um sich zur Geigenvirtuosin auszubilden. Ein glücklicher schauspielerischer Versuch auf einer Privatbühne hatte die bereits recht tüchtige Künstlerin auf der Geige bewogen sich der Bühne zuzuwenden, der sie erst kurze Zeit angehörte. Ich hatte ihr gleich bei Antritt ihres Engagements versprochen, ihr ein Stückchen zu schreiben, in dem sie auch Proben ihrer musikalischen Studien ablegen könne und so entstand die kleine Bluette „Die Geige", die nicht mehr beanspruchte als ihrem ephemeren Zweck zu dienen, und den vollkommen erreichte. Fräulein Strehlen spielte, unterstützt von unseren beliebtesten Lustspielkräften, ihre Rolle recht hübsch, noch besser aber, unterstützt von dem vortrefflichen Orchester, ihre Geige und der Löwenantheil des Beifalls gehörte ihr, mir nur das Verdienst zu demselben Gelegenheit gegeben zu haben. Nun kam ein Lustspiel von Leopold Günther „Engel und Satan" und gefiel sehr, namentlich durch die Rolle eines dummen Bedienten, die der Autor mit größter Virtuosität darstellte. Den Schluß machte eine derbe Posse von Wilhelm von Horar: „So kommt man in Verlegenheit", die in etwas veraltetem Stil, ungefähr in dem Ton der uralten „humoristischen Studien" dem Publicum wol kaum zugesagt hätte, wenn nicht der Autor als Schauspieler so beliebt gewesen wäre, und die Zuschauer der Absicht des Abends, ihnen einmal nur Speisen in eigener Küche zubereitet, vorzusetzen, freundlich entgegengekommen wären. Es hatte nun seine eigenthümliche Bewandtniß mit diesem Stück. Der veraltete Ton desselben, sowie der Stoff waren mir gleich sehr bekannt vorgekommen, und mehreren meiner Schauspieler ging es ebenso: Das mußte ein altes Stück sein, obzwar wir uns nicht auf ein ähnliches besinnen konnten. Der Autor aber betheuerte, er hätte den Stoff in einem alten Taschenbuch aus den zwanziger Jahren gefunden, die dramatische Bearbeitung sei sein Eigenthum. Wenige Tage nun nach der Aufführung kam eins meiner ältesten Mitglieder mit einem ganz vergilbten Theatermanuscript, das sich richtig in der Theaterbibliothek noch gefunden hatte und fast genau unser Stück war, denn, bis auf den Titel, waren die Namen der Personen, die Situation, sogar einzelne

Gesprächswendungen ganz übereinstimmend. Der angehende dramatische Dichter wurde gerufen und ihm das Manuscript vorgelegt, das ihn stark des Plagiates beschuldigte. Seine Bestürzung, die Verwunderung, mit der er, kaum seinen Augen trauend, den Doppelgänger seines Stückes musterte, bezeugten aber, Angesichts des corpus delicti, seine Unschuld. Er brachte nun als Entlastungszeugen sein altes Taschenbuch zur Stelle, das sichtlich jüngeren Datums war, als das Urstück. Ja, da war kein Zweifel, die Novellette war nur eine erzählende Zurückschreibung des Stückes, und an ihr war noch so viel von ihrer ersten dramatischen Fassung hängen geblieben, daß sie einestheils die Dramatisirung sehr natürlich erscheinen ließ, anderntheils wieder überaus leicht in ihr altes Gewand schlüpfte, von dem sie einzelne Fetzen nie abgelegt hatte. Unser Autor mußte freigesprochen werden von der Schuld eines Plagiats, das ein anderer nicht mehr zu belangender anonymer Verfasser verschuldete.

Unser selbstgeschaffener Theaterabend war aber ein ganz ungetrübter und wurde nach der Vorstellung in meinem Hause nachgefeiert, wo wir sehr heiter unter uns Autoren waren. Dieser kleine Anfang einer Schule dramatischer Schriftstellerei fiel leider in den letzten Winter meines Schweriner Aufenthaltes, er hätte sonst möglicher Weise doch noch fruchtbringend über diesen einen Abend hinaus werden können.

Ich will hier gleich noch eines andern kleinen Stückes Erwähnung thun, das ich auf dem Lande geschrieben, und weil ich es eigentlich nicht in Schwerin aufführen lassen wollte, pseudonym an die Bühne hatte versenden lassen: „Zwei Tassen." Keine einzige Direction hatte dasselbe einer Beachtung werth gehalten und ich hatte es fast vergessen; da bekam ich von befreundeter Hand aus Weimar den Theaterzettel einer Aufführung bei Hof zugeschickt, weil auf demselben ein anderes älteres Stückchen von mir stand, und zugleich die anonymen „Zwei Tassen". Ich hätte mich, ohne mich zu verrathen, nicht nach dem Erfolg erkundigen können, suchte aber die Gelegenheit, als ich kurz darauf mit dem damaligen Intendanten des Weimarer Theaters, Franz von Dingelstedt in Frankfurt bei Gelegenheit einer Intendantenversammlung zusammentraf. „Wir haben neulich Ihr Stückchen (ich glaube, „Liebe im Arrest") bei Hof gespielt", sagte er. „Man hat mir den Zettel geschickt!" erwiderte ich, „aber was war denn das für ein unbekanntes Ding, mit dem man mich zusammengespannt hatte?" „Oh," rief Dingelstedt, „das war ein allerliebstes, feines Salonstück, viel besser als das Ihrige!"

Er wußte nicht, welch' Compliment er mir mit der scherzhaften Neckerei aussprach, ich gab aber, ermuntert durch diesen Ausspruch, das Stück in Schwerin mit freundlichem Erfolg. Daß ich sein Autor wäre, hat man dort erst erfahren, als ich es einige Jahre später in meinen „Gesammelten Lustspielen" aufnahm. Inzwischen war es doch auch an einigen Orten gegeben worden und überall hatte es die Kritik als eine Uebersetzung aus dem Französischen bezeichnet, obzwar Stoff und Charaktere ganz deutsch sind. Erst als es, wieder mehrere Jahre später, in glänzender Darstellung am königlichen Theater in Berlin erschien, und beifällig aufgenommen wurde, hat es seinen Weg rüstig auf die übrigen deutschen Bühnen angetreten.

Ich entsinne mich, daß ich in jener Zeit wieder eine ganze Reihe von Lustspielstoffen mit mir herumtrug und Alles, was ich später schrieb, ist in den Tagen vollster Schweriner Thätigkeit, in denen mir kaum die Möglichkeit blieb es auszuführen, ersonnen worden. Aber beim Heraustreten mit einem Lust-

spiel war ich immer zaghafter, als ich es mit einem größern Drama gewesen bin und wie vielmals schob ich es während der Arbeit bei Seite, muthlos, entschlossen es nicht wieder aufzunehmen. Ich hatte eben die Erfahrung gemacht, daß der komische Erfolg eines Stückes am allerschwersten voraus zu berechnen ist, und zwar bis zum letzten Augenblick; denn selbst die Generalprobe, deren Eindruck doch fast dem der Aufführung gleichkommt, trügt sehr oft, während sie mich beim ernsten Stück niemals getäuscht hat. Am wenigsten aber sind die Mitspielenden selbst im Stande die Wirkung vorauszusehen, und ich erinnere mich eines Falles, als wir ein kleines, damals noch nirgend gegebenes Stückchen: „Er hat etwas vergessen", das mich beim Lesen sehr angesprochen hatte, aufführten. Die drei Darsteller, Frau Lafrenz, Herr von Horar und Fräulein Brand hatten gar kein Vertrauen zu der niedlichen Bauernscene, und steckten mich fast an mit ihrer Besorgniß. Zitternd standen sie da, als der Vorhang aufgehen sollte, und Frau Lafrenz sagte, fast als wolle sie mir einen Vorwurf machen über das sicher bevorstehende Geschick: „Diesmal fallen wir durch und gründlich, das werden Sie erleben!" Ich erwiderte, aber eigentlich um mir selbst Muth zu machen: „Vielleicht haben wir sogar einen Einschlag!" Und siehe da, das harmlose, natürliche Stückchen zündete vom ersten Wort bis zum letzten, und als der Vorhang gefallen, alle drei Darsteller gerufen waren, sagte Frau Lafrenz, die recht eigentlich durch ein Cabinetsstück von Darstellung zum Gelingen beigetragen hatte: „Ich will doch in Zukunft den Mund halten, ich dummer Prophet. Unsere beiden Jungen haben aber auch zum Küssen gespielt, so natürlich und frisch, da war es für mich ein Spaß mitzugehen!" Das Stückchen aber hat uns noch oft und immer erheiternd, eine Lücke ausgefüllt.

Bei einem unserer fruchtbarsten und beliebtesten Lustspieldichter, bei Roderich Benedix, ist mir es fast immer so gegangen, daß ich beim Lesen seiner Stücke ihnen keine besondere Wirkung zutraute, die in der Aufführung dann meist übertroffen wurde. Und doch ging ich immer mit besonderer Freude an das Lesen dieser Stücke, weil mir der Autor so lieb war, und die wenigen Stunden, in denen wir uns im Leben begegneten, immer einen freundlichen und gemüthvollen Eindruck zurückließen. In Benedix steckt, wie in seinen Stücken, noch immer etwas vom alten Studenten und das ist es, was ihn frisch hält, gerecht bleiben läßt gegen die Jugend und seinen Humor, der immer im Gemüth wurzelt, niemals angrämelt oder ihm eine verletzende Spitze giebt. So oft ein Stück von Benedix einlief, und es kam oft — denn er liefert, das ist sein Pensum, gewöhnlich vier im Jahr — ging ich freudig an das Lesen, und legte enttäuscht das Stück fort. Jedesmal dachte ich: das kann nicht gefallen wie die früheren. Mit einem, das dann auf allen Bühen unzweifelhaftes Glück machte, ging es mir auch so. Ich hatte es zweifelnd gelesen und wagte nicht es aufführen zu lassen. Da war ich zufällig in Hamburg und fragte Director Maurice, ob er noch irgend eine Novität vorbereite, auf die er Hoffnung setze: „Nur eine", erwiderte der practische Altmeister „die zärtlichen Verwandten". Aber Sie müssen etwa die Drittel streichen". Ich folgte dem Rath und erzielte vollkommenen Erfolg. Damals war ich gerade mitten in der Arbeit mit einem Lustspiel, das ich aber auch zaghaft bei Seite gelegt hatte: „Spielt nicht mit dem Feuer!" Es kam mir possenhaft, gedehnt vor und ohne Humor. Der Erfolg der „Zärtlichen Verwandten" und mehr noch der Rath, den mir Director Maurice für dasselbe ertheilt hatte, machte mir Muth. Ich strich den Anfang meines Stückes eben so knapp zusammen, als ich das bei

dem von Benedix gethan hatte, und arbeitete dann frisch in einem Zuge weiter. Ja, ich trug die Farben greller und kecker auf als das eigentlich in meiner Natur lag, und hatte die Empfindung, den Humor stark übertrieben zu haben. Kaum war der letzte Federstrich gethan als das Stück auch in Scene gesetzt wurde. Ich wollte es wieder anonym herausbringen, um ein unbefangenes und unpartheiisches Urtheil des Publicums zu empfangen, und Director Steiner, der einzige der im Geheimniß war, hatte mir geholfen, eine Fabel zu erfinden um die Schauspieler zu täuschen. Er wollte das Stück mit aus Berlin gebracht haben, und nannte, aber im Vertrauen, einen bekannten Autornamen. Wir hielten unsere Proben und keiner der Mitspielenden stellte eine Frage, ja sie thaten Alle ganz discret. Als die Generalprobe vorbei war, die uns Alle in beste Laune und in volle Zuversicht versetzt hatte, sah ich, daß sie zusammentraten und beriethen. Ich wollte fortgehen, da kam mir Herr Feltscher nach und sagte: „Bitte sagen Sie uns, wer der Verfasser des Stückes ist. Wir sind nämlich Alle der Ansicht und das von Anfang an, daß kein Anderer es gemacht haben kann als Sie; aber weil Sie es nicht eingestanden, haben wir nicht fragen wollen!" Ich leugnete nicht, bat aber mich dem Publicum nicht zu verrathen. Alle versprachen es und hielten gewissenhaft Wort, aber Jeder brachte eine besonders gute Stimmung mit. So ging das Stück vortrefflich und die musterhafte Darstellung hatte einen großen Antheil an dem vollkommenen Gelingen. Und doch verlangte der Regisseur Herr Feltscher noch eine gründliche Probe des Stückes vor der Wiederholung. Sie hätten sich allerlei ausgedacht, und manches sei ihnen im Spielen noch eingefallen, was die Wirkung noch steigern könne. Es ging an's Probiren, als gälte es ein neues Stück einzustudiren. Da wurden Längen ausgeschieden, wirksame Zusätze gemacht, jeder wurde Mitarbeiter und so kam das Stück in der Fassung zu Stande, in der ich es später an die Bühnen verschickte. „Spielt nicht mit dem Feuer" ist Repertoirestück auf fast allen deutschen Bühnen geworden und ich freue mich, hier noch einmal, den Dank dafür meinen getreuen Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen aussprechen zu können, für die ich es schrieb, und durch deren Hülfe es viel an Wirksamkeit gewonnen.

Zu der so sorgfältig vorbereiteten Wiederholung kam Herr Düringer, der Director des Berliner königlichen Theaters, auf meine Einladung herüber, um das Stück zu prüfen, ob es für seine Bühne brauchbar wäre. Stück und Darstellung übertrafen bei Weitem seine Erwartungen, wie er mir nicht nur sofort aussprach, sondern wie er auch in Berlin vielfach betheuert hat. Es mußte freilich überraschen, ein kleines Hoftheater zu finden, das gar keine Reclame machte, über das eigentlich niemals geschrieben wurde und das durch seine darstellenden Talente, seinen Fleiß, sein nahezu vollendetes Ensemble, durch die künstlerische Einheit seiner Leistungen, denn das galt auch von der Oper, auf die ich eingehender zurückkomme, mindestens gesagt, die Rivalität keines deutschen Theaters zu scheuen hatte. Aber wer wußte das? Außer Schwerin Niemand, in Schwerin nur Wenige, denn man gewöhnt sich so leicht das Gute als selbstverständlich hinzunehmen. Ich habe mich oft gefragt in der Zeit, wenn mir eine Vorstellung besonders gelungen erschien, ob ich mich nicht täusche, und im Vorurtheil Schwächen übersähe, und die Vorzüge in hellerm Lichte betrachte; aber wenn ich dann einmal einer Vorstellung auf einer andern Bühne beiwohnte, überzeugte ich mich, daß wir bei uns stylvoll, einheitlich und ganz natürlich spielten, und daß dadurch ein künstleri-

scher Eindruck hervorgebracht wurde, den keine, noch so pikante und virtuose Einzelleistung jemals hervorzubringen vermag. Ich behalte mir vor das bei Besprechung der Gastspiele genauer darzulegen. An jenem Abend, als ich Herrn Düringer mein Stück mit meiner Bühne vorführte, war ich viel erfreuter noch über den Eindruck den Letztere, als den das Erstere ihm machte. Namentlich war er erstaunt eine Schauspielerin bei uns wieder zu sehen, die vor wenig Wochen erst seine Bühne verlassen hatte, und bei uns eingetreten war. Unterstützt von großer Intelligenz und unermüdlichem Fleiß, hatte sich ihre Begabung für das Conversationsstück glänzend entwickelt. Sie verstand zu charakterisiren, aber dafür lag ihr Sentimentalität ganz fern, und für das höhere Drama, namentlich für den Vers, stand ihr eine gewisse Sprödigkeit des Organs im Wege. Frl. Delia war nun in Schwerin nicht allein in ihr eigentliches Fach gekommen, sondern in demselben auch rapide gewachsen, und hatte sich dabei sehr geschickt in die vollkommene Natürlichkeit, die unsere Bühne auszeichnete, hineingelebt. Das mußte auffallen, wenn man die Künstlerin noch kurz vorher in verschiedenen Rollenfächern hatte umhertappen sehen. Herr Düringer war so aufrichtig das einzugestehen. „Spielt nicht mit dem Feuer", hat er dann nach besten Kräften in Berlin betrieben, und dasselbe hat sich bei vorzüglicher Darstellung dort länger als irgend eines meiner Stücke auf dem Repertoire erhalten. Alle anderen haben ihre mehr oder weniger häufigen Wiederholungen meist in den ersten Monaten ihres Erscheinens abgethan, um nicht wieder zu erscheinen, und das fast ohne Ausnahme. Ich habe das immer schmerzlich empfunden, weil ich das Princip nicht für richtig halte, den Autor immer wieder vergessen zu lassen, ehe er wieder erscheint, und ihm alle Anregung zu neuer Production abschneidet. Der lebendige Verkehr mit der Bühne ist nun einmal die Lebensluft, in der die dramatische Production gedeiht, und die Aussicht, sein geistiges Kind so schnell als möglich in der Todtenkammer der Theaterbibliothek begraben zu sehen, schlägt allen Wunsch zur Production nieder. Aber nichts von dem Thema: „Spielt nicht mit dem Feuer!"



Emmy von Dincklage.

[illegible]

[illegible]

[illegible] März [illegible]

[illegible]

Emmy von Dincklage.

„Dincklage oder Dinckelage, ein Schloß und Flecken oder Dorf im Stift Münster an einem kleinen Bach, welcher in die Hast ausfließt, gelegen und zu der ehemaligen Herrschaft Vecht gehörig. Es soll vor diesem eine ganze Herrschaft gewesen sein und eigene Herren dieses Namens gehabt haben. So stand auch vor diesem ein festes Schloß daselbst, welches im vierzehnten Seculo der Bischof zu Münster, Florentinus von Mewelinckhove, der Bischof von Osnabrück, Melchior, geborener Herzog von Braunschweig, und Otto, Graf von Tecklenburg, über fünfzehn Jahre lang belagert, aber endlich erobert und geschleift haben."

So berichtet das alte „Universallexicon" von Zedler, indem es sich auf eine Reihe von geschichtlichen Werken beruft, mit deren Anführung wir unsere Leser verschonen. Ob sich noch Ruinen des alten Schlosses vorfinden, wissen wir nicht, glauben aber es bezweifeln zu müssen, denn was die Bischöfe zerstörten, das zerstörten sie auch gründlich. Dagegen scheinen sie die Eigenthümer der Burg nicht in ihre Gewalt bekommen zu haben, denn sonst würden sie dieselben wol auch vertilgt haben, wie einst Josua die Bewohner von Jericho. Das Geschlecht blüht aber noch, und aus diesem stammt die Dichterin, mit welcher wir unsere Leser näher bekannt machen wollen.

Die Dincklage erscheinen bald nach den Kreuzzügen mit den Grafen von Ravensberg und denen von Tecklenburg, bei welchen sie auch zu Lehen gingen. Nach der Zerstörung der Burg theilten sie sich in zwei Stämme, die Dincklage-Campe und die Dincklage-Schulenburg. Die Linie Dincklage-Campe stammt von einem Ahnherrn der Dichterin, der eine Erbtochter des Hauses Campe heirathete und ihm das Rittergut dieses Namens zubrachte. Das Schloß, oder wie man es dort nach altsächsischem Herkommen nennt, das „Haus" Campe, das ungefähr vor dreihundert Jahren erbaut wurde, ist zwar mit Ringgräben umgeben, besteht jedoch nur aus Fachwerk; die Zeiten des streitbaren Adels waren damals schon vorbei, und man fühlte sich hinter den Schloßgräben gegen mögliche Ueberfälle von Landstreichern schon sicher genug. Vor der Brücke, die in das Schloß führt, steht eine alte wunderschöne, ganz hohle Ulme, die sieben Fuß im Umfang hat.

In diesem „Haus", eine grüne Oase mitten in Sand, Moor und Haide, wurde Amalie Ehrengart Sophie Wilhelmine von Dincklage am 18. März 1825 geboren. Sie ist das älteste Kind des Freiherrn Hermann von Dincklage-Campe und seiner Gattin Julia, geborenen Baronesse von Stoltzenberg. Sie wurde bald der Liebling ihrer Großeltern, namentlich ihres über achtzig Jahre alten Großvaters, der einst mit den hessischen Truppen in Amerika während des Befreiungskrieges gekämpft hatte. Doch verlor sie ihn schon in ihrem dritten Jahre; ihre Großmutter war etwas

früher gestorben. Emmy — so nennt sie sich selbst — wurde von ihren Eltern nach strengen Grundsätzen erzogen, doch entwickelte sie zugleich eine seltene Charakterkraft. Obgleich sie ihre Eltern leidenschaftlich liebte und verehrte, fügte sie sich doch nicht immer ihren strengen Anordnungen. Als man sie einst zwingen wollte, wegen eines Vergehens nach bestandener Strafe um Vergebung zu bitten, mußte man die Strafe noch sechs Mal wiederholen, ehe sie nachgab. Eines Tages sollte sie in den Keller eingesperrt werden; als sie aber drohte, die Hähnen an allen Bierfässern zu öffnen und das Bier in den Keller laufen zu lassen, ließ man es bei einer ernsten Mahnung bewenden, weil man überzeugt war, daß sie ihre Drohung erfüllen würde. So machte sie ein anderes Mal einen kühnen Fluchtversuch. Sehr häufig wurde sie bestraft, weil sie sich aus dem Hause schlich, um sich beim Viehhüten zu betheiligen, oder um mit dem Kutscher die Pferde in die Schwemme zu reiten.

Das Lernen wollte ihr nicht sehr behagen; erst als sie dem Schulzwang entwachsen war und sich selbstständig beschäftigen konnte und durfte, erwachte die Neigung zum Studium. Eben so erging es ihr mit den häuslichen Beschäftigungen. Lange schien es, als ob sie niemals mit der edlen Kochkunst und den weiblichen Handarbeiten vertraut werden würde, bis plötzlich auch hierfür ihre Neigung erwachte und sie nach beiden Seiten hin zur Meisterschaft gelangte.

Das im Ganzen einförmige Leben im Elternhause, das von größeren Ortschaften entfernt liegt, erhielt dadurch einige Abwechslung, daß man mit den Bauern des Dorfes verkehrte. Im Emsland ist nämlich das Verhältniß des Grundherrn zu den Dorfbewohnern noch ganz patriarchalisch; der Grundherr betrachtet sich als Vater seiner „Unterthanen" und hält es daher auch für seine Pflicht, für sie zu sorgen, wenn sie in Noth gerathen. Emmy's Mutter nahm sie mit sich, wenn sie kranke oder arme Bauern besuchte, und als sie und ihre Schwester herangewachsen waren, wurde es ihnen allein überlassen, ihnen Rath, Trost und Geschenke zu bringen. So wurde sie mit dem Leben der Dorfbewohner vertraut und sie lernte dieses kernhafte, nach Außen schweigsame, im Innern tief empfindende Volk schätzen und lieben, sich selbst als ein Kind dieses tüchtigen Volksstammes zu fühlen.

Als die jüngeren Geschwister der Dichterin heranwuchsen, zogen ihre Eltern nach Bückeburg, der kleinen Residenz des Fürstenthums Schaumburg-Lippe, die für Unterricht und Erziehung bessere Gelegenheit darbot, als das einsame Campe. Für Emmy wurde der dortige Aufenthalt einflußreich, nicht nur weil sie in die höheren Gesellschaftskreise eingeführt wurde, sondern weil sie auch in nähere Beziehung zu bedeutenden Männern, namentlich zu dem als Dichter bekannten Victor von Strauß trat. Das nahe Minden bot ihr Gelegenheit zu anderen anregenden Bekanntschaften; sie lernte die Dichterin Elise von Hohenhausen und deren ebenfalls als Schriftstellerin bekannte Tochter Elise Rüdiger-Hohenhausen kennen, ferner die originelle Mathilde Marcard, welche Veranlassung wurde, daß sie sich in einer prosaischen Erzählung versuchte, nachdem sie vorher schon mehrere Gedichte in dem von Gruppe herausgegebenen Musenalmanach veröffentlicht hatte (1854 u. 1855).

Vorher schon hatte ihre Mutter sie nach Wiesbaden mitgenommen, wo ihr eine ganz neue Welt entgegentrat. Diese Reise ward in so fern von großem Einfluß auf sie, als durch dieselbe eine unüberwindliche Reiselust in

ihr erweckt wurde, die immer mehr zunahm, je mehr fremde Länder sie kennen lernte. Auch in Wiesbaden machte sie interessante Bekanntschaften, darunter den Dichter Wilhelm Smets und den Geschichtschreiber der Freiheitskriege, Heinrich Beitzke, der mit seiner Frau das Heilbad besuchte. Seine eben so klaren als großartigen Anschauungen machten mächtigen Eindruck auf sie, und auch er gewann das strebende Mädchen lieb. Er besuchte die Dame in Campe und lud sie ein, ihm einen Gegenbesuch zu machen, welcher Einladung sie im folgenden Jahre Folge leistete. Beitzke wohnte damals in Colberg, wo sie zum ersten Male den großartigen Anblick des Meeres genoß.

Von nun an war Emmy von Dincklage beinahe immer auf Reisen oder auf längeren Besuchen in befreundeten Familien. So hielt sie sich längere Zeit in Oberschlesien bei einem reichen Gutsbesitzer auf, in dessen Familie sie glückliche Tage verbrachte. Dort lernte sie erst die Heiterkeit des Lebens kennen, der sie sich mit voller Seele hingab. Sie dichtete kleine Aufführungen zu Familienfesten, die so glücklich gelangen, daß man den Gedanken faßte und auch ausführte, ein kleines Theater zu bauen. Der heitern Unterhaltung gesellte sich aber auch ernstes Streben, das durch geistreiche Freunde der Familie, die häufig zum Besuch kamen, lebhaft gefördert wurde, so daß sie dem dortigen Aufenthalte eine erfreuliche Entwickelung ihres geistigen Selbstbewußtseins zu verdanken hatte. Nicht weniger einflußreich und glücklich war ein Sommeraufenthalt in Ungarn, wohin sie mit ihren Freunden gereist war, und der Aufenthalt in Dresden, wo sie mit denselben den Winter verbrachte. Sie fand dort vielseitige Anregung für ihre Leistungen im Gebiete der Novelle, so von Seiten der Baronin von Goethe, der Schwiegertochter des Dichters, und der Frau Baronin von Zöllner, deren Romane, die sie unter dem Namen Caroline von Göhren herausgab, früher bei der Lesewelt großen Anklang gefunden hatten. In Dresden lernte Emmy von Dincklage Gutzkow, die bekannte Novellistin Claire von Glümer, Gustav Kühne, den Geheimen Rath Carus, Feodor Wehl, Schleiden, den genialen Otto Ludwig u. A. m. kennen. Später trat sie mit Julius Rodenberg, Paul Heyse und ihrem Landsmanne Levin Schücking in nähere Verbindung, so daß ihr eine Reihe der hervorragendsten Schriftsteller und Dichter befreundet sind.

Im Jahre 1858 reiste Fräulein von Dincklage nach Italien, wo Natur und Kunst ihr manchen reichen Genuß darbot, der bei ihrer lebhaften Empfänglichkeit für alles Schöne nachhaltig auf sie wirkte.

Das Jahr 1866 brachte ihr zugleich Freudiges und Trauriges. Am Schlachttage von Langensalza wurde sie zur Stiftsdame im adeligen freiweltlichen Stifte zu Börstel unweit Osnabrück ernannt; die Einverleibung Hannovers in Preußen war für sie ein harter Schlag, da sie bei ihren conservativen Gesinnungen leidenschaftlich an der Selbstständigkeit und der Eigenthümlichkeit ihrer Heimat hing. Von da an beschäftigte sie sich hauptsächlich mit schriftstellerischen Arbeiten, über welche wir sogleich berichten werden.

Wir kennen Fräulein von Dincklage nicht persönlich; nach dem Portrait zu urtheilen, das einer ihrer Schriften beigegeben ist, ist ihr Gesicht nicht, was man schön nennen kann, es macht aber einen überaus angenehmen Eindruck, den man oft bei regelmäßigen Schönheiten vermißt. Die hohe Stirn, die lebhaften Augen, der lieblich geformte Mund vereinigen sich harmonisch, um der ganzen Erscheinung den Charakter des Geistreichen und zugleich Anmuthigen und heiterer Gutmüthigkeit, aber auch einer ungesuchten Natür-

lichkeit zu geben, was sowol durch ihre Schriften als durch ihr ganzes Auftreten bestätigt wird. Denn obgleich vielfältig in raffinirt vornehmen Kreisen sich bewegend, erscheint sie doch immer natürlich, kernhaft, als die echte Tochter ihres Heimatlandes, wie sie denn bei aller Gutmüthigkeit, wenn sie herausgefordert wird, unerschrocken und unverblümt die Wahrheit sagt.

Wie schon berichtet, zeigte Emmy von Dincklage schon früh große Schaffenslust; sie dichtete viel und betrieb ihre practischen Versuche je länger, je mehr mit Ernst. Sie machte sich mit den Gesetzen der Metrik bekannt und studirte die deutschen Dichter mit Aufmerksamkeit und Begeisterung. Unter diesen waren Schiller und Uhland ihre Lieblinge, doch erkannte sie mit der Zeit, daß ihr Talent sie auf ein anderes Gebiet wies, in welchem sie ihre Beobachtungen und Erfahrungen poetisch verwerthen konnte. Sie hatte im Jahre 1857 zu ihrer eigenen Unterhaltung eine Novelle „Das alte Liebespaar" geschrieben, ein Verwandter schickte sie ohne ihr Wissen in das „Morgenblatt", in welchem sie auch gedruckt erschien. So günstig dieser erste Versuch auch ausgefallen war, so verging doch eine lange Reihe von Jahren, ehe sie sich an großen Arbeiten versuchte. Die Reisen, die sie unterdessen machte, die mit denselben verbundene Unruhe, konnten der Schriftstellerei nicht förderlich sein, die immerhin Sammlung und behagliche Ruhe fordert. So erschien ihr erster größerer Roman „Hochgeboren" erst im Jahr 1868; ihm folgten im Jahre 1871 der zweibändige Roman „Tolle Geschichten" und die „Neuen Novellen" in zwei Bänden; im Jahre 1872 der Roman „Sara", ebenfalls in zwei Bänden, zuletzt in den Jahren 1872 und 1873 die „Geschichten aus dem Emslande". In diesen kommt ihr eigenthümliches Talent am Entschiedensten zur Erscheinung, weshalb wir auch diese, in denen sich gegen die ersten Romane ein bedeutender Fortschritt, namentlich in formeller Behandlung, offenbart, vorzüglich in's Auge fassen.

Die Localität, in welcher sich die „Geschichten aus dem Emslande" bewegen, so wie die „Neuen Novellen", ist das ehemalige Bisthum Münster, später Herzogthum Arenberg-Meppen, von diesem Orte aus bis zur Colonie, jetzt Stadt Papenburg, gegen die ostfriesische Grenze sich erstreckend. Das Land ist eine ungeheure Ebene, die von der Ems bewässert wird und mit Haiden und Mooren abwechselt, so daß die bewohnten Gegenden in den großen Mooren wie Inseln erscheinen. Die Einwohner dieses Landstriches sind altsächsischer und friesischer Abstammung; sie haben in Sitten und Gebräuchen noch Vieles von ihren Vorfahren behalten. Auch die Sprache hat noch altgermanisches Gepräge; sie ist reich an kräftigen, markigen Ausdrücken, die sich seit den ältesten Zeiten lebendig im Munde des Volkes erhalten haben. Fräulein von Dincklage spricht sie gern und gewandt, auch hat sie einige Gedichte in der Mundart, die von Firmenich in „Germaniens Völkerstimmen" mitgetheilt wurden. Die gründliche Kenntniß ihrer heimatlichen Mundart erwarb ihr die Ernennung zum Mitgliede des Plattdeutschen Vereins „Schurr-Murr" in Dresden, in welchem sie den Triumph erlebte, daß einige ihrer Kernworte nicht ohne Erklärung verstanden wurden. So sehr sie ihre Muttersprache liebt, so ließ sie sich doch nicht verführen — wir wollen dies sogleich hier erwähnen — die Sprache ihrer Erzählungen durch Einmischung undeutlicher Ausdrücke zu verunstalten, was andere Dichter von Dorfgeschichten oft in so überreichem Maße thun. Sie hat dadurch ein richtiges und feines Formgefühl beurkundet, und zugleich den Beweis ge-

liefert, daß das Hochdeutsche, wenn es mit Sinn und Kunst behandelt wird, vollkommen hinreicht, um auch solche Verhältnisse zur Anschauung zu bringen, die einem besondern Gebiete und Volksstamme eigenthümlich sind.

Die Dichterin giebt in den „Geschichten aus dem Emslande" keine eigentlichen Beschreibungen der Landschaft, in welcher ihre Personen leben und handeln, so wenig als sie das Aeußere der Personen selbst schildert; aber sie weiß durch die Reden und Handlungen Land und Personen so glücklich zu charakterisiren, daß wir ein vollständiges Bild des einen wie der andern erhalten. Die Personen tragen sämmtlich das Gepräge ihres norddeutschen Stammes, aber innerhalb dieses Gepräges sind sie auf das Lebendigste individualisirt. Man würde zwar die verschiedenen Oertlichkeiten, die in den „Geschichten" vorkommen, schwerlich in den genauesten Specialkarten finden, und in Dörfern oder Höfen keine Personen treffen, die zu denen in den „Geschichten" passen, aber es sind doch Gestalten, wie sie in jedem Dorf und jedem Hof angetroffen werden, so wahr und natürlich sind sie.

Wenn wir sagten, daß die Zeichnung der Personen auf der vollkommensten Wahrheit beruht, so daß sie uns allüberall im Emslande begegnen, so könnten wir dagegen mit eben so viel Recht behaupten, daß im ganzen Lande keine solchen Menschen zu finden sind, wie die Dichterin sie schildert. Denn sie hat das innerste Wesen der Menschen, wie es nie zur äußern Erscheinung gelangt, mit tiefem Blick ergriffen und dasselbe poetisch gestaltet. Und nur der wahre Dichter vermag dieses, wie nur der echte Künstler in sein Portrait einerseits die vollkommenste Aehnlichkeit zu legen, aber zugleich das geheimste Seelenleben, wie es in der Wirklichkeit nur in seltenen Weihestunden erblickt wird, zur Erscheinung bringen kann.

Das Emsland ist nicht blos von Bauern bewohnt; wie wir aus der Lebensgeschichte der Dichterin gesehen haben und aus den „Geschichten" ersehen, ist auch der Adel vertreten. Auch diesen führt die Dichterin mit großer Kunst vor. Da sie selbst diesen Kreisen angehört, oder vielmehr ob sie gleich ein Glied desselben ist, schildert sie sein Thun und Treiben mit vollster Objectivität in seinen verschiedenen Erscheinungen. Mit großer Vorliebe weilt sie bei demjenigen Theil des Adels, der bei entschieden feiner Bildung doch dem Leben des Volkes nahe steht, dessen Leiden und Freuden und selbst dessen Arbeiten theilt, und lebhaft an die Zeiten erinnert, wo die Burgfrauen und die züchtigen Jungfrauen mit dem Gesinde um die Wette spannen und nähten. Diese Verhältnisse werden uns vornehmlich in der Erzählung „Die zehnte Muse" zur Anschauung gebracht, die überhaupt zu den gelungensten Stücken der Sammlung gehört.

Die Darstellung in den Geschichten ist sehr mannigfaltig und die Dichterin bewegt sich eben so gewandt, wenn sie ernste Stoffe behandelt, als wenn sie komische Scenen vorführt, oder in das Reich des Phantastischen greift. Ueberall entsprechen Darstellung und Sprache dem geschilderten Gegenstande. Das Volk, mit dessen Leben uns die Dichterin bekannt macht, ist, wie die Norddeutschen überhaupt, ruhig und abgemessen, in Leiden geduldig, im Glück sich nicht überhebend, aber den menschlichen Leidenschaften nicht weniger unterthan als die heißblütigeren Südländer, und wenn sie einmal zum Ausbruch kommen, nachdem sie lange in der Brust zurückgehalten worden, erscheinen sie vielleicht gewaltiger als bei diesen.

Die Dichterin ist auch in der Darstellung solcher Zustände überaus glücklich, wie sie in der Erzählung „Die quade Grethe" bewiesen. Wie sie

in manchen anderen Geschichten Zeugniß gegeben hat, daß sie die schönen und edlen Seiten des weiblichen Herzens kennt, die Mutterliebe, die Aufopferungsfähigkeit, die Milde der Gesinnung, so hat sie in der „quaden Grethe“ bewiesen, daß ihr auch das dämonische Element im weiblichen Herzen zum tiefen Verständniß geworden ist.

Wer die „Geschichten aus dem Emsland“ liest, ohne zu wissen, wer sie geschrieben hat, wird nicht leicht auf den Gedanken kommen, daß sie von einer Frau verfaßt sind, denn es tritt das Weib nirgends hervor, wie denn auch einige Recensenten ihre früheren Schriften unbedenklich angenommen haben, daß sie von einem Manne herrührten. Aber es würde doch das schärfste Auge nirgends Unweibliches entdecken; Nichts, was das Zartgefühl der feinsinnigsten Frau verletzen könnte. Und eben in diesem Charakterzug ihrer Schriften erkennen wir das echte Talent, das unbewußt und ungesucht das richtige Maß der Darstellung findet.

Wir können schließlich die Bemerkung nicht unterlassen, daß Fräulein von Dincklage auch im Auslande Anerkennung gefunden hat. Ihr erster Roman „Hochgeboren“ wurde 1872 vom Grafen Géza Teleky und Ferenz Szépfaludy unter dem Titel: „Egy rút hölzy törtenéte“ (Geschichte eines häßlichen Mädchens) in's Ungarische übersetzt; eben so erschienen mehrere ihrer Novellen in ungarischer Uebersetzung, auch in Amerika wurden einige in's Englische übersetzt, und eine Zeitung von Cincinnati brachte eine Biographie der Dichterin, in welcher ihre Werke mit großer Anerkennung besprochen wurden.

Heinrich Kurz.

Monsieur Joubert.

Eine charakteristische Spielerfigur ist Freund Joubert. Er ist Allerwelts Freund. Obgleich Franzose, ist Joubert eben so bekannt und beliebt in Wiesbaden, Baden-Baden und Homburg, als in Spaa und Brüssel. Das Spiel als solches, nicht der Gewinnst, ist sein Lebenszweck. Er lebt und webt im Spiel. Sitzt er nicht am Farotisch, so spielt und agiotirt er auf der Börse. Joubert ist ein französischer Patriot und alter Republikaner. Er hatte die Ehre, mit den Besten seiner Nation als Verbannter des zweiten Decembers sein Vaterland meiden zu müssen. Er liebt es darum nicht minder leidenschaftlich und glühend; nur sein Chauvinismus hat seit dem letzten Krieg einen schweren Stoß erlitten. Er, der früher wie die helle Lohe aufflammte, mit südlicher Lebhaftigkeit und hastigen Gesten seinen Hut auf- und absetzte, im Zimmer auf- und abrannte und sich dann vor seinen Gegner hinpflanzte, eine Rheincampagne improvisirend, als sei diese für die Rothhosen eine einfache, militairische Promenade, er ist jetzt demüthig mäuschenstill und wenn er sich bei Freunden weiß, die Frankreich wohl wollen, so scheut er sich nicht zu jammern über sein „armes Vaterland“. „Il n'y a plus de français!“ seufzt er dann und rauft sich die grauen Haare. Sein Nervensystem ist eben in ewig vibrirendem Zustand. Es ergeht ihm dabei wie einem dem Trunk ergebenen Menschen. Er fühlt sich krank, hinfällig und wird melancholisch, sofern er nicht aufgeregt ist.

In solchem Augenblick benutzt er die Politik als Antidotum. Man sieht ihn im Café, ein halbes Dutzend Zeitungen zwischen den Beinen, ein anderes halbes Dutzend unter jedem Arm und eine Zeitung in der Hand; so sitzt er stundenlang und verschlingt Alles mit Heißhunger. In politisch ernsten Momenten kommt es aber vor, daß er plötzlich aufspringt, wüthend eine Zeitung zerreißt, zusammenballt, zerknittert und zu Boden schleudert, weil sie seinem Parteigefühl zu nahe getreten oder seinen Patriotismus verletzt hat. In solchen Augenblicken kennt man das kleine, untersetzte, etwas gebeugte Männlein mit runzeligem, glattrasirtem Gesicht, erloschenem Blick und leicht gerötheten Augenlidern gar nicht mehr wieder; seine Backenknochen röthen sich wie bei hektischen Personen, sein Auge funkelt und sticht, seine Arme und sein ganzer Leib gestikuliren und dabei schreit er mit seinem provençalischen Accent und mit einer Stimme, welche gellt wie Porzelanscherben, welche man zusammenscharrt. Natürlich läuft Alles zusammen im Café. „Ah, voilà, Jouberto furioso!“ lächeln die Habitués und beruhigt zieht sich Alles zurück. Der Held selbst dieser Auftritte wird dann bald wieder friedlich wie immer; eine einzige ruhige, kalte Bemerkung dämpft den Sturm, wie einige Tropfen kalten Wassers auf kochender, überschäumender Milch.

Joubert hat eine classische Erziehung genossen und kennt seine alten und neuen Autoren. Er ist ein guter Lateiner, worauf er sich nicht wenig zugute thut. Er hat seine Studien in einem französischen Seminarium gemacht. Als er die Weihen empfangen sollte, sprang er aus der Kutte. Anstatt der Kirchenväter hatte er Voltaire und Rousseau studirt, und zwar

so trefflich verdankt, daß er von dem Augenblick an, als er die geistliche Schule verließ, in die revolutionaire Phalanx trat, die schon unter der Julimonarchie der Regierung nicht wenig zu schaffen machte.

Als Verbannter des zweiten Decembers nach Brüssel geworfen, arm und mittellos, überwachte, vermittelte und leitete Joubert die Einschwärzung der politisch verbotenen Journale und Pamphlets, wie „Napoléon le petit", in Frankreich. Er erwarb sich bei diesem sehr einträglichen, weil sehr gewagtem Geschäft eine erkleckliche Summe; die Pausen füllte er mit Spielen aus. Da seine Freunde merkten, er würde sein Erworbenes weit rascher wieder verlieren, als er es gewonnen, so veranlaßten sie ihn, dasselbe in eine Leibrente umzuwandeln. Joubert ging auf den Vorschlag ein; jeden Monat, wenn er seine Rente erhält, macht er vier Theile aus derselben; drei Theile werden verspielt, der vierte dient zu seinem Lebensunterhalt. Mäßig wie ein Südländer, bedarf er dazu nur sehr wenig. Er sitzt ganze Tage am Spieltisch, pointirt, wirft von Zeit zu Zeit einen Fünffrankenthaler auf den grünen Teppich, ohne daß es ihm nur einfällt, etwas zu essen oder zu trinken. Er ist stets der Erste und Letzte im Redoutensaal. Er hat für Jedermann einen wohlwollenden Rath und sieht er, daß irgend ein Neuling, von der ihm so wenig holden Fortuna begünstigt, einen schönen Gewinnst gemacht hat, so drängt er sich zu ihm, schon aus Rache gegen die Bank, seine Todfeindin, und spricht: „Wollen Sie einen guten Rath von einem im Spiel ergrauten Mann? Raffen Sie Ihre Louisd'ore — das Wort Napoleonsd'or würde ihm in der Kehle stecken bleiben — und ihre Banknoten zusammen, fahren Sie direct zum Bahnhof und reisen Sie ab." — Er kennt die Launen und Tücken, die Rückschläge des Spiels wie kein Anderer und doch kann er es nicht über sich gewinnen, selbst weise zu handeln, wie er es den Leuten so eindringlich an's Herz legt. Regelmäßig verschlingt die Roulette, was er mit dem Trente et quarante gewonnen. Er weiß es und spielt doch. Er muß spielen; es zieht ihn mit diabolischer Gewalt zum rouge et noir und er hat seinen Einsatz schon hingeworfen, ehe der Ruf ertönt: „Messieurs, faites votre jeu!"

Im Jahre 1870, während des Krieges, war er in Homburg der einzige Franzose. So nahe ihm auch das Schicksal seines Vaterlandes ging, so siegte zuletzt die Leidenschaft des Spielers über seinen Patriotismus. Auf seiner damaligen Reise geschah es ihm, zwischen Aachen und Köln, wie er selbst erzählte, daß Einer der Reisegesellschafter im Coupé, die zufällig sämmtlich Deutsche waren, seinen Arm sachte streichelte mit den Worten: „Kaput, Franzose! Kaput, grande nation!" Zerknirscht und gedemüthigt verbiß Joubert seinen Grimm und schwieg. „Was sollte, was konnte ich erwiedern", meinte er traurig; „was der Mann mir schmunzelnd unter dem höhnischen Lächeln der Anwesenden sagte, hatte ich mir selbst längst gesagt: „Pauvre France!" Und dabei hing ihm eine helle Zähre an der grauen Wimper.

Im Frühjahr 1872, mit den Schwalben, kam Joubert nach Brüssel, nachdem er den Winter abwechselnd in Wiesbaden und Homburg gespielt. Am ersten Mai war er der Erste im Redoutensaal in Spaa bei Eröffnung des Spiels, das, kraft eines Gesetzes vom 21. October 1871, am 31. October unwiderruflich und auf immer geschlossen werden sollte. Bis zum November, hatte er hier in Brüssel erklärt, würde man ihn nicht wiedersehen; er wollte den Becher bis auf die Neige leeren. Er hielt Wort. Wenn man

in den Redoutensaal trat, Freund Joubert fehlte nie. Vierzehn Tage ungefähr vor Thorschluß bemerkte man plötzlich die Abwesenheit Joubert's. Erst nach zwei Tagen erschien er wieder, etwas bleich und abgemagert.

„Was giebt's, Joubert?“ frug Herr Davelouis, der Spielpächter, „waren Sie krank? Oder fehlt's etwa an Munition? Sie wissen, Sie haben Credit.“

„Sie sind sehr freundlich“, entgegnete Joubert, „ich bin bei Kasse. Die Martingale hatte es mir angethan.“

Herr Davelouis lachte und drehte sich auf seinem Absatz herum. „Ein so alter Spieler und lassen sich noch durch eine Martingale verführen!“

Herr Davelouis erzählte die Antwort Tags darauf hier in Brüssel.

Sie fiel mir wieder ein, als ich Joubert in den ersten Novembertagen im Café des milles colonnes traf.

Er strahlte. Er war es, der beim Trente et quarante — die Roulette war zuerst geschlossen — den letzten Coup spielte, den er gewann; als dann, trotz aller stürmischen Reclamationen der wüthenden, gierigen Spieler, die ihre Jagd nach dem Gold fortsetzen und bis Mitternacht spielen wollten, die Croupiers sich entschieden weigerten, da rief Joubert pathetisch aus: „Gewalt geht vor Recht!“ Tags darauf brachte das Pariser „Evénement“ sein Bonmot, was die Boulevardiers nicht wenig belustigte.

„Aber was war denn das“, frug ich ihn, „mit der Martingale?“

„Ja“, sagte er, „das ist eine höchst curiose Geschichte. Ich war zum ersten Mal in meinem Leben verliebt . . .“

Sprachlos vor Erstaunen sah ich das verwitterte Männchen an und hatte Mühe, ernst zu bleiben.

„Ich sitze eines schönen Morgens am Spieltisch; trotz der frühen Stunde war der Saal gepfropft voll; dichte Reihen von Spielern umgaben den Tisch; plötzlich fühle ich eine sonderbare, aber wohlthuende Schwüle, nahm mir aber die Zeit nicht, mich umzusehen, denn der Croupier drehte gerade eine Karte um, die mich lebhaft interessirte. Unmittelbar darauf habe ich wieder dasselbe Gefühl und ein warmer, jugendlicher, balsamischer Athem streift meine Wange; diesmal kehre ich mich um, auf die Gefahr hin, einen Coup zu verfehlen, und erblicke . . einen reizenden, blühenden, schneeigen Hals, mit leuchtendem Busen, und erst dann den vorgebeugten Kopf eines wunderbar schönen Weibes mit dunklen, braunen, begehrlichen, heißen Augen. — „Wollen Sie mir nicht, ich bitte, Ihren Platz eine Weile abtreten?“ — „Du wendest Dich an den Unrechten“, dachte ich bei mir selbst und wollte ihr schon verneinend den Rücken zukehren, da legt sie schmeichelnd eine kleine, weiche, glühende Hand auf meine Schulter und flüstert, während ihre Locken mein Gesicht streifen:

„„Bitte, lassen Sie sich erweichen, lassen Sie mich meine Martingale erproben . . .“

„Eine Martingale! Sie hatte das Wort kaum gesprochen, so saß sie auf meinem Platz und ich stand hinter ihrem Stuhl und hatte alle Muße, die herrlichen Linien ihres Nackens mit üppigem, dunkelblondem Haar zu studiren. Bald hatte sie einen Haufen Gold gewonnen; dies Glück lächelte ihr fortwährend und merkwürdigerweise, je mehr sie ihren Einsatz erhöhte, desto sicherer wurde ihr Gewinn. Es ging ihr kaum ein Einsatz mehr verloren. Von mir nahm sie weiter keine Notiz, sie spielte fort. Mir ward es plötzlich schwül; ich verließ den Redoutensaal und machte einen Spaziergang;

doch überall auf Weg und Steg verfolgte mich der Gedanke an Jene, welche meinen Platz usurpirt hatte. Ich irrte herum, gleich dem ewigen Juden, ich wurde an mir selbst irre. Gegen Abend war ich arg ermattet und ging früh schlafen. Nachdem ich mich stundenlang auf meinem Lager gewälzt, schlief ich endlich ein und träumte: von wem? Von ihr. Sie war plötzlich in mein Zimmer getreten, mit gerötheten Wangen, blitzenden Augen; sie umfaßte mich, drehte sich mit mir wie ein Kreisel im Zimmer herum und rief frohlockend: „Ich habe die Bank gesprengt! Komm' mit mir, gleich, gleich nach Homburg; komm', lass' uns alle Banken der Reihe nach sprengen, es lebe die Martingale!"

„Dabei drückte sie mich zum Ersticken an ihr hochklopfendes Herz.

„„Wie gern", rief ich, als sie mich etwas hatte zu Athem kommen lassen, „würde ich Sie begleiten! Ach, warum sind Sie nicht dreißig Jahre früher geboren!"

„Sie lachte hell auf, fletschte die blendend weißen Zähne, hob mich auf, trug mich in ihren Armen im Zimmer herum und rief: „Du alt? Du häßlich? Hast Du denn die Martingale vergessen? Siehst Du", fuhr sie in vertraulichem, schmachtendem Tone fort, indem sie mich neben sich auf den Divan zog und ihren Blick in den meinigen bohrte, „glaubst Du nicht, daß, wenn meine Liebe Dich nicht verjüngen kann, es das Gold vermag? Das Gold ist allmächtig; es vermag Alles, Alles . . ." So sprechend, überschüttete sie mich mit Gold.

Ich ward von einem Goldregen überströmt; alles Sträuben war vergebens; mit furchtbarer Gewalt hielt mich einer ihrer entblößten, weichen Arme nieder, während der andere das Gold unerschöpflich ausstreute. Die Last wurde immer schwerer, mein Athem stockte; aber wie eine wilde Bacchantin fuhr sie fort, mich unter Gold zu begraben. „Ich ersticke, ich ersticke!" ächzte ich; Todesangst schüttelte mich, ich raffte mich zusammen zu einem letzten Aufgebot aller meiner Kräfte . . . Da erwachte ich, in Schweiß gebadet.

„Ich sprang auf, es war heller Tag.

„„Mein guter Joubert", sagte ich mir, „Du bist auf gutem Wege, in Deinen alten Tage Narrenstreiche zu machen."

„Ich stellte mich vor den Spiegel; das Antlitz meiner schönen Teufelinn lachte mir daraus entgegen. Mein Kopf brannte, meine Pulse schlugen; ich hatte das Fieber. Ich warf mich auf's Ruhebett. Mein Traum trat wieder mit aller Lebendigkeit des eben Erlebten vor meine Sinne; ich fühlte die Arme der Verführerin. Doch was blitzt dort in der Ecke? Ich springe auf, bücke mich und halte einen funkelnden, nagelneuen Louisd'or in der Hand.

„Jetzt hielt es mich nicht mehr im Zimmer; ich faßte an den Kopf mit beiden Händen. In diesem Augenblick fiel es mir gar nicht ein, eine natürliche, doch so nahe liegende Erklärung des Fundes zu suchen. Ich fing an, Traum und Wirklichkeit mit einander zu verwechseln, und stürmte die Treppe hinunter, zum Redoutensaal, und rief laut: „Ich will sehen, ob sie die Bank gesprengt!"

„Wie ich auf den untersten Stufen der Treppe angekommen, empfängt mich meine langjährige Wirthin kopfschüttelnd und zweideutig lächelnd: „Sie haben schlecht geschlafen, nicht wahr Herr Joubert?"

„„Warum das?" erwiederte ich mürrisch, wenig zur Unterhaltung aufgelegt.

„„Nun, nichts für ungut, Sie sind sonst früher auf den Beinen. Seit einer Stunde wartet eine Dame auf Sie im Sprechzimmer.“

„„Eine Dame?“ stammelte ich betroffen und verwirrt.

„„Ein Dämchen, wenn Sie wollen“, knickste sie hämisch und läßt mich stehen, während sie im Fortgehen murmelt: „Wer hätte das gedacht? Die Männer, die Männer ...“

„Ich trete in's Sprechzimmer; meine schöne Unbekannte kommt mir entgegen.

„„Nun, Sie haben also wirklich die Bank gesprengt?“

„Sie sah mich an mit einem vorwurfsvollen Blick. „Ach“, sagte sie leise, „sie hat mich gesprengt.“

„„Und die Martingale?“

„„Sie ist an Allem Schuld. Ich hatte fünfzigtausend Franken gewonnen. Jetzt sollte ich der Martingale zufolge nur noch mit Einsätzen von zwölftausend Franken operiren. In einer Viertelstunde war nicht nur mein Gewinnst, sondern auch meine ganze Baarschaft, die nicht unbeträchtlich, dahin.“

„Ich athmete auf. Mein Herz pulsirte wieder normal. Ich war wieder der Alte.

„Sie blickte mich mit trübem Erstaunen an. „Mein Gott“, rief sie, „es scheint fast, daß mein Unglück Sie erfreut! Und doch hatte ich auf Sie gerechnet, um mich aus meiner Verlegenheit zu retten.“

„Ihre Augen füllten sich mit Thränen. Sie war reizender als je, aber sie machte keinen andern Eindruck mehr auf mich, als jede andere schöne Frau.

„„Joubert“, rief es in mir jubelnd, „Du warst nur in die Martingale verliebt!“

„Da ich still schwieg, so fuhr sie fort: „Ich kenne Niemanden hier. Ich muß und will auf der Stelle fort aus Spaa. Sie waren gestern so freundlich zuvorkommend, daß ...“ Ihre Stimme stockte.

„„Ich stehe ganz zu Ihren Diensten“, nahm ich das Wort. „Sprechen Sie ohne Scheu. Was Sie für Schadenfreude hielten, war nur der Gedanke, daß ich glücklich der Gefahr entronnen, welche mich durch Ihre Martingale bedroht hat. Haben Sie Geld nöthig?“

„„Mit zwanzig Franken“, flüsterte sie beschämt und ohne die Augen aufzuschlagen, „wäre mir geholfen.“

„Ich griff in die Westentasche und reichte ihr das Goldstück, das ich eben erst mit so seltsamen Gedanken aufgerafft ...

„Ich begleitete sie zur Eisenbahn, wo sie ein Fahrbillet nach Aachen löste. Unterwegs erzählte sie mir, sie sei Schwedin und Erzieherin in einer fürstlichen Familie. Sie würde mir das kleine Anlehen noch denselben Tag zurücksenden. Sie that dies denn auch wirklich mit einem so herzlichen, einfachen Schreiben, daß ich noch einmal, wenn auch nur flüchtig, das Umschlagen der Martingale bedauerte. Es ist nicht unmöglich, daß ich sie in Homburg wiedersehe.

„Morgen geht's nach Homburg bis zum 31. December 1872.“

„Und dann?“

„Ja, dann sage ich Belgien und Deutschland auf immer Lebewohl und siedle mich in dem einzigen Lande an, wo den Menschen die Freiheit nicht genommen sein Geld zu verspielen, in — Monaco.“

Max Sulzberger.

Mantinea.

Mantinea! Mantinea! Säh'n nicht deine Felder heute
Sparta's alte Ruhmeskrone dem Kadmäervolk zur Beute?
Warum fliegt kein Siegesjubel die Thebanerreih'n entlang?
Warum wehen keine Kränze, tönt kein Reigen, noch Gesang?

Ach, wir sind besiegte Sieger! Er, der uns zum Siege führte,
Unser Stolz und unsre Hoffnung, dem auch heut' der Kranz gebührte,
Der uns groß gemacht und herrlich, der des Feindes Trotz geschreckt,
Weh! Epaminondas lieget dort zum Tode hingestreckt.

Männer, die mehr Blut als Thränen, seit sie Männer sind, vergossen,
Fühlen ohne Scham von Zähren ihre Wangen heiß umflossen,
Lieber gössen sie die Ströme ihres Bluts zum Opfer dar,
Nähm's der Hades hin für Jenen, welcher Aller Leben war.

Still! er regt sich! Auf dem Lager hebet sich der Todeswunde,
Oeffnet langsam seine Augen, ruhig blickend in der Runde,
In dem Busen noch das Eisen, das die Parze für ihn schliff —
Wer es auszieht, bricht den Faden mit verhängnißvollem Griff.

„Freunde", fragt der Held mit Bangen, „haben wir die Schlacht gewonnen?"
— „Ja, die Feinde sind geschlagen, wen'ge unserm Schwert entronnen.
Wenn heut' das Gesetz nicht schlummert, das den Flüchtling streng verdammt,
Uebt an seinen eignen Kindern Sparta unsrer Rache Amt."

Freudenglanz verklärt sein Auge — doch noch Eines macht ihm Sorgen:
Seiner Kriegerehre denkend, fragt er: „Ist mein Schild geborgen?"
Und der Jüngling, sein Begleiter auf dem Felde der Gefahr,
Reicht mit abgewandtem Antlitz weinend ihm das Kleinod dar.

„Dank dir, treuer Freund, der sicher mich in manchem Kampf gedecket,
Oft von Feindesblut geröthet, aber nie mit Schmach beflecket.
Deck' mich nun zum letzten Male", murmelt er und küßt den Schild,
Grüßt mit stummem Abschiedsblicke jeden seiner Treuen mild.

Drauf, die Hand schon an dem Eisen, das sein Heldenleben endet:
„Wenn ich's auszieh, ist's vorüber?" fragt er leis' zum Arzt gewendet.
„Nun wohlan! so kann ich sterben, denn ich sterbe unbesiegt.
Götter, schützet Thebens Freiheit, daß sie keinem Feind erliegt!"

„Weh uns!" ruft der Freunde einer, „daß Du uns so früh mußt sterben,
Ohne einen Sohn zu lassen, Deiner Ehr' und Tugend Erben."
Zaudernd auf dem Todeswege spricht der Held voll Hoheit noch:
„Hab' ich keinen Sohn zum Erben, laß' ich Euch zwei Töchter doch

Von unsterblichem Geschlechte. Leuktra will ich eine nennen
Und die andre Mantinea. Theben wird sie Beide kennen."
Sprach's, entreißt den Speer der Wunde — rings umher schallt Klaggeschrei —
Und er stirbt so wie er lebte, tapfer, unbesiegt und frei.

M. Hartschmidt.

Suum cuique.

Novelle von S. Junghans.

(Schluß.)

Zehntes Kapitel.

Nach einem vierzehntägigen Aufenthalt in Kärnthen war ich wider Erwarten genöthigt, abermals auf einige Tage nach Wien zurückzukehren; als ich am zweiten Tage nach einem Gang in mein Hôtel am Neuen Markt kam, meldete mir der Portier, daß mich ein Herr in meinem Zimmer erwarte.

Mit Vermuthungen beschäftigt, wer wol mein Besuch sein könnte, stieg ich in den zweiten Stock empor, durchschritt die langen Kreuz- und Quergänge bis zu Nr. 39, meinem Zimmer, und befand mich zu meiner größten Ueberraschung den gespannt und forschend auf mich gerichteten Augen des jungen Eller gegenüber.

„Ah, Sie sind es", sagte er aufathmend; „ich sah Ihren Namen in der Fremdenliste . . .

Ich schüttelte ihm herzlich die Hand und rückte mir einen Sessel neben den seinen. „Es ist hübsch von Ihnen, daß Sie mich aufgesucht haben, lieber Eller", eröffnete ich nun die Unterhaltung.

„Sie nehmen meinen Ueberfall sehr freundlich auf", sagte der junge Mensch jetzt mit gepreßter Stimme; „es war ziemlich kühn von mir, denselben auf eine kurze Reisebekanntschaft hin zu wagen, aber ich komme zu Ihnen um einer Auskunft willen, die wahrscheinlich nur Sie mir geben können. Sie sind vor Kurzem hier mit Bernhard Wanderer zusammen gewesen?"

„Ja", sagte ich verwundert

Er ergriff sogleich lebhaft meine Hand. „Ich wußte es, ich hatte es erfahren, gleichviel wie — aber was ich nicht erfahren konnte, ist, wohin sich Wanderer jetzt gewendet hat, und ich muß es wissen, oh, es hängt so unendlich viel davon ab! Ist er noch hier, wissen Sie seine Wohnung? Sprechen Sie!" rief er flehentlich.

„Wanderer ist von Wien abgereist", sagte ich befremdet. „Vor vierzehn Tagen hat er sich hier von mir verabschiedet, um eine längst beabsichtigte Seereise anzutreten."

„So ist er fort . . . er hat sich eingeschifft?"

Er hatte bei den letzten Worten die Augen mit der Hand bedeckt und es lag so viel Energie des Schmerzes in dieser Bewegung und in seiner ganzen Haltung, daß mich der Ausdruck weder als übertrieben doch als unmännlich berührte. Ich legte nach einer Pause die Hand auf seine Schulter. „Ich möchte Sie bitten, sich mir anzuvertrauen — ich kenne Ihre Geschichte. Wanderer hat mir Alles erzählt. Sie dürfen das nicht als eine Indiscretion verurtheilen", fuhr ich rasch fort. „Wan-

derer ist mein Jugendfreund . . . Die Beziehungen zu Ihnen haben einen gewaltigen Einfluß auf sein ganzes Leben gehabt. Sie wissen, daß er sich um Ihretwillen jetzt verbannt hat —"

„O, sagen Sie das nicht!" unterbrach mich der junge Mensch. „Ich kann den Gedanken nicht ertragen, Schuld an diesem Unglück zu sein. Sie wissen noch nicht Alles", fuhr er fort, als ich ihn betroffen ansah . . . „es bleibt mir, den Bericht Wanderer's zu ergänzen. Sie haben erfahren, daß sich meine Braut nach Triest begeben hat?"

Ich bejahte.

„Das ist nicht Alles. Sie hat Wanderer in Wien aufgesucht — vielleicht haben Sie das arme Mädchen gesehen?" fragte er hastig. „Scheuen Sie sich nicht, sagen Sie mir Alles; ich kann Ihnen das Wort geben, welches sie von jedem Vorwurf befreit."

„Wie?" rief ich, indem ein jähes Licht vor mir aufblitzte und über jenen Vorfall seine unheimliche Helle warf. „Ihre Braut ist krank — ist —"

Er stöhnte. „Auch das wissen Sie — war ihr das entsetzliche Zeichen damals schon auf die Stirn gedrückt?"

„Sie irren, ich habe die junge Dame nie gesehen. Ihre Worte eben brachten mich auf den Gedanken, daß ihr letzter Schritt in einer Geistesstörung seine Erklärung finden möchte."

Er saß eine Weile ohne zu sprechen, dann sagte er dumpf: „Meine unselige, egoistische Thorheit trägt die Schuld und die Härte Wanderer's, diese unbegreifliche Härte gegen das schönste, süßeste Geschöpf, welches die Erde hält."

Immer noch diese Bitterkeit gegen seinen besten Freund! „Sie machen ihm Vorwürfe", sagte ich etwas unmuthig, „Sie, um dessentwillen er zu jedem Opfer bereit war?"

„Es hat keines Opfers bedurft — er liebte Ida nicht", sagte der junge Mensch hart.

„Was er that, hat er allein um Ihretwillen gethan: er war eigensinnig darauf erpicht, Sie glücklich zu wissen", entgegnete ich.

„Mich — o, was liegt an mir, hätte er mich sterben lassen: ich danke ihm das Leben nicht, welches er mir gerettet hat!" rief Emil mit der ganzen Ungerechtigkeit der Verzweiflung; ich merkte, daß es vergebene Mühe sein würde, vernünftig mit ihm zu reden. „Ich komme von Triest", begann er nach einigem Schweigen; „ich reiste, sobald mich aus Hohenhütte die Nachricht von Ida's plötzlichem Entschlusse erreichte, der Brief hatte sich verzögert — ich hoffte, sie begleiten zu dürfen, wenn sie auf ihrem Vorhaben beharrte, aber ich kam zu spät — viel, viel zu spät. Soll ich Ihnen erzählen, wie ich sie fand?"

„Sie hatten sie in ein hübsches Zimmer gebracht", fuhr er fort er sprach vor sich hin, als habe er meine Gegenwart vergessen; „in ein luftiges Zimmer mit grünbeschatteten Fenstern. Ich trat ein und sah sie sitzen, mit dem Rücken gegen die Thür gewendet; sie schien hinaus zu schauen. In jenem Augenblick war mir zu Muth, als würde ich,

um sie nur besitzen zu dürfen, gesund oder geistig umnachtet, Alles, Alles, ihre und meine Seligkeit sogar, hingeben. Sie blieb ganz ruhig, sie schien nicht zu hören, daß Jemand gekommen war. Sie hatten mich allein mit ihr gelassen, ich war der lieben Gestalt, dem schönen goldenen Haar, welches auf ihren Schultern und auf der Lehne des Sophas lag, schon ganz nahe, ich streckte die Arme aus, um sie an mich zu ziehen, da wendete sie mir langsam das Gesicht zu. — O Gott! wie habe ich diesen Anblick überlebt, ohne selber wahnsinnig zu werden! Mit einem Blick war ich verurtheilt, dieser eine Blick, fremd, leer, wie aus einer andern Welt, sagte mir, stolz noch in seiner gänzlichen Bewußtlosigkeit: „Ich bin frei von Dir, Du hast kein Recht mehr auf mich, ich bin Dir entflohen!"

„So hatte sie schon Tage lang gesessen; sie war bald nach ihrer Ankunft in diese Starrheit verfallen. Als ich von der Dienerin hörte, in wessen Begleitung die Arme angelangt war, stürmten die entsetzlichsten Vermuthungen auf mich ein, ich stürzte hinein zu ihr, ich riß sie empor und meiner Leidenschaft gelang es endlich, sie zu wecken, nicht zu vollständigem Bewußtsein freilich, sondern zu einer dumpfen Trauer; sie schien zu fühlen, daß ihr etwas fehle. Können Sie meine Qual begreifen, als ich nun hören und sehen mußte, wie der Gedanke an ihn, die Sehnsucht nach ihm, in ihr aufwachte, wie ein krankes Kind aus dem Fieberschlafe, und ein leises Wehklagen begann! Ihn freilich habe ich da freisprechen müssen" fuhr er bitter fort, „er hat Alles für sich behalten, seinen Stolz, seine Reinheit, seine Ehre — ihr hat er die Qual, die Schmach und den Wahnsinn gelassen!"

Ich sagte etwas von der Möglichkeit einer Heilung; bei diesen Worten rüttelte sich Emil aus seiner bisherigen Schmerzversunkenheit auf. „Ich glaube an ihre Heilung", sagte er und sah mich fest an, „aber ich glaube auch, daß sie nur durch Den bewirkt werden kann, welcher das Unglück über Ida gebracht hat. Deshalb muß ich Wanderer finden — er darf sich der Pflicht nicht entziehen, sie aus ihrem Tiefsinn zu wecken."

Ich fing an, die Rolle, welche Emil unserm Freunde in diesem Drama zudachte, zu begreifen, ohne mich aber im Geringsten davon erbaut zu finden . . . „Und wie denken Sie sich diesen Heilungsproceß?" fragte ich zweifelnd.

Jetzt, wo er seine Idee aussprechen sollte, schien ihm die Anmaßung derselben theilweise zum Bewußtsein zu kommen. „Bernhard's Gegenwart schon würde Ida wieder zu sich selber bringen . . ." sagte er, wie entschuldigend . . . „Ist sie erst sein Weib, so werden sich, ich bin es überzeugt alle ihre ausgezeichneten geistigen Thätigkeiten wie durch ein Wunder befreien — denn sie ist Eine unter Tausenden, ein fremdartiges Kleinod —"

Er sprach die letzten Worte schon wieder unter dem Einfluß der neidischen Pein, welche ihm der Gedanke schuf, Das, was seine Seligkeit gewesen sein würde, einem Anderen aufdringen zu müssen.

„Sie haben also keine Idee, wohin Wanderer sich gewendet haben könnte?“ schloß er die Unterhaltung.

„Ich sagte Ihnen schon, was er mir von seinen Absichten mitgetheilt hat. Ich müßte mich übrigens sehr irren, wenn es nicht auch sein geheimer Wunsch gewesen wäre, Sie vor seiner Abreise noch einmal zu sehen . . .“

Des jungen Mannes Augen leuchteten auf. „Glauben Sie? Und ich fürchtete, daß er einem Zusammentreffen mit mir ans dem Wege ging. Wer weiß, ob er nicht sogar in S. gewesen ist, sich noch jetzt dort aufhält —“

Mir fiel hier ein Umstand ein, dessen ich mich bisher durchaus nicht erinnert hatte: Wanderer hatte S. geradezu als einen Punkt erwähnt, den er vor seiner Ueberfahrt nach England berühren würde. Zugleich aber fühlte ich die entschiedenste Abneigung, meinen Gedächtnißfehler wieder gut zu machen, indem ich der Vermuthung des jungen Menschen mit dieser meiner Kenntniß der Reisepläne Wanderer's nachhalf. Das Gute, was aus einer nochmaligen Zusammenkunft der Beiden für irgend einen Theil entspringen konnte, erschien mir äußerst problematisch; die Heilung Ida's mochte der Zeit und einem vernünftigen Arzte überlassen bleiben — ich ertappte mich auf dem heimlichen Wunsche, daß sich ein Stück Weltmeer zwischen meinem Freunde Wanderer und der Patientin befinden möge.

Meine Aufforderung, doch mit mir zu speisen, begegnete von Seiten des jungen Mannes einer fast ängstlichen Abwehr; ich sagte ihm darauf, wie ich fürchte, daß er die löbliche Gewohnheit der Sterblichen, zu bestimmten Stunden des Tages eine ordentliche Mahlzeit zu halten, abgelegt habe. „Sie sehen nicht wohl aus“, fügte ich vorwurfsvoll hinzu.

„Ich esse allerdings nicht eben viel“, sagte er mit einem schwachen Lächeln; „mir ist, als habe ich jetzt keine Zeit dazu. Später, wenn erst Alles ist, wie es sein sollte, dann werde ich essen und auch wieder schlafen, hoffentlich.“

„Sie werden sich eine Krankheit zuziehen“, schloß ich meine Rede gegen das Ungestüm der Jugend.

Er schüttelte sehr bestimmt den Kopf. „Nein, ich werde nicht krank bis ich am Ziele bin“, sagte er, „und nachher — nachher ist auch dazu Zeit.“

Elftes Kapitel.

Der Winter war vorüber. Ich hatte ihn in meiner Heimat zugebracht und während desselben weder von Wanderer, noch von irgend einer der Personen, von welchen in diesen Blättern die Rede gewesen ist, etwas gehört. Es mag gegen Ende April gewesen sein, als eines Abends unter den gleichgiltigen Postsendungen für's Geschäft ein Brief an mich einlief, bei dessen Anblick ich Anfangs kaum meinen Augen traute. Die Adresse zeigte die eigenthümlichen Schriftzüge Wanderer's; das Couvert trug den Poststempel „Lüttich“. Also wieder hier, wieder in Europa,

oder — gar nicht fortgewesen! In lebhaftester Erwartung faltete ich den Bogen auseinander, welche Nachricht er aber auch enthalten mochte, jedenfalls war sie bündig gefaßt, denn die erste Seite war kaum halb beschrieben. Ich las:

„Lieber Alter! Ich fasse meine besondere Bestimmung in der Weltökonomie wol nicht falsch auf, wenn ich sie als die Aufgabe definire, Denen, von welchen ich gekannt bin, durch beständige Ueberraschungen nützlich zu werden. Worein ich den Nutzen solcher Ueberraschungen für einen geregelten Organismus setze, werde ich mich bemühen Dir darzuthun, sobald wir viva voce verkehren können: ich spreche nämlich hiermit die Bitte aus, daß Du mich, sobald Du Dich losmachen kannst — hoffentlich innerhalb der nächsten acht Tage — auf einige Zeit hier, in der Maison dorée, Chauvemont, Liège, aufsuchen mögest. Der Abend-Courierzug von E. aus ist zu empfehlen, Du bist dann Morgens in Lüttich; bei Mr. Charles Tiedemars, 20, Rue de l'Etoile, wird eines meiner Pferde zu Deiner Verfügung stehen, welches, falls Tiedemars Auseinandersetzungen über die Straße nach Chauvemont sich als ungenügend ausweisen sollten, Dir mit seiner Ortskenntniß aushelfen wird.

B. W."

Sechsunddreißig Stunden später verließ ich in Lüttich den Courirzug, streckte meine Glieder nach der anhaltenden nächtlichen Fahrt und athmete mit Behagen die erquickende Morgenluft ein, welche aus dem dampfenden Maasthale aufstieg. Es war acht Uhr früh; ich frühstückte auf dem Bahnhofe und machte mich dann gemächlich nach der Rue de l'Etoile auf den Weg, mein kleines Portemanteau eigenhändig mitbefördernd.

Vor Jahren war ich in der alten flämischen Stadt gewesen, sie hatte mir damals so gut gefallen, daß ich dem Zufall dankte, der mich jetzt wieder durch ihre geschäftigen Straßen führte. Die Rue de l'Etoile lag in dem anscheinend ältesten Theile der Stadt, und die weitläufigen dunklen Façaden stattlicher Patrizierhäuser mit ihren reichen Steinbildnereien drückten ihr ein ganz eigenthümliches Gepräge auf. — Ich ging mich umschauend und lässig suchend meinen Weg. Ein auf der andern Seite der Straße liegendes Gebäude mit einem alterthümlichen Vorbau, der den weiten Thorweg verdunkelte, fesselte meine Aufmerksamkeit. Ich kreuzte die Straße und besah mir diesen Erker, so wie das gewaltige, außerordentlich schön gearbeitete Wappen über dem Eingang; auf ihrem Wege zu den ebenfalls reich geschnitzten Feldern der Thorflügel blieben meine Augen auf einem Schildchen haften, das in modernem Anstrich die Nummer Zwanzig trug; so war ich also zur Stelle!

Ich trat in den dunklen kühlen Thorweg; an seinen andern Ende führte ein ebenfalls weit offenes Thor in den Hof, und dieser sonnige, mit großen Steinplatten reinlich gepflasterte Hof, von alterthümlichen, aber schmucken Hintergebäuden eingeschlossen, gab ein so schönes Bild im Rahmen des dunklen Thorbogens, daß ich überrascht eine Weile stehen blieb. Da öffnete sich mir zur Linken eine Thür, die in den Flur

führte, ein behäbiger Herr erschien auf der Schwelle, rückte das Käppchen und fragte höflich nach meinem Begehr.

„Habe ich die Ehre, Herr Charles Tiedemars zu sehen?“ fragte ich auf gut Glück.

Er verbeugte sich artig und nachdem ich ihm kurz meine Personalien gegeben hatte, lud er mich ein ihm in das Gastzimmer zu folgen, denn das schöne alte, einst fürstliche Gebäude war jetzt ein Gasthaus, ein gastliches Haus aber auch im besten Sinne des Wortes, wie ich mich bald überzeugen konnte.

Wir stiegen einige Schwellen hinauf zu dem im hochliegenden Erdgeschosse befindlichen weiten, niedrigen Gemach; es war zu dieser frühen Stunde noch leer; wir setzten uns in die hölzernen, geschnitzten Sessel an einen breitspurigen, eichenen Tisch, auf dem, nach einem Wink des Wirths in den Hintergrund des Gemaches hin, jetzt Flaschen und Gläser, die ersteren von ehrwürdigstem Aussehen, die anderen „grüne Römer, die echten Becher des Rheinweins“, aufgereiht wurden.

Endlich war es Zeit aufzubrechen und wir gingen nun in den Hof, wo er einen Stallburschen rief und das Pferd von der Maison dorée vorzuführen befahl.

Es war ein feingliedriger Brauner, welcher den schmalen Kopf feurig in die Luft warf. Herr Tiedemars sah mein bedenkliches Gesicht: „Haben Sie keine Sorge, er ist fromm, wie ein Lamm“, sagte er, indem er dem Thiere den blanken Hals klopfte. „Ueberdies wird Ihr Gewicht ihm imponiren, er ist eine viel leichtere Last gewöhnt. Madame reitet ihn sonst“, fuhr er auf meinen fragenden Blick erläuternd fort.

„So ist es keins von Wanderer's Pferden?“

„Doch, wie ich Ihnen sagte, es ist das Leibpferd der jungen Dame.“

„Eine junge Dame in der Maison dorée?“ sagte ich befremdet. „Herr Wanderer hat also mehr Gäste jetzt?“

„Nein, er und Madame sind jetzt allein, so viel ich weiß; während des Winters ist mehrfach Besuch dort gewesen.“

Herr Tiedemars mochte jetzt erst das grenzenlose Erstaunen auf meinem Gesicht gewahren, da er auf meine Unkenntniß des Factums der Vermählung Wanderer's nicht vorbereitet gewesen war. „Ah, Ihr Freund hat Sie überraschen wollen!“ rief er mit mehr Lebhaftigkeit als er während unseres ganzen Zusammenseins gezeigt hatte; „Sie wußten nicht, daß er verheirathet war und ich in meiner Plauderhaftigkeit habe sein Geheimniß vor der Zeit verrathen. Wie sehr ich das bedaure! Aber kein Wort sollen Sie jetzt weiter von mir erfahren — reiten Sie zu, wenn Sie mehr wissen wollen.“

Was ich gehört, hatte mich so betroffen gemacht, daß ich zu Pferde saß und unter den freundlichen Wünschen des Wirthes zum Thore hinaus war, ehe ich mich dessen versah, und wenn es wahr ist, daß ausgezeichnete Perde ein nervöses Bewußtsein der eigenen Unzulänglichkeit bei ihrem Reiter sofort herausfühlen, so kam mir meine Zerstreutheit diesmal zu statten, denn sie gab mir eine Ruhe und Rücksichtslosigkeit

bei seinem anfänglichen Demonstration gegen mich, die dem Thiere jedenfalls Respect vor diesem nicht aus der Fassung zu bringenden Reiter einflößen mußte.

Die Gegend um mich her lachte in jungem Grün; hinter mir lag die Stadt; ihre Fabriken und Schlote streckten sich nach einer andern Seite hin in's Land hinein; hier gab es Feld und Garten, Landhäuser inmitten von Obstbaumwäldern und fette Wiesen. War es der Luftton oder die Farbe von Berg und Thal, oder beides zusammen, was der Landschaft den Anstrich scharfer Eigenthümlichkeit verlieh, ich weiß es nicht mehr, aber die Erinnerung jenes Eindruckes ist mir geblieben, obwol ich damals wenig genug an meine Umgebung dachte. Mir klopfte das Herz in peinlicher Erwartung der Scene, welcher ich entgegenging; es gab Augenblicke, wo ich mir vorkam als die verhängnißvolle Ursache dieser Heirath, welche ich im tiefsten Herzen verwünschte, die Ursache dadurch, daß ich durch eines meiner Worte bei der letzten Begegnung mit Eller diesem auf die Spur Wanderers geholfen haben konnte.

Ich hatte jetzt den Flecken Chauvemont erreicht, dem Anschein nach eine Arbeiteransiedelung, und ritt durch die gut gepflasterten Straßen an uniform aussehenden Häuschen mit eben solchen Gärten vorüber. Noch eine Pappelallee entlang, deren Windungen mir das Ziel meines Weges verbargen, und dann befand ich mich vor einem hübschen eisernen Thore mit verschnörkeltem Namenszug und Wappen im Renaissancestile; ein Pförtnerhäuschen war nicht vorhanden, aber ein Gärtner, der in der Nähe beschäftigt gewesen war und den Hufschlag gehört hatte, kam herbei und öffnete mir das Thor; dann erbot er sich höflich, mich zum Herrenhause zu begleiten.

Der Park war so ausgedehnt, daß ein Führer in der That nöthig schien. Wir kamen unter stattlichen alten Bäumen entlang, durch die Kuppelwölbungen prächtiger Alleen, an weiten Wiesen vorüber — und von dieser ausgezeichnet schönen Besitzung hatte ich nie ein Wort gehört, Wanderer hatte nur immer beiläufig von seinem Hause bei Lüttich gesprochen.

Dies Haus wurde endlich sichtbar, auf einer kleinen Erhöhung, von der der Park ringsum zurückwich, und die der schönste Sammetrasen wie ein Teppich bedeckte. Es war ein elegantes, nicht sehr großes Gebäude mit spitzaufsteigendem altfranzösischem Schieferdache, auf dessen First sich eine vergoldete Galerie hinzog, der das Haus den Namen verdanken mochte; von Nebengebäuden sah ich nichts. Ich war abgestiegen und hatte meinem Begleiter das Pferd überlassen; er führte es seitab, während ich in der warmen Sonne die wenigen Schritte zum Portal hinaufging.

Die Thür zu der marmorgeplatteten Vorhalle stand weit offen; gegenüber lief eine schöne, flache Treppe, die sich in geringer Höhe nach rechts und links theilte, zu den oberen Stockwerken empor; ihre Marmorstufen waren in der Mitte mit einem dicken dunklen Teppich belegt.

Ich stand zaudernd still, man hatte meine Ankunft noch nicht wahr-

genommen, im Hause regte sich nichts, bis urplötzlich die gellende Stimme eines Papageies aus der Thür zu meiner Rechten tönte. Der kluge Vogel mochte freiwillig eine Art Wächteramt übernommen haben, denn als ich mich eben rückwärts concentriren wollte, um den Knopf der elektrischen Klingel an der äußern Thür zu berühren, stieg im Hintergrunde der Halle ein Diener anscheinend aus dem Boden herauf; er führte mich nicht in das Papageizimmer, sondern in ein kleines Vorgemach gegenüber, nahm meine Karte und ging, um mich der Herrschaft zu melden.

Ich hatte mich eben vorsichtig, indem ich zuvor mit prüfendem Blick seine außerordentlich geringe Erhebung über dem Fußboden erwog, in einen kleinen Fauteuil niedergelassen, als eine Thür aufging und der Hausherr in derselben erschien. Aber er war nicht allein und nicht auf ihm blieben meine Blicke haften, sondern auf dem kleinen, zarten Wesen, dessen Köpfchen nur bis in die Mitte seiner breiten Brust reichte, an die es sich zurücklehnte, während Bernhard die Kleine vor sich herschob und sie dann bei den Ellnbogen, die sie in seine großen Hände stützte, leicht emporhob, als ob er sie mir besser zeigen wollte. Dabei funkelten seine Augen übermüthig zu mir herüber. „Meine Frau, alter Freund!“ rief er lustig. „Ja, wundere Dich nur, wie Du sie hier siehst ist sie seit sechs Monaten nun schon meine unumschränkte Gebieterin: ich lasse mich aber geduldig beherrschen und bin noch dankbar dafür, daß ich auf diese Weise dem Scepter irgend einer mahagonifarbigen Inselprinzessin entgangen bin!“

Ich hatte noch kein Wort gesprochen, sondern ganz verloren in das reizende, mich fremd und doch so bekannt anschauende Gesichtchen der jungen Frau gestarrt und dabei war das Unbehagen, welches mich seit der Nachricht des Herrn Tiedemars bedrückt hatte, leise und vollständig von meiner Seele fortgethaut. Gott sei Dank, diese zarte mädchenhafte Gestalt mit dem bräunlich bleichen, lieblichen Antlitz und den dunklen Haaren war Ida nicht; überwältigt von etwas wie Dankbarkeit gegen sie, daß sie eben sie selber und keine Andere sei, trat ich einen Schritt näher, nahm den kleinen Kopf zwischen beide Hände und küßte sie auf die Stirn. Lachend ließ Wanderer jetzt seine erröthende junge Frau aus den Armen, sie machte einen Versuch die bisher unmögliche, ihrer Frauenwürde angemessene Verbeugung vor dem fremden Gaste nachzuholen und ihr Gemal ergriff meine beiden Hände, begrüßte mich in seinem Hause und dankte mir in herzlicher Weise für mein Kommen.

Wanderer war in herrlichster Laune: sie äußerte sich freilich in hundert Paradoxen, barock, selbstironisirend, wie immer: zum Entzücken aber war es, gerade da zu sehen, wie gut sich schon die junge Frau auf diese Art und Weise verstand; allerliebst waren ihre gelassenen, anmuthigen Bemühungen, ein wenig Ernst in die Unterhaltung zu bringen; dazu ihre kindliche Grazie, ihre Schönheit — ich mußte mir in der ersten Viertelstunde sagen: Wanderer, der den Göttern den Tribut, welchen sie doch weit mehr lieben als Weihrauch und Opfer, den Tribut unruhiger Begehrung ihrer Gaben, stolz vorenthalten hat, ist wieder einmal von ihrer Willkür mit unerflehtem Segen überschüttet worden!

Bernhard mochte bemerkt haben, wie ich seine junge Frau immer wieder nachdenklich und forschend ansah; ich suchte nach der Aehnlichkeit, die mir beim ersten Blick in ihr Gesicht blitzartig aufgefallen war, und sich nun dem schärfer Betrachtenden entzog. „Findest Du, daß Margot ihrem Bruder gleicht?“ sagte er, um mir auf die Spur zu helfen, mit einem leisen Lächeln.

„Ihrem Bruder?“

„Ja; sie ist Emil Eller's Schwester; ich dachte, Du würdest es ihr ansehen.“

Emil's Schwester! In grenzenloser Ueberraschung blickte ich in Wanderer's heitere Augen, um dort zu lesen, daß Alles gut war. Und besser hätte die glückliche Lösung aller Verwickelungen mir nicht bewiesen werden können, als durch diesen Namen der Gattin meines Freundes.

Bernhard stand nach einer Weile auf, lehnte sich über meinen Sessel und sagte: „Die kleine Frau da drüben schickt mir eben einen Blick zu, den ich Dir interpretiren werde, damit Du argloser Hagestolz einen Begriff davon bekommst, bis zu welchem hohen Grade die Dressur von Ehemännern getrieben werden kann. Du würdest gedacht haben, es sei ein Blick wie jeder andere, für mein wohlgeschultes Verständniß aber enthielt er folgende Weisung: „Befreie mich jetzt auf eine Weile von Deinem Freunde, indem Du ihn mit seinem Zimmer bekannt machst, oder indem Du eine Partie Billard mit ihm spielst, damit ich währenddeß zum Frühstück noch ein wenig Toilette machen und auch nachsehen kann, ob der Wein im Eise steht 2c. 2c.“

Lachend vertheidigte sich die junge Frau gegen die Lesart ihres Gemals.

„Sie müssen einen hohen Begriff von der Beredsamkeit meiner Augen bekommen“, sagte sie, indem sie dabei die wunderschönen blauen Sterne wie appellirend auf mich heftete. „Uebrigens bringt mich Bernhard in einen falschen Verdacht bei Ihnen: wenn es das Merkmal einer guten Hausfrau ist, daß sie auch durch den unerwartetsten Gast nicht überrascht werde, wie dürfte mich da ein so lieber, längst erhoffter, unvorbereitet finden!“

Ich hatte später noch oft Gelegenheit, wahrzunehmen, wie die kleine Herrin der Maison dorée ein unschuldiges Vergnügen daran fand, mit ihrem Hausfrauenthum zu cokettiren, obwol für eine solche Würde im Organismus des Hauswesens eigentlich gar kein Platz und ihr Besitz desselben ein rein illusorischer war: sie und ihr Gatte waren von einer drei- bis vierfach so großen Zahl von Dienern umgeben, alle so gut geschult, daß zum Befehlen sehr wenig Gelegenheit blieb.

Zwölftes Kapitel.

Südlich vom Hause befand sich ein Garten; mit Terrassen und Goldfischteichen, mit sonnigen Aprikosenspalieren und Weinlaubgängen zog er sich den Hügel hinab. Hier schlenderten wir wol früh am Vormittage herum; die junge Frau trug dann einen großen Gartenhut und

eine Leinwandschürze über dem hellen Morgenkleid; sie hatte eine Vorliebe für Gartenarbeiten und erzählte mir gern von den glänzenden Resultaten, die von ihr auf einem kleinen Stück guter Erde in ihrer französischen Heimat erzielt worden waren.

Eines Morgens befanden wir uns alle Drei hier draußen; noch hatte die Sonne die herbe Frühlingsluft nicht durchwärmt, der Thau blinkte noch; wir mieden daher die schattigen Gänge und ließen uns endlich auf einem Sitze am steingeplatteten Rande des kleinen Bassins nieder. Die Frische der Luft, die Sonne, das glitzernde Wasser, der Duft der Frühlingsblumen von den Beeten, der Hauch des Morgens von den Parkbäumen herüber, das Alles zusammen brachte Augenblicke des Wohlgefühls hervor, wie sie unvergeßlich bleiben, weil sie so spärlich über die Länge des Lebens vertheilt sind.

Margot hatte nicht lange Ruhe auf der Bank neben uns; sie stand auf und fütterte die Fische mit Brod, das sie ihnen mitgebracht hatte; dann begann sie, einen kleinen Strauß für den Frühstückstisch zu binden und wir Beide sahen ihr heiter und lässig zu, wie ihre anmuthige Gestalt zwischen den Beeten auf und nieder tauchte; unwillkürlich wol suchte Jeder von uns, so oft ihre Stellung und der breite Rand ihres Hutes es zuließ, einen Blick auf ihr entzückendes Gesicht zu erhaschen. Unbemerkt entfernte sie sich weiter; jetzt bückte sie sich über die Erdbeerbeete, dann stand sie am Spalier, die Arme hoch über dem Kopfe, um einen Zweig festzubinden; ich blies den Dampf meiner Morgencigarre träumerisch vor mich hin und durch diesen leichten Nebel erschien mir, den modernen und prosaischen Eigenschaften zum Trotze, meine Umgebung nun erst recht in einen poetischen Duft gehüllt. Margot hatte in ihren Bewegungen eine schwebende, schwimmende Ruhe und Gelassenheit, die mich an die festlichen Reigen der Alten erinnerte; „schön, wie die jüngste der Nymphen", sagte ich halblaut vor mich hin, während ich der hellen Gestalt mit den Blicken folgte.

Wanderer hob lächelnd den Finger. „Welchen feurigen Bewunderer meiner Frau habe ich mir da in's Haus geladen!" sagte er. „Die Sache wird mir fast bedenklich."

„Spotte nur, mein Lieber; ich bin froh, diesen Ton einmal wieder zu hören: ich muß gestehen, Deine bisherige unerhörte Sanftmuth und Liebenswürdigkeit fing an, mir unheimlich zu werden. Ihr Götter, hab' ich gedacht, wie glücklich muß dieser Mensch sein, da er seiner natürlichen Bösartigkeit so ganz vergessen kann, wie die apokalyptischen Löwen ihres Blutdurstes! Und ein Gefühl hat mich dann wol beschlichen, ähnlich dem des ängstlichen Freundes und Warners auf den Zinnen von Syrakus —"

Ich hatte scherzend gesprochen, plötzlich fühlte ich Wanderer's Hand schwer auf meinem Arm; ich sah ihm in's Gesicht und wurde betroffen durch den ungewöhnlichen Ernst in seinen Zügen. „Sprich es nicht wieder aus", sagte er in ängstlichem Tone, einem Ton, den ich in den vielen Jahren unserer Bekanntschaft keinmal von ihm gehört hatte, „oder sprich

leise! Ich fürchte mich vor ihnen, die Du eben nanntest; sie haben mich jetzt, sie haben Macht über mich gewonnen; ja, ich fürchte — denn ich besitze . . . "; er deutete leicht mit der Hand nach seiner jungen Gattin hinüber . . . „sie ist so zart — schön und leicht zerstörbar, wie eine Blume", sprach er weiter, wie von einem innern Schauer erkältet; „ich habe sie spät gefunden, und es ist, so lange ich lebe, das Erste, woran mich Gott fassen könnte, wenn er wollte . . ."

„Dies ist die müssigste aller Sorgen, wie sie aus dem Uebermaß des Glückes entspringt", sagte ich heiter, in der Hoffnung, jenen ungewöhnlichen Ausdruck seiner kühnen Züge so rasch verschwinden zu sehen, wie er gekommen war. Aber Wanderer fuhr eben so fort — er schien mit der Stimme eines andern Menschen zu sprechen — „Du solltest das Wort Uebermaß nicht brauchen, Freund, es liegt ein Vorwurf darin: wir Menschen haben nie ungestraft zu viel. Aber still, es ist nicht gut von solchen Dingen reden, vielleicht auch habe ich die furchtbare Allmacht schon versöhnt, indem ich fürchten gelernt habe."

Wir schwiegen Beide eine Weile, endlich sagte ich, etwas gewaltsam zu einem andern Gegenstande übergehend: Du bist mir immer noch den Bericht Deiner Brautfahrt schuldig, Bernhard; noch immer weiß ich nicht, ob das letzte Capitel eures Romans mit einer oder mit zwei Heirathen schließt."

„Unser Roman, wie Du Dich auszudrücken beliebst, ist noch gar nicht zu Ende", sagte Wanderer, endlich wieder im alten Ton. „Der eigentliche Held treibt sich noch wer weiß wie weit vom Hafen des letzten Capitels entfernt, zwischen Klippen herum, wie sie ein Romanschreiber nicht besser hätte aufrichten können, um, nach Goethe'schem Ausdruck, seine Handlung zu retardiren. Was mich betrifft, so ist da nicht eben viel zu erzählen. Ich verließ Dich im vorigen Herbste mit der Absicht, mich vierzehn Tage später in Liverpool einzuschiffen. Zuvor besuchte ich noch einmal unsere Hüttenwerke in S., die Hoffnung, Emil zu sehen und mich über Manches mit ihm auszusprechen, ehe ich ging, hatte ich aufgeben müssen; er war nicht in seiner Heimat und man konnte mir dort seinen Aufenthaltsort nur auf eine annähernde Weise angeben. Die allerschwächste Veranlassung trat ein, um mich zu bestimmen, mich von S. nach L. zu begeben, dem Orte, wohin sich, wie mir später einfiel, nach dem Tode der Großmutter Emil Ellers jene Tante mit seiner Schwester zurückzogen hatte. Die Stadt war eine mäßige Tagereise von S. entfernt, ein Augenblick gleichgiltiger Ueberlegung, und ich entschloß mich, zu gehen; wie hätt' ich damals gedacht, daß dieser Augenblick zum Angelpunkte meines Lebens werden sollte!

„Unterwegs erst fiel mir ein, daß ich von dem Städtchen L. schon früher, und zwar in Beziehung zu meinem einstigen Schützling, gehört hatte: bei weiterm Nachdenken besann ich mich auch auf das Wann und Wie. Das Schwesterchen Emil's, welches den Knaben so sehr geliebt hatte, die Tochter Marguérite's — mich erfaßte eine unwiderstehliche Neugierde, dies Kind — denn ich beging den Anachronismus, sie mir

nur als solches vorzustellen — bei dieser Gelegenheit mit Augen zu sehen. Ich langte gegen Abend in L. an, zu spät, als daß ich noch hätte meine technische Expedition zu jener eine Stunde weiter gelegenen Hütte antreten mögen; dagegen befragte ich mich sogleich bei dem Wirth meines Gasthofes nach der Familie Villier's und ihren Umständen.

„Diese Nachforschungen waren leicht und erfolgreich: Villiers hieß der Maire der kleinen Stadt; er war ein bejahrter Mann, der Bruder des Großvaters Emil's und des jungen Mädchens, welches vor Jahren unter dem Schutze einer einfachen alten Jungfer nach L. gekommen war, jetzt aber der Stolz der angesehenen Familie zu sein schien. Als einige Zeit nach der Uebersiedelung auch die gute Tante gestorben war hatten der alte Herr und seine Gattin die Kleine in ihr kinderloses Haus aufgenommen und zu ihrer Erbin eingesetzt „Ah, c'est une fort jolie demoiselle, et qui sera riche!" schloß der Wirth, mein Berichterstatter, mit einer komischen Dehnung des letzten Wortes. Mein Interesse an Emil's Schwester war durch diese Einzelheiten abgeschwächt worden; eine verzogene junge Dame, die Erbin par excellence der kleinen Stadt L., deren junge Männerwelt ihr wahrscheinlich zu Füßen lag, oberflächlich gebildet, französisirt, voll kleinstädtischer Vorurtheile, so stellte ich sie mir vor, und, daß ich's gestehe, zuletzt trieb mich nur die Neugierde zu sehen, ob in ihrem Gesicht etwas von der rührenden Schönheit ihrer Mutter aufgelebt sei, nach dem Hause, welches mir als das der Familie Villiers bezeichnet worden war.

„Wie soll ich erzählen, was ich nun Alles erlebte? Die Kleine trat mir entgegen, wie ein Traum meiner Jugend; ich wüßte jetzt nicht zu sagen, ob sie der Margot ähnlich sieht, die ich vor zwanzig Jahren gekannt habe — jenes Bild ist aus meinem Gedächtniß verschwunden, als habe es nur so lange darin gelebt, um durch jenes lieblichere ausgelöscht zu werden.

Im Hause herrschte eine einfache, patriarchalische Geselligkeit. Junge Mädchen, die Freundinnen Margot's, kamen zu allen Stunden des Tages und kicherten im Garten herum; die alten Herren saßen des Abends mit kurzen Pfeifen um den Großvater zum Wein; die Tischgesellschaft war alle Mittage eine andere. Junge Landwirthe und Fabrikbesitzer aus der Umgegend sprachen häufig vor, um Geschäftliches mit Monsieur le Maire zu erledigen, richteten es dabei aber meist so ein, daß sie über Tisch blieben, und Diese bildeten, wie ich nach und nach merkte, die Kerntruppen der Armee, welche die junge Erbin zur Capitulation zwingen wollte. Außerdem war sie aber von einer ganzen Schaar jugendlicher Plänkler umschwärmt, Eleven der Handelsschule in L., Schüler des Collége, deren Großväter mit Papa Villiers jung gewesen waren und diese hoffnungsvolle Generation für die Dauer ihres Aufenthalts in L. dem Wohlwollen der gastlichen Familie empfohlen hatte, und dergleichen Gelichter mehr — kurz, ich habe nie ein lebhafteres, lustigeres Haus kennen gelernt als das, in welchem Margot ihre glückliche Jugend verlebt hat.

„Am Nachmittag tranken wir in dem altmodischen, blumenreichen

Garten den Thee. Es war Spätherbst, aber der Garten, wie gesagt, voll Blumen, dazu das schönste, mildeste Wetter; es kam mir vor, als müsse es in L. und über diesem Garten immer schönes Wetter sein. Ein häufiger Gast war ein Herr Auguste Herbart, ein reicher, junger Mühlenbesitzer, den seine Geschäfte erstaunlich oft in die Stadt führten. Er hatte mich Anfangs nicht eben mit freundlichen Augen angesehen, als er sich aber im Laufe seiner Beobachtungsvisiten überzeugte, daß ich mit Margot eigentlich gar nicht, oder doch eher schlecht als gut stehe, so widmete er mir eine herablassende Höflichkeit, die sich in der Folge auf einige Winke von Monsieur Villiers über meine weltlichen Umstände sogar zu achtungsvoller Berücksichtigung steigerte. Er war ein hübscher, lebhafter Mensch mit äußerst entschiedenen Ansichten über die meisten Dinge im Himmel und auf Erden und einem erstaunlichen Vorrath von Principien und Systemen für alle möglichen Fälle.

„Du hättest uns sitzen sehen sollen, unter einer Geisblattlaube — einer Laube, würdig, der Schauplatz von Myrtill's und Daphne's Liebesgeflüster zu sein. Der alte Herr in seinem Lehnstuhl, neben ihm Madame mit ihrem rothbäckigen alten Gesicht und einem schneeweißen Strickstrumpf, und Louison, Clementine, Mathilde, die drei besten Freundinnen Margot's, welche sämmtlich zu Hause sehr früh diniren und bei denen es schon spät am Tage ist; zwischen ihnen ein schlanker, achtzehnjähriger Collégien in Uniform, der allemal roth wird, wenn ihm eins der Mädchen den Korb mit Backwerk oder die Tasse reicht, und noch viel röther, sobald Monsieur Villiers ihn wegen seiner aufmerksamen Nachbarschaft beglückwünscht. Dies junge Volk ist auf einer Gartenbank zusammengepackt, am andern Ende des Tisches thront in einem Lehnstuhl aber Monsieur Auguste Herbart, elegant, blühend, mit prächtigem Bart; weit hinaus über das Alter des Rothwerdens und der Gleichgiltigkeit gegen harte Bänke, kann er eine erhabene Geringschätzung gegen jene Jugend nicht ganz unterdrücken, zugleich aber auch das fatale Bewußtsein nicht los werden, daß er trotz seiner imponirenden Eigenschaften schon ein paarmal heute der Gegenstand des Gekichers der albernen jungen Dinger gewesen ist. Er sitzt dicht neben Margot, die hinter der Theekanne und den Tassen waltet; das ist sein Privileg und er macht den ausgiebigsten Gebrauch davon; er reicht ihr Alles, was sie braucht, sieht sie innig an und sucht bei uns den Eindruck hervorzubringen, als würden diese Blicke von ihr erwiedert und als sei er, während die Unterhaltung am Tische eine muntere und allgemeine ist, in ein Privatgespräch mit ihr vertieft, was sich aber, könnte man hinhorchen, ihrerseits auf die Bitte, nachzusehen, welche Tassen des Einschenkens warten, beschränken würde.

„Ich hatte meine Freude an diesem Idyll und saß bescheiden und mit vergnügter Miene in einer Ecke neben den beiden Alten. Auch suchte ich mich dadurch nützlich und angenehm zu machen, daß ich Louison, die mir zunächst Erreichbare, auf eine Weise unterhielt, welche, ihren häufigen Explosionen des Entzückens nach, die ihr angemessene sein mußte,

oder indem ich den jüngsten jungen Herrn in ein ihm interessantes und für die Uebrigen lehrreiches Gespräch über seine Pflichten als Collégien, über die Einrichtung der Classen und über die Schwächen der Lehrer verwickelte. Margot aber schien dieser meiner Auffassung der Ansprüche, welche die Gesellschaft an mich machen konnte, nicht beizutreten; sie sah mich dann und wann geradezu ungnädig an und verletzte endlich die Neutralität, indem sie meinen jungen Verbündeten, den Primaner, auf eine schonungslose Weise angriff mit den Worten:

„„Ich darf Ihnen wol viel Milch geben? Sie trinken den Thee sehr weiß, wie mich dünkt, Alfred?“

„„Danke sehr — ich — ich trinke gar keine Milch — ich verabscheue die Milch — in der That.“ Alfred begleitete diese Lüge mit einem so ausdrucksvollen Blick schmerzlicher Verwunderung über die Grausamkeit der Königin seiner jugendlichen Träume, daß ich, mich ganz auf seiner Seite fühlend, eine Lanze für ihn einlegte.

„„Ich bin es, der die Milch in abnormen Quantitäten zu sich nimmt, liebes Fräulein“, bemerkte ich. „Sie verwechseln Herrn Alfred und mich. . . . Sie sind heute zerstreut, gewiß werden Ihnen Ihre doppelten Pflichten an jener Tischecke zu viel!“

„„O, lasse mich einschenken, Margot, mon coeur!“ rief die schlaue Louison, ohne Weiteres in das feindliche Lager übergehend.

„Margot ließ sich natürlich ihr Amt nicht nehmen; sie war recht böse auf mich geworden und ihre Stimmung wurde durch die Genugthuung, welche Monsieur Herbart bei dieser Neckerei nicht ganz verbergen konnte, anscheinend nicht gebessert. Sie dauerte mich.

„Eines Tages traf ich Margot in einem der Seitenwege mit ihren abgeblühten Rosenstöcken beschäftigt; vielleicht daß der milde Abend, seine mit tausend Wohlgerüchen erfüllte Luft versöhnend auf ihre Stimmung gewirkt hatte — sie kam mir freundlich wie lange nicht entgegen und wir setzten uns nach stillschweigendem Uebereinkommen zusammen unter einen großen, alten Apfelbaum in der Nähe auf eine primitive Gartenbank, die dort stand. Sie lehnte sich gemächlich gegen den Stamm, faltete die kleinen Hände im Schooß über der leinenen Schürze, unbekümmert darum, daß sie von der Gartenarbeit beschmutzt waren, und sah mit hellen Augen in den abendlichen Himmel hinein, und unser Schweigen, denn wir schwiegen Beide, hatte durchaus nichts Peinliches; es lag im Gegentheil eine freundschaftliche Sicherheit darin, die meinen Gedanken eine ganz neue Richtung gab.

„„Sie sahen mich vorhin, als ich zu Ihnen trat, freundlich an, mein Fräulein“, begann ich. „Das ist eine Gunst, die mir in der letzten Zeit selten zu Theil geworden ist und die ich deshalb um so lebhafter empfinde. Ich habe ernstlich darüber nachgedacht, wodurch ich wol bisher Ihr Mißfallen erregt haben könnte, und bin zu keinem mir genügenden Resultat gekommen; wollen Sie mir dazu verhelfen?“

„„Wie seltsam Sie reden!“ sagte sie verwirrt. „Freilich, es sollte mich nicht wundern . . . bei Ihnen. Das ist so Ihre Weise, diese über-

legene Gleichgiltigkeit! Es liegt Ihnen nicht viel daran, mir zu mißfallen, wie Sie es nennen, gewiß nicht — aber Sie können nicht umhin, sich darüber zu wundern, daß ein einfältiges, kindisches Mädchen wie ich sich unterfängt, gegen Ihre Art, sich zu geben, im Stillen zu protestiren."

„„Meine Art, sich zu geben!" Ich sah mit Verwunderung, wie sie sich in eine eigenthümliche Heftigkeit hineingeredet hatte. — „Liebe Margot, es thut mir sehr leid, daß diese meine Art und Weise nicht Ihren Beifall hat. Ich würde sie vor Ihnen zu rechtfertigen suchen, wenn ich nicht fürchten müßte, durch die Erzählung meiner bisherigen Lebensweise, der Erfahrungen, der Umgebungen, die mich zu Dem gemacht haben, was ich nun einmal bin, das Wenige von Ihrer Freundschaft, was Sie mir noch zu bewilligen geruhen, auch zu verscherzen."

„Sie sah mich nicht an, sondern gerade vor sich hin, während es um ihren feinen Mund zuckte. „Nennen Sie mich nicht liebe Margot", rief sie. „Sie spotten nur über mich, wie über Alles, und Das ist es, was mich kränkt und — unglücklich macht!"

„Als ich nun auch die aufsteigenden Thränen beobachten konnte, ergriff mich plötzlich ein überwältigendes Interesse an der sonderbaren kleinen Scene. „Sie thun mir Unrecht, Margot", sagte ich ernst; „Sie mißverstehen mich ganz . . . aber ich habe nun einmal Unglück bei den Wenigen, für die ich warm empfinde. Sie, die, wie ich hoffte, mir später, wenn ich fern bin, eine Fürsprecherin bei Ihrem Bruder werden sollten, auch Sie wenden sich von mir — aus Laune. Ja, aus Laune . . . Sie können nicht im Ernst glauben, daß ich gewünscht hätte, eine billige Ueberlegenheit, die des Alters und der Weltklugheit, bei Ihnen, gerade Ihnen, geltend zu machen."

„Jetzt horchte sie mit halbgeöffneten Lippen, die ganze Seele in den Augen.

„„Ich habe freilich gedacht", sagte sie, als ich schwieg, „daß Sie sich nicht über mich allein, sondern über Alles, was Sie hier sehen, über unsere ganze kleinstädtische Art und Weise im Stillen oft lustig machten. Aber wie kann mich das so erzürnen! Haben Sie nicht vollkommen Recht, wenn Sie unsere Interessen für kleinlich halten, unsere Unterhaltungen albern finden — sprechen wir nicht mehr davon! Was war es, was Sie da eben sagten: ich Ihre Fürsprecherin bei meinem Bruder . . . und wenn Sie fern seien? Wohin gehen Sie?"

„„Meine liebe, kleine Margot", sagte ich jetzt und ergriff ihre beiden Hände, die sie mir anscheinend achtlos ließ, „meine liebe, kleine Margot, ich danke Ihnen, daß Sie mich zu Ihnen sprechen lassen wollen und daß Sie selber so offen gegen mich gewesen sind. Habe ich jemals durch Blick oder Wort eine unehrerbietige Regung gegen Sie, kleine Königin Ihres Hofstaates, an den Tag gelegt, so bitte ich hiermit herzlichst um Verzeihung. Ich werde Herrn Auguste Herbart nie wieder seine Seligkeit an Ihrer Seite boshaft zu verkümmern suchen, ich verspreche es Ihnen, auch wenn er mir der ihm erwiesenen Ehre nicht ganz würdig scheinen sollte."

„„Was wollen Sie mit Herbart, wer spricht von ihm?" rief Margot in plötzlicher, heftiger Erregung, indem sie mir hastig ihre Hände entzog.

„„Freilich, was kümmert er mich — ich bin anmaßend. Sie wollen mir nicht gestatten, das brüderliche Gefühl, welches für Emil zu hegen ich mir vielleicht das Recht erworben habe, auch auf Sie zu übertragen."

„„Nein, das will ich nicht", sagte sie hart.

„„Ich täuschte mich, als ich Sie mir heute gnädig gestimmt glaubte . . . oder besser vielleicht, ich verstehe es nicht, mir diese günstige Stimmung zu erhalten."

„„In der That, nein", sagte sie mit halb erstickter Stimme.

„„Das ist schlimm, denn man läßt gern, wenn man weit und vielleicht auf immer fortgeht, Fürsprecher für sich zurück in Gestalt der guten Stunden, die man mit den uns Lieben verlebt hat. Ich werde keine haben . . . Sie werden nur grollend an mich denken, im besten Falle mich vergessen."

„„Wohin gehen Sie?" fragte sie abgewendet.

„Ich sprach von meiner bevorstehenden Reise und wie ich dieselbe schon allzulange verschoben habe. Die Dämmerung war noch keineswegs so tief, daß ich nicht hätte sehen können, wie alles Blut langsam aus ihren zarten Wangen wich. Sie sagte jedoch nichts, als: „Weiß mein Bruder davon?"

„„Nein. Es wäre unnütz, Ihnen ganz verhehlen zu wollen, daß Ihr Bruder mich nicht mehr für seinen Freund hält und deshalb fast allen Verkehr mit mir abgebrochen hat."

„Jetzt durfte ich wieder in ihre Augen sehen, welche sie mir schreckerfüllt zuwendete. „Warum? Was ist geschehen? Darf ich es nicht erfahren?"

„„Sie würden es früher oder später erfahren, aber vielleicht nicht ganz so, wie es sich wirklich verhält, mein liebes Kind, darum will ich Ihnen erzählen, was ich weit lieber verschwiegen hätte. Es ist für Emil die Zeit gekommen, die, wie ich früher zu lesen pflegte, für jeden Menschen einmal kommt, die Zeit, in welcher er der Leidenschaft anheimfällt, die, wenn sie heftig auftritt, ihn für alle anderen Gefühle, welche ihn früher beherrscht haben mögen, unzugänglich macht. Und bei Emil ist sie sehr heftig aufgetreten. Er liebt ein junges Mädchen, welches er an dem Ort, wohin er von mir zu seiner Ausbildung geschickt worden war, kennen gelernt hat."

„Sie unterbrach mich, als ich einen Augenblick inne hielt: „Und diese Liebe hat die Dankbarkeit für Sie, seinen Wohlthäter, mehr als sein Vater, aus seinem Herzen getrieben?"

„Ich mußte fast lächeln, als ich in ihre vor Unwillen blitzenden Augen sah und merkte, daß ich eine mächtige Verbündete in der schwesterlichen Eifersucht haben würde. Mädchen, wenn sie nicht ganz beson-

ders sanft oder phlegmatisch sind, haben, glaub' ich, immer eine instinctive Neigung, die Geliebten ihrer Brüder zu hassen.

„„Nein — aber es sind unglückliche Umstände eingetreten", versuchte ich fortzufahren.

„„Wie? Sie glaubten, ihn von dieser Heirath abhalten zu müssen?" Sie sprach, als ob sie mir großen Dank wissen würde, wenn ich es gethan hätte. Jetzt lächelte ich wirklich „Dazu hatte ich kein Recht", sagte ich, „und auch keine Veranlassung. Dies Fräulein Lauchholt war ein schönes, kluges, ungewöhnliches Mädchen."

„Es war ein Genuß, auf ihrem beweglichen Gesicht die Wirkung meiner Worte zu beobachten. Sie sagte jetzt nichts, sondern preßte nur die Lippen aufeinander. „Ein ganz besonderes Mädchen", fuhr ich fort; „ich kam auf Emil's Bitte, sah sie, die ich als Kind gekannt hatte, und gab dem jungen Paar meinen Segen."

„„Das ist ja eitel Glück und Friede, was Sie da erzählen", sagte sie mit einer Bitterkeit, die ich ihr nicht zugetraut hätte. „Und Emil, der nicht einmal Zeit fand, mir seine Verlobung anzuzeigen . . ."

„„Er würde es gethan haben, wenn nicht „Glück und Friede" zu bald, in fact, ehe man ihrer recht froh geworden war, sich getrübt hätten. Der jungen Dame, Ida Lauchholt, wurde in kurzer Zeit ihr Wort leid, welches sie Ihrem Bruder gegeben hatte; sie besann sich darauf, daß ihr ein Anderer eigentlich besser gefalle —"

„„O, die Abscheuliche!"

„„Sie werden sie kaum milder beurtheilen, wenn ich Ihnen erst gesagt haben werde, um wessentwillen sie dem armen Jungen das Herz brechen wollte, für wen sie sich in eine Leidenschaft verstrickte, über die sie Stolz und weibliche Sitte vergaß . . . Ich, Fräulein Margot, ich hatte das Unglück, vom Schicksal zwischen Ihren Bruder und seine Braut geworfen zu werden. Können Sie nun noch immer nicht begreifen, weshalb Emil an meiner Freundschaft für ihn einigermaßen irre geworden ist?"

„Sie begriff es offenbar zu gut; sie starrte mich entsetzt an und machte eine Bewegung, als ob sie von mir wegrücken wollte. „O, verabscheuen Sie mich nicht auch ohne Grund, Margot", sagte ich da etwas ungeduldig; „ich hatte nichts, gar nichts gethan, um Ida in den bräutlichen Empfindungen für Emil, welche sie von Rechtswegen hätte hegen sollen, irre zu machen. Sie liebte mich ganz aus dem Stegreif, und als ich es erfuhr, schalt ich sie dafür aus. Der arme Emil war sehr unglücklich; ich hielt es für das Beste, mich sobald als möglich zu entfernen, und hoffte auf die Zeit, welche entweder das alte Verhältniß wieder herstellen oder die Wunden, die durch seine Lösung entstanden, schließen würde."

„Sie schwieg, als ich hier inne hielt. Es widerstrebte mir heftig, sie, das reine, kindliche Wesen, mit jener tollen Wiener Geschichte bekannt zu machen; aber ich hatte nun einmal ein unüberwindliches Verlangen, vollständig gerechtfertigt, in meiner ganzen Tugendglorie, vor ihr dazu-

stehen, und dieser selbstsüchtige Wunsch gewann über jedes andere Bedenken die Oberhand, ich erzählte ihr Alles.

„Und nun verzeihen Sie mir, wenn ich Ihrem reinen Sinn durch diese Bilder nahe getreten bin", schloß ich meinen Bericht; verzeihen Sie mir und geben Sie mir, bitte, ein gutes Wort mit auf die Reise. Sie schweigen . . . Sie wollen nicht? Habe ich Sie so sehr beleidigt?"

„„Mich beleidigt? O, verzeihen Sie mir!" rief das Mädchen, unter plötzlich hervorbrechenden Thränen. „Verzeihen Sie mir mein kindisches Wesen, meine Unart, meinen Trotz! Ach, wenn Sie wüßten — nein, Sie können es nicht erfahren, was mich so unglücklich, so unvernünftig machte!" Sie schluchzte dabei immer heftiger; ich war ganz bestürzt, meine Trostesworte fruchteten wenig, sie schien sich in Thränen auflösen zu wollen. „Eins aber kann ich thun", sagte sie endlich, mit vom Weinen matter Stimme, „ich kann um Das bitten, was ich vorhin so schnöde zurückgewiesen habe, ja, seien Sie mir gut wie einer Schwester — lieben Sie mich ein klein wenig, um Emil's willen —"

„Dabei hatte sie schüchtern meine Hand ergriffen und neigte ihr von Thränen überströmtes Gesichtchen darüber. „Liebe, liebe Margot," sagte ich, indem ich sie wie ein Kind in die Arme nahm und ihr das Haar aus der Stirn strich, „könnte ich Sie doch beruhigen, könnte ich doch das Wort finden, welches den Sonnenschein Ihrem Gesicht wieder brächte, der darauf lag, als ich kam!"

„Sie lächelte schmerzlich. „Sie werden es nie finden", sagte sie trübe und legte dabei ihr Köpfchen müde an meine Schulter, „nein, Sie finden es nie. O, warum gehen Sie so weit fort?" rief sie dann unter neu hervorbrechenden Thränen.

„„Sie sehen, daß ich muß, Margot, um Ihrem Bruder allen Grund zur Beunruhigung zu nehmen." Noch während ich sprach, kam mir plötzlich, urplötzlich, der Gedanke an die Worte, welche Du, lieber Freund, in Wien zu mir gesprochen hattest, an den Weg, den Du mir empfohlen hattest, um Emil zu beruhigen, und ich erschrak bei diesem Gedanken so heftig, daß ich zusammenzuckte. Margot bemerkte es, sie richtete sich auf und sagte, glühend roth im Gesicht: „O, mein Gott, was habe ich gethan, wie kindisch bin ich gewesen! Gute Nacht jetzt, lieber Herr Wanderer; Sie bleiben noch einige Tage, ja? Und Sie werden sehen, daß ich vernünftig geworden bin."

„Dabei war sie aufgestanden; ich erhob mich ebenfalls, um sie in das Haus zu begleiten, aber sie hob abwehrend die Hand und eilte fort.

„Wir saßen uns den nächsten Morgen beim Frühstück gegenüber; Margot war auffallend bleich und still und blieb so den ganzen Tag; mir zeigte sie eine ruhige Freundlichkeit. Als auch der folgende Tag und der dritte ihren Wangen wol ein wenig Farbe, ihrer Stimme aber nichts von der alten Lebhaftigkeit wiederbrachte, als sie ihr helles Lachen verlernt zu haben schien, wurde der scharfsichtige alte Herr unruhig. „Was mag dem Kinde fehlen?" sagte er zu mir und sah mich forschend an, als müsse ich ihm Auskunft geben können. „Margot, mein Herz-

kind!" rief er, als sie eben an der offenen Balconthür vorüberging, „komm herein, Du bist krank, mein Liebling!"

„„Ich habe ein wenig Kopfweh, lieber Onkel", sagte sie mit unsicherer Stimme. „Laß mich, bitte, es wird gewiß bald vorübergehen."

„Das Kopfweh ging aber nicht vorüber, seine Symptome wenigstens blieben, auch schien Margot an jenem Abend ihre Beweise zutraulicher Freundschaft gegen mich erschöpft zu haben; ich glaubte zu bemerken, daß sie mir auswich, wenigstens vermied sie es sorgfältig, allein mit mir zusammenzutreffen.

„Ich saß eines Abends, über diese Dinge nachdenkend und dabei meine demnächstige Abreise erwägend, allein in einem Zimmer, welches wegen einiger Bücher, die sich dort aufhielten, den Namen la Bibliothèque erhalten hatte. Dasselbe wurde von den Bewohnern des Hauses als ein bequemer Durchgang benutzt und würde Demjenigen, welcher dort etwa hätte seinen Studien obliegen wollen, wol kaum die nöthige Ruhe zur Vertiefung in sein Problem gewährt haben.

„Der Stuhl, in dem ich saß, stand in einer tiefen Fensternische, mir gegenüber befand sich ein niedriges, altmodisches, mit verblichener Stickerei bedecktes Tabouret. Die Thür ging auf, ich verhielt mich ruhig, vom Vorhang halb verdeckt, bis ich in der hindurchgehenden Person Margot erkannt hatte. Da stand ich rasch auf, erreichte sie mit zwei Schritten und zog sie an beiden Händen mit in meine Fensternische und auf den niedrigen Sessel. Sie sah ängstlich aus, leistete aber keinen erheblichen Widerstand.

„„Sie forderten mich neulich auf, liebe Margot, zu sehen, wie vernünftig Sie nach unserer Unterredung werden würden. Das war Ihr Ausdruck; nun möcht' ich Sie fragen, ob nach Ihrer Ansicht trübe Augen, bleiche Wangen und ein müder Schritt Dasjenige ausmachen, was man gewöhnlich als „vernünftig" zu bezeichnen pflegt. Ist dies der Fall, so gestatten Sie mir, daß ich gegen solche Vernünftigkeit nach Kräften protestire und Sie flehentlich bitte, recht bald wieder thöricht zu werden."

„Sie seufzte und die Farbe kam und ging rasch auf ihrem durchsichtigen Gesicht; meinem Blick zu begegnen, hatte sie bis jetzt erfolgreich vermieden.

„„Wollen Sie mich keines Wortes würdigen, liebe Margot?" sagte ich und diesmal sehr sanft. „Wirklich nicht? Eine Frage müssen Sie mir aber doch beantworten . . . Sie haben mir vor Kurzem ein Räthsel aufgegeben, mit dem ich mich seitdem Tag und Nacht herumtrage: jenes Wort, Margot, jenes Zauberwort, welches die bösen Geister von Ihnen bannt, kann es auch ein Anderer, oder muß ich, ich allein, es aussprechen?"

„Ich hatte mich zu ihr niedergebeugt und suchte ihr in die Augen zu sehen. Sie verstand mich, ihre Stirn war tief gesenkt, aber ein lebhafter Purpur übergoß Wangen und Nacken.

„Nun zog ich sie leise an mich. „Ich glaube, ich habe es gefunden,

dies Wort, mein Liebling", sagte ich, „und wenn ich es suchen mußte, o, so glaube mir, daß es die Größe der Seligkeit war, die sich mir damit erschließt, das zu helle Licht, welches mich bisher so blind gemacht hat. Margot, willst Du mein Weib sein?"

„So wurde sie mein. Sie lag lachend und weinend in meinen Armen und bat: „Halte mich fest, recht fest, damit ich fühle, wie ich Dir gehöre!" Und dann fragte sie, ihre kleinen Hände um meinen Hals: „Willst Du nun noch fort, über das Meer?"

„Du kannst Dir denken, was ich darauf antwortete, wie ich überhaupt diese ganze Scene, vielleicht zum Vortheil derselben, Deiner Phantasie hätte überlassen dürfen. Ich habe mich seitdem nicht mehr von Margot getrennt; wir heiratheten einander vom Fleck, wie man zu sagen pflegt." Er sah hier mit einem ernsten, entschlossenen Blick auf sein holdes Eigenthum hin, dessen Köpfchen eben wieder zwischen den hohen Blumen sichtbar wurde. „Nicht für einen Tag werde ich sie verlassen, so lange ich lebe; ich habe sie spät gefunden, eine Generation weit hatte Gott mein Kleinod vor meinen suchenden Augen entrückt, aber er hat es mir nicht ganz vorenthalten, und eine Weile wird er uns doch gönnen, zusammen zu sein."

* * *

„Emil erschien auf dem Schauplatz der Ereignisse zwei Tage, nachdem wir Hochzeit gemacht hatten", fuhr Wanderer nach einer längern Pause fort. „Was für ein Anliegen er mir bringen wollte, weißt Du vielleicht, da er Dich, wie Du sagst, inzwischen aufgesucht hatte. Er kam, meine junge Frau flog ihm entgegen und, indem sie ihre Wange an die seine legte, flüsterte sie ihm ihre Neuigkeit in's Ohr. Schwerlich werde ich je den sonderbaren Ausdruck vergessen, welcher sich dabei über seine Züge verbreitete. „Seit wann?" fragte er tonlos. „Seit gestern?" — Und dann schob er sie sanft von sich und zog sich, noch ehe er mich begrüßt hatte, auf sein Zimmer zurück.

„Ich war Margot langsam gefolgt und hatte die ganze Scene aus einiger Entfernung mit angesehen und gehört. Das Kind kam weinend zu mir zurück und konnte sich über die Kälte und das unbegreifliche Wesen ihres Bruders lange nicht beruhigen. Als er nach einer Stunde etwa noch nicht wieder sichtbar geworden war, ging ich nach seinem Zimmer. Emil saß in müder, lässiger Haltung auf einem Stuhl am Fenster; er stand, als er mich erblickte, auf und streckte mir die Hand entgegen. „Verzeih'", sagte er, „daß ich Dich noch nicht beglückwünscht habe. Die Nachricht traf mich so unerwartet — wie ein Schlag . . . und daß ich gerade einen Tag zu spät kommen mußte, daß ich nicht rascher gereist bin — es ist ein so seltsames Schicksal; verzeih', wenn ich mich noch nicht fassen kann."

„Etwas unmuthig über seine mehr als kühle Aufnahme der Verwandtschaft, in die ich zu ihm getreten war, sagte ich, vielleicht ein wenig scharf:

„„Du scheinst geneigt zu sein, die Ehe Deiner Schwester mit mir für ein Unglück zu halten, Emil; darf ich fragen, aus welchem Grunde?“

„Er sah mich an, als käme ihm nur langsam das Verständniß meiner Worte. „Ein Unglück für sie?“ sagte er träumerisch. „Nein, in der That, Du verstehst mich nicht. Margot und Du, Ihr habt Euch auf das glückliche Ufer hinübergerettet und, bei Gott, Ihr verdient es Beide. Aber ich kann mich darüber nicht ganz so freuen, wie ich vielleicht sollte; ich kam mit einem Vorschlag zu Dir ... Du solltest ein anderes Glück machen, oder besser, ein grenzenloses Elend zu lindern suchen. Die Hoffnung ist nun aus ... sie blieb in der Nacht, und ich — aber was kommt auf mich an“, unterbrach er sich rauh.

„Wir reisten in jener Zeit hierher und ich führte Margot in dies Haus ein, welches ich, wenn es ihr gefiel, mit ihr zu bewohnen gedachte. Ich hatte Emil vermocht, uns zu begleiten; noch ehe er uns wieder verließ, um sich in seine Heimat zu begeben, war in mir ein Entschluß zur Reife gediehen, der, so sehr ich mich auch Anfangs gegen meine eigene Ueberzeugung sträuben mochte, sich mir, je länger, je mehr als eine nicht zu umgehende Verpflichtung aufdrängte. Ich will Dich mit einem Raisonnement verschonen, daß es lückenhaft war, wirst Du ihm wol verzeihen, da es einen wirklich moralischen Zweck und — eine gute Wirkung hatte. Wir nahmen Ida bei uns auf — meinem irrenärztlichen Dilettantismus eröffnete sich ein reiches Feld der Bethätigung. Ich ließ der Kranken eine Cur, aus Anregung und Beruhigung zusammengesetzt, angedeihen; Margot unterstützte mich dabei mit einer Aufopferung, einem Tact, einer Weisheit, möcht' ich sagen, die sie mir unentbehrlich gemacht hätte, wenn sie es nicht schon gewesen wäre. Geduld war ein Haupterforderniß bei unserer Methode — mein Weib besitzt deren wie ein Engel ... sie hat in diesem Liebeswerk die ersten Monate ihrer Ehe hingebracht — Du schweigst, alter Freund“, meinte Wanderer hier lächelnd; „es fehlen Dir wol die Worte, um mein Unternehmen zu bezeichnen; Du bist starr vor Erstaunen über die Vermessenheit desselben.“

„Mein Erstaunen würde sehr post festum kommen“, erwiederte ich. „Du hast Erfolg gehabt, nun, so hattest Du auch Recht! Hier sage ich unbedenklich:

„Und wenn's gelingt, so ist es auch verzieh'n,
Denn jeder Ausgang ist ein Gottesurtheil.“

„Ja, Ida ist gesund“, fuhr Wanderer fort. „Sie hatte in ihrem traumhaften Hinleben Margot und mich — uns Beide zusammen, wie ein Wesen fast — als ein gutes Element lieben gelernt: als sie nach und nach aufwachte, fand sie dies Factum in sich vor .. sie begriff, was wir einander waren, aber diese Erkenntniß war so allmälig gekommen, daß sie ihr keinen Schmerz bereitete. Als sie nun wieder im Vollbesitz ihrer Geisteskräfte war, da trat ein Moment, auf welches ich nicht gerechnet hatte, in seine Rechte: Ida sah, daß eine Andere mich ganz und gar erfüllte und sie hätte kein Weib sein müssen, wenn diese

Thatsache sie nicht von jeder Schwäche für mich auf das Allergründlichste geheilt hätte. Sie ist jetzt bei ihren Eltern, heiter und gesund, wie ich aus ihren häufigen Briefen an Margot schließen darf — vielleicht noch ein wenig sanfter und frömmer als früher, aber ich zweifle nicht, daß die Zeit, die beste Gehülfin meiner Methode, ihr ihre alte weltliche Eroberungslust auch wieder bescheeren wird."

„Und Emil?" fragte ich.

„Er hat auf meinen Rath, ich könnte sagen, auf meinen Befehl, den Verkehr mit Hohenhütte nicht wieder angeknüpft. Er lebt in S. auf dem väterlichen Erbe ungeheuer thätig; er hat ein Feld für seine Arbeitskraft gefunden, daß ihm auf's Haar zusagt, den dornenvollen Acker des Reformators und Philanthropen nämlich. Dazu seine industriellen Unternehmungen, die er auch nicht vernachlässigt. Du kannst Dir denken, daß er genug zu thun hat, und die Noth und Plackerei, welche seine von ihm zu beglückende Plebs ihn fortwährend bereitet, sind ein gutes Zerstreuungsmittel für ihn. Auch von ihm hören wir regelmäßig; er hat sich wieder in sein altes Verhältniß zu mir hineingelebt."

Wanderer war zu Ende. — Die Sonne strahlte jetzt schon heiß vom Kies zu unseren Füßen nieder. Wir standen auf und suchten unsere eifrige kleine Gärtnerin auf, die über ihre Arbeit die Sonnengluth nicht zu beachten schien und auch jetzt noch immer keine Miene machte, den Spaten aus der Hand zu lassen, bis ihr der Gemal auf eine summarische Weise das Handwerk legte. „Laß mich das Geräth wenigstens erst wegräumen", sagte sie erröthend und aus seinem Arm, auf dem sie sich plötzlich befunden hatte, zur Erde strebend „und, bitte — ich ziehe vor zu gehen" — es war ihr gelungen, einen etwas scharfen Ton anzunehmen — „ich weiß nicht, was unser Freund dazu denken mag, daß Du Deine Frau wie ein kleines Kind herumträgst — gewiß findet er, wir hätten lange Zeit gehabt, ein gesetztes, vernünftiges Ehepaar zu werden."

Es läßt sich denken, daß Wanderer im entgegengesetzten Sinne an mich appelirte und daß ich durch einen salomonischen Ausspruch beiden Theilen gerecht zu werden suchte.

Dreizehntes Kapitel.

Zwei Jahre waren seit meinem ersten Besuche in der Maison dorée verstrichen — zwei Jahre hatten alle ihre Monate mit Sonne und Schnee, kalten, trüben und blauen, blumengeschmückten Tagen über meinen während des Processes stark ergrauenden Scheitel hinweggeführt, als ich mich wieder nach Lüttich auf die Reise begab, zu einem Zweck, der sich dem Leser bald entfalten wird.

Diesmal nahm ich in Lüttich Postpferde; ich kam gegen Abend in der Maison dorée an und hatte kaum das chinesische Zimmer betreten, als mir schon Bernhard Wanderer durch die gegenüberliegende Thür entgegen trat. Er hielt mir beide Hände hin; sein Haar wies noch keine Silberfäden auf, er sah so blühend, so heiter aus, wie je.

„Willkommen, Herr Gevatter!" sagte er mit dem alten, lustigen

Spott; dann nahm er mir eine kleine Ledertasche ab, die ich auf der Reise umgehängt hatte und nun, den langen Riemen kurz gefaßt, in der Hand trug. „Ich werde sie gut aufheben lassen", nickte er mir zu, „da, wie ich vermuthe, der Pathenlöffel darinnen steckt."

Ich brachte nun erst meinen Gruß an, mit besonderer Rührung und Herzlichkeit, die sich diesmal durch Bernhard's Uebermuth nicht zurückschrecken ließ; auch er wurde sofort ernster, als ich nach dem Befinden seiner Gattin fragte. „Little darling — God bless her" — sagte er beinahe andächtig — er schien in seinen seltenen Augenblicken der Erregung den besten Ausdruck derselben in kurzen englischen Formeln zu finden — „sie ist gesund und hat schon mehrmals von Dir gesprochen. Du wirst sie aber vor der Ceremonie kaum sehen, denn obwol sie einen wahren Hofstaat von Wärterinnen und dergleichen um sich hat, ist sie bisher nur schwer zu bewegen gewesen, die Wickelpuppe aus den Armen zu lassen: bei all' den geheimnißvollen Weihen, die zu verschiedenen Tageszeiten an dem kleinen Geschöpf vorgenommen werden, führt sie mit der Würde einer Oberpriesterin die Aufsicht."

„Und Dein Sohn, von dem Du in so unehrerbietigen Ausdrücken sprichst?"

Wanderer machte eine unendlich komische Grimasse. „Er hat es während der kurzen Zeit seines irdischen Bestehens schon fertig gebracht, ein Werkzeug zur moralischen Veredelung seines Vaters zu werden . . Die Priesterinnenschaar oben behauptet nämlich, daß er mir „sprechend" ähnlich sehe" — hier schüttelte sich Wanderer — „ich versichere Dich, ein wirksameres Mittel zur Ertödtung meiner Eitelkeit hätte man mir nicht eingeben können. Aber Du wirst müde von der Reise sein, ich führe Dich auf Dein Zimmer; später, wenn Du Dich ausgeruht hast, werde ich Dich mit einer zeitweiligen Bewohnerin der Maison dorée bekannt machen."

„Eine Dame also werde ich antreffen", sagte ich, nachdem ich meine Toilette vollendet hatte und von Wanderer aus meinem Zimmer abgeholt worden war; „eine Freundin oder Verwandte Deiner Frau?"

„Eine Freundin von uns Allen." — Er schob hier den Thürflügel zurück und ließ mich in den Salon treten. Die Gaskronen brannten schon; gerade unter dem mittelsten Lüstre saß in einem niedrigen Sopha eine Dame, das Gesicht nach der entgegengesetzten Seite gewendet; den Kopf tief über ein Buch auf ihrem Schooß gebeugt; ich sah ein paar runde Schultern und auf der Lehne des Sophas Fluthen, lichtgetränkte Fluthen des schönsten Goldhaars, wie man es der Fee Abunde zutraut. Bei dem Geräusch unseres Eintritts erhob sich die Lesende ziemlich langsam und wendete sich uns zu; ich sah in ein längliches, etwas bleiches Gesicht von außerordentlichem Adel der Formen. Mit einem leichten Lächeln schüttelte sie ihre prächtige Mähne, die über der Stirn in anmuthigen Locken lag, zurück und verbeugte sich, während Wanderer Herrn Franz Lebrecht und — Fräulein Ida Lauchholt mit einander bekannt machte.

Das Mädchen rückte Sessel zurecht, ich ließ mich nieder, Wanderer auch und wir begannen ein Gespräch über Eisenbahnfahrten, Wartesäle und dergleichen Neutrales mehr; dann stand der Hausherr auf und entschuldigte sich, da er seiner Gattin meine Ankunft melden wollte: ich war mit der Schönheit allein.

Wie schön war sie! wie viel tausendmal schöner, als ich sie mir vorgestellt hatte! Sie mochte merken, daß ich sie bewunderte, und durch häufige Pausen in unserm Gespräche, die ihr nicht das mindeste Unbehagen zu bereiten schienen, ließ sie mir immer wieder Zeit dazu. Auch wenn sie sprach, hatte sie etwas Gleichgiltiges: sie lächelte sehr häufig, oft, um sich die Worte zu ersparen: ihr Lächeln war, was man verbindlich nennt; es gehörte zum Apparat des Gesprächs; die innere Heiterkeit anzuzeigen, war seine Mission nicht.

Endlich kamen wir auf unsere Wirthe zu sprechen, auf Margot — und nun klang zum ersten Male etwas wie Wärme in Ida's Worten durch; ihr weißes Gesicht hatte sich röthlich angehaucht; sie hob die Augen zu mir auf, und mit diesen dunkelblauen Augen, märchenhaft schön, wie Alles an ihr, schien sie mir zu danken für die beredten Worte der Bewunderung, welche ich von Wanderer's Gattin gesprochen hatte.

Aber auch dies Thema erschöpfte sich.

„Wir werden, höre ich, noch mehr Gäste hier haben" — diese Worte meinerseits waren das Resultat einer längern Pause, während welcher ich mich auf eine möglichst ursprüngliche Bemerkung besonnen hatte.

„Ja, die Pflegeeltern Margot's kommen", sagte Ida mit einem leisen Lächeln der Anerkennung für meine Bemühungen um die Conversation. „Auch Herr Eller wird erwartet."

Ich blickte rasch in die Höhe: sie sah schon wieder auf ihre Arbeit, mit der gleichgiltigsten Miene von der Welt. Wanderer trat jetzt ein; ich erfuhr noch, daß Fräulein Lauchholt am gestrigen Tage angekommen sei. Nach kurzer Zeit erhob sie sich und wünschte uns gute Nacht; sie brachte, wie ich von Wanderer hörte, den Abend im Heiligthum der jungen Frau zu: der Hausherr und ich soupirten allein.

Kaum war sie hinaus, als ich meiner enthusiastischen Bewunderung ihrer Schönheit Luft machte. Wanderer hörte mit großer Kaltblütigkeit zu. „Mir mag der unparteiische Künstlerblick abhanden gekommen sein", meinte er endlich trocken; „außerdem würdest Du es wol kaum begreiflich finden, daß ich meine Psyche nicht nur holdseliger, sondern auch thatsächlich schöner finde, als diese Venus."

Ich erwiederte ihm mit Lächeln, wie ich dies sehr wol begreifen könne.

Am andern Morgen fuhr ich mit Wanderer nach der Stadt, um Grandpapa et Grandmaman vom Bahnhof abzuholen. Ich fand das liebenswürdige Paar so, wie er sie mir geschildert hatte und wir wurden schon auf der Heimfahrt gute Freunde, denn Monsieur Villiers sprach deutsch und ich besaß die Gefälligkeit, seine manchmal etwas dunklen Satzbildungen recht gut zu verstehen und seine Aussprache ausge-

zeichnet zu finden, wodurch ich mir besonders das Herz der guten alten Dame gewann, welche auf die Sprachtalente ihres Eheherrn noch weit stolzer war als dieser selbst.

Wir waren am Abend des zweiten Tages bis auf die junge Mutter vollzählig im Salon versammelt.

Wanderer saß, tief in einem Fauteuil vergraben, im vollen Lichte; er gab sich nicht die Mühe, den Ausdruck ziemlicher Langeweile auf seinem Gesicht vor uns zu verbergen. Er hatte eben seine Uhr hervorgezogen und sie mit einem halben Seufzer der Erleichterung in die Tasche zurückgleiten lassen, als ein Diener eintrat und „Herrn Eller, eben aus der Stadt angekommen", meldete. Wanderer sprang auf mit leuchtenden Augen und eilte hinaus; wir hörten seine tiefe, wohlklingende Stimme draußen lebhaft und herzlich grüßend, dazwischen eine andere, leisere; dann verhallten beide.

„Emil wird zuerst seine Schwester sehen", muthmaßte Madame Villiers und begann, mir von der Kinderanhänglichkeit der Geschwister zu erzählen, während ich, so weit es sich mit der Höflichkeit der alten Dame vereinigen ließ, Ida scharf in's Auge faßte. Nach ihrer Art, bei der Unterhaltung weit mehr zu empfangen als zu geben, schien sie auch jetzt nicht einsilbigier als zuvor; ich bemerkte aber, oder glaubte zu bemerken, daß die leichte, gleichmäßige Röthe, welche das schöne Gesicht schon einmal unter meinen Augen gefärbt hatte, sich auch jetzt langsam über dasselbe verbreitete. Noch eine Viertelstunde; Ida hatte sich endlich, wie müde vom Sprechen, mit leicht über einander geschlagenen Armen in ihren Sessel zurückgelehnt und antwortete dem lebhaften alten Herrn Villiers nur noch mit Augenaufschlag und Lächeln — da wurde endlich Wanderer's federkräftiger Schritt auf den Fließen draußen laut, er stieß die Thür auf und ließ einem hochgewachsenen Herrn den Vortritt; wir Alle erhoben uns und es gab eine lebhafte Scene der Bewillkommnung, die durch den Ausruf des alten Herrn: „Ah, mon cher Emile, wie Sie haben gewachsen!" sofort eine entschieden heitere Färbung erhielt.

Emil war wol erregt, aber vollständig Herr seiner selbst; die tiefe Gluth auf seinem männlichen, noch immer bartlosen Gesicht mochte von der Begegnung mit der Schwester herrühren, auch that sie der Ruhe der schönen Züge keinen Abbruch. Ich freute mich im Stillen über die gesellschaftliche Leichtigkeit, mit der er uns Allen, unsere Armida nicht ausgenommen, nach unseren Graden seinen Gruß angedeihen ließ. Ich erhielt einen herzlichen Händedruck, die alten Verwandten nach französischer Sitte einen Kuß auf beide Wangen, dann trat der Ankömmling auf Ida zu; mit einem treuen Blicke ergriff er auch ihre Hand, sie verbeugte sich tief, weit tiefer, als es in solchem Fall das Ceremoniell einer Dame vorschreibt und ich triumphirte: einen bessern Beweis der Verwirrung hätte sie uns nicht geben können.

Auf einen Wink Wanderer's bot ich bald darauf Armiden den Arm, um sie in das Eßzimmer zu führen, Wanderer war mit Grandmaman vorangegangen. Emil folgte neben dem alten Herrn. Wir waren an

jenem Abend eine lebhafte kleine Gesellschaft. Die Gegenwart des jungen Eller schien meinem Freunde fast ein Ersatz desjenigen seiner Gattin; es war zum ersten Male, daß ich ihn und Emil zusammensah und selten ist mir ein erquickenderes Bild geworden, als es die innige Herzensgemeinschaft der Beiden, in so manchem kleinen Zuge ersichtlich, mir gewährte. Wanderer blickte mit mehr als väterlichem Stolze auf den jungen Mann; dieser, gereift und durchgebildet, legte eine Pietät, eine zwanglose Ehrerbietung gegen seinen ältern Freund an den Tag, die mir einzig vorkam und der ich auch nirgends in keinem Verhältniß wieder begegnet bin. Ida war still, aber ich hatte sie noch nicht anders gesehen; der Unterhaltung der Andern folgte sie aufmerksam, auch zog sie sich heute später als am gestrigen Abend zurück.

Und dann kam die Zeit für den Act heran, in welchem das unbewußte junge Wesen, um dessentwillen wir ja Alle versammelt waren, nun auch wirklich die Hauptrolle spielen sollte.

Heitere Tage folgten. Margot wußte die von ihr sehr ernst genommenen Mutterpflichten dennoch mit denen der guten Wirthin zu vereinigen; sie war mit uns im Salon, im Garten, im Park, durch ihre Liebenswürdigkeit Alles belebend und vereinigend und wäre nicht täglich in den Gängen des Gartens eine würdige Matrone mit einem weißen Bündel auf dem Arm wandeln zu sehen gewesen, so hätte die Existenz des kleinen Weltbürgers, um den sich doch im Stillen das ganze Leben seiner Mutter drehte, bei uns in Vergessenheit gerathen können.

Monsieur Villiers interessirte sich lebhaft für den gewerblichen Betrieb der Gegend; er ritt viel mit Wanderer und Emil umher, während ich bei den Damen blieb. Ida schien in ihrer ruhigen Weise Freundschaft für mich gefaßt zu haben; sie nahm bei weiteren Wanderungen gern meinen Arm; sie fragte Dies und Das und sah mich für meine Auskunft jedesmal dankbar an. Diese Blicke waren es, an die ich mich gewöhnen mußte; der erste hatte das Blut schneller durch meine Adern gejagt, als es seit vielen Jahren zu fließen gewohnt gewesen; bald aber merkte ich, daß es so ihre Art sei, dieser langsame Aufschlag der langbewimperten Lider, dieser Blick, der die Worte ersetzen sollte und der, ach, so viel mehr sprach, als es Worte vermochten!

„Sie scheint mir weit eher kalt als leidenschaftlich zu sein", bemerkte ich einmal von Fräulein Lauchholt, als Wanderer und ich noch spät eine Cigarre im Parke rauchten.

„Gott behüte uns vor ihrer Kälte", sagte Bernhard andächtig.

„Wie kommt Ihr eigentlich dazu, sie hier mit Emil zusammenzubringen?"

„Es ist das Werk meiner Frau: an sie hat Ida sich sehr innig angeschlossen, während sie mich, argwöhne ich, jetzt so herzlich verabscheut, wie es sich nur mit ihren geregelten Principien verträgt. Die kleine Frau hat sich in diesem Falle für ihren Schützling verbürgt, als ich für die Ruhe und den Seelenfrieden des meinigen sehr eifrig in die Schranken trat. „Du sollst sehen, es wird noch Alles gut werden!" — Das ist

so ihre Art der Beweisführung. Uebrigens ist bis jetzt Alles gut gegangen, das heißt, mein Junge hat sich brav gehalten. Ich bin nicht so herzlos, wie Du vielleicht glaubst: mein ganz besonderes Augenmerk habe ich auf seine Leistungen bei Tische gerichtet: so wie ich die geringste Abnahme seines Appetits bemerke, werde ich sogleich meine Maßregeln treffen."

Ich lachte. „Zweifelst Du an der Zuverlässigkeit dieses Liebesbarometers?" meinte Wanderer kaltblütig; „willst Du mir ableugnen, daß der Gemüthszustand eines Menschen, der zweimal Roastbeef nimmt — und ich schneide tüchtige Portionen — ein im Ganzen befriedigender sein muß?"

„Erstreckst Du Deine Beobachtungen und Schlußfolgerungen auch auf die andere Partei? Ida ißt sehr wenig", bemerkte ich.

„In der That? Es ist mir nicht aufgefallen", sagte Wanderer mit Interesse. „Sollte Margot doch Recht behalten?"

Worauf sich die letzten Worte bezogen, konnte ich an jenem Abend nicht mehr erfahren; Wanderer begegnete jeder Frage mit einem Scherz und ich gab es bald auf, noch etwas Vernünftiges aus ihm heraus zu bringen.

Unser Kreis fing nun an, sich zu lichten. Herr und Madame Villiers waren die Ersten, welche aufbrachen.

Bei der nächsten Mahlzeit, die ohne das freundliche alte Paar eingenommen wurde, kam nun auch Emil's Abreise zur Sprache. Wanderer und seine Gattin wollten nichts davon hören, der junge Mensch aber, mit dem freundlichen Ernste, welcher ihm jetzt eigen war, wies nach, daß eine längere Abwesenheit von seinen Schöpfungen gerade in dieser Zeit nicht räthlich sei.

„Und wenn werden wir Dich wieder hier sehen?" fragte seine Schwester, nachdem es ihr gelungen war, die Thränen, welche ihre noch immer größere Reizbarkeit allzuleicht aufsteigen ließ, hinunter zu schlucken.

„Ich werde Euch wol bitten müssen, mich in meiner Klause zu besuchen", sagte Emil lächelnd. „Ich darf so bald nicht wieder fort. Ich habe eingesehen, daß ich nichts ausrichten werde, wenn ich nicht Alles einsetze, das heißt mich und meine ganze Kraft. Ich muß mich dort einspinnen, die Leute müssen sehen, daß ich für sie und mit ihnen zu leben nicht anstehe.. Es taugt nicht, auf Vergnügungsreisen zu gehen; ich darf für die nächsten Jahre nichts kennen, als Arbeit — Arbeit am Tage und Arbeit am Abend — sieh mich nicht so ernsthaft an, liebe Margot; ich denke, daß mir dies Régime ganz gut bekommen wird."

Er hatte dies Alles durchaus nicht etwa mit großem Nachdruck gesagt, sondern vielmehr in einer fast gleichgiltigen, beiläufigen Art, die schlecht zu dem Sinne seiner Worte paßte, in die er aber gewöhnlich verfiel, wenn er von sich sprach. Ich konnte von meinem Platze aus sehen, daß Wanderer sich der Hand seiner Frau bemächtigt hatte und sie wie beschwichtigend hielt. „Eine heitere Aussicht für Dich und die Deinen", sagte er dabei spöttisch, „und ein Plan, der meinen vollen Beifall hat.

Aber ich wäre neugierig, Ihre hier einschlagenden Grundsätze zu hören, Fräulein Ida", wandte er sich plötzlich an diese; er hatte in scharfem Tone begonnen, der aber milder wurde als er fortfuhr: „Wir Alten — mein Weibchen, als Matrone, muß es sich schon gefallen lassen, hier mit eingerechnet zu werden — wir Alten huldigen einer laxen Lebenstheorie; wir machen weiter keinen Hehl daraus, daß wir es uns gern wohl sein lassen auf Erden. Von Ihnen aber, die Sie ja auch zur neuen Generation, zu dieser jungen, strammen Mannschaft gehören, von Ihnen versehe ich mich des Entschlusses, daß Sie nächstens Ihre schönen, goldenen Haare abschneiden, ein Schwesternhäubchen aufsetzen und sich als Diaconissin in eine möglichst häßliche Gegend, bei möglichst verwahrlosten Kindern oder gefährlichen Kranken melden werden, nach dem Grundsatze: je unleidlicher die Arbeit, desto verdienstlicher ist sie."

Hier hob Ida zu meiner Verwunderung muthig den Kopf, sah Wanderer voll an und sagte: „Arbeiten möchte ich auch, mehr als ich thue, mehr als ich zu Hause Gelegenheit habe; aber es ist wol keine Sünde, wenn ich wünsche, für Die und mit Denen arbeiten zu dürfen, die ich liebe."

Das zarte Roth war wieder in ihrem Gesicht, Wanderer sah sie mit strahlenden Augen an und sagte: „Bravo, Ida — dies ist eine Fassung der Aufgabe, so vernünftig, wie man sie nur wünschen kann. Ihr „Diejenigen, welche ich liebe", ist freilich ein etwas zu allgemeiner Ausdruck; aber ich hoffe, daß sich auch in dieser Beziehung Ihre Anschauung im Laufe der Zeit präcisiren wird und dann ist Ihr Grundsatz vollkommen!"

Der letzte Tag von Emil's Anwesenheit kam heran. Es war noch ziemlich früh am Morgen, kaum acht Uhr, als ich, meiner Gewohnheit gemäß, einen Gang durch den thaufrischen Garten machte. Der Blumengarten war, wie ich, glaube ich, früher erzählt habe, von hohen, wunderlich verschränkten Taxusmauern durchzogen, die lauschige Gänge und verschwiegene Plätze bildeten. Ich schritt langsam zwischen zweien dieser hohen grünen Wände hin: sie mündeten auf ein kleines Halbrund, in dem sich ein Sitz befand. Einen Augenblick wollte ich mich hier niederlassen, um die Aussicht aus dem beschränkten Raume hinaus auf das goldige Grün der offenen, im vollen Sonnenlichte glänzenden Anlagen zu genießen; da knisterten Tritte auf dem Kies und ich hörte, wie sich mir im Rücken, durch die dichte, jeden Durchblick verwehrende grüne Mauer von mir getrennt, Jemand niederließ; es befand sich dort in einem eben solchen Rund ein Sitz, der dem meinigen völlig entsprach.

Der Neuangekommene blieb ruhig; wie ich mochte er den eben mit besonderer Energie vorgetragenen eintönigen Strophen eines Finken lauschen. Da, nach wenigen Minuten, verrieth der Kies das Nahen einer andern Person; ein leichter Fuß war es diesmal, dazu das Rauschen eines Frauenkleides.

Ich stand unschlüssig. Der Erstgekommene erhob sich jetzt; er sprach — zu meinem Unbehagen konnte ich nicht nur jedes Wort, jeden Athem-

zug sogar hören. Es war Emil und Diejenige, welcher er einen guten Morgen bot, nicht seine Schwester, sondern Ida Lauchholt.

Noch hätte ich gehen können, allein Ida's erste Worte schon bannten mich an den Ort, auf dem ich stand und als ich mich endlich, beschämt über meinen Lauscherposten, losreißen wollte, da hätte die Entdeckung, daß ein Dritter zugegen gewesen, den jungen Leuten nur Verlegenheit und Pein bereitet.

Ida erwiederte den Gruß Emil's und sagte dann mit leiser, aber klarer Stimme: „Ich bin nicht zufällig hier, Emil . . . ich sah Sie den Garten betreten und bin Ihnen nachgegangen, um einmal ungestört mit Ihnen sprechen zu können. Sie haben es bis hierher vermieden, mit mir allein gelassen zu werden: ich weiß weshalb, Sie fürchteten, es würde peinlich für mich sein." . . . Hier hielt Sie einige Secunden inne, gewiß sah sie ihn jetzt an; wenn er nur, seiner Seelenruhe zu Liebe, diesen beschwörenden, berückenden Augen auswich: er schwieg und athmete schwer. „Ich kenne Sie ganz, Emil Eller", fuhr sie noch immer in ihrem ruhigen, gleichmäßigen Tone fort. „Es war nicht Gleichgiltigkeit oder gar Widerwillen gegen mich, was Sie so fern von mir gehalten hat . . es ist Ihnen auch nicht ganz leicht geworden — vielleicht auch nicht sehr schwer", schob sie hier, wie zu sich selber redend, ein; „Sie lieben es, Ihren starken Willen über Ihr eigenes Herz triumphiren zu lassen, Sie haben vielleicht Genugthuung dabei empfunden. Aber wie dem auch sei, Sie thaten es um mich . . nur an mich, nicht an sich haben Sie dabei gedacht. Sie haben Alles für mich gethan, mich aufgegeben um meinetwillen . . es hat nie eine reinere, treuere, stärkere Liebe gegeben als Ihre zu mir. — Sie sehen, ich bin nicht mehr verblendet, Emil, ich sehe klar . . ."

Ich hätte darauf schwören mögen, daß sie bei den letzten Worten lächelte . . . ich fühlte es. Jetzt sprach Emil, aber seine Ruhe war hin, seine Stimme klang rauh vor innerer Bewegung. „Was soll mir Das, Ida? — was wollen Sie . . . Ich wäre ruhig gegangen . . . warum kommen Sie und peinigen mich mit Ihrer süßen Stimme? Lassen Sie mich . . Die Selbstverleugnung wird mir nicht so leicht, wie Sie zu denken scheinen . . ."

Ihr Kleid rauschte, sie mußte ihm näher getreten sein. Ja, sie war jetzt dicht neben ihm, ich hörte es, als sie wieder sprach.

„Gott sei Dank! Ha, ich wußte es, Du liebst mich noch immer, Emil. Und jetzt höre . . Du hast an mich geglaubt, hast mich entschuldigt, als die Anderen alle mich verachteten . . Du bist es werth, o, tausendmal werth, daß ich mich vor Dir demüthige, wie es ein Mädchen sonst nicht darf. Ich sage es Dir jetzt ungefragt, Emil, daß ich Dich von ganzer Seele liebe — ich komme zu Dir, ich bitte Dich und schäme mich dessen nicht: mache mich zu Deinem Weibe, gönne es mir, daß ich mein Leben für Dich ausleben darf!"

Der Sirenengesang war verstummt, Alles still, ich stand wie betäubt. Dann ein Seufzer, der fast wie Schluchzen klang, aus der star-

ken Brust des Mannes — mir fiel das Märchen ein von dem Reif um das treue Herz, welcher, als das Glück endlich kommt, klirrend springt — und halb erstickte Laute „Ida, Ida, Du . . Traum meiner Jugend, mein Glück und mein Schmerz, aber immer mein Alles, mein Liebling!"

Er war vor ihr niedergesunken, denn jetzt rief sie ängstlich, heftig fast: „Steh' auf, Emil, ich verlang' es nicht, daß Du vor mir kniest, mein Platz ist zu Deinen Füßen . . komm!"

Nun eilte ich fort, leisen Schrittes; ich durfte hoffen, daß die guten Kinder mich nicht hörten. Ich traf Wanderer im Frühstückszimmer: er sah mich forschend an und merkte sogleich, daß ich etwas Besonderes auf der Seele habe. „Nun, was ist's?" rief er mir munter entgegen. Durfte ich ihm das Geheimniß vorenthalten, auf welches er so unendlich mehr Recht hatte als ich, der Außenstehende? In kurzen Worten erzählte ich ihm Alles, was ich gehört hatte. Seine hellen Augen leuchteten. „Sie ist doch ein braves Mädchen!" rief er aus, „ein echtes Weib, gerade darin, daß sie so tapfer den Spieß umgekehrt und sich ihrem Getreuen selber angetragen hat. Margot, meine kleine Sybille —", sie trat eben ein, weiß angethan und sah dem ehrwürdigen Bilde, welches man sich von der Aeltermutter von Cumä macht, so unähnlich wie möglich — „komm her und höre, wie richtig Du prophezeit hast!"

Margot vergaß, als sie unsere Neuigkeit erfuhr, ihrer mütterlichen Würde so weit, daß sie aufjauchzend in die Hände klatschte, nicht viel anders als jüngst ihr kleiner Sohn und wie dieser befand sie sich gleich darauf — Wanderer legte schlechte Angewohnheiten nicht so leicht ab — schwebend zwischen Himmel und Erde auf den Armen ihres Gatten.

* * *

Emil verschob nun doch seine Abreise von der Maison dorée, wenige Tage freilich nur, dann trennten er wie seine Braut sich von uns: er ging nach Westen, sie nach Osten; aber schon der Herbst jenes Jahres vereinigte Beide am Altar.

Ich habe ihre Geschichte bis hierher niedergeschrieben; nicht das Bruchstück ihres Lebens, welches die schönere, inhaltreichere Hälfte desselben umschließt, sondern Dasjenige, in dem sie unter Stürmen, von innen mehr als von außen, den Grund zu einem dauerhaften Glück legten.



Druck von A. H. Payne in Reudnitz bei Leipzig. — Nachdruck und Uebersetzungsrecht sind vorbehalten.



Eine neue Dichtung

von

Adolf Wilbrandt

erscheint im nächsten Hefte des

SALON.



Gegen die Leiden der Harnorgane.

Telegraphen-Station. **Bad Wildungen.** Eisenbahn-Station Wabern bei Kassel.

Die **natürlichen** Wildunger Mineralwässer mit specifischen Heilkräften gegen **Stein, Gries, Blasenkatarrh, Blasenkrampf** 2c.; **fehlerhafte Menstruation, Bleichsucht** 2c. werden zu jeder Jahreszeit bei mildem Wetter in 1/1 Flaschen versandt.

Kohlensäurereiche Bäder! — Als Wohnungen **für Curgäste** empfehlen sich besonders das **Bade-Logirhaus** und der **Europäische Hof**, in der Nähe der Hauptquelle. Logispreise in der Vor- und Nachcurzeit billiger. Hauptcurzeit vom 15 Juni bis 15. August Saison vom 1. Mai bis 10. October, Bäder vom 15. Mai bis 15 September.

Alle das Etablissement betr. Aufträge 2c. nimmt entgegen und giebt Brunnenschriften ab

[234] **die Brunnen-Inspection.**

Hamburg-Amerikanische Packetfahrt-Actien-Gesellschaft.

Directe Post-Dampfschifffahrt

vermittelst der Post-Dampfschiffe Holsatia, Westphalia, Hammonia, Cimbria, Saxonia, Borussia, Bavaria Teutonia, Allemannia, Silesia, Thuringia, Germania, Vandalia, Frisia, Pommerania, Franconia, Alsatia Lotharingia, Rhenania und Suevia (die 6 Letzteren im Bau),

zwischen Hamburg und New-York

auf der Ausreise Havre, auf der Rückreise Plymouth und Cherbourg anlaufend,
von Hamburg jeden Mittwoch Morgens 9 Uhr,
von Havre jeden Sonnabend früh Morgens.

Zwischen Hamburg und New-Orleans

auf der Ausreise Havre, Santander und Havana, auf der Rückreise Havana, Santander und Havre anlaufend, finden die Expeditionen von Hamburg während der Saison, nämlich von September bis April, alle 4 Wochen Sonnabends statt.

Zwischen Hamburg und Westindien

via Grimsby und Havre,
nach St. Thomas, La Guayra, Puerto Cabello, Curaçao, Colon, Sabanilla, und von Colon (Aspinwall) mit Anschluß via Panama

nach allen Häfen des Stillen Oceans

und via **San Francisco** nach **Japan** und **China**,
am 22 jeden Monats von Hamburg, am 25. von Grimsby, am 28. von Havre, und zurück von Colon resp. am 4./5. jeden Monats.

Nähere Nachricht wegen Fracht und Passage ertheilt der Schiffsmakler **Aug. Bolten, Wm. Miller's Nachfolger.**

Hamburg, 1873.

[138] **Die Direction.**

Von **Dr. Th. Kullak**, Kön. Prof. und Director der Academie der Tonkünste in Berlin

☛ angelegentlichst empfohlen: ☚

JACKSON'S

Finger- und Handgelenk-Gymnastik

zur Ausbildung und Stärkung der Muskeln

☛ für musikalische Zwecke. ☚

Preis 15 Sgr.

Verlag von A. H. Payne in Leipzig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen, auch direct von der Verlagshandlung gegen Einsendung des Betrags in Geld oder Briefmarken, wogegen sofort Franco-Zusendung unter Kreuzband erfolgt.

Herausgeber und verantwortl Redacteur: A. H. Payne

Der neue Band des Salon,

welcher mit dem nächsten Hefte beginnt, wird unter Anderem folgende Novellen, Erzählungen und vermischte Beiträge bringen:

Klaus Groth, Vun den Lüttenheid.

Udo Brachvogel, Die Novelle des Studenten.

M. Goldschmidt (Verfasser von „Maßer"), Die Rache.

F. L. Reimar, Lorbeern.

Marino, Eine Reise ins Blaue.

Ferner:

Novellen von **A. v. Auer**, **E. v. Dincklage**, **Wilhelmine v. Hillern**, geb. **Birch**, **Edmund Höfer**, **Rudolf Lindau**, **Marie v. Olfers** rc.

Literarische Charakteristiken von Director Dr. **F. Kreyssig** und Professor Dr. **Heinrich Kurz**.

Maler-Portraits von Dr. **Wolfgang Müller von Königswinter**.

Bilder aus Oesterreich und Wien. Von **Austriacus**.

Skizzen aus Brüssel und Paris. Von Dr. **Max Sulzberger** und **Paul d'Abrest**.

Wanderungen durch das Elsaß. Von **F. Lucius**, Pfarrer in Sesenheim.

Amerikanische Skizzen. Von **C. A. Honthumb**.

Mitteldeutsche Waldbilder. Von **H. Jäger**.

Ottilie von Goethe. Von Dr. **R. Keil**.

Fremdwörter in der deutschen Sprache. Von Dr. **A. Vollert**.

Ferner:

Schluß der Theater-Erinnerungen von **G. zu Putlitz**.

Fortsetzung von: **Preußens Königliche Schlösser** von **George Hesekiel**.

















